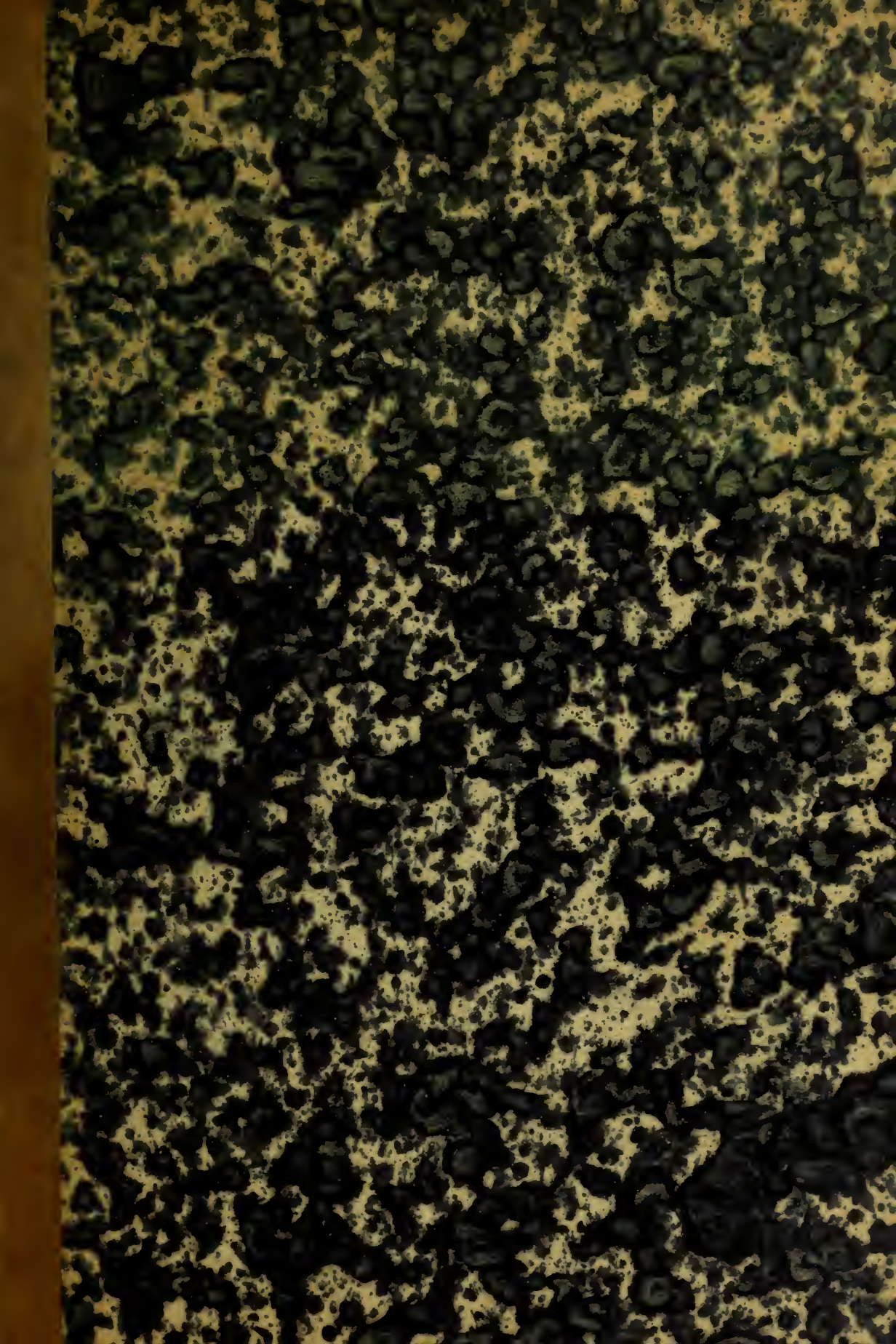

W. JACKSON

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Class R05 Book EV Volume RR-R3

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Zweiundzwanzigster Band.

Januar bis Juni 1838.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

205
EY
5.22.23

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 3. Januar. № 1.

Vorwort.

Wir haben zu anderen Malen wohl den Gegenstand des Vorwortes erst nach längerer Wahl bestimmt. Diesmal sind wir aller Wahl überhoben. Überschauen wir die Erscheinungen des verflossenen Jahres, so tritt eine aus ihrem Kreise so entschieden hervor, daß sie unsere Blicke sogleich gefesselt hält. Es ist dies das Werk von Rothe (Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung, Wittenb. 1837, Bd. 1.) und zwar nach seinem ersten Buche. Wie könnte eine Kirchenzeitung einen neuen Abschnitt ihres Daseyns beginnen, ohne sich mit einer Ansicht auseinandergesetzt zu haben, welche ihr das Recht ihres Daseyns streitig macht, ihr wünscht und weissagt, daß sie, wenn auch noch eine Zeitlang als nothwendiges Übel geduldet, doch über kurz oder lang ihren Platz an eine Staatszeitung abtreten oder vielmehr in sie wie ein Bächlein in den Strom einmünden müsse?

Zwar, wenn diese Erscheinung isolirt dastände, losgerissen von der ganzen Entwickelung der Zeit, so würde es am besten seyn, sie ganz kurz abzufertigen. Denn ihrer inneren Bedeutung nach verdient sie keine ausführliche Gegenrede. Unter den Verläufern des Verfassers — es geschieht nichts Neues unter der Sonne — kommt ihm keiner näher, als ein gewisser Seitz, welcher im Jahr 1728 eine Schrift: Melchisedekisches Priesterthum, herausgab, worin er behauptete, in dem Reiche der Herrlichkeit werde die Kirche ganz in den Staat aufgehen, alle Funktionen des geistlichen Standes der weltlichen Obrigkeit zufallen. Das Bewußtseyn um die wesentliche Geschiedenheit von Staat und Kirche, die unbedingte Selbstständigkeit der letzteren war damals so lebendig, daß das Buch überall als bloße Curiosität, nicht widerlegend, sondern bloß referirend erwähnt wird. In der Kirchenzeitung der damaligen Zeit, den Unschuldigen Nachrichten, wird ihm nur eine halbe Seite gewidmet. Wäre sein Verfasser auch dem Verfasser des vorliegenden Werkes an Scharfsinn, Gelehrsamkeit und Gefälligkeit der Darstellung, wie sie hier in bedeutendem Grade hervortreten und dem Werke seine Bedeutung als Organ der ganzen verwandten Zeitrichtung sichern, näher gekommen, als dies der Fall ist, man würde ihm keine viel größere Aufmerksamkeit gewidmet haben.

Jetzt aber steht die Sache ganz anders. Das Buch ist Produkt seiner Zeit und dies sichert ihm den Einfluß auf dieselbe. Das kirchliche Bewußtseyn war in den achtzehn Jahrhunderten des Bestehens der christlichen Kirche in keiner Zeit so erschüttert wie in der unsrigen. Wir wollen nicht von der großen Masse reden, die sich unbedingt unter der Herrschaft des Zeitgeistes befindet. Wie könnte für diejenigen die Kirche noch irgend Bedeutung haben, denen über der Erde der Himmel ganz entschwunden ist, die alle Bande gelöst haben, wodurch sie mit dem Haupte der Kirche verbunden waren? Wo das christliche Bewußtseyn ganz geschwunden ist, da darf man nicht erst fragen, wie es mit dem kirchlichen steht. Indifferentismus ist die herrschende Stimmung in Bezug auf die Kirche; selbst zum Hasse bringt man es nicht mehr von innen heraus, so daß die Kirche noch eine Macht wäre, mit der man innerlich zu kämpfen, der man sich innerlich zu erwehren hätte. Der Haß entsteht nur dann noch, wenn die Kirche sich äußerlich geltend macht. Dann findet man es empörend, daß sie, die längst durch die Fortschritte des Zeitalters beseitigte, noch ihre leeren Anmaßungen nicht fallen lassen will, daß das mittelalterliche Gespenst noch umhergeht, daß noch andere Interessen neben den materiellen und politischen auf Geltung Anspruch machen. — Was aber weit bedenklicher ist, auch die mehr oder weniger christlich Angeregten sind meist dem kirchlichen Bewußtseyn entfremdet. Es kommen mannichfache Ursachen zusammen, welche diese traurige Erscheinung bewirken. Die hauptsächlichsten möchten folgende seyn.

Der regelmäßige Gang ist der, daß Jeder durch die Kirche zu Christo kommt. Die Kirche soll den Neugeborenen gleich auf ihren Schoß, in ihre mütterlichen Arme nehmen; sie soll erst Milch, dann starke Speise reichen; im Hause, in der Schule, in der Kirche soll sie die Keime entwickeln, welche durch die Taufe in die Seele hineingelegt sind. Wo dieser naturgemäße Gang statt findet, da wird sich bei denen, die überhaupt keine Esausnaturen sind, eine tiefe und unvertilgbare Anhänglichkeit bilden, welche auch dann zu seiner Zeit wieder hervorbricht, wenn die Welt mit ihren Lockungen sie erdrückt zu haben schien; mit der Rückkehr zum Glauben wird immer auch die Rückkehr zur Kirche verbunden seyn. Jetzt ist diese natürliche Ordnung fast ganz durchbrochen. Die tief gesunkene Kirche gibt nur noch wenige Lebenszeichen von sich; man muß sie suchen, um sie zu finden; man kann Knabe, man kann Jüngling werden und kaum etwas von ihrem Bestehen ahnen, geschweige denn daß man auf lebendige Weise ihre Muttertreue erführe. Die zu Christo kommen, thun es jetzt meist auf eigene Hand, oder die kirchlichen Einflüsse, die sie erfahren — denn ganz ohne solche ist ein Kommen zu Christo nicht denkbar — werden ihnen doch nicht als solche bewußt. Erkennen sie nun auch nachher die Bedeutung der Kirche, so ergeht es ihnen doch wie solchen, die in der Fremde erzogen, ihre Eltern erst in späteren Jahren kennen gelernt haben. Sie müssen die Mutter erst lieben lernen und das geht langsam und nicht ohne große Schwachheiten ab. Wie wichtig dieser Grund der Unkirchlichkeit ist, davon wird man sich am leichtesten überzeugen, wenn man in die

194413

früheren Verhältnisse derjenigen zurückgeht, welche sich jetzt als Repräsentanten kirchlicher und unkirchlicher Gesinnung gegenüberstehen. Wo die erstere sich findet, wird man meist wahrnehmen, daß ihre Träger in früher Jugend irgend in kirchlichen Beziehungen gestanden haben, sey es nun, daß sie aus Gegenden sind, in denen das kirchliche Leben noch mehr oder weniger blüht, oder auch nur, daß sie Söhne von Predigern, auch nicht grade lebendig gläubigen, sind. Fassen wir diesen Grund der Unkirchlichkeit in's Auge, so muß freilich unser Blick in die nächste Zukunft ein ziemlich trüber werden. Es zeigt sich dann, daß in der gegenwärtigen Generation sich der bessere Zustand nur anbahnen läßt. Soll es gründlich besser werden, so müssen Eltern und Lehrer eifrig bemüht seyn, das heranwachsende Geschlecht nicht bloß für das Christenthum, sondern auch für die Kirche zu erziehen, und zwar um so mehr, je schwerer es ihnen wird, sich mit der letzteren zu befreunden.

Ein zweiter Grund der Unkirchlichkeit, der sich besonders bei den Theologen wirksam erweist, aber nicht selten auch auf Laien direkten Einfluß ausübt, liegt in der vorherrschenden Subjektivität der Zeit. Statt daß früher Jeder zuerst die Lehre der Kirche, in welche er hineingeboren worden, zunächst als eine gegebene hinnahm, mit derjenigen Pietät, welche auch in dieser Beziehung das: ehre Vater und Mutter, vorschreibt, sich dann in dieselbe hineinzuleben und sie zum eigentlichen und innerlichen Eigenthum seines Geistes und Herzens zu machen suchte, und wenn er sich von ihr lossagte, dies nur nach langem und schweren Kampfe that, weil er dieselbe nicht mit sorgsam und mit Gebet erforschten Worte Gottes in Übereinstimmung bringen konnte, wie ja auch der Gehorsam gegen die Eltern seine Gränzen hat, — meint jetzt ein Jeder, er müsse damit anfangen, sich seinen eigenen Lehrbegriff zu bilden, vergißt ganz, daß die Schrift schon achtzehn Jahrhunderte in der Welt ist und thut so, als ob er sie zuerst an irgend einem verborgenen Orte aufgefunden, denkt gar nicht daran, ob er denn auch wohl schon in dem Zustande der Prüfungsfähigkeit sich befindet, ist gar nicht bedacht, seine Neigungen von dem Geschäfte der Lehrbildung auszuschließen, zieht sie wohl gar grundsatzmäßig zu Rathe, weil er keine andere Wahrheit kennt als eine subjektive und individuelle. Wo solche Richtung herrscht, da können wohl Schulen zu Stande kommen, aber die Kirche muß mehr und mehr zu Grunde gehen. Die Schulen, welche sich einander bekämpfen, werden gegen die Kirche, als die gemeinschaftliche Gegnerin, gemeinsame Sache machen. Selbst die Schulen aber müssen durch diese Richtung mehr und mehr zerrüttet werden. Je mehr die Ansicht ihrer Stifter Produkt ihrer Subjektivität ist, desto weniger ist auch für die Schule ein wahrhaft gemeinschaftbildendes Princip vorhanden. Die Schule kann nur noch aus einem Meister und vielen Nachbetern bestehen.

Am tiefsten liegt ein dritter Grund. Er ist die eigentliche Wurzel des Übels und ihn wird mit tiefem Schmerz Jeder in sich entdecken, der auch von den beiden anderen mehr oder weniger frei ist. Die kirchliche Richtung beruht auf der Voraussetzung der Selbstständigkeit der religiösen Sphäre. Sie dringt darauf, daß man für die Andacht bestimmte Zeiten aussondere, daß dieselbe sich in bestimmten Handlungen verkörpere, daß man Gott lobe in großer Versammlung. Alles das ist dem herrschenden Zeitgeiste, dessen Einflüssen sich Niemand ganz entziehen kann, äußerst zuwider. So wie das Sündenbewußtseyn in Folge der pantheistischen Influenza, an der wir leiden, gar sehr geschwächt ist, so hat auch, was damit eng zusammenhängt, das Gottesbewußtseyn, an seiner früheren Lebendigkeit und Stärke verloren. Die Andacht ist geschwunden; Menschen des Gebetes werden immer seltener. Man gefällt sich in frommen Gefühlen, aber diese müssen bei Gelegenheit kommen, während der Arbeit oder inmitten der Vergnügungen. Zu demjenigen, was sonst als ein herrliches Privilegium der Gläubigen betrachtet wurde, müssen sich jetzt die Meisten zwingen, und auch der Zwang vermag nicht die rechte innerliche Leistung hervorzubringen. Man hat bei dem besten Willen mit Unruhe, Zerstreuung, Langeweile zu kämpfen, Übeln unserer Zeit, die schon bei der Arbeit so hemmend entgegentreten.

Doch die Unkirchlichkeit wäre weit weniger gefährlich, wenn sie allgemein wenigstens unter den christlich Gerichteten als dasjenige erkannt würde, was sie ist, als ein Produkt der Sünde, welches dem Christenthum die größte Gefahr droht. Allein dem ist nicht also. Es liegt im Allgemeinen im Wesen der menschlichen Natur, speciell im Deutschen Charakter, und ganz besonders in der Eigenthümlichkeit unserer Zeit, in ihrer pantheistischen Grundneigung das Bestreben, das Vorhandene zum Gesetzmäßigen zu erheben, das Wirkliche zum Vernünftigen, die Krankheit, wenn sie einmal da ist, zur Gesundheit. Der schlechte Zustand treibt immer schlechte Theorien hervor, und diese dienen wiederum dem schlechten Zustande zur Stütze.

In Bezug auf die Kirche würden wir unter diesen schlechten Theorien der Hegelschen den ersten Platz anweisen, wenn sie nicht, wie die rationalistische, mit der wir uns gar nicht befassen wollen, außerhalb des Christenthums entstanden, und noch dazu in die ziemlich engen Gränzen der Schule eingeschlossen geblieben wäre. Die Hegelsche Kirche ist ein jämmerliches Ding. Er hat ihr die Augen ausgestochen; denn alles Wissen gehört dem Staate; er hat sie in engen Gewahrsam gebracht; denn mit dem ganzen Gebiete des Sittlichen darf sie sich nichts zu schaffen machen; da ruft der Staat ihr gleich sein donnerndes Zurück! zu. Da sitzt sie nun in ihrer dunklen Behausung am Boden und richtet in dumpfer Andacht ihre blinden Augen gen Himmel, und seufzt, und mit ihr sehnen sich und seufzen — denn weiter dürfen sie bei Strafe nichts thun — ihre Kinder, die einzigen, die der Grausame ihr noch gelassen, die Handwerksburschen und Weiber — denn unter die Damen fängt man schon an Briefe und Missionare zu senden. Die Hegelsche Kirche ist nur ein etwas verschönerter Ausbau der Voltaireschen. Sie ist nichts Anderes als ein nothwendiges Übel, eine Anstalt für diejenigen, die noch nicht auf der Höhe ihrer Zeit stehen, noch nicht fähig sind, dem Staate als lebendige Steine eingefügt zu werden. Sie verhält sich grade so

zum Staate, wie der Glaube zum Wissen. Es ist für einen gebildeten Mann eine Schande ein Gläubiger, ein Mitglied der Kirche zu seyn. Die Kirche gehörte dem Mittelalter an und bildete seinen innersten Kern; unsere Zeit hat eine ganz andere Aufgabe, ihre Richtung ist eine durchaus politische und soll eine solche seyn. Man übersehe nicht, wie diese rohe Auffassung ein nothwendiges Produkt von Hegel's pantheistischer Grundansicht ist. Kommt die Sünde gar nicht in Betracht in der Philosophie der Geschichte, ist alles Vernünftige wirklich, der Zeitgeist immer Gottes Geist, jede Umänderung ein Fortschritt, Thorheit, zur früheren Stufe zurückkehren zu wollen, und läßt es sich nicht verkennen, daß in der Wirklichkeit die politischen Interessen die kirchlichen weit überwiegen, der Zeitgeist die Kirche ignorirt, verachtet, haßt, so muß man ja wohl zu solcher Auffassung hingetrieben werden.

Doch die Ansicht von Hegel, der hier im eigentlichsten Sinne wie der Blinde von der Farbe redet, wird eben deshalb, eben wegen seiner unverkennbaren Erfahrungslosigkeit auf dem religiösen Gebiete, an Wichtigkeit bei weitem von einer anderen übertroffen, die weit mehr einen christlichen Schein hat, und auch wirklich weit mehr mit einer christlichen Richtung verträglich ist, die wir in unserer Zeit sehr verbreitet finden, und zu der man sich von den verschiedensten Standpunkten aus bekennt. Es ist dies die Lehre von der unsichtbaren Kirche, die man in der Gestalt, in der sie jetzt dominirt, nur durch einen höchst seltsamen Irrthum für die der Evangelischen Kirche halten kann. Sie gehört ursprünglich nicht dieser, sondern den Anabaptisten an, wurde von den Reformatoren und den Theologen des siebzehnten Jahrhunderts lebhaft perhorrescirt, und fing erst seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts an, sich unter uns festzusetzen, was ihr um so leichter gelang, da die äußerliche Ähnlichkeit mit der innerlich ganz verschiedenen Lehre der Reformatoren ihr zu statten kam. Der Gefühligkeit und dem falschen Spiritualismus der Zeit sagte sie trefflich zu. Sie war auf der einen Seite ein Produkt des Verfalls der Kirche. Wo die Kirche ein tüchtiges und kräftiges Leben hat, da wird man nicht daran denken, sie außerhalb ihrer selbst zu suchen, da wird man nicht, an der Wirklichkeit verzweifelnd, Trost und Ersatz in einer Region suchen, die man zwar nach Herzenslust mit Gebilden der Phantasie anfüllen kann, aber doch dabei nie die Empfindung der wirklichen Bedürftigkeit und Nichtbefriedigung überwältigen kann. In wem das kirchliche Princip wirklich lebendig ist, der wird in dem Bewußtseyn, daß nichts verborgen ist, das nicht offenbar werde, daß das Innere nur dann vorhanden seyn kann, wenn es sich äußert, daß die Idee nur wirklich ist, wenn sie die Kraft zeigt, sich einen Leib zu bereiten, daß es mit der Gemeinschaft der Heiligen nicht besser und nicht schlechter aussieht, als mit ihrer Verwirklichung, der Kirche, alle Kräfte aufbieten, um zunächst für die letztere und dadurch für die erstere zu wirken. Die Lehre von der unsichtbaren Kirche ist auf der anderen Seite eine Haupturſache des Verfalls der Kirche. Sie ertödtet den Schmerz über ihren traurigen Zustand und somit den kräftigsten Impuls zur Thätigkeit für ihre Wiederherstellung. Sie überläßt die sichtbare Kirche, die ihr als Schale ohne Kern, als leere Form erscheint, allen weltlichen Interessen, die sich ihrer bemächtigen wollen. Sie löst die christliche Thätigkeit in ein Aggregat vereinzelter Wirkungen auf, die eben so schnell wieder verschwinden, als sie entstanden sind. Sie sieht ruhig und wohl gar mit Freuden zu, wie eine Weltkirche sich bildet, welche zuletzt mit furchtbarer Gewalt dieses ganze haltungslose Privatchristenthum erdrücken wird.

Bei dieser Lage der Sachen mußte man schon seit längerer Zeit erwarten, daß ein Werk erscheinen werde, in welchem sich die unkirchlichen Tendenzen der Zeit concentrirten und zum höchsten und klarsten Bewußtseyn entwickelten. Diese Erwartung brauchte nicht grade eine bange zu seyn. Wo es einmal so weit gekommen ist, da ist es gut, wenn es auch noch weiter kommt. Die Krankheit sitzt so tief, daß sie nur durch eine gewaltsame Krisis geheilt werden kann. Es war bisher noch gar nicht recht zum offenen Kampfe gekommen. Wenigen nur waren die Gegensätze auf diesem Gebiete zum klaren Bewußtseyn gelangt. Es bedurfte eines mächtigen Anstoßes, um die Schlafenden zu wecken und ihnen die Augen über die Gefahr zu öffnen, den theilweise vom Zeitgeiste Ergriffenen zu zeigen, wohin der Weg führt, den sie betreten haben. Alles kommt darauf an, daß die Sache erst wieder in Bewegung kommt, daß die Versumpfung aufhört, in die sie besonders durch die Lehre von der unsichtbaren Kirche hineingerathen war. Freilich hat eine solche Concentration der feindlichen Elemente auch ihre schlimme Seite. Manche, die bisher noch schwankten, werden dadurch auf die andere Seite herübergezogen werden; Viele, die bis dahin sich ihrer unkirchlichen Neigungen schämten, werden sich ihnen ganz ungescheut überlassen, was ihnen bisher Schwäche war, wird sich ihnen in eine Tugend verwandeln; die bisher schon entschieden Feindlichen werden mit vollerer Zuversicht ihre Angriffe fortsetzen. Allein so traurig auch diese Folgen sind, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß für die Kirche die innere Kräftigung ihrer Freunde weit mehr heilsam ist, als die Mehrung ihrer Gegner und der Verlust solcher, die auf beiden Seiten hinken, verderblich, auch nicht vergessen, daß die Concentration und Steigerung doch einmal eintreten muß, und wir Gott zu danken haben, wenn sie recht bald eintritt, zu einer Zeit, wo noch Kräfte vorhanden sind, die Krisis zu bestehen.

Die Erwartung nun, daß bald sich die antikirchliche Tendenz der Zeit gesteigert und in sich vollendet kund geben werde, die Jeder hegen mußte, welcher die Zeichen der Zeit zu beurtheilen verstand, ist durch das vorliegende Werk wenigstens dem Anfange nach erfüllt worden. Es steht zu der Kirche in demselben Verhältniß, in dem das Leben Jesu von Strauß zum Christenthum. Zwar, man könnte meinen, es sey minder bedeutend oder wenigstens minder gefährlich, weil die Ansicht des Verfassers, den wir persönlich mit Strauß auf eine Linie zu stellen weit entfernt sind, mit dem wir bei allem Schmerze über seine Verirrung, die wir für eine sehr große halten, uns doch fortwährend innerlich verbunden fühlen, zu sehr noch ein christlich-

enthusiastisches Element habe, als daß er auf die Masse einwirken könnte, während Strauß, der in neuester Zeit die schwachen Elemente einer höheren Richtung, die früher noch in ihm waren, ganz ausgeschieden zu haben scheint, nichts bietet, was über dem Standpunkte der Gemeinheit hinausläge. Allein näher betrachtet gewinnt die Sache doch eine andere Gestalt. Selbst der Pöbel (vom christlichen Standpunkte) geht hier nicht leer aus; denn jene christlich-enthusiastischen Elemente lassen sich füglich aussondern. Und dann, was ist an dem Pöbel, der schon jetzt mehr und mehr das einzige Publikum von Strauß wird, gewonnen und verloren? Dieser hat doch schon früher entschieden Parthie genommen; er bedient sich solcher Erscheinungen nur zu seiner äußeren Rechtfertigung oder zur Verhöhnung seiner Gegner. Von Einfluß kann da eigentlich nicht die Rede seyn. Diesen üben fast nur Werke, die mehr oder weniger einen enthusiastischen Charakter haben, die nicht nur niederreißen, sondern auch aufbauen, wenn es auch nur Luftschlösser sind, nicht nur nehmen, sondern auch geben. Wahrhaft gefährlich sind nur diejenigen, die wo möglich auch die Erwählten in die Irre führen können. Und von der Art ist der Verf. Seine Darstellung ist ganz geeignet, edle Gemüther, die in der Wahrheit nicht befestigt sind, mit Begeisterung für ihr Gegentheil zu erfüllen, würde es noch mehr seyn, wenn er es verstanden hätte, gewisse Schwächen seiner Argumentation, die ganz klar zu Tage liegen, mehr zu verdecken.

Es erscheint angemessen, daß wir vor allem Anderen den Verf. selbst in einem möglichst treuen Auszuge aus seiner Abhandlung in zusammenhängender Rede über seine Ansicht vernehmen. Die Manier, welche die einzelnen Sätze aus ihrer Verbindung herausreißt und einen nach dem anderen widerlegt, können wir nicht für die rechte halten. Sie wäre hier besonders übel angebracht, da der Verf. die scheinbar fremdartigsten Sätze mit einander verbindet, so daß man sich schwer in das Ganze seiner Ansicht finden kann, wenn es nicht in seiner ursprünglichen Gliederung vorgelegt wird. Einige Ausführlichkeit glauben wir dabei um so weniger scheuen zu dürfen, da dieser Bericht zugleich den noch zu erwartenden anderweitigen Besprechungen zur Grundlage dienen kann. Zur vorläufigen Hinweisung auf den Kernpunkt mögen folgende Worte eines unserer Correspondenten dienen: „Rothe sieht im Staate das concret-sittliche, in der Kirche das abstrakt-religiöse Princip, — daraus folgen seine übrigen Sätze mit der Sicherheit eines Rechenexempels.“ Der Gang der Untersuchung ist folgender.

1. Das religiöse Leben überhaupt und speciell das christliche Leben ist wesentlich ein Leben in der Gemeinschaft. Eben so liegt in ihm der Trieb, aus der bloßen Innerlichkeit, in der es ursprünglich seinen Sitz hat, herauszutreten, sich zu äußern. Und was von dem Verhältnisse des Inneren zum Äußeren überhaupt, das gilt insbesondere auch in Bezug auf die Gemeinschaft. Die innere religiöse Geistesgemeinschaft will und muß, je kräftiger sie ist, desto unbedingter auch religiöse Lebensgemeinschaft werden. Erst in einer äußeren religiösen Gemeinschaft findet sie ihre Befriedigung, und zwar in einer solchen, welche die ihr entsprechende Vollendung hat. Zuerst in Bezug auf den Umfang. Dieser muß bei der äußeren eben so weit reichen als bei der inneren. Und da das Christenthum als die absolute Religion, die schlechthin allgemeine ist, die christliche Geistesgemeinschaft sich ihrer als der schlechthin allgemeinen bewußt ist, so muß auch die äußere Gemeinschaft eine allgemeine seyn. Dann in Bezug auf die Organisation. Die äußere Einheit muß eben so vollendet seyn als die Geisteseinheit. Und da die christliche Geisteseinheit die absolute ist, so muß auch die äußere Organisation unbedingt vollendet seyn. Der christliche Geist kann in keiner anderen äußeren Gemeinschaft seine Befriedigung finden, als in einer solchen, welcher beide, Allgemeinheit und Einheit, auf schlechthin wahre Weise eignen.

2. Eine solche Gemeinschaft wollte der Erlöser stiften. Er bezeichnet sie mit dem Namen Gottesreich oder Himmelreich. Zuversichtlich verkündet er eine wirkliche Vollendung dieses Himmelreiches, und zwar läßt er dieselbe bestimmt auf dieser Erde eintreten. Es könnte scheinen, als entziehe sich dieses vollendete Gottesreich jeder deutlichen Vorstellung als ein völlig neues. Aber dem ist nicht so. Denn die neue Gestaltung, welche die Schrift als mit der Vollendung verbunden setzt, betrifft nur das Äußere, das Verhältniß der irdischen Natur zu dem vollendeten Gottesreiche. Auf das Innere gesehen ist die Vollendung des Gottesreiches die eigene freie That der in den Prozeß der Erlösung eingegangenen Menschheit, schlechterdings Ergebniß ihrer geschichtlichen Entwickelung. So müssen uns also nach dieser Seite hin die Data zu Gebote stehen, aus denen wir eine anschauliche Vorstellung von dem vollendeten Gottesreiche gewinnen können. Eine nicht bloß innerliche, sondern zugleich äußere Gemeinschaft, und zwar eine allgemeine und einheitliche muß es schon nach den früheren Erörterungen seyn. Es fragt sich aber noch, unter welcher Form diese Gemeinschaft werde gesetzt seyn müssen, ob das vollendete Reich Gottes als Kirche zu denken sey, oder als Staat. Die Antwort auf diese Frage muß sich aus der Zusammenhaltung des schon entwickelten Begriffes des christlichen Lebens und der Gemeinschaft desselben mit den zu diesem Ende noch zu entwickelnden Begriffen jener beiden Formen der Gemeinschaft ergeben.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 6. Januar. № 2.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

3. Das richtige Bewußtseyn um das Wesen und zugleich um die unermeßliche Bedeutung des Staates hat, gleichen Schritt haltend mit den mächtigen Entwickelungen des Staatslebens in der neuesten Zeit, die Hegelsche Philosophie um einen ungeheuren Schritt gefördert. Im Gegensatze gegen die frühere seichte Ansicht, hat sich der Staat im Bewußtseyn unserer Zeit zur Anerkennung gebracht als die Wirklichkeit des sittlichen Lebens, als die schlechthin natürliche und nothwendige, als die specifische Form des menschlichen Daseyns, als das Höchste, was der Mensch hat, als ein Irdisch-Göttliches, und als solches Gegenstand der Verehrung. Der Zweck des Staates umfaßt die Totalität der sittlichen Zwecke. Nichts wahrhaft Menschliches duldet er neben sich. Alles gehört ihm an, und geht bei ihm zu Lehen. — Der vollendete Staat ist das Ziel der Weltgeschichte; aber dieser vollendete Staat ist nicht zu denken als die Vielheit der Staaten ausschließend, nicht als Ein Universalstaat, sondern grade als eine Vielheit von Staaten, in welcher sich auf der Basis der natürlichen Volksunterschiede die Idee des Staates in dem ganzen Reichthum ihrer besonderen Momente auslegt, aber eben hiemit auch organisch in sich selbst zurücknimmt, als ein lebendig einheitlicher Staatenorganismus.

4. Die Kirche ist die religiöse Gemeinschaft, wie der Staat die sittliche; jene die Gemeinschaft für die religiösen Zwecke, und zwar für sie als solche, die ausschließlich religiöse Gemeinschaft, wie dieser die Gemeinschaft für die sittlichen Zwecke, die ausschließlich sittliche, d. h. nicht zugleich religiöse Gemeinschaft. — Die kirchliche Gemeinschaft ist nothwendig zu denken als eine wiewohl ursprünglich innere, doch wesentlich zugleich äußere, weil dies nach dem früher Bemerkten in dem Wesen jeder religiösen Gemeinschaft liegt. Aber diesem Streben, sich zu äußern, stellt sich eine große Schwierigkeit in den Weg, die eben so wie dies Streben selbst aus der Natur der Kirche hervorgeht, und sie in einen vernichtenden Selbstwiderspruch verwickelt. Die Kirche schwebt über allen menschlich-irdischen Verhältnissen. Sie hat kein ihr rechtmäßig zustehendes Element, woraus sie sich einen Leib bereiten kann. Die nationalen Bestimmtheiten sind ihr etwas völlig Fremdartiges. Das kirchliche Gemeinbewußtseyn kommt nur zu Stande durch die Abstraktion von allen übrigen Beziehungen außer der Einen zu Gott, durch das Vergessen aller irdisch-menschlichen Eigenthümlichkeiten, durch die Loslösung von allen natürlichen Bedingungen des menschlichen Daseyns. — Der Begriff der Kirche fordert unerbittlich die Allgemeinheit, und zwar weil sie ausschließlich religiöse Gemeinschaft ist, eine solche Allgemeinheit, welche alle natürlichen und nationalen Unterschiede aufhebt. Eine Kirche, welche nicht auf diese Allgemeinheit Anspruch machte, wäre noch nicht Kirche im vollen Sinne. — Eben so unentbehrlich ist der Kirche die Einheit.

5. Kehren wir nach dieser Untersuchung des Wesens von Staat und Kirche zu der aufgestellten Frage zurück, so zeigt sich, daß nicht der Staat der Kirche weichen muß, sondern die Kirche dem Staate. Dem letzteren gehört das ganze Gebiet des Sittlichen an. Dies ist aber von dem Religiösen, der Sphäre der Kirche, nur in Folge der Sünde getrennt. Sobald diese aufgehoben ist, verklärt sich das Sittliche in das Religiöse; denn das Sittliche, in seiner Wahrheit gedacht, ist eben nichts Anderes, als das Religiöse, so wie das Religiöse in seiner Wahrheit gedacht nichts Anderes ist, als das Sittliche, so daß beide nur so lange auseinander gehalten werden können, als sie unentwickelt und theilweise unwahr sind. — So bleibt also der Kirche, da mit dem usurpirten Besitz nun auch der bisher rechtmäßige verloren geht, gar kein eigenthümliches Gebiet mehr übrig. Alle Momente und Funktionen, die man ihr beilegen möchte, weisen sich als integrirende Momente und Funktionen der politischen Gemeinschaft als solcher aus. Die Disciplin wird sich in der Vollendung des Gottesreiches auf die religiöse Erziehung beschränken. Gehört dem Staate die Erziehung überhaupt, so muß ihm auch die religiöse gehören. Von der Lehre versteht es sich von selbst. Ist doch die Wissenschaft von vorn herein das rechtmäßige Eigenthum des Staates! Die Kirche verfließt in die Schule. Auch der Kultus endlich fällt dem Staate anheim. Denn der großen moralischen Person des Staates ist die Andacht eben so wesentlich Bedürfniß, wie jeder individuellen Person in ihm. Andacht der Gemeinschaft aber ist natürlich gemeinsame Andacht, Kultus. Auch besitzt nur der Staat das Element, in welchem der Kultus sich realisirt, die Kunst, die wesentlich und ausschließlich ihm angehört. Ist diese zu ihrer Vollendung gelangt, so wird sie selbst Kultus; ja der Kultus in seiner Vollendung und die Kunst in der ihrigen fallen schlechthin zusammen, und bleiben nur noch verschiedene Namen für dieselbe Sache. So schließt also der vollendete Staat die Kirche schlechthin aus.

6. Die Kirche hat also ihren Halt nur an der Unvollkommenheit des Staates, existirt nur durch den Gegensatz gegen ihn. Schwindet dieser Gegensatz, so behält sie keine Stelle mehr. Will sie sich selbst behaupten, so muß sie auch auf ihrer Entgegensetzung beharren. Ja noch mehr als das, sie muß mit dem Staate in Kampf treten, um sich verwirklichen zu können. Denn da sie eines ihr eigenthümlichen äußeren

Elementes zu ihrer Verwirklichung völlig entbehrt, so muß sie, um sich ein solches zu verschaffen, in das Eigenthum des Staates eingreifen, an sich zu reißen suchen so viel sie vermag. Und so muß ein Kampf auf Tod und Leben entbrennen, in welchem der Sieg der Kirche zugleich ihre Niederlage ist.

7. Bisher wurde gezeigt, daß die Kirche schwinden muß, weil der Staat ihr keinen Platz übrig läßt. Auch von einer anderen Seite aber kommen wir auf dasselbe Resultat. Das religiöse Leben findet seine wahre und volle Befriedigung nicht in der Kirche, sondern allein im Staate. Die Kirche kann es nur mit den religiösen Zwecken rein als solchen zu thun haben. Dieser Zustand aber ist ein relativ irreligiöser. Die kirchliche Frömmigkeit ist eine abstrakte, in der Luft schwebende, unkräftige, unerleuchtete. — Die Kirche ist eine besondere Form des menschlichen Lebens; der christliche Geist aber ist allseitig, er will das ganze menschliche Leben durchdringen, sich aller Formen bemächtigen. Die Kirche ist ihm daher viel zu eng und beschränkt; angemessen ist ihm allein die ganz allgemeine Form des menschlichen Lebens, der Staat. Die Anhänglichkeit an die Kirche fließt aus einer relativen Unkräftigkeit der Frömmigkeit. — Die Kirche ist keine an dem menschlichen Daseyn ursprüngliche Form; sie ist erst nachträglich hinzugekommen, als ein relativ Zufälliges, nämlich in Folge einer durch die Sünde veranlaßten abnormen Entwickelung. Und wie sie ursprünglich nicht da war, wird sie auch nicht ewig bleiben. — Endlich, die Natur der religiösen Gemeinschaft fordert Allgemeinheit und Einheit. Dieser Forderung vermag aber die Kirche nicht zu genügen. Sie geht je länger desto mehr in eine Vielheit von Kirchen auseinander, und dies kann nicht anders seyn, da die nationalen Verschiedenheiten, auf deren Grundlage die Kirche sich erbaut, sich immer geltend machen werden. Diese Schwierigkeit schwindet nur dann, wenn das religiöse Leben die politische Form annimmt. Denn als politische Unterschiede sind die nationalen Verschiedenheiten an ihrer Stelle; sie hören dann auf ausschließende zu seyn, und werden vielmehr ein bindendes Princip.

8. So zeigt sich also von allen Seiten, daß der Staat die Kirche verdrängen wird. Die beiden anderen möglichen Vorstellungen, ein Aufgehen des Staates in die Kirche, oder ein Nebeneinander von beiden, zeigen sich als durchaus unzulässig. Die erstere. Denn das Ursprüngliche und Wesentliche kann nicht von dem nicht ursprünglichen und relativ Zufälligen verschlungen werden. Und die Kirche, der nur die religiöse Sphäre angehört, kann nicht eine vollständige Verwirklichung des gesammten menschlichen Lebens seyn. Die andere. Denn ein solches Nebeneinander schließt die lebendige organische Einheit aus. Auch setzt es voraus, daß beide, Staat und Kirche, noch nicht zu ihrer Vollendung gelangt sind.

9. Aber erst in dem Zustande der Vollendung wird die Kirche entbehrlich. Bis dahin steht sie in wesentlicher Beziehung zu dem religiösen Leben. Schon die Thatsache, daß nur das Christenthum eine Kirche hat, weist darauf hin. Die christliche Frömmigkeit mußte bei ihrem Hervorbrechen sich gegen

das natürlich menschliche Leben, das mit ihr im Gegensatze stand, abstoßend verhalten. „Diese ganz abstrakte und deshalb unwirkliche Form des christlichen Lebens ist eben die Kirche. Der Anfang mußte nothwendig mit ihr gemacht werden." Die Welt als das gegen das Reich Gottes feindselige Reich des Fürsten dieser Welt bildet schon beim ersten Auftreten des Begriffes der Kirche den Gegensatz, an dem dieser sich entwickelt, Matth. 16, 18. Aber an diesem Gegensatz hat auch der Begriff seinen einzigen Halt, und schon hierin liegt die bestimmte Weissagung ihres unabwendlichen Wiederunterganges.

10. Der Sieg der Kirche ist ihr Tod. Schon der erste Ansatz zur Bildung einer Kirche ist ein Abfall von ihrem Begriff. Sie ist ihrer Natur nach durchaus abstrakt, unwirklich. Indem sie sich verwirklicht, zerstört sie sich selbst und zwar in demselben Maaße, in welchem die Verwirklichung ihr gelingt. Es tritt ein Wendepunkt ein, worin das christliche Leben sich der kirchlichen Form als einer hemmenden Schranke bewußt wird. Er wird auf doppelte Weise herbeigeführt. Auf der einen Seite vollendet die Kirche ihre Entwickelung als äußeres Institut immer vollständiger, schließt sich immer fester in sich zusammen, immer schärfer von dem Staate ab, isolirt sich immer mehr von den übrigen Formen des Lebens, gewinnt eine immer bestimmter durchgebildete, d. h. immer sprödere Gestalt, und wird Fessel des christlichen Lebens. Auf der anderen Seite wird das christliche Leben selbst immer gewaltiger und rüstet sich immer vollständiger aus mit allen göttlichen und menschlichen Waffen des Geistes, und ihr gegenüber wird seine Gegnerin, die Kirche, immer ohnmächtiger in sich selbst. Damit hat ihre Stunde geschlagen. Sie macht, in sich selbst zerfallend, einer neuen Ordnung der Dinge Platz.

11. Die Existenz der Kirche ist bedingt durch das Vorhandenseyn einer Identität des Staates und der Welt, und an dem Maaße dieser Identität beider hat sie das Maaß ihrer Bedeutung und ihres Werthes. Daraus erhellt, daß die Kirche beim Eintritt des Christenthums in die Welt nothwendig und wohlberechtigt war. Daraus auch ihre relative Nothwendigkeit noch für unsere Zeit. Denn der Ausbau des wahren Staates ist noch bei weitem nicht vollendet. Die vollkommene Entbehrlichkeit der Kirche tritt erst am Ziele der geschichtlichen Entwickelung unseres Geschlechtes ein. Indessen sind wir über den Hauptwendepunkt (er fällt mit der Reformation zusammen) bereits hinaus und in einer merklichen Annäherung zu jenem Zielpunkte begriffen. Zeichen und Beweise sind das immer herrschender werdende Gefühl, daß die kirchliche Form dem christlichen Bedürfniß keine volle Befriedigung zu geben vermag, der mächtige Zug zum Staate hinüber, aus dessen Bewegung ein frischer Frühlingsodem anweht. Die christlich Angeregten wollen sich diese Gefühle nicht recht gestehen, suchen sie wohl mit Gewalt zu unterdrücken; aber alle ihre Treue trägt ihnen deshalb doch nie eine wirkliche Befriedigung ein. Andere hält jenes dunkle Gefühl von einer entschiedenen Hingebung an das Christenthum selbst zurück, das sie nun einmal gewohnt sind mit der Kirche zu identificiren.

Beiden kann gründlich nur durch die nüchterne Einsicht geholfen werden, daß der Staat im Verhältniß zum Christenthum das ist, was nach ihrer Meinung die Kirche. — Diese Einsicht setzt an die Stelle der Trostlosigkeit Hoffnung und heitere Zuversicht. Die Kirche ist verloren, rettungslos verloren. Aber darüber dürfen wir nicht klagen, wir müssen uns darüber freuen. Denn „dieser Einsturz der Kirche ist eben die Folge des Selbstständigerwerdens des christlichen Lebens, das die alte Form zerbricht, die ihm zu enge geworden ist, und aus ihren Fesseln entfliehend seinem wahren Elemente, dem Staate, freudig zueilt"

12. Die aufgestellte Ansicht läßt sich deutlich als die des Erlösers erkennen. Daß die Kirche nicht die vollendete Form der christlichen Gemeinschaft seyn kann, erhellt schon daraus, daß die Gemeinschaft der Erlösten als Gottesreich bezeichnet wird; denn das Reich ist die politische Form der Gemeinschaft. Nur als Mittel zum Zweck hat der Erlöser eine Kirche gewollt. Dies liegt in Matth. 16, 18. deutlich zu Tage. Nach dieser Stelle gehört die Kirche nur in die Zeit des Kampfes des Reiches Gottes mit dem Reiche der Finsterniß und hat nur für diese Zeit die Verheißung des Nichterliegens und der Unüberwindlichkeit. Von einer streitenden Kirche weiß der Herr, aber gewiß nicht von einer triumphirenden.

13. Die aufgestellte Ansicht erhält neue Befestigung aus der erweislichen Nichtigkeit der abweichenden Vorstellungen. Vor allen muß die protestantisch-kirchliche Lehre von der unsichtbaren Kirche aufgegeben werden. Diese Vorstellung ist eine durchaus rohe, in sich widersprechende — die Kirche ist wesentlich eine äußere Gemeinschaft, und es kommt ihr somit wesentlich das Prädikat der Sichtbarkeit zu —; sie ist ein bloßes Produkt der Verlegenheit. Man hatte in Folge der Reformation die sichtbare, d. h. die eigentlich so zu nennende Kirche verloren, und nahm nun seine Zuflucht zu dem Phantom einer unsichtbaren Kirche. Werth hat diese Ansicht nur ihrer negativen Seite nach, nur insofern, als sie, die sichtbare Kirche, und somit die Kirche überhaupt beseitigend, den Boden säubert, auf dem das Gebäude des vollendeten Staates errichtet werden kann.

Dies ist der Inhalt des vorliegenden Buches, so weit wir uns mit ihm zu beschäftigen gedenken. Da die Anordnung eine naturgemäße ist, so werden wir am besten thun, in der Prüfung des Gehaltes ihr zu folgen.

1. Wir stimmen von Herzen dem Verf. darin bei, daß das christliche Leben wesentlich ein Leben in der Gemeinschaft ist. Wir glauben, daß es grade in unserer Zeit, in der das Individuum als solches sich übermäßig geltend macht, nothwendig ist, dies stark zu betonen. Wie Vielen ist es fremdartig, daß es im Gebete des Herrn heißt, unser Vater, und nicht, mein Vater. Wie Wenige sind lebhaft von dem Gefühle durchdrungen, daß sie Glieder eines großen Ganzen sind, daß ihre Verbindung mit dem Haupte nur grade so viele Realität hat, als ihre Verbindung mit den Gliedern, wo die letztere nicht vorhanden, ein bloßer Traum ist. Wie selten ist das Bewußtseyn der Bedürftigkeit, Mangelhaftigkeit, Einseitigkeit,

Schwäche, welches die Grundlage jeder lebendigen Verbindung und Gemeinschaft bildet. Auch darin stimmen wir bei, daß das innere Leben des Individuums, der Gemeinschaft, nothwendig sich äußern muß, daß man von den Äußerungen auf das Innere schließen kann. Ein rein innerliches Leben ist im besten Falle Krankheit, unvollkommene Entwickelung, in der Regel bloßer Schein. Auch dieser Punkt ist in der Gegenwart stark zu betonen. Der herrschende Idealismus möchte nur zu gern die Controle zerstören, welche für das Innere in dem Äußeren gegeben ist. Die herrschende Halbheit meint genug zu thun, wenn sie die unsichtbare Parthie Gott überläßt, dagegen die sichtbare der Welt einräumt; sie waffnet sich mit dem: unser Leben ist mit Christo verborgen in Gott, gegen alle Mahnungen des Gewissens, die sich auf den empirischen Charakter gründen. Man vernimmt begeisterte Lobpreisungen der Gemeinschaft der Heiligen nicht selten von denen, die bei jeder wirklichen Berührung mit Gliedern Christi ihre Lieblosigkeit an den Tag geben. Wodurch sollten wir, was das Innere betrifft, Wirklichkeit und Einbildung von einander unterscheiden, wenn uns nicht in dem Äußeren ein Maaßstab gegeben wäre? „Wer seinen Bruder nicht liebet, den er siehet, wie kann er Gott lieben, den er nicht siehet," spricht der Apostel. Und nach dem Ausspruche des Herrn in Joh. 17, 23. soll die Liebe, welche die Glieder Christi mit einander verbindet, so sichtbar seyn, sich auf so augenscheinliche Weise äußern, daß die Welt dadurch zum Glauben an den Erlöser geführt wird. — Allein ganz leise und unvermerkt thut der Verf. einen Schritt weiter, bei dem wir ihm nicht folgen können. Er verlangt handgreifliche Einheit, grobe Äußerlichkeit. Diese, meint er, werden durch die Natur des Christenthums erfordert. Je vollkommener die Geisteseinheit, desto vollendeter auch die äußere Organisation. Allein schon auf den niederen Gebieten kann leicht zu viel organisirt, die Äußerlichkeit leicht eine grobe werden. Wo in irgend einer Gemeinschaft die Form zu sehr überhand nimmt, da erdrückt sie den Geist, auch wenn sie ursprünglich aus dem Geiste hervorgegangen. Wer sähe nicht, daß für den Staat schon zu vieles Organisiren eine Klippe ist, daß die höchste Vollendung der Maschine gewöhnlich mit der höchsten Abschwächung des beseelenden Principes Hand in Hand geht. Je geistiger aber ein Verein ist, desto freier muß auch die Äußerung seyn, desto mehr das Streben dahin gerichtet, es nicht durch Formen einzuengen. Am freiesten bei dem geistigsten, weil wahrhaft geistlichen Verein, dem christlichen. Je unbedingt kräftiger sein beseelendes Princip ist, desto mehr erscheinen die einzelnen Formen der Äußerung als zufällige, desto weniger ist es an sie gebunden, desto mehr gefällt es sich in ihrer Zertrümmerung und Neuschaffung. Das unbedingte Feststehen bestimmter Formen gehört dem Zustande der noch nicht vollendeten Entwickelung der Religion an. Was speciell die Einheit betrifft, so muß nothwendig auch sie äußerlich werden. Aber von dem Satze, daß die absolute Geisteseinheit auch eine vollendete äußere Organisation erfordere, ist grade das Gegentheil wahr. Es ist eine schlechte, unkräftige Einheit, die sich nur

als Einerleiheit zu behaupten vermag, die die Mannichfaltigkeit ausschließt, die Alles unter einen Hut bringen, Alles zusammenleimen, und zusammenketten will. Wer wird behaupten wollen, daß zur Vollendung der äußeren Einheit, welche sich jetzt zwischen den verschiedenen protestantischen Religionspartheien in England durch die gemeinschaftliche Theilnahme an Bibel-, Missions- und anderen Gesellschaften zu erkennen gibt, nothwendig gehöre, daß die Christen der verschiedenen „Benennungen" sich zu einer einzigen vereinigen? Wer wird nicht vielmehr erkennen, daß was noch an der Vollendung fehlt auf dem Gebiete des Geistes gesucht werden muß? daß eine äußere Verschmelzung nur unter Umständen der Schwachheit wegen wünschenswerth seyn kann? Ist nicht die Rücksicht auf die Schwachheit, die in dem Zustande der Vollendung ganz wegfällt, das Einzige, was der Union der Lutheraner und Reformirten einen Werth verleiht? Wäre nicht, davon abgesehen, ein äußeres Nebeneinanderbestehen beider Kirchen mit freier Liebesäußerung das Bessere, Vollendetere? — Wir müssen das unvermerkte und durchaus nicht begründete Überspringen des Verf. von der Sichtbarkeit und Einheit im Allgemeinen zur handgreiflichen Sichtbarkeit und groben Einheit als eine Erschleichung bezeichnen. Darin hat er die katholischen Dogmatiker und Polemiker zu Vorgängern bis auf Möhler herab. Was dieser in Bezug auf die Nothwendigkeit Einer sichtbaren religiösen Gemeinschaft bemerkt, ist meist wahr, zum Theil tief und trefflich. Jeder wahre Protestant kann es unterschreiben. Man fasse z. B. Sätze in's Auge, wie den (Symb. Aufl. 4. S. 339.): „Nichts Schöneres schwebt der Einbildungskraft des Katholiken vor, und nichts spricht seine Gefühle wohlthuender an, als die Vorstellung der harmonischen Ineinanderbewegung zahlloser Geister, welche zerstreut auf dem ganzen Erdboden, frei in sich, und ermächtigt, in jegliche Abweichung nach der rechten und linken Seite hin einzugehen, dennoch und zwar mit Bewahrung ihrer verschiedenen Eigenthümlichkeiten Einen großen Bruderbund zu gegenseitiger Lebensbeförderung bilden, Eine Idee darstellend, die der Versöhnung der Menschen mit Gott, welche eben deshalb auch unter sich versöhnt und eins geworden sind." S. 351.: „Ohne äußere Bande aber gibt es auch keine wahre geistige Verbindung, so daß die Idee einer bloß unsichtbaren, allverbreiteten Gemeinschaft, der wir angehören sollen, ein unnützes, unfruchtbares Gebilde der Einbildungskraft und verirrter Gefühle ist, welches wirkungslos im Menschen bleibt." Alles ganz gut; selbst noch den S. 373. aufgestellten „Grundsatz der Katholiken": „Du wirst dich der vollen und ungetheilten christlichen Religion nur in Verbindung mit ihrer wesentlichen Form, welche da ist die Kirche, bemächtigen. Schaue die Schrift im kirchlichen Geiste an, und sie wirft ein Bild, das ihr vollkommen

gleicht, in dich; betrachte Christum in und mit seiner Schöpfung der Kirche, und du prägst ihn dir wahrhaftig ein," kann man gelten lassen, ohne im mindesten ein Katholik zu seyn. Die Beweise des Verfassers sind nicht gegen die Lehre unserer Kirche, sondern gegen eine Privatmeinung gerichtet, deren Berücksichtigung in die Symbolik gar nicht gehörte. Durch eine Taschenspielerkunst aber verwandelt sich nun auf einmal die Eine sichtbare Kirche Christi in die Eine handgreifliche Römische. Er setzt stillschweigend voraus, daß es keine andere Sichtbarkeit gebe, als eine handgreifliche, keine andere Einheit als eine bloß äußerliche. Das kirchlich Zugestandene wird bewiesen und das kirchlich Bestrittene wird bloß behauptet, und weniger als das, wird bloß vorausgesetzt. Schon dies beiden Verfassern gemeinsame Verfahren verräth aber, daß sie sich des Mangels an triftigen Beweisen für ihre Ansicht bewußt sind. Denn bei der hohen Wichtigkeit, welche die Feststellung dieses Punktes für beide hatte, läßt sich nicht denken, daß sie hatten, was sie nicht gaben. — Wie wichtig die Folgerungen sind, die unser Verf. auf den bisher bestrittenen Satz gründet, den er mit ganz unschuldiger Miene hinstellt, ergibt sich nachher.

2. Der Verf. bahnt seine Ansicht ferner an, indem er die Behauptung aufstellt, die Vollendung des Himmelreiches werde auf dieser Erde eintreten. Wäre dies nicht, so könnte an eine solche Ansicht von dem Verhältnisse von Staat und Kirche, wie er sie aufstellt auch nicht im Entferntesten gedacht werden. Die älteren Dogmatiker, welche die Vollendung in den Himmel versetzen, nehmen zuversichtlich an, daß der Staat, den sie im Stande der Unschuld schon existiren lassen, in dem Zustande der Vollendung gänzlich aufhören werde, so zuversichtlich, daß sie bei aller ihrer Neigung zu beweisen, es nur im Vorbeigehen berühren und als sich von selbst verstehend, voraussetzen. Bei dieser Wichtigkeit des Satzes für die vorliegende Untersuchung hätte man wohl erwarten sollen, daß der Verf. ihn durch Gründe unterstützte, um so mehr, da er in unserer Zeit nichts weniger als allgemein angenommen ist. Doch hat uns dieser Mangel weniger berührt, da wir wissen, daß diese Gründe leicht beigebracht werden könnten, und zwar aus der einzigen legitimen Fundgrube der Beweise auf diesem Gebiete, den Schriften A. und N. T., und in hinreichender Stärke, um jeden irgend Unbefangenen überführen zu können. Aber, während wir in Bezug auf diesen Punkt mit dem Verf. übereinstimmen, stoßen wir gleich wieder auf Äußerungen, die nicht zulassen, daß wir uns dieser Übereinstimmung freuen, uns darauf hinweisen, daß wir ungeachtet der formellen Differenz doch was das Wesen betrifft den Älteren weit näher stehen als ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 10. Januar. № 3.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Schon das muß befremden, daß der Verf. die Tendenz der neuesten Philosophie, welche „es aufgegeben hat, in einem abstrakten Jenseits das Reich der Wahrheit zu träumen, und statt dessen in diesem irdischen Diesseits seine Wirklichkeit sucht," als einen mächtigen Fortschritt zur Wahrheit betrachtet, dem nur noch Eins fehle, daß nicht ferner mit dem Gegensatze des Diesseits und Jenseits der andere des Gegenwärtigen und Zukünftigen verwechselt werde. Wer irgend klar sieht, wird die Nichtigkeit dieses angeblichen Fortschrittes erkennen. Die Urheber desselben sind solche, welche irdisch gesinnt und unfähig, sich zum Himmel zu erheben, die Erde in ihrer gegenwärtigen Gestalt an die Stelle des Himmels setzen. Sie warten keiner neuen Erde, die durch Gott bereitet werden wird, sondern sie meinen, die bloße Vorstellung habe die Erde zum Jammerthal gemacht; man brauche nur jene trüben Ansichten von der Sünde aufzugeben, und die Erde werde in einem rosigen Lichte erscheinen. Ein Himmel auf Erden ist ihnen eben so verhaßt, als der Gedanke an den Himmel als solchen. Sie kehren das: wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir, gradezu um. Sie sind Spötter, die nach ihren eigenen Lüsten wandeln, und sagen: wo ist die Verheißung seiner Zukunft? Denn nachdem die Väter entschlafen sind, bleibt es Alles, wie es von Anfang der Creatur gewesen ist. Wie kann man solche Ansicht als einen Fortschritt betrachten? Das Diesseits der Schrift ist ja der Sache nach ein vollkommenes Jenseits, ist noch mehr Gegenstand des Glaubens als das himmlische Jenseits, so daß das letztere, was sie so sehr perhorresciren, als Durchgangspunkt zu ihm zu betrachten ist. — Doch man könnte diese Freude des Verf. über den vermeintlichen Fortschritt der Zeit aus einer Art von kindlicher Gutmüthigkeit ableiten, mit der er durchgängig Alles, was irgend in unserer Zeit glänzt, für Gold hält. Auch bei dieser Ableitung würde man den Verf. nicht loben können. Es ist uns geboten, daß wir nicht Kinder an Verständniß seyn sollen, wir sollen klug seyn wie die Schlangen, wir sollen die Geister prüfen. Wo man dies unterläßt, wo man prüfungslos Alles hinnimmt, was der Zeitgeist als vortrefflich anpreist, da wird sich als der tiefste Grund immer Mangel an der rechten Sündenerkenntniß zu erkennen geben, auf den unserer Überzeugung nach sich die meisten Fehlgriffe des Verfassers zurückführen lassen. Gehen wir aber etwas weiter, so zeigt sich, daß wir hiebei nicht stehen bleiben dürfen. Der Verf. hat auch deshalb eine so unbedingte Freude an dem Diesseits der neueren Philosophie, weil er selbst eine von der Schrift wesentlich abweichende Ansicht von der Vollendung des Gottesreiches auf Erden hegt. Es sind zwei Punkte, die hier in Betracht kommen. Erstens, die ganze Menschheit ist nach ihm im Fortschritte zum Besseren begriffen, und kommt zuletzt wie ein Mann am Ziele an. Je näher dem Ziele, desto vollendeter ist Alles; die Sünde schwindet mehr und mehr, bis sie zuletzt ganz ausgestorben ist. Nun tritt der Herr hinzu und bereitet der geheiligten Menschheit ihr neues Erbe. Es läßt sich kaum ein grellerer Gegensatz gegen die Lehre der Schrift denken als dieser. Nach der letzteren steigert sich das Verderben je näher das Ziel kommt, wie bei den vorbildlichen Catastrophen, der Sündfluth und der Zerstörung von Jerusalem, so auch bei der letzten und gegenbildlichen. Dann werden sich Viele ärgern und werden sich unter einander verrathen und werden sich unter einander hassen. Und es werden sich viele falsche Propheten erheben, und werden Viele verführen. Und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Wo das Aas ist, da sammeln sich die Adler. Der Tag des Herrn kommt nicht, es sey denn daß zuvor der Abfall komme, und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde, und das Kind des Verderbens. Der da ist ein Widerwärtiger, und sich überhebt über alles, das Gott oder Gottesdienst heißt, also daß er sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott, und gibt sich vor er sey Gott. Nach der Schrift ist das Gericht der unzertrennliche Begleiter der Vollendung des Gottesreiches. Sie beginnt damit, daß der Herr den Unflath der Töchter Zions wäscht und die Blutschulden Jerusalems vertreibt von ihr durch den Geist, der richten und brennen wird. Dem Verf. aber ist die Vorstellung des Gerichtes eine durchaus fremdartige, und wie könnte sie dies anders seyn, da er so ganz in dem Geiste der neueren Philosophie und philosophischen Theologie befangen ist, der die Sünde nichts ist als Entwickelung, Durchgang, nicht gewordenes Gutes. Seine Weltansicht ist durchaus eine heitere. Ist auch jetzt noch Manches wohl anders zu wünschen, am Ende wird doch Alles, werden Alle gut! Zweitens, der Verf. betont es sehr stark, daß die innerliche Vollendung des Gottesreiches durchaus nur freie That der in den Prozeß der Erlösung eingegangenen Menschheit, schlechterdings Ergebniß ihrer geschichtlichen Entwickelung ist. Gott hat weiter nichts zu thun, als daß er die äußeren Bedingungen des irdischen Daseyns verändert, und auch dabei leistet ihm wohl der Mensch durch seine Eisenbahnen und Dampfwagen bedeutende Hülfe, so daß Er nur die letzte Hand anzulegen, noch einige schwere Steine wegzuwälzen braucht, mit denen der Mensch sich jetzt und auch in Zukunft vergeblich abmühen

würde, vor allem den Tod. Auch hier zeigt sich, wie sehr der Verf. unter dem Einflusse des Zeitgeistes steht. Diesem, in seiner pantheistischen Tendenz, ist jedes Eingreifen Gottes, jede schöpferische Thätigkeit desselben äußerst zuwider; sein Losungswort ist die Entwickelung; er indifferenzirt Natur und Gnade, Fleisch und Geist, alles das, weil es ihm an Erkenntniß der Sünde fehlt, dem einzigen wirksamen Gegenmittel gegen den Pantheismus. Wo diese nicht ist, da wird die Wirksamkeit des heiligen Geistes eine unbegreifliche. Seltsam ist es, daß der Verf. meint, in Einklang mit der heiligen Schrift zu stehen. Diese kennt keinen sittlichen Fortschritt zum Besseren, den sie nicht unmittelbar von Gott ableitete. Der Gedanke einer natürlichen Entwickelung ist ihr ein Gräuel. Göttliches und Menschliches, Fleisch und Geist treten in ihr streng geschieden hervor. Redet Joel etwa von natürlicher Entwickelung, oder gibt er Gott die Ehre, wenn er weissagt: „Und nach diesem will ich meinen Geist ausgießen über alles Fleisch und eure Söhne und Töchter sollen weissagen; eure Ältesten sollen Träume haben und eure Jünglinge sollen Gesichte sehen. Auch will ich zu derselbigen Zeit beides über Knechte und Mägde meinen Geist ausgießen." Und ist die erste große in der Schrift berichtete Erfüllung dieser Weissagung, die am ersten christlichen Pfingstfeste, das Unterpfand und die Weissagung der zukünftigen letzten und größten, als bloßes Produkt der menschlichen Entwickelung, mit Ausschluß jeder schöpferischen That Gottes zu begreifen? Ezechiel stellt in C. 37. dem Tode, als dem Produkte der natürlichen Entwickelung, das Leben, als das Produkt der schöpferischen Thätigkeit Gottes, scharf entgegen: „Und er sprach zu mir: weissage zum Winde, weissage du Menschenkind und sprich zum Winde: so spricht der Herr: Wind komm herzu aus den vier Winden, und blase die Getödteten an, daß sie wieder lebendig werden! — — Und ich will euch meinen Geist in euch geben, daß ihr wieder leben sollt, und sollt erfahren, daß ich der Herr bin. Ich rede es und thue es auch, spricht der Herr." — Wie könnte doch der Herr, der Alles neu zu machen verheißt, grade das Größte und Herrlichste dem Menschen überlassen? Wie könnte das Größte dem Menschen angehören, der auch nicht das Kleinste, nicht einmal ein Haar weiß oder schwarz machen kann. Aus der von dem Verf. zugestandenen — er mußte freilich wohl — Insufficienz des Menschen in Bezug auf das Äußere, Materielle, folgt nothwendig seine Insufficienz in Bezug auf das Innere, Geistliche. Keine Zeit religiöser Erweckung, wie z. B. die Spenerisch-Frankesche, kann als Produkt der natürlichen Entwickelung betrachtet werden, wenn sich gleich der Vermittelungen manche nachweisen lassen. Und wie ungeheuer verschieden muß nicht der religiöse Zustand der Zukunft noch von einem solchen seyn, wie unendlich mehr wird durch ihn jeder Gedanke an eine natürliche Entwickelung ausgeschlossen! „Wer da wird übrig seyn zu Zion und überbleiben zu Jerusalem, der wird heilig heißen." „Man wird nirgends letzen noch verderben auf meinem heiligen Berge; denn das Land ist voll Erkenntniß des Herrn, wie mit Wasser das Meer bedecket." Wer solche Aussprüche sinnend erwägt, wer

es ermißt, was es heißt, daß die Sünde abgethan seyn wird, sie, die alle irdischen Verhältnisse bis in ihre innersten Falten durchdrungen hat, der wird den Gedanken an eine bloße Entwickelung weit von sich wegstoßen, und denjenigen, der ihn hegt, noch weit weniger beneiden, als wer den Stein der Weisen zu besitzen glaubt. — Die wahren Propheten und die falschen Propheten kommen darin überein, daß beide Heil verkünden. Aber es ist das Kennzeichen der wahren Propheten, daß sie das Heil nur vom Herrn erwarten, und es nimmer lostrennen von dem durch die natürliche Entwickelung hervorgerufenen Gericht, daher damit beginnen, daß sie Jakob sein Übertreten und Israel seine Sünde anzeigen, während die falschen Propheten, welche ihres Herzens Gesicht predigen und nicht aus des Herrn Munde, das Heil als Produkt der natürlichen Entwickelung verkünden, das Gericht ignoriren, Friede rufen, da kein Friede ist, Allen, die nach ihres Herzens Dünkel wandeln, sagen: es wird kein Unglück über euch kommen. Wir sehen nicht ein, worin sich die Weise des Verf. von der der letzteren unterschiede. — Auf welchem Wege Jeder das Heil für die Menschheit erwartet, ob auf dem einer geschichtlichen Entwickelung oder von einer schöpferischen Thätigkeit des Geistes Gottes, das hängt ganz davon ab, ob in ihm selbst Natur und Gnade scharf aus einander getreten sind. Wer aus eigener Erfahrung weiß, was jeder Meister in Israel wissen soll, daß Niemand das Reich Gottes sehen kann, es sey denn, daß er von neuem geboren werde, geboren aus Wasser und Geist, daß was vom Fleische geboren ist, Fleisch, und was vom Geiste geboren ist, Geist ist, der wird auch für das Ganze keinen anderen Weg wissen als den der Neugeburt, der neuen Zeugung von oben her. Wer ihm einen anderen Weg zeigen will, dem wird er aus vollem Herzen das: „Alles Fleisch ist Heu und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Heu verdorret, die Blume verwelket, wenn des Herrn Hauch bläst darein. Ja das Volk ist das Heu. Wer mißt die Wasser mit der Faust, und fasset den Himmel mit der Spanne und begreifet die Erde mit einem Dreiling, und wiegt die Berge mit einem Gewicht und die Hügel mit einer Wage" zurufen. Bei wem dagegen Natur und Gnade in trüber Mischung durch einander liegen, wer auf moderne Weise die Religion in das Gefühl setzt, statt sie als eine Einwohnung Gottes im Herzen zu betrachten, der wird auch in Bezug auf das Ganze danach trachten, Göttliches und Menschliches zu indifferenziren. — Die Ansicht, welche das Heil von der geschichtlichen Entwickelung erwartet, ist eine erstaunlich trostlose, verzweiflungsvolle, besonders in einer Zeit wie die unsrige, wo das sichtbar Erscheinende, was die Keime dieser Entwickelung in sich tragen müßte, von Tage zu Tage sich trüber gestaltet. Wenn je, so müssen wir uns jetzt an das Wort halten: „Es soll nicht durch Heer oder Kraft, sondern durch meinen Geist geschehen, spricht der Herr Zebaoth." Wenn je, so muß jetzt die Verheißung des Herrn unser Trost seyn: Ich will Wasser gießen auf die Durstigen und Ströme auf das Dürre. Wie entgeht nun der Verf. diesen trostlosen Consequenzen seiner Ansicht? Zum Theil dadurch, daß er seinen

Blick verschließt gegen das, was klar vor Augen liegt, wobei ihm sein Mangel an Sinn für die Wirklichkeit, seine idealistische Geistesrichtung trefflich zu statten kommt. Es ist unglaublich, welchen Täuschungen er sich hier überläßt. Man wird lebhaft an die Scene in Auerbach's Keller erinnert, wo die fröhlichen Gesellen schöne Gegenden erblicken, Weinberge, Trauben, bis Mephistopheles endlich, den Zauber lösend, spricht: Irrthum, laß los der Augen Band! Und merkt euch, wie der Teufel spaße. Zum Theil auch dadurch, daß er seine Erwartungen herabstimmt. Seine vollendete Erde scheint manchmal nur eine etwas verbesserte Auflage der jetzigen zu seyn. Sein Nektar und Ambrosia behält einen erdigten Beigeschmack. Man wird manchmal gar zu sehr an das St. Simonistische Gottesreich erinnert. — Können wir die Ansicht des Verf. von der Vollendung des Gottesreiches als Produkt der geschichtlichen Entwickelung nicht theilen, so werden wir ihm auch nicht beistimmen können, wenn er behauptet, es lasse sich eine durchaus anschauliche Vorstellung von dem vollendeten Gottesreiche gewinnen. Diese Ansicht ist Produkt auf der einen Seite zu hoher Vorstellungen von der Gegenwart, auf der anderen zu niedriger von der Zukunft. Werden beide richtig angesehen, so wird man in Bezu[illegible] die zukünftige Gestaltung des Gottesreiches ein mysteriöses Element anerkennen, wird nicht so zuversichtlich von ihr reden, wie es der Verf. thut, wird dem Bilde und Räthsel sein Recht lassen. „Was kein Auge gesehen hat und kein Ohr gehöret und in keines Menschen Herz gekommen ist, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben."

3. Der Verf. kommt nun zu dem Punkte, auf dem die Entscheidung für oder gegen seine Ansicht hauptsächlich beruht, zu dem eigentlichen Mittelpunkte seiner Untersuchung, der Erörterung über den Begriff des Staates. Auffallen muß es hier, daß er es gar nicht für der Mühe werth hält, über diesen Hauptpunkt die Stimme der heiligen Schrift zu vernehmen, von welcher unsere älteren Theologen hier wie überall ausgingen, wie z. B. Calvin die Untersuchung mit den Worten eröffnet: „Wir wollen jetzt das Amt der Obrigkeit, wie es im Worte Gottes beschrieben wird, und worin es besteht, anzeigen." Ein Theologe, der über den Begriff des Staates schreibt, ohne irgend dabei auf die heilige Schrift zurückzugehen, ist nach dem Begriffe der Theologie, den unsere Kirche aufstellt, ein Selbstwiderspruch. Allein, daß der Verf. diesen Begriff nicht für den richtigen hält, geht nicht nur aus solchem Stillschweigen, sondern auch aus bestimmten Äußerungen hervor. So sagt er S. 320., der Grund, weshalb er an der Ächtheit der Pastoralbriefe festhalte, liege nicht in der Furcht vor dem Verluste einiger Blätter aus dem bisherigen Canon, für die es auf seinem dogmatischen Standpunkt gar keinen Raum gebe. Auf diese Weise wird Niemand sich äußern, dem die heilige Schrift als das köstlichste Kleinod der Kirche, des eigenen Herzens gilt. Wem das Ganze werth ist, kann nie in Bezug auf einzelne Theile gleichgültig seyn, Generosität affektiren. Er muß vielmehr dem Satze von Calov beitreten: „Die Frage über den Canon ist von nicht geringer Bedeutung und nicht

wird ohne Verbrechen die canonische Auctorität eines Buches der heiligen Schrift in Zweifel gezogen, oder geläugnet." Auf dasselbe Resultat in Bezug auf die Stellung des Verf. zur heiligen Schrift kommen wir auch, wo er auf sie eingeht, und untersucht, in welchem Verhältnisse seine Ansichten zu ihr stehen. Erst nachdem er schon ganz mit der Begründung seiner Lieblingshypothese fertig zu seyn glaubt, kommt er darauf, nachweisen zu wollen, daß seine Vorstellung auch die des Erlösers sey! Und die Leichtfertigkeit, mit der er diesen nachträglichen Beweis führt, zeigt recht deutlich, wie wenig es ihm darauf ankommt, hier das Rechte zu treffen, wie gering seine Scheu ist, mit der „Vorstellung" des Erlösers in Widerspruch zu treten. — Es gibt in unserer Zeit eine doppelte Klasse von Christen, Schriftchristen und Gefühlschristen. Der Verf. gehört unverkennbar zu den letzteren. Ihm ist die Schrift nicht die Schrift, das Buch aller Bücher, durch die göttliche Eingebung von aller übrigen Litteratur streng abgeschieden; sie ist ihm nur die erste und ursprünglichste Äußerung des Gefühles, und der Vorzug, den sie als solche hat, wird aufgewogen durch den anderen, den diejenigen, die auf der Höhe unserer Zeit stehen, durch die Fortschritte in spekulativer Durchbildung besitzen, denen der Verf. einen gewaltig hohen Werth beilegt. Mit dieser Stellung zu der Schrift kommt der Verf. mit dem formellen Princip unserer Kirche in Widerspruch. Er wird durch sie dem Spiele seiner Neigungen und Einfälle, jedem Winde der Lehre preisgegeben. Da heißt es nun aber, „Gott möge ihn schlagen, nicht ein Mensch." Die richtige Stellung zur Schrift kann Niemanden andemonstrirt werden; sie wird nur auf dem Wege der inneren Erfahrung erlangt. Von dem Rationalismus des Gefühles oder des Verstandes wird nur derjenige gründlich frei werden, wer in schweren Anfechtungen und Kämpfen den Trug des eigenen Herzens, die Trostlosigkeit der Weisheit dieser Welt, und den Trost des Wortes Gottes erfahren hat. Die Anfechtung ist es, welche nach Luther nicht allein wissen, sondern auch fühlen und erfahren lehrt die Gewißheit, Wahrheit, Lieblichkeit und den Trost des Wortes. Wir sagen es ungern, aber wir müssen es doch sagen, diese Schule scheint der Verf. noch nicht durchgemacht zu haben. Alles, seine Stellung zur Schrift, die große Heiterkeit seiner Lebensansicht, die prüfungslose Gutmüthigkeit, mit der er hinnimmt, was ihm von der Zeit dargeboten wird, die Sicherheit, mit der er sich seinen eigenen Fündlein überläßt, weist uns darauf hin, daß er noch nicht recht durch die Wüste geführt worden. — Wer das vorliegende Buch flüchtig durchläuft, kann wohl meinen, die Hypothese des Verf. sey eine Art von fixer Idee, wie man z. B. in Huarte's Prüfung der menschlichen Köpfe noch viel seltsamere findet. Wer aber genauer zusieht, wird finden, daß die Krankheit eine allgemeine ist, die Abweichung sich auf alle Punkte der gesunden Lehre bezieht, Alles, auch das scheinbar frisch Grünende und Blühende, an der Wurzel angefressen ist. Wir wollen hier aber, damit man uns nicht mißverstehe, mitteninne noch einmal wiederholen, was wir schon zu Anfang gesagt haben, bei alledem entschwindet uns keinen Augenblick das Be-

wußtseyn, daß das, was uns mit dem Verf. einigt, noch immer das Trennende überwiegt, und bei allem Scharfen und Strengen, was wir gegen ihn sagen zu müssen glauben, fühlen wir uns keinen Augenblick versucht, uns innerlich von ihm loszusagen. Wenn Manche dies nicht mit einander reimen können, wenn sie vielleicht meinen, dieser unserer Erklärung, die zwischen scheinbar Widersprechendem mitteninne eingeklemmt ist, nicht recht trauen zu dürfen, so dürfen wir doch zuversichtlich hoffen, daß der Verf. anders urtheilen wird, wie wir denn auch durch die härtesten Vorwürfe, die er gegen uns erheben dürfte, nie an der Versicherung seiner fortdauernden Liebe irre zu werden gedenken, welche dieselben gewiß begleiten wird. Er gehört nicht zu denen, welche meinen, das: Wahrheit sagen in Liebe, müsse also erfüllt werden, daß man die halbe Wahrheit der Liebe und die halbe Liebe der Wahrheit aufopfere.

So wie der Verf. sich der wahren Auctorität entzieht, so unterwirft er sich einer falschen, dem Zeitgeiste. Der Staat ist ihm dasjenige, als was er sich im Bewußtseyn unserer Zeit zur Anerkennung gebracht hat. Den Grundsatz, von dem er hier ausgeht, spricht er anderwärts (S. 88.) klar und unumwunden als solchen aus. Was in jeder Zeit sich im Bewußtseyn geltend mache, sey für diese das Wahre. Es nicht als solches anerkennen zu wollen, sey historischer Nationalismus, Widerstreit des Subjektes gegen das Objekt. Wir wissen wohl, daß der Verf. mit dieser Ansicht nicht vereinzelt dasteht. Die Erhebung des Zeitgeistes zum Gottesgeiste ist eine der Haupttendenzen unserer Zeit, die in der Hegelschen Philosophie der Geschichte in formam artis gebracht worden ist. Nach Hegel hat das vox populi vox dei unbedingte Gültigkeit, nur daß man den Zeitgeist vorher destilliren, das Zufällige von dem Wesentlichen absondern muß. Aber wir begreifen kaum, wie ein christlicher Theologe so unbesonnen seyn kann, sich einer Ansicht hinzugeben, die freilich ein nothwendiges Produkt des pantheistischen Standpunktes ist, aber auch nur von diesem Standpunkte aus Sinn hat, die sogleich wegfällt, sobald nur in irgend einem Grade die Sünde als wirksame Potenz anerkannt wird. Nach der Lehre der Schrift liegt die Welt im Argen, und ihr Fürst hat nicht weniger einen Geist, den er austheilt, als der Herr der Kirche. Der jedesmalige Zeitgeist hat, weit entfernt als solcher die Wahrheit zu besitzen, vielmehr von vorn herein die Präsumtion der Lüge gegen sich. Wie verwerflich muß von diesem Standpunkte aus das Streben der Propheten erscheinen, die überall mit dem Geiste ihrer Zeit in Streit standen, überall, was als die moderne Sünde wider den heiligen Geist betrachtet wird, wider den Strom schwammen, überall die Vergangenheit und die Zukunft über die Gegenwart erhoben, mit der sie nach

den neueren Belehrungen vollkommen zufrieden seyn mußten. Wie muß man von dieser Ansicht aus das Unterfangen des Propheten Micha belächeln, der es wagte im Angesichte von vierhundert Propheten in Israel sich noch für den einzigen wahren auszugeben. Welche Anmaßung! Das Zahlenverhältniß allein genügte, sie zurückzuweisen. Micha aber ließ sich nicht irre machen, obgleich man schon ihm den Zeitgeist als Gottesgeist aufdringen wollte. Der Bote, der hingegangen war ihn zu rufen, sprach zu ihm: Siehe, der Propheten Reden sind einträchtiglich gut für den König; so laß nun dein Wort auch seyn wie das Wort derselben und rede Gutes. Micha aber sprach: So wahr der Herr lebt, ich will reden, was der Herr mir sagen wird. So wollen auch wir sprechen, wenn man uns gleiche Zumuthungen macht; ohne uns irgend irre machen zu lassen wollen wir dem Pochen des Zeitgeistes auf die große Zahl seiner Anhänger das Wort entgegenhalten: Nun siehe, der Herr hat einen falschen Geist gegeben in aller dieser deiner Propheten Mund. Dem Zeitgeiste als solchem zu huldigen, geziemt einem Christen so wenig, als sich zu berauschen. Das Gebot für die Geweihten des Herrn unter dem A. B.: er soll keinen Wein und kein starkes Getränk trinken, zeigt sich, wenn es auf seinen Grund zurückgeführt wird, auch als gegen die geistige Berauschung, gegen das geistige Trunkenseyn mit den Trunkenen gerichtet. — Man sehe nur, welche Männer der Vergangenheit die Anhänger des Zeitgeistes selbst schätzen, ob die, welche eben so wie sie satt und voll sind, oder die Männer des Verlangens, welche mit Wehmuth in die Vergangenheit blicken, und mit Sehnsucht in die Zukunft. Sind Nicolai, Mendelssohn und ihre Genossen jetzt die Gefeierten aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, oder Claudius, Hamann, Lavater?

Unter den Trägern des Bewußtseyns unserer Zeit nennt der Verf., was die Lehre vom Staate betrifft, vor allen Hegel. Wie er diesem Führer so voller Vertrauen sich anschließen kann, begreifen wir nicht, da nach seiner eigenen Nachweisung Hegel in das Wesen der Religion eine durchaus unzureichende Einsicht besaß. Er selbst bemerkt (S. 129.), das Religiöse, was Hegel ausschließlich im Auge habe, sey nur die noch völlig rohe Form desselben, nur seine unterste Entwickelungsstufe. Wie kann aber, wer solche rohe Vorstellungen von der Religion und von dem Reiche Gottes hat, das Wesen des Staates richtig bestimmen? Muß er ihm nicht nothwendig zutheilen, was bei tieferer Einsicht in das Wesen der Religion sich sofort als der Kirche zustehend erweist?

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 13. Januar. № 4.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Wer sollte nicht, da für die Hypothese des Verf. alles darauf ankommt, wie das Wesen des Staates bestimmt wird, erwarten, daß er hier alle seine Kräfte zu gründlicher und erschöpfender Beweisführung aufbieten werde? War dies geschehen, so konnte er in der ferneren Entwickelung sich gehen lassen, konnte in ihr sehr kurz seyn, weil alles, was er hier zu sagen hatte, sich eigentlich von selbst verstand, und nur leise angedeutet zu werden brauchte. Wer erstaunt aber nicht, wenn er mit dieser seiner Erwartung die Ausführung vergleicht. Wir erhalten nichts weiter als eine Anzahl lose zusammengereihter bloßer Versicherungen aus Hegel's Philosophie des Rechtes, die alle mit anderen Worten dasselbe sagen, der Staat sey das Ein und Alles. Wollte der Verf. dies Verfahren einschlagen so hätte er doch billig gleich am Eingange durch die Aufschrift: für Schüler Hegel's, darauf hinweisen sollen, daß er seinen Vortrag nur für ein specielles Auditorium eingerichtet habe. Und wiederum hatte er nur dies Auditorium im Auge, wozu denn so viele Weitläuftigkeiten? Wer bietet wohl seine ganze Beredsamkeit auf, um lachende Erben zu trösten? Das armselige Ding von Kirche, das Hegel noch übrig gelassen, werden seine Schüler dem Verf. gern preisgeben; dazu braucht er ihnen keine Daumschrauben anzulegen. Sie werden ihm gleich ihr: desto besser! entgegenrufen. — Aufschluß über das auf den ersten Blick räthselhafte Verfahren des Verf. gibt uns seine schon besprochene Stellung zum Zeitgeiste. Wer diesem huldigt, meint genug gethan zu haben, wenn er eine Vorstellung als von ihm getragen nachweist; er hält sich dann für berechtigt, die entgegengesetzte ohne Weiteres als veraltet und keiner ausdrücklichen Bekämpfung mehr würdig zu bezeichnen. Es zeigt sich aber hier recht deutlich, wie diese Ansicht, die in der Hegelschen Schule*) oft so auf die Spitze getrieben wird, daß sie gradezu als lächerlich erscheint, der Tod aller Wissenschaft ist. Nicht nur daß sie prüfungslos Alles hinnimmt, was der Zeitgeist bringt, und also einen Auctoritätsglauben einführt, der noch viel krasser und unvernünftiger ist, als der der Römischen Kirche, sondern da man einmal von dem wahrhaft wissenschaftlichen Wege abgewichen ist, so gibt man nun auch alles für den Zeitgeist aus, was dem eigenen Geiste und dem der Geistesverwandten zusagt. Man huldigt nicht bloß dem Zeitgeiste, sondern man will ihn auch machen, indem man bei allem, was man nicht zu widerlegen vermag und doch nicht dulden will, gleich ausruft, es sey längst antiquirt, darüber seyen wir hinaus, es gehöre dem Mittelalter an u. s. w. So gleich in dem vorliegenden Fall. Der Staat, sagt der Verf., hat sich im Bewußtseyn unserer Zeit zur Anerkennung gebracht als die Wirklichkeit des sittlichen Lebens. Statt: im Bewußtseyn unserer Zeit, müßte es heißen: im Bewußtseyn einer gewissen Zeitrichtung, aber diese einzelne Zeitrichtung verwandelt sich dem Verf., der ihr angehört, sofort in die Zeit selbst. Diejenigen, welche seiner Ansicht nicht huldigen, betrachtet er, obgleich sie an Zahl und Bedeutung ihren Freunden weit überlegen sind, als solche, die hinter ihrer Zeit zurückgeblieben. — Man kann nicht nachdrücklich genug gegen diese Richtung auftreten, die uns mit einer völligen Barbarei bedroht. Man muß gegen sie sehr auf seiner Hut seyn; denn sie liegt in der Luft, und mehr oder weniger leiden Alle daran.*) Jede Erbärmlichkeit will sich als die laute Anforderung der Zeit geltend machen; verschiedene wissenschaftliche und religiöse Standpunkte und Grundrichtungen, die so lange neben einander bestanden haben und bestehen werden als die Welt steht, suchen sich jetzt um die Wette eine die andere aus der Gegenwart in die Vergangenheit hinüberzustoßen. Was einmal neu gewesen, das altert wohl, aber es veraltet nimmer, es verjüngt sich stets wieder. Nur die zufällige Form kann zu Grunde gehen, aber auch da kann man nicht vorsichtig genug seyn, auch da erwacht mancher Scheintodte wieder, und Mancher steht kräftig selbst aus dem Grabe wieder auf. Wir wollen daher leben und leben lassen. Keiner bediene sich gegen seinen Gegner einer Präscription, die unendlich absurder ist, als die Tertullianische und die jeder Wicht handhaben kann, sondern streite mit den Waffen des Geistes, die nur Männer führen können.

Doch wir wollen etwas näher auf dasjenige eingehen, was der Verf. über das Wesen des Staates sagt. Auffallen muß

*) Es versteht sich von selbst, daß wir zu dieser diejenigen nicht rechnen, die in Bezug auf den Inhalt ihrer Erkenntnisse bei einem ganz anderen Meister in die Schule gegangen sind, und die man von Seiten der Schule selbst längst ausgeschlossen haben würde, wenn man nicht aus Gründen der Klugheit, die in dieser Schule so sehr vorwalten, glaubte sie schonen und conserviren zu müssen. Mit diesen fühlen wir uns innigst verbunden, und haben gar nicht nöthig, die wissenschaftliche Differenz als ein hemmendes Moment zu überwinden, freuen uns vielmehr ihrer.

*) Aus einer Abhängigkeit von dieser Richtung geht auch die krankhafte Furcht so Mancher hervor, daß sie hinter der Zeit zurückbleiben möchten, welche zu so vielen Halbheiten verleitet, und ein unseliges Schwanken hervorbringt. Man wird nie wahrhaft hinter der Zeit zurückbleiben, wenn man wahrhaft Gott nachwandelt.

es hier gleich, daß er gar kein Drittes zu kennen scheint zwischen der „seichten" Ansicht, wonach der Staat „ein mechanisches Gerüste für die ungeistigen, äußerlichen, rein irdischen Zwecke" seyn soll, und der anderen, welche in ihm die ganze Wirklichkeit des sittlichen Lebens sieht. Und doch gibt es ein solches Drittes, es wird einstimmig da festgehalten, wo der Verf. zunächst sich erkundigen sollte, auf dem Gebiete der evangelisch-kirchlichen Theologie. Wie fern diese von der ersteren Ansicht war, mögen folgende Worte von Gerhard (ed. Cotta t. 14. p. 28.) zeigen: „Welche behaupten, die Obrigkeit und zwar die christliche müsse das als den letzten und höchsten Zweck vor Augen haben, daß sie den Unterthanen bloß äußeres Glück und Ruhe in diesem Leben verschaffe, deren Stimme dürfen wir nicht anders hören, als wenn sie die Obrigkeit einen Rinder- oder Schafhirten nennten." Die Obrigkeit steht nach der evangelisch-theologischen Theorie in der allerengsten Beziehung zur Sittlichkeit, nicht nur indem sie der Kirche dient und selbst eine Stellung in der Kirche hat, sondern auch auf einem ihr durchaus eigenthümlichen Gebiete, indem sie die Gebote der ersten und zweiten Tafel handhabt und Alles beseitigt, was der Verwirklichung des göttlichen Willens in der menschlichen Gesellschaft störend und hemmend entgegentritt. Eben so weit entfernt ist sie aber von der letzteren Ansicht. Nach ihr gehört der Kirche das ganze Gebiet der Sittlichkeit nicht weniger an als dem Staate. Beide haben mit ihm auf eigenthümliche Weise zu thun, so daß sie sich gar nicht stören, gar nicht in Conflikt gerathen. Der Staat ist der Wächter des göttlichen Gesetzes, die Kirche die Lehrerin; der Staat befiehlt,*) die Kirche bittet und ermahnt; der Staat straft, die Kirche droht; der Staat hat es mit der That zu thun, die Kirche mit der Gesinnung.**)

Diese Bestimmung des Amtes der Obrigkeit, des Wesens des Staates ist so tief in der Natur der Sache gegründet, daß selbst diejenigen, welche am meisten darauf bedacht sind, den Staat zum Ein und Alles zu machen, welche einem verderblichen Napoleonismus ergeben, dem Individuum,***) der Familie, der Kirche jedes selbstständige Gebiet rauben wollen, eine Ansicht, deren furchtbare Consequenzen in dem Ausspruche eines ihrer Vertheidiger zu Tage liegen: „Das Allgemeine setzt sich nur auf Kosten des Einzelnen durch, und damit die Welt fort-

*) Calvin nennt das Gesetz eine stumme Obrigkeit, die Obrigkeit ein redendes Gesetz.

**) Augustinus bei Gerhard 14. S. 23. sagt: Principes legum divinarum non interpretes et magistros, sed *custodes*, ecclesiae non dominos sed nutritios et defensores esse debere. Calvin, instit. IV. c. 20. faßt das Resultat in Bezug auf die Stellung der Obrigkeit in den Worten zusammen: Videmus ergo publicae innocentiae, modestiae, honestatis et tranquillitatis *protectores* statui ac *vindices*. Gerhard S. 72. sagt: Magistratus divinitus constitutus est utriusque decalogi tabulae custos.

***) Nach der Hegelschen Ansicht fällt jede Schonung des Gewissens weg. Es ist schon ein Verbrechen, ein Gewissen zu haben, nicht weniger, als wenn man sich gegen den klar ausgesprochenen Willen Gottes

schreite, brechen tausend Herzen,"*) doch immer, wenn sie sich nicht, wie unser Verf. thut, mit der bloßen Aufstellung des Grundsatzes begnügen, sondern auf das Einzelne eingehen, ihren eigenen Grundsätzen untreu, sich ihr nähern müssen. Selbst Hegel, der in dem Bestreben, den Staat auf den alten heidnischen Standpunkt zurückzuschrauben, am weitesten geht, der den Staat im eigentlichsten Sinne als ein irdisch Göttliches verehrt wissen will, ist dies an mehreren Stellen begegnet. Die merkwürdigste hat der Verf. selbst schon angeführt, S. 134.: „Wesentlich bleibt der Staat von der Religion dadurch unterschieden, daß, was er fordert, die Gestalt einer rechtlichen Pflicht hat, und daß es gleichgültig ist, in welcher Gemüthsweise es geleistet wird." Man braucht auch nur etwas in's Specielle einzugehen, um sich zu überzeugen, daß die Ansicht, nach welcher das ganze Gebiet der Sittlichkeit in jeder Beziehung dem Staate angehört, zu den größten Absurditäten führt. Von ihr aus wäre man genöthigt, das Edikt des Ahasverus im Buche Esther, „daß alle Weiber ihre Männer in Ehren halten, beides unter Großen und Kleinen," als vernünftig zu vertheidigen, nach ihr muß man die Kabinetsordre vom Jahre 1740 gutheißen, worin den Candidaten der Theologie die Wolfsche Philosophie zu ihrer Bildung und zum zweckmäßigen Gebrauche in Predigten vorgeschrieben wurde; nach ihr wäre die Obrigkeit verpflichtet, Ermahnungen, z. B., gegen unzüchtige Gedanken, ausgehen zu lassen, während der gesunde Sinn einem Jeden sagt, daß das Ermahnen der Obrigkeit nur bei demjenigen an seiner Stelle ist, was an der Gränze des Befehlens liegt.

Die aufgestellte Ansicht von dem Verhältnisse des Staates zur Sittlichkeit ist die einzige, welche mit der heiligen Schrift in Einklang steht. Der Staat wirkt nach ihr zunächst auf die äußere Gerechtigkeit und dadurch auf die innere, während die Kirche (beide Sphären waren schon unter dem A. B. weit mehr geschieden als gewöhnlich angenommen wird) zunächst auf die innere Gerechtigkeit und dadurch auf die äußere. Grade wo es sich um Rechtsverhältnisse handelt, wird die Obrigkeit Elohim genannt, 2 Mos. 21, 6., 22, 7. 8., Ps. 82. Auf diesem Gebiete muß also ihre eigenthümliche Bestimmung, ihre höchste Würde liegen. In Ps. 72. dreht sich Alles um Recht und Gerechtigkeit und das Heil als ihre Folge. 2 Sam. 8, 15. heißt es: und David herrschte über ganz Israel und David schaffte Recht und Gerechtigkeit seinem ganzen Volke. Jeremias sagt in C. 22, 15. von dem wahren Nachkommen David's, Josias: er schaffte Recht und Gerechtigkeit; er ermahnt in C. 22, 3. die ausgearteten Nachkommen: schaffet Recht und Gerechtigkeit, errettet den Beraubten aus der Hand des Unter-

auf sein Gewissen berufen wollte. Der Staat tritt ganz an die Stelle Gottes, ist der moderne Gott. Der Ausspruch: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, ist fortan Unsinn. Der Staat ist als allgemeiner Wille die Macht über den Einzelnen, und die Sittlichkeit ist die Gesinnung, die den allgemeinen Willen anerkennt — vgl. die gleich anzuf. Schr. S. 8 ff.

*) Hegel's Lehre vom Staate, Berl. 1837, S. 33.

drückers, und den Fremdling, die Wittwe, die Waise dränget nicht, thut nicht Unrecht und unschuldiges Blut vergießet nicht an diesem Orte. Er weissagt in C. 23, 5.: Siehe Tage kommen, spricht der Herr, und ich erwecke David einen gerechten Sproß und er herrscht als König und handelt weise, und schafft Recht und Gerechtigkeit im Lande. Man beachte, daß an allen diesen Stellen das Recht voransteht. Das Schaffen des Rechtes ist das Mittel, wodurch Gerechtigkeit geschafft wird. Der erzwungenen Herrschaft des Rechtes folgt nothwendig die freiwillige, wie Gottes Gerichte, wodurch er sich an der Menschheit heiligt, zugleich das Mittel sind, wodurch er sich in ihr heiligt. Die Gerechtigkeit erscheint im A. T. durchgängig als die Cardinaltugend des Königs, deren unzertrennlicher Begleiter das Heil ist. Zacharias z. B. nennt den Sproß David's gerecht und mit Heile begabt. Nach Jeremias folgt aus der Gerechtigkeit des Königes das Recht, die äußere Conformität mit Gottes Willen und Gesetz, aus dem Rechte die Gerechtigkeit, als die innere Conformität, aus der Gerechtigkeit folgt das Heil. — Mit dem A. T. stimmt das N. T. überein. Der eigentliche locus classicus über das Wesen der Obrigkeit und des Staates ist Röm. 13, 1—7. „Die Gewaltigen," heißt es dort, „sind nicht den guten Werken zu fürchten, sondern den bösen. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so thue Gutes; so wirst du Lob von derselbigen haben. Denn sie ist Gottes Dienerin, dir zu gut. Thust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwerdt nicht umsonst, sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe, über den der Böses thut." Deutlich tritt auch hier hervor, daß die Obrigkeit nicht direkt mit der Sittlichkeit zu thun hat, sondern nur durch das Medium des Rechtes zu ihr in Beziehung steht. Vor ihr Forum gehören nicht Gedanken und Gesinnungen, sondern Werke. Sie sucht nicht durch Sittenpredigten die Bösen zu bekehren, und die Guten zu ermuntern, sondern sie bestraft die Bösen, belohnt die Guten; sie führt nicht das Schwerdt des Geistes, sondern das Schwerdt im eigentlichen Sinne. Wie die Thätigkeit der Obrigkeit, welche der Apostel hier hervorhebt, diejenige ist, in welche die übrigen auslaufen, sofern nämlich die Obrigkeit in Beziehung zur Sittlichkeit steht, darauf hat schon Gerhard Th. 13. S. 310. hingewiesen: „Weil die Strafgewalt die letzte Stufe der Gewalt ist, welche der Obrigkeit zugetheilt worden, in dem die gesetzgebende gute Gesetze erläßt, die richterliche nach ihrer Norm entscheidet, die strafende ihre Übertreter bändigt, so begreift der Apostel unter dem Namen des Schwerdtes kurz die ganze Gewalt der Obrigkeit."

4. Der Verf. geht von der Bestimmung des Begriffes des Staates zu der Bestimmung des Begriffes der Kirche über. Daß die letztere nicht gelingen konnte, nachdem die erstere mißlungen, liegt am Tage. Der Verf. muß, wenn die Kirche vor ihn tritt sprechend: Hast du mir denn keinen Segen vorbehalten? antworten was Isaak dem Esau: Ich habe ihn zum Herren über dich gesetzet, und alle seine Brüder habe ich ihm zu Knechten gemacht, mit Korn und Wein habe ich ihn versehen, was soll ich dir nun thun? Er hat dem Staate das

ganze sittliche Gebiet zugesprochen; nun bleibt der Kirche nichts übrig, als das religiöse als solches, und auch dies nur vorläufig. Das religiöse als solches aber, in seiner Lostrennung vom Sittlichen, ist ein Unding, von dem die wahre Religion nichts weiß. Diese ist durchaus ethisch; sie tritt in ihren ersten Anfängen als Gesetz in's Leben, und daß er gekommen sey, das Gesetz zu vollenden, spricht der Erlöser gleich im Beginn seiner Thätigkeit aus. Eine ausschließlich religiöse Gemeinschaft kann wohl im Schoße des Heidenthums gedacht werden, oder unter Jüngern Spinoza's, modernen Pantheisten, wie sie im Athenäum sich vernehmen ließen, aber nimmer kann sie unter Christen bestehen, nimmer auf den Namen einer Kirche Anspruch machen. Wo wäre es je der Kirche eingefallen, auf solche Weise einen Selbstmord zu begehen, — die eigene frische Existenz vernichtend, sich in ein bloßes Gespenst zu verwandeln. Jeder Mensch, jede kirchliche Gemeinschaft hat grade so viele Religion als Sittlichkeit, und grade so viel Sittlichkeit als Religion. Religion ohne Sittlichkeit ist gar nicht Religion, ist nicht von Gott, sondern vom Teufel. Eine Kirche, welche eine ausschließlich religiöse Gemeinschaft seyn wollte, müßte damit anfangen, die zehn Gebote abzuschaffen. Denn so lange diese Geltung haben, steht es fest, daß Religion und Sittlichkeit in der engsten Verbindung stehen. Nach ihnen soll sich die Gottesliebe in der Nächstenliebe bewähren. Wer Gott nicht in denen liebt, denen er sein Bild aufgeprägt hat, der lügt, wenn er behauptet, ihn in sich zu lieben.

Der Verfasser behauptet, die Kirche habe nichts, woraus sie sich einen Leib bereiten könne, die nationalen Bestimmtheiten seyen ihr etwas völlig Fremdartiges, sie verlange die Loslösung von allen natürlichen Bedingungen des menschlichen Daseyns. Von seinem Standpunkt aus mit Recht, aber was hat er irgend gethan, diesen Standpunkt zu begründen? Die Kirche kann nicht bloß, sie soll sich aus Allem einen Leib bereiten, außer der Sünde; sie soll, wie ihr Herr und Meister, Fleisch und Blut annehmen, sie soll nirgends über den menschlich irdischen Verhältnissen schweben, sondern überall in sie eindringen. Sie soll alle Individualitäten und Nationalitäten in sich aufnehmen, soll sie eben so wenig außer sich lassen als vernichten, sondern sie heiligen, soll nur in Bezug auf das Wesen nach Einheit streben, in Bezug auf die Form sich der Mannichfaltigkeit freuen. Hat sie zu Zeiten dies unterlassen, hat sie die menschlichen Eigenthümlichkeiten mit Füßen getreten, so lag das nicht in ihrem Wesen begründet, es war vielmehr ein Abfall von ihrem Wesen, den sie schwer büßen mußte.

Die Allgemeinheit und Einheit, welche der Verf. als nothwendig in dem Wesen der Kirche liegend bezeichnet, sehen der wahren grade so ähnlich, wie die Jakobinische Freiheit und Gleichheit der christlichen, wobei freilich zugestanden werden muß, daß zu Zeiten in der Kirche ein Analogon von Jakobinischem Geiste in Bezug auf die Allgemeinheit und Einheit geherrscht hat. In dem Satze: eine Kirche, welche nicht auf diese Allgemeinheit Anspruch machte, wäre noch nicht Kirche in vollem Sinne, ist das erste nicht ohne Weiteres zu streichen. Wäre

erst die Einheit in den Hauptpunkten der Lehre wiederhergestellt, so wäre das Nebeneinanderbestehen der Griechischen, Katholischen, Evangelischen Kirche nicht als Übelstand, es wäre vielmehr als der vollkommenere Zustand zu betrachten. Wenn wir bei Geistlichen der Griechischen Kirche Rußlands wahre christliche Frömmigkeit sehen, so wird es uns nicht freuen, sondern leid thun, wenn dieselbe wenig von der Eigenthümlichkeit ihrer Kirche, dagegen viel von der der unsrigen hat. Wer wollte wohl in dem individuellen Charakter, den die Evangelische Kirche in einzelnen Ländern, z. B. in Würtemberg, angenommen hat, eine Lösung der Einheit der Evangelischen Kirche erblicken? Wer freut sich nicht, wenn er in der Englischen, der Nordamerikanischen Kirche die wiedergeborene Englische und Amerikanische Eigenthümlichkeit wahrnimmt?

5. 6. 7. Wir können von nun an kurz seyn, da der Verf. nur die Consequenzen aus den Prämissen zieht, auf deren Grundlosigkeit wir bereits hingewiesen haben. In diesen Abschnitten zieht nur die Behauptung unsere Aufmerksamkeit auf sich, Wissenschaft und Kunst seyen wesentliche Elemente und ausschließliches Eigenthum des Staates, die wieder ohne allen Beweis und doch mit der größten Prätension auftritt. Wir läugnen nicht, daß der Staat mit Wissenschaft und Kunst zu thun hat, daß er berufen ist, sie zu schützen und zu pflegen, aber die Behauptung, daß beide im Alleinbesitz des Staates seyen, und unbedingt unter seiner Leitung stehen, müssen wir für ganz unbegründet halten. Sobald der Staat sich in die interna beider einmischt, sobald er z. B. ein gewisses philosophisches System ausschließlich begünstigt, sobald in den Rescripten der Behörden Kunsttheorien aufgestellt werden, wird Jeder, der nicht durch ein Partheiinteresse verblendet ist, sich unangenehm berührt finden, Jeder fühlen, daß diese Einmischung des Staates auf die Dauer den Ruin von Wissenschaft und Kunst herbeiführen muß, Jeder diejenigen, welche aus Selbstsucht eine solche provociren, nicht ferner als Pfleger, sondern als Verräther von Kunst und Wissenschaft betrachten. Dem Staate beide ausschließlich, mit Leib und Seele übergeben, heißt, wenn der Erfolg in's Auge gefaßt wird, nichts Anderes, als sie in die Sklaverei einer Parthei verkaufen. Auf diese Weise wird jede freie Entwickelung gehemmt, die Ausgleichung, welche durch das Gleichgewicht der Gegensätze entsteht, aufgehoben, Nachbeterei und Heuchelei befördert, Talent und Energie unterdrückt. Diejenigen, welche so unvorsichtig Wissenschaft und Kunst dem Staate in die Hände liefern, werden selbst erschrecken, wenn die zum Theil schon jetzt vorliegenden Folgen ihrer Unbesonnenheit ganz in's Leben treten werden. Wo ein Staat so seine Bestimmung verkennt, da geht es wie in Pharao's Traume:

Mir träumte, ich stände am Ufer bei dem Wasser; und sah aus dem Wasser steigen sieben schöne, fette Kühe, und gingen an der Weide im Grase. Und nach ihnen sahe ich andere sieben dürre, sehr häßliche und magere Kühe herausteigen. Ich habe in ganz Ägyptenland nicht so häßliche gesehen. Und die sieben mageren und häßlichen Kühe fraßen auf die sieben ersten fetten Kühe. Und da sie die hineingefressen hatten, merkte man nicht an ihnen, daß sie die gefressen hatten, und waren häßlich gleich wie vorhin. — Wissenschaft und Kunst haben ein selbstständiges Daseyn und gehören eben deshalb der Familie, der freien Geselligkeit, dem Staate, der Kirche, jeder auf ihre Weise an. Die Kirche hat keinen Raub begangen, indem sie von beiden ihr Theil für sich in Anspruch nahm. Sie wird also auch nicht in dem Stande der Vollendung zur Erstattung genöthigt seyn, nicht, wie der Verf. meint, ihre Existenz aufgeben müssen, weil sie diese Bedingungen derselben nicht ferner zu behaupten vermag.

8. Nachdem der Verf. zu zeigen gesucht hat, daß der Staat die Kirche verschlingen wird, bemüht er sich, die beiden anderen Vorstellungen, die von einem Aufgehen des Staates in die Kirche und von einem Nebeneinander beider zu beseitigen. Die erstere verwerfen auch wir, obgleich nicht aus den vom Verf. angegebenen Gründen, die nur auf seinen willkührlichen Voraussetzungen beruhen. Zwar, der Staat steht in dem gegenwärtigen Weltlauf nach vielen Seiten hin in der engsten Beziehung auf die Sünde, so daß er in dem Reiche der Herrlichkeit nicht seine gegenwärtige Sphäre behalten kann. Theodoret sagt in der siebenten Rede von der Vorsehung: als ein Heilmittel hat Gott auf die Wunden der Gesetzlosigkeit die Ökonomie der Herrscher gelegt, und Luther zu 1 Mos. 2.: Der Staat ist ein nothwendiges Mittel wider die verderbte Natur. Allein, steht es fest, daß das vollendete Gottesreich auf der Erde seinen Sitz haben wird, so bleibt dem Staate immer eine große und wichtige Thätigkeit übrig, die organisirende, die man, das Wort im weiteren Sinne genommen, auch jetzt als seine einzige betrachten kann.*) Schon vom ästhetischen Standpunkte aus ist es ein unerträglicher Gedanke, daß die Menschheit nach einer der Grundbeziehungen ihres Daseyns, der zur Erde, nichts seyn sollte als ein bloßes Aggregat von Individuen, ohne bindendes Element, ohne Unterordnung, ohne Gliederung. Die Unvollkommenheit wäre dann vollkommener als die Vollendung. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Beza tract. 1. p. 53.: Vis magistratus est ἀρχιτεκτονική.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 17. Januar. № 5.

Vorwort.

(Fortsetzung.)

Schon die älteren Theologen fühlten, daß die Existenz des Staates nicht von dem Sündenfall abhängig ist. Die Frage, ob in dem Stande der Unschuld eine Obrigkeit gedacht werden könne, beantworteten sie (vgl. z. B. Gerhard t. 13. S. 240.) mit Ja, und zwar aus folgenden Gründen: 1. Sonst hätte die Ordnung gefehlt, die zur Schönheit des Alls durchaus erforderlich ist. 2. Auch unter den Engeln finden Ordnungen statt. 3. Daß vor dem Sündenfall nicht etwa eine unbedingte (abstrakte) Gleichheit geherrscht habe, zeige das ursprüngliche Verhältniß des Weibes zum Manne, das einer freien Unterordnung. 4. Der Mensch sey von Natur ein geselliges Wesen, werde durch einen Naturtrieb zur Gesellschaft hingeführt. Wo aber Gesellschaft, da sey auch Regierung. Diese Gründe würden ihnen auch für das Reich der Vollendung gegolten haben, wenn sie nur die Erde als den Schauplatz desselben erkannt hätten. — In der heiligen Schrift kommen die Könige mehrfach vor in den Schilderungen des vollendeten Gottesreiches, vgl. z. B. Jes. 49, 23. 60, 16., Ps. 72, 10. 11., Offenb. 21, 24., und die Stellen, welche scheinbar ein Aufhören aller irdischen Herrschaft zu verkünden scheinen, zeigen sich bei näherer Betrachtung als nicht gegen die irdische Herrschaft in abstracto, sondern in concreto gerichtet.

Die zweite von dem Verf. verworfene Vorstellung, die eines Nebeneinander, halten wir ohne Bedenken fest. Nur der pantheistischen Vorliebe für das Grau kann der Gedanke an ein solches Nebeneinander unangenehm seyn. Wahre lebendige Einheit findet nur da statt, wo Jeder der Vereinten seine Eigenthümlichkeit treu bewahrt; ohne Nebeneinander kann kein Ineinander statt finden. Von einem Vorrange einer von beiden Gemeinschaften kann schon jetzt gar nicht die Rede seyn, da jede von beiden ihre eigenthümliche Sphäre hat. Der Staat ist in der Kirche, und die Kirche ist im Staate.

9. 10. 11. Es ergibt sich schon aus dem früher Bemerkten, daß wir diejenige Beschaffenheit der Kirche, welche der Verf. als die normale setzt, nur als Entartung betrachten,*) auch nicht zugeben können, daß die Kirche nur im Gegensatze gegen die Welt ihren Halt habe. Den Ausspruch, daß die Kirche rettungslos verloren sey, halten wir selbst vom Standpunkte des Verf. aus für höchst übereilt. Denn auch abgesehen von der Verheißung des Herrn, der wir mit fester Zuversicht trauen, und die Sache bloß menschlich betrachtet, wie kann man von der Gegenwart so ohne Weiteres auf die Zukunft schließen, wenn man irgend den Gang der Geschichte aufmerksam beachtet. Ranke's Geschichte der Päpste reicht schon allein hin, hier Vorsicht zu lehren, zu zeigen, daß der Zeitgeist nicht einen unwandelbaren Charakter hat. Zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts führten alle Indicien darauf, daß die Herrschaft der religiösen Principien ihrem Ende entgegengehe, und als diese durch die Reformation wieder zur Kraft gelangt waren, schien doch der Katholicismus unwiderbringlich verloren. Am Ende des Jahrhunderts stand er wieder verjüngt da, innerlich fest und seinen Feinden furchtbar. Ein Beispiel aus der neuesten Zeit. Die Hegelsche Schule schloß aus der Gegenwart der Kunst auf ihre Zukunft, behauptete, daß ihr Ruin unabwendbar sey, weil ihre Zeit nun verflossen. Jetzt gibt der voreilig eingesargte Todte schon wieder unverkennbare Lebenszeichen, und bald wird, so scheint es, die Weissagung ganz zu Schanden gemacht werden. Wir aber sind weit davon entfernt, uns auf solche menschliche Hoffnungen zu verlassen. Wir trauen allein auf den Herrn. Je größer der Verfall, desto lebhafter wird unsere Hoffnung. Denn wo die Noth am größten, da ist die Hülfe am nächsten.

Es könnte mit dem Verf. in etwas aussöhnen, daß er so nachdrücklich erklärt, noch sey die Kirche nicht entbehrlich neben dem Staate. Zöge er eine feste Gränze zwischen dem gegenwärtigen Weltlaufe und dem Reiche der Herrlichkeit, so würde seine Ansicht als eine harmlose, als ein wissenschaftlicher Irrthum erscheinen, an den sich, so lange der Standpunkt des Verf. nicht überschritten würde, keine schädlichen praktischen Folgen anschlössen. Sollte man ja doch auch denken, er werde das von ihm gewünschte Ende der Kirche, was zugleich ihre Vollendung ist, streng unterscheiden von dem Ende, welches der herrschende Zeitgeist herbeizuführen strebt, der die Vernichtung der Kirche will. Sollte man doch meinen, er werde selbst aus allen Kräften daran arbeiten, die Kirche aufzubauen, und laut alle Anderen dazu auffordern. Denn sähe er mit klarem Auge den gegenwärtigen Zustand der Dinge an, so müßte er ja erkennen, daß in keiner Periode des Christenthums die Selbstständigkeit der Kirche nothwendiger war, als grade in der gegenwärtigen, daß die einzige Weise, für das von ihm ersehnte Ziel zu wirken, jetzt die kirchliche sey.

Allein diese Erwartungen finden sich leider nicht bestätigt.

---

*) Seiner Voraussetzung zu Liebe, daß der Begriff der Kirche nothwendig eine handgreifliche Einheit erfordere, scheut sich der Verf. nicht zu behaupten, in der apostolischen Zeit sey noch gar keine Kirche vorhanden gewesen, S. 279. 307. 10. Und doch ist schon immer von der Kirche Gottes die Rede! Er meint, S. 556, als die Kirche zu Stande kam, sey bereits ein Begriff derselben gegeben gewesen, der Paulinische. Als ob der Begriff vor der Sache und anders als aus der Sache entstehen könnte!

Nur mit dem Verstande sieht der Verf. die jetzt noch fortdauernde Nothwendigkeit der Kirche ein. Seine Neigung zieht ihn schon jetzt ganz zum Staate hin. Er freut sich über den immer zunehmenden Verfall der Kirche; er erkennt eigentlich gar keine Kirche mehr an, sondern nur eine kirchliche Parthei, der man es erlauben müsse, „ihre unrettbar bedrohte Existenz bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen." Er selbst ist nach S. 320. weit entfernt, sich dieser Parthei anzuschließen. Er erklärt den kirchlichen Standpunkt ohne Weiteres für den unrichtigen, durch die Entwickelung der christlichen Menschheit schon jetzt beseitigten. Er will für seine Person nichts Anderes, als Staatsdiener seyn. Denen, welchen ihre Kirchen- und Andachtsschen Noth macht, gibt er einen ähnlichen Rath, wie Heine allen Sündern, man verwandle die Sünde in die Tugend, so hört die Gewissensnoth auf. — Hier ist die Stelle, wo Jeder dem Verf. zurufen muß, was der Herr dem Petrus Matth. 16, 23. Denn hier tritt er gradezu als Verführer auf, der die Schwäche des Zeitalters benutzt, um es seinen Absichten geneigt zu machen.

12. Der Verf. behauptet, seine Ansicht sey die des Erlösers. Gegen den Schluß, den er zu dem Ende aus der Benennung das Gottesreich zieht, bemerken wir nur das Eine, daß der Erlöser dann von Anfang an keine Kirche gewollt haben müßte. Die Benennung „Reich Gottes" steht ja auch von der Zeit, die nach dem Verf. selbst der Kirche angehört, vgl. die S. 6. angeführten Stellen. Er selbst bemerkt S. 94.: „Das Reich Gottes betrachtete der Herr während seines irdischen Wandels als schon gegründet und gegenwärtig." Den Hauptgrund aber entnimmt er aus derselben Stelle, welche den stärksten Gegenbeweis gegen seine Ansicht bildet, die schon deshalb als schriftwidrig betrachtet werden muß, weil sie mit dem Begriffe der Schrift von dem Wesen der Obrigkeit und des Staates nicht in Einklang gebracht werden kann. Diese Stelle ist Matth. 16, 18.: Und ich sage dir: du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Kirche und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Zu Gunsten seiner Ansicht macht Nothe hier geltend, die Kirche sey nach dieser Stelle nur für die Zeit des Kampfes bestimmt. Allein wenn nur von den Pforten der Hölle geredet wird, so erklärt sich dies daraus, daß keine andere Ursache des Vergehens denkbar. Jede Macht, das ist die ernste Warnung, die uns aus der Stelle entgegentönt, welche sich wider die Kirche erhebt, gehört der Hölle an. Nachdem wir also die Instanz des Verf. beseitigt haben, argumentiren wir aus derselben Stelle gegen ihn. Auf eine absolute Unvergänglichkeit der Kirche führt schon der Bau auf dem Felsen. Noch entschiedener aber der Zusammenhang von V. 18. mit V. 19.: „Und ich will dir des Himmelreiches Schlüssel geben. Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden seyn, und Alles was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los seyn." Das Himmelreich in V. 19. muß identisch seyn mit der Kirche in V. 18. Denn die Schlüssel dürfen nicht von dem Gebäude losgetrennt werden, von dessen Aufbau in V. 18. gehandelt worden. Nun wird aber das Himmelreich, wie der Verf. zugesteht, durchgängig in der Schrift als absolut unvergänglich betrachtet. Folglich muß auch der mit ihm identischen Kirche (die Einheit der Sache schließt nicht aus, daß die Benennungen verschiedene Bedeutung haben; absichtlich wird in V. 19. die Benennung: das Himmelreich, gesetzt; in der Kirche, als Himmelreich, ist der Unterschied von Himmel und Erde aufgehoben) die absolute Unvergänglichkeit zukommen. — Der Verf. fühlt, daß es um seine Sache geschehen ist, sobald die Identität von Kirche und Himmelreich feststeht. Er sucht daher V. 18. 19. gewaltsam auseinanderzureißen. Statt auf Petrus bezieht er V. 19. auf die Kirche. Dieser soll die Bestimmung angewiesen werden, den Eingang zum Himmelreich, dem vollendeten Staate, zu eröffnen und zu vermitteln. Aber wodurch ist man denn berechtigt, hier das Himmelreich von dem Reiche der Herrlichkeit im Gegensatze gegen das Reich der Gnade zu verstehen? — Daß der Vers sich nicht auf die Prärogative der Kirche überhaupt bezieht, sondern auf die des Petrus als des Hauptes und Repräsentanten der Apostel (vgl. über den Vorrang desselben die trefflichen Bemerkungen von Bengel in dem Gnomon, und unter den neueren Auslegern Fritsche) zeigen auch die Parallelstellen 18, 18. und Joh. 20, 23. — Auch wird bei der Erklärung des Verf. der Zusammenhang der Ertheilung der Schlüssel mit dem Lösen und Binden (Bengel: quae in claves non conveniunt proprie, sed tamen intime cum iis cohaerent) auf eine jämmerliche Weise zerrissen. Der Sache nach kann das Binden und Lösen nichts Anderes seyn, als zuthun und aufthun, welche Worte der Herr gebraucht haben würde, wenn er in dem angefangenen Bilde fortgefahren wäre. Binden und Lösen ist = die Sünden behalten und vergeben, vgl. die Parallelstellen, s. v. a.: Auf dich will ich die Kirche bauen, und dir will ich die Schlüssel zu dem Gebäude geben, so daß du mit unbedingter Vollmacht darin aufnehmen und daraus ausschließen kannst, bindend und lösend, die Sünden behaltend und die Sünden vergebend — Gegen die Identificirung der Kirche mit dem Himmelreiche oder Gottesreiche wendet der Verf. noch ein, das letztere betrachte der Herr schon als gegenwärtig; von der Kirche aber heiße es hier: ich werde bauen. Als ob nicht etwas zugleich gegenwärtig (seinen Anfängen nach) und zukünftig (in seiner Entfaltung und Vollendung) seyn könnte! Ist doch auch das Reich Gottes auf der einen Seite nach Luc. 17, 20. 21. ein schon daseyendes, auf der anderen Seite nach Matth. 4, 17., 10, 7. ein zukünftiges.

13. Es bleibt uns jetzt nur noch übrig, dasjenige zu beleuchten, wodurch der Verf. die Lehre von der unsichtbaren Kirche zu vernichten sucht. Wir müssen hier zuerst darauf aufmerksam machen, daß die Lehre, in Bezug auf die der Verf sich in wegwerfenden Ausdrücken überbietet, die seiner Kirche ist. Er hätte doch das Gebot: ehre Vater und Mutter, etwas mehr zu Herzen nehmen sollen. So viel wenigstens hätte die Pietät über ihn vermögen sollen, daß er sich gründlich um das Verständniß dieser Lehre bemüht hätte. Wir müssen aber läugnen, daß er dies Verständniß besitzt.

Er geht von der Voraussetzung aus, daß die evangelisch-kirchliche Lehre von der unsichtbaren Kirche im Wesentlichen ganz

mit der modernen Ansicht übereinstimme. Wir dagegen behaupten, daß beide himmelweit von einander verschieden sind.

Um mit dem Äußerlichsten anzufangen, die Theologen der Evangelischen Kirche wußten sich in Bezug auf die Lehre von der unsichtbaren Kirche in Übereinstimmung mit den Kirchenvätern, namentlich mit Cyprian, Augustin, Hieronymus, Gregor d. Gr., vgl. z. B. die dicta Patrum de ecclesia invisibili bei Gerhard t. 11. S. 92 ff. Die Anhänger der modernen Ansicht dagegen wissen sich mit ihrer Ansicht im entschiedenen Gegensatze gegen die Kirchenväter.

Die Theologen der Evangelischen Kirche verwerfen entschieden die Anabaptistische und Weigelsche Lehre von der Kirche. Dieser Gegensatz ist bei ihnen eben so stehend, wie der gegen die Katholiken. Luther, bemerkt z. B. Chemnitz (loci III. 127.), hat nie den Wahnsinn der Anabaptisten gebilligt, welche unter dem Vorwande, die Kirche sey unsichtbar, in den Häusern umhergehen und in ihnen heimlich Kirchlein zu errichten suchen. Quenstedt behandelt Th. 2. S. 494. als Gegensatz gegen die evangelische Lehre die der Weigelianer, „welche behaupten, die wahre Kirche sey zwar über die ganze Welt zerstreut, aber sie werde an keinem bestimmten Orte und in keiner sichtbaren Gemeinschaft gefunden, oder die Kirche sey nicht sichtbar, sondern unsichtbar." Die Anhänger der modernen Ansicht können die Anabaptistische und Weigelsche Ansicht nicht verwerfen; denn sie stimmt mit der ihrigen genau überein.

Die kirchlichen Theologen hielten den Gegensatz ihrer Lehre von der unsichtbaren Kirche gegen den Katholicismus gar nicht für einen diametralen, unüberwindlichen. Sie kommen immer wieder darauf zurück, daß eigentlich auch jeder Katholik eine unsichtbare Kirche annehme. Man vgl. z. B. Gerhard S. 77. Dagegen betrachten sich die Anhänger der modernen Ansicht in dieser Beziehung als durch eine ungeheure Kluft vom Katholicismus geschieden. Diese Differenz ist ihnen wichtiger, als die in der Lehre von der Rechtfertigung.

Die katholischen Polemiker, von Bellarmin bis auf Möhler, denen unser Verf. sich anschließt, haben der Evangelischen Kirche eine Ansicht beigelegt, welche mit der modernen genau übereinstimmt. Wäre nun die kirchliche Ansicht mit der modernen identisch, wie käme es denn, daß die protestantischen Dogmatiker immer sich lebhaft darüber beklagt haben, daß die Gegner ihrer Kirche eine Lehre unterschieben, an die sie nie gedacht? Quenstedt z. B. sagt S. 493.; „Bei der Frage über die Sichtbarkeit der Kirche verkehren die Gegner den Streitpunkt; denn sie handeln also mit uns, als wenn wir gar keine sichtbare Kirche anerkennten, von welcher Meinung wir sehr weit entfernt sind."

Die modernen Anhänger der Ansicht von der unsichtbaren Kirche wissen von der Kirche wenig mehr zu sagen, als daß sie unsichtbar ist. Bei den kirchlichen Theologen dagegen nimmt die Unsichtbarkeit nur in der Polemik gegen die Römische Kirche eine bedeutende, sonst eine sehr untergeordnete Stelle ein. Quenstedt z. B. berührt in der dogmatischen Behandlung der Lehre von der Kirche die Unsichtbarkeit bloß im Vorbeigehen, und erst in der pars Polemica hebt er sie hervor. Beza in

der sehr ausführlichen Erörterung der Lehre von der Kirche in vol. 1. seiner tract. theol. S. 32 ff. gedenkt der Unsichtbarkeit der Kirche mit keinem Worte. Sie wird sogar in mehreren Bekenntnißschriften der Reformirten Kirche, z. B. der confessio Gallicana und Anglicana, gar nicht erwähnt.

Um tiefer in die Sache einzugehen, in der modernen Theologie bildet die Unsichtbarkeit den Gegensatz gegen die Sichtbarkeit schlechthin, dagegen in der kirchlichen Lehre den Gegensatz gegen eine einzelne Art der Sichtbarkeit, eine handgreifliche. Sie stellen die Behauptung der Unsichtbarkeit der Kirche der gegnerischen Behauptung entgegen: die Kirche sey eine eben so sichtbare und handgreifliche Gesellschaft, wie das Römische Volk oder die Republik von Venedig; vgl. z. B. Gerhard S. 109. Sie bemerken gradezu, wenn sie die Kirche unsichtbar nennen, so solle dies nur heißen, sie sey nicht handgreiflich und augenfällig, vgl. z. B. Cotta zu Gerhard S. 107

Die moderne Ansicht stellt zwei Kirchen neben einander, eine unsichtbare und wahre, und eine sichtbare, nur uneigentlich Kirche genannte. Die kirchliche Lehre kennt dagegen nur eine Kirche, welche in gewissem Sinne sichtbar, in gewissem Sinne unsichtbar ist, so daß die unsichtbare Kirche nichts Anderes ist, als die Kirche, sofern sie unsichtbar, die Kirche nach ihrer unsichtbaren Seite. Eine Gemeinschaft, welche bloß unsichtbar wäre, würde man nimmer Kirche genannt haben. Sichtbar — bemerkt Gerhard S. 83. — ist die Kirche in Bezug auf die äußere Gesellschaft, die äußeren Mittel, wodurch sie gesammelt wird, die äußere Religionsübung, das Glaubensbekenntniß, den Gebrauch der Sakramente, die Kirchenzucht; unsichtbar in Hinsicht des Glaubens und der inneren Gaben des Geistes in den Wiedergeborenen.

Die Definitionen der Kirche bei den modernen Theologen gehen entweder auf die unsichtbare oder auf die sichtbare. Dagegen definiren die kirchlichen Theologen immer die Kirche, und zwar also, daß sie die Momente der Sichtbarkeit und der Unsichtbarkeit zusammen in die Bestimmung aufnehmen. Die Kirche ist ihnen (vgl. Gerhard S. 96.) die Gemeinschaft der Menschen, welche die göttliche Lehre bekennen, in welcher Gemeinschaft Heilige sind, d. i. wahrhaft Gläubige und Erwählte, als die wahren und lebendigen Glieder der Kirche, denen in diesem Leben nicht-heilige beigemischt sind, die aber doch in der Lehre übereinstimmen, und nur zur äußeren Gesellschaft der Kirche gehören.

Die Kirche im Sinne der Reformatoren hat Merkmale, an denen sie erkannt werden kann. Als solche werden gewöhnlich von den Lutherischen Theologen, nach dem Vorgange der Bekenntnißschriften, die reine Predigt des Evangeliums und die ordnungsmäßige Verwaltung der Sakramente angeführt. Die reformirten Bekenntnißschriften (Conf. Belg. 28., Scot. 18., decl. Thorun. 7.) und Theologen setzen zum Theil noch die Ausübung der Kirchenzucht hinzu. Wiederholt wird bemerkt, viel weiter noch wie die Merkmale gehen die Äußerungen, die man nur deshalb nicht alle zu Merkmalen erhebe, weil sie zum Theil der Täuschung unterworfen seyen, das gottselige Leben z. B. nicht mit voller Sicherheit von dem Scheine des gottseligen Lebens unterschieden werden könne. Die Kirche

im modernen Sinn dagegen kommt gar nicht über das Reich der Gedanken heraus, hat nicht einmal Äußerungen, geschweige denn Merkmale.

Die moderne Ansicht von der Unsichtbarkeit der Kirche ist ein Produkt individueller, und wie wir überzeugt sind, krankhafter Geistesrichtung. Dagegen ist die kirchliche Lehre von der Unsichtbarkeit so fest in der Sache selbst gegründet, daß man ihr nicht anders widersprechen kann, denn also daß man sie entstellt. Sie sagt weiter nichts aus, als daß die Erscheinung der Kirche ihrem Wesen nicht ganz entspreche, wenn gleich dasselbe in ihr enthalten sey und zur Äußerung komme. Wenn Augustinus sagt, die Bösen seyen von der Kirche ausgeschlossen dem Geiste, jedoch nicht dem Leibe nach, sie gehören zum äußeren Menschen der Kirche, nicht aber zum inneren, sie seyen in dem Leibe der Kirche nicht als Glieder, sondern als verdorbene Säfte, so erklärt Gerhard S. 77. diese Sätze für einen klaren und bestimmten Ausdruck desjenigen, was die Evangelische Kirche mit ihrer Lehre von der Unsichtbarkeit wolle. Beza substituirt der Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche die zwischen denen, welche nicht bloß in der Kirche sind, sondern auch aus der Kirche, und denen, welche aus der Kirche nicht sind, obgleich sie sich in der Kirche befinden. Eine solche Incongruenz des Wesens und der Erscheinung findet aber, obgleich beide nie gänzlich auseinander treten können, bei allem statt, was eine ideelle Grundlage hat. In Bezug auf den Staat z. B., wer wollte wohl behaupten, daß das Princip des Staates in den Beamteten und Behörden genau nach ihrer äußeren Rangordnung zur Erscheinung komme? Am stärksten muß sie grade bei der Kirche hervortreten, weil diese unter allem Geistigen das Geistigste ist. Niemand, der selbst irgend geistig gerichtet ist, kann sich daher auch ihrer Anerkennung ganz entziehen. Welcher katholische Theologe wagte es wohl, wie dies der volle Gegensatz gegen die Lehre von der Unsichtbarkeit der Kirche erfordern würde, zu behaupten, daß das Princip der Kirche immer im höchsten Grade im Papste zur Erscheinung komme, im zweiten in den Cardinälen, und so weiter fort bis zu den Laien herab. Stellen, worin sich katholische Theologen über die grobe Sichtbarkeit erheben, und mit anderen Worten die Lehre von der Unsichtbarkeit vortragen, theilt Gerhard S. 71. mit.

So wie der Verf. in der Darstellung der Lehre von der unsichtbaren Kirche ganz das Richtige verfehlt, so auch, wie dies daraus schon nothwendig folgt — hätten die Reformatoren an der sichtbaren Kirche verzweifelt, so hätten sie auch an der unsichtbaren verzweifeln müssen, in der nach ihrer Ansicht nichts ist, was nicht in der sichtbaren zur Erscheinung kommt, die zwar immer reiner, aber nie reicher ist als die sichtbare — in der Ableitung derselben. Er weise eine einzige Stelle nach, wo die Reformatoren und die kirchlichen Theologen an der sichtbaren Kirche verzweifeln. Dazu hatte man auch

gar keinen Grund, da man nicht die grob äußerliche Vorstellung von der Katholicität hatte, welche der Verf. mit den katholischen Theologen theilt. Nur indem er sie den Reformatoren unterlegte, seinen Standpunkt unwillkührlich auf sie übertrug, konnte es ihm in den Sinn kommen, die Reformatoren an der Kirche verzweifeln zu lassen. Schmerzlich war diesen die Trennung allerdings, aber ihr geistiges Auge war geschärft genug, um hinter dem Trennenden, was ihnen nicht sowohl in dem Nebeneinander mehrerer Kirchen an sich, als vielmehr in der Verschiedenheit der Lehre lag, die verborgene Einheit wahrzunehmen. Sie nahmen nicht etwa bloß an, daß es in der Katholischen Kirche Glieder der unsichtbaren Kirche gebe, sondern auch, was nach ihrer Auffassung der unsichtbaren Kirche eng damit zusammenhing, daß die Katholische Kirche, wenn auch stark verderbt, noch immer eine Abtheilung der wahren sichtbaren Kirche sey. Am ausführlichsten und klarsten hat sich in dieser Beziehung Calvin ausgesprochen. Wie weit er davon entfernt war, den Umfang der sichtbaren Kirche mit dem der reformirten zusammenfallen zu lassen, wie entfernt er zugleich von falschem Spiritualismus war und von rohem Realismus, zeigt seine Definition der sichtbaren Kirche in B. 4. C. 1. §. 7. der Institut.: „Die Kirche ist die ganze in der Welt zerstreute Menge von Menschen, welche bekennt, daß sie den einen Gott und Christus verehre, durch die Taufe ihm geweiht wird, durch die Theilnahme am Abendmahle die Einheit in der wahren Lehre und in der Liebe bezeugt, an dem Worte Gottes übereinstimmend festhält und zur Verkündung desselben das von Christo eingesetzte Predigtamt beibehält." Speciell in Bezug auf die Katholische Kirche bemerkt er in §. 11. 12.: „Wie einst unter den Juden einige eigenthümliche Vorrechte der Kirche blieben, so wollen wir auch jetzt den Papisten nicht diejenigen Spuren der Kirche rauben, welche der Herr aus der Zerstreuung unter ihnen übrig gelassen hat." — „In Summa, ich sage, daß sie zur Kirche gehören, insofern der Herr dort Reste seines Volkes, wenn auch in trauriger Zerstreuung, auf wunderbare Weise erhält, insofern bei ihnen einige Merkmale der Kirche noch bestehen." Auch Luther, wenn er gleich manchmal, allein die Entartung in's Auge fassend, sich so äußert, als ob die Papisten den reinen Gegensatz gegen die Kirche Christi bildeten, erkennt doch mehrfach an, daß sie zur Kirche gehören, weil sie die Taufe haben, die Absolution, das Evangelium, und unter ihnen viele Fromme seyen; vgl. die Stellen in Maji Lutheri theologia S. 1248. Solche Äußerungen dienen zugleich als Beispiel, wie neben der äußerlichen Trennung eine äußere Einheit fortbestehen kann. Ist es nicht auch Zeichen der fortdauernden Einheit unter den verschiedenen Abtheilungen der sichtbaren Kirche, wenn Nitzsch zum Schlusse seiner Polemik gegen Möhler sagt: „Eines — — söhnet mich mit ihm und seinem Buche so sehr wieder aus, daß ich ihm darüber brüderlich meine Hand biete."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 20. Januar. № 6.

Vorwort.

(Schluß.)

Es kann überhaupt gar nicht die Rede davon seyn, wie die Lehre von der unsichtbaren Kirche entstanden sey. Denn sie ist der Sache nach so alt als das Christenthum selbst, ja so alt als die Gemeinde Gottes. Wenn es im A. B. von den Übertretern der göttlichen Gesetze heißt: diese Seele ist (ipso facto) ausgerottet aus ihrem Volke, so ist damit schon die Differenz des Wesens und der Erscheinung gesetzt, welche den Kern der Lehre von der unsichtbaren Kirche bildet. Die Frage kann nur die seyn, wie die Reformatoren dazu kamen, die Lehre von der unsichtbaren Kirche so stark hervorzuheben, und auf diese Frage gibt die Geschichte eine so klare und bestimmte Antwort, daß selbst die katholischen Polemiker von Bellarmin bis auf Möhler hier nicht das Richtige verfehlt haben, überhaupt der Verf. unseres Wissens der erste ist, dem sich dasselbe entzog. Die Unterscheidung zwischen der sichtbaren und unsichtbaren Kirche, bemerkt Gerhard S. 83., ist den Disputationen der Papisten entgegengesetzt, und Cotta S. 106. führt aus, wie Luther zuerst auf die unsichtbare Kirche provocirte, als die Papisten ihn und seine Anhänger vor das Forum der Kirche ziehen wollten, durch deren untrügliche Auctorität alle Streitigkeiten entschieden werden müßten.

Nach diesen Ausführungen wird von selbst erhellen, was von der zuversichtlichen Behauptung des Verf. zu halten sey, aufgegeben müsse die Lehre von der unsichtbaren Kirche in jedem Falle werden. Sie wird mit der Kirche, mit dem Christenthum gleich ewig seyn. So wie aber die Reformatoren im Gegensatze gegen eine falsche Sichtbarkeit die Unsichtbarkeit hervorhoben, so ist es die Aufgabe unserer Zeit im Gegensatze gegen eine falsche Unsichtbarkeit, welche die Kirche mit völliger Auflösung bedroht, und die unser Verf. selbst als bahnbrechend für die von ihm ersehnte Allgewalt des Staates bezeichnet, die Sichtbarkeit geltend zu machen.

In diesem Verfahren haben wir, weit entfernt, daß es dem Geiste der Reformation zuwider sey, vielmehr das Beispiel der Reformatoren selbst für uns. Aus der Art und Weise, wie sie die Sichtbarkeit der Kirche und die Auctorität der sichtbaren Kirche im Gegensatze gegen die im Verhältniß gegen den anderen Gegensatz unbedeutenden Anhänger der Lehre von einer falschen Unsichtbarkeit hervorheben, sehen wir deutlich, welche Stellung sie in unseren Tagen einnehmen würden. Melanchthon erklärt sich in den späteren Ausgaben der loci, die nach dem Hervorbrechen der Wiedertäufer erschienen, sehr nachdrücklich gegen diejenigen, welche die Kirche in eine bloß unsichtbare, in eine Platonische Idee verwandeln wollen. Die merkwürdigste Äußerung Luther's in dieser Beziehung, der in früherer Zeit, als noch der katholische Gegensatz der einzige war, manchmal an die moderne Ansicht von der unsichtbaren Kirche anstreifte, hat schon Möhler mitgetheilt. Er sagt in einem Briefe an Albrecht von Preußen unter Anderem: „Welches Zeugniß der ganzen heiligen christlichen Kirche (für die Gegenwart Christi im Abendmahl) soll uns allein genugsam seyn, bei diesem Artikel zu bleiben und darüber keinen Rottengeist noch zu hören, noch zu leiden; denn es gefährlich ist und erschrecklich etwas zu hören und zu gläuben wider das einträchtige Zeugniß, Glauben und Lehre der ganzen heiligen christlichen Kirchen, so sie von Anfang her nun über funfzehnhundert Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat.*) — — Nun dieser Artikel von Anfang her und so weit die ganze Christenheit ist, einträchtiglich gehalten ist, wer nun daran zweifelt, der thut eben so viel, als gläubet er keine christliche Kirche und verdammt damit nicht allein die ganze heilige christliche Kirche als eine verdammte Ketzerin, sondern auch Christum selbst mit allen Aposteln und Propheten, die diesen Artikel, da wir sprechen: ich gläube eine heilige christliche Kirche, gegründet haben, und gewaltiglich bezeugt, nämlich Christus Matth. 28, 20.: Siehe ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende, und St. Paulus 1 Tim. 3, 15.: Die Kirche ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit. Kann Gott nicht lügen, also auch die Kirche nicht irren." — Am stärksten aber hebt Calvin die Bedeutung der sichtbaren Kirche hervor, der unter den älteren Theologen der Evangelischen Kirche am besten von der Kirche gehandelt, wie unter den neueren Nitzsch, in dem System der christlichen Lehre und in der Streitschrift gegen Möhler. „Wir können" — sagt Calvin u. a. — „schon aus dem Namen der Mutter lernen, wie nützlich, ja wie nothwendig die Erkenntniß der sichtbaren Kirche ist, da es keinen Eingang in's Leben gibt, wenn sie uns nicht empfängt, gebiert, an ihren Brüsten uns nährt,

*) Da Luther die sichtbare Kirche die Erscheinung der unsichtbaren ist, so hat, was in der sichtbaren, auch in der unsichtbaren überall und zu allen Zeiten gegolten. Deshalb legten die Reformatoren so großen Werth auf die testes veritatis. Man vgl. Gerhard S. 110.: „Niemals ist die Kirche also verborgen, daß sie nicht von irgendwelchen gesehen würde, wenn nicht von der Welt und den Ungläubigen, doch von den frommen Bekennern; ja, so wie auch in der tiefsten Erniedrigung Christus, das Haupt der Kirche, einzelne Strahlen seiner göttlichen Majestät ausgehen ließ, aus denen seine wahre Gottheit erkannt werden konnte, also leuchtet auch in der tiefsten Versunkenheit der Kirche das Bekenntniß einzelner Märtyrer hervor, und gibt der Beständigkeit und Wahrheit der Kirche ein deutliches Zeugniß."

endlich unter ihrer Hut und Leitung uns beschützt, bis wir nach Ablegung des sterblichen Fleisches den Engeln gleich seyn werden." — „Der Herr hält die Gemeinschaft mit seiner Kirche so hoch, daß er denjenigen für einen Ausreißer und Verläugner der Religion hält, der sich von irgend einer christlichen Gemeinschaft, welche nur den wahren Dienst des Wortes und der Sakramente festhält, hartnäckig entfremdet." *) — Auch die späteren Bekenntnißschriften der Evangelischen Kirchen, z. B. die Anglicana und Belgica (C. 28.), heben die Bedeutung der sichtbaren Kirche und die Nothwendigkeit des innigen Anschließens an sie stark hervor.

Wir sind jetzt zum Ziele gelangt, und nachdem wir der Sache ihr Recht gethan haben, tritt uns das Verhältniß zu der Person unseres Gegners noch einmal lebhaft vor die Seele. Haben wir ihm irgend zu viel gethan, so möge er es verzeihen; es war nicht unsere Absicht. Möge der Herr unter uns und unter Allen das Bewußtseyn, um die Einheit, welche wirklich statt findet, lebendig erhalten! Möge Er die fehlende dadurch herbeiführen, daß er uns durch seinen Geist mehr und mehr in die volle Wahrheit leitet. Vor Allem aber möge Er das Flehen seiner Kirche erhören, das sie jetzt lebhafter als je zu ihm emporsendet: „Ach daß die Hülfe aus Zion über Israel käme und der Herr sein gefangen Volk erlösete."

Herr Jesu hilf, deine Kirch' erhalt,
Wir sind gar sicher, arg und kalt;
Gib deiner Kirche Gnad und Huld,
Fried, Einigkeit, Muth und Geduld.

Nachrichten.

(Schreiben des Herrn Landrathes des Wreschener Kreises im Großherzogthum Posen, Herrn v. Greveniz, an einen Freund der Mäßigkeitssache in Berlin. Aus den von Herrn Polizeirath Merker herausgegebenen „Beiträgen.")

„Ein dringenderes Bedürfniß, als den Kampf gegen die Trunksucht zu beginnen, gab es hier kaum. Ein Blick, den ich um mich warf, zeigte mir, wie viel Menschenglück und Wohl durch ein Laster verloren gehet, dessen traurige Folgen erfahrungsmäßig den Menschen geistig und physisch verderben. Der Landbewohner ist hier voll Geist und Fähigkeiten. Viele Theile der Provinz sind mit Allem reichlich ausgestattet, was nöthig ist, um einen gediegenen Wohlstand begründen zu können. Der Bauernstand ist erst vor Kurzem aus einem sehr gedrückten Verhältniß hervorgegangen; er ist sich seines Eigenthums kaum bewußt geworden; er hat keinen Schulunterricht genossen und ist ohne wahre Religiosität aufgewachsen. Es kann also wohl kein Wunder nehmen, wenn der Bauer nur zu sehr geneigt ist, sich Ausschweifungen hinzugeben, namentlich solchen, welche seine Genußbegierde befriedigen. Die niedere Klasse in den Städten steht moralisch noch viel tiefer; sie hat in der Regel weder Kraft noch Geschick, sich ordentlich zu ernähren und den gesteigerten Anforderungen der Zeit zu entsprechen. Die Wohlfeilheit der Spirituosen, veranlaßt durch die gesteigerte Fabrikationskunst und durch die Konkurrenz, welche zwischen dem Kaufmann und dem Schänker statt findet, indem beide sich bemühen, durch wohlfeile Preise und Creditiren, sich die Kunden abspenstig zu machen — ferner der Geist der Gesetzgebung, der die persönliche Freiheit über Alles schätzt und es noch verhindert, den Betrunkenen, da, wo er sich öffentlich zeigt, bis zur Nüchternheit einzusperren — befördern die Trunksucht, die denn auch an manchen Orten mit reißender Schnelligkeit um sich gegriffen hat. Es ist in meiner Nachbarschaft das Städtchen P..., von circa 1200 Einwohnern; es liegt im Gränz-Controllbezirk und deshalb ist der Debit der Spiritnosa der amtlichen Controlle unterworfen. Letztere hat ergeben, daß im Jahre 1836 nicht weniger als 23,000 Quart Schnaps consumirt worden sind! Der Erfolg dieser Saufwuth bedarf keiner Schilderung. Lumpen und Prozesse sind in solchem Übermaaße vorhanden, daß dem Menschenfreunde die Augen übergehen. Die Frage: wie dem Übel entgegen zu treten sey? war nicht leicht. Ich hatte im vorigen Herbste mit dem Englischen Juden-Missionär-Prediger Ayerst aus Berlin, zu Pinne eine Unterredung über diese Frage. Er machte mich mit den Nordamerikanischen Mäßigkeits-Vereinen bekannt und vertrat das Princip der gänzlichen Enthaltsamkeit sehr lebendig. Von der Richtigkeit dieses Princips überzeugte ich mich wohl bald, aber die Kenntniß der hiesigen Verhältnisse gestattete mir nicht, der Hoffnung Raum zu geben, die gänzliche Enthaltsamkeit von allem geistigen Getränke hier so bald einzuführen. Den Kampf mit den ausgebildeten Säufern zu beginnen, erschien zu gewagt, namentlich auch deshalb, weil auf eine Unterstützung Seitens der gebildeten Klasse nicht zu rechnen war. Die gebildete Klasse in den Städten hält noch jetzt jede derartige Bemühung für eine unpraktische Bestrebung, und statt behülflich zu seyn, ergeht sie sich in Bespöttelungen. Auf dem Lande ist der Gutsbesitzer dem Beamten in der Regel ganz unzugänglich. Dieser Stand sieht jedes Addressiren an die untere Volksklasse mit scheelen Augen an, denn er glaubt darin das Bestreben zu erblicken, die Einheit der Polnischen Nationalität durch das Auseinanderreißen der verschiedenen Volksklassen zu zerstören. Die Geistlichkeit, d. h. die Polnische, folgt im Allgemeinen dem Ideengange der Gutsbesitzer und hänsig ist überhaupt von ihr keine Hülfe zu erwarten. Unter diesen Umständen erschien es wirklich am gerathensten, den Versuch mit den Schulkindern zu beginnen. Die Lehrer sind meist junge, unlängst aus den Seminarien entlassene Leute. Durch ihre Einwirkung konnte die auszustreuende Saat auf empfänglichen Boden gebracht und eine Pflanzschule erzogen werden, welche wahre Frucht versprach. Mit Freuden gingen die Lehrer auf meine Vorschläge ein. Der Verein wurde in der bekannten Art geschlossen und ein Statut entworfen, aber jedoch nur vorläufig, da es gerathen schien, erst nach einer ganzjährigen Erfahrung dem Verein ein dauerndes Statut zu geben. Die Lehrer legten kräftig Hand an's Werk

*) Man muß lächeln, wenn man bei Möhler S. 441 ff. liest, solche Sätze seyen im protestantischen Systeme ganz haltlos, stehen im Widerspruch mit dem innersten Wesen der Reformation, Calvin sey eben so unerschöpflich in Widerlegung seiner selbst, als unerschütterlich im Vertrauen auf die Gedankenlosigkeit der Menschen, u. s. w. Calvin's Lobpreisung der sichtbaren Kirche steht mit seiner Lossagung von der Römischen nicht im mindesten im Widerspruch. Überall hebt er es hervor, daß die Auctorität der Kirche ihre Übereinstimmung mit dem Worte Gottes zur Grundlage habe; wo diese sich in den wesentlichen Punkten finde, da solle man gegen alle Mängel liebende Nachsicht üben; wo sie fehle, da müsse man sich lossagen. Denn „die kirchliche Gemeinschaft ist nicht deshalb errichtet, daß sie ein Band sey, wodurch wir in Götzendienst, Gottlosigkeit und Bosheit verwickelt, sondern vielmehr, wodurch wir in der Furcht Gottes und im Gehorsam der Wahrheit erhalten werden." Ist darin ein Widerspruch, so wird er auch zwischen dem: ehre Vater und Mutter, und dem: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, statt finden.

und die Erfolge waren höchst erfreulich. Der nächste unerwartete Erfolg war der, daß eine nicht unbedeutende Zahl von Sonntagsschülern, so wie sie von der Sache Kenntniß erlangten, sich bei den Lehrern meldeten und um Aufnahme in den Orts-Verein baten. Natürlich wurden dieselben freudig aufgenommen, indem sich nun schon ein Übergangsglied zu den erwachsenen Personen darbot. Alle Mitglieder dieser Vereine legten das Gelöbniß gänzlicher Enthaltsamkeit von allem geistigen Getränke ab. Durch die Erfolge bei den Sonntagsschülern wurde der Wunsch erweckt, den Beitritt der erwachsenen Personen herbeizuführen. Es wurde daher überall, wo ein Orts-Verein bestand, die Anregung dazu gegeben. Wider Erwarten hatte diese nicht den gewünschten Erfolg. Die Mehrzahl der Erwachsenen scheute sich, ein Gelöbniß abzulegen, weil sie glaubte, dasselbe nicht treu halten zu können. Was jetzt zu thun war, erforderte eine recht sorgfältige Überlegung. Viele der erwachsenen Personen hatten sich erboten, einem Vereiu beizutreten, dessen Princip die Mäßigkeit sey; sie wollten das Gelöbniß ablegen, sich nie zu betrinken. Sollten wir diese Personen abweisen? Das Bairdsche Werk, welches immittelst in unsere Hände gekommen war, hatte bei mir und den Vereins-Lehrern die Überzeugung immer mehr festgestellt, daß das wahre Heil in der Sache nur durch die gänzliche Verbannung der Spirituosen in die Apotheke zu erlangen sey. Bei Berücksichtigung der hiesigen Verhältnisse, und bei näherer Erwägung schien es jedoch gerathen, die Sache noch von einer anderen Seite zu betrachten. Mindestens hatten jene Leute schon das für sich, daß sie es redlich meinten, denn es war besser, daß sie den Beitritt verweigerten, als annahmen, wenn sie die Kraft nicht in sich fühlten, dem Gelöbniß treu zu bleiben. Jedenfalls hatten sie die Sache nicht leicht genommen. — Standen die hiesigen Landbewohner mit den Nordamerikanern auf einer Entwickelungsstufe? Gewiß nicht. Die letzteren haben in der Regel Schulunterricht genossen und tragen einen lebendigen religiösen Sinn in sich; sie können ferner, bei dem hohen Lohn der Händearbeit und den wohlfeilen Preisen der Lebensmittel, sich eine ganz andere Lage verschaffen und sich für das, was sie durch die Entsagung von Schnaps ersparten, einen tüchtigen Ersatz durch Fleisch und Brodt verschaffen. Hier hat selbst der regulirte Bauer nur an hohen Festtagen Fleisch im Topfe. Brodt gibt es nur durch eine Zeit im Jahre und hauptsächlich sind es Kartoffeln, Kraut und dergl., was gegessen wird. Gutes Bier ist selbst für Bezahlung nicht zu gewinnen. Der gemeine Tagearbeiter lebt noch schlechter, man ist dabei höchst dürftig gekleidet. Einen Stubenofen kennt er nicht, und findet im Schnaps das einzige Erquickungsmittel. Die Zumuthung, diesem einzigen, erreichbaren Erquickungsmittel ganz zu entsagen, war also wohl eine Anforderung, die bei der Lage, in der sich hier der gemeine Mann befindet, kaum gelingen konnte. Er befindet sich offenbar auf einer Übergangsstufe und hat noch mit vielen anderen Sachen zu kämpfen. Dennoch wies uns der gemeine Mann nicht ganz zurück. Die Mehrzahl sagte, sie hatte nicht den Muth, sich uns ganz hinzugeben, aber sie reichte uns die Hand. Sollten wir diese Hand zurückstoßen? War es nicht besser, mindestens die Hand anzunehmen und uns die Möglichkeit zu sichern, mit den Zagenden in Verbindung zu bleiben und sie endlich ganz zu gewinnen? Wir entschieden uns daher zur Annahme, wie ein Gärtner thun würde, der einen schädlichen Baum vertilgen will. Hat er eine Art, so haut er den Baum mit einem Hiebe weg; oder ist er stark genug, so reißt er den Baum sammt der Wurzel aus. Hat er keine Art und geht ihm auch die Kraft ab, so gelangt er auch durch eine Scheere zum Ziele, wenn er dem Baume jedes Blatt und jede Knospe abschneidet. Fährt er mit dem Abschneiden nur unverdrossen fort, so wird es ihm gelingen, auch den stärksten Baum zu vertilgen. Die Vereine mit dem bedingten Gelöbniß

sind daher auch ins Leben getreten. Die Übersetzung eines Protokolls erfolgt beigehend. *) Es enthält den Zusammentritt fast sämmtlicher erwachsener Personen eines Kirchspiels, und hat durch die Übersetzung vieles von der Lebendigkeit des Originals verloren; erwägt man, daß die Beigetretenen fast lauter Menschen sind, die bisher nichts kannten, als ihren Begierden zu fröhnen, die von Jugend daran gewöhnt sind, im Schnapse und im Berauschtseyn den Schlußpunkt der irdischen Glückseligkeit zu denken — ich frage: würden Sie diese Leute zurückweisen? hieße die Zurückweisung nicht, das Kind mit dem Bade ausgießen? Jetzt tritt die Möglichkeit ein, nach Jahr und Tag diese Leute wieder zu versammeln und ihnen zu sagen: „„Seht, ihr Leute, nun habt ihr euch ein ganzes Jahr lang nicht betrunken. Seyd ihr davon etwa krank oder sonst beschädigt worden? Jetzt versuchts mal, auf mein Wort, und trinkt gar keinen Schnaps, da wird's noch besser gehn; ihr werdet dann das Geld, womit jetzt der Jude wuchert, in der Tasche haben. Rechnet mal zusammen: wie viel ihr im Laufe des Jahres für Schnaps ausgegeben habt? Es ist sicher so viel, daß ihr dafür einen neuen Rock oder sonst was nöthiges in der Wirthschaft werdet kaufen können. Ich frage wieder: werden nicht viele der jetzt Zagenden — sich uns dann ganz vertrauen und das Gelöbniß gänzlicher Enthaltsamkeit ablegen, und zwar mit dem inneren Willen, denselben auch treu bleiben zu wollen?"

„Es scheint mir überhaupt ein Erforderniß, daß man nicht genug Mittel und Wege anwenden und einschlagen kann, wenn es darauf an-

---

*) „Verhandelt zu Skarboßewe, den 24. September 1837."

„Behufs Einführung des Mäßigkeits-Vereins, eines so lobenswerthen Zweckes unter den Eingepfarrten des hiesigen Kirchenkreises, haben die Unterzeichneten, und zwar der Ortspfarrer Mareinkowski und der Lehrer Joseph Jaworski, nachstehende Schritte vorgenommen. Um nun den Eingepfarrten den Beitritt zu den Mäßigkeits-Vereinen am zweckmäßigsten an's Herz zu legen, hat der Herr Propst ꝛc. Mareinkowski die Wichtigkeit der heutigen Versammlung von der Kanzel bekannt gemacht, und nachdem denselben die durch den Landrath Herrn v. Greveniz Hochwohlgeb. ausgearbeitete Rede vorgelesen worden war, sind zu diesen so lobenswerthen Vereinen die, diese Verhandlung unterzeichnende Personen beigetreten, und diese haben

den Johann Knakiewicz und Jakob Portula

zum Vorstande, und den

Herrn Propst Mareinkiewicz

zum Präsidirenden dieses Vorstandes des, heute hier gegründeten und eingeführten, Vereins zur Enthaltung vom Genuß des Branntweins und allen hitzigen Getränken (Mäßigkeits-Vereins) aus ihrer Mitte einstimmig gewählt, und die Gewählten haben die auf sie getroffene Wahl genehmigt. Die diese Verhandlung mit unterzeichneten Mitglieder versichern und geloben dem heute eingeführten Vorstande durch Handschlag am feierlichsten, daß sie sich von dem Genusse des Branntweins und allen hitzigen Getränken enthalten, und sich auf allen Kindtaufen, Hochzeiten und anderen Vergnügungen sittlich und mäßig halten wollen. Ferner versprechen sie unter sich eine genaue Controlle zu führen, und einen jeden Übertretungsfall nicht nur nicht zu verschweigen, sondern auch jeden Übertreter seines Gelöbnisses dem Vorstande sofort anzuzeigen. Sollte Einer oder der Andere der Mitglieder dieses Vereins seinem gegebenen Gelöbnisse nicht treu bleiben, so soll der Übertreter beim ersten Mal am ernstlichsten verwarnt, beim zweiten Mal mit einer durch die Vereins-Vorsteher zu bestimmenden Strafe belegt, und bei dem dritten Mal, als dem letzten Übertretungsfalle aber, als ein unwürdiges Mitglied anerkannt, aus dem Vereine ausgestoßen, und aus der Ehrentafel der ihrem Gelöbnisse treu gebliebenen und würdigen Mitglieder gestrichen werden. Endlich bestimmen die, diese Verhandlung mit unterzeichneten Mitglieder noch, daß die Ehrentafel, auf welcher sich ihre Namen befinden, auch in der Schule auf einer öffentlichen Stelle ausgehängt werden soll."

„Nachdem diese Verhandlung den sämmtlichen Vereinsmitgliedern vorgelesen worden war, geloben sie, dem Inhalte derselben treu zu bleiben, denselben in allen Punkten nachzukommen, und zum Zeichen dessen haben sie eigenhändig unterschrieben und resp. unterkreuzt.

(Unterschriften.)

Für die Abschrift:
gez. Greveniz."

kommt, ein so weit verbreitetes Übel zu bekämpfen. Man muß das Übel von allen Seiten angreifen. Auch die vorbereitenden und die Hülfsmittel sind nicht außer Acht zu lassen. Aus diesem Gesichtspunkte erschien es mir Bedürfniß, die renomirten Trunkenbolde und Schank-Inventarienstücke, deren es fast in jedem Ort einige gibt, aus den Schänken zu verdrängen. Die Schänker halten sich gern solche Leute, indem diese suchen müssen, einen Gast, der in die Schänke eintritt, um nur einen Schnaps zu trinken, festzuhalten und zum Mehrtrinken zu verführen. Den Versuch hiezu habe ich so eben gemacht. Es sind nämlich die Schänker in den Städten zu Vereinen versammelt worden, welche sich verpflichtet haben, keinem renomirten Säufer Schnaps zu verabreichen oder einen Aufenthalt in der Schänke zu gestatten. Das Statut dieser Vereine, deren es in jeder Stadt meines Kreises gibt, lege ich in Abschrift bei.*) Diese Vereine, welche eben erst in's Leben getreten sind, werden, wie ich hoffe, auch behülflich seyn, dem Ziele näher zu kommen."

„Es bestehen also für jetzt drei Vereine zur Bekämpfung der Trunksucht."

1. „Der Verein derjenigen, welche allem Schnaps unbedingt entsagt haben. Er bildet den Hauptstamm, und die anderen dienen nur dazu, die Zwecke dieses Vereins zu befördern. Er hat erfreulichen Fortgang, obschon auf die Individualität der Lehrer, als Vorsteher des Orts-Vereins, sehr viel ankommt. Der Vorstand versammelt sich alle Quartale, und besorgt die Angelegenheiten des Vereins. Den numerischen Stand desselben kann ich heute nicht angeben, da die Listen erst zum Jahresschluß mir zugehen werden. Die Vereinskinder werden, wenn sie die Schule verlassen, nochmals feierlichst ermahnt und verpflichtet, ihrem Gelöbnisse treu zu bleiben. Sie treten dann in der Regel gleich in die Zahl der dem Vereine angehörigen Sonntagsschüler, und es steht zu erwarten, daß in einigen Jahren kaum ein Sonntagsschüler vorhanden seyn wird, der nicht dem Vereine angehört. Da hier der Abscheu gegen Schnaps von klein auf eingeprägt ist, so verspreche ich mir die sichersten Früchte. Daß Vereinsmitglieder ihrem Gelöbniß untreu geworden, ist allerdings vorgekommen, jedoch nur selten, und würde wahrscheinlich noch seltener statt finden, wenn die gebildete Klasse, und namentlich die Geistlichkeit, ein lebendigeres Interesse nehmen wollten. Andererseits sind aber auch Proben rühmlicher Standhaftigkeit vorgekommen. Ein erwachsenes Mädchen z. B. die nach dem Willen der Eltern einer Bachanalie im Kruge beiwohnen sollte und dies verweigerte, wurde von den Eltern dafür so gezüchtigt, daß sie zum Lehrer flüchtete, dieser nahm die Hülfe des Gutsherrn in Anspruch, der denn auch Schutz gewährte und die Eltern durch den Geistlichen zur Rede stellen ließ."

2. „Der zweite Verein, dessen Mitglieder das bedingte Gelöbniß abgelegt haben. Diese Vereine sind Kirchspielsweise zusammengetreten; da sie zeither nur da eingeführt werden konnten, wo der Geistliche für die Sache zu gewinnen war. Überall ist dies, trotz der direkten Einwirkung der Königl. Regierung, noch nicht gelungen. Gegenwärtig sind elf solcher Vereine in's Leben gerufen, ganz nach dem Muster des obigen Protokolls. Es gehören zu den elf Vereinen circa 800 Menschen aller Klassen und jedes Alters. Durch fortgesetzte Anregungen hoffe ich die Vermehrung dieser Vereine herbeizuführen."

3. „Der Verein der Schänker, zu welchem sämmtliche Schänker in den Städten des Kreises gehören. Die Ertheilung der Schänkconcessionen wird an den Zutritt zum Vereine geknüpft werden, und hiezu findet sich in der gesetzlichen Bestimmung ein hinreichendes Motiv, weil die Schänkconcession nur an moralisch würdige Individuen ertheilt werden darf, und ein Individuum, welches den edlen Zwecken der Mäßigkeit und Ordnung entgegen ist, für moralisch unwürdig gehalten werden muß."

Was sagt der geneigte Leser zu diesem Briefe? — gewiß freut er sich darüber, voll Dankes gegen den Kreis-Landrath und die ihn nach allen Kräften unterstützende Königl. Regierung zu Posen. Möchten Beispiele dieser Art Eingang und Nachahmung finden, den Verhältnissen jeder Provinz, jedes Kreises, und jeder Stadt angemessen!

---

*) „Entwurf zu einem Statut für die Schänker, behufs Beschränkung der Trunksucht."

„Die unterzeichneten Schänker der Stadt Zerkow, von den unglücklichen Folgen überzeugt, den der übermäßige Genuß des Branntweins und anderer berauschenden Getränke nach sich zieht, und von dem Wunsche durchdrungen, ihrerseits zur Abstellung der daraus hervorgehenden Übelstände nach Kräften beizutragen, haben aus freiem Antriebe einen Verein geschlossen und demselben nachstehendes Statut zu Grunde gelegt."

§. 1. „Die unterzeichneten dem Vereine beigetretenen Schänker machen sich anheischig, keinem Individuum, welches ihnen von einem Sittengerichte als Trunkenbold, Säufer, Müssiggänger bezeichnet worden ist, Branntwein oder ein anderes berauschendes Getränk zu verkaufen oder zu verabreichen, sey es zum Genuß auf der Stelle, oder zum Ausverkauf weder in Gläsern, noch in Maaßen oder Gebinden. Eben so wenig wollen sie ein solches Individuum in ihrem Schank-Lokale dulden."

§. 2. „Da die Ausschließung alle diejenigen trifft, welche von einem Sittengerichte den Vereinschänkern namhaft gemacht werden, so wollen die Schänker einen Verein, bestehend aus

1. dem Orts-Propst,
2. dem Distrikts-Commissarius,
3. dem Bürgermeister,
4. dem Stadtrathe,

als competentes Sittengericht anerkennen."

§. 3. „Dies Sittengericht wird sich über die Trunkenbolde in Kenntniß setzen, und jedem der Vereinschänker ein Verzeichniß der auszuschließenden Personen zustellen. — Da ein gewesener Trinker sich bessern kann, anderer Seits bisher unbescholtene Personen in die Trunksucht verfallen können; so soll das den Schänkern zuzustellende Verzeichniß alljährlich mit dem 1. Januar jeden Jahres erneuert werden. — Außerdem soll das Sittengericht darüber wachen, daß die Vereinschänker die in diesem Statut übernommenen Verpflichtungen genau erfüllen."

§. 4. „Um die Mitglieder des Sittengerichts gegen jede Anfechtung Seitens der Trunkenbolde sicher zu stellen, letzteren auch jeden Grund zur Beschwerde abzuschneiden, verpflichtet jeder Schänker sich ausdrücklich, das ihm zugestellte Verzeichniß der Trinker keinem derselben, so wie überhaupt Niemanden zu zeigen, vielmehr sich darauf zu beschränken, dem bezeichneten Individuum ganz einfach den Verkauf oder die Verabreichung von Schnaps oder anderen berauschenden Getränken und den Aufenthalt im Schank-Lokale abzuschlagen."

§. 5. „Sollte ein Vereinsschänker dem hier gegebenen Versprechen untreu werden, und einem ihm vom Sittengericht schriftlich bezeichneten Individuum auf irgend eine Art Schnaps oder andere berauschende Getränke verabfolgen, so wird derselbe

a) beim ersten Mal mit einer Strafe von 1 Thaler,
b) beim zweiten Mal mit einer Strafe von 3 Thaler,
c) beim dritten Mal mit einer Strafe von 5 Thaler

belegt, außerdem soll ein solcher, seinem Versprechen drei Mal untreu gewordener Vereinsschänker von dem Sittengerichte der Orts-Polizeibehörde als ein solches Individuum bezeichnet werden, welches sich moralisch unwürdig gezeigt und als ein Beförderer der Unsittlichkeit und Völlerei bekundet hat, und bei der Orts-Polizeibehörde antragen, daß demselben der Erlaubnißschein zum Betriebe des Schankgewerbes, auf Grund der Bestimmung ad 8. in der Regierungs-Verfügung vom 8. Januar 1836 N. R. 8. I. 36 I. entzogen werde."

§. 6. „Über die Frage: ob ein Vereinsschänker der im § 5. gedachten Strafe verfallen sey? soll dem im §. 2. genannten Sittengerichte die Entscheidung zustehen. Dies Gericht soll befugt seyn, ein motivirtes Straf-Resolut gegen den zu bestrafenden Schänker abzufassen und dasselbe zur Vollstreckung dem Bürgermeister zuzustellen."

„Der Bürgermeister realisirt die Strafe eventuell durch Exekution, und führt dieselbe zur Orts-Armenkasse ab."

§. 7. „Zur Überführung und Verurtheilung eines Vereinschänkers genügt die Aussage eines unbescholtenen Zeugen, dessen Glaubwürdigkeit das Sittengericht in sorgfältige Erwägung zu ziehen hat. — Der Zeuge muß aber seine Aussage durch einen Handschlag an Eidesstatt bekunden. Ein Rekurs gegen das vom Sittengericht erlassene Resolut findet nicht statt."

Zerkow, den 17. Oktober 1837.

(Unterschriften.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 24. Januar. № 7.

Reiseberichte aus dem Morgenlande.

(Fortsetzung.)

S i c h e m.

„Gewißlich ist der Herr an diesem Orte" (1 Mos. 28, 16.). Das war die Losung des heutigen Tages, und es war auch, als ich am Sonntag früh den 16. März erwachte, mein erster, mein mir am nächsten liegender Gedanke. Und wie sollte er es nicht hier, in Beziehung auf die eben angeführte Stelle der heiligen Schrift, in einem ganz vorzüglichen Maaße seyn, hier, wo ich auf der grünenden Anhöhe, ganz nahe bei Bethel, geschlafen hatte, wo Jakob im Traume die „fühlbare Nähe" des Göttlichen empfand.

Wir waren am vorhergegangenen Nachmittag und Abend durch das herrliche Felsenthal des alten Bethel gekommen, aus dessen Gebüsch die erst seit heut oder gestern aufgeblühten Rosen des Landes ihren Duft verbreiteten, und die Nachtigall beim Quell, der in der Nähe des Gemäuers aus dem Felsen dringt, ihr Lied sang. Noch vor Sonnenuntergang erreichten wir die Anhöhe diesseits Singil mit der herrlichen Aussicht hinab in's Thal und auf's Gebirge, in dessen einer sattelförmigen Eintiefung Silo'ah liegt. Wir sollten hier in den schmutzigen Vorhallen der Türkischen Moschee übernachten, wir zogen es aber vor, außen im Freien, auf einer von einem Gemäuer umschlossenen Wiese zu schlafen, welche die Aussicht beherrschte, die so gedankenvolle Erinnerungen weckte an das, was einst in dieser Gegend gewesen und geschehen. Denn als über das Thal von Bethel schon der späte Abend schattete, da leuchtete über Silohs Höhen noch der scheidende Tag und dann der höher emporsteigende Mond.

So hatte der Sonnabend der reichen Woche geendet, in welcher wir die Stätte des alten Jerichos, den Jordan, das todte Meer und das kühn zwischen die Felsenwohnungen der alten christlichen Einsiedler über die unersteigliche Schlucht des Kidronthales gebettete St. Saba, so wie die Ruinen Ramas Gibeas, Beeroths und anderer Nachbarstädte von Jerusalem gesehen hatten, und so begann der Sonntag der noch reicheren Woche, die uns über Sichem und Samaria nach dem lieblichen Nazareth, nach Tabors himmlischer Herrlichkeit und zu des Carmels Majestät führen sollte. Jene verging, diese begann mit Gedanken und Gefühlen, wie sie der einsame Wanderer Jakob an der Schlafstätte bei Bethel empfing.

Von Singil zogen wir abermals durch die Baumgärten, dann am Gebüsch des blühenden Geisblattes und der Rosen hinab zuerst in das Thal, aus dem wir gestern hinauf kamen, dann von der jenseitigen Anhöhe durch den steilen Abhang in das weitere, von Saatfeldern und Wiesen grünende Thal von Libnoa (Libna). So anziehend auch dieses Thal mit dem südostwärts vor Libna gelegenen Brunnen und mit der drei Viertelstunden jenseits des Ortes, zur Rechten des Weges stehenden Ruine erschien, so kam es doch in keinen Vergleich mit der Gegend jenseit des Thalkessels und seinem von blühendem Cistusgebüsch gerötheten Bergrande. Abermals ein Hauptthal, in welches zur Rechten und zur Linken Nebenthäler verlaufen, durch die der Blick tief in das innere Gebäu des nachbarlichen Gebirges dringt. Ungeachtet der mehreren Ortschaften, welche in dem Hauptthal und an der Mündung der Nebenthäler sich zeigten, fanden wir dennoch hier eine sonntägliche Stille, wie sie der Orient, auch in der Mitte seiner volkreichsten Landschaften, ja der Städte, so oft darbeut. Uns entgegen kamen Züge Griechischer Pilgrime, welche zum nahen Osterfeste hinaufwallten nach Jerusalem; sie störten die Stille nicht. Auf dem Wege durch die blühenden Saatfelder, zwischen deren Getreide blühende Alceen am hohen Stengel sich neigten, dachte ich ohne Aufhören an Den, der schon als Kind mit seinen Eltern, dann als Jüngling und Mann auf diesem Wege oft gewandelt und durch sein Nahesein ihn gesegnet hat; denn dies war und ist noch der gewöhnliche Weg von Nazareth gen Jerusalem.

Siehe da lag vor uns der vielgipflige Garizim, über dessen grünenden Fuß die Straße nach Sichem (Nablus) hinüberführt, und schon am Mittag hielten wir an dem Brunnen still, da der Herr in dem von ihm tief durchschauten Herzen des Samaritanischen Weibes den Quell des lebendigen Glaubens öffnete. Wir kosteten von dem erquicklichen Wasser des Brunnens, an welchem eben jetzt auch einige arme Frauen und Kinder ihre Krüge füllten, und betrachteten dann die Ruinen der Bauwerke, die auch hier der Meisterin und ältesten Pflegemutter der christlichen Baukunde, der Kaiserin Helena, zugeschrieben werden. Es hat sich von ihnen fast nur jenes Werk der Mühe noch erhalten, das den Brunnen in seiner Tiefe unter der Erde erfaßte und ummauerte; von dem Kirchlein, das über der Erde stund, sind nur noch einzelne Steine übrig.

Ich schlug den einsamen Fußweg unter dem Schatten der Bäume, näher dem Garizim, ein. Mir zur Rechten erhub sich in öder Nacktheit der drohende Ebal. Mich blendete der Widerglanz der Sonnenstrahlen, der vom Ebal kam; mein Auge verweilte lieber auf dem Schatten des Garizim und dem Grün seiner Bäume. Da wo der Schatten der hohen Feigenbäume, neben den Orangen, am dichtesten erschien, erhub sich, hinter den Mauern, wie eines Gartens, ein augenfälliges Gebäude, um dieses her, so wie im Schatten der Bäume, die vor dem

Garten stunden, zeigte sich eine große Schaar von fröhlich spielenden Kindern, neben ihnen weiß gekleidete, verschleierte Frauen. Ich hielt sie, weil heute Sonntag war, für Kinder und Frauen der etwa in Nablus wohnenden Griechischen Christen, erfuhr aber bald, daß es Kinder und Frauen der Muhamedanischen Einwohner seyen, denen ein Mann sich nicht nahen dürfe. Sie feierten heute ein Fest ihres Volkes; der Garten aber und das Gebäude, das meine Aufmerksamkeit anzog, war auch mir und meinem Volke heilig und werth: es war Joseph's, des Erzvaters, Grab, dessen Gebeine die Heere Israels mit sich aus Ägypten brachten, und dem Eide getreu, den ihre Väter dem Nasir unter seinen Brüdern geschworen hatten, hier, auf dem Stück Feldes begruben, das Jakob, als besonderes Erbtheil, Joseph und seinen Söhnen hinterließ. Ich versparte denn den Besuch des Grabmales bis an den Abend und wendete mich einstweilen der Stadt zu.

Das jetzige Sichem oder Nablus liegt, unfehlbar weiter im Thale hinaufgerückt denn das alte, an einer Stelle, da der Ebal und der ihm gegenüber liegende Garizim so nahe zusammentreten, daß für die eigentliche, ebene Sohle des Thales nur gegen 1200 Schritte Raum bleibt. Sie ist von herrlichen Gärten und Baumpflanzungen umgeben, von denen jene, die sich nach der Südseite der Stadt, am Fuße des Garizim, hinanziehen, meist mit Orangen- und Citronen-, Granaten- und Feigen- so wie Aprikosenbäumen bepflanzt sind, während sich an der Nordseite der Stadt, am Abhange des Ebal, welcher den ausdauernden Strahlen der Mittagssonne ausgesetzt ist, vorherrschender Ölbäume finden. Das Thal, das zwischen den beiden genannten Bergen von O. S. O. nach N. W. N. verläuft, ist reich an Quellen, die sich jenseit der Stadt zu einem Bächlein vereinen; besonders strömt vom Fuße des Garizim so viel lebendiges Wasser herunter, daß von ihm ein Graben erfüllt wird, der die Orangengärten wässert. Auch in der Stadt, nordwärts von der Hauptstraße, findet sich ein schön gemauertes, von einem hohen Dache überwölbtes Behältniß, in welches sich in reicher Menge das Wasser eines starken Quelles ergießt.

Wir hatten zu unserem Nachtlager das Griechische Convent ausersehen, an dessen Vorstand wir von Jerusalem aus empfohlen waren. Die Stadt ist der Gestalt des Engthales gemäß vorherrschend in die Länge gebaut; eine Hauptstraße zieht sich fast von Ost gegen West durch sie hindurch, in welcher viele Waarenlager und Kaufmannsläden gesehen werden, die Nebenstraßen, großentheils eng und dunkel, enthalten viele Werkstätten der Handwerker. Der Weg von dem östlichen Thore bis zu dem jenseit der Mitte der Stadt gelegenen Griechischen Kloster dauerte länger als wir vermuthet hatten, denn er war an vielen Punkten durch die noch immer nicht ganz hinweggeräumten Trümmer versperrt, mit denen das furchtbare Erdbeben vom Anfange des Jahres durch den Einsturz vieler Häuser die Stadt erfüllte. Nahe bei einem der Ruinenhaufen redete ein Orientalisch gekleideter Mann uns Deutsch an, und Dialekt wie Aussprache ließen uns einen Polnischen Juden in ihm erkennen. Wir waren erfreut über das Auffinden des Landsmannes, von welchem wir uns manche Auskunft versprachen, er ließ sich aber leider nicht in unserer Wohnung, wohin wir ihn bestellt hatten, sehen.

Von dem Griechischen Kloster hatten wir uns freilich eine andere Vorstellung gemacht als die war, die wir gleich bei unserem Eintritt von ihm bekamen. Wenn uns bei unserer Vorstellung auch nicht grade der erzbischöfliche Pallast von Magnesia, oder das mächtigere Klostergebäude am Sinai und zu St. Saba, zu Bethlehem und Jerusalem zum Maaßstabe dienten, so hatten wir doch eine Behausung wie die des bischöflichen Pächters oder des Griechischen Klosters zu Kassabah erwartet. Das kleine Gebäude aber, das zur Rechten des engen Hofraumes steht, mit seiner schmutzig aussehenden Stube erinnerte uns an jene, aus einem einzigen Zimmer bestehenden Hirten- oder Siechhäuser, die sich vor manchen unserer vaterländischen Dörfer zeigen; es war überdies von Griechischen Pilgrimen ganz erfüllt; wir wählten zu unserem Aufenthalt den kleinen Raum, der sich vor dem Kirchlein findet, zu dem eine steinerne Treppe hinanführt, und die Vorhallen dieses Kirchleins selber.

(Schluß folgt.)

Der Erzbischof von Cölln.

Die Französische Revolution mit ihren Folgen schien die Kirchenfragen ganz aus der Politik verbannt zu haben. Die Obrigkeit sollte sich, so forderte es der Zeitgeist, in Ansehung der Religion ganz indifferent verhalten (l'etat est essentiellement athée) und bei Anstellungen und Verleihung politischer Rechte auf das Glaubensbekenntniß der betreffenden Personen gar keine Rücksicht nehmen. In den Nordamerikanischen Freistaaten wurde dieser neue Grundsatz am folgerechtesten durchgeführt, obschon in den einzelnen Staaten die alte früher dort schärfer als irgendwo hervortretende Institution einer Landeskirche nur allmählig verdrängt werden konnte. Aber auch in den altchristlichen Staaten gingen jene Grundsätze immer mehr in das Leben über. Napoleon schloß zwar ein Concordat mit dem Papste, stellte aber desungeachtet die Protestanten und selbst die Juden gleich mit der Katholischen Kirche, und in Deutschland wurde weder durch den Reichs-Deputationsschluß von 1803, noch durch den Wiener Congreß bei Vertheilung der disponiblen, aus Säkularisationen katholischer Bisthümer zusammengebrachten Länder, auf Kirche und Glaubensbekenntniß irgend eine Rücksicht genommen. Selbst in England wurde späterhin durch die Emancipation der Katholiken das Princip der Landeskirche erschüttert, und diese ist seitdem in einem steten Kampfe begriffen, um sich gegen die neu aufgekommenen Grundsätze zu behaupten.

Diese politische Nichtbeachtung der kirchlichen Verhältnisse wonach evangelischen Landesherren oft mehr katholische als protestantische Unterthanen zugefallen waren, dehnte sich auch bald auf die Einzelnen aus. In der Badischen Kammer äußerte ein Deputirter darüber seine Freude, daß die Mitglieder dieser ausgezeichneten Versammlung so über alle veralteten Vorurtheile erhaben wären, daß eines von dem anderen nicht einmal wüßte,

welcher Religion es zugethan sey. Gemischte Ehen wurden überall etwas Gewöhnliches, und in einem Deutschen Lande kam sogar eine Civilehe eines angesehenen Mannes vom Hofe mit einer Jüdin, die Jüdin blieb, vor. Convertiten zur Katholischen Kirche beklagten sich, im Widerspruch mit den Lehren ihres neuen Glaubens, ganz ernsthaft darüber, daß ihr protestantischer Landesherr ihnen ihren Religionswechsel entgelten ließ, und in Oratorien zu Ehren des Heilandes ließen Juden und Jüdinnen im Chor ihre Stimme mit erschallen. In dem Europäischen geselligen Verkehre wurde so wenig auf den Glauben Rücksicht genommen, daß nicht allein Juden, sondern selbst Muhamedaner und Heiden sich dabei mit den Christen vermengten. So natürlich man aber auch diese Lage der Dinge zu finden geneigt war, so unnatürlich war es doch, daß der Mensch in dem Verkehr mit seinem Nächsten das vergaß, was doch das Wichtigste war und auch stets das Wichtigste und Praktischste bleiben wird, nämlich seine Beantwortung der Frage: „Was soll ich thun, daß ich selig werde."

Diese Unnatur machte sich auch bald in Reaktionen Luft, und das neunzehnte Jahrhundert wurde gezwungen, sich aller Aufklärung ungeachtet mit Kirchenfragen zu beschäftigen, die denn auch bald einen politischen Charakter annahmen. Bei dem Aufstande der Griechen gegen den Sultan rief man das Christenthum zu Hülfe, und innerhalb der Christenheit begannen die Römisch-Katholischen Unterthanen evangelischer Landesherren, die in dem Papste einen weltlichen unabhängigen Fürsten zum Oberhaupte hatten, der alten weltlichen Richtung ihrer Kirche gemäß, im Bunde mit der Revolution, einen Widerstand gegen ihre Obrigkeit. So sahen wir in Belgien und Irland eine Verbindung der Katholiken mit den Jakobinern und Radikalen, um sich ihrer protestantischen Oberherren zu entledigen, und dem neuesten Aufstande in Canada mag etwas Ähnliches zum Grunde liegen. Zu gleicher Zeit that sich durch den Abbé de Lammenais in der Katholischen Kirche eine Richtung hervor, der selbst der Verfasser des genie du christianisme nicht fremd war, welche den Papst aufforderte, sich mit den liberalen Zeitideen zu verbinden und durch Bekämpfung der weltlichen Obrigkeiten, die besonders in dem gotteslästerlichen Buche paroles d'un croyant als vom Übel dargestellt wurden, eine Unabhängigkeit der Kirche zu bewirken. Die evangelischen Unterthanen katholischer Fürsten dagegen benutzten die religiöse Indifferenz der Zeit, aber freilich nur an den wenigen Orten, wo sie aus dem Todesschlafe erwachten und sich von Jesus Christus erleuchten ließen, wie zum Theil in Baiern und noch mehr in Frankreich, zum innerlichen Bau ihrer Gemeinden und zur Verbreitung derselben.

Die protestantischen Fürsten hatten verschiedene Wege eingeschlagen in der Behandlung der Römisch-Katholischen Kirchenangelegenheiten. In England gewährte man durch die Emancipation den Katholiken zwar fast alle politischen Rechte, bekümmerte sich aber übrigens nicht um ihre kirchlichen Angelegenheiten. Die Katholische Kirche blieb eine tolerirte und wurde den übrigen dissentirenden Sekten gleich gestellt. Auch wollte

man mit dem Papste nicht unterhandeln, und keine Rechte desselben über die Unterthanen des Königs anerkennen, ja man suchte sich durch einen Eid der katholischen Parlamentsglieder gegen seine Einmischung zu sichern. Den Unterhalt der Geistlichen übernahm man ebenfalls nicht, sondern überließ ihn den Gemeinden; gewährte aber dagegen den Römischen Katholiken vollständige Freiheit für ihre inneren Angelegenheiten, ihre Lehranstalten, bei der Besetzung der Bisthümer und in dem Verkehr, den sie Gewissens halber mit dem Papste für nöthig hielten.

In den Deutschen Ländern, und namentlich in Preußen, hatte man ein entgegengesetztes System angewendet. Man stellte die Römische Kirche politisch der Evangelischen gleich. Man einigte sich mit dem Papste über die Circumscription der Diöcesen und die Dotirung der Geistlichkeit, errichtete in Übereinstimmung mit den Bischöfen theologische Lehranstalten, die mit vom Könige besoldeten Lehrern besetzt wurden, unterwarf aber den Verkehr mit Rom, ganz in derselben Art wie das fast in allen katholischen Ländern Europas geschieht, einer Controlle durch das Königl. Placet, und übte auf die Besetzung der Bisthümer einen entscheidenden Einfluß aus. Der Papst genehmigte dieses Verfahren theils ausdrücklich, theils stillschweigend.

Man kann darüber streiten, welches von beiden Systemen das angemessenere ist. Wir würden uns für das erstere entscheiden, einmal aus politischen Gründen, weil es stets bedenklich ist, wenn ein Landesherr sich genöthigt sieht, seinen unter Leitung eines fremden Fürsten opponirenden Unterthanen entgegen zu treten; dann aber besonders aus Gewissensgründen, weil ein evangelischer Fürst es nicht auf sein Gewissen nehmen kann, dem Römischen Papste in seinem Kampfe gegen angebliche Ketzereien den weltlichen Arm zu leihen, also etwa mit ihm die Jansenisten zu verfolgen und ihnen die Bulle Unigenitus aufdringen zu helfen, oder bei Besetzung hoher geistlicher Stellen Gründe der Politik statt des Glaubens vorwalten zu lassen.

Dem sey aber wie ihm wolle, so steht fest 1. daß die Katholische Kirche diese Landesherrliche Einmischung in ihre Angelegenheiten selbst gewollt hat, denn nach ihrer finsteren, der Welt zugekehrten Seite hat sie stets, selbst bei ihren Missionen, ein Bedürfniß gehabt, sich mit den Großen der Erde in Verbindung zu setzen und in ihren Bischöfen und Erzbischöfen nicht demüthige Nachfolger des Menschensohnes, der keinen Ort hatte, wo er sein Haupt hinlegte, sondern Gewaltige, die man gnädige Herren heißet, Luc. 22, 25., zu erblicken. Der Papst selbst hat die Hand zur Unterhandlung mit dem protestantischen Könige von Preußen geboten und dessen Bereitwilligkeit und Freigebigkeit mehrmals öffentlich anerkannt. Ja, als in England von der Emancipation der Katholiken die Rede war, soll der Papst Schritte gethan haben, um bei der Feststellung der Verhältnisse derselben zugezogen zu werden, und unzufrieden gewesen seyn, daß dieser Akt ohne ihn abgemacht wurde. Die Katholiken können auch so wenig einen von weltlicher Macht ganz gesonderten Zustand begreifen, daß, als der jetzige Erzbischof von Cölln, Freiherr

Droste, im Jahre 1817 eine Schrift „Über die Religionsfreiheit der Katholiken" drucken ließ, er darin zwar den völlig freien Verkehr mit Rom, die unabhängige Verwaltung der Schulen und des Unterrichts in Anspruch nahm, zugleich aber von der weltlichen Obrigkeit eine Dotation der Römischen Kirche in liegenden Gründen, d. h. auf der einen Seite Freiheit von der weltlichen Macht, auf der anderen Seite aber die weltliche Macht selbst verlangte, indem ja weltliche Macht stets eine nothwendige Folge des Besitzes von Grund und Boden ist. Nach diesem Plane wäre z. B. im Preußischen Staate die Römische Kirche der bei weitem mächtigste Landstand geworden, der sich nach Außen auf den Papst als auf einen fremden Souverän gestützt hätte, und nach Innen in kirchlicher Hinsicht frei von jeder Landesherrlichen Controlle gewesen wäre; ein Verhältniß, welches zu dulden oder gar herbeizuführen von keinem gewissenhaften evangelischen Landesherrn, ja nicht einmal von einem katholischen, verlangt werden kann, und was nicht allein nach unserer evangelischen Überzeugung, sondern auch nach der Überzeugung vieler Katholiken, z. B. Montlosier's und selbst O'Connel's, keineswegs zum Bestehen der Kirche Christi auf Erden nöthig ist.

2. Steht fest, daß in den Deutsch-Katholischen Ländern des Preußischen Staates treulich für die Römische Kirche gesorgt worden ist. Rechtlich war der König diesseits des Rheins nur verpflichtet, den Zustand, welchen der Reichs-Deputationsschluß von 1803, jenseits des Rheins, denjenigen, welchen Napoleon's Concordat eingeführt hatte, anzuerkennen. Statt dessen aber stattete man die Kapitel und Bisthümer reichlicher aus, vermehrte sie, errichtete Lehranstalten und dehnte selbst die Freiheiten der Katholischen Kirche aus. Den deutlichsten Beweis aber, wie offen und redlich bei Verwaltung der katholischen Kirchensachen Seitens des Preußischen Gouvernements verfahren worden, gibt die Ernennung des gegenwärtigen Erzbischofs von Cölln. Derselbe war als eifriger Katholik bekannt und schon in seinen früheren Verhältnissen oft in scharfe Opposition mit dem Gouvernement gerathen. Seine Schriften hatten seine bedenklichen Grundsätze deutlich entwickelt. Weil er aber für einen frommen Mann galt, der in großem und wie man glaubte, gerechtem Ansehen bei dem eifrigen und lebendigen Theil der Katholischen Kirche in Deutschland stand, so wurden alle Bedenklichkeiten zurückgewiesen, und der entscheidende und mächtige Einfluß des Königs zu seinen Gunsten verwandt. Jeder, der irgend die Verhältnisse kennt, weiß, daß ohne diesen Einfluß das Cöllner Metropolitan-Kapitel den Freiherrn v. Droste nie zum Erzbischofe von Cölln gewählt hätte.

Aber so schwer ist es für einen evangelischen Landesherrn, sich mit der Römischen Kirche auf einen sichern Fuß zu setzen, daß dieser selbe Erzbischof, seiner ausgezeichneten Eigenschaften ungeachtet, uneingedenk des ihm bewiesenen Vertrauens, des von ihm geleisteten Versprechens, und des besonderen Unterthan-Eides, den er dem Könige geleistet hat, in einen scharfen Gegensatz gegen das Gouvernement trat, und sowohl in seinem Verfahren bei den gemischten Ehen, als in seinem Benehmen gegen die Bonner Professoren, sich über alle die Schranken hinwegsetzte, welche er als rechtlich feststehend kannte, und die der evangelische Landesherr festhalten zu müssen geglaubt hatte. So wurde denn ein Zusammentreffen der Römischen Kirche mit der Obrigkeit unvermeidlich, denn der evangelische Landesherr konnte den Erzbischof nicht im Amte lassen, da mit oder ohne seine Schuld, ein stets für jeden bösen auswärtigen Einfluß empfänglicher revolutionärer Stoff, eine fortwährende Aufwiegelung der Unterthanen aus einer solchen Art von Opposition hervorgehen mußte. Dieses Zusammentreffen aber konnte nur ein mehr oder weniger gewaltsames seyn, da der Erzbischöf keinen Richter in seinen Amts-Funktionen über sich anerkennen durfte. Viele Zeichen der Zeit und namentlich die betrübten Erfahrungen in Belgien und Irland, waren wohl geeignet, die Obrigkeit daran zu erinnern, daß sie das Schwerdt nicht umsonst führte, damit ihre Römisch-Katholischen Unterthanen nicht vergessen gemacht würden dem Kaiser zu geben, was des Kaisers ist.

Wir halten demnach das Ereigniß der Wegführung des Erzbischofs von Cölln aus der Diöcese zwar für unvermeidlich, aber dennoch für beklagenswerth; denn es verwirrt die Gewissen vieler Römischer Katholiken, und wird gewiß von der gottlosen revolutionären Parthei benutzt werden, um den Samen des Mißtrauens und des Aufruhrs auszusäen; es erregt Haß zwischen Katholiken und Protestanten und ruft von Neuem einen scharfen Gegensatz hervor, den wir lieber durch den gemeinschaftlichen Kampf gegen den Unglauben und gegen die kräftigen Irrthümer unserer Zeit vermittelt gesehen hätten. Der Herr der Kirche aber, der die Seinen auf Erden kennt, und den die Seinen kennen, wird sich ihnen auch bei dieser Veranlassung nicht unbezeuget lassen. Er wird unseren Römischen Mitchristen, die ihn in Lauterkeit des Herzens suchen, vielleicht bei diesem Kampfe zeigen, daß das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Geberden kommt, daß man nicht sagen soll: Siehe hier, oder da ist es, sondern daß es inwendig in uns ist. Luc. 17, 20. Die Macht des Unglaubens, welche sich in der neuesten Zeit so mächtig grade in den rein katholischen Ländern, wo die Römische Kirche sich in dem ungetrübten Besitz ihrer Macht erhalten hatte, wie in Spanien, Portugal, Italien, entwickelt hat, predigt dem, der Ohren hat zu hören, laut genug, daß in Christo nichts gilt als eine neue Creatur, Gal. 5, 6., und daß diese neue Creatur ein Werk der freien Gnade, aber nicht das Produkt eines negativen menschlichen Zwanges seyn kann.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 27. Januar. № 8.

Reiseberichte aus dem Morgenlande.

(Schluß.)

Für seine gewöhnlichen Bewohner genügt übrigens der kleine Raum des Gebäudes vollkommen, denn diese bestehen nur aus zwei Geistlichen: einem Messe lesenden Priester und einem Gehülfen, der zugleich die Stelle des Sakristans vertritt.

Unser Empfehlungsschreiben aus Jerusalem, an alle Griechische Klöster von Palästina und Syrien gerichtet, war in Arabischer Sprache abgefaßt, die der Priester zwar zum Verkehr des gemeinen Lebens hinreichend sprach, aber nicht lesen konnte; man las ihm deshalb den Inhalt des Schreibens vor. Neugierig sammelten sich um uns außer den Griechischen Nachbaren und Bekannten des Hauses, auch mehrere Pilgrime, wir aber, nachdem wir unserem Arabischen Diener die Aufträge ertheilt hatten zum Einkauf der nöthigen Lebensmittel in der Stadt, machten uns auf, um den Nachmittag zum Besehen des Interessantesten, das etwa Nablus darbeut, zu benutzen.

Die Stadt in ihrer ansehnlichen Längenausdehnung, mit den hohen Minarets und dem Gemisch der alten und neuen Häuser, wird am besten vom Abhange des Garizim aus überblickt, der, nach unseren Messungen, deren Resultat ich hier wie in den früheren Reiseberichten vor der Hand nur beiläufig mittheile, gegen 3000 Fuß über das Meer und mehr denn 1800 Fuß über die Thalfläche von Sichem sich erhebt. In den nördlichen Gärten der Stadt standen die Bäume der Orangen und Citronen eben in voller Blüthe und streueten weithin, von einem frischen Westwind durchweht, mit den Blättern der Blüthen den erquickenden Duft aus; in dem Gebüsch am Wege wie an den Bäumen der Gärten hatte die Granate in dem purpurnen Gehäuse der Blüthe das Gold der Staubfäden entfaltet; an dem alten Gemäuer, das vielleicht noch aus den Zeiten des Israelitischen oder doch des Römischen Herrscherreiches herstammt, klommen die Stämme des Epheus empor. Fast alle Gärten waren heute der Feier des Muhamedanischen Frühlingsfestes bestimmt; die Besitzerinnen derselben, vor allem aber die Kinder, saßen im Schatten der Bäume und genossen, mit lauten Äußerungen der Freude, des geselligen Spieles. Außen vor den Gärten, nahe bei dem nordwestlichen Ende der Stadt, vergnügte sich ein Theil des ärmeren Volkes bei einem gemauerten Brunnen.

So ergießt der hehre Garizim noch immer seine leiblichen Segnungen und ihre Freuden, obgleich die Kinder des Landes die Quelle jener geistigen Segnungen, deren Schattenbild die leiblichen sind, sich und Anderen verstopft und verdorben haben.

Zwischen den Gärten hindurch nahmen wir jetzt den Weg zu dem am Westende der Stadt gelegenen Grabe des Eleasar. Seine Stätte wird in einem Türkischen Hause gezeigt, das von einem Garten umgeben ist, in welchem blühende Orangenbäume neben dem Gebüsch der Rosen und des Geisblattes ihren Schatten auf zerstreute Marmortrümmer der alten Zeit warfen. Als die Stätte des Grabes wird ein Mauerwerk der späteren Zeit bezeichnet, das in einem gewölbten Gemach des Hauses steht. Ein altes Türkisches Weib, das zur Familie des Hausbesitzers zu gehören schien, hatte von einem Theil des Gemaches Besitz genommen; mit einem Schelten, das sich durch ein kleines Geschenk gern besänftigen ließ, öffnete sie uns die Thüre zum Innern.

Während mein junger Freund Bernaz zeichnete, bestieg ich den Thurm an der Mauer des Gartens. Das letzte Erdbeben hat in seinem Innern große Verheerungen angerichtet; der oberste Theil der Wendeltreppe ist eingestürzt; das letzte Ende des Weges, beim Hinaufsteigen, mußte mühsam erklommen werden. Mein Griechischer Begleiter war auf halbem Wege zurückgeblieben; ich konnte da einige Zeit allein bleiben mit meinen Augen und mit der Aussicht über das herrliche Thal. War etwa dort, gegen den Ebal hin, wo sich am untersten Theile der Schlucht ein Gebüsch der immergrünenden Eiche zeigt, das aus alten Wurzeln hervorsproßte, jene Eiche bei Sichem, unter welcher Jakob die fremden Götter vergrub? (1 Mos. 35, 4.); und sind nun die vergrabenen, wie der Wurzelausschlag der längst vermoderten Eiche, aus dem Boden hervorgestiegen auf die Gipfel der Minarets und in die Moscheen? Doch nein; es sind keine fremden Götter, es ist der Gott Abraham's und Jakob's Gott, dem diese, ohne es zu wissen und Seinen Namen zu kennen, Gottesdienst und Verehrung erzeigen. Er aber weiß und kennt ihre Namen, und wie die Ströme von Garizims leiblichen, werden auch die von seinem geistigen Segen einst wieder über das Land und seine Bewohner sich ergießen.

Es nahte jetzt der Abend; wir eilten noch einmal hinaus zu Joseph's Grabe und zum Brunnen der Samaritерin. Schon beim Hinausgehen aus dem östlichen Thore sahen wir die Schaaren der Frauen und Kinder, denen die Sitte des Landes ein zeitiges Nachhausegehen gebietet, auf dem Steige, der am Fuße des Garizim hinführt, zur Stadt ziehen; die Nachbarschaft von Joseph's Grab war jetzt für uns geräumt und zugänglich. Auch diese Ruhestätte des Leichnams jenes Erzvaters, der sich lieber sein Grab in Palästinas unscheinbaren Auen, als bei Agyptens Königstempeln gewählt hatte, ist aus wohlmeinender Ehrfurcht von den Muhamedanern überbaut und zu einem Orte der Gottesverehrung erhoben worden. Wie zwischen liebende Arme

nimmt der Garizim die geheiligte Ruhestätte in eine seiner grünenden Schluchten auf, am Saume des Granatengebüsches steht einsam die Königin des Thales, die weiße Lilie. Sie, die ungeschmückte Tochter des Landes, ist schöner als Salomon's Pracht und Ägyptens Herrlichkeit.

Noch einmal gingen wir am Feldrande hinunter nach dem Brunnen Jakob's, dem Brunnen der Samariterin. An unserem Wege zeigte sich einige Male das jetzt grünende Gemäuer des alten Sichems. Denn hier, in der Nähe von Joseph's Grab, waren Jakob's Hütten und das alte Sichem, da Josua zuletzt noch Israel ermahnte (Jos. 24.), hier auf diesem Vorsprung des Garizim stund der weise Redner Jotham, weiter hinauf aber die sechs Stämme Israels, welchen die Worte des Segens in den Mund gelegt waren. Andere, höhere Segnungen aber sprach Der aus, der hier am Brunnen mit der Samariterin redete. Ja, gib uns allewege solches Wasser, damit der Durst, den das Sehen und Genießen aller Schönheiten und Herrlichkeiten der Erde nicht vergnügen konnte, in Dir und durch Dich gestillt werde.

Lesefrüchte.

Union und Symbole in Rheinbaiern.

In Nr. 174. der Allg. K. Z. von 1837 bekräftigt Herr Dr. Bretschneider mit seiner Auctorität den Aufsatz eines Rheinbaierschen Bekenners der Röhrschen Grund- und Glaubenssätze Namens Meyer, welcher beabsichtigt zu zeigen, daß für die unirten Protestanten Rheinbaierns auch die in den symbolischen Büchern der Lutherischen und Reformirten Kirche übereinstimmend enthaltenen Dogmen keine verbindliche Kraft mehr hätten. Es ist schon öfters in diesen Blättern dargethan worden, und das Röhrsche Beispiel beweist es auch von der Gegenseite, daß eine Kirche oder eine Confession als eine Gemeinschaft von Glaubensbekennern nicht seyn kann ohne Confession oder Glaubensbekenntniß, worin sie den gemeinsamen Ausdruck ihres gläubigen Erkennens des göttlichen Wortes niederlegt, und diesen zum Symbol, d. h. zum verbindenden Wahrzeichen ihrer Vereinigung macht. Solche Symbole sind nicht Norm des Glaubens (non imprimunt credenda, wie die Schrift), sondern Form, Ausdruck desselben (exprimunt a nobis credita); sie sind daher auch nicht eigentlich Norm der Lehre, sondern die normirte Lehre selbst, insofern diese nämlich nichts Anderes ist, als Ausdruck oder Bekenntniß des Glaubens, welcher auf der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit ruht. Ihre Form ist daher nicht legislatorisch, sondern confessorisch; es heißt nicht debetis credere, docere, sondern credimus, confitemur, docemus, woraus nur ganz einfach faktisch folgt, daß wer nicht mit glaubt, nicht mitbekennt, auch kein Mitbekenner, kein Consenter, sondern ein Dissenter ist. Das ist dann auch nicht sowohl ein Gesetz, als vielmehr eine Thatsache. Solche Dissenters nun, wenn sie nicht isolirt ohne kirchliche Glaubensgemeinschaft bleiben wollen, müssen sofort wieder

unter sich einen Consens, d. h. abermals eine Confession aufrichten, sey es nun in eigentlich symbolischer (bekennender) oder in der doktrinellen Form eines Lehrbuches, Katechismus u. dgl. (was schon mehr nach Lehrnorm schmeckt). Da das Wort Gottes in der heiligen Schrift dazu bestimmt und gegeben ist, in das Glauben, Erkennen und Bekennen der Menschen überzugehen — denn die Bibel ist ja nicht für sich, sondern für uns — so hat es so lange nicht seinen Zweck erfüllt, als dies nicht geschehen ist, und es soll und kann daher nie ohne das correlate bekennende Wort der Menschen seyn, und wer da sagt, er glaube nur, was die Bibel lehrt, sagt eben damit etwas, was nicht Gottes, sondern sein Wort ist, welches freilich noch ganz inhaltsleer ist, wenn er nicht auch zu sagen weiß, was denn die Bibel für seinen Glauben lehrt. So wenig es genügen kann, daß ein Jurist vorgibt, er halte sich an das Corpus juris, wenn er nicht auch Kunde geben kann von dem, was darin steht, so wenig kann es bei dem Theologen, bei dem Geistlichen, dessen Amt und Beruf es ist, ein Bekenner der göttlichen Wahrheit zu seyn, genügen, zu sagen, er halte sich bloß an die Bibel, wenn er nicht Rechenschaft zu geben weiß von ihrem Glaubensinhalte, und diese Rechenschaft ist eben sein Bekenntniß, womit er sich entweder an das vorhandene kirchliche anschließt — dann ist er thatsächlich ein Mitbekenner desselben — oder davon abgeht — dann hat er, sobald er seine Abweichung öffentlich bekennt, eine andere Confession. Der genannte Herr Meyer sieht dies wohl ein und verschmäht daher den abgenutzten Kunstgriff, die Verbindlichkeit der kirchlichen Symbole, die ganz auf der Bibel ruhen, durch die Bibel aufheben zu wollen, sondern stellt den alten Confessoren der vorigen Jahrhunderte die modernen Confessoren der Rheinbaierschen General-Synode vom Jahre 1818 und deren Katechismus entgegen, den er gewiß für nicht mehr als für ein bloßes Menschenwort hält. Mit diesen schwachen Zeugnissen glaubt er das hoch und theuer verbürgte Augsburgische Bekenntniß sammt seiner Apologie wider katholische und pelagianische Gegenlehre, auf welchem nach schweren und blutigen Märtyrerkämpfen der Religionsfriede, der Westphälische Friede, und somit der ganze historische Rechtsbestand der beiden Evangelischen Kirchen in Deutschland (denn auch die Reformirten sind nach Art. 7. des Westphälischen Friedens Augsburgische Confessionsverwandte) errichtet worden ist, umstoßen zu können; aber — wie Luther sagt — die Felsen werden vor den Töpfen wohl sicher bleiben. — Der Dissens der Lutheraner und Reformirten in einigen wenigen Punkten verstärkt offenbar ihren Consens in den meisten übrigen Punkten durch die Unabhängigkeit des beiderseitigen Zeugnisses bedeutend an Gewicht, und wenn eben nur wegen dieses so mächtig überwiegenden Consenses eine Union möglich war, so kann diese ihn nur noch fester und compakter gemacht haben. Gegentheils behaupten, daß in Folge der Union auch die früher in beiden evangelischen Gemeinden consentirenden und eben darum sie verbindenden Artikel ihre verbindende Kraft verloren hätten, heißt die eigentlichen Lebensbande der Union auflösen und an ihre Stelle eine

Anarchie von Meinungen und individuellen Menschensatzungen setzen, die das grade Gegentheil einer Union oder Einigung, nämlich eine willkührliche Zersplitterung ist. Die Rheinbaiersche Union wäre dann nicht eine Wahrheit, sondern eine Lüge; denn statt Lutheraner und Reformirte auf dem Grunde dessen, worin sie einig waren, zu einigen, hätte sie dieselben um ihren gemeinsamen Glauben betrogen, von ihren anerkannten confessionellen Grundlagen sie weggeschoben, und statt zu einer unirten zu einer völlig neuen Kirche sie übergeführt, der, je mehr ihr ein organischer Zusammenhang mit der Vergangenheit und ein rechtlich bestimmtes Bekenntniß fehlte, um so mehr auch das rechtliche Anerkenntniß abging und abgehen muß, weil es selbst der Staat nicht zugeben kann noch darf, daß die Gewissen seiner Unterthanen einer so schrankenlosen geistlichen Willkühr preisgegeben werden, wie sie dies bei einer solchen neuen confessionslosen Kirche unzweifelhaft wären. Der Staat hat bei der Union der beiden Evangelischen Kirchen nur im Zusammenseyn anerkannt, was er früher schon im Getrenntseyn anerkannt hatte. Daß eine ganz neue Kirche, nach Zertrümmerung der alten Evangelischen, zu errichten, die General-Synode von 1818 Vollmacht gehabt, muß unbedingt verneint werden, und hat sie ihre Vollmacht überschritten, so sind ihre Schlüsse unbündig.

So viel zur Widerlegung des Herrn Meyer, der seine Sache übrigens weit umsichtiger führt als Herr Dr. Bretschneider in der Nachschrift. So oft diesen Gelehrten in neuerer Zeit auch eines Besseren zu belehren versucht worden ist, so kommt er doch, da er sich gegenwärtig der Imperfektibilität befleißigt, immer wieder auf dasselbe zurück. Weil er das Verhältniß der Symbole zur Schrift immer noch nicht begriffen hat, darum glaubt er immer noch jene durch das Vorgeben, „sich bloß an die Lehre der Schrift halten zu wollen," stürzen zu können, wobei er vergißt, daß dies die alten Symbole nicht bloß wollen, sondern auch thun, während er selbst nur in so weit an die Schrift sich halten will und hält, als ihn seine vorurtheilsvolle Vernunft und eingebildete Wissenschaftlichkeit nicht davon abhält. Nachdem er übrigens in dieser Nachschrift wiederum von den gemeinsamen Grundlehren der gesammten Evangelischen Kirche sich losgesagt, so können wir es ihm getrost überlassen, auf den Satz, „sich allein an die Schriftlehre zu halten," mag nun die Schriftlehre dabei unbestimmt bleiben, oder auch von ihm menschlich bestimmt werden, eine neue Kirche zu gründen, und können, bis davon auch nur die Unterbauten zu Stande kommen, derweilen noch lange hin ungefährdet bei der alten Augsburgischen Confession verharren. Sollte jedoch Herr Dr. Bretschneider wieder ein Buch über die Unkirchlichkeit unserer Zeit schreiben, so müssen wir ihn bitten, diese üble Eigenschaft zuerst bei sich selbst zu tilgen.

Nachrichten.

(Holland.) Die nachfolgenden Briefe sind von den Geistlichen der Nationalkirche des Waadtlandes an Se. Majestät den König der Niederlande und an die Geistlichkeit der Reformirten Kirche dieses Königreiches gerichtet worden.

Schreiben an Se. Majestät den König:

Sire!

Alte christliche Bruderbande bestehen zwischen der Schweiz und den Niederlanden. Als die glorreichen Vorfahren Ew. Majestät für die Sache der evangelischen Wahrheit und Freiheit kämpften, verdienten sie die Erkenntlichkeit nicht nur des Volkes, über welches Gott Sie gesetzt hat, sondern auch die unsere und die aller reformirten Christen. Als sie ihre Provinzen den blutigen Überbleibseln eröffneten, welche den Religiensverfolgungen Frankreichs, Großbritaniens und anderer Gegenden entflohen waren, haben sie durch diese Wohlthat gegen unsere Brüder uns von neuem verpflichtet. Ew. Majestät hat uns gelehrt auf Sie mit einer gerechten Erwartung zu blicken, wie auf einen wahren Nachfolger dieser Fürsten und einen Freund des ewigen Evangeliums, welches Holland mit dem Preise seines Blutes sich erkauft hat. Sire, wir unterzeichneten Diener der Nationalkirche des Waadtlandes wagen demnach in ehrfurchtsvoller Kühnheit uns zu nahen, um von Ew. Majestät in Beziehung auf die Maaßregeln, welche in Ihrem Königreiche gegen die von der Reformirten, vom Staate anerkannten Kirche getrennten Christen genommen worden sind, den Wunsch unserer Herzen auszuschütten.

Wir wollen uns nicht in Umständen, die uns wenig bekannt sind, zu Richtern oder Vertheidigern dieser Brüder aufwerfen; denn wir wissen, daß, wie die Schrift sagt, „wir Alle mannichfaltig fehlen." Aber wir glauben auch, daß es ewige Grundsätze der Gerechtigkeit und Wahrheit gibt, welche selbst die Fehler der Menschen nicht vernichten können.

Wir kommen demnach mit ehrfurchtsvollem Vertrauen um Ew. Majestät zu bitten, daß Sie diesen Christen eine gänzliche Freiheit gestatten mögen, Gott auf eine ihren Überzeugungen angemessene Weise zu dienen.

Wir bitten Ew. Majestät darum, weil es diese religiöse Freiheit ist, die wir nicht nur im Worte Gottes, sondern auch in den Annalen Ihres Hauses und Ihres Volkes mit leuchtender Schrift verzeichnet finden; weil wir vor Gott die Ueberzeugung hegen, daß der Mensch in der Ausübung seines Glaubens frei seyn muß und daß, nach einem berühmten Ausspruche, „die Macht der Könige da endigt, wo die des Gewissens anfängt;" endlich weil wir als Diener einer Nationalkirche, in einem Lande, wo die Dissidenten einige Jahre hindurch verfolgt und durch das Gesetz gestraft worden sind, aus gegründeter Erfahrung wissen, daß wenig Dinge eine Staatskirche so sehr blosstellen, schwächen und beunruhigen, als solche Verfolgungen, während das entgegengesetzte Verfahren der Duldung und Freiheit mächtig dazu beiträgt, sie in Aller Augen glücklich, friedlich, gedeihend und achtbar zu machen.

Sire, erlauben Sie demnach, daß wir von dem Innern unserer jetzt beruhigten Gebirge aus demüthig unser inständiges Gesuch zu Ihren Füßen niederlegen. Genehmigen Sie es, Sire, mit der Güte, von der Ihre Vorfahren unseren Vätern so viele Zeichen gegeben haben.

Möge Ihrer und unserer Väter Gott, möge der ewige Gott über Ihre Person, Ihre Familie, Ihre Kirche und Ihr Volk den Reichthum seiner Segnungen ausschütten, und möge Friede und Heil in den allen Reformirten theuren Provinzen wohnen, welche seit fast drei Jahrhun-

derten die Zuflucht aller derer gewesen sind, welche um des reinen und glorreichen Evangeliums unseres großen Gottes und Heilandes Jesu Christi willen Leiden erduldet haben.

Lausanne, im August 1837.

Folgen die Unterschriften von 173 Pfarrern und Pfarrberechtigten.

Brief an die Geistlichkeit.

Sehr geehrte Brüder und Genossen in dem Werke Christi!

Das Wort Gottes, welches wir predigen, sagt uns, daß „wenn ein Glied leidet, alle anderen mit ihm leiden.“ Nicht ohne lebhaften Schmerz haben wir demnach erfahren, daß eine gewisse Anzahl unserer Brüder in Holland seit einiger Zeit wegen ihres Glaubens an die Wahrheiten des Evangeliums vom Heile Leiden erdulden.

Zu wenig unterrichtet, um alle Schritte dieser Brüder rechtfertigen zu wollen und um irgend Jemand zu verurtheilen, können wir dennoch über die Verfolgungen, deren Gegenstand diese Brüder gewesen sind, uns nur tief betrüben; und indem wir denken, daß Sie durch Ihren Einfluß bei der Regierung des Landes dazu beitragen können, einen Zustand der Dinge zu mildern oder selbst gänzlich aufhören zu machen, welcher der Liebe, die Christen sich gegenseitig schuldig sind, so sehr zuwider ist, indem wir uns der brüderlichen und zahlreichen Beziehungen erinnern, welche Ihre Kirchen mit denen unseres Kantons verbinden, endlich dem Worte unseres Meisters gehorsam, welcher uns ermahnt „wechselseitig auf uns Acht zu haben, um uns zur Barmherzigkeit und zu guten Werken zu ermuntern,“ kommen wir, sehr geehrte Brüder, im Namen dessen, der uns Alle so sehr geliebet hat, daß Er Sein Blut für uns vergossen, Sie zu bitten, sorgfältig darauf zu achten, ob es nicht in Ihrer Macht steht, zu erwirken, daß diese verfolgten Brüder Gott nach ihrem Gewissen dienen und in Freiheit ihren Glauben an das ewige Evangelium unseres großen Gottes und Heilandes Jesu Christi bekennen dürfen, in eben den Gegenden, wo ehedem so viele gläubige Christen eine Zuflucht fanden gegen die Verfolgungen, welche sie aus ihrem Vaterlande verjagten.

Halten Sie, sehr geehrte Brüder, sich überzeugt, daß wenn die Bitte, die wir an Sie richten, uns von dem Interesse eingegeben ist, das wir an denen nehmen mußten, die da leiden, sie eben so sehr aus der Liebe stammt, die uns mit Ihnen und Ihren Kirchen verbindet. Es wird uns sehr erfreulich seyn, von Ihnen zu erfahren, daß Sie unsere Absichten nicht gemißdeutet, daß Sie unseren Wünschen gewillfahret haben, und daß eine große Anzahl unserer Brüder, welche bisher in ihrem Kultus beunruhigt worden sind, in Zukunft ein ruhiges und stilles Leben führen können in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit.

In dieser Hoffnung bitten wir Sie, sehr geehrte Brüder, die Versicherung unserer Achtung und unserer brüderlichen Liebe in Jesu Christo zu empfangen. Der Gott des Friedens gebe Ihnen immerdar Frieden in allerlei Weise.

Lausanne, im August 1837.

Dieser Brief hat mit wenigen Ausnahmen fast dieselben Unterschriften, wie der vorhergehende, im Ganzen 164.

Sendschreiben an die Synodal-Commission.

Die obige Zuschrift wurde der Synodal-Commission im Haag durch den Dechanten der Klasse von Lausanne und Vevey mit folgendem Briefe gesendet:

An die Herren Mitglieder der Synodal-Commission der Reformirten Nationalkirche im Haag.

Sehr geehrte Herren und Brüder!

Ich nehme mir die Freiheit, Ihre Vermittelung zur Beförderung des beifolgenden Briefes, welcher an die Herren Pfarrer der Reformirten Kirche gerichtet ist, in Anspruch zu nehmen. Sie werden, meine Herren, wie ich gerne voraussetzen möchte, über diese Sendung nicht erstaunt seyn. Wir hoffen, daß wir, indem wir sie veranstalteten, unter dem Einflusse keiner anderen Gefühle gestanden haben, als derer der Helvetischen Freimüthigkeit und christlichen Liebe, und wir würden glücklich seyn, in ähnlichen Umständen von unseren Holländischen Brüdern die Rathschläge und Ermahnungen ihrer Freundschaft zu erhalten. Erlauben Sie mir, daß ich hier meine brüderlichen Wünsche erneuere. Möge Ihre Kirche, meine Herren, vom Vater, vom Sohne und vom heiligen Geiste gesegnet werden! Denn wir wissen es aus eigener Erfahrung, daß Nichts eine Kirche wahrhaft glückselig macht, als der lebendige Glaube an den Vater, der uns erwählet hat, und aus dessen Händen uns Niemand reißen kann, an den Sohn, der, als wir in unseren Sünden verloren waren, uns durch Sein Blutvergießen errettet hat, und an den heiligen Geist, der uns erneuert und uns gleichförmig macht dem Bilde Jesu Christi, der da Gott ist gelobet in Ewigkeit! Je reiner die Lehre ist, je heiliger das Leben, desto mehr sieht man eine Kirche blühen. Wenn Gott der Ihrigen so glorreiche Zeiten aufbewahrt, wie die Zeiten herrlichen Andenkens, in welchen die Blicke des reformirten Europas auf sie gerichtet waren, so wird dies statt finden, indem Er sie wieder mit Macht in der Lehre von der Gnade befestigt, welche auszusprechen, zu entwickeln und zu vertheidigen Gott sie damals beauftragt hat, und welche sie in der That entwickelte und vertheidigte, in einer ruhmvollen Versammlung und mit einer Glaubenstreue, welche ihr die Erkenntlichkeit der Evangelischen Kirchen und insbesondere die unsrige erworben hat. Die Gnadenwahl Gottes ist die Glaubenskrone des Gläubigen wie der christlichen Theologie. Möge Niemand Ihrer Kirche diese Krone rauben! Wir wissen, daß durch Gottes Gnade es in Ihrer Mitte Diener und Gläubige gibt, die unerschütterlich diesen heilsamen Lehren des reformirten Glaubens zugethan sind. Sie sind, ich muß es aussprechen, Sie sind für uns der Gegenstand einer besonderen Hochachtung, und wir haben die Überzeugung, daß in Ihnen oder vielmehr in dem Glauben, der Sie beseelt, die wahre Stärke, die wahre Schutzwehr der Kirche besteht. Möge der Segen des heiligen Geistes von Tage zu Tage die Zahl derselben unter Ihnen vermehren. Mögen Sie der Stadt gleichen, die auf einem Berge liegt, und deren Licht nicht verborgen seyn kann; und mögen alle Nationen der Erde bald mit Ihnen und mit uns ausrufen: Das Heil kommt von unserem Gotte, der auf dem Stuhle sitzt und vom Lamme ....!

Genehmigen Sie u. s. w.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 31. Januar. № 9.

Lesefrüchte.

Ungehörige Vertheidigung der Union in Preußen.

In einer „Beantwortung der Behauptungen, mit welchen die Lutherischen Gegner der Union ihren Austritt aus der unirten Kirche zu rechtfertigen gedenken, von G. A. Kämpfe" (Magdeburg 1837), gibt der Verf. den Haupteinwurf dieser Gegner, statt ihn zu widerlegen, dergestalt mit vollen Händen zu, daß er der Sache der Union weit mehr schadet als nützt. Jener Haupteinwurf besteht darin, daß die unirte Kirche kein bestimmtes Bekenntniß der christlichen Wahrheit, kein kirchliches Symbol habe, und daher, tausendköpfiger Lehrwillkühr und Menschensatzung geistlicher und weltlicher Individuen preisgegeben, keine Gemeinschaft der Gläubigen, keine Kirche mehr sey. Statt nun zu zeigen, daß die Union, die mit anderen abweichenden Confessionen unmöglich gewesen wäre, zwischen den beiden Protestantischen Kirchen nur auf dem Grunde ihres vorhinigen großen, den Dissens weit überwiegenden Consensus möglich war, und, in ihrer Verwirklichung (wie im vorigen Aufsatz gezeigt worden) eben diesen, durch das Zusammentreten noch mächtiger gewordenen Consens zur Grundconfession der vereinigten Evangelischen Kirche erhoben und diese also von neuem und fester noch auf die, so Lutheranern als Reformirten gemeinsame, Augsburgische Confession begründet hat, statt in dieser Weise jenen Haupteinwurf ab und zurückzuweisen, bemüht sich der Verf. mit vieler Zuversicht, aber mit wenigem Erfolg darzuthun, daß den symbolischen Büchern überall in der Evangelischen Kirche keine verpflichtende Kraft beigelegt werden dürfe. Denn „die symbolischen Bücher blieben ewig eine, wenn gleich höchst ehrwürdige, wenn gleich noch nicht übertroffene, doch immer eine menschliche Auffassung, eine menschliche Erklärung, eine menschliche Begründung des göttlichen Wortes." Dieser vielfach sich wiederholende Hauptgrund des Verf. gegen die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher zeigt genugsam seine Unkunde des Gegenstandes, worüber er spricht oder vielmehr abspricht. Wo ist denn je unter uns die verbindende Kraft des Bekenntnisses für seine Bekenner darauf begründet worden, daß es eine göttliche Auffassung, eine göttliche Erklärung, oder gar eine göttliche Begründung des göttlichen Wortes wäre? Vielmehr ist das Bekenntniß und soll eben auch seyn eine menschliche Auffassung des göttlichen Wortes, welches als von Gott gegeben und begründet nicht von ihm, sondern von Menschen aufgefaßt werden soll und muß, wenn es nicht zwecklos und unnütz bleiben soll. Es wird aber aufgefaßt in dem Credo, in dem Glauben, der das göttliche Wort nicht begründet, sondern von ihm begründet wird, und die Äußerung dieses auffassenden und die objektive Wahrheit in die subjektive Erkenntniß und Überzeugung zusammenfassenden Glaubens ist das Bekenntniß, und diejenigen, welche desselben Glaubens und Bekenntnisses sind, bilden mit einander eine Confession, eine Kirche, diejenigen aber, welche eines anderen Glaubens und Bekenntnisses sind, bilden eine andere. Die verbindende Kraft des Symbols besteht also der Natur der Sache nach darin, daß es der Ausdruck einer Glaubensverbindung oder Glaubensgemeinschaft ist, und wer zu dieser Verbindung sich nicht mitbekennt, oder nicht mitverbunden seyn will, der ist es eben auch nicht, sondern separirt sich. Die Verbindlichkeit der symbolischen Confessionen läugnen, heißt also den Glaubensverband, den sie zusammenhalten, auflösen, oder wenigstens sich von demselben ablösen, führt daher auch keineswegs zur Union, sondern vielmehr zur Dissolution. Will man nun nicht ohne Verband kirchenlos umhervagiren, so muß eine neue Confession, d. h. eine neue Gesammtauffassung der göttlichen Wahrheit und damit eine neue Kirche gebildet werden, und zwar eben die, welche den alten Verband lösen, müßten, den Reformatoren ähnlich, als glaubensstarke und freudige Confessoren, den neuen knüpfen. Daß daran bei unseren neueren Antisymbolikern nicht zu denken ist, daß sie es bei ihrem negativen, oder doch in Erkenntniß und Bekenntniß höchst unbestimmten Wesen kaum zu einer Sekte, geschweige zu einer Kirche bringen können, liegt am Tage. Wäre es also bei der Union darauf abgesehen, uns von dem gemeinsamen symbolischen Grunde der alten ökumenischen und evangelischen Christenheit hinwegzuschieben und hinauszusetzen in jene vagabunde Auflösung aller Glaubensgemeinschaft, so würden wir gegen ein solches Trugbild von Union als gegen eine grundverwerfliche Kirchenverwüstung eben vom Standpunkte der wahren Union mit größter Entschiedenheit protestiren müssen. Wenn man allerdings in anderen Ländern zu solcher Mißunion inklinirte, so hat dagegen Preußen schon durch die Agende ihr widerstrebt, und das in den neuesten Ausgaben befindliche Ordinationsformular weiset sie entschieden zurück. Die Schrift des Herrn Kämpfe wird ohne Zweifel hierin nichts ändern; wohl aber steht zu erwarten, daß er selbst bei reiferem Nachdenken seine unreifen Ansichten von den symbolischen Büchern ändern wird. Glaubt er keine Verpflichtung zu haben, im geistlichen Amte ein Bekenner des evangelischen Bekenntnisses zu seyn, gut — so werde er ein Reformator und stelle ein neues Bekenntniß auf; nur behaupte er dann nicht, daß die bisherige Gemeinde, wenn sie ihm nicht etwa beipflichtet, irgend eine Verpflichtung gegen ihn habe, oder daß die Kirche an ihn gebunden sey, wenn er von ihr sich löset; wo bliebe die Gewissensfreiheit, wenn sie ihn dann nicht könnte gehen lassen, oder nöthigenfalls heißen? Wenn der Verf. S. 35. sagt, die Behauptung der fortdauernden Verbindlichkeit der symbolischen

Bücher für die Evangelische Kirche „verdunkele die Würde der heiligen Schrift, führe zurück zum Katholicismus, stoße den Grundgedanken der Reformation um, werde das Grab der evangelischen Freiheit, beschränke die Wirksamkeit des heiligen Geistes und nehme der Kirche alles eigenthümliche Leben," so sind dies aufgespreizte, obwohl meist schon abgenützte, rationalistische Tiraden, die um so unangenehmer afficiren, als an anderen Stellen eine bessere Gesinnung des Vers., der offenbar noch in seiner Entwickelung begriffen ist, hervorleuchtet. Umgekehrt derjenige nimmt der Kirche ihr eigenthümliches Leben, welcher ihr, der Gemeinschaft der Gläubigen, ihr eigenthümliches Bekenntniß nimmt, derjenige beschränkt die Wirksamkeit des heiligen Geistes, des Geistes der Wahrheit, welcher sie für zu schwach erklärt, die Menschen, welche seinem Worte folgen, zur Erkenntniß seiner Wahrheit zu bringen, der begräbt die evangelische Freiheit, welcher die Gemeinde von willkührlichen Lehrmeinungen und wandelbaren Ansichten, sey es der Geistlichen oder Laien, abhängig macht, der stößt die Grundgedanken der Reformation um, welcher ihre Fundamentalartikel mit den Symbolen preisgibt, der führt zum Katholicismus, zur Hierarchie zurück, welcher die Geistlichen statt zu Dienern, zu Freiherren der Kirche macht, und der verdunkelt die Würde der heiligen Schrift, welcher ihre Offenbarung für so dunkel oder so verschlossen hält, daß von der Kirche, welche, wie die Evangelische, allein an sie sich hält, ihre Wahrheit nicht wahr und richtig aufgefaßt werden könnte. Vor der Reformation hatte die Katholische Kirche nur die drei ökumenischen Symbola, und eben die Unbestimmtheit ihrer Lehren von der Sünde und Erlösung, von der Rechtfertigung und Heiligung, ließ jenen, das Evangelium verdunkelnden Menschensatzungen weiten Raum; die Reformation brachte die Christenheit wiederum zu einem bestimmten Bewußtseyn der eigentlichen Heilsartikel; sie erzeugte zuerst Confessionen darüber und Katechismen, welche dann erst rückwirkend Ähnliches in der Katholischen Kirche, obwohl dort mehr in hierarchisch gesetzlicher Form, zur Folge hatten. Es ist darum ein sonderbarer Widerspruch, zu behaupten, das Halten an demjenigen, was die Reformation hervorgebracht, vernichte ihren Grundgedanken und führe zum Katholicismus zurück, und nur jene traurige Begriffsverwirrung, welche so vielfach in unserer Zeit, von aller Inhaltsbestimmung absehend, formelle Unbestimmtheit für Freiheit hält, kann dazu führen. Hoffentlich wird Herr Kämpfe aus dieser Verwirrung sich herauskämpfen; wenigstens ist es unsere Schuld nicht, wenn er darin stecken bleibt; denn wir haben nun schon zu wiederholtenmalen in diesen Blättern die kirchliche Verbindlichkeit der Bekenntnißschriften aus ihrem nothwendigen Begriffe so dargethan, daß die bisherige Polemik dagegen als völlig abgenützt erscheinen muß.

Röhr's christologische Predigten.

Wer seit den Briefen über den Rationalismus die litterarische Laufbahn des Herrn Dr. Röhr verfolgt, und durch die Jahrgänge der Krit. Prediger-Bibliothek ihn begleitet hat, der weiß, wie derselbe von Anfang an in der Selbstgenugsamkeit

seiner beschränkten Vernunft nicht nur jedem Supernaturalismus, sondern auch jeder noch so schwachen Mischung desselben mit dem puren Wasser des Rationalismus, wie namentlich den Temperirungen von Tzschirner, Ammon und Bretschneider, entschieden widerstrebt hat. Diese Entschiedenheit war der Hauptcharakter so der Briefe wie der Prediger-Bibliothek, und dieser Charakter würde in einer vielfach charakterlosen Zeit alle Anerkennung verdient haben, wenn er sich nicht, und zwar eingestandenermaßen — des lieben Brodtes wegen —, mit einer Accommodationstheorie verknüpft hätte, die nur als geistliche Lügenhaftigkeit bezeichnet werden kann. Denn das und nichts anders ist es — falls es überhaupt noch erlaubt ist, Dinge mit ihrem Namen zu nennen — „wenn ein rationalistischer Prediger mit seinen individuellen Überzeugungen vorsichtig an sich hält, um nicht den Schwachen Ärgerniß zu geben, wenn er die Bibel Gottes Wort nennt, oder vielmehr behauptet, sie enthalte Gottes Wort, ob er sie gleich selbst nur als ein menschliches Buch betrachtet, wenn er von Offenbarungen Gottes spricht, ob er gleich keine eigentlich sogenannte Offenbarung statuirt, wenn er dem Christenthume den Charakter einer göttlichen Anstalt beilegt, ob er gleich von einer übernatürlichen Causalität derselben abstrahiren zu müssen glaubt, wenn er den Stifter derselben und seine Gehülfen göttliche Gesandte nennt, ob er gleich ihre irdische Erscheinung und Wirksamkeit im Lichte des gewöhnlichen Causalnexus der Dinge betrachtet," s. Briefe über den Rationalismus S. 450. Wer einmal dergleichen in Schutz genommen und es nicht öffentlich widerrufen hat, der hat es lediglich sich selbst zuzuschreiben, wenn man ihm keinen Glauben mehr schenkt, und möchte er dann nur schweigen! Wenn er aber fortfährt in sogenannten christologischen Predigten*) mit Bibelworten zu reden, deren Sinn er verläugnet, wenn er Jesum einen „Herrn" heißt nicht im heiligen Geiste, sondern im Sinn solcher täuschenden Accommodation, wenn er vom Lamme Gottes, das der Welt Sünde trägt, von der „göttlichen Hoheit," von der „Fülle der Gottheit in Jesu" apostolisch spricht, obwohl er unapostolisch seine „irdische Erscheinung und Wirksamkeit im Lichte des gewöhnlichen Causalnexus der Dinge betrachtet," wenn er von einem evangelischen Christus redet, obwohl er das Evangelium, d. h. die Lehre von der Erlösung, verneint, wenn er „in seinem Namen Aller Knie sich beugen" läßt, obwohl er ihn nur für den Namen eines Menschen hält, so hat solches unwahre, gleißende Spielen mit dem Worte der heiligen Schrift etwas Indignirendes, nicht nur weil es unredlich, sondern weil es auch nach obigen Erklärungen eine für den Verstand der Leser beleidigende Voraussetzung ist, sie würden sich durch die biblischen und „evangelischen" Ausdrücke des Verf. noch täuschen lassen. Mag der Herr Doktor unverständiges Volk mit seiner Accommodir- und Allegorisirkunst berücken; wer außer seinen christo-

*) Christologische Predigten, oder geistliche Reden über das Leben den Wandel, die Lehre, die Thaten (wo bleibt das Leiden?) und die Verdienste Jesu Christi, gehalten von Dr. J. F. Röhr ic. Zweite Sammlung. Weimar 1837.

logischen Predigten, worin er sie con amore treibt, die Briefe über den Nationalismus, die kritische Prediger-Bibliothek und die Professio fidei gelesen, der durchschaut leicht die zweideutige Rede und muß ihm zurufen: mentiris. Leider verbreitet sich dieses zweizüngelnde Wesen, dieser biblische Klingklang ohne biblischen Sinn, dieses schlaue Accommodiren nach Röhr's Vorgang immer weiter im rationalistischen Gebiete.

Was nun aber jene Indignation noch sehr vermehren muß, ist dies, daß der Mann, der in seinen Predigten eine so widrige Fälschung der homiletischen Bibelsprache empfiehlt, seinen eigenen Balken vergessend, sich herausnimmt, andere Theologen und insbesondere Herrn Dr. Hase eine „mit Vorsatz lügnerische Theologie" vorzurücken, und während er stets gegen Schmähungen und Verläumdungen eifert, dergleichen selbst reichlich auszugießen über jede der seinigen widerstrebende Theologie, besonders aber gegen die Lehren seiner Kirche sowohl von der Person als von dem Werke Christi, die sich stets nicht nur als unvernünftig, sondern auch als unsittlich müssen schelten lassen. Freilich schilt er dabei immer nur seinen Un- und Mißverstand derselben; aber es muß doch fast als absichtlicher Mißverstand angesehen werden, wenn fort und fort behauptet wird, es sey von denen, welche an die Versöhnung und Rechtfertigung durch den Mittlertod Christi glauben, immer nur auf faulen Trost und Straferlaß, nicht aber sittliche Erneuerung und Heiligung abgesehen. Der Verf. muß wissen, wenn er kein Idiote seyn will, daß in der evangelischen Theologie die nothwendige Frucht des Glaubens an die Liebe, womit Gott uns geliebt hat und gesandt seinen Sohn zur Versöhnung für unsere Sünden, die heiligende Liebe ist, womit wir ihn, frei von der knechtischen Furcht der unversöhnten Sünde, wieder lieben, und in der Liebe dann seine Gebote thun, die ohne sie nicht erfüllt werden könnten, 1 Joh. 4, 10 — 19. Verhält es sich unzweifelhaft so nach evangelischer Lehre, so höre er doch auf einen Glauben zu schmähen, der eben so kräftig beseligt als heiligt, während der seine zu beidem zu schwach ist.

Jene Indignation verwandelt sich jedoch in Mitleid, wenn man aus der Dedikation dieser christologischen Predigten an die Herren DDr. Bretschneider und Ammon die Klage heraushört, daß Dr. Röhr sich mit diesen alten Amtsgenossen immer einsamer fühlt auf dem Felde der theologischen Litteratur. Ihnen, als den immer „seltener werdenden" Patronen des alten Sächsischen Rationalismus empfiehlt er seine Predigten zur Empfehlung, zur Beschützung. Es gab Zeiten, wo die kritische Prediger-Bibliothek gegen beide Männer als gegen Mischlinge eines rationalen Supernaturalismus polemisirte; jetzt, da die Freunde immer seltener werden und die Feinde ganz aus der Nähe, selbst aus Jena, mächtig heranrücken, muß sie sich ihr Patronat erbitten, um nicht ganz allein zu stehen. Sic transit gloria mundi.

Ein Brief an die Redaktion mit Bemerkungen eines Mitarbeiters begleitet.

Hochgeehrter Herr Redakteur!

Ein fleißiger Leser der Ev. K. Z., jedoch auch Theilnehmer an der Allg. Kirchenzeitung, habe ich Bedenken gefunden bei manchen Glaubenssätzen, die Sie mit einer Zuversicht vertheidigen, als wenn gar keine gegründete Zweifel daran statt finden können, und als wenn Zweifel daran entschiedener Unglaube wäre. Dieses ist der Fall mit mir gewesen insbesondere bei der Versöhnungslehre, insofern sie durch die Genugthuung geschehen ist, wie diese von Ihnen dargestellt und behauptet wird.

In der Rechtgläubigkeit unterwiesen und erzogen und sonntäglich zweimal zum Besuche der Kirche angehalten, bin ich als Knabe schon mit dieser Lehre in ihrem blutigen Gewande bekannt gemacht worden. Ich glaubte und staunte die unbegreifliche Liebe Gottes an, der in der zweiten Person die Strafe unserer Sünden getragen und für sie seiner eigenen Gerechtigkeit durch den Kreuzestod ein Genüge gethan habe.*) Als nun ich lernte, daß Sonne, Mond und Sterne nicht sind, wie sie scheinen, so klein, bloße Lichterchen, zum Nutzen und zur Zierrath der Erde hervorgebracht, sondern Welten, die in gemessener Bahn ihren Gang gehen; als in diesem unermeßlichen All, nicht bloß im Vergleich zu dem Ganzen, sondern auch zu manchem Einzelnen, die Erde mir zu einem winzigen Stäubchen zusammenschwand, da erhoben sich Zweifel und eine Unruhe bemächtigte sich meiner, die ich jetzt noch nachempfinden, aber nicht beschreiben kann. Denn der Knabe fing zu vernünfteln an: Wie, wenn nun jene Himmelskörper auch von lebenden, empfindenden und denkenden, von Wesen bewohnt sind, die Gott nach seinem Bilde geschaffen, die ihn kennen, lieben, verehren lernen, die ihm sich nähern und vollkommener werden können? — Und sie sind es! Im meines Vaters Hause sind der Wohnungen viele, spricht Jesus; haben denn auch diese Wesen gesündigt? oder ist das Sündigen nur das traurige Loos der Erdbewohner? Und wenn sie in ihrem Entwickelungsprozeß der Sünde nicht entgangen sind, wie wahrscheinlich ist, weil sonst ihr jenseitiger Zustand der Himmel seyn müßte;**) auf welche Weise geschah dann ihre Versöhnung mit Gott? Kann sie auf keine andere Weise geschehen seyn, als auf die, wie sie auf Erden geschehen ist, so muß die blutige Genugthuung Christi auf jedem Sterne, wo ein Sündenfall sich ereignete, geschehen seyn.***) Und das war es, hochgeehrter Herr

*) Der Briefsteller schafft sich seine Schwierigkeiten selber durch extreme Bestimmungen, welche er der Kirchenlehre andichtet. Hier z. B. läßt er die zweite Person in der Dreieinigkeit als solche das Versöhnungsleiden erdulden, die Strafe unserer Sünde ertragen; von Christo ist nicht die Rede, geschweige von seiner menschlichen Natur. So schief und einseitig gestellt ist aber die Kirchenlehre nicht an sich, sondern nur in der Vorstellung des Verf.

**) Warum sollte denn der jenseitige Zustand der Bewohner anderer Welten nicht der Himmel seyn? Ist dies ungedenkbar, daß Gott viele unschuldige, selige Bewohner hat in seinem Hause? Hat aber dieser Gedanke keine Schwierigkeit, so biegt der Verf. willkührlich in die andere Gedankenlinie ein, die ihm Schwierigkeit macht, oder die vielmehr der Versöhnungslehre Schwierigkeiten machen soll.

***) Es steht Jedem frei, sich die Versöhnung derer, welche etwa im fernen Weltall sonst gesündigt haben, anders zu denken als wie auf Erden die Versöhnung vollbracht worden ist, wenn er nach den Principien oder nach der Idee der Versöhnung dergleichen Riesengedanken vollziehen kann. Wer sich in dieser Art um das Geschick der Sternbewohner wirklich kümmert, hat eine große Auswahl von Gedanken, bevor er sich zum Anstoß an der Kirchenlehre getrieben finden kann. Nämlich erstlich: die Bewohner der Himmelskörper sind schuldlose Geister — zweitens: ihre Schuldigen sind behalten mit ewigen Banden der Finsterniß (nur Beispielsweise geben wir auch diesen Ausweg an) — drittens: überall mag sich die Versöhnung im Ungedenkbaren eigenthümlich gestalten, nur daß überall die Gnade das Versöhnungswerk stiftet, und die Gerechtigkeit durch dasselbe erfüllt wird. — Es ist also in der That eine pure Willkühr, wenn unser Verf. in seinem Zweifel den Versöhnungstod Christi auf alle Sterne glaubt verlegen zu müssen. Ja, vor dieser barokken Ultrirung der Kirchenlehre kann jeder bewahrt bleiben durch die Elemente der Erkenntniß Christi. Christus ist der Gottmensch, nach einer Seite also der Menschheit angehörig, und somit ihr und ihrer Geschichte und Erde durchaus eigenthümlich. Gottesoffenbarungen mag es viele geben auf allen Sternen in vielen Formen: Christus aber ist nur Einer. Darum gilt auch der künstliche Rückschluß des Verf. nicht das Mindeste:

Redakteur, was mich ängstigte, der Gedanke, daß der Herr, dem ich mit ganzer Seele zugethan war und noch bin, ja noch mehr bin als früherhin, je besser ich ihn habe kennen lernen, nun seine Leidensbahn durch Aeonen von Jahren anfangen und vollenden und wiederum anfangen und vollenden mußte, — denn wer zählt die Sterne, die des Allmächtigen Hand gleich Sand am Meere ausgestreut hat? Oder sollte wirklich ein anderer Weg denkbar und möglich seyn, auf dem der Gewichene wiederum zu Gott kommen kann — etwa der Weg, den der verlorene Sohn, als er in sich schlug, betrat.*) Und wenn nicht, wenn in der That keine andere Genugthuung statt finden kann als die, welche die Kirche lehrt, ist denn unsere Erde das Bethlehem des Universums,**) über welches von dorten aus das Licht ausgeht und das Evangelium verkündigt wird? Das Sonnenstäubchen also gemacht zum Centralpunkte! Ist aber eine andere Art der Genugthuung, wie die besprochene, denkbar und möglich — und hat Gott eine solche dorten und dorten angewandt, Barmherziger, warum denn der ungeheure Hebel, den er hienieden gebraucht hat, um die Menschen aus dem Abgrund der Sünde zu heben! Wahrlich ich gestehe, daß es meiner Demuth widerstreitet, zu glauben, daß um meinetwillen und der Menschenkinder willen solches geschehen sey. Die Milbe, welcher der Käse ihr Ein und Alles ist; das Heupferd, welches vom Wagen springt, um den Pferden die Last leichter zu machen.***) Das sind des Teufels Tücken, daß er dem Menschen den Hochmuth wie eine Pille, verdeckt mit dem Goldschaum der Demuth, beibringt, und der Betrogene glaubt Gold verschlungen zu haben, wo er den Teufelsdreck im Leibe hat. Sie werden sagen: Vernünfteln und nichts als Vernünfteln! Nun ja! zwei Generationen habe ich bereits vor mir scheiden gesehen und mit der dritten werde ich selbst abtreten, — lasse Gott mich in Frieden fahren und nehme mich in Gnaden an! — und doch habe ich meine Vernunft nicht zähmen und bloß auf den Kartoffelbau †) und den Anbau der Möhre einschränken

können, wiewohl ich alle Schläge aus so verschiedenen theologischen und anderen Zeitschriften wider die Vernunft im Allgemeinen ausgetheilt, auf die meinige recht vorsätzlich hingeleitet habe. Sie ist zu zähe. Und meint man, nun sey sie über gewisse Dinge zum Schweigen gebracht, so weckt sie der reißende Fortschritt in der Erkenntniß aller Dinge stets von neuem, und läßt sie von dem Gefundenen auf das noch zu Findende, und von dem Sichtbaren auf das Unsichtbare schließen. Ich fürchte in der That, daß Herr Bretschneider Recht hat, daß mit der Wissenschaft in den erschaffenen Dingen die Erkenntniß des Schöpfers, seines Wesens, Wirkens und Willens Hand in Hand gehe. Und sehe kein anderes Mittel, diese bei dem, was wir einmal von ihr haben, festzuhalten, als jener Stillstand zu gebieten.

Sollten Sie, hochgeehrter Herr Redakteur, diese Zeilen einer Berücksichtigung in der Ev. K. Z. würdigen, so würde es mir lieb seyn, und selbst nicht ungern würde ich es sehen, wenn Sie diesen Brief selbst darin aufnehmen wollten. Ich suche die Wahrheit und nichts wie die Wahrheit, ich suche die höchste Wahrheit, die Wahrheit, die von Gott kommt, weil nur sie allein uns von Irrthümern und Verirrungen befreien, und unsere Seelen selig machen kann. Ich bin bereit und geneigt zu glauben, denn ohne Glauben ist unmöglich, Gott zu gefallen; kann aber das, das der Sinn nicht erreicht, nur aus hinreichenden Gründen für wahr halten.*)

Meinen Namen habe ich nicht genannt. Thut er doch auch nichts zur Sache. Es geht mir wie dem Schulmeister in England, der in Gegenwart des Königs vor seiner Schuljugend den Hut auf dem Kopfe behielt, weil diese nicht wissen durfte, daß es eine noch größere Respektsperson im Königreiche gäbe, als eben ihn. Ich fürchte, wenn ich meinen Namen nenne, daß Sie vor aller Welt, d. h. innerhalb einiger Meilen meines Bezirks, meine Schwäche und Blöße so schonungslos und unbarmherzig aufdecken, daß in Zukunft kein Hund von mir ein Stück Brodt, geschweige denn ein Mensch ein Wort der Belehrung, der Beruhigung und Ermunterung mit Vertrauen und Liebe hinnehmen werde.**) Übrigens verharre ich hochachtungsvoll und ergebenst

Alethophilos.

---

die blutige Versöhnung Christi kann sich nicht auf allen Sternen wiederholen, folglich ist sie auch auf Erden etwas Bedenkliches.

*) Der Briefsteller scheint einen Widerspruch zwischen der Versöhnungslehre und der Parabel vom verlorenen Sohne anzunehmen. Es ist jedoch leicht einzusehen, daß die Versöhnungslehre einerseits mit der Lehre von der Gnade (die der milde Vater in der Parabel darstellt), andererseits mit der Forderung der Buße (die in dem bußfertigen Sohne gezeichnet ist), nicht streitet. Oder muß etwa jede Parabel alle Momente der Heilslehre enthalten? Keineswegs!

**) Warum nicht? Der Vers. hat ein schönes Analogon gefunden, um sich die Sache zu erläutern.

***) Ein Rationalist hat einmal die Erbsünde widerlegen wollen mit dem dictum probans: ihr seyd besser denn viele Sperlinge. Wird es uns nun auch bei solcher Exegese zu Muth, als ob wir die vielen Sperlinge spatzenhaft singen hörten, so muß doch das biblische Wort an sich seine Geltung behalten. Jedenfalls sind wir also noch um sehr vieles besser als die Milbe, das Heupferd, in deren Categorie uns für diesmal der Vers. stellen will, um bemerkbar zu machen, dem Menschen sey in der Versöhnung zu viel Ehre geschehen. Allerdings ist die Versöhnung etwas Großes, eine unausdenkbare Gnade, die unseren Stolz vernichtet. Aber sie gibt uns auch einen Ruhm wieder, den, daß Christus in seiner bewährten Menschheit unsere Gerechtigkeit ist. Θεῖα πάντα καὶ ἀνθρώπινα πάντα: das gilt von der Versöhnung auch. Wir wollen es dem Vers. nicht sehr verdenken, daß er den Menschen hier zu der Milbe erniedrigt, um groß zu denken von der Versöhnung (obwohl die wahre Demuth sich nie des Glaubens gewelgert hat), doch würde wahrscheinlich Herr Diesterweg diese Äußerung eine „Wurmdemuth" nennen, da er schon im Knien der Betenden solche Wurmdemuth findet.

†) Alternative im Sinne des Briefstellers: die Vernunft ist bloß dem Kartoffelbau zu widmen, oder sie muß die Versöhnungslehre negiren. Fast sollte man besorgen, er habe eben sehr zu die Kraft seiner Vernunft an den Kartoffelbau verwendet. Die neuere Theologie scheint er nicht zu kennen.

*) Da der Vers. „zwei Generationen hat vor sich herschreiten sehen," so möchte es schwer halten, ihm die zureichenden Gründe, das hell Gedenkbare in dem unausdenkbaren Geheimniß der Versöhnung in Briefnoten beizubringen, zumal da bei der Mittheilung dieser Doktrin in ganz besonderem Sinne an Gottes Segen alles gelegen ist. Über seinen Wahrheitsdurst entscheidet der Herr; hat es mit diesem seine Richtigkeit — wie leicht ist es dem Herrn, diesen Durst zu stillen. Die Principien der Versöhnung sind Liebe und Gerechtigkeit — wer der Liebe zugänglich ist, wird wohl die höchste Liebe in ihrer höchsten Glorie und Opferung, in dem Versöhnungswerk verstehen lernen, wer der ewigen Gerechtigkeit zugethan ist, kann ihre ernste Gegenwart in dem größten weltgeschichtlichen Faktum, in der Kreuzigung Christi, nicht bleibend verkennen.

**) So schlimm würde es nun wohl nicht werden, wenn der Vers. als rationalisirender Theologe durch die Nennung seines Namens zu diesem Schreiben in seiner Umgegend bekannt würde. Wo in aller Welt sollte denn die „alle Welt" seyn, wo kein Hund von dem Vers. ein Stück Brodt mehr annehmen würde, wenn er als Rationalist bezeichnet würde? Fürchtet er dies, so muß er bis jetzt seine Überzeugung sehr verhehlt haben. Sollte er einmal lernend einen Nachtbesuch bei Jesu machen, wie er meisternd diesen Nachtbesuch bei der Ev. K. Z. gemacht als Anonymus, so würde er noch am Ende Muth bekommen, seine Überzeugung zu verkünden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 3. Februar. № 10.

Von der Composition der christlichen Gemeindegottesdienste.

Unter vorstehendem Titel erschien vor Kurzem eine Schrift, deren Inhalt schon an sich, namentlich aber im Zusammentreffen mit den gleichzeitigen Schriften Anderer, ernstlichster Erwägung werth ist. *) Denn grade der destruktiven Unkritik des Augenblicks gegenüber erquickt um so mehr jede wissenschaftliche Erscheinung, je mehr sie in kritischer Sichtung zugleich auf das Allerpositiveste die Weiterbildung des kirchlichen Lebens begründet. Gewiß aber ist, daß ohne Kritik und theilweise Mißbilligung des Vorhandenen man keine Theorie des protestantischen Kultus aufzustellen vermag. Denn halte man das Bestehende an frühere Besitzthümer, oder an die im Wesen der Protestantischen Kirche gegebene Idee des Kultus, man wird in gleicher Weise fast überall einen sehr betrübenden Abstand gewahr werden. Desto erfreulicher, ja merkwürdiger ist die Bewegung auf dem Gebiete der Liturgik, die in der neueren Zeit eine allgemeine zu werden scheint. Vereinzelt war und blieb, was früher in treffender Weise schon Eisenschmid, Heß u. A. geschrieben und geklagt hatten. Da griff ein großes regenerirendes Faktum der theoretischen Betrachtung vor. Die Preußische Agende ist dieses Faktum. Sie hat diese liturgische Bedeutung, wenn man auch über sie in ihrer symbolischen Beziehung ein anderes Urtheil fällen will. Denn wenn dem nicht so wäre, wie käme es, daß die Fortschritte der theoretischen Forschung jetzt das als unabweisliche Postulate hinstellen, was der Preußischen Landeskirche im Großen und Ganzen hereits gegeben ist? Wie käme es weiter, daß in diesen Postulaten jetzt sich Vertreter der Kirchen einigen, deren Differenz im Kultus ganz besonders augenfällig war; daß die Erkenntniß der Reformirten Kirche dasselbe jetzt erstrebt, was die Lutherische als verloren und wieder herzustellend bezeichnet? Wie käme das, wenn nicht ein gemeinsamer Übelstand, ein gemeinsames Bedürfniß wirklich vorhanden wäre, dessen Grund dem reiferen Bewußtseyn der Kirche klar geworden ist, und dessen Heilung jetzt von den entgegengesetzten Seiten in gleicher Weise erstrebt wird, weil eben das Übel nicht in einem partiellen, sondern in einem allgemeinen Mißverhältnisse seine Wurzel hatte.

Die erfreuliche Überzeugung einer Einstimmigkeit sonst divergirender Richtungen gewinnen wir, wenn wir die früher erschienene treffliche Schrift von Kapp, die gleichzeitige von Nitzsch mit den späteren von Schweizer, Vögelin*) einerseits und Hoefling andererseits vergleichen. Doch soll weder der Vergleich selbst, noch eine Würdigung der wissenschaftlichen Leistungen eines Jeden hier gegeben werden. Ich möchte nur das hervorheben, was, von Hoefling besonders beleuchtet, Gegenstand allgemeiner Anerkenntniß und Beherzigung zu werden verdient, und da, wo unbefriedigte und mißverstandene Bedürfnisse sind, zur Verständigung und Neubelebung im Interesse kirchlicher Gemeinschaft gedeihlich einzuwirken vermag.

Alt sind die Klagen über Gebrechen im protestantischen Kultus. Auch alle die neueren theoretischen Erörterungen gehen zugestandener oder leicht erkennbarer Maßen vom Bewußtseyn eines Übelstandes aus. Der wichtige Unterschied aber der neueren Erörterungen von den älteren besteht in der Erkenntniß, daß die allmählig eingeschlichenen, oder von Alters her bestehenden Mißverhältnisse keineswegs bloß aus Zufälligkeiten, temporären oder individuellen Mängeln, sondern auch aus Irrthümern in der principiellen Betrachtungsweise des Kultus abzuleiten seyen. Man erstrebt eine Reformation des Kultus nicht um dieses oder jenes Zweckes willen, nicht als Herstellung äußerer Ordnung u. dgl., sondern als ein nothwendiges Ergebniß des Principes, dessen man sich als Princip des innersten kirchlichen Lebens wieder bewußt geworden ist.

Zwar könnte es scheinen, als dürfe man auch jetzt bei diesem Bestreben die Bedenklichkeit Luther's haben. „Ich halts nicht sicher genug noch gut seyn," schreibt er an Nic. Hausmann, „daß die Unsern zusammenkommen, Einigkeit und Vergleichung in Ceremonien in Kirchen anzurichten." Er meint, es gelte vor Allem die Einigkeit des Geistes und Glaubens wahren. Von einer solchen Einigkeit kann man nun in der Gegenwart leider auch nicht allzuviel rühmen, so daß es gerathener scheinen könnte, nur diesem Ziele alle Kräfte und Thätigkeiten zuzulenken. Dennoch ist die Sachlage jetzt eine gänzlich verschiedene. Denn es ist die Basis gemeinsamen kirchlichen Glaubens nicht wie damals erst wieder neu zu legen. Wenn

*) Von der Composition der christlichen Gemeindegottesdienste oder von den zusammengesetzten Akten der Communion. Eine liturgische Abhandlung von Dr. Joh. Wilh. Fried. Hoefling, ord. Prof. der Theol., Ephor. des theol. Studiums, Direktor des homiletischen und des katechetischen Seminariums. Erlangen, bei Palm, 1837. 183 S.

*) Kapp Grundsätze zur Bearbeitung evangelischer Agenden. Erlangen 1831. Nitzsch observationes ad theolog. practicam felicius excolendam. Bonnae 1831. p. 25. Alex. Schweizer, das Stabile und Einförmige einer bindenden Agende festgehalten, aber gemildert durch das Eintreten der Sonntagsliturgie in die Hauptzeiten des Kirchenjahrs. Zürich 1836. Sal. Vögelin (Kirchenrath), welche Veränderungen und Verbesserungen sollten in unserem evangelisch-reformirten Kultus vorgenommen werden. Frauenfeld 1837.

auch faktisch verkannt und verschmäht, besteht sie in ihrem Rechte, fordert Anerkennung und nichts als dieses, um von da aus mit Sicherheit an der Weiterbildung kirchlicher Doktrin und kirchlichen Lebens arbeiten zu können. Im Zusammenhang mit ihr ist der Kultus etwas ganz Anderes als bloß die Zufälligkeit einer äußeren Ordnung und Ceremonie; von ihr aus allein enthebt sich jeder Besserungsvorschlag dem Bereich des Gutmeinens und der individuellen Willkühr, und das liturgische, gemeinsame Gesetz wird wesentlich nur die Garantie des freien, gemeinsamen Glaubens. Dies letzte in der klarsten, bündigsten Weise erwiesen zu haben, ist das besondere Verdienst Schweizer's. „Die Liturgie ist Sicherung der Rechte der Gemeinde" (S. 22.). „Das Anheimstellen der Liturgie an die Einzelgemeinde wäre eine beginnende Verzweiflung am Aufrechthalten des engeren kirchlichen Verbandes und Organismus" (S. 33.). „Die Liturgie kann nicht etwa allenfalls nebenbei auch die Einheit des kirchlichen Verbandes halten helfen; sondern sie ist nichts Anderes als der äußere Ausdruck derselben im Kultus" (S. 31.). Also weil wir ein Recht haben, einen gemeinsamen Glauben postuliren und voraussetzen zu dürfen, können wir auch daran denken, von ihm aus das Wesen des wahren Kultus zu begreifen und die thatsächliche Verwirklichung dieses Begriffs zu fordern.

Es ist noch nicht lange her, daß man den ganzen Kultus wie eine geistliche Medicin betrachtete, mit welcher man den im christlichen Glauben und Leben Schwachen und Kranken beizuspringen habe, während die Gesunden der Arzenei wohl entbehren möchten. Die stehenden liturgischen Formen gelten dann als „Noth- und Hülfsbüchlein" *) für die Verlegenheit der geistlichen Ärzte; was Überlieferung als gut und heilsam vererbt, möge dann so lange gebraucht werden, als es der Einzelne für gut befinde, falls seine Genialität nicht an die Stelle des Hergebrachten Neues und Wirksameres zu setzen vermöchte. Was von diesem Gesichtspunkte aus für Besserungsvorschläge gemacht werden mußten, läßt sich leicht erwarten. Die partiellsten Übel der Gemeinden, wie die partiellsten Neigungen der Seelsorger mußten den Maaßstab hergeben. Dem Einen rührte man nicht genug, dem Anderen lehrte man nicht genug; der Eine wollte mit Musik nachhelfen, der Andere mit Bildern, und ein Dritter verwies sämmtliche Künste vor die Kirchthüren. Dazu gesellte sich das alte Übel, daß dasselbe, worin der erleuchtete Blick des Reformators der christlichen Freiheit nichts vergeben haben wollte, als bannendes Schibboleth betrachtet wurde; daß es hinreichte, gewisse Kultusformen um der äußerlichsten Ähnlichkeit willen als katholisch zu verwerfen, obwohl sie nicht im mindesten Ausdruck eines speciell katholischen Dogmas waren; oder daß man wider andere Formen als nicht-apostolische eiferte, obschon sie nicht das Geringste enthielten, was als Widerspruch mit der von den Aposteln bezeugten Wahrheit und dem ihr gemäßen christlichen Glauben hätte bezeichnet werden dürfen. Eine ganz verkehrte Gesetzlichkeit und eine gleich verkehrte Willkühr boten sich die Hand, um die gedeihliche Lebensentwickelung im Kreise der gemeinsamen Erbauung verwirrend zu hemmen. Daß diese Betrachtungsweise nicht verschollen ist, beweist zur Genüge der Umstand, daß auch die neuesten Verhandlungen die richtige Erkenntniß darzulegen sich nicht getrauen, ohne gegen jene Verkehrtheit ausdrücklichst anzukämpfen. Was Höfling in einigen Anmerkungen berührt, möchte ich hier zuerst hervorheben.

„Es ist sehr gefehlt," sagt er S. 37., „wenn man annimmt, der öffentliche gemeinsame Gottesdienst sey nur um der Schwachheit der Geister, oder um der auch in den Geförderten immer noch vorhandenen Überreste des alten Menschen willen Bedürfniß. Mit dem Wachsthum des inneren christlichen Lebens kann weder das Bedürfniß der Äußerung und Bethätigung überhaupt, noch das des gemeinsamen insbesondere abnehmen. Es wird vielmehr in eben dem Maaße zunehmen, in welchem der alte selbstsüchtige Mensch ertödtet wird. Gott im Geiste anbeten heißt wahrlich nicht so viel, als: im Geheimen, im Stillen, in der Zurückgezogenheit von der Gemeinschaft mit Anderen." Es ist ihm, wie es in der Natur der Sache liegt, der Kultus nichts Anderes, als der nothwendige Ausdruck, die nothwendige Manifestation, Übung und Bethätigung des christlich-kirchlichen Lebens (S. 1.). „Wie durch das materiale Princip der Reformation nicht die sichtbare, sondern die unsichtbare Kirche als das prius gesetzt wird, so kann diesem Princip zufolge auch der Kultus nicht als das prius des inneren christlichen Lebens, nicht als gesetzliches Mittel, sondern wie die guten Werke, zunächst nur als nothwendige Folge, Äußerung und Bethätigung des rechtfertigenden Glaubens betrachtet werden. Dies ist nicht so zu verstehen, als ob die Betrachtungsweise aus dem Gesichtspunkte des Mittels zum Zweck ausgeschlossen werden sollte. Der Kultus erweckt neues christliches Leben dadurch, daß er bereits vorhandenes bethätiget und zur Anschauung bringt, gleichwie auch die sichtbare Kirche als Bildungsanstalt für die unsichtbare in Folge dessen auftritt, daß sie zuerst und zunächst deren Verleiblichung und Manifestation ist. Nur darf die untergeordnete Betrachtungsweise nicht zur prädominirenden gemacht, das in zweiter Instanz Geltende nicht als Erstes behauptet werden. Wenn der Kultus von vorne herein nicht sowohl Selbstdarstellung und Bethätigung eines vorhandenen, als Erzeugungsmittel eines noch fehlenden christlichen Glaubens und Lebens seyn soll, wenn er das christliche Leben nicht zu seiner Voraussetzung haben, sondern vielmehr diesem zur Voraussetzung dienen soll, so sieht man gar nicht ein, wie man dem in der Katholischen Kirche herrschenden Gedanken an eine ceremonialgesetzliche Bestimmtheit und an eine gesetzliche Nothwendigkeit desselben ausweichen soll" (S. 35 f. Anm.). So als freies Erzeugniß des gemeinsamen Glaubens, und doch eben darum wieder an diesen Glauben gebunden und von dem eigenthümlichen Wesen der Kirche bedingt, entwickelt sich ihm der Kultus von selbst in seinen wesentlichen Momenten. Wie und in welcher Weise diese den christlichen Gemeindegottesdienst bilden, wird im ersten Paragraphen der Schrift in

*) Vgl. die vortreffliche Stelle bei Höfling S. 63—65. Anm.

wissenschaftlicher Zergliederung gezeigt. Die theoretische Erörterung der Kultusakte, aus welchen die öffentlichen Gemeindegottesdienste zusammengesetzt sind, bildet die Basis der weiteren für uns besonders wichtigen Auseinandersetzung. Was übrigens hier über den Unterschied der Akte der Communion von denen der Initiation und Benediktion, über die einfachen und zusammengesetzten Akte der Communion mit lehrreichen historischen Hinweisungen und theilweiser Polemik gegen Köster, Hüffell, selbst auch gegen Schweizer, gesagt ist, muß von Allen gelesen werden, welche wissen, daß eine gründliche Theorie der Liturgik zu den noch nicht gelösten Aufgaben der Gegenwart gehöre. Die Richtigkeit aber einer solchen Theorie hat ihre unmittelbare Probe an ihrer praktischen Bedeutsamkeit. Wir wollen das letztere besonders in's Auge fassen, indem wir die weiteren Ergebnisse unserer Schrift verfolgen.

Indem wir nämlich den Gemeindegottesdienst, wie er in den meisten Protestantischen Kirchen besteht, betrachten, können auch wir nicht umhin, die Klagen Anderer zu theilen. Es gilt nicht bloß dem Kultus der Reformirten Kirche, was treffend über denselben Vögelin bemerkt. Es gilt auch der thatsächlichen Beschaffenheit des Lutherischen, wenn er sagt: „unser Kultus ist der einer bloßen Lehrgesellschaft; die Kirchen sind nichts Anderes als kleinere und größere Hörsäle." Wenn einzelne Landes- oder Provinzialkirchen hievon eine Ausnahme machen, so ist das ein glücklich gerettetes Erbgut alter Zeit; nicht Verdienst der jüngst vergangenen oder der herrschenden Richtung. Denn diese ist dieselbe, die Vögelin als Richtung seiner Kirche beklagt. „Es ist uns die Predigt im Grunde das Eins und Alles bei unserem Gottesdienste, wobei das Übrige nur als ihr untergeordnet, als unwesentlicher Anhang derselben betrachtet wird."*) Dies stimmt ganz zu dem, was Höfling so ausdrückt: „man sage den Gemeindegliedern auf eine ganz naive Weise selbst, daß das, was auf der Kanzel vorgenommen wird, der eigentliche Gottesdienst sey, indem man alles Vorhergehende Vorgottesdienst, alles Nachfolgende Nachgottesdienst nenne." (S. 75 f.) Zur Überzeugung, daß hierin ein Mißverhältniß liege, kommt man nun freilich in der Regel auf einem anderen Wege, auf welchem man aber auch nicht die rechten Heilmittel findet. Ich meine hiemit nämlich die häufige Erfahrung von der Ungenießbarkeit dessen, was Hauptgottesdienst heißt. Die Überzeugung wäre noch viel allgemeiner, wenn nicht die Mehrzahl der Gemeinden mit einer betrübenden Stumpfheit auch das Widerwärtigste hinnähme. Allein die Meinung, als läge das Übel nur in der notorischen Unfähigkeit der meisten Prediger, wäre selbst ein Irrthum. Freilich hilft keine Reformation in Theorie und Praxis, wenn Gott nicht zugleich die Köpfe und Herzen seiner Diener reformirt, oder wenn eine Kirche bei den richtigsten Grundsätzen unfähige Subjekte zum Amte ruft. Allein sitzt das Übel wirklich im Gesetze, so kann auch der beste Richter nicht gründlich helfen. So aber ist es mit der gegenwärtigen Stellung der Predigt. Ein ausgezeichneter

*) S. 31. 41. der ang. Schrift.

Prediger verbirgt nur den Übelstand dem Gefühle der Gemeinde. Dazu kommt die fast allgemeine Unbekanntschaft mit den Gütern einer besseren gottesdienstlichen Ordnung. Denn man begehrt nicht, wovon man keine Ahnung hat. Erwacht aber Einsicht und Bedürfniß, so kann und soll nicht die individuelle Begabtheit eines Predigers den Schaden verdecken. Die Einsicht ist jetzt erwacht. Darum gilt es, die rechte Befriedigung finden. „Der Kultus ermangelt," so klagt Vögelin, „in sich selbst der erforderlichen Mannichfaltigkeit und Fülle." Auf die Frage warum? gibt seine nächste Klage die beste Antwort. „Er ermangelt in Bezug auf die Theilnehmer der lebendig mitwirkenden Thätigkeit ihrer Gesammtheit." Das ist's ja eben: Lehrsäle sind die Kirchen geworden, das Volk hört bloß zu; ja besieht man sich die Mißgestalt, die der Kultus dem achtzehnten Jahrhundert verdankt, so wird dem Volke selbst in den Liedern, die sagen sollen, was die Gemeinde vor aller Belehrung glaubt und empfindet, vordocirt; ja selbst im Gebete, das aus dem Herzen der Gemeinde kommen soll, docirt man, als sey die Aufgabe die, dem Volke betend begreiflich zu machen, was es mit Schick beten dürfe. Dies hat nun freilich in seiner gegenwärtigen Erscheinung seinen nächsten Anlaß in einer Zeittheologie, die Glaube, Liebe und Hoffnung über Bord warf, um das erleichterte Kirchenschiff durch den Sturm der Aufklärung dadurch zu bugsiren, daß man bloß Lehrregenten und Lehrregierte in ihm übrig ließ. Allein dasselbe, was einestheils Produkt einer vorübergehenden Meinung war, hängt anderentheils mit Fäden zusammen, die bis in die Reformation selbst zurücklaufen. Höfling hat dies, indem er einen prüfenden Vergleich zwischen der jetzigen und der früheren Gestalt des Kultus zieht, unwiderleglich dargethan. Nicht daß im Geringsten in der Reformation das Element vorhanden gewesen wäre, welches die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts durchdrungen hatte. Allein es war, wie Höfling richtig sagt, ebenfalls eine einseitige Betrachtungsweise, welche, so erklärlich und entschuldbar sie auch durch den damaligen Zustand der Kirche wird, dennoch die rechte Würdigung und Auffassung des Kultus hinderte. Am allerwenigsten aber hätten die späteren Enkel das, was durch zeitliche Accidentien Ansicht Luther's geworden war, für das wesentliche Princip halten sollen, auf welchem der Kultus im ächt protestantischen Sinne zu erbauen sey. Wenn Luther, wie er es kurz und gut nennt, lauter Türken und Heiden vor sich sah, so mußte er begreiflicherweise auf nichts so sehr, denn auf Unterricht und Predigt dringen. Wenn es sich aber um das protestantische Princip des Kultus handelt, so wird man doch jetzt wenigstens nicht mehr als ein solches die Voraussetzung nennen, daß eine gereinigte, Protestantische Kirche noch gar nicht existire. Treffend charakterisirt Höfling den Unterschied zwischen der alten Kirche und der Betrachtungsweise der Reformatoren also: „während die alte Kirche in dem christlichen Kultus, namentlich in dem, welcher den fideles eigenthümlich war, eine nothwendige Lebensfunktion, Lebensäußerung und Lebensbethätigung des in der Gemeinde bereits vorhandenen Glaubens und Christenthums sah, sahen die Reforma-

toren in dem ganzen öffentlichen Gottesdienste mehr nur eine öffentliche Reizung zum Glauben und Christenthum. Während die alte Kirche sich als eine seyende und werdende zugleich erkannte und ihre Mitglieder nicht bloß als fideles, sondern auch als Katechumenen, nicht bloß als Katechumenen, sondern auch als fideles betrachtete und behandelte, kommt Luther'n die Kirche bei ihrem Kultus fast nur als werdende in Betrachtung. Er weiß in Beziehung auf den öffentlichen Gottesdienst seiner Zeit nichts von einer Gemeinde der fideles. Es ist grade, sagt er, als wenn wir mitten unter den Türken oder Heiden auf einem freien Platz oder Felde Gottesdienst hielten. Bei einer solchen, durch die damaligen Verhältnisse veranlaßten Ansicht vom Subjekt des Kultus, dürfen wir uns gewiß nicht wundern, wenn wir finden, daß der Gottesdienst nur als Erzeugungs- und Beförderungsmittel des christlichen Lebens betrachtet und die Handlung gradezu für das größte und fürnehmste Stück alles Gottesdienstes erklärt wird, welche auch in der alten Kirche das Hauptstück der missa catechumenorum bildete."*) Daß es bei dieser Auffassung blieb, kann um so weniger befremden, je richtiger die Bemerkung Höfling's ist, „daß Aufmerksamkeit und Kraft der Reformatoren von ihrer großen Aufgabe, den kirchlichen Lehrbegriff von allen Irrthümern, das kirchliche Leben von allen Mißbräuchen zu reinigen, zu ganz und vollauf in Anspruch genommen war, als daß sie für eine positive Begründung und Neugestaltung der Liturgie Befriedigendes hätten leisten können. Sie begnügten sich," so heißt es daselbst weiter, „vorerst die ächt evangelische Heilsordnung wieder herzustellen und vor der katholischen Vermischung und Verwechselung mit der Kirchen- und Gottesdienstordnung in Sicherheit zu bringen. Was die letztere anbetrifft, so erklärten sie ihre hieher gehörigen Bestimmungen und Anordnungen selbst nur für etwas Vorläufiges, der nachfolgenden Änderung und Besserung eben so Fähiges, als Bedürftiges."**) Leider unterblieb die Besserung. Es trat vielmehr Verschlechterung ein. Welches ist denn nun die Verbesserung, die im Sinne Luther's erstrebt werden dürfte? Es ist im Allgemeinen nichts Anderes als das, worauf Vögelin so nachdrücklich dringt. Es darf in keiner Weise, so sagt er, weder der Gebetsdienst noch der Predigtdienst sich gegenseitig beschränken oder gar verdrängen.***) Das heißt im allgemeinsten Sinne: es müssen die Gottesdienste wieder wahrhaftige Äußerungen einer im Glauben verbundenen Gemeinschaft werden, in welchen sie eben so aktiv als passiv ist; eben so bereit ist, sich durch ihr Organ, den Prediger, aus dem Worte

*) S. 33 f. **) S. 34 f. Anm. ***) S. 44. u. a. S.

Gottes erbauen zu lassen, wie durch denselben, als Liturgen, die Opfer ihres Dankes, die Bitten ihrer Bedürftigkeit, die Bezeugungen ihres Glaubens Gotte darzubringen. Daß hiezu etwas Anderes nöthig sey, als die „redneriſche Figur des Gebetes," mit der man nur gleichsam betet, und „nicht sowohl Erhörung, als Gehör sich zu verschaffen sucht, Gott zum Scheine anredet, dabei aber eigentlich die Gemeinde meint;" daß man etwas Anderes bedürfe, als ein an die Predigt angehängtes, zur Gemeinde von der Kanzel herabgelesenes Gebet, das den guten Eindruck einer Predigt in unmittelbarer Anreihung nicht aufkommen läßt, den schlechten aber um desselben Grundes willen nicht verwischt, und an sich selbst eine liturgische Unschicklichkeit ist — dies Alles weist Höfling mit schlagenden Beweisgründen nach.*) Von diesem allgemeinen Bedürfniß getrieben, kommt auch Vögelin dazu, die Einführung der Strophen und Antistrophen, die Nachahmung der Englischen Liturgie zu empfehlen.**) Dieser Empfehlung liegen ohne Zweifel triftige Motive zu Grunde. Ungleich tiefer aber geht das ein, was Höfling, von ähnlichem Bedürfniß getrieben, erörtert. Indem er nämlich die Verschiedenheit der einzelnen Akte, welche das Ganze der Gemeindegottesdienste bilden, scharf in's Auge faßt, wird er zur Frage getrieben, von welchem Princip aus man sowohl die Vollständigkeit der Communion, als die Über- und Unterordnung, kurz die natürliche Aufeinanderfolge der einzelnen Akte zu erkennen vermöge. Seine Hauptthesis ist hier C. 2., wo es heißt: unter allen Akten der Communion gibt es nur Einen, dem die übrigen seiner Natur nach von selbst sich unterordnen, auf den hin eine gewisse Richtung in allen anderen vorhanden ist, der schlechthin als der höchste bezeichnet werden kann, — die Communion im engeren Sinne, oder die Abendmahlshandlung. Als recht vollständig kann daher kein christlicher Gemeindegottesdienst betrachtet werden, bei welchem die Akte der Communion nicht bis zu diesem ihrem natürlichen Ziel- und Gipfelpunkte vorwärts schreiten. Wenn bei einem Hauptgottesdienste die Abendmahlsfeier gar nicht, oder doch nicht als eigentlicher Gemeindeakt und nur als Appendix zu einem ohne sie schon fertigen Gottesdienste statt findet, so ist dies immer ein wesentlicher Übelstand." Das Gewicht dieses Satzes fühlt man am besten der herrschenden Praxis gegenüber. Ihr zufolge ist nichts weniger als das Abendmahl das Ziel, zu welchem die übrigen Akte des Gemeindegottesdienstes hinführen.

(Schluß folgt.)

*) Vgl. S. 60—63. mit S. 12 f. Anm. und S. 74 f.
**) S. 51. 58. u. a. S.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 7. Februar. № 11.

Von der Composition der christlichen Gemeindegottesdienste.

(Fortsetzung.)

Grade in Lutherischen Kirchen ist es vielmehr häufig, als betrachte man das Abendmahl wie einen Akt, der Niemanden weniger als die Gemeinde angehe. Die Gebildeten zum Beispiel, d. h. die aus höheren Ständen, erweisen ihre Bildung an manchen Orten dadurch, daß sie das Abendmahl sich gesondert von der übrigen Gemeinde reichen lassen, ich weiß nicht, als hätten sie besondere Vorrechte oder besondere Sünden, um deren willen sie nicht mit dem übrigen Volke dem Erlöser Aller sich nahen wollen. Und Alle meinen, das Mahl des Herrn, das die barmherzige Liebe den erschreckten und reuigen Gewissen zur stetigen Stärkung gesetzt hat, damit genugsam zu ehren, daß sie, als hätten sie kein Bedürfniß der Stärkung, ein- oder zweimal im Jahre dem Tische des Herrn sich nahen. Gibt Jemand an, durch der Prediger Warnung vor unwürdigem Genuß von häufigerer Theilnahme abgeschreckt zu seyn, und meint, die Würdigkeit bestehe im stummen Gewissen und in der Überzeugung eigener Tadellosigkeit, so kann solcher Schrecken und solche Meinung nur bei denen entstehen, welche auch keinen Buchstaben mehr von dem Gesammtbekenntniß der Protestantischen Kirche wissen, das die symbolischen Bücher so oft und so nachdrücklich ablegen. „Willst du harren," heißt es unter Anderem im großen Katechismus Lutheri, „bis du solches los werdest, daß du rein und würdig zum Sakrament kommest, so mußt du ewig davon bleiben. Denn da fället er das Urtheil: bist du rein und fromm, so darfst du mein nicht, und ich dein wiederum nicht. Darum heißen die allein unwürdig, die ihr Gebrechen nicht fühlen, noch wollen Sünder seyn." Wenn nun die besondere Würdigkeit der Abendmahlsgäste in derselben Bedingung besteht, unter welcher allein auch die Theilnahme am übrigen Gottesdienst dem Einzelnen Frucht bringt, und welche eigentlich bei jedem Christen stetig vorausgesetzt werden muß, so ließe es sich nur aus einer gänzlichen Verkennung des Wesens des Abendmahls erklären, wollte man die Trennung der Abendmahlsfeier von dem Gemeindegottesdienste aus der Natur des Abendmahls ableiten. Im Gegentheil, wer die schreienden Mißbräuche und Abirrungen recht empfindet, welche in der Praxis der Lutherischen Kirche hinsichtlich der Abendmahlsfeier statt finden, der muß mit Höfling übereinstimmen, daß die Praxis der Reformirten Kirche, wäre bloß zwischen beiden die Wahl, unstreitig den Vorzug verdiene. „Während die Lutherische Kirche," so sagt er, „die Abendmahlshandlung mehr mit jedem ordentlichen Hauptgottesdienste, wenn auch nur als angefügten Privatakt, in Verbindung gebracht hat, hat die Reformirte Kirche lieber auf eine häufigere Communion verzichtet, um den Charakter einer wirklichen Gemeindecommunion mehr zu bewahren. Wenn nur zwischen beiden die Wahl ist, so wird der reformirten Sitte der Vorzug zu geben seyn." *) Man hat aber nicht bloß die Wahl zwischen beidem; sondern es gibt ein drittes Besseres. Und eben dieses herzustellen, ist die Absicht der trefflichen Auseinandersetzung Höfling's.

Daß nämlich in der alten Kirche die Abendmahlsfeier als höchster Kultusakt und als integrirender Bestandtheil des gewöhnlichen Gemeindegottesdienstes betrachtet worden sey, weist Höfling mit historischen Belegen nach (S. 18—20.). Nach einer Rechtfertigung dieser Stellung aus der Natur des Sakraments, wird dann weiter erörtert, daß auch in der späteren Stellung der Protestantischen Kirche zu den Irrlehren und Mißbräuchen der Römischen Kirche kein Grund vorhanden sey, das Bewußtseyn der alten Kirche nicht zu theilen. „Wie sollte," so heißt es hier S. 27 f. nach einer vorausgegangenen historischen Auseinandersetzung, „wie sollte die Protestantische Kirche Anstand nehmen können, die Abendmahlshandlung für den höchsten Akt der Communion zu erklären? Ist sie es nicht, die mit der Vorstellung, als ob unser Glaube den Herrn vom Himmel herabziehe und im Sakramente gegenwärtig mache, nichts gemein haben will, die ein Theilhaftigwerden des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl bekennt, dessen Heilswirkung wohl durch den Glauben bedingt, dessen Stattfinden aber von demselben ganz unabhängig ist, und die also auch zugeben muß, daß der Glaube hier etwas empfängt, das er weder in sich selbst so schon hat, noch anderswo so nehmen und gewinnen kann? Schon als Gnadenmittel betrachtet, behauptet das Sakrament eine gewisse Superiorität über das Wort, indem seine Heilswirkung über die des Wortes offenbar noch hinausgeht, indem es dem durch's Wort gewirkten Glauben ein sigillum gratiae aufdrückt, das dieser nicht entbehren kann, indem es eine solche innige und selige Lebensgemeinschaft mit dem Herrn und mit den Brüdern vermittelt, wie sie das bloße Wort für sich nicht bewirken kann. Aber dem gegenüber muß freilich wieder anerkannt werden, daß das Sakrament das Wort nicht ersetzen oder entbehrlich machen kann, daß es die Heilswirkung des Wortes immer voraussetzt und mit seiner Heilswirkung von dieser abhängt, daß es mithin auch nicht für wichtiger, nothwendiger und unerläßlicher kann angesehen werden, als das Wort. Im Gegentheile, wenn es sich um die Frage der Wichtigkeit und Nothwendigkeit handelt, werden wir uns vielleicht veranlaßt

*) S. 59.

sehen können, dem Worte eine Superiorität einzuräumen, weil das Wort wohl ohne das Sakrament Heil wirken kann, dieses aber nicht ohne jenes. Jedenfalls möchte es also mißlich seyn, von dem dogmatischen Gesichtspunkte des Gnadenmittels aus gradezu eine Überordnung des einen über das andere geltend zu machen. Aber dieser Gesichtspunkt kann auch in der Liturgik nicht der allein- oder vorherrschende seyn. Hier handelt es sich nicht sowohl um die Frage, wie sich das Wort als Gnadenmittel zu dem Sakramente als Gnadenmittel verhält, als vielmehr um die, in welchem Verhältniß der Dienst am göttlichen Worte, welchen wir Predigt nennen, als Kultusakt betrachtet, zum Sakramente der Communion steht. Wenn so gefragt wird, — und anders können wir in der Liturgik nicht wohl fragen —, so wird gewiß über die Antwort unter denen, welche den rechten evangelischen Sakramentsglauben haben, kein Streit entstehen können. Es wird zugestanden werden müssen, daß der Gemeinde im gläubigen Sakramentsgenuß nicht nur das Höchste, was es für sie gibt und geben kann, realiter zu Theil wird, sondern daß sie selbst dabei auch in der ἀκμή ihrer Lebensäußerung begriffen ist, auf dem Culminationspunkt ihrer Lebensbethätigung steht. Etwas über das Einswerden und Einssein mit dem Herrn und allen seinen Gliedern, wie es in einem gläubigen Sakramentsgenuß gesetzt und gegeben ist, Hinausliegendes kann es für eine christliche Gemeinde nicht geben. Hier in diesem objektiv göttlichen Akte schmilzt die Gemeinde zu einer wahren Einheit mit dem Herrn und unter einander zusammen, während sie bei der Predigt, welche so sehr von der Persönlichkeit und Subjektivität des Geistlichen abhängt, diesem immer, zur Prüfung und zum Urtheil herausgefordert, gegenüber stehen bleibt und sich an dem Vortrage eben so sehr ärgern als erbauen kann." Ist dieses richtig, und ich wüßte nicht, was wir Protestanten dagegen sagen könnten, so ergibt sich hieraus für die Theorie der Liturgik die Folgerung, daß das Princip für die Über- und Unterordnung der einzelnen Akte der Communion in der Stellung des Abendmahles liege, zu welchem alle anderen Akte sich als Vorstufen und Vorbereitungsakte verhalten; und für die Praxis stellt sich als Forderung heraus, daß die Abendmahlsfeier als Gemeindeakt und zwar als der höchste Akt des Gemeindegottesdienstes eingeführt werde. Daß unsere Kirche das letzte früher voraussetzte, erweist außer anderen Umständen, wie Höfling zeigt (S. 50.), schon der Name der Hauptgottesdienste „Meß oder Communion." Allein die bloße Voraussetzung, daß die Gemeinde das Abendmahl begehren und nehmen werde, genügt nicht, wie Höfling eben so richtig bemerkt. „Es muß die jedesmalige Theilnahme an der Feier der Eucharistie als Recht und Pflicht der ganzen Versammlung der fideles entschieden wieder geltend gemacht werden" (S. 53.). Diese Geltendmachung kann nun freilich nicht darin bestehen, daß man irgendwie dem Einzelnen die Theilnahme am Abendmahl als eine Nothwendigkeit auferlegte. Diese Theilnahme muß wie Folge des innersten Bedürfnisses, so That des freiesten Entschlusses bleiben. Aber „alles kommt darauf an, daß sich die Gemeinden der Bedeutung des Sakraments als des höchsten

Aktes der Communion wieder mehr bewußt werden, daß sie einsehen, wie es sich hier um das höchste Recht, um die höchste Ehre und um den höchsten Segen der christlichen Gemeinschaft handelt, wie Jeder, der Theil nehmen kann, eben darum auch soll, und wie nur dessen Nichttheilnahme als gerechtfertigt erscheinen kann, der nicht Theil nehmen darf" (S. 57.). Und nur dann hat die Kirche die Schuld, daß dieses Bewußtseyn aufgehört hat, nicht auf sich, wenn sie aufhört, in ihrer gottesdienstlichen Ordnung dem Abendmahl eine Stellung zu geben, welche in sich selbst Verkennung von dessen wesentlicher Bedeutung ist. Ich glaube nun freilich nicht, daß man als die Rückkehr zur rechten Ordnung die Anordnung einer wöchentlichen, mit dem Sonntagsgottesdienst verbundenen Abendmahlsfeier nennen könne. Freilich nicht, als ob die Natur des Abendmahls dies verböte. Im Gegentheil, wer an einer wöchentlichen oder monatlichen Communion, so bemerkt richtig Höfling, nicht mit gutem Gewissen Antheil nehmen kann, wird wohl auch schwerlich zu einer jährlichen als ein würdiger Gast hinzutreten. Oder sollte wohl das die rechte Zubereitung zu einem würdigen, die rechte Verwahrung gegen einen unwürdigen Genuß seyn, wenn man jährlich einmal oder einigemal ein Paar Tage vor und nach der Communion pure et continenter lebt, für die übrige Zeit aber grade deshalb vom Sakrament sich ferne hält, weil man es in dieser Zeit mit dem christlichen Leben nicht genau nehmen, weil man diese Zeit zu einem ungestörten Leben in der Welt und in der Sünde frei haben will? Ist der ein Christ, für den die rechte Vorbereitung auf den Abendmahlsgenuß etwas Zwangvolles, Peinliches, Genirendes hat, das er so selten als möglich an sich kommen lassen will?" (S. 58.) Eben so wenig läßt sich vom wahrhaft protestantischen Gesichtspunkt aus sagen, daß eine öftere Wiederholung den Eindruck der heiligen Handlung schwäche. Dies hat bloß für den einen Sinn, welcher in der Abendmahlsfeier nichts als eine menschliche Handlung sieht, in welcher der Einzelne durch Hervorrufen einer gewissen religiösen Erhebung sich selbst erbaut. Das Abendmahl stände da auf einer Linie etwa mit der Todtenfeier, bei der es freilich gerathen ist, sie nur einmal im Jahre zu begehen. Wer aber, wie die Protestantische Kirche thut, eine solche Ansicht für eine Schändung des Sakraments erkennt, der kann auch nicht auf den absurden Gedanken kommen, öftere Wiederholung vermindere die Wirkung. Wird etwa die Kraft des Wortes Gottes geringer, wenn man es täglich liest? Erweist Gott sich an den Seelen derer, die ihn täglich suchen, minder kräftig? Wie gesagt also, weder der Natur des Abendmahls, noch der Stellung des wahren Christen nach läßt sich die Zulässigkeit einer wöchentlichen Abendmahlsfeier bezweifeln. Aber Höfling kennt selbst den gegenwärtigen Zustand der Gemeinden zu genau, als daß er nicht an der praktischen Ausführbarkeit zweifeln müßte. Er sagt selbst, aus Erfahrungsgründen verneinen zu müssen, daß die Fähigkeit und Würdigkeit bei Allen vorausgesetzt werden könne und dürfe (S. 55.). Nichts desto weniger müssen wir aber ihm auch darin beipflichten, daß wir „deshalb doch keineswegs die Abendmahlshandlung als eigentlichen Gemeindeakt aufzugeben

brauchten." Denn wenn auch, wie Höfling durch die Stelle aus Calvin S. 58. anzudeuten scheint, eine seltenere Abendmahlsfeier um des Zustandes der Gemeinden willen nothwendig seyn möchte, so hängt doch begreiflich das Oft oder Seltener mit der Stellung der Feier als eines Gemeindeaktes gar nicht zusammen. Es ist nur das nothwendig, daß so oft es gefeiert wird, es als höchster Gemeindeakt gefeiert und durch die ganze Gottesdienstordnung diese Stellung der Feier dem Bewußtseyn der Gemeinde nahe gebracht werde. Dies ist nun aber keineswegs erreicht, wenn die Kirche sich etwa damit begnügte, die vorherrschende Form der Feier als Privatakt Einzelner abzuschaffen und nur sogenannte öffentliche Communionen, die Krankencommunionen abgerechnet, zu gestatten. Denn gesetzt, es geschähe dies auch, so bliebe doch das Verhältniß der Abendmahlsfeier zu den übrigen Akten des Gemeindegottesdienstes dasselbe. Die Anordnung der öffentlichen Communion ist als solche nur eine Einladung. Je weniger nun irgend ein Zwang gedacht werden kann und darf, kraft dessen der Einladung von Allen Folge geleistet würde, um so mehr steht zu erwarten, daß es beim Alten bleiben, die Gemeinde als Gemeinde nicht theilnehmen, sondern nur von Einzelnen das Abendmahl gefeiert werde. Die Kirche hat dann nichts gethan, was die Herstellung eines richtigen allgemeinen Bewußtseyns wahrhaft förderte. Denn, wie Höfling richtig bemerkt (S. 53.): „als integrirender Bestandtheil des ordentlichen Gottesdienstes, als ordentlicher Akt der Communion kann die Abendmahlsfeier nur dann erscheinen, wenn Alle, die an den übrigen Akten, namentlich an dem Gemeindegebete, als vollberechtigte Gemeindeglieder Antheil nehmen, eben darum auch Abendmahlsgäste sind; geschieht dies nicht, findet die Communion nicht von Seiten der Gemeinde als solcher, sondern nur von Seiten einzelner (gleichviel, wie vieler) Gemeindeglieder statt, so hört der Akt dadurch, daß er dem eigentlichen Gemeindegottesdienst angehängt und öffentlich in der Kirche vorgenommen wird, nicht auf, ein Privatakt zu seyn; und diesem Privatakte Einzelner kann man dann natürlich auch nicht das Recht zugestehen, sich als Hauptakt der Communion geltend zu machen; man muß den Gemeindegottesdienst nothwendig ohne ihn abschließen und kann den Akten der Communion nicht die Richtung auf eine Handlung geben wollen, an der die Gemeinde als solche nicht Theil nimmt." Je mehr aber die Kirche die Theilnahme am Abendmahl als höchstes Recht und höchste Seligkeit eines Christen nicht bloß erkennt, sondern auch bezeichnen will, um so weniger kann sie sich gegen die Nichttheilnahme gleichgültig verhalten. Indem vielmehr Einzelne durch Verzichtleistung auf dieses höchste Recht sich selbst von den übrigen reuigen und gläubigen Sündern und von der Kirche als Gemeinschaft der fideles scheiden, muß die Kirche auch sich ihrer Stellung ihnen gegenüber klar bewußt seyn, ihnen eine besondere Theilnahme schenken und sie thatsächlich bezeugen. Das einzelne Gemeindeglied, das sich der Communion unwürdig fühlt, und zwar aus guten Gründen, „wegen muthwilligen Beharrens in der Sünde, wegen Unbußfertigkeit und praktischen Unglaubens," hat, wie Höfling bemerkt, sich thatsächlich excommunicirt, sich in die Klasse der Katechumenen und Pönitenten zurückversetzt. Die Theilnahme, welche solchen die Kirche schenken muß, ist in ihrer faktischen Bezeugung zugleich das Mittel, der Communion ihre Stellung als Gemeindeakt vollständig zu sichern. Und diese Theilnahme ist keine andere als die des Gebetes. Für die, welche der Predigt beiwohnen, aber des Abendmahls sich unwürdig erachten, bleibt der Gemeinde nichts, als daß, „wie für die ἐν μεσανοίᾳ der alten Kirche, ein eigenes Gebet" gesprochen werde (S. 57.). In einem solchen Gebet liegt die laute Bezeugung der Kirche, daß sie jedes wahre Gemeindeglied des Abendmahls würdig erachte, und umgekehrt, daß wer des Abendmahls sich unwürdig erachtet, auch nicht als vollberechtigtes Gemeindeglied weder von sich noch von andern betrachtet werden könne. Wenn, wie Höfling ebendaselbst verlangt, die Kirche zugleich diejenigen vor der Theilnahme warnt, denen ihr Gewissen das Urtheil einer temporären Excommunikation spricht, so vermeidet die Kirche zugleich jeden Schein einer indirekten Nöthigung Aller zur Abendmahlsfeier. Sollte aber bemerkt werden, daß ja nicht bloß die erwähnten Gründe, sondern irgend ein Lebensereigniß dem Einzelnen die Sammlung des Gemüthes unmöglich machen könnte, in der die Abendmahlsfeier würdig begangen werde, daß also eine Enthaltung vom Abendmahl denkbar sey, die keineswegs mit der Selbstexcommunikation zusammenfalle, also auch nicht die Kirche zu dem Gebete als für einen Pönitenten berechtige — so läßt sich, wie mir scheint, dieser Einwurf leicht beseitigen. Denn die versammelte Gemeinde betet nicht schlechthin für Jeden, der das Abendmahl nicht mit feiert, als für einen Pönitenten; sondern nur für den, welcher den übrigen Akten der Communion beigewohnt hat, aber sich der Theilnahme am höchsten Akt unwürdig erachtet. Wer nun aber von irgend einem Begegniß so sich befangen fühlt, daß die eigene persönliche Lage ihm nicht die Freiheit verstattet, sich selbst in der Theilnahme an der gemeinsamen Andacht zu vergessen, der sucht naturgemäß auch nur durch's Gebet im Kämmerlein Stärkung bei Gott und kommt gar nicht dazu, den Gemeindegottesdienst zu suchen und doch zugleich des höchsten Gutes dieses Gottesdienstes sich unwürdig zu fühlen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Über die in der Evangelischen Kirche der ehemaligen Pfalz gebräuchlichen Gesangbücher.)

Die im Aprilhefte von 1837 S. 212 ff. dieses Blattes begonnenen interessanten Nachrichten über die Gesangbücher in den Russischen Ostseeprovinzen haben Ref. dieses auf eine anregende Weise erinnert und gemahnt an die Ausführung des längst gehegten Vorsatzes, von den bedeutendsten, seit der Reformation in der Evangelischen Kirche der Pfalz gebräuchlichen Gesangbüchern und ihrem Wechsel öffentlich Kunde zu geben; besonders von letzterem die veranlassenden Ursachen, die Art der Durchführung und ihre Folgen darzustellen und zu würdigen, und damit sowohl ebenfalls einen kleinen Beitrag zur speciellen Kirchenge-

schichte dieses Theils unseres Vaterlandes zu liefern, als auch auf dasjenige aufmerksam zu machen, was bei einer, z. B. in der Preußischen Rheinprovinz beabsichtigten *) Einführung eines neuen Gesangbuches zu berücksichtigen seyn möchte. Überhaupt müßte es dem Heile der Deutschen Evangelischen Kirche sehr förderlich seyn, wenn in jenen Beziehungen die Geschichte der Gesangbücher, zumal ihrer Umänderung und ihres Wechsels, bis ins Einzelnste und für jede Gegend unseres Vaterlandes besonders, genau ermittelt, in christlichem Geiste beurtheilt, und daraus gefolgert würde, was nun unserer Zeit, in welcher ein neues reges Leben des Glaubens sich kund gibt, eben zur weiteren Entwickelung und Bewahrung dieses neuen Lebens Noth sey. — Somit würde das, was in dieser Sache dem Einzelnen unmöglich ist, möglich gemacht und verwirklicht durch die Gemeinschaft der Gläubigen, in welcher zu stehen und zur Ehre des Herrn wirksam zu seyn, jedes wahren Christen Freude und heilige Pflicht ist: und gleichermaßen, was bis jetzt noch zu wenig erkannt und besonders bei kirchlichen Anordnungen von obenher noch zu wenig beachtet worden ist, nämlich die Kraft und der Einfluß wahrhaft christlicher Kirchenlieder in ihrer alten ungekünstelten Einfachheit und Herzlichkeit der Worte und Melodieen auf Glauben und Leben der Gemeinden, — das würde so unverkennbar sich herausstellen, daß manche Mißgriffe in Zukunft vermieden, oder, wo sie geschehen sind, wieder gut gemacht werden könnten. — Auch möchte der Kirchenhistoriker darin einen Fingerzeig erhalten, die innere Seite des christlichen Gemeindelebens als einen integrirenden Theil in die allgemeine Geschichte besonders unsrer Deutschen Evangelischen Kirche aufzunehmen, was bis jetzt nur selten und unvollkommen, etwa in einzelnen Monographien, geschehen ist (vgl. als nachahmungswürdiges Beispiel „Gemberg's Schottische Nationalkirche." Hamburg, Perthes 1828). Doch gehen wir nach diesen einleitenden Bemerkungen zur Sache selbst über.

Wie es in der ersten Zeit, da die Kirchenverbesserung in der Pfalz Eingang fand (um 1538), mit den Gesängen beim Gottesdienste gehalten worden ist, darüber konnte Ref. nichts Gewisses in Erfahrung bringen; jedoch läßt es sich vermuthen, daß die schon von den Reformatoren begonnenen, und nach ihnen mit Fleiß fortgesetzten Liedersammlungen auch hier mit eben der Freude aufgenommen wurden und bei allen gläubigen Gemüthern eben die Aneignung fanden, wie dies überall von der, der Kirchenverbesserung zufallenden Christenheit geschehen ist, zumal da wir auch später, als seit 1563 mit der Einführung des Heidelberger Katechismus die Pfalz der Schweizerisch-Reformirten Kirche sich anschloß, und die Trennung der Evangelischen in Lutheraner und Calvinisten so unseligen Partheihaß erzeugte, — in reformirten Gesangbüchern die alten Kirchenlieder „Luther's und anderer gottseliger Lehrer" ohne Anstoß beibehalten und selbst auf dem Titel der Gesangbücher mit verdientem Lobe gepriesen finden. Eine eigentlich wesentliche Verschiedenheit der Gesangbücher beider Confessionen zeigt sich in der ältesten Zeit gar nicht: nur allmählig finden wir in vermehrten Liedersammlungen neu hinzugefügte Gesänge, welche die bekannte Verschiedenheit in der Abendmahlslehre hervorheben, jedoch in einer Art, daß es für die andere Confession durchaus nicht verletzend seyn konnte. *) Will man ferner das als Verschiedenheit ansehen, so wurden schon sehr früh jedem reformirten Gesangbuche die Psalmen in der Lobwasserschen Übersetzung (zuerst erschienen 1573) vorgedruckt, und nach der alten Sitte der Reformirten Kirche **) bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts beibehalten, was in der Lutherischen Kirche nicht in gleicher Weise geschehen ist, wenn überhaupt jemals die genannte Psalmenübersetzung in dieser Kirche in Gebrauch war. Letzteres ist darum unwahrscheinlich, weil selbst diejenigen, dem Ref. vorliegenden Gesangbücher, die bis in das siebenzehnte Jahrhundert zurückreichen, keine der Lobwasserschen Psalmen enthalten, sondern nur gegen funfzig der zum Theil schon früher verfaßten freien Übertragungen, welche neben der Lobwasserschen Übersetzung auch in den älteren und neueren reformirten Gesangbüchern geblieben sind; z. B. Ach Herr, mich armen Sünder — (Pf. 6.); Ach Gott vom Himmel, sieh darein — (Pf. 12.); In Dich hab' ich gehoffet, Herr — (P. 31.); Eine feste Burg ist unser Gott — (Pf. 46.) ꝛc. ꝛc. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Die vom 19—29. August 1835 in Neuwied versammelte Rheinische Provinzial-Synode hat im §. 41. ihrer Verhandlungen festgesetzt, „daß neben dem Berliner Gesangbuch, dessen alleinige Einführung die Provinzial-Synode vom 15—18. Juni 1830 zugegeben hatte, nun auch das Elberfelder evangelische Gesangbuch den Kreis-Synoden der Regierungsbezirke Trier und Koblenz mitgetheilt werden solle, damit von der nächsten Provinzial-Synode in Erwägung gezogen werden könne, ob und mit welchen Modifikationen das Elberfelder Gesangbuch für das der ganzen Provinz zu erklären sey; bis dahin stehe es den Gemeinden in jenen Regierungsbezirken frei, eins von beiden Gesangbüchern einzuführen." — Zunächst ist zu bedauern, daß die Synoden von Jülich-Kleve-Berg sich nicht sogleich bei der Redaktion des neuen Gesangbuches mit den Synoden der Regierungsbezirke Koblenz und Trier in Verbindung setzten, wodurch das Band christlicher Gemeinschaft schon damals, und gewiß inniger um beide Theile der Rheinischen Provinzialkirche wäre geschlungen worden, als es neulich durch die gemeinsame Kirchenverfassung und Agende geschehen ist. — Sodann bringt obiger Provinzial-Synodalbeschluß mehrere Übelstände mit sich. Wünschenswerther erscheint es, sowohl in äußerer (pekuniärer), als in innerer Hinsicht, daß das Elberfelder Gesangbuch, etwa, nach dem umsichtigen Vorschlage des Herrn Vice-General-Superintendenten Küpper, mit einem Anhange vermehrt, allgemein eingeführt werde. Aber nun darf vorläufig jede Gemeinde schon Eins der beiden Gesangbücher annehmen, und an mehreren Orten ist das Berliner wirklich schon eingeführt. Wenn nun, was beabsichtigt worden zu seyn scheint, das Elberfelder zum Gesangbuch der ganzen Provinz erklärt würde, sollen diese Gemeinden das Berliner wieder abschaffen? — Oder, wenn es bleiben soll, hat man es denn ganz unbeachtet gelassen, wie sehr ein gemeinsames Gesangbuch den Geist christlicher Gemeinschaft weckt, hebt und erhält? Und wird durch mehrmalige Änderung oder zersplitterte Einführung eines neuen Gesangbuchs die Schwierigkeit der Sache nicht noch vermehrt? —

*) Wie sehr wäre es zu wünschen, daß in unseren Tagen bei der Union derselbe Geist christlicher Liebe waltete, welcher in diesen alten Kirchengesängen sich ausspricht; da er dennoch zugleich die Verschiedenheit der Überzeugung mit vollkommen klarem Bewußtseyn festgestellt und festhalten hat. Denn allerdings ein bloßes Aufheben oder auch nur Verwischen des Eigenthümlichen in jeder der beiden Glaubensansichten möchte für jetzt weit gefährlicher seyn, als die strengste Entgegensetzung derselben. Dem Indifferentismus soll und darf nicht in die Hände gearbeitet werden, wie es leider so oft bei der Union geschehen, worauf oft die Union selbst gebaut worden ist.

**) Schon Clement Marot und Theodor Beza hatten die Psalmen in Französische Verse gebracht: ihre Übersetzung wurde in der Französisch-Reformirten Kirche das fast allgemein gebräuchliche Gesangbuch. Auch die Holländische so wie die Schottisch-Reformirte Kirche hat zum kirchlichen Gebrauche fast nur eine Übersetzung der Psalmen (Gemberg S. 97 f.).

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 10. Februar. № 12.

Von der Composition der christlichen Gemeindegottesdienste.

(Schluß.)

Es ist aber endlich eben so begreiflich, daß es nicht genügt, die Communion als höchsten Kultusakt an die Spitze aller übrigen zu stellen, während die Ordnung der übrigen die bisher übliche bliebe. Soll diese Spitze des Ganzen sich nicht fremdartig zu den Theilen verhalten, so müssen alle übrigen so sich aufeinanderfolgen, daß der letzte Akt als der von allen übrigen vorbereitete und erstrebte erscheint. Im dritten Paragraph seiner Schrift setzt Höfling auseinander, wie, nach dem specifischen Unterschiede des Gebetes von der Predigt, das Kirchengebet als der passendste Übergang zur Abendmahlsfeier zu betrachten, also bei einem vollständigen Gottesdienste am Altare unmittelbar vor dem Akte der Communion selbst zu sprechen sey. „Wie beim Kirchengebet die Gemeinde in eine recht wahre Einheit zusammenschmilzt und mehr von Seiten ihres Seyns als ihres Werdens sich darstellt, so noch mehr bei der Abendmahlsfeier. Wie das Kirchengebet den Charakter der ausschließlichen Richtung auf Gott, der unmittelbaren, ungetheilten Hingabe an Gott hat, so auch das Sakrament der Communion. — Wie der Gebetsdienst seinem tiefsten Sinne und Wesen nach eine priesterliche Funktion, ein geistlicher Opferakt ist, so auch die Abendmahlshandlung. Unmöglich kann das Sakrament ohne Gebet verwaltet werden, es fordert nothwendig Gebet u. s. w."*) Als den naturgemäßesten Beginn des Gottesdienstes betrachtet er die vom Liturgen gesprochene Gemeindebeichte, von welcher aus die Gemeinde, nach dem Troste der göttlichen Gnade strebend, ihr Bedürfniß eben so sehr im Anhören biblischer Vorlesungen als der Predigt befriedigt, und zwar so daß nach Verlesung der biblischen Abschnitte den Übergang zur Predigt, wie in den alten protestantischen Agenden, das Glaubensbekenntniß bildete, entweder als Symbolum vom Liturgen im Namen Aller gesprochen oder als Lied: Wir glauben All an Einen u. s. w. von der Gemeinde gesungen. Denn, so heißt es S. 72.: „es spricht sich darin das Bewußtseyn aus, daß der kirchliche Gemeinglaube ein Mittelglied zwischen dem göttlichen Schriftworte und der Predigt bildet, daß die Existenz der Predigt als Kultusakt, als Gemeindepredigt im Gegensatze gegen Missionspredigt, auf der bereits erfolgten Aufnahme des wesentlichen Inhaltes des göttlichen Wortes in das kirchliche Gemeindebewußtseyn beruht, daß es sich bei der kirchlichen Predigt nicht sowohl um Hervorrufung und Erzeugung eines neuen, als vielmehr um Reinigung, Stärkung, Befestigung und Belebung eines in allen Gemeindegliedern bereits vorhandenen Glaubens handelt." Es zerfällt so von selbst der ganze Gemeindegottesdienst „in zwei Hauptbestandtheile, den vorherrschend homiletischen und den mehr liturgischen" (S. 67.), und es stellt sich in ihm die Kirche ihrem Wesen nach eben so sehr als werdende, wie als seyende, keines aber von beidem schlechthin, sondern in stetiger Beziehung auf einander und im stetigen Übergang vom einen zum anderen dar. Denn „die Kirche kann nie so bloß als werdend betrachtet werden, daß sie nicht zugleich als schon seyend sich darstellte und nie in der Art als eine gewordene sich bethätigen, daß sie dabei aufhörte, sich als eine immer noch im Werden begriffene darzustellen" (S. 68.). Was aber die Gottesdienste betrifft, bei welchem die Abendmahlsfeier nicht statt findet, so unterwirft Höfling die Gestalt, die sie gewöhnlich haben, dem gerechtesten Tadel. Schon vorher hatte er berührt, daß man „die altkirchliche Praxis dadurch festzuhalten glaubte, daß man das Kirchengebet nach der Predigt folgen ließ, aber nicht bedachte, daß es dort weniger rückwärts, als vorwärts sah, nicht sowohl der Predigt nachfolgte, als der Abendmahlshandlung vorherging."*) Die Erörterungen nun zu §. 4. beschäftigen sich damit, den in diesem Paragraph aufgestellten Satz durchzuführen, daß bei dem ohne Abendmahlsfeier geschlossenen Gottesdienste „der Charakter der Einseitigkeit und der Unvollständigkeit von demselben nur dadurch sich abwehren lasse, daß der homiletische und der liturgische Bestandtheil, die Predigt und das Kirchengebet, durchaus in keinem Verhältniß der Subordination, sondern in dem einer völligen Coordination auftreten." — — Es geschehe dies nicht, wenn der ganze Hauptgebetsdienst der Kirche in ein einziges längeres Gebet zusammengedrängt und dieses auf der Kanzel gleichsam als Anhang und Zugabe zur Predigt gesprochen werde. „Um seine Selbstständigkeit zu behaupten, darf der liturgische Gebetsdienst, welcher eine von der Predigt ganz verschiedene Funktion ist und eine ganz entgegengesetzte Natur und Richtung hat, nicht mit dieser an Einem Orte und in unmittelbarer Aufeinanderfolge vorgenommen werden. Nach der Predigt findet er in Ermangelung der Abendmahlshandlung überhaupt keine passende Stelle mehr; er wird also vor dieser auftreten müssen und zwar so, daß er im Bewußtseyn seines Rechtes sich nicht einengen und ungebührlich zusammendrängen läßt. Nach der Verschiedenheit des Inhaltes wird er füglich in mehrere einzelne Gebetsfunktionen zerlegt werden und diese werden sich von Gemeinde- und Wechselgesängen, so wie von

*) S. 66.

*) S. 69.

biblischen Vorlesungen unterbrochen so zu folgen haben, daß zuerst das Buß- und Beicht-, dann das Lob- und Dank- und endlich das Bitten- und Fürbittengebet gesprochen wird. Die unmittelbare Verbindung von Predigt und Kirchengebet auf der Kanzel ist für beide Funktionen gleich nachtheilig und ein höchst bedauernswerther liturgischer Mißgriff." *)

Diese Mittheilungen werden genügen, um einsichtsvolle und theilnehmende Leser von der Reichhaltigkeit der kleinen Schrift zu überzeugen. Zwei Bemerkungen erlaube ich mir noch zum Schlusse. Zuerst ist es nicht meine, und wahrscheinlich auch nicht des geehrten Herrn Verf. Meinung, als sey von den hier gemachten Vorschlägen zur Ausführung nur ein Schritt. Ich denke aber, indem ich dies sage, nicht an das, was jeden Vorschlag trifft, an die Nothwendigkeit nämlich, daß der Rathschlag zuerst durch Vieler Urtheil und Bedenken gegangen seyn muß, ehe eine verständig anordnende Gewalt an die Ausführung gehen kann. Ich denke vielmehr daran, daß die Einführung kirchlicher Gottesdienstordnungen nur dann indicirt ist, wenn dieselbe einem bestimmt gefühlten, erkannten, ausgesprochenen kirchlichen Bedürfnisse entspricht. Das Bedürfniß ist aber in solcher Weise dann vorhanden, wenn gemeinsame Gebrechen nicht bloß von denen, welche zu den Heilungsversuchen berufen sind, sondern auch von den übrigen Leidenden als Gebrechen erkannt werden. Es ziemt der Protestantischen Kirche zuerst zu sehen, ob die Erkenntniß der Bedürftigkeit in den verschiedenen Gliedern des kirchlichen Leibes da sey, ehe sie Kultusformen einführt. Von Außen aufgedrängte Kultusformen, und wären sie die besten, sind wie eine gemachte Gesetzgebung. Sie haben keine Wurzel im Gemeindeleben. Die bloße Berufung auf ein ehemaliges Leben der Art, dem eine solche Ordnung gemäß wäre, reicht hier bei aller sonstigen Berechtigung nicht aus. Denn sie vermag nicht einer Reform im Gottesdienste statt des Charakters der Einführung den naturgemäßen der Entwickelung und Entfaltung zu erhalten. Je mehr aber die Erkenntniß der protestantischen Gemeinden über das, was ihrem Kultus Noth thue, dermalen fast überall schläft, um so größer scheint mir für diesen Augenblick noch die Kluft, die zwischen solchen Vorschlägen und der Ausführung liegt.

Von dem Gesagten aus ergibt sich von selbst das Zweite, nämlich welche Bedeutung mir als die größte an diesen und ähnlichen Schriften für jetzt entgegentrete. Ich sehe diese in der Klarheit, mit welcher die trübe Gährung, die Zerfallenheit und Zerrissenheit unserer kirchlichen Zustände zu bestimmter Selbstverständigung gebracht wird. Unsere Zeit ist nach allen Seiten hin eine Zeit, in der Principienfragen sich feindlich gegenüberstehen. Ihr am allerwenigsten bringen vereinzelte gute Rathschläge und Besserungsversuche von untergeordneten und accidentellen Gesichtspunkten aus durchgreifende Wirkung. Es muß begriffen werden, auf welches Princip zu provociren die Protestantische Kirche in Sachen des Kultus Recht und Nothwendigkeit habe. Daß man dies begreifen lerne — nicht meinen in der Weise des frommen, subjektiven Enthusiasmus, nicht fingiren in der Art unchristlichen und unkirchlichen Philosophasterns — dazu hat unsere Schrift einen der wesentlichsten Beiträge geliefert. Sie hat ihn aber auch noch bestimmter in der Weise geliefert, daß man einsehen muß, der Gegenwart fromme nicht, bloß das, was die Protestantische Kirche früher besaß, so wie sie es besaß von Neuem geltend zu machen. Es ist ein Irrthum, zu meinen, der Kultus der Protestantischen Kirche finde sich allein durch einen Wiederabdruck alter Agenden, oder gar durch eine principlose Zusammenstoppelung aus alten und neuen Agenden wesentlich gefördert und reformirt. Allerdings thut eine Zeit wie die unsrige, die so wenig innere Einheit und ein bestimmtes Bewußtseyn dessen hat, was sie wolle und wollen dürfe, einstweilen gut, sich an das zu halten, was aus der Zeit einer bestimmten Glaubensgewißheit ihr der glaubenslosen und zersplitterten als ein unschätzbares Kleinod gerettet ward. Aber daß sie nichts kann als dieses, ist auf liturgischem Gebiete zumal ein reiner Nothstand. Nicht daß es etwa auf ihm grade gälte, stets Neues schaffen. Aber je mehr die heutige Protestantische Kirche ihrer dogmatischen Einheit mit dem Glauben der Reformatoren sich wieder bewußt wird, um so bestimmter stellt sich ihr heraus, daß in der Liturgik eine consequente Durchbildung des eigenthümlich protestantischen Princips nicht statt gefunden habe. Es sind unsere Väter im Glauben hier verhindert worden, ihre Schuld völlig zu entrichten. Die rechten Kinder nun sind nicht die, welche die Schuld abläugnen, sondern die, welche sie aus und mit den Mitteln ihrer Väter zu tilgen bestrebt sind.

*) S. 72. 74.

Lesefrüchte.

Kochensche Christologie.

Im Märzheste der Allg. Kirchenzeitung von 1837 erlaubt sich Herr Dr. Kochen, General-Superintendent von Eutin, in einem kurzen, aber nicht guten christologischen Versuch mit dem Socinianischen Bekenntniß hervorzutreten, daß der, dem alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben, und der vor Grundlegung der Welt in der Herrlichkeit des Vaters war (Joh. 17, 5.), „nur ein Geschöpf" sey, wobei ihm noch ultrasocinianisch zur Vermeidung aller „Christolatrie" auch die Anbetungswürdigkeit abgesprochen wird. Apostolische Zeugnisse wie z. B. das eines Paulus, Röm. 9, 5., „von welchen ist Christus nach dem Fleisch, welcher ist Gott über alles gelobet in Ewigkeit" werden hintangesetzt, dagegen derselbe Apostel durch sein eigenes Wort (Röm. 1, 25.) und mit ihm Alle, die den Sohn Gottes in der Herrlichkeit des Vaters als ihren Herrn und Gott bekennen und verehren, d. h. die gesammte christliche Kirche Römischer, Griechischer, Lutherischer und Reformirter Confession, schmählicher Abgötterei und Geschöpfanbetung bezüchtigt, und somit als götzendienerisch verurtheilt. Mag Herr Kochen von dem Glauben der allgemeinen Christenheit sich lossagen und zur Sekte des Socinianismus oder einer noch schlechteren übergehen, das ist seine Sache. Das aber bitten wir ihn doch zu bedenken, daß

er seine Würde als Doktor, sey es nun der Theologie oder der Philosophie, compromittirt, wenn er meint, durch solche schwache Aufsätzchen die Lehre von der Gottheit Christi, welche gegen viel scharfsinnigere und mächtigere Bestreiter, als er ist, und wider alle mögliche Gegenmeinungen von den größten Männern und hellsten Lichtern der Kirche vertheidigt und befestigt worden ist, irgend erschüttern zu können. Aber so sind diese Vernunftfreunde; sie allein sind Licht; alles Andere ist Finsterniß; ihre Vernunft ist so groß oder so dick, daß sie nichts lesen, nichts studiren, und darum auch nicht wissen, daß Andere vor ihnen schon eben so klug, ja noch klüger gewesen sind, und alle ihre Weisheit eben so gut, ja noch besser vorgebracht haben als sie, demohnerachtet aber von der mächtigeren und vielseitigeren Wahrheit widerlegt und überwunden worden sind. Es bleibt fest, daß wer die Gottheit Christi läugnet, kein Christ ist, sondern entweder ein Jude, wenn er ihn als bloßen Menschen betrachtet, oder ein Heide, wenn er ihn zu einer Art von Halb- oder Untergott macht.

Nachrichten.

(Über die in der Evangelischen Kirche der ehemaligen Pfalz gebräuchlichen Gesangbücher.)

(Fortsetzung.)

Diese erste Periode der Deutsch-Evangelischen Gesangbücher, in welcher von Zeit nicht sowohl in den Liedern veränderte, als nur mit neuen Liedern bereicherte Sammlungen, und zwar für jedes der kleineren oder größeren Ländchen des Deutschen Reichs, ja auch für jede nur etwas bedeutende (vorzüglich freie Reichs-) Stadt besondere veranstaltet und eingeführt worden sind, erstreckt sich für die Pfalz bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. — Die bis zu dieser Zeit daselbst gebräuchlichsten Gesangbücher sowohl der Reformirten als der Lutherischen Kirche sind hauptsächlich in Marburg und Frankfurt herausgekommen. — Das Marburger Lutherische blieb selbst bis in unsere Tage in nicht wenigen Gemeinden in gesegnetem Gebrauch: ebenso in einigen reformirten Gemeinden das Marburger reformirte. Im Pfalz-Zweibrückischen war für Lutherische Gemeinden ein treffliches Gesangbuch eingeführt: ebenso in den Besitzungen der Wild- und Rheingrafen; außerdem noch mehrere, wie es theils das Verlangen der christgläubigen Gemeinden, theils auch wohl das Bestreben und die Sitte der Landesherrn, das jus episcopale durch Einführung besonderer Kirchenordnungen und Gesangbücher in Ausübung zu bringen, veranlaßte. — Daneben waren und sind hie und da noch in manchen Familien mehrere herrliche Liedersammlungen zu Privatandachten im Gebrauch, wie z. B. die eines Frankfurter Predigers Joh. Friedr. Stark von 1726, und die von Freylinghausen (1717), an welche öfters eins von Joh. Arndt's Erbauungsbüchern angebunden ist: eben so finden sich Benjamin Schmolk's treffliche Andachtsbücher mit den oft ins innerste Gemüth eindringenden Liedern noch bis in die neueste Zeit in alten vielgebrauchten Exemplaren bei frommen Christenfamilien des Bürger- und Bauernstandes, werthgeschätzt wegen ihres christlich-gläubigen Inhalts, und sorgfältig bewahrt und geachtet als theures, von frommen Voreltern ererbtes Andenken. — Die alte schöne Sitte, dergleichen Gesang- und Erbauungsbücher zu Brautgeschenken oder zu Festtagsgaben zu verwenden, hat sich zwar stückweise bis in unsere Tage erhalten, aber fast nur, um auf eine bedauerliche und beschämende Weise Zeugniß zu geben von dem so sehr erstorbenen christlichen Sinne: denn sogar im Bürgerstande sind an die Stelle der glaubenerweckenden Andachtsbücher meist glaubenvernichtende Taschenbücher und Romane getreten.

Was nun betrifft den inneren Gehalt und Geist der Lieder, die in jenen ersten Gesangbüchern der Deutsch-Evangelischen Kirche überhaupt, und somit auch in denen der Pfalz enthalten sind, so hat derselbe bei allen wahren Christen immer mehr Anerkennung gefunden und wird sie zu aller Zeit finden als der Geist des lauteren reinen Evangeliums, als der heilige Geist Christi. — Demselben war durch Luther's Verdeutschung der Bibel wieder die Bahn geöffnet und gereinigt, einzudringen in die armen, leidtragenden, ach! oft ganz verfinsterten und erstorbenen Christenherzen. — Luther selbst, das erwählte Rüstzeug des Herrn, trat an die Spitze der Herolde und Zeugen der Wahrheit, und verkündete mit ihnen in lebendiger Rede und erweckender Schrift den gnadenvollen Rath Gottes zur Erlösung der in Sünde verderbten Menschen durch den Glauben an den eingeborenen Sohn. — Das Licht, welches in die Welt kommen ist, leuchtete wieder mächtig hinein in die Finsterniß, brachte ihre bösen Werke an Tag und zerstörte sie, trotz alles Widerstrebens des Bösen. Das Feuer, das der Herr gekommen war anzuzünden, brannte schmerzlich zehrend und läuternd in den Herzen der heilsbegierigen Sünder, und trieb sie ohne Ruhe und Rast fort auf dem Wege, an dessen irdischem Ende das dornengekrönte Haupt des Gekreuzigten sie würde geschreckt haben, hätte nicht eben Er, der Auferstandene und gen Himmel Gefahrene, ihnen auch das himmlische Ziel ihrer Laufbahn gezeigt, wo der unvergängliche Siegeskranz überschwenglich lohnet und tröstet. — Und all dieses Werk des heiligen Geistes, welches mittelst des reinen Wortes Gottes und der unverstümmelten unverfälschten Sakramente in der Kirche des Herrn gewirkt wurde, es spricht sich nirgends reiner, tiefer und herzlicher aus, als in den Kirchengesängen, die in jener Zeit verfaßt und zum kirchlichen Gebrauche in die Gesangbücher aufgenommen worden sind. — Welche Angst und welcher Schrecken über die offenbar gewordene einwohnende Verderbtheit der Natur, welch tiefes Gefühl des Leids und der Reue über die eigene Sünde, welch schmerzliches Klagen über die noch nicht völlig gebrochene Macht der Sünde; welch sehnliches Verlangen, welch angelegentliches Flehen um den Beistand Gottes des heiligen Geistes, welch herzlicher Dank für den Trost der Vergebung; welch freudiges Bekenntniß zu Christo dem alleinigen Seligmacher; welche göttlich-kräftige Ermunterung und Warnung, welcher Trost und welches Gericht spricht in ihnen sich aus! — Und das Alles nicht in menschlicher Kunst und Weisheit, nicht nach irdischem Vortheil oder Schaden, nicht zu eitler Ergötzung oder Aufregung; sondern in engster Verbindung mit Gottes Wort, in göttlicher Einfalt und Kraft, durchdringend Seele und Geist, auch Mark und Gebein. Sie schließen sich würdig an an die Psalmen des Alten Bundes, und wie von diesen mag auch von ihnen mit Recht in Luther's Worten gerühmt werden: „Wo findet man feinere Worte von Freuden, denn die Lobpsalmen haben? — Da siehest du allen Heiligen in's Herz, wie in schöne, lustige Gärten, ja wie in den Himmel, wie feine, herzliche, lustige Blumen darinnen aufgehen, von allerlei schönen fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat. Wiederum, wo findest du tiefere kläglichere, jämmerlichere Worte von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben? Da siehest du abermal allen Heiligen in's Herz, wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerlei betrübtem Anblick des Zorns Gottes. — Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solcher Worte, daß kein Maler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen, und kein Cicero

oder Redekundiger also vorbilden. — — Daher kommt's auch, daß der Psalter (das Gesangbuch) aller Heiligen Büchlein ist, ein Jeglicher, in waserlei Sachen er ist, Psalmen und Worte darinnen findet, die sich auf seine Sachen reimen, und ihm eben so sind, als wären sie allein um seinetwillen also gesetzet, daß er sie auch selbst nicht besser setzen noch finden kann, noch wünschen mag." — Und so wie diese Kirchenlieder geachtet und geschätzt werden müssen als eine Frucht des in den gläubigen Herzen wirksamen heiligen Geistes, so haben sie auch wiederum zur Heiligung segensreich weitergewirkt: in ihnen hat sich der Herr ein Mittel bereitet, durch welches er schon Manchen aus seinem Sündenschlafe geweckt, Manchen in seiner Betrübniß getröstet und aufgerichtet, Manchen aus der Anfechtung und Gefahr des Zweifelmuthes gerettet und im freudigsten Glauben an ihn befestigt hat, wie wir dafür aus alter und neuer Zeit so vieler erweckter Christen Zeugniß vernehmen. — „Nicht allein" — heißt es in der Vorrede zu dem obenerwähnten Gesangbuche des Frankfurter Predigers Stark — „ist der Gesang ein Theil unseres Gottesdienstes, sondern fromme Herzen ermuntern sich auch damit zu Hause; wie man dann siehet, wie sie nach den erbaulichsten Gesangbüchern streben, einige Lieder daraus sich erwählen, die sich auf ihren Zustand schicken, und also entweder ihre Seele in der innerlichen Freude erhalten, in ihrem Christenthum sich erbauen oder in ihrer Traurigkeit sich trösten. Ja, auch diese Hausandacht hat durch die Gnade Gottes oftmal die herrlichsten, aber auch unvermutheten Wirkungen gehabt, indem Betrübte, Geängstete und Angefochtene erzählet, daß sie durch eines Nachbarn Gesang sind erfreuet und erquicket worden, daß sie gemeinet, Gott habe diese Stimme ihnen zum Trost hören lassen." —

Wenn nun aber als ein Hauptwerk des heiligen Geistes hervorgehoben werden muß die Gemeinschaft der Heiligen, so haben sich auch in dieser Beziehung unsere alten Kirchenlieder erwiesen als gewirkt und wirkend im heiligen Geiste. — Das Gebot des Apostels: „Seyd fleißig zu halten die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens," es war bei der fortgeführten Kirchenverbesserung nicht in allewege befolgt worden. Zwar die Fundamentalartikel von der Sündhaftigkeit und dem Verderben des Menschen, von der Gnade Gottes in dem eingeborenen Sohne, und vom rechtfertigenden Glauben an den versöhnenden Tod desselben wurden von allen evangelischen Christen anerkannt und festgehalten: aber bei der genaueren Erforschung und weiteren Entfaltung dieser Glaubenslehren mit Allem, was an sie in der heiligen Schrift sich anknüpft; bei dem heiligen Eifer für das Wort Gottes, welches dem gläubigen Gemüthe von Tag zu Tage immer mehr die Tiefen seiner Weisheit offenbarte, welches von aller Menschenlehre rein und über alle Menschenweisheit erhaben zu halten, unwandelbarer Grundsatz der Reformatoren war; bei der menschlichen Schwachheit, die selbst in dem neuerregten frischen Leben des Geistes nach der eigenen Klage jener Glaubenshelden bisweilen, das große Werk verwirrend und hemmend, durchbrach; bei diesem Allem ist erklärlich wie es kam, daß anfangs Verschiedenheit der Ansichten, dann Trennung, und endlich Zwist und Hader entstand. Wie schmerzlich das Alles empfunden wurde von beiden Seiten der Getrennten selbst, ersehen wir aus ihren Schriften. — Vieles wurde beseitigt durch liebevolle ernste Belehrung und Verständigung; aber zwei Knoten dieses Lehrstreites, über Prädestination und über Christi Gegenwart im heiligen Abendmahle, blieben ungelöst, und haben zu betrübendem Haß und unchristlicher Verfolgung in der Evangelischen Kirche Anlaß gegeben. — Und zu dieser Zeit, wo kaum die Kirchengebete von Worten der Zwietracht rein gehalten worden sind, waren es die Kirchenlieder, welche fast allein die heilige Gemeinschaft der evangelischen Christenheit aussprachen und bewahreten. Wo das Gemüth, durch Gottes Wort erbauet und fest gegründet im Glauben, in heiliger Begeisterung zu dem Herrn sich erhebet und den ewigen Rathschluß der Erlösung preiset, da schweigt alle Stimme, die von der Erde ist. Wo das reine göttliche Feuer auf dem Altare des Herzens brennt, da erlischt alles fremde unreine Feuer, und läßt Raum der Flamme, welche reiniget, erwärmt und erleuchtet zum ewigen Leben. So entstanden die meisten unserer Kirchengesänge, so haben sie auch immerfort da gewirkt, wo der Glaube Leben und Kraft behielt. Die Christen, welche in Lutherischen und Reformirten Kirchen in denselben Liedern frohlockten über die Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleische und über sein Gnadenwerk der Erlösung; sie stimmten dieselben Lobgesänge an über die Gnadenwahl und die auch an sie ergangene Berufung im heiligen Taufbunde, und über die Versiegelung der Gnade Gottes in Christo durch den Genuß seines Leibes und Blutes im heiligen Abendmahle. — Unsere laue, glaubensarme Zeit ist zwar sogleich damit bei der Hand, dieser Erscheinung den Indifferentismus als (lobenswerthen!) Grund unterzuschieben, damit sie selbst etwa wegen des Übels, woran sie so sehr kranket, Lob davon trage; aber wenn sie bedächte, daß einestheils die Verfasser jener Kirchenlieder nicht selten gelehrte und einsichtsvolle Theologen waren, die wohl Rechenschaft zu geben wußten von ihrem Glauben, und daß anderestheils auch die Laien der damaligen Zeit keineswegs so beschränkt waren, wie man jetzt selbstgefällig sich vorspiegelt, daß wenigstens ihr Reichthum an Schriftkenntniß und lebendiger Glaubenseinsicht weit überwiegt die eitle Aufklärung unserer Tage in Geschäften und Gewerben selbstsüchtigen Handels und genußbegieriger Üppigkeit; dann müßte sie gewiß auch mit eingestehen: „es war das Gefühl höherer Einheit im Glauben an den einigen Heiland und Seligmacher; es war das Bewußtseyn gemeinsamer Kindschaft Gottes in Christo Jesu; es war die wahre Gemeinschaft der Heiligen, was die Gläubigen beider Confessionen im Gebrauche dieser Kirchengesänge zusammenhielt, und auch ihre äußere Einigung vorbereitete."

Daß wir in dem Bisherigen wie im Folgenden öfters in unsere neuere Zeit die ältere herüberziehen können, das ist etwas, dessen wir uns zu freuen haben neben so manchem Betrübenden, was die folgende Periode bringen wird; es ist darin fast der einzige Anknüpfungspunkt geblieben für die heilsame Rückkehr zu dem in jetziger Zeit häufig so verunstalteten, ja verachteten Kleinode unserer Evangelischen Kirche, welches zu reinigen und mit gebührender Ehre zu zieren unsere heilige Pflicht ist. Wie sehr dieses Reinigen Noth thue, und in welcher Art es geschehen müsse, das wird sich nach Darstellung der neueren Periode mit unverkennbarer Deutlichkeit von selbst herausstellen, muß aber um so mehr im Auge behalten werden, da auch bei der schon begonnenen Reinigung ganzer Sammlungen und einzelner Gesänge Mißgriffe im Zuviel oder Zuwenig nicht ganz vermieden zu werden scheinen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 14. Februar. № 13.

Erwidernde und erläuternde Bestätigung des Aufsatzes: Der Eid, ein Gottesdienst.

Unter der Nr. 101. des vorigen Jahrganges der Ev. K. Z. befand sich ein anregender und belehrender Aufsatz mit der charakteristischen Überschrift: „Der Eid, ein Gottesdienst." Es ist in unserer Zeit gewiß doppelt dankenswerth, wenn Themata von so großer praktischer Wichtigkeit von so tief eindringenden Gesichtspunkten aus besprochen werden, wie dort geschehen ist. Denn, um der Anderen gänzlich zu geschweigen, finden wir heut zu Tage selbst dogmatisch ganz hell sehende und fest begründete Christen, welche auf dem ethischen Gebiete ein oft bis zur völligen Begriffsverwirrung gesteigertes unklares Schwanken kund geben. Für solche dürften nun aber die in eben erwähntem Aufsatze durchgeführten Ansichten über den Eid, obgleich wir sie im Wesentlichen für vollkommen begründet halten, doch der hinlänglichen Beweiskraft ermangeln, indem sie manche vermittelnde Gedankenglieder überspringen oder doch verdecken und vielleicht auch zu wenig an die allgemein vorhandenen Voraussetzungen anknüpfen, um von allen Seiten richtig verstanden und gewürdigt zu werden. Wir hoffen deshalb, daß es nicht ganz unersprießlich seyn wird, wenn wir die theils beschränkende, theils ergänzende Gedankenreihe, die sich uns an jenem Aufsatze entwickelt hat, hier zur erläuternden Mittheilung bringen. Der geehrte Verf. folgert zunächst aus der unläugbaren Wahrheit, daß jedes unserer Worte in und vor Gott geredet seyn soll, ohne Weiteres die kühne Forderung: Du sollst aller Dinge schwören! Hiegegen könnte eingewendet werden, aus dem Gebote, alle meine Reden in und vor Gott zu führen, folge zunächst nur die Erlaubniß, in erforderlichen Fällen den Herrn zum Zeugen anzurufen, daß ich dies wirklich thue, und zum Richter, wenn ich es unterlasse, es folge also aus jener unbestreitbaren Voraussetzung nur die jeweilige Berechtigung, keineswegs aber die immerwährende Verpflichtung zum Eide. Denn nach dem allgemeinen Sprachgebrauche sey doch nun einmal der Eid nichts Anderes, als die wirklich ausgesprochene Anrufung des Namens Gottes zum Zeugniß über die Wahrheit meiner Aussage, und daß diese Aussage schon an sich in und vor Gott geschehen seyn müsse, dieses einen Schwur zu nennen, sey eine allzu spirituelle Verflüchtigung eines ganz populären Ausdruckes von so zu sagen viel handgreiflicherer und compakterer Bedeutung. Der Name Jehovahs, vor dem die Seraphim ihr Antlitz verhüllend ihr dreimal heilig rufen, sey gleichfalls heilig und du sollst ihn nicht unnütz im Munde führen. Grade in der Vollendung des Reiches Gottes, dessen Bürger sich stets dem Herrn, als dem Zeugen und Richter aller ihrer Worte und Werke, innerlich gegenüberstellen werden, ließe sich gar keine Veranlassung denken, diese Thatsache auch äußerlich durch versichernde Anrufung des Namens Gottes zu bekunden. Dieser Einspruch scheint zugegeben werden zu müssen, aber das theilweise Zugeständniß, das er seinerseits enthält, drängt zugleich zum ausgleichenden Fortschritte. Gibt die Forderung eines gottgeweihten Gewissens, alle Worte in und vor Gott zu reden, allerdings die Berechtigung, dies bei zwingender Gelegenheit auch wirklich eidlich zu bezeugen, so wird in jenen Fällen die Berechtigung, den Eid zu leisten, zur Verpflichtung. Wodurch sind nun aber jene verpflichtenden Fälle bedingt und veranlaßt? — Durch die Sünde! Dies Moment scheint uns in dem besprochenen Aufsatze zum Schaden des richtigen Verständnisses ganz in den Hintergrund gedrängt. Die Sünde hat den Menschen zum Lügner gemacht und benimmt seinen Aussprüchen das Anrecht auf das unbedingte Vertrauen seines Nächsten. Ist auch das Mißtrauen gegen Personen, die sich als wahrhaft im höheren Sinne bewährt haben, verwerflich, so ist doch auch die Leichtfertigkeit, welche jedem unbewährten Worte trauet, zumal in Fällen, wo auf solche Aussagen wichtige Entscheidungen zu gründen sind, höchst strafbar. So kann der Obrigkeit keine specielle Kenntniß von der religiös-sittlichen Beschaffenheit jedes Einzelnen ihrer Unterthanen zugemuthet werden, sie muß deshalb, um sich der Gerechtigkeit ihrer richterlichen Bestimmung zu vergewissern, den Eid, als vorausgesetztes und in den meisten Fällen auch wirksames Bindungsmittel der Gewissen in der Wahrheit, von ihren Bürgern fordern und diese dürfen und müssen ihn im Gehorsam leisten. Der Richter darf nicht nach moralischer Überzeugung einem einzelnen, ihm als wahrhaftig bekannten Individuum die Eidesleistung erlassen, denn das wäre unbillig und partheiisch gegen die Anderen, sein Mißtrauen ist ja auch nie gegen die Lügenhaftigkeit der Person, sondern immer nur gegen die des Geschlechtes gerichtet. So soll also der Christ in demüthiger Unterwerfung, obgleich er sich bewußt ist, daß sein bloßes Ja genüget, um der sonst nicht zu bewerkstelligenden Aufrechterhaltung des von Gott geordneten Gemeinwesens willen der obrigkeitlichen Eidesforderung willig Folge leisten, freilich in dem schmerzlichen Bewußtseyn, daß die ihm auferlegte Pflicht von der noch nicht vollbrachten Erlösung seines Geschlechtes von der Sünde und Lüge ein trauriges Zeugniß gibt. — Es gibt aber ferner auch ein unbegründetes Mißtrauen der Schwäche, dem doch die liebende Herablassung um höherer Zwecke willen die den Zweifel hebende und heilende Eidesleistung nicht verweigern wird. So versichert Paulus seinen den verführenden Einflüsterungen seiner Gegner ausgesetzten Gemeinden, deren Vertrauen ihm die unerläßliche Basis

seiner heiligen Amtswirksamkeit war, eidlich die Wahrheit seiner Worte, die Reinheit seines Wandels, die Treue seiner Liebe, so spricht Gott selbst in erbarmender Huld zur Stärkung des verzagten Glaubens, — zum unwidersprechlichen Beweise, daß der Schwur an sich nicht Sünde ist, — die versichernden Eidesworte, die ihn nicht gereuen werden, daß Christus ein Priester sey ewiglich nach der Weise Melchisedek's. Aber auch den hartnäckig Ungläubigen zum überführenden Schrecken ertönet oft das: So wahr der Herr lebt, du mußt sterben, aus dem Munde der heiligen Diener und Propheten des Alten Bundes, die auch hierin dem Beispiele ihres Herrn folgten, der da schwur in seinem Zorn, daß das beharrlich trotzige und verstockte Volk zu seiner Ruhe nicht einkommen sollte. Endlich schwöret auch Der, welcher uns in Allem ein Vorbild gelassen, daß wir nachfolgen sollen seinen Fußstapfen. Nicht nur geht sein „Wahrlich, wahrlich ich sage euch" über sein eigenes, eng buchstäblich aufgefaßtes Gebot des „Ja Ja" Sagens hinaus, sondern es ist auch thöricht, läugnen zu wollen, daß sein einfaches „Du sagst es" als Antwort auf des Hohenpriesters Eidesformel: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gotte, daß du uns sagest, ob du seyst Christus, der Sohn Gottes," einem Schwure vollkommen gleich zu erachten sey. Denn die Worte des Hohenpriesters können doch, zumal wenn wir seine obrigkeitliche Stellung in's Auge fassen, keinen anderen Sinn haben als den: Ich rufe Gott zum Zeugen deiner Aussage an, sie soll mir an Eides Statt gelten, und wenn der Herr das Schwören absolut für Sünde erachtet hätte, so durfte er sich nicht fremder Sünde theilhaftig machen, sondern mußte, was jeder rechtschaffene Quäker von seinem Standpunkte aus gethan hätte, die Eidesleistung ablehnend bezeugen, daß es an seiner einfachen Versicherung genüge. Wie Er aber überall unter das Gesetz gethan war und es ihm deshalb gebührte, alle Gerechtigkeit zu erfüllen, so schwört Er auch hier vor der wenn auch gottlosen, doch von Gott verordneten und rechtmäßigen Obrigkeit. Merkwürdig ist es übrigens, daß in diesem Schwure des Herrn auch die beiden anderen vorhin von uns angeführten Momente, welche wir als zum Eide berechtigend erkannten, sich vereinigen. Denn nicht nur ist die eidliche Betheuerung, daß Er sey Christus, der Sohn Gottes, sondern vor allen Dingen auch der Zusatz: Von nun an werdet ihr sehen des Menschen Sohn sitzend zur Rechten der Kraft und kommend in den Wolken des Himmels, den verhärteten und verstockten Ungläubigen ein Schrecken und eine Todesdrohung, den gebeugten und verzagten Gläubigen, die ihre Häupter emporheben, wenn ihre Erlösung nahet, eine trostreiche Lebensverheißung. — Es bleibt uns nun noch die Frage übrig, wie mit unserer bisher entwickelten Ansicht der Ausspruch des Herrn in der Bergpredigt übereinstimmt: „Du sollst aller Dinge nicht schwören" —? Wie bei jeder Polemik, wenn sie recht verstanden und nicht einseitig aufgefaßt werden soll, der Gegensatz, den sie bestreitet, scharf in's Auge zu fassen ist, so auch hier. Das Verbot bezieht sich auf die herrschende, durch pharisäische Lehre herbeigeführte, oder doch systematisch gerechtfertigte und verstärkte Leichtfertigkeit im Schwören, welche

den Namen Gottes mißbrauchte, um die von ihrem Schöpfer losgerissene, in sich unabhängige Wahrheit des eigenen Selbst zur Anerkennung zu bringen, welche Lust am Schwören hatte und sich Erlaubniß dazu nahm, auch wo kein Recht und keine Pflicht dazu vorhanden war. Solcher Eid wird unbedingt verworfen, weil er, wie der Verf. unseres Aufsatzes, dem wir in seiner Auslegung der besprochenen Stelle der Bergpredigt vollkommen beistimmen müssen, treffend sagt, weil er doch — kein Eid ist. Die Gesinnung, welche der Herr hingegen von den Seinen fordert, ist die, daß sie nur schwören wollen, wenn sie schwören müssen, daß ihre eigene Neigung nur überall dahin gehe, ein Ja zu sagen, welches Ja, ein Nein, welches Nein ist, d. h. welches in und vor Gott gesprochen ist, welches Seines heiligen Zeugen- und Richteramtes innerlich eingedenk, und deshalb im Nothfalle diese Gesinnung auch äußerlich zu bezeugen, berechtigt ist. — Wenn nun zuweilen, auch wohl von gläubigen Christen gesagt wird, der Eid sey ein nothwendiges Übel, so ist dies völlig verkehrt, ja gottlos zu nennen, wenn es in dem Sinne geschieht, als sey an sich zwar jeder Eid unbedingt verboten, doch bringe es die Unvollkommenheit der menschlichen Verhältnisse mit sich, daß man von der Strenge dieses Verbotes zuweilen nachlassen müsse. Einem Christen bliebe in solchem Falle nichts übrig, als durch standhafte Verweigerung der geforderten Eidesleistung nöthigenfalls als ein Opfer seines unbeschränkten Gehorsams gegen ein unbeschränktes Gebot seines Herrn zu fallen. Es wäre ihm dann so wenig erlaubt, jemals zu schwören, als es ihm jemals erlaubt ist, die Ehe zu scheiden, außer in dem Falle, wo sie durch den Ehebruch des anderen Theiles schon geschieden ist. Dennoch kann der Eid in gewissem Sinne ein nothwendiges Übel genannt werden, nur nicht ein Übel, welches der begeht, der ihn unter den oben angeführten, oder unter sonstigen wahrhaft verpflichtenden Bedingungen in Gottesfurcht leistet, sondern ein Übel, welches von denen ausgeht, um deretwillen er geleistet wird, nämlich den Lügnern, deren Ja kein Ja und deren Nein kein Nein ist. Auf gleiche Weise ist Gesetz und Strafe ein nothwendiges Übel und dennoch kann der Christ durch ihre gerechte Handhabung seinen Gott verherrlichen. Wir schließen mit den Worten Calvin's: Christus lehrt, daß die Fehler der Menschen der Grund seyen, warum sie zum Schwören gezwungen werden; weil, wenn unter ihnen Wahrheit und Treue herrschte, wenn sie nicht täuschend und krumm in ihren Reden wären, sie die Einfalt bewahren würden, welche die Natur vorschreibt. Daraus folgt aber nicht, daß es nicht erlaubt sey, zu schwören, so oft die Nothwendigkeit es erheischt, weil vieler Sachen Gebrauch rein ist, deren Ursprung fehlerhaft ist.

Nachrichten.

(Über die in der Evangelischen Kirche der ehemaligen Pfalz gebräuchlichen Gesangbücher.)

(Fortsetzung.)

An die erste Periode der Gesangbücher schließt sich in würdiger Weise an ein „neueingerichtetes Churpfälzisch-reformirtes

Gesangbuch," welches „mit Churpfälzischen Kirchenraths Approbation zum öffentlichen Kirchengebrauch und zu besonderer Hausandacht" 1749 in Heidelberg herausgegeben worden ist. Die Vorrede verweist mit Recht die etwa Unzufriedenen darauf, „das Werk selbsten zu examiniren, und zu untersuchen, ob es vor vielen anderen Gesangbüchern einigen Vorzug verdiene." Das Gute dieser Liedersammlung besteht zunächst darin, daß alle alten kräftigen Gesänge, wo es thunlich war, unverändert in dieselbe aufgenommen worden sind; sodann, daß manche neu hinzugefügte sich darin finden, welche denselben christlichen Geist des Glaubens, oft auch in derselben Kraft, wie die alten, athmen: und zuletzt hat sie einen unverkennbaren Vorzug vor den alten Sammlungen dadurch, daß manche Härten im Ausdruck und mancher Zwang im Versbau durch leichte, glückliche Änderungen, unbeschadet des ursprünglichen Sinnes, beseitigt sind. Als Beispiel möge dienen die kurze Aufführung dessen, was in dem bekannten Sterbeliede: „Freu dich sehr, o meine Seele" — geändert worden ist. — V. 1. Zeile 3. anstatt: „Weil dich nun Christus dein Herre Ruft aus diesem Jammerthal" — ist geändert: „Weil dich aus der Jammerhöhle Christus ruft zum Himmelssaal" —. V. 2. Z. 6—8. anstatt: „Daß sein Weg ein End mög' han ꝛc." ist geändert: „Zu dem Ende seiner Bahn; so hab ich gewünschet eben, Daß sich end' mein traurig Leben." — V. 3. Z. 6. anstatt: „Und der ungestümme Wind" — ist geändert: „Unter ungestümem Wind" —. V. 5. Z. 5—8. anstatt: „Unsre Thränen sind das Brodt, So wir essen ꝛc." ist geändert: „Dann wir essen Thränenbrodt; Überall ist Sorg und Noth; Bei und nach der Sonne Scheinen Ist nur lauter Klag' und Weinen." V. 9. Z. 4. anstatt: „Wie Laz'rum nach seinem Tod" — ist geändert: „Wie den Lazarum im Tod." V. 10. Z. 3—4. anstatt: „Weil dich nun Christus dein Herre Rufet aus" — ist geändert: „Christus unsre Lebensquelle Ruft dich aus" —. (Man vgl. das Original im geistlichen Liederschatze.) *) Solcher und ähnlicher Art sind alle (sparsam angebrachten) Änderungen, und darum wurde, wie noch jetzt hochbejahrte Greise bezeugen, dieses Gesangbuch eingeführt, ohne daß die Gemeinden besonderen Anstoß daran genommen hätten. Denn, was wir auch schon aus der vorhin angeführten Stelle der Vorrede vermuthen können, ganz ohne Anstoß ging es doch nicht ab; und das war natürlich und in der Ordnung. Die Gemeinden hatten ihre guten alten Liedersammlungen, welche ihnen durch sehr langen Gebrauch lieb und werth geworden waren, noch in Händen. Deß etwas gibt man aber nicht gerne weg, um ein unbekanntes Neues dagegen einzutauschen; und die Zahl derer, die bei vorgerückter Ausbildung der Deutschen Sprache an manchen Härten im Ausdruck und Versbau Anstoß nahmen, war sehr gering gegen die vielen Christen in Stadt- und Landgemeinden, welche solches entweder gar nicht sahen, **) oder es gerne um des schätzbaren Ganzen

*) Ref. fürchtet von dem christlichen Leser nicht den Einwand, diese angeführten Änderungen seyen gar zu unbedeutend: denn bedeutende sind hier nicht wünschenswerth. — Von welcher Wichtigkeit übrigens eine glückliche Beseitigung der Sprachhärten in den alten Kirchenliedern sey, das sagt uns, außer unserem Gefühle, die Erfahrung. —

**) Ein in unseren Tagen gewiß auffallendes Beispiel hievon geben noch jetzt manche christlich gesinnte Landleute von hohem Alter, welche ohne den geringsten Anstoß und mit tiefem Gefühl das Lied des Marburger Lutherischen Gesangbuches lesen und anstimmen: „Spann aus, spann aus, o lieber Gott, Spann mich aus meinem Karren" —. Dergleichen soll nun freilich in den neuen Gesangbüchern nicht beibehalten werden; aber es ist doch auch nicht so ganz zu verwerfen, wie meist geschieht. Denen freilich, die an das eitle Schellengeklingel eines Friedrich in Frankfurt a. M. und Seinesgleichen gewöhnt sind, lautet das unedel, und erschüttert ihr Zwerchfell in spottendem Gelächter; aber die da leid tragen, und im Bewußtseyn ihrer Sündenlast mit der der Eitelkeit und dem Elende unterworfenen Creatur nach Erlösung sich sehnen, sie ehren den Ausdruck dieses Gefühls, in welchen Worten er auch statt habe, und fühlen die Gemeinschaft der Last und dessen, der allein davon uns befreit.

willen übersahen. — Indeß es zeigte sich bald, daß man mit diesem neuen Gesangbuche nichts verloren, sondern eher gewonnen hatte; und in kurzer Zeit war in den Christengemeinden die Liebe und Hochschätzung gegen das alte auf das neue übergegangen.

Wir kommen nun zu der Periode der Gesangbücher in der Pfalz, welche wegen völliger Beseitigung vieler alten Kirchengesänge, wegen verflachender Neuerung und Entstellung der übrigen, so wie wegen Einbringung neuer kraftloser und matter Lieder, eine wahrhaft betrübende genannt werden muß; dieselbe beginnt mit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, und dauert bis in unsere Zeit, die darin ihre Ehre suchen muß, daß sie eine dritte Periode bilde, in welcher der zugefügte Schaden wieder geheilt werde, und alle Christengemeinden die alten christlichen Glaubenslieder wie zum kirchlichen Gebrauch, so auch zu häuslicher Andacht annehmen, achten und bewahren.

Aus der Geschichte der Deutschen Evangelischen Kirche ersehen wir, woher das Übel entsprang, und in welcher Art es sich immer weiter entwickelte und ausbreitete. — Das frühere kalte und starre Festhalten an orthodoxen Formeln ohne Geist und Leben, welches zu den ärgerlichsten Zänkereien und zu jenen wahrhaft unchristlichen Streitigkeiten und Verfolgungen gegen einen Ph. J. Spener und A. H. Franke geführt hatte, nicht weniger auch die hie und da an den Tag gekommene Heuchelei mancher „Pietisten" brachte bei denen, die in weltlicher Aufklärung, Weisheit und Wissenschaft immer höher sich emporzuschwingen strebten, das ganze Christenthum in ein so übles Licht, und gab der einbildischen Selbstsucht des menschlichen Herzens so viel Nahrung und Reiz, daß unter der (sogenannten) gebildeten Klasse, hauptsächlich unter den Gelehrten, nicht bloß die Meisten von der Kirchenlehre sich lossagten, und gar nichts damit zu thun haben wollten, sondern Manche (Geisteskinder der Englischen Deisten, Voltaire's u. dgl), es zum Kennzeichen der Aufklärung machten, über Kirchenbesuch, Kirchenlehre und heilige Schrift zu spotten. Bessergesinnte suchten zu vermitteln; Manche wollten menschlicher Weise dem Worte Gottes auf- und forthelfen, damit es nicht gar zu sehr hinter der allgepriesenen Aufklärung zurückbleibe: und auf diesem Wege bald ängstlicher bald leichtfertiger fortgehend dauerte es nicht lange, so hatte man herausgebracht: das eigentliche, nach Beseitigung der unerforderlichen Nebenlehren und des von Christo damals belassenen Zeitaberglaubens übrig bleibende Christenthum sey nichts Anderes und nichts mehr, als das Ergebniß der ausgebildeten Vernunft, mit welcher es auch, als „Religion der Mündigen" nach jedes gebildeten Menschen Einsicht und Urtheil, vollkommen und auf's Beste übereinstimme.

Das war und ist nun das schöne, erhabene Ziel, welches fast bis zur Erfüllung von 2 Thess 2, 4. erreicht zu haben erst unsere Zeit sich rühmen darf; welchen Einfluß aber diese ganze, von Christo sich lossagende und am Ende Christi ganz vergessende, ja ihn verachtende Richtung von Anfang dieser Periode an in unserer Kirche gewonnen hat, das zeigt sich, außer der Verwirrung und oft völligen Vernichtung des christlichen Lebens, auch in der Behandlung der Gesangbücher. — Den beinahe ersten Anfang mit bedeutenderer Veränderung der Kirchenlieder machte in der besten Meinung Klopstock, indem er neben seinen eigenen „geistlichen Liedern" eine Anzahl von neun und zwanzig „veränderten Liedern" herausgab, und die Art und Weise der vorgenommenen Veränderung in einem Vorberichte darlegte und zu rechtfertigen suchte. —

Das tiefe zarte Gemüth, mit welchem Klopstock den christlichen Glauben in sich aufnahm, hatte sich nicht ganz frei erhalten theils von dem Einflusse einer übertriebenen Sprachreinigungssucht, theils auch selbst nicht von der zu seiner Zeit aufkommenden Verallgemeinerung der dogmatischen Begriffe, insonderheit von Gottes Vaterliebe, von Erlösung (Veredelung und Beglückung?) der Menschen durch Jesum Christum, und ähnlicher, so wie auch nicht ganz von der daraus hervorgehenden Verlassung der ganzen, scharf und genau bestimmten Kirchenlehre, wie sie aus der heiligen Schrift entwickelt und in den symbolischen Büchern unserer Kirche ausgesprochen ist.*) — Auch scheint es, als habe der Sänger des Messias und der erhabenen Oden nicht vollkommen richtig den Werth und die Kraft zweihundertjähriger Lieder, noch das Bedürfniß des christlichen Volkes in Bezug auf Kirchengesänge erkannt. Der lyrische Schwung, welcher auch in den geistlichen Liedern Klopstock's öfters durchbricht, ist da nur für ganz und eigentlich Gebildete**) passend; der Bürger und Landmann aber sieht sich durch ihn in einen ihm ganz fremden Gedanken- und Sprachkreis versetzt, weiß nicht, was er daraus machen soll, und wird somit eher gestört in seiner Andacht, als gerührt und erbaut, besonders wenn ihm gar noch die alten Originallieder im Gedächtniß sind. Klopstock's eigene geistliche Lieder haben nun allerdings ein Recht, in der Eigenthümlichkeit, in welcher sie aus des Verfassers Herzen flossen, zu bestehen; mehrere derselben sind auch so in die besseren Gesangbücher übergegangen und werden darin bleiben; aber eine Veränderung der alten Kirchenlieder in der Art, wie Klopstock nach seinem individuellen Gefühl und Bedürfniß sie vornahm, kann nur als ein Fehlgriff bedauert werden, um so mehr, da durch einen so gewichtvollen Vorgänger bald sehr Viele sich aufgefordert und selbst (thörichterweise) berechtigt meinten, noch weiter die ihnen anstößigen Lieder zu verändern. Denn an sich könnten wir noch sehr zufrieden seyn, wenn immer in Klopstock's Art und Geist wäre geändert worden, oder wenn es bei seinem Ändern allein geblieben wäre. Aber das kleine Bächlein wuchs immer mehr und schwoll bald an zu einem großen reißenden Strome, welcher Dämme und Schranken durchbrechend Alles überfluthete und überwässerte, ebnete und verflachte.

So erging es den Gesangbüchern fast der ganzen Evangelischen Kirche Deutschlands, so auch denen der Reformirten und der Lutherischen Kirche der Pfalz. — Zuerst kam 1773 ein „allgemeines Evangelisch-Lutherisches Gesangbuch auf Verordnung des Churpfälzischen Consistorii" heraus, welches im Ganzen nach denselben Grundsätzen verbessert ist, die in der Vorrede des 1784 erschienenen „Gesangbuchs zum gottesdienstlichen Gebrauche der reformirten Gemeinden in Churpfalz" ausgesprochen sind. Die Vorrede beginnt also: „Es würde überflüssig seyn, ein Wort zur Vertheidigung der Herausgabe dieses neuen Gesangbuches zu sagen." [Wir stimmen dieser Behauptung vollkommen bei, insofern nämlich von christlichem Standpunkte aus die Herausgabe gar nicht vertheidigt werden kann.] „Alle aufrichtigen Freunde eines vernünftigen Gottesdienstes in unseren Gemeinden, und besonders alle einsichtsvollen Prediger unserer vaterländischen Reformirten Kirche haben die Fehler und Mängel des bisher unter uns gebräuchlich gewesenen Gesangbuches (nämlich das von 1749) schon lange eingesehen, und deswegen eine zweckmäßigere, der Würde unserer allerheiligsten Religion und dem Geiste unseres Zeitalters angemessenere Einrichtung desselben, oder vielmehr ein neues, nach dem Bedürfnisse und Geschmack unserer Zeiten eingerichtetes Gesangbuch sehnlichst gewünscht; unverständige und eigensinnige Leute aber, welche mit einem blinden Vorurtheile für das Alte, was sie von Jugend auf auswendig gelernt, gesungen und gebetet haben, eingenommen sind, und jede, noch so gute und zweckmäßige Veränderung in dergleichen Dingen für gefährliche Neuerung halten, würden durch die stärksten und triftigsten Gründe, welche man ihnen vorlegen könnte, doch nicht überzeugt werden, sondern müssen nach und nach durch den Gebrauch des Buches selbst von ihrem irrigen Wahn befreit werden."

Als Grundsätze, nach denen bei der Redaktion verfahren wurde, sind sodann folgende angeführt:

1. Bei der Wahl der Gesänge hat man der ungebildeten Klasse von Menschen wegen, die [leider!] in Bibel und Gesangbuch die einzige Quelle ihrer Belehrung und Erbauung haben, nicht sowohl auf dichterische Schönheit und Stärke der Gedanken und des Ausdrucks, als vielmehr auf edle Einfalt (!?), Richtigkeit und Faßlichkeit derselben gesehen. Aus eben dem Grunde hat man
2. diejenigen alten, allgemein bekannten und beliebten Lieder unseres bisherigen Gesangbuchs, welche entweder schon glücklich verbessert waren, oder durch Veränderung einzelner Wörter und Redensarten leicht so verbessert werden konnten, daß sie nichts Anstößiges mehr enthielten, beibehalten, wenn sie gleich übrigens keine vorzügliche dichterische Schönheiten hatten," [also wahrscheinlich in einem Gesangbuche für Gemeinden, in denen jene Klasse von Menschen nicht vorkämen, keinen Platz gefunden hätten. Auch ist unter dieser zweiten Nummer mittelbar ausgesprochen, daß ein für allemal und durchaus jedes alte Lied einer Verbesserung bedürfe.]. „Dahingegen aber
3. alle diejenigen Lieder, welche unrichtige, der Hoheit und Würde der Religion nicht angemessene Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen, oder niedrige, tändelnde, dunkle, übertriebene und mystische (!) Bilder und Redensarten enthielten, welche den gemeinen Mann leicht zu Irrthümern verleiten, den einsichts- und geschmack-vollen Christen aber Anstoß, und den Leichtsinnigen Veranlassung zu zerstreuenden Nebenvorstellungen oder wohl gar zum Gespötte über die Wahrheiten der göttlichen Religion Jesu geben konnten, gänzlich ausgelassen und verbannet. Ja man hat die Sorgfalt in diesem Stücke so weit getrieben, daß man hin und wieder in ganz guten Liedern einzelne Ausdrücke und Redensarten, die an sich ganz unschuldig waren, bloß wegen einer möglichen Mißdeutung abgeändert, und mit anderen bestimmteren vertauscht hat." — [Da hatten die Aufgeklärten gewiß nicht mehr zu fürchten, durch irgend etwas Mystisches u. dgl. bei dem Gebrauche des Gesangbuches verletzt zu werden.] „Endlich
4. hat man sich auf das Sorgfältigste bemühet, alle zu kühnen, dem gemeinen Ohre ungewöhnlichen Wendungen in den Wortfügungen und Wortversetzungen zu vermeiden, und alle merklichen Fehler gegen die Gesetze der Sprachrichtigkeit, des Silbenmaaßes und des Wohlklanges hinwegzuräumen." —

(Schluß folgt.)

*) Eine genaue Vergleichung des Liedes: „Jesu, deine tiefen Wunden" mit der Klopstockischen Redaktion desselben, so wie überhaupt der „veränderten Lieder" mit ihren Originalen mag dem Leser nachweisen, wie das Gesagte gemeint, und ob es auch richtig sey. —

**) „Warum wird uns denn jede schwache Zeile in Gedichten unerträglich, die, so moralisch sie auch seyn mögen, doch viel kleinere Gegenstände als die Religion haben?" Klopstock im Vorbericht zu den veränderten Liedern.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 17. Februar. № 14.

Charakter und Christenthum.

III. Pädagogisch.

Obwohl es nach dem Bisherigen feststehen möchte, daß Niemand, dem das Wesen der neuen Geburt bekannt geworden, um seinen alten Menschen, wäre er auch noch so charaktervoll gewesen, großes Bedauern empfinden wird; so dürfen wir doch anderentheils unsere Werthschätzung auch einem natürlichen Charakter nicht vorenthalten, eben so wenig, als, um ein früheres Gleichniß nochmals anzuwenden, ein Gärtner einen gesunden und graden Stamm deswegen seiner Baumschule für unwürdig achtet, weil er noch nicht veredelt ist. Im Gegentheil, den verkümmerten und verkrüppelten Schößling hält er, darin freilich dem himmlischen Pfleger des evangelischen Weinbergs ganz unähnlich), nicht einmal der Veredlung werth, und wirft ihn über den Zaun. Mit Recht bewundern wir z. B. an den alten Römern die eine Cardinaltugend, die in ihren besseren Zeiten allgemein verehrt ward, die Charaktertreue, constantia. Alle anderen menschlichen Tugenden, Wahrhaftigkeit, Nächstenliebe, Gerechtigkeit, Treue, Tapferkeit, Milde haben dann erst bedeutenden Werth, wenn sie mit Beharrlichkeit im Wechsel der Umstände und Zeiten und mit Festigkeit unter allerhand Gemüthserschütterungen geübt werden, das heißt, wenn sie zu einem Charakter sich zusammengeschlossen haben. Scheint doch selbst der Heiland Nachsicht gegen diejenigen zu empfehlen, die ihren bisherigen Charakter bei ihrer Erneuerung festzuhalten suchen, wenn er sagt: „Niemand ist, der vom alten Wein trinket und wollte bald des neuen; denn er spricht: der alte ist milder." Gott erwählet sich zwar, was vor der Welt schwach und gering erscheint, um zugleich seine freie Gnade und Alleinherrschaft, deren Anerkenntniß der Anfang der Weisheit ist, aller Welt zu bezeugen, dennoch muß unser Wunsch und Wille seyn, daß recht viele kräftige Menschennaturen lebendige Glieder Jesu Christi werden, dergleichen er sich ja auch unter seinen ersten Werkzeugen und ihren Nachfolgern viele selbst ausersehen hatte. Wie wir ferner leibliche Übel, durch welche doch Manche zur Buße geleitet werden, während es eigentlich durch Gottes Güte geschehen sollte, nicht an und für sich als Güter preisen; so dürfen wir auch Schwäche und Haltlosigkeit der Seele an sich nicht als etwas Gott Wohlgefälliges betrachten; sondern eben so als wir uns auf die Erfüllung jener Verheißung freuen, daß Könige Pfleger der Kirche und Fürstinnen ihre Säugammen seyn und alle ihre Macht und Ehre dem Heiligen in Israel darbringen sollen, hoffen wir, daß auch alle geistige Kraft und Macht, alle natürliche Festigkeit, Bestimmtheit und innere Fülle menschlicher Charaktere zu seinem Dienst berufen werden wird. Auf diesen Ruf harrend müssen wir sie werthschätzen und pflegen unter der Zucht des Gesetzes. Charakterlosigkeit ist also immer ein Übel; was sich ja auch als solches in der Gegenwart unter uns Deutschen durch die weitverbreitete Scheu vor jeder Entschiedenheit der Gesinnung klar genug an den Tag legt. Selbst in England, wo wirkliche Charaktere vielleicht noch am zahlreichsten vorkommen, hat sich doch das Haupt einer großen Schaar unruhiger Köpfe nicht gescheut auszusprechen, er mache sich eine Ehre daraus, der inconsequenteste Mann der vereinigten Königreiche zu seyn. Eines solchen Wortes würde sich gewiß jeder Deutsche Sprecher schämen. Denn wir halten, nach Deutscher Art wenigstens in thesi, den obigen Satz noch fest, daß Charakterlosigkeit von Übel ist. Nun kann zwar ein besonderer Auftrag Gottes, wie Vater- und Vormundschaft, Stand der Obrigkeit, der Lehrer, Meister oder wie sonst die Repräsentanten seiner weltregierenden Gerechtigkeit heißen mögen, uns ermächtigen, Übel über unsere Mitmenschen in dem von Gott gesetzten Bereich zu verhängen; unsere allgemeine Pflicht jedoch ist Wohlthun: Abwendung des Übels und Zuwendung des Guten. Da diese bekannten Wahrheiten von Allen zugestanden werden, so wird wohl auch nicht leicht ein Zweifel sich dagegen erheben, daß wir unsere Kinder und Zöglinge, wie zu kräftiger Leiblichkeit, so auch zu Charakterstärke zu erziehen berechtigt und verpflichtet sind, und daß die Handhabung dieses Rechts und die Erfüllung dieser Pflicht zu der Bethätigung der Kirche selbst in sehr nahem Verhältniß stehen. Endlich aber enthält alle Erziehung und aller Unterricht eine so starke Einwirkung auf den Charakter eines Menschen, ein so siegendes Eingreifen eines fertigen und deshalb übermächtigen Menschengeistes auf einen keimenden, schwachen, wachsenden, unfertigen, daß dabei die allerhöchste Gefahr für das Kind und seines Geistes Wesen, Kraft und Freiheit gesetzt ist. Wegen jener kirchlichen Bedeutung und dieser allgemeinen Gefahr sollen daher hier über Charaktererziehung einige Theoremata und Bemerkungen zu weiterem Bedenken vorgelegt werden.

Es ist nichts Neues, daß Erziehung als Führung zur Selbstständigkeit erklärt wird; es ist aber auch, recht verstanden, nichts Falsches. Gehen wir zumal darauf aus, uns als Zweck jener erziehenden Thätigkeit Charakterfestigkeit zu setzen, so dürfen wir, die Scheu vor dem so alltäglichen als verderblichen Mißbrauch des Wortes überwindend, die Pädagogik in dieser Hinsicht gradezu Emancipationslehre nennen. Das Ausziehen der Kinderschuhe, das Ablegen des bunten Flügelkleides, die Übergabe kleiner Hausgeräthe oder Hausgeschäfte, der erste, vom Kinde allein unternommene Feldweg, das Aufrücken in höhere Schulklassen, die Confirmation, die Theilnahme an den Gesell-

schaften Erwachsener, die erste Reise, das Beziehen eines eigenen Zimmers, das Verlassen des Vaters und der Mutter und Hangen an seinem Weibe sind eben so viele reale und formale Emancipationsakte von der persönlichen Einwirkung der elterlichen oder deren Statt vertretenden Individuen durch die allgemeinen Mächte der Sitte, des Staates, der Wissenschaft und der Religion. Es ist bekannt, wie früh der Staat in Sparta die Kinder ganz übernahm, wie zeitig die Sitte in Nordamerika die Söhne emancipirt, wie bald oft ein gelehrtes Kind das Orakel seiner Eltern, wie ein frommes der Prediger und Richter seines Hauses werden kann. Von den wider- und übernatürlichen Freisprechungen durch den Tod der Eltern, oder ihre leibliche und geistige Schwäche wollen wir vor der Hand noch absehen. Es kommt nun alles darauf an, den Begriff der Emancipation recht zu fassen. Jede Emancipation setzt dreierlei voraus, erstlich eine Anlage zur Freiheit, d. h. unentwickelte Freiheit, zweitens irgend welche äußere oder innere Hemmungen derselben und drittens einen Zustand entwickelter Freiheit, zu welchem emancipirt werden soll. Die Wegnahme eben jener Schranken und die Einführung in diesen Zustand freier Selbstständigkeit ist eben Emancipation.

Für unseren Zweck erhebt sich also zuerst die Frage nach der Anlage des Menschen zum Charakter. Die Beantwortung wird dadurch besonders schwierig, weil sie in so vielfachem Zusammenhang mit Dogmatik und Metaphysik steht, deren vollständige Berücksichtigung jedoch dieser Aufsatz zu verheißen sich durchaus nicht getraut und eben deshalb der besonderen Nachsicht sehr bedarf. Um nämlich die Entstehung des Charakters zu verdeutlichen, können wir uns nicht mit der neulich erwähnten „unbegreiflichen Schöpfungswahl" Jean Paul's begnügen oder mit dem, was Chr. H. Weiße (Ästh. II. S. 258 u. 311.) seinem Zwecke gemäß lehrt: Von dem gemeinschaftlichen Boden aller Schönheit, der ewig mit sich identischen Wahrheit und Nothwendigkeit, reiße sich das Freie als von seiner dunkeln Geburtsstätte allein durch sich selbst auf eine unberechenbare Weise los als die unendlich bestimmte, aber nur durch sich selbst und keinen zureichenden Grund bestimmte Individualität des Charakters geistiger und menschlicher oder menschenähnlicher Geschöpfe. Näher zu unserem Bedürfniß tritt Hegel in der Anthropologie (Encyklop. 2te Aufl. S. 388 ff.). Da ihm das Wesen des Geistes ein Fortgang ist von Bestimmtheiten zu Bestimmtheiten zu dem Ziele, sich zu dem zu machen und das für sich zu werden, was er an sich ist, so weist er dem Charakter, wie schon früher erwähnt worden, als einer Naturerscheinung auf diesem Fortgange, eine ziemlich frühe Stufe an. Der Geist, lehrt Hegel, setzt bei diesem Fortgange die Natur voraus und manifestirt sich in ihr als Seele oder Naturgeist, allgemeine Substanz. In dieser seiner Substanz lebt er als schaffende (schlafende?) Seele das allgemeine Naturleben und besondert sich in besondere Naturgeister der Erde (Verschiedenheiten der Menschenracen), fernerhin in Lokalgeister (Nationaltypus) und vereinzelt sich zum individuellen Subjekt und in weiterer Entwickelung zu dessen Naturbestimmtheiten des

Temperaments, Talents, Charakters, Physiognomie und anderen Dispositionen und Idiosynkrasien von Familien oder den singularen Individuen, welches alles sich weiter in der träumenden Seele, als dem seelischen halbbewußten Leben, entwickelt zu concretem Selbstgefühl und verfestigt durch die Gewohnheit. So bildet sich die Seele ihre Leiblichkeit und hierin ihren physiognomonischen uno pathognomonischen Ausdruck und erwacht zum Bewußtseyn als wirkliche Seele. So Hegel. Wenn auch bei diesem Stammbaum sich grade das Moment der bewußtlosen Naturbestimmtheit des Charakters, wodurch besonders Göthe der modernen Welt das Verständniß des Charakteristischen eröffnet hat, recht klar hervorstellt; jenes Moment, nach welchem die Kunstsymbolik durch bewußtlos hervordringende Spitzen eines in sich harmonischen Lebens dessen durchgehende Nothwendigkeit darthun will: so ergibt sich doch daraus noch kein so abgefaßtes Ursprungszeugniß, wie es sich ein kirchlicher Standpunkt wünschen muß, um pädagogische Anknüpfungspunkte zu finden. Denn das Verhältniß der Freiheit eines menschlichen Charakters zu der persönlichen Allmacht Gottes und seinem Gesetz verschwimmt darin entweder in dem allgemeinen Geist oder verbirgt sich in dem Naturleben.

Will man nun aber auf die dogmatischen Verhältnisse näher eingehen, so geräth man sogleich in den alten Streit der Creatianer und Traducianer. Die Materialisirung Gottes oder der unsterblichen Seele, die sie einander vorwarfen, trifft zwar auch jetzt noch zwei durchaus nicht erledigte Punkte; diese erscheinen aber jetzt in einer ganz anderen Fassung als damals. In jener ausschließlichen und einseitigen Form haben sie ihre Bedeutung heut zu Tage verloren. Allein diejenige Einwendung gegen die Theorie der fortgehenden Seelenschöpfung, die von dem gänzlichen Verderben der menschlichen Natur hergenommen ward, besteht noch in aller Kraft, und ist von Jedem in's Auge zu fassen, welcher dem Charakter einen göttlichen Ursprung beilegen und weder der Heiligkeit noch der Gerechtigkeit Gottes etwas vergeben will. Die symbolischen Bücher betreten auch hier den rechten Weg, indem sie zwischen Menschennatur (Substanz) und Erbsünde unterscheiden (Form. Conc. 1.) und jene, auch nach dem Fall, für eine Creatur Gottes, das Verderben dagegen für deren Affektion oder Accidenz erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Über die in der Evangelischen Kirche der ehemaligen Pfalz gebräuchlichen Gesangbücher.)

(Schluß.)

Nach diesen Grundsätzen wurde denn auch trenlich verfahren: über diesen Kamm wurden alle alten Lieder, die nicht nach Nr. 3. des obigen Reinigungscodex in die Verbannung geschickt wurden, ohne Gnade geschoren und umgemodelt, so daß auch kein einziges derselben mehr mit dem Originale gleich lautet. Veranschaulichende Beispiele könnten in Menge gegeben werden: aber es scheint dies deshalb unnöthig zu seyn,

weil fast überall in der Evangelischen Kirche Deutschlands aus dieser Aufklärungszeit her kirchliche Liedersammlungen eingeführt sind, die solchen Ruhm der Verbesserung und Reinigung mit unseren Pfälzischen theilen; Jedermann ist dadurch in Stand gesetzt, eine Vergleichung solcher verbesserten mit den alten Gesängen anzustellen, und unser Urtheil über dieselben sich zu bestätigen. Indeß wäre es ungerecht, wenn man behaupten, oder auch nur stillschweigend die Meinung aufkommen lassen wollte, als sey in diesen besprochenen Pfälzischen Gesangbüchern schon eine offenbare Abweichung von der Grundlehre unserer Evangelischen Kirche, oder gar eine entschiedene Entgegensetzung oder völlige Aufhebung derselben vorzufinden, wie sie in ganz neuer Zeit in rationalistischen Gesangbüchern durchgeführt wurde, in denen die Kirchenlehre höchstens einigen Formeln nach beibehalten ist; wir müssen es anerkennen, daß jene beiden, zumal das Lutherische, in den Rubriken von dem Falle des Menschen, von Buße, von Rechtfertigung, vom Leiden und Sterben Christi und ähnlichen, die Kirchenlehre offen aussprechen, resp. beibehalten haben. — Nichts desto weniger fehlt es aber an der Entschiedenheit, Bestimmtheit und allseitigen Durchführung derselben, wie sie in den alten Gesangbüchern durchweg herrscht; der Ernst, die Kraft und die Freudigkeit des Glaubens an die Gnade Gottes in Christo Jesu ist meist in einem matten Lehrtone untergegangen: und nicht selten sind neben den rechtgläubigen Sätze hinzugefügt und eingeschoben, welche davon Zeugniß geben, wie sehr man geschwankt habe und zum Abweichen geneigt gewesen, oder — im besten Falle, den wir aber nach der oben angeführten Vorrede kaum statuiren können —, wie wenig die Redaktoren das Herz gehabt, den alten Glauben frei und stark auszusprechen und zu bekennen. — Darum mögen auch wohl die Abtheilungen, welche von den eigenthümlich-christlichen Glaubenslehren handeln, so mager und klein ausgefallen seyn, während die über „Wahrheiten der natürlichen Religion" in ihrer Absonderung von der Offenbarung in Christo, als z. B. von Gott, seinen Eigenschaften, seinen Werken, besonders aber die, welche die [christliche?] Sittenlehre enthalten, die reichhaltigsten, aber dennoch durch kleinliche Zersplitterung in Unterabtheilungen, und durch Aufnahme kraft- und saftloser Betrachtungen über die einzelnsten Lebensverhältnisse, zum gottesdienstlichen wie zum häuslichen Gebrauche ungeeignet sind. — Eine Hervorhebung und Bevorzugung aber dessen, was man thun soll, ist sie nicht mehr oder weniger eine Hinweisung und Anleitung zur Werkgerechtigkeit? — Begünstigt sie nicht mindestens ein eitles Bauen auf Sand, und ein Vergessen des einigen Felsen, welcher ist Christus? — Schrift- und Kirchenlehre, und ihnen gemäß die alten Gesangbücher dringen hauptsächlich auf Wegräumen und Aufgeben alles eiteln, selbstgemachten Fundamentes, und bereiten das Herz recht und rücksichtslos zu in Gründung des Glaubens an den einigen Seligmacher: sie kennen keinen Gott, als allein den ewigen Vater unseres Herrn Jesu Christi: sie wissen von keiner Liebe Gottes, als allein von der, die im eingeborenen Sohne geoffenbaret ist; von keiner Schöpfung, Regierung, Vorsehung, als von der durch das ewige Wort, das von Anfang bei Gott und Gott selbst war: darnach haben sie kräftig eindringende Lieder über christliches Leben und Verhalten, über die Glückseligkeit des Christenstandes: sie ziehen endlich alle Lebensverhältnisse oft auf eine so entsprechende, liebliche Weise in den Lichtkreis des christlichen Glaubens, daß ihnen das kalte, todte Wesen der neueren Lieder „für allgemeine Aufklärung, für den Flor der Wissenschaften, der Handlung und Gewerbe; der Lieder eines Jünglings und eines jungen Frauenzimmers" ꝛc. ꝛc. widerlich abstößt. — Man vergleiche nur mit letzteren die bezüglichen der alten Gesangbücher, und vergesse dabei nicht die beiden Wiegenlieder (im Liederschatze Nr. 423 und 1614), denen mit einigen geringen Änderungen noch ein drittes hinzugefügt werden könnte, welches also beginnt: „Nun schlaf mein liebes Kindelein, Und thu' dein' Äuglein zu; Der lieb' Gott will dein Vater seyn, Drum schlaf in guter Ruh;" — und dann im Geiste kindlicher Glaubenseinfalt sich vertiest in Betrachtung des Verhältnisses eines Christenkindes zu seinem Heilande. — So etwas war freilich gegen den Geschmack des aufgeklärten Zeitalters und wurde ausgemerzt.

Es war natürlich, daß Gesangbücher von solchem Gehalte, wie die beiden neuen Pfälzischen, nicht ohne Anstoß und Widerrede gläubiger Christen eingeführt werden konnten: leider aber war die Opposition zu gering und unnachhaltig von Seiten der Gemeinden, und die Pfarrer scheinen entweder durch des reformirten Kirchenraths und des Lutherischen Consistorii fast souveräne Autorität, oder durch die Gefahr, aus der Zahl der „einsichtsvollen Prediger" und „aufgeklärten und geschmackvollen Christen" gestrichen zu werden, in Stillschweigen erhalten worden zu seyn: denn eine öffentliche Protestation gegen die aufgedrungenen Gesangbücher ist nicht bekannt geworden. — Um so erfolgreicher konnten die mit denselben Unzufriedenen als „unverständige und eigensinnige Leute, die von blindem Vorurtheile für das Alte, was sie von Jugend auf auswendig gelernt, gesungen und gebetet haben, eingenommen sind," — verschrieen und abgewiesen werden. Welch ein trauriger, wahrhaft unchristlicher Sinn aber spricht sich in den eben nochmals angezogenen Worten der Vorrede zum reformirten Gesangbuche aus! — Wer ist denn eigensinnig? fragt man in unwillkührlicher Verwunderung; die, welche ihren eigenen Sinn aufgebend fest an Gottes Wort sich halten und davon sich nicht wollen losreißen lassen, oder die, welche im offenbaren Widerstreite mit der heiligen Schrift ihre Zeitmeinung und Ansicht Andern aufdrängen? — Und was soll man sagen zu einer Kirchenbehörde, welche mit unverkennbarem Spotte spricht von Leuten, „die für das Alte, was sie von Jugend auf (in christlichen Schulen und Familien) auswendig gelernt, gesungen und gebetet haben, eingenommen sind," und dieses ohne Weiteres für „blindes Vorurtheil" ausgibt? — O! hättet ihr aufklärungssüchtigen Geschmacksmänner den Christengemeinden nur ihr Altes gelassen: ihr hättet damit als Kirchenräthe das Wohl der Kirche besser berathen, als wir es nun beklagen.

Denn der nachtheilige Einfluß, welchen diese Gesangbücher auf den Geist der Christengemeinden ausübten, liegt uns jetzt in seinen Früchten vor Augen. — Was war natürlicher, als daß die, welche auf Bildung und Aufklärung Anspruch machten, sich von der in Aberglauben befangenen gemeinen Klasse von Menschen ganz abtrennten, und über das, was derselben Religion war, nur spottweise sprachen? was war natürlicher, als daß eine anhaltende Herabsetzung und Verachtung, welche die „gemeinen" Christen von den Vornehmen und Gelehrten erfuhren, am Ende auch bei ihnen ein Schwanken, eine Lauheit und Gleichgültigkeit in Sachen des Glaubens hervorbrachte, in welcher das noch dann und wann aufglimmende Feuer der ersten Liebe allmählig ganz erlosch, und besonders die Unterweisung und Zucht der Jugend in und zum christlichen Glauben nach und nach verschwand? — Die alten Kraftlieder, die man bisher „von Jugend auf gelernt, und in Kirche und Haus gesungen und gebetet hatte," hafteten nur in einer kleinen Anzahl von Christenherzen: bei den Übrigen waren sie bald ziemlich vergessen, und ihr neues mattes Surrogat reizte Niemanden, mit Liebe es sich anzueignen und auch den zarten Kinderseelen es einzuprägen.

Dieser Sinn ging aber auch auf die Behandlung und Achtung des Katechismus, ja selbst der heiligen Schrift über. — Den Heidelberger und den Lutherischen (kleinen) Katechismus hatte man zwar als Lehrbücher in den Schulen gelassen, sey es aus einem dunkeln Gefühle der Achtung gegen diese symbolischen Bücher, oder weil die Herren in ihrer aufgeklärten Verblendung meinten, dieselben seyen bei der meist mecha-

nischen Behandlung, die sie in den Schulen erfuhren, zu unbedeutend, als daß sie den alten Aberglauben zu halten vermöchten. Wir preisen nun allerdings den Herrn dafür, daß er auf solche Art die Weisheit dieser Welt zu Schanden machte, und das Feuer des Glaubens an ihn in glimmenden Funken unter der tiefen todten Asche lebendig erhielt, woraus er es wieder durch seinen belebenden Odem zur Flamme anfachen kann: aber es bleibt doch immer betrübend, daß jene Katechismen damals nach und nach in solche Geringschätzung kamen, daß sie in den Zeiten der aufsichtslosen Willkühr unter der Franzosenherrschaft nach dem jedesmaligen Gutdünken der Pfarrer mit andern, auch den schlechtesten, ohne Anstoß vertauscht werden konnten, wie dies an vielen Orten, besonders bei Unterweisung der Confirmanden, geschehen ist. — Und selbst die Achtung und Werthschätzung der heiligen Schrift mußte unter dem Einflusse der Aufklärung, welcher durch die neuen Gesangbücher mindestens die Thüre geöffnet wurde, sinken. In den alten Kirchenliedern hatte fast jede Zeile auf die heilige Schrift hingewiesen, an kräftige Sprüche und lehrreiche Geschichten derselben erinnert und zum Nachlesen derselben aufgefordert; die neuen oder zu neuen umgeänderten waren nicht von der heiligen Schrift ausgegangen, führten also auch nicht zu ihr hin: und so geschah es, daß des Sonntags die Hausbibel meist nur von dem Altvater oder der Altmutter, oft nur Gewohnheitshalber, hervorgeholt und gebraucht wurde; die Jüngeren dachten nicht daran es zu thun, und wenn eine Aufforderung dazu an sie erging, kam es ihnen sonderbar vor. — Daß solches Erinnern und Auffordern zum Lesen der Schrift nicht mehr überall und nicht mit Bestimmtheit von Seiten der Alten geschah, das eben ist ein Beweis, daß auch in diesen selbst nicht mehr die ernste Liebe und der feste Glaube an die beseligende Kraft des Wortes Gottes lebendig war: sonst würden sie doch gewiß durch ihr Ansehn und selbst durch strenges Gebot dem bibelverachtenden Weltsinne entgegengetreten seyn, und die gute alte Sitte auch ihren Kindern und Nachkommen gerettet haben. Nun aber thaten sie das nicht: und nach ihrem Tode blieb ihre Hausbibel ungebraucht und mit Staub bedeckt im Winkel liegen. Der Weltsinn ihrer Nachkommen findet in ihr keine Nahrung, sondern wirft sich selbst am Sonntage auf Sorgen irdischer Geschäfte, Handel und Vergnügungen.

Und dieser Weltsinn, welcher sich am allerliebsten mit Gegenständen des Glaubens gar nicht befaßt, und jedem, der ihn damit anfassen will, ein noli me tangere! entgegenruft, war es, welcher bei Gelegenheit der Union der Reformirten und Lutherischen Kirche in den ehemals Pfälzischen Landestheilen (1817 u. f. f.) ganz ohne alles Bedenken die im Vorhergehenden bezeichneten Liedersammlungen von 1773 und 1784 mit vollkommen rationalisirten vertauschte; ja, wir müssen es aussprechen, er war es, welcher die allermeisten Mitglieder beider Confessionen der Union beizutreten bewog. Wir wollen darum die Union nicht mißbilligen: bei Vielen waren die Beweggründe dazu rein christlich; auch bei minder reinen fehlte es doch nicht an einem Elemente, was Billigung verdient: viel Gutes hat sie schon gebracht, und wird unter des Herrn segnendem Beistande noch mehr des Guten hervorbringen. Solches thut der Herr, ohne und selbst wider der Menschen Gutdünken und Streben. — Aber der Geist, welcher Unireude und Unirte trieb, war selten der Geist des Herrn, welcher mit heiligem Feuer reinigt, läutert und zusammenschmilzt zu wahrer Einheit des Glaubens. Einen Beweis hievon liefern die Katechismen und Gesangbücher, die für solche unirte Gemeinden abgefaßt wurden. Die vereinigte Protestantische Kirche Rheinbaierns hat einen neuen Katechismus und ein neues Gesangbuch zu Stande gebracht, in denen der flachste, kalteste Verstandes-Rationalismus sich an den Tag legt. Ein gleiches Gesangbuch hat die Evangelisch-Protestantische Kirche Rheinhessens von Darmstadt aus erhalten, während man hier glücklicherweise es zu keinem neuen Katechismus brachte, sondern sich mit materiellem Uniren begnügte: man ließ nämlich den kleinen Lutherischen und den Heidelberger Katechismus zusammenbinden, nachdem aus letzterem alle anstößigen Fragen der Abendmahlslehre entfernt, und durch sehr schwankende und gehaltlose ersetzt waren. Indeß, das war doch immer noch besser, als einen neuen, etwa in der Manier der Darmstädter Kirchenzeitung, abzufassen. Von Rheinhessen haben auch einige angrenzende Gemeinden Rheinpreußens, die bei der Union um ein neues Gesangbuch und um einen unirten Katechismus in Verlegenheit waren, beides angenommen, ohne, soviel uns bekannt ist, höhere Genehmigung darüber einzuholen. — Über das, was die Evangelische Kirche Badens in Bezug auf Gesangbuch und Katechismus behalten oder erhalten hat, vermag Ref. nicht mit voller Sicherheit zu berichten noch zu urtheilen: es scheint, als ob ein Zwitterwesen von Nationalismus und Supernaturalismus zur Zeit noch zurückhalte die Einsicht in das, was Noth thut. —

Was thut denn aber Noth? fragen wir zum Schluß. — Wie zu aller, so ganz besonders in unsrer irren und wirren Zeit das Eine, daß wir allesammt zu des Herrn Füßen uns niederlassend von Nichts wissen wollen als allein von ihm, nach keiner Weisheit verlangen als die er uns gibt, auf keine Stärke vertrauen als die von ihm ausströmt, nach keinem Genusse und nach keinem Frieden jagen, als womit er uns beseligt. Ist er so unser einiger wahrer Heiland und Erlöser geworden und sind wir in hingebendem Glauben Eins geworden mit ihm als die Glieder mit dem Haupte; dann werden uns auch die Augen aufgethan seyn in und zu Allem, was der Kirche des Herrn frommt: dann wird alle Kenntniß und Kunst geläutert und gehoben werden vom Geiste der Heiligung und dadurch befähigt seyn, auch die alten Kirchengesänge von einzelnen Makeln zu befreien, die etwa ihnen noch ankleben: dann werden wieder in reiner und gereinigter Gestalt von uns dankbar hingenommen und gehöret werden diese heiligen Lieder, in denen schwächere und stärkere Werkzeuge des Herrn ihr innerstes Glaubensleben aussprachen: dann werden sie Allen, Vornehmen und Geringen, Gebildeten und Ungebildeten, als die da Eins sind im Glauben an den Sohn Gottes, zur Erbauung und Förderung in diesem Glauben und im wahrhaft christlichen Leben dienen, und so bewirken helfen eine Union im heiligen Geiste, wie sie durch menschliches Wünschen und Befehlen, Laufen und Rennen nie kann und soll bewirkt werden. — Nun, so laßt uns denn ihm, dem Herrn, es anheimgeben mit herzlicher Bitte, daß er heimsuchen wolle sein Volk in der Kraft seines Geistes; daß er sammle was zerstreut ist, zurückbringe was verirret ist, heile was verwundet ist und sein auserwähltes Erbe segne! — Er hat es verheißen: er wird es auch thun. Amen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 21. Februar. № 15.

Charakter und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Es ist aber bei der Entstehung eines Menschen dreierlei zu unterscheiden, der von Gott geschaffene Geist, das Schaffen desselben und die Mittel seiner Seelenhaftigkeit und Leiblichkeit. Rein geht der Geist aus Gottes Hand hervor mit allem begabt, was ihn in den Stand setzt, Gottes Ebenbild aus sich zu entwickeln. Ein von des Schöpfers freier Güte gemessenes Maaß von himmlischen Kräften, von Licht und Recht, von Freiheit, von Unsterblichkeit und von Macht über die irdische Schöpfung, ist des neuen Geistes Gehalt, seine Form aber Anfänglichkeit. Diese Form aufzuheben und dem göttlichen Gehalt conform zu machen, darin besteht eben die in dem Menschengeiste enthaltene Bestimmung der Entwickelung. Denn Licht und Recht erkennt die Disharmonie der Anfänglichkeit und Unendlichkeit und in Gott die Quelle des ewigen Lebens, und enthält damit den Grund und die Regel für die allgemeinsten Formen der Erscheinung des Geistes, welche sind Empfänglichkeit und Thätigkeit. Das Schaffen ferner, eine freie That der Dreieinigkeit, gleich erklärlich und unerklärlich als die Dreieinigkeit selbst, ist ein Vereinzeln göttlicher Kräfte und läßt den Geist hinaus in einen realen und formalen Unterschied zunächst von Gott, aber auch von anderen Geistern und gibt ihn dadurch frei zu göttlichmenschlicher, nicht etwa rein göttlicher Freiheit. Die Fortsetzungen dieses Unterschieds sind des Geistes freie Thaten, bewußtlose anfangs und darauf mit steigendem Bewußtseyn, sein Gesetz das göttliche Licht und Recht, genügend in ihrer Anfänglichkeit, Bewußtlosigkeit, Unmittelbarkeit für die Unmittelbarkeit, Anfänglichkeit und Bewußtlosigkeit der ersten Thaten und immer mehr sich erhellend für bewußteres Thun. Somit bedingt das Schaffen die Möglichkeit und Freiheit für das Geschöpf, entweder die Einheit mit Gott festzuhalten und zu einem selbstbewußten Willen zu erheben, oder das Unterscheiden von Gott fortzusetzen und zum bewußten und gewollten zu steigern. Für dieses Thun wird nun der Geist drittens gewiesen in die seelischkörperliche Menschengattung und die Welt, deren Repräsentanten die Eltern und der Geburtsort sind. Dieses Einweisen ist aber nicht bloß äußerlich und formell, sondern auch real dadurch, daß in den entstehenden Geist etwas, den vorhandenen Seelen Gleichartiges gesetzt wird, so wie der Leib der Körperwelt ebenfalls durch Gleichartigkeit angehört. Der Geist aber hat über die ihm zugegebenen seelischen Elemente die Macht der Gestaltung und Verwendung und durch die Seele über den Leib, mit der Beschränkung jedoch, welche in der Vereinzelung des Geistes liegt, daß er die ursprünglichen Gattungsgesetze und überhaupt die göttliche Allmacht und Übermenschlichkeit anzuerkennen hat. Das sind die Urelemente eines menschlichen, zum Charakter zu bestimmenden Individuums; der Sitz aber des Charakters ist hauptsächlich die Seele. Dies sehen wir ja schon daran, daß er vererbt werden kann, und an dem großen Antheil, den das Temperament, Alter und Geschlecht und andere Natur- und Lokalbestimmtheiten an der Gestaltung desselben haben. Nicht der reine Strahl des geistigen Willens macht den Charakter, sondern die Färbung, wie Jean Paul sagt, welche er auf seinem Durchgang durch die Seele annimmt. Und so weit stimmen wir mit Hegel ziemlich zusammen; allein es muß doch etwas Charakteristisches auch im Geiste seyn, sonst könnte es nicht in der Seele sich ausdrücken. Nicht nur zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpf, sondern auch zwischen dem einzeln erschaffenen Geiste und der gesammten übrigen geistigen, seelischen und körperlichen Schöpfung ist ein unermeßlicher Abstand. Die Totalität der Offenbarungen Gottes überragt seine einzelne Offenbarung in der einzelnen Persönlichkeit eines Menschengeistes bei weitem. Daher werden wir bei diesen Geistern eine große Verschiedenheit nicht bloß im Maaße ihrer göttlichen Kräfte, sondern auch in der Richtung derselben annehmen müssen. Allen Menschen also ist durch den Geist Empfänglichkeit und Thatkraft mitgetheilt; das Maaß aber bei den einzeln Individuen hat Gott seiner Macht vorbehalten. Wie ferner alle Menschen dem Raume und der Zeit, der Körper- und Menschenwelt zugewiesen sind, aber jeder Einzelne durch seinen individuellen Ursprung an seinen Raum und seine Zeit, seine Eltern und sein Volk gebunden wird; so sind zwar alle mit Empfänglichkeit für die Offenbarung Gottes in der Welt angethan, aber die Einzelnen zu besonderen Seiten dieser in ihrer Gesammtheit das Vermögen des einzelnen Geistes weit übersteigenden Offenbarungen eigenthümlich hingezogen, z. B. Manche mehr zu Manifestationen der Gerechtigkeit, der Liebe, der Erhabenheit, der Schönheit, des Tiefsinns, Manche mehr zur Erkenntniß Gottes in der Natur, Andere mehr zu den Zeugnissen der Geschichte, Einige nach vielen Seiten zugleich, Einige nur nach wenigen. Eben so ist die Thatkraft des Geistes ursprünglich zwar bei Allen dazu bestimmt, den Willen Gottes auszuführen; aber dieser welt-regierende und erhaltende Wille regiert auch alle die besondersten Erscheinungen in Natur, Leben, Kunst und Wissenschaft. Daher ist denn die Thatkraft der Einzelnen in ihren verschiedenen Graden zu diesen einzelnen Regierungs- und Erhaltungsthätigkeiten besonders organisirt, wohin z. B. die Anlagen zur Tapferkeit, Großmuth, Milde, Herrscherthum, Treue, Gehorsam und zu den verschiedenen Künsten und Wissenschaften zu rechnen wären. Die Freiheit des

Geistes besteht nun zunächst darin, daß er jene Empfänglichkeit und diese Thatkraft in der ihnen bestimmten Quantität und Qualität bethätigt, setzt aber auch die Möglichkeit voraus, diese Anlagen entweder nicht zu brauchen oder zu mißbrauchen. Diese Bethätigung nimmt ihren Anfang mit der Vereinigung des Geistes mit Seele und Leib. Die Embryonsthaten des Menschen sind fortlaufende Unterscheidungen von Gattung und Natur und zunehmende Aneignung und Bemächtigung derselben. Die weitere Entwickelung geschieht physiologisch und psychologisch eben sowohl in Absätzen, in plötzlichen Veränderungen, als in allmähligen Übergängen, wobei sich besonders zwei Stücke, die Gewohnheit und das Pathos wirksam zeigen, so jedoch, daß ursprünglich physische Momente das Pathos als die frühere und entscheidendere Macht zu erkennen geben. Demgemäß wird der Leib aufgenährt unter Vermittelung des Pathos des Hungers und Ekels, die Seele ausgebildet unter Begierde und Abscheu, der ganze geistige Mensch unter Liebe und Haß. Die stille Macht der Gewohnheit wirkt in Lehre, Zucht und Beispiel wie eine geistige Luft und Sonne allmählig auf Erfüllung des Lebens mit klimatischen, nationalen, religiösen, familiaren, alters-, standes- und zeitgemäßen und örtlichen Elementen. Die Aneignung aber oder Zurückweisung dieser Elemente erfolgt, wenn alles richtig hergeht, nach Maaßgabe der ursprünglichen Anlagen, als des innerlichen Gesetzes. Dadurch entsteht die Einheit des ganzen Prozesses, und Gewohnheit wieder ist es, was das so ausgebildete Leben zusammenschließt, bis es die Form unmittelbarer Natürlichkeit erlangt hat, und dann erst tritt uns in seinem Reichthum, seiner Einheit, seiner Festigkeit ein Charakter entgegen.

So unterscheiden wir denn in einem Charakter drei Bestandtheile. Er ist a) ein anerschaffener, b) ein angeborener, c) ein anerzogener und angenommener.

Bisher haben wir nun aber einen höchst wichtigen Bestandtheil menschlicher Charaktere übergangen, nämlich die Sünde. Der göttliche Lebensgeist wird nicht mehr gehaucht in den frischgeschaffenen Erdenstaub voller seelischer Kräfte, sondern in das von bösen Lüsten und Begierden mannichfach verunreinigte Fleisch eines Elternpaares, in sündlichem Pathos empfangen und im Mutterleibe schon von unreinen Reizen durchzuckt und üblen Gewohnheiten betäubt. Das sind die Elemente, woraus der Geist sich Seele und Leib bildet. Wie der Neger, obwohl erst die frühste That des Athmens ihn zu schwärzen anfängt, doch schon im Mutterleibe eine leichte Färbung annimmt, so wird ein Kind ohne Bewußtseyn schon vor seiner Geburt zu sündigen Thaten nach dem Maaße seiner Freiheit gebracht. Denn das Bewußtseyn steigert zwar die Freiheit und die Schuld, constituirt sie aber nicht. Darauf tritt das Kind in die Welt heraus, auf den verfluchten Acker, der von den elterlichen Sündern und ihres Gleichen bewohnt wird. Und wer herrschet in den dunkeln und unsichtbaren Klüften und Lüften? Ein reichbegabter Fürst, welcher den Unterschied von Gott bis zum bestimmtesten Charakter ausgebildet hat. Welche Gestaltungen die menschliche Freiheit sich und der Welt irgend

gegeben, Kunst, Wissenschaft, Nationalität, Staat, Familie, alle natürlichen Zustände sind von der Sünde getränkt und verfärbt, gleichsam chemisch zersetzt und discomponirt. So ist der natürliche Gebrauch der leiblichen und seelischen Kräfte und Mächte in ihr Gegentheil umgeschlagen, Hunger und Durst in Völlerei und Unmäßigkeit, die Herrschaft über die Natur in Geiz und Habgier, die Liebe in Hurerei, die Verehrung des Rechts in Rachsucht, das Verlangen nach Licht in Glanz- und Putzsucht, der Zug nach Oben zur Ehrsucht, das Bewußtseyn göttlicher Abkunft zu Stolz und Übermuth, die Ruhe in Gott zu Trägheit und Stumpfsinn, das Wirken in Gott zu Zauberei, die Sehnsucht nach göttlicher Freiheit zu Aufruhr und Empörung, die Anbetung des Dreieinigen in Vielgötterei und Pantheismus. Dieses Register ließe sich noch weiter fortsetzen und möchte vielleicht brauchbar seyn, die Lehre von dem bloß negativen Wesen der Sünde bei Manchen wankend zu machen. Denn bestände die Sünde nur in einem Nichterreichen der von Gott gesetzten Gränzen, so könnte sie keine Charaktere bilden. Sie ist aber auch ein Überschreiten derselben, und bildet die allerbestimmtesten Individualitäten, wie die kräftigsten und markirtesten Physiognomien, von dem stillen, sanften, blassen, fast liebenswürdigen Wahnsinn der Selbstsucht bis zur rasenden und tobenden, das Gitterwerk der Welt- und Hausordnung rasselnd erschütternden Wuth, und zwar einer Wuth mit bewußtem Willen. Die Sünde ist ein Pathos, eine Weltmacht, welche die anerschaffenen Formen der Empfänglichkeit und Thätigkeit mit reichem Seelenleben erfüllt und zu bösen Charakteren ausbildet. Gewiß, sie kann das absolut Göttliche nicht vernichten oder auch nur afficiren, aber das menschlich gewordene Göttliche, das Gottmenschliche, kann sie gar wohl in den Tod führen, wenn auch hier noch nicht darin halten. Hat der Satan so viel Gewalt über das Licht, daß er sich eine Gestalt daraus bilden, sich in einen Engel des Lichts verstellen kann, ja daß er den Fürsten des Lebens tödten konnte; wie sollte er nicht im Stande seyn, anerschaffenes, also geschaffenes Licht und Recht und Freiheit zur hohlen Form zu ertödten, mit seinen Kräften zu erfüllen und dadurch zu Gefäßen des Zorns zu machen! Nie die göttlichen Formen des Daseyns erlangt zu haben, nie geboren zu seyn, oder mit einer übermenschlichen Last in das Meer gänzlicher Vernichtung versenkt werden zu können, wäre dann freilich einem solchen Geschöpfe besser, als in dem schrecklichen Warten des Gerichts beharren zu müssen: aber was für die Ewigkeit geschaffen, kann nicht aufhören, ewig zu seyn, wie sehr wir auch schaudern und staunen und verstummen vor dem Hingang Vieler in das ewige Feuer, das bereitet ist dem Teufel und seinen Engeln. Wahrlich, wenn nicht ein neues, seit dem Protevangelium von fern auch in die Heidenwelt, als Verheißungscharakter, hereinscheinendes und durch die Menschwerdung Gottes mitgetheiltes Lebensprincip in die menschlichen Geister und Seelen gedrungen wäre; es hätten sich alle Menschen, als immermehr nachdunkelnde Leib- und Geisteigene jenes Fürsten der Nacht, in demselben Unterschied von Gott verfestigt, und es würde nur satanische Charaktere geben, oder vielleicht, ehe

es dahin gekommen, wäre das Menschengeschlecht von der Erde verschwunden und die Erde mit ihm.

Wir haben absichtlich bei dieser Darstellung der Sündhaftigkeit der Menschenwelt nichts gemildert nach Anleitung der Schrift, welche Empfängniß, Jugend und ferneres Leben der Menschen sündhaft nennt. Nicht jedoch soll etwa das sogenannte Licht der Natur den Heiden und unbekehrten Menschen abgesprochen, aber wohl in seine Schranken zurückgewiesen werden, weil man diese bei Beurtheilung des Charakters so leicht zu überschreiten pflegt. Es soll bloß zum Verständniß gebracht werden, wie nur allein der anerschaffene Charakter unsündig genannt werden darf, nicht aber der angeborene oder der anerzogene und angenommene; ein Verständniß, ohne welches jede Pädagogik zur Phantasterei oder leblosen Methodologie ausschlägt, nimmermehr aber zu einer Befreiungslehre. Als solche nun darf sie auch die Vorfrage durchaus nicht von sich abweisen, was denn von dem anerschaffenen Charakter eines Menschen von der Sünde unberührt und unvernichtet geblieben sey? Unberührt ist freilich gar nichts geblieben; allein bis zur völligen Vernichtung ist der Sünde doch nicht Macht gegeben worden eben durch die schon erwähnten neuen Himmelskräfte, welche durch die Messianischen Verheißungen und Vorbereitungen von Gottes Seite und die darauf gegründeten und schon theilweise heiligenden Hoffnungen und Ahnungen auf menschlicher Seite dem Vernichtungsprozeß gleich anfangs Schranken setzten. Nicht vernichtet ist die Form der Empfänglichkeit und Thätigkeit, auch nicht der eigenthümlichen Richtungen dieser Anlagen bei verschiedenen Individuen; geblieben ist die Form der Anfänglichkeit des Menschengeistes. Ja, leider geblieben! Sie hätte sollen aufgehoben werden, wie die Anfänglichkeit der Seele und des Leibes aufgehoben und mit einem Reichthum von Kräften und Formen dadurch erfüllt wird, daß die seelischen und leiblichen Stoffe der Welt, freilich nicht mehr des Paradieses, immerwährend herandringen und mit Hunger und Durst und regster Begierde in das wachsende Leben an- und eingenommen werden. Mit noch viel innigerer Liebe, Sehnsucht und Bitte hätte die immerdar vom Himmel in einer dem jedesmaligen Freiheitsgrade angemessenen Mächtigkeit herabströmende Ergießung des heiligen Geistes von dem Menschengeiste eingesogen und dieser durch solche ihm allein zuträgliche Nahrung von seiner Anfänglichkeit erlöst werden sollen. Weil nun aber das anerschaffene Licht und Recht in seiner Anfänglichkeit seinen Herrscherthron in dem seelisch erstarkten und entwickelten Willen und die oberste Gerichtsstelle in der Intelligenz nicht hat gegen die übermächtige Sünde behaupten können, so ist zwar eine Anerkennung seiner absoluten Wahrheit und Güte und Macht geblieben, aber seine Kraft und Wesenheit ist aus dem Leben gewichen und aus einem diesseitigen Gut ein jenseitiges geworden, ein Gegenstand unabweisbaren Sehnens und Strebens. Dadurch hat die Freiheit in den Stücken den größten Schaden gelitten, worin sie am meisten enthalten ist, an Macht und innerer Gesetzmäßigkeit. Denn (Röm. 7.) ein sich selbst widersprechendes Gesetz ist kein Gesetz, und was die Freiheit innerlich will, das kann sie äußerlich nicht thun. Allerdings ist auch dem gefallenen und noch liegenden Menschengeschlecht durch das Erkennbare von Gott (τὸ γνωστόν) in der Natur, besonders in der Menschennatur, eine Nahrung geboten, die seiner Sehnsucht nach göttlichem Leben einigermaßen entspricht und es vor gänzlichem Verhungern bewahrt; auch bei ihm ist noch das Verklagen und Entschuldigen der Gedanken nach göttlichem Rechte übrig geblieben; indeß ohne die rechte Beleuchtung aus der Höhe überstrahlt der Glanz des siderischen Lichts zu sehr die schwache Flamme des anerschaffenen Geisteslichts, und die Erkennbarkeit Gottes im Menschen selbst zu sehr das irdische Naturlicht und dieses wieder in seiner Totalität zu sehr das Licht des einzelnen Menschen, um nicht den Blick immer und immer wieder zu blenden und zu verwirren. Und was kann das Richten der Gedanken helfen ohne alle Kraft zur Bethätigung eines richtigen Urtheils, bei der gänzlichen Abtrennung der exekutiven und administrativen Gewalt zur Vollbringung der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt? Und wie groß ist die Gefahr, bei fortdauernder Ohnmacht des Rechts den Gegensatz zwischen Recht und Unrecht ganz zu vergessen, und dadurch auch den letzten Rest innerlicher Freiheit zu verlieren! Um es nicht dahin kommen zu lassen, gab Gott dem auserwählten Volke sein conservatives Gesetz vom Sinai. Ist nun aber der Charakter eines Menschen vornehmlich abhängig von dem Gebrauch seiner Freiheit, und zwar einem gleichmäßigen und seiner individuellen Empfänglichkeit und Thatkraft angemessenen Gebrauch, so geht auch aus dem Obigen hervor, daß es ohne eine Erneuerung des menschlichen Wesens keine wahrhaften Charaktere geben kann, sondern nur ein Mehr und Minder von Festigkeit, Bestimmtheit und innerer Fülle.

So sind wir zu dem zweiten Theil unserer Untersuchung über Charakterbildung gelangt, zur Angabe der Hemmungen, welche sich der freien Entwickelung desselben entgegenstellen. Wir wollen dabei wiederum von einem seelischen Standpunkte aus zu dem des Geistes fortzuschreiten versuchen. Auf den ersten Blick scheint es, als dürfe ein Charakter nur dann auf Ursprünglichkeit Anspruch machen, wenn er sich ganz nach Maaßgabe seiner seelischen Anlagen entfaltet, also mit Freiheit und innerer Gesetzmäßigkeit. Nun aber ist diese Gesetzmäßigkeit eine lebendige, wachsende, sich in sich gestaltende, sich auswirkende, aber auch nach Außen wirkende. Also muß sie nothwendig Macht haben und erwerben, d. h. ein gewisses Maaß von ihr entgegengesetzten Elementen ihrem eigenen Gesetz unterwerfen. Freiheit ohne Gegensatz, ohne Schranken, ohne Widerstand ist undenkbar. Kann doch ein gründlicher Philosoph die Freiheit Gottes selbst nicht anders verständlich machen, als daß er in dem allerhöchsten Gut das Böse als denkbar setzt; obgleich Schreiber dieses aufrichtig gesteht, daß alle Begriffsbestimmungen Gottes, welche über dessen gottmenschliche Herablassung und Offenbarung im geschriebenen und fleischgewordenen Wort hinaussystematisiren wollen, ihm eitel Gigantomachien dünken, die doch das Himmelreich nicht zu sich reißen. Aber gewiß ist so viel, daß von Emancipation eines Menschen zur Freiheit des Cha-

rakters nicht deutlich gesprochen werden mag, ohne daß man zuvörderst die Nothwendigkeit der Schranken und Hemmungen anerkannt habe. Eine absolute Emancipation ist eine sich selbst widersprechende Vorstellung, da der Allmacht Gottes einerseits der Satan selbst nicht entrinnen kann, andererseits der Heilige Gottes, der Mensch Jesus, gehorsam war bis zum Tode, und da von dem Geheimniß der Dreieinigkeit uns sogar das enthüllt worden, daß von der universellen Macht des Sohnes der ausgenommen ist, der ihm Alles untergethan hat und einst Alles in Allem seyn wird. Der Tod emancipirt von den Gesetzen des diesseitigen Lebens und stellt unter die Gesetze des jenseitigen. Emancipation vom Gesetz Alttestamentlicher Knechtschaft stellt unter das Gesetz Neutestamentlicher Kindschaft. Schon die stückweise Natur des Menschen erweist sattsam, daß er zur Unterwürfigkeit unter seinen Nächsten, der ihn ergänzen muß, nach göttlicher Ordnung bestimmt ist. Es kann aber diese Unterwürfigkeit auch gegen Gottes Ordnung seyn, wenn sie ihren Grund und Zweck in einseitigem oder gegenseitigem Sündendienste hat. Wir werden also die mancherlei Freiheitsschranken wohl von einander zu unterscheiden haben, die inneren von den äußeren, die an sich in Gottes Ordnung gegründeten von denen die nur Wirkungen der Sünde sind, die einstweiligen von den lebenslänglichen, mehrerlei andere Arten zu geschweigen. Da werden wir nun zuerst als ordnungsmäßig erkennen, daß ein Kind als ein werdendes Daseyn zu seiner Gattung und zur Welt, als einem Gewordenen und Fertigen, kein völlig freies, sondern ein mehr unfreies, doch immer freier werdendes Verhältniß habe. Die erste innere Schranke des Charakters ist die Anfänglichkeit desselben. Vermöge dieser Form ist die Freiheit ihrer so unbewußt und die Thatkraft so gering, daß fast nur Empfänglichkeit in wenigen Bestimmtheiten sichtbar wird. In dieser Anfänglichkeit besteht, beiläufig gesagt, auch die Unschuld eines Kindes heidnischer Eltern. Denn nur insofern kann man ein solches unschuldig nennen, als seine Empfänglichkeit noch viel zu wenig mit weltlichen Elementen erfüllt und geübt worden, um zu einem Organ für das Verständniß ausgebildeter Bosheit dienen zu können, noch weniger aber die kindliche Thatkraft ein fertiges Böses darzustellen vermag. Die in der Anfänglichkeit liegende Bestimmungslosigkeit bringt aber auch desto größeren Mangel an Ausdruck mit sich, je jünger das Kind ist, und daraus folgt eine fast gänzliche Unerkennbarkeit des Charakters im einzelnen Kinde. Dadurch wird eine besondere Berücksichtigung des partikulären Charakters gewöhnlich erst nach dem zwölften bis vierzehnten Jahre möglich, oft sogar kaum gegen Ausgang der Jünglingsjahre. Wenn aber auch dann noch kein wahrhafter Charakter herauszutreten beginnt, liegt das daran, daß die Entwickelung des allgemeinen Menschencharakters gehindert und oft schon die Keime dazu zerstört worden sind. Diese letztere Gefahr ist also vor Allem in's Auge zu fassen. Denn wie nahe ein anfangender und deshalb noch ganz unfester Charakter dem Zerfließen steht, erhellt besonders daraus, daß ein werdender Mensch durch und durch pathetisch ist, gleichsam von aufregenden Frühlinglüften und den Reizen emporsteigender Lebenswärme und nach Außen treibender Säfte durchzogen und nach allen Seiten hin seine Augen und Poren öffnend, und dies zwar desto mehr, ein je größeres Maaß von Empfänglichkeit und Thatkraft ihm verliehen ward. So liegt im jugendlichen Pathos die Hauptbildungs- und Zerstörungskraft des aufwachsenden Charakters. Wie sollte das auch anders seyn, da, wie früher bemerkt worden, das Pathos oft in den festesten Charakter des Mannes einen Gährungsstoff wirft, welcher die bisherigen Umrisse zerbricht und neue Gebilde hervortreibt.

Jene Anfänglichkeit hat nun durch das göttliche Gesetz der Continuität oder des allseitigen Zusammenhangs in der Schöpfung das Recht der Ergänzung erlangt; wie denn im Allgemeinen anzunehmen ist, daß jedem geistigen Vorgange und Zustande ein leiblicher oder seelischer strafend, lohnend oder erziehend entspricht; obwohl die Erziehungsthaten Gottes, wenn Ausgangspunkt und Ziel etwas weit auseinander liegen, unserer Kurzsichtigkeit am wenigsten in allen Einzelnheiten überschaulich werden, und alle dergleichen Verständigungsregeln nur mit Vorbehalt der freien Gnade und Allmacht des Schöpfers wahr bleiben. Je anfänglicher nun, mangelhafter und machtloser eine Individualität ist, desto geringer braucht der Umfang der Basis zu seyn, auf welche sie gestellt wird; denn auch diese Ab- und Angemessenheit ist der Schöpfungsordnung gemäß. Der Anfänglichkeit des Kindes entspricht demnach die leibliche und geistige Subjektivität der Eltern als Grundlage weiterer Entwickelung des Charakters, welcher also in der Unterwürfigkeit gegen Vater und Mutter und deren Beauftragte seine erste äußere Schranke findet. Wie unordentliche und ungöttliche Liebe überhaupt nur das Äußerliche liebt, so begnügt man sich auch gar oft mit einer sehr oberflächlichen Auffassung der kindlichen Unfreiheit und Abhängigkeit. Unsere Zeitschrift erlaubt jedoch keine umfassende Erörterung. Nur an zwei Erscheinungen soll hier erinnert werden, an jene auf dem Gebiet des Glaubens, daß der Glaube der Eltern die Heilkräfte Jesu auf die Kinder leitet (s. v. Gerlach zu Joh. 4, 52.), und an jene auf dem Gebiet der seelischen Leiblichkeit, welche sich beim Kinde zeigt, sobald seine Empfänglichkeit mit seiner Thatkraft sich einigermaßen in's Gleichgewicht gesetzt hat, ich meine den Nachahmungstrieb der Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 24. Februar. № 16.

Charakter und Christenthum.

(Fortsetzung.)

Sobald dieser Entwickelungsgrad sich bethätigt, geht auch das Kind alsbald in die Äußerlichkeit der Gewohnheiten und aller Laster und Tugenden seiner Umgebung ein und macht sie mit schon ziemlich hellem Bewußtseyn zu seiner eigenen That. Wie enge aber diese äußeren Thaten mit inneren zusammenhängen, kann man schon an der Erfahrung abnehmen, deren J. J. Wagner (Natur der Dinge §. 566.) Erwähnung thut, daß nämlich nachgeahmte Gesichtszüge die ihnen entsprechende Stimmung im Gemüthe erregen. — „Ich wage es," fährt er daselbst fort, „einen großen Theil der physiognomischen Ähnlichkeit zwischen Eltern und Kindern davon abzuleiten, daß letztere viel mit Liebe im Anschauen der ersteren hängen, und so sich selbst unbewußt ihre Züge nach den Zügen der Eltern bilden, woraus denn allerdings jene Ähnlichkeit der Gemüther entstehen muß." — So sehr ist die Persönlichkeit der Eltern den Kindern Lebensbasis! Denn das Anschauen der Leibesaugen ist auch, was ein Schüler Schelling's nicht hätte übersehen sollen, ein Einschauen der Seelenaugen in einander, welches durch die angeborene Gleichartigkeit beider, die Anfänglichkeit der einen und die zur Mutterliebe entwickelte Kraft der anderen vermittelt wird. Dadurch wird denn ein immer mehr innerliches Nachahmen, ein Eingehen der Geister auf einander eingeleitet. Dieses und zum Theil auch das äußerliche Nachbilden dauert fort bis zum Mannesalter, ja unter Mitwirkung der Liebe oft das ganze Leben hindurch, wie schon früher erwähnt worden. Wie stark nun auch die anfängliche Unfähigkeit zu allem charakteristischen Ausdruck und die zur Nachahmung nöthigende Übermacht der elterlichen Personen der Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit des Charakters entgegengesetzt zu seyn scheinen, so enthält dennoch die Anfänglichkeit in sich schon Mittel und Bürgschaft der Vollendung, und das Nachahmen schon die freie Selbstständigkeit. Denn eben dieselben Erzieher sind es, in welchen dem Kinde die allgemeinen Mächte des Lebens nahe treten. Ihrer eben bemächtigt es sich durch seine kindische Verehrung und Nachbildung der Erwachsenen, und ersteigt dadurch eine Stufe der Freiheit nach der anderen. Allerdings, wenn die Erzieher von den allgemeinen Mächten selbst nicht durchdrungen sind, und eigensinnig ihre abstrakte Subjektivität auch dann noch dem Kinde als Ziel aufstellen, wenn dieses so weit erstarkt ist, um Allgemeines zu erfassen und darzustellen, da wird die Ordnung Gottes und damit auch der Charakter zerstört. Man sieht, es gilt auch in der Erziehung die bekannte Emancipationsregel: wie weit Jemand innerlich emancipirt ist, so weit kann er es auch äußerlich werden.

Die innerliche Emancipation muß vorangehen. Kann man, wie oft gemeint worden, diese nun dem naturgemäßen Wachsthume und Entwickelungsgange überlassen? Das wäre ja eben gegen die Ordnung Gottes, der sein Wesen, die Liebe, in der ganzen Schöpfung durch das Gesetz der Wechselwirkung hat offenbaren wollen. Und was ist naturgemäß? Diese Frage ist keiner vollständigen Beantwortung fähig, weil die Natur (Röm. 8.) durch die Sünde getrübt und verwirrt worden ist und der Eitelkeit unterworfen. Diese Eitelkeit, Vergeblichkeit (ματαιότης), d. h. Alles, was nicht zu dem Zwecke stimmt, die herrliche Freiheit der Kinder Gottes darzustellen, ist nach Gottes Schöpfungsordnung unnatürlich, nach Gottes Straf- und Sühnordnung natürlich, nach dem Gesetz der erfüllten Verheißung unnatürlich, nach dem Gesetz der Zucht zur Verheißung natürlich, nach dem Gesetz der Freiheit unnatürlich, nach dem Gesetz der Sünde natürlich. Beides aber, Urnatur und Afternatur, ist Gottes Ordnung, nicht jedoch so, daß die Eitelkeit göttlich wäre, sondern nur so weit, daß sie zum Theil die göttliche Form der Ordnung hat, und durch den inneren Widerspruch ihrer Form und ihres Gehalts sich immerfort als Unordnung verräth, als das der göttlichen Ordnung gegenüber Nichtige, Unberechtigte und Vergängliche. Diese unnatürliche Natur ist eben das Interimistikum, in welches die Menschen hineingeboren werden. Dieselbe Verwirrung thut sich alsbald beim Kinde kund. Die unruhige Beweglichkeit der Glieder ist eben so gut ein Streben, die von Gott geordnete Form des Raums zu negiren, als sie in Besitz zu nehmen. Die Unstätigkeit der Gedanken verhält sich gegen die Form der inneren Anschauung, die Zeit, auf gleich doppelte Weise. So gewinnt ein Kind durch Nachahmung der Erwachsenen an Lebensfülle, verliert aber damit auch oft seine ganze Gegenwart, seine Kindlichkeit. In dieser Unordnung haben wir denn die wirklich störenden und nur aus der Sünde entsprungenen Hindernisse naturgemäßer Entwickelung des Charakters zu suchen. Näher läßt sich diese Unzweckmäßigkeit und Eitelkeit bezeichnen als Nichtbeachtung, Verkennung und Vertauschung des von Gott gesetzten Zieles und Weges: eine Verwirrung von Werden und Seyn. Die Nichtbeachtung zeigt sich, wenn Jemand entweder nichts werden will, oder keinen Weg zum Seyn gehen will; die Verkennung, wenn Jemand etwas anders werden will, oder auf andere Weise als ihm Gott verordnet und durch Ort, Zeit und Umstände seiner Geburt und die sogenannten Naturgaben angezeigt hat; die Vertauschung, wenn Jemand etwas seyn will, was er noch nicht geworden, sondern erst wird, oder das nicht seyn will, was er geworden ist. So zerfällt die kindische Unordnung in drei Faktoren: Trägheit, Eigensinn und Ungeduld. Und damit sind zu gleicher Zeit

die subjektiven Gesetze angegeben, von denen das Kind mehr und mehr emancipirt werden muß, ehe äußerliche Emancipationen erfolgen können. Um diesen Verwirrungen der gefallenen Seelen zu steuern, ist eben der Mensch auf den Acker gesetzt, der ihm Dornen und Disteln trägt und Früchte zu seiner Zeit. Sehr gut schildert diese Halt- und Zielloſigkeit schon der alte Montaigue (Essais I. c. 8.): „Wie wir sehen, daß müssige Ländereien, wenn sie fett und fruchtbar sind, mit hundert Arten von wilden und unnützen Kräutern wuchern, und daß sie, um brauchbar zu bleiben, einer bestimmten Bestellung unterworfen werden müssen; so ist es mit den Geistern! Wenn man sie nicht mit einem bestimmten, sie zügelnden und beschränkenden Gegenstande beschäftigt, werfen sie sich regellos bald da bald dorthin in das wüste Feld der Einbildungen, und es gibt keine Thorheit und keine Träumerei, die sie in dieser Unruhe nicht zur Welt brächten." Nun ist aber sicherlich unmöglich, daß bei solcher Unruhe ein Charakter sich befestigen kann.

Dieselbe Verwirrung in den Seelen der Erzieher wirft denn auch von Außen her der Charakterbildung oft die größten Hindernisse in den Weg. Wenn die Eltern Ziel und Weg verachten, verkennen und verwechseln und die Kinder ihrer kindischen Willkühr überlassen, oder die Mittel der Erziehung und die künftige Bestimmung ganz außerhalb ihres eigenen Lebenskreises suchen, oder wenn sie, aus vermeintlicher Liebe zu ihrem Zögling und in falschem Liberalismus befangen, sich selbst aller eigenen Festigkeit und Abgeschlossenheit entäußern und ihm dadurch die Wahrnehmung und Nachahmung eines Charakters unmöglich machen, oder wenn sie den werdenden Menschen als ein eben so fertiges Wesen ansehen und behandeln, als sie selbst sind, oder wenn sie hinwiederum beim Kinde nie etwas schon Gewordenes anerkennen, sondern täglich Neues und Willkührliches und dem Vorigen Ungleichartiges in Zucht und Lehre ihm aneignen wollen, oder von der Unstetigkeit des Werdens schon die Sicherheit der Gewohnheit fordern; so kann, nach menschlicher Berechnung, ihr Pflegling zu keiner freien Selbstständigkeit erstarken, zu keinem Charakter. Von den theoretischen und praktischen Erscheinungen und Ergebnissen dieser Unordnung, wie sie besonders stark in der heutigen Erziehung zu Tage kommen, wären Bücher zu schreiben; wir beschränken uns hier auf das, was der Zusammenhang ernöthigt. Wir haben nämlich oben das Pathos als einen durchgängigen Zustand wachsender Seelen und Leiber, als ein Moment der Anfänglichkeit, erkannt; wir werden es nun auch leicht unter den Gestaltungen menschlicher Unordnung wiedererkennen, in der Verzweiflung und dem Leichtsinn pathetische Trägheit, in dem Trotz und dem Muthwillen pathetischen Eigensinn, in den mancherlei Arten von Sucht und Gier das Pathos der Ungeduld.

Hier gilt es also, das Princip göttlicher Ordnung auch in der Erziehung aufrecht zu erhalten, soll es bei einem Menschenkinde überhaupt zu einem Charakter kommen! Denn ehe daran gedacht werden darf, von der elterlichen Herrschaft den Zögling zu emancipiren, muß diese erst ihres Schutzamts wahrnehmen gegen die zerstörenden Wirkungen der angeborenen Unordnung,

damit etwas wirklich Charakteristisches zu emancipiren übrig bleibt. Es ist unnöthig zu erwähnen, daß dieser Schutz des Charakters bestehe in einer gleichmäßigen Zucht und Gewöhnung zur Arbeitsamkeit, zum Gehorsam, zu festbestimmter Benutzung des Raumes, zu strenger Abtheilung der Zeit zwischen Spiel und Arbeit; denn wer beides nicht scharf trennen lernt, kommt nie dahin, daß ihm die Arbeit ein Spiel wird. Besonders wichtig für den Charakter ist die rechte Behandlung des jugendlichen Pathos, woran sich die elterliche Selbstsucht oft mit so großer Leidenschaft hängt, daß alle möglichen Reizmittel angewandt werden, um es zu erregen. Allein selbst gutartige Reize in zu häufiger Wiederholung, oder in einem für die jedesmalige Altersstufe zu reichlichem Maaße, wirken abschwächend auf Receptivität und Aktivität der Seele wie des Leibes, und machen den Menschen nach und nach aller pathetischen Bewegung und damit aller Aufnahme charakterstärkender Nahrungsmittel unfähig. Und wehe dem armen Knaben und Jüngling, der dadurch seiner Frühlingsnatur gewaltsam entrissen, mitten in den Spätsommer versetzt wird! Es ist ein Glück, wenn der unzeitige und unmilde Stamm noch Knödelbirnen und Holzäpfel trägt. J. Paul macht die Bemerkung, daß kleinstädtische Eingezogenheit der beste Boden für den Jugendwuchs des Genies ist, und es ist bekannt, daß die späteren Römischen Schriftsteller, wie die jetzigen Französischen, fast alle aus den Provinzen herbeigekommen waren. Nur außerordentlich starke Geister, wie Göthe, vermögen in ihrer Kindheit ein reichbewegtes Familienleben ohne Nachtheil zu ertragen, und doch wer weiß, ob nicht selbst Göthe's Naturgaben ohne den kräftig zusammenhaltenden Charakter seines ordnungsliebenden Vaters Schaden gelitten hätten? Oder, noch näher zur Wahrheit, wer weiß, welchen Schaden Göthe an seiner Seele durch den so frühen Gewinn von viel Welt genommen hat? Es ist beobachtet worden, daß das durch geistige Getränke erregte Pathos nicht bloß Schwächung der Sehkraft und Zittern der Glieder, sondern auch Unentschlossenheit und Wankelmuth erzeugt. Dem aber ist der frühe Besuch des Theaters und der Genuß reizender Lektüre nur gar zu ähnlich. Scenische Darstellungen durch Kinder erklärt selbst Göthe für sehr verderblich und Kinderbälle haben viel Ähnliches damit. In dergleichen Gefühlserregungen liegt die Gefahr besonders auch darin, daß sie nicht selten Emancipationsakte sind, und die Kinder den Erwachsenen gleichstellen. Schreiber dieses hatte vor zwanzig Jahren einmal von Amtswegen die Aufführung eines Ritterstücks durch Schüler zu leiten, und hat es noch in gutem Gedächtniß, wie ihm bei den Proben die geharnischten Sekundaner mitspielten, und wie schwer es noch lange nachher hielt, ihnen die eingebildete Reichsfreiheit zu entreißen. Aber auch das darf man nicht vergessen, wie das immerwährende Pathos der Furcht vor einem tyrannischen Vater die Thatkraft und Empfänglichkeit des Kindes nur zur dürftigsten Entwickelung gedeihen läßt, oder in die schiefen Auswüchse der Lügenhaftigkeit und Heimtücke zusammendrückt; eine Erfahrung, welche ja auch an ganzen unter politischer Tyrannei verkrüppelten Völkern sich dargethan hat; obwohl in neueren

Zeiten die Beispiele häuslicher Charakterverderbniß durch Übermaaß der Zucht sich zu den gleichen Resultaten aus Zuchtlosigkeit nicht einmal wie eins zu hundert verhalten. Hier also haben wir eine Hauptursache der so sehr überhand nehmenden Charakterschwäche gefunden. Ein Collektivbild davon könnte man etwa so entwerfen: Wenn durch Mangel an Zucht, an Ordnung, an Einfachheit und Gleichmäßigkeit der Lebensart das jugendliche Pathos ziemlich abgestumpft, und die Anlage zum Charakter verwischt worden ist, vollzieht man an dem mißmuthigen Pflegling, um die zur Aneignung der nöthigen Seelenbildung erforderliche Lebensthätigkeit aufzuregen, eine schnellfolgende Reihe von Emancipationsakten, welche den ihnen entsprechenden Stufen innerer Freiheit weit vorangehen, deshalb in ihrer Einseitigkeit ihre eigentliche Bedeutung verlieren und nur dazu dienen, momentane Willkühr und wahnwitzige Begehrlichkeit hervorzulocken und zu einer immer gründlicheren und mehrseitigeren Apathie zu führen.

Der Leser fragt vielleicht mit Ungeduld: Nun, welches ist denn die rechte Weise, ein Kind von der elterlichen Subjektivität loszusprechen? Die Antwort liegt im Vorhergehenden. Innerlich frei machen ist das erste; für die äußerliche Freisprechung mit oder ohne Aktus gilt die alte Regel: Eile mit Weile. Daß, je älter der Zögling wird, desto mehr die Marken der elterlichen Herrschaft sich erweitern und vergeistigen und auf weniger, aber desto fester aufrechtgehaltene Gerechtsame beschränken müssen; daß bei wiederholten Rückfällen in kindische Willkührlichkeiten die gemißbrauchte Freiheit durch Erneuerung früherer Schranken zu klarerem Bewußtseyn zu bringen ist; dergleichen Vorschriften lassen sich leicht mehrere geben, haben aber in ihrer weiten Unbestimmtheit wenig Werth, und doch ruht das Besondere zu sehr in den verschiedenen Lebensformen der Völker, Stände und Familien, um eine Zusammenfassung der einzelnen Fälle zuzulassen! Der Nordamerikanische Kaufmann stellt oft den siebzehnjährigen Sohn auf eigenen Etat, weil dieser, seit seinem vierten Jahre zu strenger Arbeit und Mäßigkeit angehalten, wirklich im Stande ist, ein selbstständiges Leben und Geschäft zu führen. Unsere jüdischen Kleinhändler kommen aus gleichen Ursachen manchmal noch früher zu gleicher Selbstständigkeit. Ein junger Adler wird so lange von seinen Eltern geätzt, bis er stark genug ist, die Flügel auszuheben und die Fänge nach dem Wildpret zu strecken. Dann erfolgt jene grausam pennalistische Emancipation: der Vater wirft den Sohn aus dem Horst. Den Kindern armer Leute, besonders der Fabrik- und Hüttenarbeiter, geht es oft nicht besser, sondern schlechter. Man sieht, es kommt auf die Art und den Grad der Selbstständigkeit an, zu welchem emancipirt wird. Die Kinder höherer und höchster Stände der menschlichen Gesellschaft werden zu ganz anderen Stufen seelischer und leiblicher Selbstständigkeit geboren, als die Erben ärmerer und geringerer Väter. Danach bemessen sich die Emancipationsakte. Es kann auf die jugendliche Seele einen gleich guten oder schlechten Eindruck machen, wenn zum ersten Male der junge Prinz sein Regiment zur Parade führt, der Junker in eigener Equipage fährt,

ein anderer Knabe die erste Uhr einsteckt, oder die Jacke mit dem ersten Rock vertauscht. Um den Weg zur Selbstständigkeit mit seinen Zwischenstationen zu bestimmen, muß man, wie bei allen Wegbestimmungen, fragen: woher und wohin? Und die Weite richtet sich auch etwas nach dem Schritte der Wanderer. Einem von Temperament sanftmüthigen, zaghaften oder phlegmatischen Kinde gereichen sehr vereinzelte und recht merkbar gemachte Lossprechungen oft zur Kräftigung; während dem trotzigen und leichtsinnigen eine stillschweigende und allmählige Freigebung heilsam ist. Eben so kann ein charakterstarker Vater seinen Untergebenen vielmehr Freiheit verstatten als ein schwacher: die Zügel bleiben doch in seiner sicheren Hand, und, wenn eine Hülfe zu geben ist, sitzt er fest genug dazu; während ein schwacher zu dem gewöhnlichen Ersatzmittel vermißter Bedeutsamkeit, zur Zurückhaltung und Verschlossenheit seine Zuflucht nehmen muß, wenn ihm geistigere Gewalten, wie Liebe und Einsicht, noch nicht verliehen sind. Diese Seite der Sache fällt unter den Bereich einer anderen allgemeinen Emancipationsregel, nämlich folgender: Wer Andere emancipiren will, muß selbst emancipirt seyn, oder, bestimmter gesprochen, da wir schon oben absolute Emancipation als Unsinn erkannt haben: *Nur wie weit und worin Jemand selbst emancipirt ist, so weit und darin kann er Andere emancipiren.*

Wie aber, wenn nun die Eltern oder Erzieher in sich noch gar nicht oder in sehr geringem Grade emancipirt wären? Wenn sie selbst ohne Ziel und Charakter umherschwankten und bald dieses, bald jenes Lebensprincip und höchstes Gut sich und den Kindern einbildeten? Oder wenn sie gar sich seelisch und leiblich zu einem bösen Charakter ausgebildet und verfestigt hätten und nun das Kind nöthigten, seine kindliche Verehrung vor dem Gewordenen, Fertigen und Festen, als nach welchem Abbild des göttlichen und ewigen Rechts die werdende Seele mit sehnsüchtigem Respekt emporblickt, auf das darin erscheinende Böse selbst zu übertragen und es als sein höchstes Gut anzuerkennen? Und, wollen wir auch von den Extremen absehen, ist denn irgend ein Elternpaar, das nicht mehr mit Sünde behaftet wäre? Irgend eine Haushaltung, worin das Böse nicht eine Gestalt, wenn auch eine mehr und mehr verbleichende, gewonnen hätte? Und in die mehr als despotische, in die psychagogische Gewalt und unablässig eindringende Lebensgemeinschaft solcher Individuen ist eine an göttliche Keime heranwachsende Seele in der Schwäche ihrer Anfänglichkeit dahingegeben? Mag auch die Gefahr nicht größer und nicht vermeidbarer seyn, als die allgemeine, wenn der Allmächtige die Ausführung seiner Weltordnung guten Theils in die Hände sündiger Menschen legt; mögen auch alle die großen Weltmächte, Religion, Wahrheit, Recht, Freiheit, Liebe, Schönheit und ihre Erscheinungsformen, Familie, Gemeinde, Stand, Staat, Kunst, Wissenschaft und Kultus durch Sünder dargestellt, in fortwährender Gefahr stehen, zur bloßen Form der Allgemeinheit und der göttlichen Weltherrschaft zu werden, und bald tiefer, bald oberflächlicher mit Sünde sich zu erfüllen: immer werden wir uns nach einem Schutz des anerschaffenen Charakters unserer armen Kinder gegen

uns Eltern und unsere Sünde umsehen und gegen die Charaktere der sündigen Mittelspersonen, denen wir die uns Anvertrauten wieder anvertrauen. Alle die mancherlei Emancipationsregeln, die im Obigen vorgetragen worden, sind hiezu ganz ungenügend, weil sie entweder bloß formell waren, oder ihr Inhalt sich nur auf Schutz der seelischen Individualitäten gegen die gröbsten inneren und äußeren Willkührlichkeiten bezog.

Allein hier drängt sich uns die Frage auf nach einer Waffenrüstung gegen die nach Gottes Strafordnung ganz ordnungsmäßige Sünde, ich meine diejenige, welche in der Form der Welt- und Naturordnung erscheint in den Eltern, und diejenige, welche, selbst bei bestmöglichster Befolgung obiger Befreiungsmethoden, dennoch in dem Fleische, d. h. in Seele und Leib der Kinder selbst herrschend bleibt. Nun, Gott sey Dank durch Jesum Christum, unseren Herrn, wir brauchen auch hier nicht zu verzagen. Vielmehr hätten wir oben zu verzagen gehabt, wenn die Nothwendigkeit innerer Emancipation beim Zögling und beim Erzieher uns vor Augen trat, und wir weiter nichts von Mitteln und Wegen dazu hörten, als etwa von Arbeitsamkeit, Ordnung, strenger Zucht, Einfachheit und anderen dergleichen Schranken und Hemmungen gegen das auszehrende Aufschießen des wilden Holzes an dem jungen Sprößling eines Menschencharakters und von Behutsamkeit bei Anwendung von Gährungsstoffen und bei Versetzung aus der Pflanzschule in die Gärten, Gänge und Höhen des Lebens. Nachdem uns nun aber das Verderben in den Pflegern selbst und in dem Wesen der Pfleglinge in Erinnerung gekommen, da werden wir erst auf den Kern und das innerste Wesen der Erziehung gewiesen, auf die Entbindung des anerschaffenen göttlichen Geistes von seiner angeborenen Ohnmacht, damit er stark werde, Widerstand zu leisten gegen die allenthalben andringende Sünde. Nur dadurch auch, daß wir eben jene anerschaffenen Keime von Recht und Licht, von Unsterblichkeit, Freiheit und von Daseyn, d. h. von Macht über die Natur und zunächst über das eigene Fleisch, ihrer Anfänglichkeit zu entheben trachten, werden wir dem dritten Stück einer Pädagogik zum Charakter anfangen Genüge zu leisten, und so, wenigstens dem Vorsatze nach, das Unsrige zu thun, um unsere Kinder zu vollständigen Charakteren zu erziehen, zu wahrhaft menschlichen, d. h. gottmenschlichen, d. h. christlichen.

Es wird aber der anerschaffene Geist des Menschen nur ernährt und großgezogen durch göttliche Nahrung, durch Mittheilung von Licht und Recht und himmlischen Lebenskräften. Welches ist aber nun der methodische Gang dieser Mittheilung? Schon bei Erziehung einer hochbegabten Seele, die wir ein Genie nennen, wird die Methodik gar leicht über den Haufen geworfen; sollte dieses auf dem Gebiete einer viel höheren Freiheit, in den Wirkungskreisen des heiligen Geistes, nicht noch viel mehr der Fall seyn? Nein, so ist es nicht. Die Heilsordnung Gottes ist die allerbestimmteste aller Ordnungen. Denn wie sehr wir auch über manche Bekehrungswunder — und alle

Wunder Gottes sind Bekehrungswunder — staunen, unser Staunen betrifft doch bloß den Mangel an leiblicher und seelischer Vermittelung, also die Geistigkeit des Geistes, und so ist es denn nicht einmal der Geist, der da staunet. Der methodische Gang also der elterlichen Pädagogik zum geistigen Charakter hebt an mit dem Glauben der Eltern, vermittelst dessen dem Kinde schon im Mutterleibe die Gaben des heiligen Geistes herabgefleht werden. Dieses Flehen wird nachher zu einem Gebet mit dem Kinde und zu einem Gebet aus dem Kinde, und dieses Beten der Eltern und der Kinder und beider zusammen ist denn das fortwährende Pathos, wodurch der kindliche Geist für seine himmlische Speise empfänglich und seine Thatkraft so gesteigert wird, daß er auch die seelischen Elemente zur Lust und Freude am Gebet und Gesang heranziehen kann. Darauf tritt der Unterricht aus dem göttlichen Worte hinzu, erst unter Anleitung der Lehrer, dann auch ohne diese. So, sehen wir, wird die Ernährung des Menschengeistes mit Kräften des heiligen Geistes vermittelt durch den im Gebet thätigen Glauben der Eltern und des Kindes und durch das Wort der Schrift; beide Vermittelungen enthalten aber in dem mitwirkenden Gefühl und Verstand ihre dem Geiste dienstbaren seelischen Elemente. Je mehr ferner der Zögling durch Anschauung und Nachahmung in Erscheinung eines im Geist geführten Hausstandes eingehen kann, desto williger und fertiger wird diese Dienstbarkeit werden, und sich auch auf das Leibliche erstrecken. Die göttliche Weihe aber ergeht über alle drei Elemente in Taufe und Abendmahl nach Maaßgabe des Entwickelungsstandes des Kindes und seiner Umgebungen. Das ist in den Hauptmomenten der Gang, auf welchem der Menschengeist von seiner Kraftlosigkeit befreit und von dem Dienst des vergänglichen Wesens zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes emancipirt werden sollte. Weil jedoch dem Geiste nicht etwa bloße Anfänglichkeit und unschuldige Sinnlichkeit zu Schranken seiner Freiheit gesetzt sind, die er in gleichmäßigem Wachsthum zu erfüllen und zu durchdringen und zu überwinden hätte, sondern vielmehr sein eigenes, von der Sünde schon durchdrungenes und beherrschtes Fleisch und Blut, und weil überdies seine menschlichen Erzieher, auch im besten Falle, viele pädagogische Unterlassungssünden, aber auch gar manche Thatsünden gegen ihn begehen: so wird er in seinem Geistesleben wieder und immer wieder gestört und in die anfängliche Ohnmacht zurückgestoßen, so daß er, da nothwendig jede ihm geschenkte Zunahme an Licht die Tod bringende Finsterniß der Sünde, jede Zunahme an Recht die Todeswürdigkeit derselben, jeder Zuwachs an Freiheit die Schwere der Schuld und jeder Zuwachs an wahrem Leben die Unentbehrlichkeit dieses Lebens nur desto mehr aufdeckt, im tiefsten Grunde der Seele rufen muß: Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Dieser Schmerzensruf aber über seine Ohnmacht und Verdammungswürdigkeit und über die Ohnmacht der sündigen Schranken ist eine That in Kraft des heil. Geistes, erschüttert deshalb sein Fleisch in Mark und Bein, und bringt ihn um eine Emancipationsstufe weiter. Und wenn der Lebendige, welcher todt war, der den heil. Geist in den Menschengeist sendet, die rechte Zeit sich ersehen, so vollzieht er seinen großen Emancipationsaktus und spricht: Friede sey mit dir, sey getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 28. Februar. № 17.

Der katholische Klerus in Frankreich.

Wir haben neulich die Blicke unserer Leser zu unserem westlichen Nachbarvolke hingelenkt und kehren mit ihnen nochmals zu demselben zurück. Erschien uns die Französische Nation in religiöser Hinsicht wie ein dürres Land, das nach Wasser lechzt, so fragen wir wohl mit Recht, wie erfüllen denn nun die Ackersleute, die von Gott verordnet sind, es zu bauen, zu pflügen, zu säen und zu tränken, ihren Beruf; welche Fähigkeit, Geschicklichkeit und welchen guten Willen entwickeln sie dabei? Da nun dermalen noch die bei weitem überwiegende Anzahl der Bevölkerung Frankreichs der katholischen Confession zugethan ist, so fällt auch natürlich unser spähendes Auge hier zunächst auf den katholischen Klerus, als den rechtmäßigen Hirten der Hauptheerde, und wir versuchen in möglichst kurzen Zügen eine Schilderung seiner Bildung, seiner Gesinnung und Wirksamkeit, so wie seiner Stellung zur Regierung und zum Volke zu geben. Unsere Gewährsmänner sind dabei einmal Dr. Reuchlin in seiner schon früher von uns angeführten und dankbar benutzten Schrift und dann besonders, damit das audiatur et altera pars nicht unbeachtet bleibe, der freisinnige Katholik Prof. Pflanz,*) beide Augenzeugen der zu berichtenden Thatsachen.

Wir möchten den Französischen Klerus mit einer verfallenen Wasserkunst vergleichen; es fehlt ihm das Wasser, das trockene Erdreich zu befeuchten, und die Kunst, es in weithinstrahlende Bewegung zu setzen. Eine dunkle Ruine ragt er über ein lachendes Gefilde herein und erregt dem muthwilligen Beschauer, welcher die Anmaßung, daß dieselbe ihren Platz in einer so contrastirenden Gegend hartnäckig zu behaupten strebt, nicht mit ihrer von ihm unverstandenen, ursprünglichen Bedeutung und Größe zu entschuldigen geneigt ist, Spott und Verachtung; dem ernsten Betrachter, dem aus den unterirdischen Gewölben des steinernen Gebäudes düstere Gedanken an vergangene Zwingherrschaft und Ahndungen oder doch Befürchtungen gleicher Zukunft entgegentreten, Haß und Vorsätze der Zerstörung. Nicht einmal tragisch kann dieser Kampf zwischen Volksleben und Gesinnung der Geistlichkeit genannt werden; denn weder finden sich hier zwei ursprünglich gleich berechtigte sittliche Principe vor, noch kommt es auch unter ihnen zu einem wirklichen Kampfe. Aberglaube und Unglaube, Unwissenheit und Geistesdünkel, Plumpheit und Geckenhaftigkeit stellen sich starren Trotz und höhnische Laune entgegen, oder schließen sich gleichgültig gegen einander ab, statt in lebendige und lebenerzeugende Friktion zu gerathen.

Verfolgen wir die Bildung eines künftigen Klerikers von ihren ersten Anfängen an, so finden wir, daß sie von der Bildung der gesammten übrigen Nation, mit der er doch in mannichfache Gemeinschaft zu treten, auf die er doch geistig einzuwirken berufen ist, gänzlich getrennt ist. Der Besuch der Staatsanstalten, der Gymnasien und Universitäten ist dem für den geistlichen Stand bestimmten Knaben und Jüngling vom Französischen Klerus verwehrt, die theologischen Fakultäten der letzteren stehen daher leer und verödet. Der Grund dieser Erscheinung ist die freisinnig-gallikanische Tendenz jener Institute im Gegensatze gegen die jesuitisch-ultramontane Richtung der gegenwärtigen Geistlichkeit. So sehr hat sich vermöge allgemein bekannter, historischer Vorgänge das Blatt gewendet, daß während unter dem despotischen und bigotten Ludwig XIV. die Geistlichkeit Frankreichs ihre edlen und freien vier propositiones gegen die unberechtigte Anmaßung der päpstlichen Hierarchie proklamirte, jetzt unter dem wohl noch bei weitem mehr in religiöser als in politischer Hinsicht liberalen Gouvernement der Klerus nichts eifriger zu thun hat, als die selbsterrungenen Freiheiten mit Füßen zu treten und als gehorsamer Vasall beim Statthalter Christi zum Lehen zu gehen. Es bestehen nun zur Bildung des Klerus in Frankreich zweierlei Seminare: die höheren für das Studium der Philosophie und Theologie, und die niederen für die Gymnasialstudien — Ecoles sécondaires ecclésiastiques; in welchen die jungen Kleriker von den Kinderjahren an bis zum Augenblick, wo sie in die Seelsorge treten, abgesondert von den übrigen Theilen der Nation in strenger klösterlicher Zucht erzogen werden.*) Keineswegs kann die Geistlichkeit zur Entschuldigung dieses gewaltsamen Absperrungssystemes den irreligiösen Charakter der colléges vorschützen, denn die Erziehung in den Französischen Gymnasien hat einen durchaus strengen, militärisch-mönchischen Zuschnitt, und dasjenige in jenen Anstalten einzuführen, was der Klerus etwa noch in denselben seinen Principien zufolge vermissen konnte, dazu war ihm von der Regierung die Gelegenheit eröffnet, hätte er nicht jede Theilnahme und Einwirkung auf jene Staatsanstalten störrisch zurückgewiesen und verweigert. Die Geistlichkeit gestattete nämlich ihren Zöglingen nicht, in die zur Bildung von Lehrern errichteten Normalschulen einzutreten und die damit verbundene Verpflichtung auf sich zu nehmen, nach empfangenen Weihen dem Staate zehn Jahre als Lehrer in einem Collége zu dienen. — In den niederen

*) Über das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. Stuttgart und Tübingen in der Cottaschen Buchhandlung. 1836.

*) Pflanz a. a. O. S. 99. 106.

oder sogenannten kleinen Seminaren ist nun der wissenschaftliche Unterricht sehr beschränkter und untergeordneter Art, für welchen Mangel allerdings die zahlreichen Andachtsübungen kein genügendes oder auch nur passendes Surrogat zu bilden im Stande sind. Etwas Latein, wenig Griechisch und gar kein Hebräisch — das sind die philologischen Vorstudien der künftigen Theologen Frankreichs; von Realien ist ohnehin wenig die Rede und das Feld der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, welches in den colléges mit so großem Erfolge angebaut wird, liegt hier brach. Ausnahmen von dieser Regel gibt es nur wenige.*) Gehen wir zu den höheren Seminaren über und fragen zunächst nach den philosophischen Studien in denselben, so läßt sich erwarten, was eine so antiphilosophische Körperschaft, wie Frankreichs Klerus, unter einem so unphilosophischen Volke, wie das Französische ist, für Bestrebungen an's Tageslicht fördern mag. Wir wollen jene antiphilosophische Tendenz an sich keineswegs tadeln, wenigstens nicht in Verhältniß zu dem, was man heut zu Tage gewöhnlich Philosophie zu nennen beliebt; die Zeit wird hoffentlich auch unserer Protestantischen Kirche wiederkehren, wo sie nicht ferner strebt zu verbinden, was Gott geschieden hat, wo sie die buhlerische Mesallianz zwischen natürlicher Vernunft und Offenbarung, die schlimmste aller gemischten Ehen, wieder daran zu geben und zu lösen sich entschließt: aber was einmal getrieben wird, das soll auch ordentlich getrieben werden, und selbst ihren Beruf zum Kampfe kann die Theologie nicht erfüllen, wenn sie nicht gründlich von der Kraft und Gewandtheit, so wie von den Hülfsquellen des Gegners Notiz genommen hat. Wenn daher dem Französischen Klerus die Namen der Deutschen Philosophen nicht über Leibnitz hinaus bekannt sind, wenn Descartes selbst im philosophischen Unterrichte nur mit Vorsicht genannt werden darf, weil er nicht in allen Stücken für durchaus orthodox gilt, so ist dies beschränkt und thöricht zu nennen. Ja es sollen sogar aus dem Seminar zu Straßburg einige Zöglinge entfernt worden seyn, weil sie wiederholt in Kantschen Schriften lesend erwischt wurden. Und doch hätte dies wohl kaum in einer eigentlich Französischen Provinz vorfallen können, denn schon die bloße Kenntniß Kantscher Schriften zeigt, was auch sonst angenommen wird, daß die Deutschen Provinzen Frankreichs in Hinsicht der philosophischen Studien, was übrigens gleichfalls von den theologischen gilt, den übrigen Landestheilen voraus sind. Das Lehrbuch der Philosophie, das in sehr vielen Seminaren gebraucht wird, und das, weil es zuerst 1782 zum Gebrauche der Lyoner Diöcese erschienen war, in Frankreich unter dem Namen der Lyoner Philosophie bekannt ist, — ein Titel, der bei Pflanz nach einer sehr natürlichen Ideen- oder Geschmacks-Association den Gedanken an Nürnberger Pfefferkuchen erregt hat, — enthält, nachdem es mit orthodoxen Visitationseisen gehörig durchwühlt und mit päpstlichem Chlor gehörig durchräuchert worden, in vier kleinen Bänden folgende vier große Gegenstände: 1. Logica, 2. Metaphysica, 3. Moralis, 4. Physica; welches, wie S. 18. gesagt wird, die bequemste Eintheilung eines Lehrbuches der Philosophie ist, weil der Candidat zuerst die Art und Weise verstehen muß, wie man die Wahrheit erforscht (Logica); weil er, wenn er dieses versteht, nichts findet, womit er sich nützlicher beschäftigen könnte, als die Kenntniß des Schöpfers und seiner selbst (Metaphysica); weil er, mit dieser Kenntniß ausgerüstet, die Regeln kennen lernen muß, durch deren Befolgung er mit der Hülfe Gottes von Lastern gereinigt und mit Tugenden geziert werden kann (Moralis); und er endlich in der Physica die Macht, Weisheit und Güte des Schöpfers kennen lernen soll. Das ganze Buch besteht aus Fragen und Antworten, so daß Lehrer und Schüler gut mit einander auskommen können, wenn jener die Fragen liest und dieser die Antworten auswendig hersagt.*) Proben dieser Lyoner Leckerbissen, wie unser Autor sie uns mittheilt, werden die danach lüsternen Leser zu Gunsten der enthaltsamen, die sie uns gerne nachlassen werden, sich selbst aus Pflanz zu holen angewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Pflanz a. a. O. S. 111.

Charakter und Christenthum.

(Schluß.)

Bis zu dieser krönenden Emancipation führen allerdings wohl noch manche Stufen, aber jede ist eine Tempelstufe. Denn ein Christ soll ein Priester Gottes des Allerhöchsten werden, und sich selbst als Opfer darbringen Gott zu einem süßen Geruch in dem vollgültigen Opfer Jesu Christi. Zu jenem Opfer ist aber nicht nur Seele und Leib, sondern auch die ganze Welt bestimmt, so weit sie kann lebendig und heilig und Gott wohlgefällig gemacht werden durch den Gebrauch der Heiligen. Denn wie die ganze Menschheit unter dem Naturgesetz zur Erlösung durch den Sohn Gottes aufgespart worden, während die göttliche Zucht des geoffenbarten Gesetzes an dem einen Volke Gottes als ein fortwährendes Zeugniß der allgemeinen Ungerechtigkeit entgegenstand, und zur Messianischen Vorbereitung durch die in alle Weltgegenden zerstreuten Juden umhergetragen ward: eben so ist die Natur der Eitelkeit unterworfen auf Hoffnung, und die einstweilige und zeitliche Offenbarung der Kinder Gottes bereitet die Erlösung der Natur mehr und mehr vor, während das neue Israel ebenfalls für und für Zeugniß ablegen soll gegen die Zwecklosigkeit der natürlichen Dinge. Eben dieser Weg ist auch der einzige zu einem vollständigen christlichen Charakter. Das Gewöhnlichste, was wir unter Erweckten jetzt sehen, ist zwar dies, daß Jemand ein Christ ist, und nebenbei von seinem früheren Charakter mehr oder weniger beibehalten, und also eigentlich zwei Charaktere hat: eine Duplicität, welche in Nordamerika sogar als höchste Normalität angesehen wird. Die Ursachen dieser Erscheinungen liegen auf der Hand, aber Zweck der Erziehung kann eine solche Zwiespältigkeit nimmer seyn. Als den Jonathan (1 Sam. 14.) sein Helden-

*) Pflanz S. 117 u. 118.

muth trieb, selbander den Philisterposten von zwanzig Mann auf dem Felsenplateau bei Michmas zu erschlagen, setzte er sich einen prahlerischen Zuruf der Feinde zum Zeichen, daß ihm Gott Sieg verleihen werde. Als Israelit wußte er, daß Gott den Mann, den er in's Verderben gibt, zuerst in trotziges Selbstvertrauen fallen läßt, als erfahrener Schwerdtführer, daß wahre Tapferkeit nicht mit Trotz dem Angreifenden droht, sondern lieber gleich entgegengeht, und als Held klimmte er hinauf, schlug auf den Feind und sein Waffenträger würgte ihm nach. Gott aber legte auf dieses thatsächliche Zeugniß von der Herrschaft seines Bundesvolkes einen solchen Segen, daß das ganze Lager der Philister in Schrecken, Flucht und Untergang gerieth. Dieselbe Zusammengeschlossenheit des Charakters zeigte Jonathan, als sich sein kühnes Herz mit dem Herzen David's verbunden hatte (1 Sam. 18.), zärtliche Liebe zu dem Heldenjüngling und tiefe Ehrfurcht vor dem Gesalbten des Herrn, willige Hingabe seines königlichen Erbrechts an den von Gott erkorenen Prätendenten, und Festhalten seines Geschlechts und Stammguts, Gehorsam gegen seinen Vater und Widerstand gegen die Ungerechtigkeit desselben: eine so totale Individualität konnte nur auf der Basis einer lebendigen Theokratie erwachsen. Nun, ein Christ soll auch ein Theokrat seyn und zwar in viel weiterem und innigerem Sinne. Alles ist euer, sagt die Schrift; denn Alles ist heilig, was mit Danksagung genossen wird, und Alles ist recht gethan, was zu Gottes Ehre gethan wird. Auf diese Totalität muß denn auch gleich die Erziehung gerichtet seyn. Worin irgend in der Welt, in Zeit und Raum sich der heilige Geist eine Form der Erscheinung gewirkt hat, das muß dem Kindesgeiste in angemessener Fülle mit ebenfalls angemessener Hinweisung auf gegentheilige Erscheinungen dargeboten werden, so gut wie der Seele und dem Leibe ihre seelische und leibliche Speise gereicht und Schädliches abgewehrt wird. Dem Erzieher aber muß die eigene Wiedergeburt aus dem Geiste jenen Zart- und Scharfsinn verleihen, die geringsten Spuren göttlichen Gehalts selbst in ersterbenden Lebensformen zu entdecken, zu lieben, und als eine Gnadengabe, nicht als eine Naturgabe, darzustellen, wie dem conservativen Haushalter in Haus und Hof und Stadt und Land, sie zu erhalten. Wie charakteristisch auch eine Poesie seyn möge, ist sie sich des Unterschieds der Sünde und der Gnade nicht bewußt worden, so ist sie nur eine sehr vorsichtig zu brauchende Seelennahrung. Denn selbst noch verwirrt, kann sie nur die Seele innerhalb der Schranken ihrer natürlichen Unordnung auferziehen. So verhält sich's mit der heidnischen Naturpoesie. Wenn aber, wie bei allen wahrhaften Dichtern christlicher Nationen, das allgemeinchristliche Bewußtseyn von der Verschiedenheit der drei großen Reiche, des der Natur, der Gnade und der Herrlichkeit vorhanden, und in die ganze Sprache und Darstellung eingedrungen ist, aber dennoch, wie meist bei Göthe, Gnade und Herrlichkeit der Natur gleichgestellt, untergeordnet oder wenigstens zu völliger Einerleiheit eingedichtet wird; dann kann zwar der hier Nahrung suchende Geist zu lebhafterer Sehnsucht nach göttlicher Natur gestärkt, aber, noch viel wahrscheinlicher die Seele, bei Ermangelung eines tiefer liegenden Schwerpunktes, in den heillosesten Götzendienst irdischer Natur versenkt werden. Wie scharf und elastisch auch die Kunst eines christlichen Geschichtschreibers um Helden, Zeiten und Schauplätze ihre Umrisse ziehen, wie treu sie auch mit objektiver Persönlichkeit und Leibhaftigkeit ihre Contoure erfüllen, emporheben und beseelen mag; wenn sie nicht auch in ihren Gebilden den Ausdruck von göttlichem Licht und Recht, von Finsterniß und Ungerechtigkeit, von recht oder schlecht entschiedener Freiheit im Glanze der Gnade erkennt, trennt, und in das jedesmal geziemende Maaß von Licht und Schatten, versteht sich nach menschlicher Competenz, zu setzen weiß: so wird ihrer Charakteristik das wichtigste Stück gebrechen, eine feste und wahre Basis. Eine mangelhafte Charakteristik ist aber für den ganzen Menschen nur ein mehr oder weniger ungenügendes Nahrungsmittel. Bei dieser Bemerkung dringt sich uns eine nachträgliche Freudenbezeugung auf über das Lehrbuch der Universalgeschichte von Leo (Halle 1835—37), welcher zur Basis seiner Übersichten die geoffenbarte Wahrheit zu stellen und danach die Lebensäußerungen und Schicksale der Völker aufzuklären und zu scheiden versucht hat. Und da des Lesers Blick einmal auf den litterarischen Theil dieses Aufsatzes zurückgeleitet worden, so dürfte passend seyn, hier gleich noch an einem anderen Beispiel die rechte Zurichtung der Bildungsmittel, welche ja immer auch Bestandtheile des elterlichen Lebens sind, nachzuweisen. Wie ehrfurchtsvoll nämlich der charakterisirende Jurist und Politiker gewordene Rechte und gewordene Besitzstände als eben so viele Manifestationen der göttlichen Weltordnung betrachten mögen; vergessen sie, daß andererseits Welt und Gattung, auch in ihrer historisch legitimsten Situation, selbst noch im Werden begriffen sind und einer höheren Freiheit entgegenreifen, daß unter allen göttlichen Weltordnungen die Heilsordnung die älteste, höchste und festeste ist, deren maaßgebende Schranken alle übrigen Ordnungen, als die da in verschiedenen Graden von der Sünde (Röm. 8, 3.) gestört und entkräftet worden und werden, anerkennen müssen: so kann es nicht fehlen, sie werden dem Recht und dem Staate und der Wissenschaft an ihrer gottmenschlichen Würde bedeutenden Abbruch thun. Soll das priesterliche Geschlecht seinem Gotte die ganze Welt zum Opfer bringen, so muß es sich freilich wohl derselben erst bemächtigen, aber diese Bemächtigung kann nur dadurch geschehen, daß die Scheidung des Heiligen und des Sündlichen, des Geheiligten und des Natürlichen nicht eher oder weiter aufgegeben wird, als bis wie weit das Unheilige mit Gott versöhnt und entsündigt worden.

Auf ein so geheiligtes Gebiet muß ein werdender Mensch gestellt werden, wenn er zu einem totalchristlichen und christlich-totalen Charakter erwachsen soll. Und welches ist nun dieses zugleich geistliche, seelische und leibliche Gebiet der Erde? Auf der großen Emancipationsreise, auf welcher das gewordene und werdende Menschengeschlecht annoch unterwegs ist, verdichten sich die in Zeiten und Örter zerstreuten und zerfallenen Individuen in lauter mannichfaltig geeinte Gemeinschaften um irgend einen

Mittelpunkt, nehmen als solche ein gewisses Maaß weltlicher Macht in Besitz und bilden eben jene basischen Elemente des Charakters, von denen früher gesprochen worden. Allein alle diese Grundlagen und unter sich theils concentrischen theils excentrischen Lebenskreise sind ebenfalls noch je ein Werdendes und immer einem höheren Gewordenen als ihren maaßgebenden Schranken unterworfen, und alles Werdende endlich dem Absolutfesten, der göttlichen Liebe und Gerechtigkeit. Wird nun unter diesen Gemeinschaften eine gefunden, welche so reich an gewordenen Elementen wäre, daß das Werdende in ihr den Gefahren der Willkühr sich entziehen könnte, und daß von ihr nicht nur die Bewegung der weltlichen Kräfte in Eroberung der Erde und ihrer Nahrungssäfte, sondern auch der seelischen Kräfte in Kunst und Wissenschaft und der geistigen Anlagen in ihrem Drange nach überirdischem Besitz Anleitung, Vorbild, Maaß und Ziel erhielte; eine Gemeinschaft, einerseits äußerlich genug, um von allen übrigen Gemeinschaften unterschieden zu werden und ihren Mitgliedern die That dieses Unterschiedes nöthig und möglich zu machen, also selbst charakteristisch genug und Charakter als Merkzeichen der Mitgliedschaft auflegend, andererseits innerlich genug, um alle übrigen, ihr selbst nicht innerlich widersprechenden, charakteristischen Unterschiede menschlicher Lebenskreise und Individualitäten in sich aufzunehmen; eine Gemeinschaft, in welcher alle Grade der Herrschaft von höherer Stärke, Fülle, Vollständigkeit und Festigkeit des Gemeindecharakters abhingen? Wäre eine solche Gemeinschaft wohl die gesuchte, allgenugsame Grundlage für Charakterbildung? Irren wir uns ja nicht: eine solche Gemeinschaft kann auch der Teufel stiften. Auch er hat überirdische Kräfte, Gewalt über die natürlichen der seelischen und körperlichen Welt, die Sünde gibt ein sehr bestimmtes Gepräge und gegenseitige Kennzeichen, und in ihrem Reiche kann recht wohl eine sehr bestimmte Subordination statt finden, eine bald küssende, bald hohnlachende Herrschaft, ein bald kriechender, bald zähnefnirschender Gehorsam. Schauerliche Vorspiele solcher Gemeinschaften sind von Zeit zu Zeit in heidnischen Inseln und christlichen Hauptstädten, in Höhlen und Seeschiffen aufgeführt worden, aber nach der Schrift wird die Hauptdarstellung erst in den letzten Zeiten geschehen und endlich noch ein Schlußkampf vor dem anderen Tode. An sehr bestimmten und festen Charaktern kann es dabei nicht fehlen. Wir aber suchen nicht irgend einen hohen Grad charakteristischer Ausbildung, sondern den höchsten, dessen Menschen fähig sind, den gottmenschlichen. Dazu bedürfen wir eine Gemeinschaft zur Grundlage, die außer den oben angegebenen Machtvollkommenheiten noch ganz andere besitzt, nämlich göttliche Beglaubigung und Begabung und gottmenschliche Bethätigung, eine Beglaubigung, welche die irdische Erscheinung der Gemeinde auf immer der Gefahr entnimmt, sich so sehr mit satanischen Elementen erfüllen zu können, daß sie dem einstigen Untergange anheimfiele; eine Begabung, wodurch diese Gemeinschaft ausgerüstet wird, selbst fortwährend ihrem Ewigkeitscharakter gemäß zu wachsen, die himmlischen Nahrungsmittel den werdenden Geistern zu reichen und alles Todbringende abzuwehren bis zur Emancipation durch den leiblichen Tod, welches alles in dem Leben der Gemeinde sich bethätigt durch innigen Zusammenhang ihrer Stiftung mit der Erschaffung der Welt selbst und aller Erneuerungen mit ihrer Stiftung, durch lebendiges Festhalten an dem ihr verliehenen Licht und Recht, immer schärfere Scheidung und Überwindung der Lüge und wachsende Fülle an himmlischer Weisheit (Gnosis, Diakrisis und Epignosis), durch eine Regierungsform, die sich auf die Einheit, Allmacht und Liebe ihres Stifters und den freien, d. h. aus Willenseinheit hervorgehenden Gehorsam ihrer Mitglieder gründet, also durch die bestimmteste und allseitigste Unterordnung mit allgemeinster Brüderschaft, durch unerschütterliche Festigkeit des Gemeindecharakters gegen alle ihm widersprechenden Elemente und liebevollsten Eifer, alle Feinde in die Gemeinschaft hereinzuziehen, durch das Recht, die ganze Erde einzunehmen und die Entsagung allen erworbenen Besitz an irdischer oder geistiger Macht nur der anerschaffenen Bestimmung gemäß zu gebrauchen, nämlich zur Ehre Gottes.

Die Leser werden alle verstanden haben, daß die christliche Kirche in der irdischen Erscheinung ihres himmlischen Wesens als die beste Grundlage aller Charakterbildung hat sollen bezeichnet werden; aber sie werden in manchen Stücken die Treue des Bildes vermissen. Allerdings fehlt es eben an der Treue, und wenn irgend wo und worin die Kirche ihrem Charakter, in aller Mannichfaltigkeit der Glieder und Gaben der Leib des Gottmenschen zu seyn, dessen Reich nicht von dieser ihm zur Beute und zum Fußschemel gegebenen Welt ist, der Bau aus lauter lebendigen Steinen, da Jesus Christus der Eckstein ist, nicht entsprochen hat; so hat es immer nur an der Treue gefehlt und daher auch an Kraft, die Welt zu überwinden, und die überwundene ihrem Gotte als Opfer darzubringen. Aber an der Treue Gottes hat es nicht gefehlt und wird es nie fehlen. Wie klein also auch das Gebiet der sichtbaren Kirche annoch seyn mag, wie viele dunkle und farblose Flecken ihre Sichtbarkeit verunzieren mögen, derjenige Erzieher wird mit möglichster Gewißheit, so weit menschliches Thun reicht, seinen Zöglingen einen wahrhaft menschlichen Charakter erhalten und anbilden, der selbst ein lebendiges Glied der Kirche ist und den Gemeindecharakter durch sein ganzes Leben ausdrückt. Nur dadurch, daß das Kind auf die ewige Felsenbasis der Kirche in Haus und Schule von der ersten Jugend an gestellt wird, erlangt es diejenige Schutz- und Trutzkraft, deren es gegen die eigene und fremde Sünde bedarf, und einen Fruchtboden, der seine Anfänglichkeit mit solchen weltlichen Elementen erfüllen und aufheben kann, welche Gotte schon zum Opfer geheiligt und dargebracht und demnach eine wirklich priesterliche Nahrung sind, auch hinreichend, allen denen vom Samen unseres Hohenpriesters das Leben zu fristen, die noch einen natürlichen Fehl an sich haben (3 Mos. 18, 18 ff.). Sie sollen doch das Brodt unseres Gottes essen, beides von dem Heiligen und vom Allerheiligsten.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 3. März. № 18.

Der katholische Klerus in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Diejenigen Seminarlehrer übrigens, welche ihre eigenen Hefte über Philosophie diktiren, sollen grade nichts Besseres geben, als die Sekte der philosophi Lugdunenses. Aber vielleicht bietet die theologische Seminarbildung für das, was der philosophischen abgeht, gründlichen Ersatz? Wäre die vorhin besprochene Apprehension gegen die Philosophie Erzeugniß einer großartigen Einseitigkeit des Genies, oder auf richtiger Einsicht ruhende Überzeugung von der wesentlichen Grunddivergenz, welche zwischen der Weisheit der Welt und der Weisheit Gottes besteht, so ließe sich das vielleicht erwarten; so aber ist es natürlich, daß der lahme und stumpfe Geist des Französischen Klerus, der seine Unfähigkeit in der einen Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit bekundet, auch in der anderen die hinkende Hüfte nicht verbergen kann. Exegese gibt es nun einmal zuvörderst in den Seminaren gar nicht, eine nothwendige Folge der so höchst mangelhaften philologischen Vorkenntnisse, obgleich auch sonst aus der allgemeinen geistigen Richtung der Klerisei erklärlich; Kirchengeschichte gibt es in der Regel auch nicht, denn dies sey eine untergeordnete Wissenschaft, ward Pflanz von einem jungen, eifrigen Theologen berichtet; praktische Theologie gibt es sehr wenig! Was in aller Welt gibt es denn aber? Dogmatik und Moral, oder wie man lieber sagen sollte und damit haben wir über Inhalt und Form dieser Disciplinen genug gesagt, Scholastik und Casuistik! — Bei einem so mangelhaften theologischen Studium bleibt natürlich den Seminaristen viel Zeit für das Lesen erbaulicher Bücher und für ascetische Übungen, und man versichert, daß dieselbe hiezu mit Eifer verwendet werde. Auch die Strafen in den Seminaren sind noch sehr klösterlich, Abschreiben des Symbolums, Besuch der ersten Frühmesse, besonders während des Winters. Doch ist die sittliche Haltung dieser Seminaristen im Ganzen untadelich, ja es fehlt nicht an Beispielen heldenmüthiger Aufopferung von ihrer Seite; besonders pflegen sie sich bei Feuersbrünsten auszuzeichnen, um, wie ein Französisches Journal hämisch sagt, vergessen zu machen, daß sie in den Juli-Gefahren nicht neben der übrigen Jugend Frankreichs gestanden. Dieser letztere Umstand, so wie überhaupt die Theilnahmlosigkeit, mit der sich die geistliche Jugend während aller großen politischen Ereignisse der neueren Zeit hinter den Mauern ihrer Seminare abschloß, erregte unter der ungeistlichen Bevölkerung natürlich Erbitterung, welche endlich auch von ihrer Seite völliger Gleichgültigkeit Platz machte. Wie ein Fremdling schreitet nun der wenig beachtete Seminarjünger in seiner halb priesterlichen, halb altväterischen Tracht, so wie in seiner ehrbaren, gedrückten Physiognomie und Haltung durch die bewegten Straßen der von Lebensfülle sprudelnden Hauptstadt. Wie hoch übrigens die Kirche ihre Seminare hält, geht unter Anderen daraus hervor, daß in Paris jedes Jahr Damen umhergehen, welche für die kleinen Seminare von Haus zu Haus sammeln, durch dieses Werk demüthiger Ausdauer, wie der Erzbischof in seinem sich darauf beziehenden Hirtenbriefe sagt, den heiligen Frauen ähnlich, welche die Kirche selig gesprochen hat.*)

Wie wenig nun von dem zunächst nachrückenden Priestergeschlechte für die religiöse Regeneration Frankreichs zu erwarten steht, ist wohl nach dem bisher Mitgetheilten Jedermann einleuchtend. Dennoch kann die jetzt im Amte stehende Geistlichkeit zum Theil an Bildung sich nicht einmal mit ihrem jungen Nachwuchse messen. Dies ist leicht begreiflich, wenn wir an die Zeiten zurückdenken, in welchen sie zu ihren Würden berufen wurde. Als Napoleon, nicht eingedenk des Wortes, das der Herr zu David sprach, und das er doch in ganz besonderem Sinne auf sich hätte beziehen sollen: „Du sollst meinem Namen kein Haus bauen, um des Krieges willen, der um dich her ist," dennoch, nach Robespierre's würdigem Vorgange, nicht bloß wie dieser die Existenz der Gottheit, sondern sogar die Anbetung des Dreieinigen, des allein wahren Gottes zu dekretiren und anzubefehlen geruhte, da war die Art der Durchführung solches Unterfangens dem frevlen Beginnen selbst angemessen und entsprechend. Woher die Hände nehmen, um das Volk zu segnen und den Dienst des Friedens zu verwalten, da die meisten der älteren Priester dem Exil oder der Guillotine zum Opfer gefallen waren, die besten und edelsten unter den frischen Kräften des Landes aber zum blutigen Kriegeshandwerk verwendet wurden? Da wurden nicht viel Weise nach dem Fleische, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle berufen; den Landmann riß man von dem Pfluge und ertheilte ihm nebst einem dürftigen, rhapsodischen Unterrichte in der Lateinischen Sprache und in der Theologie die heiligen Weihen, so daß Mancher heute als Priester am Altare diente in einer Gemeinde, in welcher er vor drei Jahren noch einem Bauer gedient hatte.**) Und in der That, um der Jugend als eins der Hauptgebote des Katechismus unbedingten Gehorsam und gränzenlose Hingabe an den Kaiser, den allmächtigen Erdengott, einzuprägen, was doch im Grunde die ausschließliche Tendenz war, worauf der ganze neue Kultus abzweckte, um das Volk, wie der alte Voß sagt, tumm zu machen, dazu bedurfte es grade so großer

*) Reuchlin, das Christenthum in Frankreich S. 145. 152.

**) Pflanz S. 129.

Klugheit und Gelehrsamkeit von Seiten des Geistlichen nicht. — Am meisten wissenschaftliche Bildung, Einsicht und Erfahrung findet man heut zu Tage bei einigen älteren Männern des Französischen Klerus, die ihre Studien noch vor der Revolution gemacht, und an Erinnerungen bedeutender Erlebnisse reich sind; doch ist ihre Zahl gering und ihr Einfluß auf das jüngere Geschlecht, da sie meistens schon Emeriti sind, von keiner Bedeutung.

Die moralische Führung des jetzigen Klerus ist nun aber, wie schon früher bemerkt, viel tadelloser und reiner als zu den Zeiten der berüchtigten, Französischen Abbés. Trotz dem, daß er strenge an dem Cölibatsgesetze festhält, als dessen beredter Vertheidiger erst neuerdings Gerbet aufgetreten ist, verüben doch nur selten einzelne seiner Mitglieder wirkliche Excesse. Doch ist ihm allerdings auch Sittlichkeit, wir wollen nicht sagen bewußtes Mittel, jedenfalls nothwendige Bedingung der Selbsterhaltung, denn wehe ihm, wenn er auch diese Stütze noch in der Volksachtung verlöre. Schon deshalb thut er aber klug, an der Ehelosigkeit festzuhalten, weil bei dem revolutionären Elemente, auf dem er steht, der Boden ihm fortwährend unter den Füßen schwankt, und er demnach für sein Heimathsrecht so wie für seinen Besitzstand nur eine sehr prekäre Bürgschaft hat. Doppelt aber ist die Priesterehe in Frankreich verhaßt, weil sie an die Zeiten der Revolution erinnert, und selbst gegen solche, welche in jenen Zeiten, nachdem sie das Priesteramt niedergelegt, sich verheirathet hatten und gegen ihre Frauen wird von der Kirche auf's Strengste verfahren. Einer solchen verwittweten Frau soll neuerdings der Erzbischof von Paris, als sie auf dem Sterbebette lag, Absolution nur unter der Bedingung versprochen haben, daß sie bei geöffneten Thüren Abbitte thue. Talleyrand wird es von den legitimistischen Blättern stets noch als eine seiner Hauptsünden aufgerückt, daß er, früher Bischof, sich verheirathet habe.*)

Eine wenigstens schön gedachte Einrichtung unter der Französischen Geistlichkeit, wenn auch ihre Ausführung weit hinter der Idee zurückbleibt, ist die sogenannte Retraite. Jährlich einmal, gemeiniglich im Herbste, versammelt sich nämlich am Bischofssitze die eine Hälfte des Klerus jeder Diöcese, während die andere Hälfte die Geschäfte der abwesenden Amtsbrüder übernimmt, um dann ihrerseits am Bischofssitze sich einzufinden, und von den Zurückkehrenden eine Vergeltung ihres Liebesdienstes zu erfahren. Der Zweck jener ungefähr achttägigen Retraite ist theils Sammlung im Gebete, Ascese, theils Erhaltung des Esprit de corps, Mittheilung und gegenseitiger Austausch von Erfahrungen, Befestigung in den Kirchengesetzen, für die Schwächeren eine Art Katechisation. Nur ist auch in diesen Zusammenkünften der herbe Mönchsgeist zu vorwiegend, während sie, in ächt evangelischem Sinne betrieben, sowohl für die Seelsorger als für die Gemeinden so reiche Früchte tragen könnten. Dennoch ist die gute Absicht nicht zu verkennen, und auch der Nutzen bleibt wohl nicht ganz aus, wie wir wenigstens aus dem Eifer schließen dürfen, mit dem der Klerus sich

*) Reuchlin S. 154.

zur Retraite zusammenfindet, indem nicht leicht Jemand, trotz der Reisekosten, die nicht vergütigt werden, durch leere Ausflüchte und Entschuldigungen sich ihr zu entziehen sucht.

Nachdem wir so im Allgemeinen mit dem Bildungsgange und der Sinnesweise des heutigen Französischen Klerus uns bekannt gemacht, ist die zunächst liegende Frage die nach der Art der Bethätigung dieser Bildung und Gesinnung in der amtlichen Wirksamkeit. Da das alte Sprüchwort, daß Niemand gibt, was er nicht hat, auch im Geistigen seine Wahrheit hat, da keine Lebensäußerung in einem zufälligen, sondern jede in einem nothwendigen Zusammenhange mit dem Innern steht, da der gute Baum gute Früchte bringen muß, und der schlechte sie nicht bringen kann: so wird Jedermann, wenn auch nicht von den einzelnen, lokal, nationell und anderweitig bedingten Formen, doch von dem wesentlichen Inhalt jener klerikalischen Amtsthätigkeit sich selbst von vorn herein ein Bild entwerfen können, und die folgende Schilderung wird nur die Kehrseite der vorhergehenden bieten, ihr nur zum Belege und zur Bestätigung dienen. Denn der Thatenleib, den die Seele aus dem ihr vorliegenden Weltstoffe mit freier Herrschermacht sich anbildet, ist ein viel eigenthümlicherer und entsprechenderer Aus- und Abdruck ihrer selbst, und leitet darum den Physiognomen auch viel sicherer als dieser physische, materielle Leib, dessen seelische Einbildung und Ausprägung so mannichfachen Naturschranken und Hemmungen unterliegt. — Wir betrachten den Französischen Geistlichen als Lehrer, als Priester und als Regenten; den ersten Charakter bethätigt er in der Katechese und Predigt, den anderen in der Verwaltung des Kultus, den letzten in der Seelsorge und Handhabung der Kirchenzucht. Was nun zunächst den Unterricht der Jugend in den christlichen Heilswahrheiten betrifft, so wissen wir ja leider aus eigener Erfahrung, wie viel da nur zu oft ein Prediger von dem, was an den Kindern in Familie und Schule verdorben worden, wieder gut zu machen hat, oder auch beim besten Willen zuweilen wieder gut zu machen nicht vermag. Daß diese Aufgabe in Frankreich noch viel schwieriger zu lösen ist, kann man sich vorstellen. Denn abgesehen von der wüsten Zerrissenheit und der in Weltlust versunkenen Abkehr vom Herrn, welche wir früher schon im häuslichen und öffentlichen Leben dieser Nation angeschaut haben, ist auch der religiöse Einfluß der Schule durchweg nicht von der heilsamsten Art, und ihre Confirmandenvorbildung kann einem von christlichem Lebensgeiste durchdrungenen Pfarrer (unsere Leser mögen diesen vagen Ausdruck uns zu gute halten), wenig erfreuliche Handreichung bieten. Denn dort wird nur die biblische Geschichte und der trockene, scholastische Diöcesankatechismus auswendig gelernt und recitirt. In diese mechanische Dressur nun Geist und Leben zu hauchen, das vermag der Geistliche zuvörderst nur bei denen, welchen es sich anhauchen zu lassen beliebt. Denn das liberale Frankreich kann zu seinem eigenen Verderben weder Schulzwang noch Confirmandenpflichtigkeit ertragen, weil der Franzose trotz seines natürlich gesunden, praktischen Blickes und Talentes, doch durch seine abstrakten, verschrobenen Freiheitsideen sich oft das Feld seiner

Thätigkeit so umnebeln läßt, daß er höchst unpraktisch lieber im Dunkeln mit humaner und graziöser Freiheit strauchelt und fällt, als dem so unhumanen, plumpen Befehle sich unterwirft, zu seinem und des Nachbarn Besten ein Licht anzuzünden. Da es also den Eltern freisteht, ihre Kinder am Religionsunterrichte Theil nehmen zu lassen oder nicht, so hat der Geistliche kein anderes Mittel, die Kinder zum Besuche desselben anzuhalten, als dasjenige, daß er nur die Unterrichteten zum ersten Empfang der Sakramente, Beichte und Communion zuläßt. Da mögen wohl manche Eltern ihm ein Schnippchen schlagen und froh seyn, daß weder sie noch ihre Kinder anzunehmen brauchen, was sie nicht zu bedürfen meinen, noch viel weniger begehren. Und in der That kann jener Religionsunterricht, welcher wöchentlich zwei- bis dreimal in der Kirche ertheilt wird, wenn ihn der Hörzwang nicht unterstützt, an sich wenig Hörtrieb erwecken und wenig freie Anziehungskraft ausüben. Auch hier fängt das Rad des Auswendiglernens und Recitirens sich wieder von Neuem zu drehen an, und werden Erläuterungen beigefügt, Fragen gestellt, die nicht im Katechismus stehen, so sind diese natürlich wieder eben so scholastisch, als der Lehrer und sein Lehrbuch selbst. Der Inhalt des Unterrichts umfaßt übrigens nicht bloß das streng katholische Dogma, sondern auch die ächt katholische Moral, indem z. B. dem kirchlichen Fastengebote ein gleich hoher, wo nicht ein höherer Werth beigelegt wird, als dem göttlichen Gebote der Feindesliebe.

Unter den Predigern Frankreichs sind allerdings verschiedene Klassen zu unterscheiden. Die geringe Anzahl der Geistlichen aus der Zeit vor der Revolution hält sich an die künstliche Predigtform der früheren, großen Kanzelredner, welche, genau den Vorschriften des Aristoteles und Quintilian Folge leistend, ihr Thema streng nach den Regeln der Kunst in Ab- und Unterabtheilungen zerlegten und in diesen mit scharfer Dialektik durchführten. Die neuere Schule, vor allen Lacordaire, liebt mehr den Glanz und Prunk der Rede, als den Gehalt des Gedankens, dessen dienender Träger das Wort seyn soll. Lacordaire, bekanntlich der frühere Genosse de la Mennais, trennte sich von diesem nach dem Erscheinen der paroles d'un croyant, und kann seitdem als das Haupt jener Schule angesehen werden. Ehe er in den geistlichen Stand trat, war er Advokat, und besitzt darum mehr allgemeine Bildung als die meisten seiner Standesgenossen in Frankreich. Dermalen ist er Canonikus an der Kathedrale von Paris, und gilt für den ersten Prediger dieser Hauptstadt.*) „Wenn Lacordaire predigt," berichtet uns Dr. Reuchlin, „sollen, wie vor den Theatern in den Queus, von den oft einige Stunden früher Gekommenen die besseren Plätze um einige Franks verkauft werden. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß in Frankreich, wegen der Öffentlichkeit der Gerichte, die Beredtsamkeit ein Brodtstudium ist, daher die studirende Jugend und die jungen Clercs nicht bloß des Seelenbrodtes wegen in die Predigten eines so berühmten Kanzelredners strömen. Außerdem hat Lacordaire, von den Zeiten des Avenir her, eine halbpolitische Bedeutung, wird überhaupt als intelligente Macht betrachtet." Mitten nun durch jene todte Künstelei der älteren Schule und diesem natürlichen Leben der neueren läuft die breite Heerstraße alltäglicher Gemeinplätze und abgetretener Redeweisen, auf welcher sich die große Masse derjenigen, welche einer soliden wissenschaftlichen Bildung ermangeln, umhertummelt. — Selbst die unter der Restauration so berüchtigt gewordenen Missionspredigten, die, hätten sie nicht durch politische Tendenzen, Intoleranz gegen die Protestanten, Ablaß- und Reliquienkram sich selbst geschadet, gar nicht ohne gesunden biblischen Gehalt gewesen seyn sollen, sind noch nicht ganz verschollen. Über ihre Form liegt kein bestimmterer Bericht in den von uns benutzten Quellen vor, nur läßt sich dieselbe aus dem Charakter ihres Inhalts wohl leicht von selbst construiren. Die Sprache wirklicher Leidenschaft ist immer beredt, ohne sich an die Regeln der Kunst zu binden. Ob aber der Jesuitismus, der doch wohl sehr viele jener Predigten erzeugte und leitete, oder wenigstens verunreinigte, je einer wirklichen Leidenschaft fähig ist, ist freilich eine andere Frage. Hier möge uns nur noch gestattet seyn, über die zum Theil merkwürdigen Wirkungen von Missionspredigten aus neuerer Zeit aus Reuchlin folgende interessante Notiz beizubringen. Am 21. August 1836 wurde zu Tonneins, Departement Lot und Garonne, eine Mission von zwei der Diöcese fremden Priestern eröffnet. Ihre Predigten bewirkten, daß schon während der ersten Woche die Beichtstühle von zweitausend Personen umlagert wurden. Über hundert Personen, welche schon ziemlich alt geworden ohne die Communion zu empfangen, meldeten sich dazu; achtzig Eheleute, welche nur bürgerlich getraut waren, zum Theil vor langen Jahren, baten die Kirche um ihre Weihe und thaten Abbitte; sie wurden sämmtlich nun erst kirchlich proklamirt und alles in gehöriger Form nachgeholt; später kamen noch dreißig neue Paare nach. Sie wurden alle von Kindern, zum Theil von Enkeln begleitet, kirchlich eingesegnet. Beinahe die ganze Nacht hindurch saßen die Missionare zur Beichte. Sie schlossen mit einer von vierzehnhundert Personen gefeierten Communion. Sie waren beide von Nimes gekommen.

Der Hebel, wodurch nun die meisten Prediger auf das Gefühl zu wirken suchen, ist die Furcht, der Inhalt ihrer Predigten Buße. Besonders schlecht kommen bei ihnen die Philosophen und Schöngeister weg. Diesen könnten wir nun einigen Schreck schon gerne gönnen, doch sind die ja gar nicht so schreckhaft, sondern sie verstehen mit Agag des Todes Bitterkeit zu vertreiben, sie fürchten weder Teufel noch Hölle, glauben auch an keine Gespenster, außer an die selbstgeschaffenen Ideen. Ihnen möchte überhaupt schwer beizukommen seyn, denn man sagt, sie tragen ein dreifaches Erz um die Brust, nur soll das der einen aus Hochmuth, das der anderen aus Leichtsinn gefertigt seyn: aber die von solchem Panzerhemde entblößten Seelen, die erschrockenen Gewissen und die gnadenhungrigen Gemüther, diese sollen uns wahrhaft dauern, wenn ihnen nicht das wahre Lebensbrodt gereicht, sondern sie syste-

*) Pflanz S. 132.

matisch zu Tode gehungert werden, wenn statt des Glaubens an Den, der unsere Schuld und Missethat getragen und gesühnet hat, ihnen Buße und Besserung, auch Fasten, Ascese, Abläße, Wallfahrten, Rosenkränze u. s. w. anempfohlen werden. — Über Deklamation und Gestikulation dieser Prediger lassen wir nun Pflanz mit eigenen Worten berichten, denn einen Schauspieler muß man selbst gesehen haben, um Anderen sein Spiel anschaulich schildern zu können. Derselbe sagt nun a. a. O. S. 194.: „Was den äußeren Vortrag anbelangt, so steht der Prediger während des Eingangs seiner Rede in ruhiger Stellung auf der Kanzel, sein Biret in den Händen haltend. Nach dem Eingange fordert er die Gemeinde mit dem Worte Ave Maria zu einem stillen Gebete auf. Nach demselben setzt er sich und spricht anfänglich mit ziemlich viel Ruhe und Gelassenheit. Allmählig wird sein Vortrag wärmer, dann erhebt er sich von seinem Sitze. Nun wird seine Gestikulation besonders lebhaft, mehr als man dies bei Deutschen Predigern je sieht. Bald schlingt er die Arme kreuzweise über die Brust, bald streckt er sie weit aus, bald bittet er in flehender Stellung seine Brüder, wie er die Zuhörer immer nennt, obgleich es größtentheils lauter Schwestern sind, sie möchten den Strafgerichten zu entgehen suchen. Plötzlich setzt er sich wieder nieder und fährt in ruhigem Tone fort. Bald aber erhebt er sich zum zweiten Male mit derselben Lebhaftigkeit. Dieser Wechsel dauert fort bis zum Schlusse, den er ganz stehend spricht, und wo er den Affekt auf's Höchste steigert. Bis er bei diesem angelangt ist, hat er sich aber wohl auch schon so angestrengt, daß er mit Schweiß bedeckt ist, und wegen Heiserkeit nur noch mit Mühe sprechen kann." Man wolle doch solche grimassenhafte Theatercoups nicht mit dem lebhafteren Nationalcharakter entschuldigen, wenigstens thut man dem letzteren selbst damit sehr wenig Ehre an. — Übrigens wird an gewöhnlichen Sonntagen unter dem vormittägigen Gottesdienst ein homiletischer Vortrag von ungefähr einer halben Stunde gehalten. An Festtagen kommt dazu noch eine größere Predigt Nachmittags nach der Vesper, welche oft eine Stunde und darüber dauert. Bei der Schnelligkeit, mit der gesprochen wird, läßt sich denken, daß der Prediger in dieser Zeit eine ungeheure Masse von Stoff consumirt. Daher auch die große Ausdehnung der gedruckten Reden der älteren, berühmten Kanzelredner eines Bossuet, Bourdaloue, Massillon u. A.

Gehen wir zum Kultus über, so wollen wir unsere Leser nicht mit der erneuten Schilderung der bekannten Formen des katholischen Gottesdienstes behelligen, auch unwesentliche Abweichungen, wie sie etwa in Frankreich dabei statt finden, können ihr Interesse nicht erregen. Nur die Bemerkung mag hier ihren Platz haben, daß der Französische Klerus mit der größten Würde, Gemessenheit, Ernst und Gravität fungirt, so daß

seine feierliche Haltung von der gleichgültigen Zerstreutheit vieler Deutschen Priester auffallend absticht und vollkommenes Lob verdiente, wenn nicht der Gedanke an kunstvolle Absichtlichkeit sich dabei dem natürlichen Gefühle aufdrängte. Daß nun im Ganzen dieser veraltete Gottesdienst von dem nach Neuem gierigen Volk der Athener wenig besucht wird, so daß die Zahl der andächtigen Frauen gemeiniglich den Hauptkern der Gemeinde bildet, ist leicht erklärlich. Ja etwa die Cité, d. i. die Altstadt von Paris, ausgenommen, wo noch am meisten Überreste der alten bürgerlichen Sitten getroffen werden, und wo die berühmte erzbischöfliche Kathedrale Notre Dame de Paris sich befindet, gehört es in der Weltstadt, der wir diesen angemaßten Titel in einem gewissen Sinne gerne gönnen, ziemlich allgemein zur Mode, das Innere einer Kirche nicht zu kennen. Was für einen Kultus die Französische Nation sich wünscht im Gegensatz zu jenen kalten, Lateinischen Messen und jenem steifen, mittelalterlichen Prunk, davon gibt uns folgende höchst interessante Schilderung bei Pflanz S. 205. ein anschauliches Bild, deren Mittheilung, wie wir glauben, unsere Leser trotz ihrer Länge und Ausführlichkeit uns nicht verargen werden. „Wir wollen," ladet uns unser Autor ein, „noch eine andere Feierlichkeit mit ansehen. Es ist der zweite Oktober 1835. Bellini, der berühmte Musiker, soll heute begraben werden. Ein großer Theil des Volkes beklagt seinen frühen Tod, denn er war der Liebling desselben gewesen. Die Mitglieder der Italienischen Oper wollen eine glänzende Todtenfeier veranstalten: Cherubini's Requiem, von ihm selber dirigirt, soll gegeben werden. Der Erzbischof, davon benachrichtigt, verbietet die Aufführung des Requiem; denn er will keine Kirchenmusik, am allerwenigsten eine, welche von Mitgliedern der Oper ausgeführt wird. Man wählt also die Invalidenkirche, weil diese nicht unter dem Erzbischof, sondern unter dem Kriegsminister steht. Allerdings steht die Kirche nicht unter ihm, wohl aber die an derselben funktionirenden Priester, und er befiehlt diesen, ihre Funktionen augenblicklich einzustellen, sobald sich die Stimme einer Opernsängerin hören lasse, denn diese sollen durchaus nicht in der Kirche singen. Da kommt man überein, eine Musik aufzuführen, bei welcher nur Männerstimmen singen, und dies wird endlich zugestanden. Gehen wir also nach der Invalidenkirche. Das Portal derselben ist mit schwarzen Teppichen behängt, eben so das Innere. In der Mitte steht ein hoher Katafalk, hinter demselben der Traueraltar. Der Leichenzug erscheint an der Kirche. Der Sarg wird von dem Wagen abgenommen und in die Kirche getragen, wo ihn die Geistlichkeit empfängt und mit den gewöhnlichen Ceremonien einsegnet. Dann wird er in den Katafalk gesetzt, und der Leichengottesdienst beginnt."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 7. März. № 19.

Neue Hoffnungen für den Pentateuch.

1. Die Authentie des Pentateuches. Erwiesen von Dr. Ernst Wilhelm Hengstenberg. Erster Band. Berlin bei L. Oehmigke. 1836. LXXXIV u. 502 S.
2. Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament. Von H. A. Ch. Hävernick. Erster Theil. Erste Abtheilung. Erlangen, Verlag von Karl Heyder. 1836. Zweite Abtheilung, eben daselbst. 1837.
3. Die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der Alttestamentlichen Kritik, belegt aus den Schriften neuerer Kritiker, besonders der Herren v. Bohlen und Vatke. Von Dr. Moritz Drechsler, außerordentlichem Professor. Leipzig, bei Karl Tauchnitz. 1837. IV u. 184 S.

Drei von einander ganz unabhängige Werke, welche, ein jedes auf seine Weise, gegen jene destruirende Kritik des Alten Testaments, namentlich des Pentateuchs, gerichtet sind, von welcher so unbeschreibliches Unheil auf die Kirche in Deutschland ausgegangen ist. Begrüßen wir sie denn mit Freuden als Zeichen einer besseren Zeit! Was vor dreißig Jahren mit Ruhe oder einem dumpfen Schweigen hingenommen wurde, das findet jetzt augenblicklich seine offenen, tüchtigen Gegner, die, eben so sehr mit den Waffen christlicher Wissenschaft, als christlichen Glaubens geschmückt, für die heilige Sache der Kirche in die Schranken treten.

Die christliche Kirche hat von Anfang an den Pentateuch als die erste der heiligen Schriften betrachtet; sie konnte nicht anders, so lange sie in lebendigem Zusammenhange mit dem Herrn der Kirche und mit seinen Aposteln stand. Die ganze Schrift, von den Mosaischen Büchern an, war ihr im erhabensten Sinne heilige Schrift, Gegenstand der Verehrung, Grundlage alles theologischen Forschens, Quelle der Weisheit und des Lebens. Auf dieser Basis hat die christliche Theologie sich entwickelt. Welche heillose Verwirrung mußte eintreten, seit man alle Kraft daran setzte, dieses heilige Fundament zu zerstören! Daß es doch die Deutschen nicht wären, die „in der Industrie, das Ansehen der Offenbarungsurkunden auf gelehrtem Wege zu untergraben, alle übrigen Völker so sehr beschämen, daß wir uns nun vor ihnen allen zu schämen haben!“ Aber wer will es läugnen? Wir Deutschen sind es wirklich, und es bleibt uns nichts Anderes übrig, als, nachdem uns die Augen für die Herrlichkeit des göttlichen Wortes wieder geöffnet sind, mit desto treuerem, heiligerem Eifer an eine wahrhaft theologische Erforschung desselben zu gehen. Was die zerstörende Kritik an Zweifeln und Einwürfen zu Tage gefördert hat, das werde von nun an nur als eine Aufgabe zu immer schönerer Entfaltung der Herrlichkeit des göttlichen Wortes betrachtet. In diesem Sinne könnte die beklagenswerthe Verirrung noch zum Besten gewendet werden; auf diesem Wege könnte Deutschland den Völkern wenigstens etwas von seiner allerdings sehr großen Schuld wieder abtragen. Daß dies in der That geschehen wird, dafür bürgen unter Anderem die oben genannten Schriften, aus denen wir jetzt Einiges ausheben wollen, was von allgemeinem Interesse seyn dürfte.

1. Hengstenberg beginnt mit einer Abhandlung, worin er die Ursachen der Opposition gegen den Pentateuch seit dem letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts in das Licht setzt.

Zuvörderst wird der Zustand der Auslegung des Pentateuchs in den Zeiten in das Auge gefaßt, welche der Krisis vorangingen. Ein Buch wie der Pentateuch könne sich nämlich nur so lange als ächt behaupten, als es als ein heiliges ausgelegt werde. Die Unfähigkeit, in seine Tiefen einzudringen, die profane Auffassungsweise, die Verwässerung des Sinnes, trage den Keim der Läugnung der Ächtheit schon in sich. Es sey bloße Inconsequenz, wenn dieser sich nicht sogleich entwickele. Den ausgedehntesten Einfluß haben in dieser Beziehung Spencer, Clericus und J. D. Michaelis gewonnen; diese sind es, denen der Verfasser seine Aufmerksamkeit vorzugsweise widmet. Interessant ist die Parallele, welche S. IV. zwischen Spencer und Strauß gezogen wird. „Bei beiden derselbe Scharfsinn mit einem so unglaublichen Mangel an Tiefsinn, daß man oft in Versuchung geräth, an ihrem Scharfsinne irre zu werden. Bei beiden dieselbe eisige Kälte, dieselbe religiöse Impotenz, dieselbe Virtuosität, so zu sagen, in der Ertödtung des Gottesbewußtseyns, so daß religiöse Regungen nicht einmal als „„verschwindendes Moment““ bei ihnen vorkommen und die Consequenz ihrer Richtung durchbrechen. Bei beiden dieselbe Klarheit und Schärfe der Darstellung, wie sie um so leichter zu erreichen ist, je mehr der Verstand sich isolirt, je mehr es ihm gelingt, die übrigen Seelenvermögen zu unterjochen. Ein Unterschied findet zwischen beiden insofern statt, als Spencer sich begnügte, nach einer einzelnen Seite der Offenbarung hin seine Individualität geltend zu machen, was aber mehr zufällig, in der Verschiedenheit der Zeiten begründet ist. Man kann sich des Gedankens nicht erwehren, daß er in unserer Zeit diese Bescheidenheit ablegen würde, ja daß er schon weit mehr dachte als er sagte.“ Die hierauf folgende Darlegung der Spencerschen Grundansichten spricht allerdings bedeutend für dieses hartklingende Urtheil. Wer in dem Ceremonialgesetze ineptias, wenn auch tolerabiles, sah, wer dasselbe als Gegensatz des

Gottesdienstes im Geiste und in der Wahrheit, nicht als Vorbereitung, nicht als den Schatten der zukünftigen Güter faßte, der war wenigstens inconsequent genug, wenn er es dennoch von Gott ableitete. Bildete Spencer seine Ansicht nicht bis zu dieser Folgerung aus, so hat sie doch jedenfalls einen Weg gebahnt, der am Ende zur Läugnung der Ächtheit des Pentateuchs führen mußte. Durch hinreichende Belege wird hierauf die religiöse Oberflächlichkeit nachgewiesen, deren sich Clericus bei Behandlung des A. T. überhaupt, des Pentateuchs insbesondere, schuldig gemacht hat; wie dies namentlich aus der Bemühung hervorgeht, solche Stellen zu beseitigen, welche unter der Hülle des Partikularismus die universale Tendenz der Alttestamentlichen Offenbarung so schlagend nachweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Der katholische Klerus in Frankreich.

(Schluß.)

„Das zahlreich versammelte Volk ist voll Aufmerksamkeit, nicht auf den Messe lesenden Priester, sondern auf die Musik. Nach ihr sind Augen und Ohren gerichtet in freier, ungezwungener Stellung, man braucht sich nicht zu scheuen, wenn man auch dem Altar den Rücken zukehren muß. Im Gegentheil, ihr treffet ein Publikum, das nicht zu einer kirchlichen Feier, sondern zu einer theatralischen Vorstellung gekommen ist. Man steigt auf Stühle, die Lorgnette in der Hand, um die Schönheit und den Anzug der Damen zu bewundern; man hört, man kritisirt die Musik, die Stimme der Sänger, die Geschicklichkeit der Mitwirkenden, selbst die Stellungen derselben; man spricht über alles dieses ohne Rücksicht; von dem Ernst, den man in der Kirche erwartet, ist hier nicht die Rede. An den Verstorbenen denkt man ohnehin nicht, man hat genug zu thun, um die Kunst der Herren Lablache, Iwanoff, Tamburini u. s. w. zu bewundern. Läßt sich ein weniger gewandter Sänger hören, kitzelt ein Musikstück weniger angenehm die Ohren, so sind die Zuhörer zerstreut und unaufmerksam, und geben Zeichen der Unzufriedenheit. Läßt aber Rubini, oder einer der genannten großen Künstler sein Talent glänzen, so verkündet lautes Murmeln und eine unruhige Bewegung im Publikum den Beifall; nur ungern enthält man sich des Klatschens. Nun beginnt eine Soloparthie; noch unzweideutigerer Beifall, noch regere Theilnahme. Journalisten, die sich eingefunden, zeichnen dieses alles sorgfältig auf, um über den Inhalt der Musik, über die mitwirkenden Personen, namentlich die Solosänger, und den Beifall des Publikums sogleich Bericht erstatten zu können. Endlich ist das Requiem und das Libera geendigt, der Leichnam eingesegnet. Er wird auf den Wagen gebracht, und der Zug, an welchem die Geistlichkeit nicht weiter Theil nimmt, setzt sich in Bewegung. Gehen wir mit, es schließt sich an, wer will, ob mit oder ohne Trauerkleidung, das wird so genau nicht genommen. Wir haben wohl drei Stunden zu gehen, bis wir in langsamem Zuge über die Boulevards bei dem Kirchhofe des Père Lachaise ankommen. Überall drängt sich die Menge herbei, den Zug anzusehen, welcher sich mit jedem Augenblick verstärkt. Endlich sind wir auf dem schönen Todtengarten angekommen, auf welchem die berühmtesten Künstler, Gelehrten, Helden, Staatsmänner Frankreichs begraben liegen, und von dessen Höhen aus man die unermeßliche Hauptstadt wie einen Fächer vor sich ausgebreitet sieht. Dort das bunteste Leben, hier die mannichfaltigsten Opfer des Todes, welch ein Stoff zu ernsten Betrachtungen! Die Mehrzahl der Anwesenden scheint indeß dieselben nicht anzustellen, denn es ist die Neugierde, wohl auch die Verehrung für die Kunst, oder auch das Streben, eine solche zu zeigen, was sie hieher geführt. Der Leichnam wird eingesenkt und einige Freunde des Verstorbenen halten Reden, nicht vom Tode des Christen, nicht von seinen Hoffnungen am Grabe, nein, von des Verewigten Verdiensten um die Kunst und dem großen Verlust, den diese in ihm erleidet. Der Erste, welcher spricht, ist ein Dichter, der ein selbst verfertigtes Sonnett auf den Tod des großen Musikers vorträgt; der Zweite, ein Redner, welcher ihm die Unsterblichkeit verheißt. Aber welche Unsterblichkeit? Die Unsterblichkeit, welche von der Fortdauer von drei Opern abhängt. „„O Bellini,"" ruft er aus, „„du wirst leben in deinem Piraten, in deinen Puritanern und in deiner Norma."" Zum Schlusse ruft er dem Verstorbenen mit den eigenen Worten einer der Romanzen desselben zu: Riposa in pace! Riposa in pace! Ein dritter Redner drückt sein Erstaunen darüber aus, daß der Tod es gewagt, Bellini, einen so schönen Mann, der so scharmante Gesichtszüge gehabt, in so früher Jugend dahinzuraffen, und legt auf die sterblichen Überreste seines Freundes einen Lorbeerkranz, und drückt die Hoffnung aus, daß die Seele des Künstlers einen solchen Schmuck auch jenseits des Grabes tragen werde. Nun erklingen Trauergesänge; die Freunde werfen Erde auf das Grab, und die Menge entfernt sich nach und nach." — Und nun denke man sich einer solchen Feierlichkeit gegenüber, wie sie aus der innersten Lebenstiefe des frivolen Volksgeistes hervorquillt, eine Geistlichkeit, welche ihren Beichtkindern besonders gern in der Kirche auf dem Montmartre, in welcher der Jesuitenorden zuerst gestiftet wurde, den Besuch der Stationen des leidenden Heilandes anempfiehlt, bei welchen, wenn man den Kreuzweg andächtig betet, vollkommener Ablaß zu gewinnen sey! — und man wird die gespannte Stellung und die unausfüllbare Kluft zwischen Nation und Klerus wohl begreiflich finden.

Betrachten wir nun drittens die Handhabung der Seelsorge von Seiten des katholischen Klerus in Frankreich, besonders wie sie sich in der Kirchenzucht darstellt. Es ist bekannt, daß dieses Wort in den unkirchlichen Ohren und zuchtlosen Herzen unserer Zeit keinen guten Klang hat und nur widerstrebende Empfindungen erzeugt, und daß einem verweichlichten Geschlechte jeder strafende Ernst, besonders wenn er um des Heiles der Seelen willen in Wort oder That verübt wird, als bigotte Härte erscheint. Allerdings besteht die specifische Bedeutung und der eigenthümliche Beruf der christlichen Kirche darin, daß sie Trägerin und Offenbarerin der Friedensbotschaft und des Wortes von der Versöhnung sey, getreu nachfolgend

dem Vorbilde und den Fußstapfen ihres Herrn, der nicht gekommen ist, daß er die Welt richte, sondern daß er suche und selig mache, was verloren war. Dennoch darf sie nicht dem Eli gleichen, der seine gottlosen Söhne mehr ehrte, denn den Herrn, damit nicht auch ihr Arm entzwei gebrochen werde. Denn derselbe Menschensohn, der sanftmüthig war und von Herzen demüthig, rief doch sein Wehe über die Pharisäer aus und trieb die Krämer mit der Geißel aus dem Gotteshause. Aber freilich war auch hier seine herbe Zucht nur die ernste Form seiner verhüllten Liebe. Er richtete die Welt, nicht um sie zu richten, sondern damit sie dem auf ihr schon lastenden Gerichte entfliehe. Ein gleiches Verfahren gebührt auch seiner Kirche! Sie darf der zügellosen Sinnlichkeit, der gleichgültigen, rohen Verstockung und der entschiedenen Heuchelei nicht um eines fleischlichen Friedens willen mit Segensworten schmeicheln, aber ihre Strafe ist mehr ein deklaratorischer als ein richterlicher Akt: der Sünder ist schon vor ihrem Urtheilsspruche gerichtet, dadurch, daß er sich selbst aus der unsichtbaren Gemeinschaft der Heiligen ausgeschlossen hat, die Kirche entreißt ihn nur der Selbsttäuschung, sie erklärt ihm nur und bringt ihm zum Bewußtseyn, was er gethan, indem sie ihm die Segnungen der äußeren, sichtbaren Gemeinschaft entzieht; doch verstößt sie den Gefallenen nur, um ihn wieder aufzurichten, und den Bußfertigen in ihren liebenden Armen wieder auszufangen, sie straft nur um zu bessern, sie schlägt nur um zu heilen, und wenn sie auch ohne sich selbst zu belügen, den Glauben an die Person des Schuldigen nicht bewahren kann, wenn sie auch ihre Liebe gegen ihn verbergen muß, so darf sie doch ihre Hoffnung für ihn kund geben in der dauernden Fürbitte der Gemeinde. Die Kirche muß erkennen, daß sie durch weichliche Milde sich eben so verschuldet als durch lieblose Strenge. Nur daß sie nicht von persönlicher Erbitterung sich leiten lasse und das befohlene Amt als Grund ihrer Härte vorschütze; nur daß sie nicht die eigenen Interessen der Selbstsucht verfolge und den Eifer für das Heil der Seelen heuchle; nur daß sie nicht ziehe über Meer und Land, um zwiefache Kinder der Hölle zu bilden. Solchen Zwecken und Bestrebungen ist nun aber bekanntlich die Hierarchie niemals fremd gewesen, und hat besonders im Beichtstuhl ihre souterräne Macht und ihre infernalen Mittel entfaltet. Auch der heutige, papistisch gesinnte Klerus Frankreichs dürfte von solchen Härten und unreinen Triebfedern nicht ganz freizusprechen seyn. Mindestens ist der Rigorismus, mit dem er Mücken seiget und dem Volke unerträgliche Lasten aufbürdet, die ängstliche Rechthaberei, mit der er die Gränzen seiner Kirchenmacht und seiner Kirchenehre zu wahren sucht, dem Frankreich des neunzehnten Jahrhunderts gegenüber, höchst beschränkt zu nennen. Er gleicht dem ungeschickten Reiter, der dem stätischen, weichmäuligen Pferde stets die Zügel straff anzieht und die Sporen in die Seite setzt; wenn das Roß ihn abwirft, ist es seine eigene Schuld. So verfolgt er mit der äußersten Strenge die beschworenen Priester, so wie überhaupt Personen, welche zur Revolutionszeit bestimmten, ihm verhaßten politischen Gesinnungen hingegeben waren, oder unkirchliche Tendenzen verfolgt hatten,

mit einem Gedächtniß für Beleidigungen und Verbrechen, das einem Sixtus V. Ehre gemacht hätte. So sucht er vom Beichtstuhle aus die häuslichen und Familienangelegenheiten seiner Beichtkinder zu leiten; hält unerbittlich bei den Kindern gemischter Ehen auf ihre Erziehung in der katholischen Confession, wodurch er natürlich das Übel der Civilehen befördert; verweigert katholischen Dienstboten die Absolution, wenn sie nicht ihre protestantischen Herrschaften verlassen, und sucht mit Strenge die Fasten- und Abstinenzgebote in ihrer ganzen Ausdehnung durchzusetzen. Ja manche Geistliche gehen in diesem letzten Punkte so weit, daß sie gradezu sagen, daß sie im Beichtstuhl demjenigen, welcher das Fastengebot übertritt, die Lossprechung verweigern, nicht aber dem unversöhnlichen Feinde seines Nachbarn, dem lieblosen Verläumder, vorausgesetzt, daß beide die Besserung, die sie schon so oft versprochen, aber nicht gehalten haben, wieder versprechen. Das nennen sie dann gewissenhafte Handhabung der christlichen Moral. Dennoch ist man vor Spott nicht sicher, wenn man in einer Französischen Stadt an einem Fasttage an der Wirthstafel Fastenspeisen verlangt; und in der Hauptstadt werden in den offenen Garküchen, wo der Wasserträger und der Lumpensammler für ein Paar Sous speisen, wie in den großen Restaurationen, an allen Wochentagen Fleischspeisen bereitet und genossen. Indeß ist bei den frequenteren Restaurateurs in Paris Freitags auf dem Speisezettel allerdings auch Fastensuppe angegeben; nur daß freilich Männer, welche sich an Fastengebote halten, das heißt solche aus höheren Ständen, im Durchschnitt im Geruch der Feinschmeckerei stehen.*) Sonst aber unterwerfen sich überhaupt sehr wenige Männer den Kirchengeboten, besonders dem Fasten und der Beichte; weshalb die Frauen oft die Abwesenheit der Männer benutzen, um ihrerseits den kirchlichen Geboten nachzukommen. Daß aber auch im Allgemeinen nur wenige ängstliche Seelen einem so gesinnten Klerus Macht über sich gestatten und ihm Gehorsam leisten, die meisten, zumal da Frankreich heut zu Tage mit der schrecklichsten aller Landplagen, mit der der esprits forts, so reichlich heimgesucht ist, seine Vorschriften verachten und bespötteln, kann Niemand Wunder nehmen. Gehen doch jetzt selbst viele heranwachsende Kinder ohne Beichte zur ersten Communion, und mag es auch immerhin übertrieben seyn, was man, wie Pflanz S. 220. berichtet, nicht selten hört, daß es selbst auf dem platten Lande Gemeinden gibt, in welchen, außer den Dienstboten des Pfarrers und der Familie des Meßners, Niemand an der österlichen Communion Theil nimmt, daß junge Leute, welche kaum die Kinderschuhe ausgezogen haben, sich weigern, den Beichtstuhl zu betreten, daß in den größeren Städten nur arme Dienstboten und ältere Frauenspersonen des Herrn Abendmahle beiwohnen, schon daß dieser Bericht nicht als ganz unglaublich erscheint, erweiset, wenn es nicht sonst hinlänglich erwiesen wäre, daß es auch in dieser Beziehung mit der Kirchenzucht nicht gut steht, und daß der katholische Klerus nur die Rolle eines ohnmächtigen Usur-

*) Pflanz S. 217. Reuchlin S. 161.

pators spielt, der durch seine trotzige Anmaßung nur an Kraft und Ansehen verlieren kann. Das scheinen auch manche milder gesinnte Beichtväter einzusehen, deren gelindere canonische Strafen mit einem lustigen: Il n'a pas été trop méchant, gutwillig von den Beichtkindern hingenommen werden. Bei der in Frankreich herrschenden Theatersucht können wir das unerbittlich strenge Theaterverbot des canonischen Gesetzes auch nur für sehr unpraktisch halten. Besondere Opposition ruft aber die häufig vorkommende Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses hervor. Nach dem Resüme der Conferenzen der Aire-Diöcese von 1829 wird, außer Ungetauften und Häretikern, dasselbe auch solchen abgeschlagen, welche notorisch zum Unglauben sich bekannt und ein gottloses Leben, namentlich mit einer Conkubine geführt, in ihrer Krankheit das Versprechen verweigert haben, das Verhältniß, im Fall sie wieder genesen, aufzulösen; bürgerlich Getrauten, welche die kirchliche Weihe nicht verlangten; Selbstmördern; solchen, welche in einer sündigen Handlung begriffen gestorben sind; Duellanten, wenn nicht ein Priester sie vor dem Tode von der auf ihnen lastenden Excommunikation gelöst hat; notorischen Geldwucherern, welche nicht vor ihrem Tode in die Wiedererstattung ihres Wuchers einstimmten; Schauspielern, wenn sie nicht schon ihrem Beruf entsagt haben.*) Gewiß ist der sittliche Ernst, der sich in diesen Bestimmungen ausspricht, im höchsten Grade achtbar; doch fragt es sich, ob nicht eine größere Milde einem sittlich so entarteten Geschlechte gegenüber, zumal da der Tod immer etwas Versöhnendes hat, indem durch ihn das Gericht den Menschenhänden entwunden und dem unausforschlichen Rathschlusse des Herrn anheimgegeben wird, weiser und heilsamer zu nennen wäre. Auch hat die Kirche wohl das Amt, den beharrlich Ungläubigen die ewige Verdammniß zu verkündigen, doch hat sie in Beziehung auf die einzelne, bestimmte Person nie die prophetische Einsicht in des Herrn Endurtheil, und es ist nicht einzusehen, warum sie nicht selbst dem rohesten Sünder noch nach seinem Tode das christliche Mitleid und die kirchliche Fürbitte sollte angedeihen lassen; daß im Worte Gottes uns in Beziehung auf Fürbitten für Verstorbene nichts geboten ist, wird der katholische Klerus am allerwenigsten bei seiner Verweigerung derselben geltend machen wollen. Nur als Warnung für die Lebenden könnte das noch über die Todten ausgedehnte Kirchengericht als Pflicht erscheinen; doch hier entscheidet der entgegengesetzte Erfolg. Der Klerus verwickelt sich dadurch in einen unausführbaren Kampf mit Regierung und Volk, der um so hartnäckiger wird, weil er bei der Verweigerung des christlichen Begräbnisses und der kirchlichen Fürbitte sich nicht immer bloß von den oben angegebenen moralischen Principien, sondern nur gar zu oft von politischen Tendenzen leiten läßt. Bei einigen bedeutenden Männern, wie bei Gregoire, entschied die Regierung selbst. In Paris steht ihr immer der vermittelnde Ausweg offen, daß die Leichenfeierlichkeiten in der Invalidenkirche gehalten werden, da diese unmittelbar unter dem Ministerium steht. So wurde es mit Bellini's Leichenfeier gehalten; hier wird auch der große Leichengottesdienst zum Andenken der in der Juli-Revolution Gefallenen gefeiert. In den Provinzen kommt es noch immer nicht selten vor, daß der Ortspriester die religiösen Ceremonien Leichen verweigert, der Maire aber, da die Kirchen für Communalgut erklärt sind, dieselbe dennoch öffnen läßt. Zu St. Julien-en-Born soll neuerdings der Adjunkt des Maires das Libera gesungen, zu Charmoy der Maire Weihwasser gemacht haben. Auch der Municipal-Schullehrer gibt sich bisweilen her, bei solchen Gelegenheiten den Pfarrer zu spielen. Der Desservant Dollier war seit der Juli-Revolution auf die Idee gekommen, daß er zur Vollziehung des Begräbnisses keinen Erlaubnißschein des Maires nöthig habe. Das erstemal wurde er um Geld gestraft, das zweitemal, da er den ohne Erlaubnißschein Begrabenen wieder wollte ausgraben lassen, wurden ihm drei Tage Gefängniß gesprochen. Solche durchaus unbegründete Auflehnungen gegen das Gesetz zeugen von einer namentlich auch in der jüngeren Geistlichkeit noch herrschenden Gereiztheit.*) „Besonders berüchtigt," erzählt uns Dr. Reuchlin, „sind die Auftritte, welche bei Gelegenheit des Begräbnisses der berühmten Schauspielerin Raucourt vorfielen. Der Pöbel trug sie wiederholt mit Gewalt in die Kirche St. Roch, wurde aber unter Schlägereien wieder hinausgedrängt. Man gab damals auf den Theatern den „„Hund von Montargis,"" wobei auch ein sehr gut dressirter Hund mitspielte. Dieses gab Veranlassung zu einer Karrikatur. Eben erwähnter Hund kommt an die Paradiesespforte, der Hund St. Rochs aber bellt ihn hinweg mit einem: Va t'en! tu as joué la comédie!"

Gern würden wir noch Einiges über die keineswegs glänzende äußere Stellung des Französischen Klerus und namentlich über seine rechtlichen Verhältnisse zur gegenwärtigen Regierung hinzufügen, nur ist unser Bericht schon über das gebotene Ziel hinausgeschritten und das Interesse der meisten unserer Leser wird sich wohl auch durch die geschilderten, innerlichen Beziehungen mehr angesprochen finden, als durch statistische und juridische Notizen. Die Betrachtung wird sich ihnen allen aufgedrängt haben, daß Frankreichs religiöse Wiedergeburt und seine sittliche Erneuerung von seinem Klerus zu erwarten, kaum etwas Anderes hieße, als das Leben bei den Todten suchen. Wenn wir auf die verfallenen Mauern von Jerusalem steigen, und mit sehnsüchtigen Blicken uns nach der Gegend des Heiles umschauen, so dürfen wir unsere Augen nicht gegen Abend, sondern wir müssen sie gen Sonnenaufgang wenden und die Morgenröthe des Glaubens, die auch an Frankreichs Himmel schimmert, gibt uns die Bürgschaft, daß auch diesem Lande der volle Tag der Erlösung aufgehen wird!

*) Reuchlin S. 162.

*) Reuchlin S. 165.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 10. März. № 20.

Neue Hoffnungen für den Pentateuch.

(Fortsetzung.)

Ausführlicher verbreitet sich der Verf. über Michaelis Mosaisches Recht, namentlich über die theologische Grundlage desselben. Es tritt hier die sonderbare Erscheinung auf, daß ein Gottesgelehrter über ein biblisches Buch, ungeachtet sonstiger Verdienste, doch im Ganzen mit Leichtsinn, ja nicht ohne Frivolität schreibt, und am Ende doch die Göttlichkeit und Ächtheit des Buches eifrig in Schutz nimmt. Man kann nicht umhin, dem Verf. in der Behauptung (S. XIV.) beizustimmen, Michaelis habe durch Wegräumung der Grundlagen der Ächtheit der biblischen Schriften diesen mehr geschadet als diejenigen, welche sie nachher direkt angriffen; er habe den Kern zerstört und nachher vergeblich gegen die geeifert, welche ihre Kräfte an der Schale versuchten. — Der Verf. weist nach, wie der historische Skepticismus, der sich eine Zeit lang geregt, durchaus nicht hinreiche, die beharrliche Opposition von theologischer Seite gegen den Pentateuch zu erklären, da alle namhafte Historiker der neueren Zeit in ihrem Urtheil über denselben von dem der Theologen so wesentlich abweichen, so daß selbst Rotteck die im ersten Buch Mose enthaltene Erzählung von der Weltschöpfung gradezu für die älteste unseres Geschlechtes erklärt, und Leo, der sich früher in den Vorlesungen über jüdische Geschichte völlig der Auctorität der theologischen Kritiker unterworfen hatte, sich in seinem Lehrbuch der Universalgeschichte so entschieden davon losgesagt hat. Über den eigentlichen Erklärungsgrund jener beharrlichen Opposition spricht sich der Verf. folgendermaßen aus.

„Dieser liegt in dem Hang des Zeitalters zum Naturalismus, der in der Entfremdung desselben von Gott wurzelt. Weil man in sich nichts von dem Daseyn eines lebendigen, persönlichen und heiligen Gottes erfahren hat, so sucht man seine Spuren auch aus der Geschichte zu tilgen; weil innerlich alles rein natürlich zugeht, so muß auch äußerlich alles rein natürlich zugegangen seyn. — Wie der Naturalismus das eigentlich belebende Princip in den Angriffen gegen die Ächtheit des Pentateuch bildet, das geht schon aus den gewaltsamen Versuchen hervor, die man, ehe man zum Äußersten schritt, anstellte, um den Pentateuch in dieser Beziehung mit dem herrschenden Zeitgeiste in Übereinstimmung zu bringen. Eichhorn, dessen ganzer religiöser Standpunkt sich auf sehr bezeichnende Weise in den wenigen Worten kund gibt: „„Für uns, die wir die Ursachen der Dinge erforscht haben, ist in diesen Fällen der Name Gottes oft ein entbehrliches Füllwort,““ bemüht sich durch Erklärung alles Übernatürliche, Alles, was das Daseyn eines lebendigen und persönlichen Gottes voraussetzt, zu beseitigen. Daß er und seine Zeitgenossen die ungeheuren Aufopferungen nicht schenten, die dazu erforderlich waren, zeigt, wie lebhaft das Interesse war, wie so ganz es hinreicht, den Ausweg zu erklären, den man später ergriff, als es gar nicht mehr anging, die Blößen des zuerst eingeschlagenen zu verdecken u. s. w.“ — „Ein Interesse, welches zu so offenbarer Verläugnung des gesunden Menschenverstandes verleiten konnte, war auch stark genug, ohne und wider alle in dem Gegenstande liegenden Gründe die Ächtheit des Pentateuchs zu beseitigen. Doch man bekannte selbst mit einer Offenheit, die aus dem Vertrauen auf die Allmacht des Zeitgeistes hervorging, die wahren Gründe des Unternehmens, und erst in neuerer Zeit, da die allgemeine Herrschaft des Zeitgeistes aufgehört hatte, und man anfing zu fühlen, daß die bloße Voraussetzung nicht zum Beweise dienen könne, fing man an, diesen Grund mehr zu verdecken — — —. In der neuesten Zeit aber, da der Zeitgeist wieder mehr zu Kräften gekommen und sich seiner Kräfte bewußt geworden, da es ihm gelungen ist, getragen von der pantheistischen Grundrichtung der Zeit, sich als Weltgeist zu constituiren, dem das Prädikat der Infallibilität beiwohnt, und der von der ohnmächtigen Opposition derer, welche hinter der Zeit zurückgeblieben sind, keine Notiz mehr zu nehmen braucht, hat man die Maske wieder abgeworfen.“ Für diese Behauptungen werden die erforderlichen litterarischen Belege beigebracht; für die letzten namentlich aus Vatke, der mit großer Unbefangenheit seinen pantheistischen Standpunkt als den richtigen voraussetzt, und, indem er nach den in der Einleitung dargelegten Grundsätzen der natürlichen Entwickelung der Religion den Pentateuch prüft, alles dasjenige als Beweis für seine Unächtheit geltend macht, worin die frühere gläubige Theologie den Beweis für den göttlichen Ursprung der Religion erblickte. Nur Einiges möge hier eine Stelle finden.

„Der Dekalog kann [nach Vatke] in der Gestalt, in der er uns vorliegt, unmöglich von Moses seyn. Denn das Verbot des Bilderdienstes „„muß aus einer Zeit herrühren, wo der Gedanke von der abstrakten Idealität Gottes lebendig war. Dieser Gedanke setzt aber eine ungeheure Abstraktion voraus, in weit höherem Grade, als man gewöhnlich zu bemerken scheint, und darf gar nicht verglichen werden mit den bildlosen Kulten anderer Völker. — Dem Mosaischen Zeitalter dürfen wir einen solchen Riesenschritt nicht zutrauen.““ Eben so ist auch das zehnte Gebot zu streichen. „„Denn daß die sträfliche Begierde nach fremdem Eigenthum überhaupt verboten sey, scheint uns unwahrscheinlich.““ Die Stelle eines dieser Gebote habe vielleicht ursprünglich ein Verbot eingenommen, rohes Fleisch

zu verschlingen! — Das Gebot; Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst, gehöre zwar wahrscheinlich der vorexilischen Zeit an, sey aber sicher erst Jahrhunderte nach Mose ausgesprochen. Denn „„es gehörten viele Stufen dazu, welche das Bewußtseyn überschreiten mußte, ehe jenes große Wort in dieser einfachen Allgemeinheit ausgesprochen werden konnte."" — Das Schweigen [Vatke's] von den Wundern und Weissagungen ist sehr signifikant. Es zeigt, wie fern dem Verf. der Gedanke an ihre Möglichkeit liegt. Sie verdienen nicht mehr, daß man ein Wort über sie verliert."

Sehr treffend spricht sich der Verf. über das Unternehmen Vatke's aus, eine Geschichte aufzubauen, deren Grundlagen er selbst zerstört hat. Hiezu „gehört ein außerordentlich kühner Muth, wie er auf dem Gebiete der Profangeschichte kaum bei Jemand gefunden werden möchte. Dort erkennt Jeder, daß man ohne Steine nur Luftschlösser bauen kann. Aber das sind eben auch nur gemeine Historiker. Der philosophische Historiker ist im Besitze der Gesetze, nach denen die Geschichte sich entwickeln muß. Die Nothwendigkeit schließt die Wirklichkeit in sich. Wozu bedürfte es also noch besonderer Zeugnisse für die letztere? Im Grunde genommen sind sie nur hinderlich, und man muß froh seyn, wenn sie nicht vorhanden sind. Denn wo sie vorhanden sind, da stimmen sie in der Regel mit den nothwendigen Gesetzen nicht überein, und man hat die Mühe, sie zuzuschneiden, umzuformen, anzupassen, wegzuräumen. Denn daß man die Gesetze nicht nach ihnen modificiren darf, versteht sich von selbst. Jeder Widerspruch, der sich bloß auf Zeugnisse gründet, ist für „„die Wissenschaft"" und ihre Priester von gar keiner Bedeutung. Die gemeine Kritik kann bloß tödten, die philosophische Kritik kann auch lebendig machen; sie hat Alles an sich, und ruft laut: ich bin's und keine mehr."

Aus dem Angeführten möge man entnehmen, wie viel diese Prolegomenen enthalten, was nicht bloß für den Theologen, sondern für Jeden bedeutend ist, der einen Blick in die eigenthümlichen Gefahren unserer Zeit zu thun wünscht.

Nach den Prolegomenen gibt der Verf. drei getrennte Abhandlungen, deren erste (S. 1—180.) von dem Vorhandenseyn des Pentateuchs im Reiche Israel handelt; die zweite (S. 181—414.) von den Gottesnamen im Pentateuch; die dritte von der Ächtheit des Pentateuchs im Verhältniß zur Geschichte der Schreibkunst (S. 415—481.).

Es überrascht in der That, daß der Verf. sein Werk damit beginnt, die Unhaltbarkeit eines Beweismittels für die Ächtheit des Pentateuchs, dessen die älteren Vertheidiger sich vielfach bedienten, zu erweisen. Es ist der Beweis, den man aus dem Daseyn des Samaritanischen Pentateuchs entnehmen zu können meinte. Man nahm an, derselbe habe sich von dem Zehnstämmereich auf die Samaritaner vererbt, die ein aus Israeliten und ursprünglich heidnischen Völkern entstandenes Mischvolk seyen. Es gelingt dem Verf. ganz, diese Ansicht, nach welcher die Samaritaner mit den Juden in einer gewissen Verwandtschaft stehen würden, zu widerlegen. Man pflegte von der Annahme jener Vererbung des Gesetzbuchs aus so weiter zu

schließen. „War der Pentateuch überhaupt im Reiche Israel vorhanden, so muß er schon zur Zeit der Trennung des Reiches die höchste Auctorität gehabt haben. Denn eine spätere Einführung aus dem Reiche Juda ist bei dem Religionshaß zwischen beiden undenkbar. Diese hohe Auctorität zur Zeit Jerobeam's konnte nur auf der festen Überzeugung von seinem Mosaischen Ursprunge beruhen. Welch ein starker äußerer Grund für diesen, wenn das ganze Volk in so früher Zeit so fest von ihm überzeugt war, daß Jerobeam es nicht wagen konnte, das verehrte Werk gradezu zu verwerfen, sondern sich auf andere weit mißlichere Weise zu helfen suchte." Der Verf. läßt diese Beweisführung, nachdem er die Schwäche des Fundaments derselben gezeigt hat, gänzlich fallen, gibt aber dafür eine vollkommene Entschädigung.

Man hat in neuester Zeit die Propheten vor dem Exil zum Beweise gegen die Ächtheit des Pentateuchs gebrauchen wollen. So sagt v. Bohlen (die Genesis, S. 151. 152.): „Sie eifern fortwährend gegen Abgötterei und alle diejenigen Laster, welche gleichfalls der Pentateuch mit den härtesten Strafen belegt; sie ermahnen wie dieser zur Einigkeit und theokratischen Gesetzlichkeit; predigen begeistert von dem Nationalgotte Jehovah und dessen Fügungen, aber ungeachtet sie wohl sonst auf Vorgänger Bezug nehmen, und über deren Aussprüche mit wörtlichem Einklange gleichsam commentiren, so schärfen sie doch niemals eine Vorschrift mit den Worten des Pentateuchs ein, wodurch sie die Wirkung ihrer Strafreden, wie moslimische Sittenprediger durch die Worte des Koran (!), bedeutend hätten erhöhen können, und hier ist das argumentum a silentio so triftig, daß man den Satz: diese älteren Propheten haben den Pentateuch nicht gekannt, gradezu als Axiom aufstellen kann."

Wer die Bücher des A. T. unbefangen gelesen, sich gegen das Gefühl des Einen Geistes, der das Ganze durchweht, nicht verschlossen hat, wird eine so zuversichtliche Behauptung wohl sogleich belächeln müssen. Der Verf. gibt sich die Mühe, das, was sich dem Gefühle ohne Weiteres aufdrängt, durch sorgfältige Untersuchungen im Einzelnen nachzuweisen und zu rechtfertigen, indem er zuerst die beiden Israelitischen Propheten Hoseas und Amos, dann die Bücher der Könige in dieser Beziehung betrachtet. Man erstaunt über die große Zahl der Beziehungen auf den Pentateuch, die sich hier theils ganz unläugbar, theils doch sehr wahrscheinlich finden, und man kann nicht umhin, dem Verf. beizustimmen, wenn er S. 122. von den so sicher hingestellten Behauptungen v. Bohlen's und Vatke's sagt, man werde sie in Kurzem als einen Beweis anführen, daß diejenigen, welche sie aufgestellt, nie ein Capitel der Propheten gründlich gelesen. „Denn in jedem Capitel der Propheten finden sich die von ihnen ganz und gar vermißten Beziehungen auf den Pentateuch, und sie sind so inhaltsschwer, so voll Einfluß auf den wesentlichen Sinn, daß, wer sie nicht wahrnimmt, auch diesen nicht irgend vollständig ergründen kann. — Freilich werden sich Männer von solcher Entschlossenheit nicht irre machen lassen, wenn ihnen nachgewiesen wird, daß ihr argumentum a silentio nicht triftig ist. Sie werden ohne Bedenken jedes

prophetische Stück, dessen Beziehung auf den Pentateuch sie nicht ferner läugnen können, für unächt erklären. Vatke, was vielleicht geschehen könnte, ahnend, nimmt schon den Ansatz dazu. Er bemerkt S. 463. Anm. im Vorbeigehen: „„auch Hoseas dürfte über den Verdacht späterer Interpolationen nicht erhaben seyn."" Und wer es wagt, solchen Verdacht bei einem Propheten zu äußern, dessen Eigenthümlichkeit jedem einzelnen Satze aufgeprägt ist, wer es wagt, Joel in das Exil zu setzen und Jes. 24—27. in das Maccabäische Zeitalter, wem überhaupt nur seine philosophischen Vorurtheile fest sind, alles Übrige im Flusse, der kann durch keine historische Thatsache ferner in Verlegenheit gesetzt werden. Aber wenn es auch vergeblich ist, ihre Neigung durch Gründe besiegen zu wollen, so werden sie doch der Beschämung auch dann nicht entgehen können, wenn sie auch diese neue Ausflucht ergreifen. Denn die Thatsache bleibt immer fest stehen, daß sie durch ihre früheren Behauptungen ein Zeugniß von ihrer wissenschaftlichen Oberflächlichkeit abgelegt haben. Und dann, je mehr an die Stelle der größeren Besonnenheit in historisch-kritischen Feststellungen, welche den Deutschen Rationalismus vor dem Englischen Deismus und dem Französischen Atheismus auszeichnete, wieder die schrankenlose Willkühr der letzteren tritt, desto leichter wird es für die irgend Unbefangenen werden, zu erkennen, wie die Wurzeln dieser ganzen Richtung ganz außerhalb des wissenschaftlichen Gebietes liegen u. s. w."

Unter den einzelnen Untersuchungen des Verf., welche dieser Abschnitt enthält, sind die über Kijun (Amos 5, 25. 26.) S. 108 ff. und über die Ableitung des Israelitischen Stierdienstes S. 155 ff., beide gegen Vatke gerichtet, besonders bemerkenswerth.

Der zweite Abschnitt behandelt die Gottesnamen im Pentateuch. Der Verf. verfolgt den Gebrauch der Worte: Jehovah und Elohim durch sämmtliche Bücher des Pentateuchs, und bemüht sich, an jeder Stelle, wo eines derselben vorkommt, den Grund dieses Vorkommens zu zeigen, und grade aus der Betrachtung dieser beiden Worte, mit deren Hülfe die Gegner den Pentateuch in verschiedene Urkunden oder Fragmente zerfällen zu können meinten, nachzuweisen, daß das Ganze nur das Werk Eines Verfassers seyn konnte, der nach einem wohlbedachten Plane schrieb und bei dem Früheren schon das Spätere, bei dem Späteren das Frühere im Auge hatte.

Die Grundgedanken in dieser Beziehung spricht der Verf, ehe er an die Behandlung sämmtlicher Stellen geht, nach einer Untersuchung über den biblischen Begriff des Namens, bei der Erklärung von Exod. 6. aus, einer Stelle, welche bekanntlich beweisen sollte, daß der Name Jehovah erst im Mosaischen Zeitalter entstanden sey. Wir theilen Einiges mit.

„Wenden wir uns zu dem speciellen Resultate, welches die Untersuchung über die Namen in Bezug auf die vorliegende Stelle gewährt, so zeigt sich sogleich, daß dieser Name in ihr nicht als leerer Name in Betracht kommen kann, sondern daß das: nach meinem Namen Jehovah so viel ist, als nach meiner Qualität als Jehovah. Der Name Gottes hier, wie immer, dasjenige, was von dem Wesen Gottes in die Erscheinung tritt. Dasselbe Resultat gewährt uns auch die Stelle selbst. Worin die Nichtkundgebung des Namens Jehovah in der Vorzeit besteht, ob sie eine nominelle oder eine reelle ist, das muß aus demjenigen bestimmt werden, was im Folgenden von der Kundgebung Jehovah's in der Gegenwart gesagt wird. Ist diese Kundgebung eine thatsächliche, geschieht sie nicht dadurch, daß Gott sich Jehovah nennt, sondern dadurch, daß er durch die Erlösung seines Volkes mit starker Hand und ausgerecktem Arm sich als Jehovah zeigt, so muß auch die frühere Nichtkundgebung eine thatsächliche seyn. Daß es nicht auf den Namen als solchen ankommt, sondern auf die dadurch bezeichnete Sache, zeigt auch, daß dem in der Genesis durchaus gewöhnlicheren Elohim hier das im Wesentlichen gleichbedeutende El Schaddai substituirt wird." — — „Bisher war, der von der einen Seite Jehovah war, von der anderen noch immer Elohim gewesen. Jetzt nahete sich die große Catastrophe, wodurch Jehovah-Elohim in Jehovah verwandelt werden sollte. Im Angesichte derselben setzt sich Gott feierlich als Jehovah ein." — — „In Elohim und El Schaddai wird die Gottheit nur nach ihrer äußerlichsten Beziehung betrachtet, so wie die ihnen entsprechende Stufe der subjektiven Religion, das bloße Abhängigkeitsgefühl unter allen das niedrigste ist. Wo die Gottheit nur nach ihrer Allmacht, nach der Fülle der Kräfte erkannt wird, da fällt die Religion unter die oberflächliche Definition von Cicero (de invent. II. 22. und 53.): religio est, quae superioris cujusdam naturae, quam divinam vocant, curam caerimoniamque affert." — — „In dem Jehovah dagegen tritt an die Stelle der superior natura, quam divinam vocant, eine bestimmte Gestalt, eine ausgeprägte Persönlichkeit. Es ist der einzige Name Gottes, welcher als Nomen proprium betrachtet werden kann." — — „Noch ist darauf aufmerksam zu machen, wie uns die Stelle einen wichtigen Aufschluß mittheilt über die Art und Weise, auf die Elohim zu Jehovah wird. Dies geschieht nach ihr nicht durch wörtliche Belehrungen über sein Wesen, die er durch Moses dem Volke mittheilt, nicht durch eine rein innerliche Einwirkung auf die Gemüther des Volkes, sondern es geschieht durch eine Reihe von historischen Thatsachen, an denen sich das Gottesbewußtseyn des Volkes nach und nach entwickelt. Auf geschichtlichem Wege wird Elohim zu Jehovah. Er erhebt dadurch die Gemüther zu sich herauf in den Himmel, daß er auf die Erde herabsteigt und dort in seinen Thaten sein Wesen entfaltet. Hier zeigt sich die Wahrheit, welche der von Mehreren gegebenen Bestimmung Jehovah's, als des Gottes der Offenbarung, zu Grunde liegt. Mit Recht bemerkt Lücke, Comment. zum Joh. 2te Aufl. 1. S. 213.: „„Der Mensch kann das Wesen Gottes nicht an sich und unmittelbar erkennen. Wir erkennen Gott in seiner Offenbarung, in seiner Geoffenbartheit, und nur in seinen Eigenschaften ist uns sein Wesen auf eine distinkte und lebendige Weise bewußt und offenbar." So muß die wahre Religion nothwendig einen geschichtlichen Charakter haben, und dieser geschichtliche Charakter, der auf Thatsachen beruhende Übergang des Elohim in Jehovah, bildet ihren Unterschied von allen falschen Religionen. Nur oberflächliche Betrachtung konnte

den Monotheismus als den wesentlichen Vorzug der Religion Israels betrachten, und somit die vereinzelten Bestrebungen des übrigen Alterthums als mit ihr auf einer Linie liegend (vgl. dagegen Nitzsch Religionsbegr. S. 745., Sack in der Apolog. S. 34.). Wäre auch das ganze Heidenthum monotheistisch, so wäre und bliebe doch dieser eine Gott immer Elohim. Nur durch Zeugnisse und Thatsachen wird Elohim Jehovah, tritt an die Stelle der Einheit der Weltkräfte, der lebendige, persönliche, überweltliche und zugleich innenweltliche Gott, der allein die Kraft hat, diejenigen, unter welchen er sich bezeugt hat, in eine wahrhaft religiöse Gemeinschaft zu vereinigen. Daß Elohim Jehovah werde, ist der Zweck der ganzen heiligen Geschichte; wie er es geworden, dies zu zeigen, das höchste Princip ihrer Darstellung" (S. 287. 290. 292. 293. 294.).

Nach dieser Grundansicht werden sodann die einzelnen Stellen behandelt, und es ist nicht selten wahrhaft überraschend, wie es dem Verf. gelingt, den Wechsel der Gottesnamen in den schwierigsten Stellen hiemit in Übereinstimmung zu bringen. Auf jeden Fall verdient die Art, wie der Verf. eine so schwierige Aufgabe zu lösen versucht, die sorgfältigste Prüfung der Theologen. Was sonst im höchsten Grade äußerlich gefaßt wurde, das sucht der Verf. recht aus innerster Tiefe zu entwickeln. So gefaßt, gehört der Gegenstand zu der Theologie des Pentateuchs; und es scheint allerdings, daß diese in ihrem Zusammenhange in das Licht gestellt seyn müßte, um eine ganz überzeugende Behandlung der Gottesnamen nach dieser Richtung hin möglich zu machen. —

Der dritte Abschnitt, der letzte dieses Bandes, weist nach, daß die Mosaische Abfassung des Pentateuchs mit der Geschichte der Schreibkunst sich durchaus im Einklang befindet. Auch hier muß man auf's Neue über die Zuversichtlichkeit erstaunen, mit welcher Theologen das Unbegründetste als vollkommen gesichert vorzutragen wagten, wenn sie nur hoffen konnten, der Ächtheit eines biblischen Buches einen neuen Scheingrund entgegenzusetzen.

Wir schließen diese Anzeige mit dem Wunsche, daß es dem Verf. gelingen möge, uns recht bald mit der Fortsetzung seines Werkes zu beschenken. —

2. Bei dem bisherigen Zustande der Einleitungswissenschaft wird das Unternehmen, dieselbe vom kirchlichen Standpunkte aus in ihrem ganzen Umfange zu reconstruiren, sogleich auf den ersten Blick als ein außerordentlich schwieriges erscheinen. Den Gegnern konnte es nicht schwer fallen, was mehrere Generationen in ihrem Eifer wider die Bücher der Offenbarung hervorgebracht hatten, zusammenzustellen und auf diesem Wege fester zu begründen. So möchte es scheinen, daß jenes Unternehmen erst dann wahrhaft gelingen könne, wenn eine neue Generation eben so eifrig für die Bücher der Offenbarung gearbeitet haben, wenn die Geschichte der göttlichen Thaten in ein neues, helleres Licht getreten seyn wird.

Indeß ist es erfreulich, daß ein so rüstiger Theologe, wie Hävernick, sich schon jetzt an die Ausführung dieses schwierigen Unternehmens wagt, sich dieselbe, wie es scheint, zur Aufgabe des Lebens macht.

Der Verfasser läßt seine Leser über seinen Standpunkt durchaus nicht im Zweifel. Sogleich im Vorwort erklärt er, sein Werk von demjenigen Standpunkte aus unternommen zu haben, welcher ihm durch Gottes Gnade angewiesen sey, von der innigen und festen Überzeugung aus, daß der Gegenstand der Untersuchung Gottes heiliges Wort sey, gegeben der in Sünde und Elend versunkenen Menschheit, um sie hinzuführen auf den Weg des Heils und Friedens. „Wer dahin durch die Barmherzigkeit des Herrn geführt ist," das sind die Worte des Verf., „daß er an seiner Hand verstehen lernt das Lebenswort, und durch dieses Verständniß nicht nur immer mehr erleuchtet ist, sondern auch geheiliget und beseliget wird — er kann nicht anders, als sich gedrungen fühlen, ein Zeugniß, je nach dem Berufe und in dem Maaße, als es ihm vom Herrn der Kirche zugetheilt ist, abzulegen für die Gnade, die sich auch an ihm verherrlicht hat; da heißt es: ich glaube, darum rede ich! — da weiß der Theologe, der Diener der Kirche Jesu Christi, daß es unmöglich sey, eine theologische Wissenschaft zu construiren, die nicht gegründet ist auf die Wahrheit, und zwar die im Wort geoffenbarte Wahrheit, und sein sehnlichstes Verlangen und eifrigstes Streben ist das, von diesem Grunde aus das lebendige Gebäude einer Wissenschaft aufzuführen, dessen Eckstein der ist, ohne welchen Niemand einen anderen Grund legen darf. Er weiß aber auch, daß er dann nicht arbeitet im Dienste der Menschen und an einem eitelen, nichtigen Werke, sondern im Dienste des Hauptes der Kirche, welcher ihn gesetzt hat zum Haushalter über Gottes Geheimnisse, auf daß er treu erfunden werde am Tage der Erscheinung Jesu Christi."

Der Verf. beginnt sein Werk mit der allgemeinen Einleitung in die Schriften des Alten Bundes, die er in sechs Capiteln vollendet, in welchen er zuerst die Geschichte des Canons, dann die Geschichte der Grundsprachen, hierauf die des Textes und der Auslegung des A. T. behandelt, worauf er im fünften und sechsten Capitel die Grundsätze der Alttestamentlichen Textes-kritik und Hermeneutik entwickelt. Es ist nicht dieses Ortes, auf diese Abschnitte näher einzugehen; wir müssen uns begnügen, einiges Interessante aus der speciellen Einleitung auszuheben, die mit S. 143. der zweiten Abtheilung des ersten Theiles beginnt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 14. März. № 21.

Neue Hoffnungen für den Pentateuch.

(Fortsetzung.)

Es sind, wie sich erwarten ließ, zunächst die historischen Bücher, zu denen die Betrachtung sich wendet, unter diesen zuvörderst der Pentateuch.

Sehr bemerkenswerth sind hier schon die Vorbemerkungen, in welchen der Verf. sich über die Alttestamentliche Historiographie im Allgemeinen ausspricht. Wir theilen Einiges hievon mit.

„Die historischen Urkunden des A. T. haben nichts weniger als einen allgemeinen und unbestimmten Inhalt, vielmehr ist der Gegenstand ihrer Darstellung ein sehr scharf abgegränzter. Wie überhaupt der Inhalt der alten Geschichtschreibung ein rein nationaler ist, so erhebt sich auch die Hebräische nicht über diese alte, einfache Bestimmtheit. Durch die Eigenthümlichkeit der Nation ist daher auch die besondere Beschaffenheit dieses ihres Gegenstandes gegeben. Die Alttestamentliche Historiographie will nicht auf einen universalhistorischen Charakter Anspruch machen, sie ist ganz speciell Geschichte des Volkes Gottes, des Reiches Gottes auf Erden in einer bestimmten Form, der Theokratie. Die innere Entwickelung dieses Volkes, seines Bundesverhältnisses zu Jehovah, an welches sich alles Äußere nur als die äußere Erscheinungsform, welche der steten Beziehung auf jenes innere Princip und Wesen bedarf, anreihet, ist der Inhalt jener Urkunden. Daher die nothwendige Beschränkung, daß nur wo das Bundesvolk in Berührung kommt mit anderen heterogenen Elementen und Richtungen, mit anderen Völkern sich begegnet, das Fremde in den Kreis Alttestamentlicher Geschichte hineingezogen wird, aber stets nur so, daß letzteres als das Beiläufige und Zufällige erscheint. Daher der gewiß keinem Zufall oder einer Willkühr beizumessende Umstand, daß da die Geschichte schweigt oder dürftig wird, wo die theokratische Idee faktisch in den Hintergrund tritt, wo die Geschichte des Bundesvolkes als solche durch die eigenthümliche Lage oder den Zustand desselben aufhört; hier finden sich Lücken eben so wohl in der Historiographie, wie in der Geschichte selbst. So sind die Perioden des Aufenthalts in Ägypten und in Babylonien nur sehr kurz behandelt; denn das eigentliche Lebenselement der Theokratie ist Kanaan; fern davon hört das Volk auf historisch zu seyn in dem angegebenen Sinne. So ist die Richterperiode, die Regierungszeit mancher Könige nur in sehr beschränkten Umrissen und auf scheinbar abgerissene Weise behandelt. Die Vollständigkeit der geschichtlichen Überlieferung, wie an sich stets eine relative, ist auch hier demnach nur in Beziehung auf den Zweck und die Anlage beim Inhalte derselben gehörig zu würdigen. Die diesem Inhalte zu Grunde liegende und überall vorausgesetzte oder durchgeführte Idee ist die der Offenbarung Jehovah's in und an seinem Volke u. s. w."

Man kann zwar mit dem Verf. darüber rechten, daß er von einem durch eine eigenthümliche Lage bedingten Aufhören der Geschichte des Bundesvolkes spricht: aber ohne Zweifel hat er auf den Standpunkt hingedeutet, von welchem aus die Alttestamentlichen Geschichtsbücher betrachtet werden müssen. Wird die Geschichte des Volkes Israel in ihrer göttlichen Tiefe verstanden seyn, so werden auch die von neueren Kritikern gegen die Bücher dieser Geschichte erhobenen Bedenken vollkommen gelöst seyn.

Bei der speciellen Einleitung in den Pentateuch, die sich von S. 155. der zweiten Abtheilung bis zum Schlusse derselben (S. 644.) erstreckt, geht der Verf. so zu Werke, daß er zuerst (bis S. 240.) die Einheit des Pentateuchs nachweist, und zwar sowohl auf positive Weise, als im Kampfe mit den entgegenstehenden Hypothesen der Urkunden und Fragmente. Er sucht hier zu zeigen, daß der gesammte Inhalt des Werkes sich auf die Mosaische Periode beziehe, und zwar auf den zwischen Jehovah und seinem Volke durch Moses geschlossenen Bund, so daß sich alles Vormosaische dazu als Vorbereitung, das Übrige aber als die Entwickelung dieser Thatsache ausweise (S. 168. 169.). Nicht leicht wird ein Leser diesen Abschnitt ohne vielfache Anregung und Belehrung durchgehen können; namentlich für praktische Theologen und für gebildete Laien, denen es darum zu thun ist, einen Überblick über den Plan des ganzen Pentateuchs zu gewinnen, ist er sehr zu empfehlen.

Hierauf geht der Verf. von S. 240. an zu dem über, was er Kritik der Geschichte des Pentateuchs nennt. Diese Beziehung überrascht sehr angenehm bei der Erinnerung an eine Kritik ganz anderer Art, die vor etwa dreißig Jahren erschien. Gegen diese ist die Arbeit des Verf. mit Recht auch großentheils gerichtet, jedoch so, daß die späteren Gegner, wie v. Bohlen, Vatke, George, nicht übergangen werden.

Die Aufgabe, welche der Verf. sich hier gestellt hat, spricht derselbe kurz so aus: „Soll der Pentateuch derjenigen Stellung, welche er sich selber beilegt, als Mosis Werk und Anfang der heiligen Urkunden des Bundesvolkes, in Wahrheit Genüge leisten, so ist darin die Anforderung ausgesprochen, daß er sich als historisch wahres Werk ausweise, daß er eine Geschichte enthalte, welche in steter Beziehung auf diese ihre präsumirte Abfassungsperiode durch die kritische Untersuchung als den Charakter voller Wahrheit tragend sich bewähre."

Eine sehr schöne Aufgabe, wie man sieht, und wir irren wohl nicht, wenn wir annehmen, daß der Verf. sich der Lö-

sung derselben mit besonderer Neigung gewidmet habe. Dieser Abschnitt ist bei weitem der ausführlichste und trägt auf jeder Seite die Spuren sorgsamer, umsichtiger Forschung.

Der Verf. gibt zuerst die Kritik der Urgeschichte nach Gen. 1—3., 4—9. (S. 240—273.), dann die Kritik der Völkertafel Gen. 10. (S. 273—290.); hierauf wird die Patriarchengeschichte (S. 290—355.) und nach dieser die Geschichte Joseph's (S. 373—406.) behandelt. Die Kritik der Geschichte im Exodus folgt von S. 406—472.; die des Leviticus S. 472—486.; die der Numeri S. 486—521.; die des Deuteronomium sammt den Schlußbemerkungen von S. 521 bis 549.

Als Probe von der Methode des Verf. möge es erlaubt seyn, Einiges aus der großen Menge des Interessanten, welches dieser Abschnitt darbietet, hervorzuheben. Wir wählen zunächst den Anfang von der Kritik der Patriarchengeschichte (S. 293 ff.).

„Was die Patriarchengeschichte anlangt, so treten wir mit ihr in eine eigenthümliche Reihe von historischer Darstellung. Die hier herrschende Ausführlichkeit setzt uns in den Stand, den historischen Charakter des Berichtes möglichst genau zu prüfen, die vielfachen Erwähnungen des Lebens und Treibens jener Zeit geben ein so anschauliches Bild, daß wir von allen Seiten es zu würdigen im Stande sind. Überall tritt uns jene einfache Erhabenheit entgegen, wie sie eines patriarchalischen Lebens würdig ist, die nirgends in späteren Perioden der Geschichte sich wieder findet. War es überhaupt nur möglich, in einer späteren, jenem Leben durchaus entfremdeten Periode ein solches Bild lebendig zu reproduciren? Wenn Plato im Homer Jonisches Leben verspürte, so dürfen auch wir mit vollem Recht patriarchalisches Leben in der Genesis rühmen: das aber vermag so wenig, als bei den Homerischen Gesängen, eine spätere Hand zu zeichnen, da wo das historische Andenken an jene Zeit verschwunden ist. Nehmen wir ein Zeitalter wie das Davidische, wo doch litterarischer Sinn lebendig angeregt war, das aber den Meisten der neueren Kritiker noch viel zu alt für unsere Geschichte seyn dürfte, so dürfte es hier nicht schwer seyn nachzuweisen die Differenz des Lebens; jedes litterarische Produkt läßt sich aber nur begreifen aus der Mitte des Lebens seiner Zeit heraus. Es hat aber jede Periode der Israelitischen Geschichte einen so markirten, in sich abgegränzten Charakter, wie die Zeit der Richter, die David's und Salomo's, die der nachfolgenden Könige, des Exils, daß wir nirgends hier einen Standpunkt gewinnen können, wo die Analogie der Zeitverhältnisse es möglich machte, mit Entschiedenheit zu behaupten: hier ist die Patriarchengeschichte geschrieben, denn hier ist wieder alter, patriarchalischer Sinn und Leben der Urzeit. Aber es war eigentlich ein anderes Princip, von welchem aus der historische Charakter unserer Urkunden in Anspruch genommen wurde. Mit wunderbaren Thaten Gottes beginnt die Patriarchengeschichte. Ein Bund Gottes wird mit Abraham geschlossen und an dieses Faktum reihen sich eine Menge anderer, die alle in nicht geringerem Grade wunderbar nicht bloß die Gegenwart, sondern selbst die fernste Zukunft vorbereitend in sich begreifen. Dagegen erhebt sich nun zunächst die nüchterne Ansicht derer, welche diese Fakta in die Reihe des natürlich sich entwickelnden Lebensganges stellend, eine historische Grundlage ihnen lassen, diese aber mit Willkühr fixiren und die Darstellung des Faktums der ausschmückenden Hand des Concipienten zuschreiben. — Mit dieser Ansicht innigst verbunden ist die wenn gleich in sehr entschiedenem Gegensatze zu der ersteren auftretende, nach welcher diese Geschichte allein in das Gebiet der Poesie verwiesen wird: die fromme Phantasie eines Dichters schuf diese Gestalten und ihr Auftreten, unbekümmert um die Wahrheit derselben, allein von religiösem Bedürfniß geleitet für dasselbe Bedürfniß seiner Zeitgenossen. De Wette, der mit besonderer Consequenz und Energie diese Ansicht geltend machte, mag zugleich in unserem Falle zeigen, wie sehr die Fundamentalansicht in beiden Annahmen dieselbe ist: „„Konnte Gott"" — sagt er — „„mit Abraham reden, einen Bund mit ihm schließen, ihm einen anderen Namen geben, ihm den Besitz des Landes Kanaan verheißen?"". „„Es ist fast undenkbar, daß Abraham solche Vorstellungen und Hoffnungen gehabt habe."" Derselbe findet es dann „„fast lächerlich,"" daß man dem Abraham so „„schwärmerische Hoffnungen"" wirklich zutraue, mit denen er sich „„vor Allen lächerlich machen mußte."" Wir müssen zuvörderst dieser Kritik den Vorwurf machen, daß sie mit dogmatischer Willkühr aburtheilt, auf dogmatischen Voraussetzungen beruht; allein es würde mit diesem Vorwurfe nicht ihr ganzer Umfang anerkannt und sie selbst noch nicht in ihrer ganzen Nichtigkeit dargestellt seyn. Offenbar hat sie nämlich noch eine weiter hinausreichende Bedeutung, die freilich mit jener ersten Voraussetzung zusammenhängt: wir meinen eine historische Bedeutung. Sowohl bei der Ansicht, welche die Patriarchengeschichte auf natürliche Weise mühsam zurecht construirt, ihr die eigenen Ansichten und das eigene Leben unterschiebt, als bei derjenigen, welche darin ein poetisches Gemälde mit ästhetischem Interesse erblickt, liegt nämlich eine bestimmte historische Ansicht zu Grunde, die hier wie dort dieselbe, nur in letzterem Falle mehr versteckt ist, und was de Wette mit herbem Tadel von der willkührlichen Behandlung der Schrift von Seiten der historisirenden Ausleger bemerkt, läßt sich genau auf sein eigenes Verfahren wieder anwenden. 1. In beiden Fällen wird gleichmäßig an die Spitze der Israelitischen Geschichte eine fingirte gestellt im Gegensatze zu der gegebenen: das eine Mal, indem man positiv zu Werke geht, das andere Mal, indem man die Behauptung wagt: wenigstens so könne jene Zeit nicht gewesen seyn; welches für unseren Zweck hier völlig identisch ist. Hiebei wird die Meinung mit positiver Entschiedenheit festgehalten, es müsse das Leben und Treiben jener Zeit ein dem gewöhnlichen, alltäglichen durchaus gemäßes gewesen seyn. Schnöde verkannt ist dabei die Eigenthümlichkeit einer jeden Periode, und wenn es erste Anforderung an den Historiker ist, in diese Eigenthümlichkeit einzugehen und sie lebendig in sich zu reproduciren, so ist diese in unserem Falle ganz aus den Augen gesetzt. Ja es läuft das Räsonnement der Gegner eigentlichst darauf hinaus: weil eine Periode eine

in sich eigenthümliche ist, so ist sie nicht vom allgemeineren historischen Gesichtspunkte aus zu begreifen, und darum entweder so gewesen, oder wir wissen nichts über dieselbe. Und so wären wir eben so sehr um die neuere, als die alte und älteste Geschichte überhaupt betrogen. 2. Sollte die Wahrheit der biblischen Patriarchengeschichte bestritten werden, so konnte dies immer nur vermittelst Analogie geschehen. Nur in dem Falle, daß wir auf diesem Wege Bestimmtes anzugeben im Stande wären, würde die Kritik ein sicheres, weil historisches, Fundament besitzen, indem sie dann nur die Zuverlässigkeit des einen Berichtes in Verhältniß zu den anderen nachzuweisen brauchte, um als Gegner unserer Darstellung aufzutreten. An einer solchen Analogie fehlt es aber gänzlich. Es ist mithin dieser Bericht auf sich selbst als sein eigenes Kriterium zu beschränken, und nur das in ihm selbst begründete könnte als Merkmal seines unhistorischen Charakters gelten, nicht das außerhalb desselben, in weiter Ferne von ihm gelegene, welches keinen passenden Maaßstab gibt. 3. Aber auch der Vertheidigung der streng historischen Auffassung möchte dieser Mangel an Analogie als zum Nachtheil gereichend erscheinen. Es fragt sich demnach, wie läßt sich der allgemeine Standpunkt der Patriarchalgeschichte, so wie sie ihn selber fixirt, als ein historisch wahrer erweisen? Dieses liegt in der Eigenthümlichkeit dieser Geschichte als der Vorbereitung der theokratischen Anstalt. In dieser Idee liegt eben so sehr die subjektive Seite des Glaubens, als die objektive des Sich-Bezeugens, Sich-Offenbarens Gottes, als eines lebendigen, welche beide in ihrer concreten Einheit gefaßt, den Begriff des Bundes constituiren, wie ihn unsere Geschichte als thatsächlich bezeugt. Wird sie von diesem Gesichtspunkte aus angesehen, so folgt ihr ganzer, wunderbar eigenthümlicher Charakter von selbst. So wenig als die Theokratie selber ein Analogon fand in der Geschichte der Menschheit, sondern in dieser ihrer Einzigkeit eben ihre höhere Begründung findet, so auch dieselbe in dieser ihrer Anticipation als Vorbereitung. Je weniger aber diese Vorbereitung als eine bloß negative zu denken ist — ein Sich-überlassenseyn, wodurch sie in die Kategorie des heidnischen Lebenselementes sinken und aufhören würde, integrirender Theil der theokratischen Anstalt zu seyn, — sondern nur als eine positive gefaßt werden darf, je eigenthümlicher werden wir hier dieses Objektive der Offenbarung Gottes in seiner Einwirkung auf die Subjektivität zu denken haben, da beides hier einen Standpunkt einnimmt, der späterhin eben so wenig wiederkehrt, als er wesentlich vorausgesetzt wird. Rückweisend auf die Patriarchengeschichte bestätigt mithin die Theokratie dieselbe in ihrer historischen Erscheinung, so gut als das Christenthum diese zu seiner Voraussetzung hat, und es läßt sich danach nicht nur ihr Grundcharakter begreifen, sondern sogar als ein innerlich nothwendiger nachweisen."

Hiemit hat der Verf. auf's Neue auf eine der bedeutungsvollsten Aufgaben hingewiesen, welche ihre Lösung von den Theologen unserer Zeit erwartet. Es ist die Geschichte der Offenbarung in ihrem ganzen Umfange, die, als stufenweise Entfaltung des göttlichen Gedankens gefaßt, ohne Zweifel die vollkommene Rechtfertigung des Einzelnen in sich tragen, die auch die Bedeutung der heiligen Geschichtschreiber in das rechte Licht stellen wird.

Sehr treffend beurtheilt der Verf. die Behauptung der Gegner, daß gewisse Erzählungen dem Nationalhaß ihre Entstehung verdanken, mit besonderer Beziehung auf Gen. 19, 38 ff. (S. 330 ff.)

„So eben ließ unser Verfasser noch Abraham bei dem Herrn eine Fürbitte thun für die Städte, welche der Rache Jehovah's anheimgefallen waren, 18, 23 ff. Der rührende Zartsinn, der in diesem Gespräche des mit ächt kindlichem Vertrauen seinem Gotte sich nahenden Patriarchen sich kund gibt, konnte nur von der gänzlichen Verkennung der Natur des Glaubens und des Gebetes aus betrachtet werden, als auf „„unwürdigen, dürftigen Kinderbegriffen von der Gottheit"" beruhend (so Hartmann in den Forschungen S. 414.), oder gar „„eine Feilschung mit Jehovah, ein Zeugniß von dem späteren jüdischen Charakter"" (so v. Bohlen S. 208.) mit blasphemischer Rohheit gescholten werden. Aber diejenigen, welchen auch das tief religiöse Element dieses Abschnittes ein fremdes bleiben sollte, müßten doch wenigstens anerkennen, welch ein Zartsinn, welch ein tiefes Mitleid mit dem in Sünden versunkenen Volke sich hier ausprägt. Von demselben „„Dichter"" soll nun (19, 38 ff.) die „„Dichtung von sehr geschmackloser und gehässiger Art"" (de Wette in den Beiträgen zur Einleitung, Th. 2. S. 94.), über deren unsittliche Tendenz unsere Kritiker nicht genug starke Ausdrücke finden können (Hartmann S. 268. 417., v. Bohlen S. 215 ff.), herrühren. Hier offenbart sich das Unnatürliche und Widersinnige der mythischen Ansicht recht deutlich! Welch eine verkehrt psychologische Ansicht, wonach demselben Verf. zwei so sich schnurgrade widersprechende Gesinnungen, als jenes tiefe Mitleid für Sodom, und jener erbitterte Haß gegen Moab und Ammon zugeschrieben werden! Der, welcher sich das eine Mal in so unmittelbar auf einander folgender Darstellung von bitterem Nationalhaß und das andere Mal von dem tiefgefühltesten Erbarmen leiten ließ, bleibt in dieser seiner Inconsequenz für uns ein psychologisches Räthsel, über dessen Auflösung die Gegner in tadelnswerther Sorglosigkeit hinwegeilen. Ferner welch seltsame Erfindung wäre es, wenn ihr Urheber die Absicht hatte, dadurch jene Völker mit tiefer Schmach zu bedecken, von bloßem Nationalinteresse geleitet, da er sie doch durch Lot's Person zu Stammverwandten der Hebräer macht. Wir finden eben nicht, daß hier, wie Hartmann sich ausdrückt (S. 417.), „„das Bild Lot's, als eines gepriesenen Seitensprößlings der geweiheten Familie Abraham's, derselbe Zauberglanz umstrahlt, der das Haupt des Stammvaters selbst umkreist;"" wir meinen vielmehr, der vermeinte Dichter habe sich hier eine neue Inconsequenz zu Schulden kommen lassen — warum läugnete er nicht lieber jede solche für sein Volk schmachvolle Verwandtschaft? Er soll ja doch Dichter seyn, und an Erfindungen und willkührlicher Behandlung es sonst nicht fehlen lassen! Ferner soll

diese Legende in die Zeiten „„wo die Erbitterung der Hebräer auf's Höchste getrieben und der Haß unauslöschlich war,"" in die spätere Zeit des Josia gehören (v. Bohlen S. 216.). Zum Belege hiefür werden die Weissagungen der Propheten gegen diese Völker angeführt. Allerdings verkündigen im Namen und Auftrage ihres Gottes die Propheten Unheil und Strafe diesen Völkern. Aber derselbe Jesaias, der das Wehe über Moab herabruft, spricht tiefbewegt: „„Mein Inneres schreiet um Moab"" (15, 5.), er weint und netzt mit seinen Thränen Moabs Städte (16, 9. 10.), sein Inneres ist einer Zither gleich um Moabs Schicksal bewegt (16, 11.), und gleiche Empfindungen spricht Jeremias aus 48, 36. 39. Ist das etwa auch Nationalhaß? Grade das Gegentheil von jeder persönlichen, bloß nationalen Rachsucht offenbart sich in dieser Rede: eine solche wahrhafte, lautere Liebe, die jener Anschuldigungen siegreich spottet. Und daraus will man die gehässigsten Legenden als reine Erfindungen, d. h. lügenhafte Anschuldigungen herleiten? Quillet auch ein Brunnen aus einem Loch süß und bitter? Kann auch ein Feigenbaum Öl, oder ein Weinstock Feigen tragen? Sodann ist mit dieser Erzählung nothwendig zu verbinden die Stelle Deut. 2, 9. 19., wo es heißt, Israel solle kein Erbtheil erhalten von den Moabitern und Ammonitern, weil ihnen, als Lot's Nachkommen, ihr Gebiet angewiesen sey. Offenbar sieht diese Stelle, so wie Deut. 23, 4. (vgl. V. 1. und Levit. 18.) auf die unsrige zurück, und wir finden demnach, daß in der Mosaischen Zeit dieser Umstand ein bedeutsames Moment in dem Verfahren der Israeliten bildete u. s. w."

Gern möchte Ref. die treffliche Stelle über Isaak's Opferung (S. 337 — 39. 40.), ferner die über Jakob's Segen (S. 397 ff.) und ähnliche mittheilen, wenn es der Raum gestattete. Das Mitgetheilte wird indeß schon gezeigt haben, daß de Wette's Kritik der Israelitischen Geschichte in neuester Zeit mit sehr großem Unrecht eine bis jetzt unwiderlegt gebliebene Schrift genannt worden ist. Wir halten sie durch Hävernick's Arbeit für vollkommen widerlegt, so wie dieselbe eine große Masse ganz unbegründeter, obwohl zuweilen scheinbarer Einwürfe gegen die Einheit und Ächtheit des Pentateuchs, welche die neueste Zeit hervorgebracht hat, größtentheils sehr treffend abweist.

Im letzten Theile dieser Schrift beleuchtet der Verf. mit großer Sorgfalt die Zeugnisse für das Vorhandenseyn des Pentateuchs aus sämmtlichen Büchern des A., dann auch aus dem N. T.; wobei auch eine sehr lesenswerthe Abhandlung über den Samaritanischen Pentateuch zu finden ist.

Indem wir diese Schrift Allen empfehlen, denen das Studium des A. T. am Herzen liegt, sprechen wir zum Schluß nur noch den Wunsch aus, daß der Verf. das begonnene große Werk mit Freudigkeit weiter führen und vollenden möge. —

(Schluß folgt später.)

Nachrichten.

(Die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine in Großbritannien. Schreiben an den Herausgeber.)

Durch die wohlwollende Unterstützung, welche Sie in Ihrem Blatte denjenigen gewähren, welche dem Übel der Unmäßigkeit entgegenzuwirken bemüht sind, wie durch den lebhaften Wunsch, daß auch auf dem Continente die gute Sache der Mäßigkeits-Vereine siegen möge, fühle ich mich zu dem Versuch bewogen, das Ergebniß einiger Erfahrungen und Eindrücke, die mir bei einer mehrere Monate lang fortgesetzten Beobachtung verschiedener Brittischer Vereine zu Theil wurden, Ihnen mitzutheilen. Möchte doch diese kurze Schilderung dazu beitragen, bei Ihren Lesern dasjenige Interesse zu wecken, welches ich selbst empfinde, und für das Streben würdiger Männer, die durch die Erfahrung zweier großen Nationen bestätigten Mittel in Deutschland einzuführen, einige praktische Winke enthalten.

Durch günstige Umstände kam ich kurz nach meiner Ankunft in London mit einer Familie aus den Freunden (Quäkern) in Berührung, und in ihrem Schoße verlebte ich einige segensreiche Monate. Diese war es, welche mich zuerst auf die Größe und Allgemeinheit des durch die Unmäßigkeit in England angerichteten Verderbens, und auf die Wichtigkeit der dieses Übel bekämpfenden Gesellschaften aufmerksam machte. Die Nothwendigkeit solcher Vereine wollte mir anfangs nicht recht einleuchten, und an ihrem Erfolg zweifelte ich sehr; doch je näher ich mich erkundigte, desto mehr veränderte sich meine Meinung und bald entschloß ich mich, um den Gegenstand vollständig zu erforschen, mich selbst eine Zeitlang jedes berauschenden Getränkes gänzlich zu enthalten. Dieser Versuch wurde mir nicht schwer, und nach zwei Monaten fand ich den Erfolg so befriedigend, daß ich als Mitglied eines der Enthaltsamkeits-Vereine Londons mich aufnehmen ließ. Ich hatte alle Ursache, mich dieses Entschlusses zu freuen, und die Sache, welche mir zuerst etwas lächerlich vorgekommen war, nahm, bei meiner thätigen Theilnahme an den Arbeiten des Vereins, meine Aufmerksamkeit immer mehr in Anspruch. Am Tage vor meiner Abreise erhielt ich den Titel eines Ehrenmitglieds des North London Auxiliary Comités, eine unerwartete Auszeichnung, welche meine schwachen Bemühungen in dieser guten Sache weit überwog. Die Nachrichten, die ich Ihnen mittheile, sind also einigermaßen officiell; übrigens werde ich nichts vorbringen, das nicht auf authentischen und positiven Angaben beruht, denn am Ende sind Thatsachen doch die schlagendste Beweisführung und die Zahl der schon vorhandenen ist so groß, daß man nur bei der Auswahl in Verlegenheit geräth.

Die Englischen Gesellschaften haben zwei Grundsätze ausgesprochen, welche denselben Zweck, aber durch verschiedene Mittel, herbeiführen. Die ersten, welche sich in Großbritannien bildeten, zeigten zuerst durch unwiderlegbare statistische Notizen die furchtbare Ausbreitung des Übels und die Nothwendigkeit, ihm eine Schranke zu setzen, und forderte sodann die philantropisch und christlich Gesinnten auf, ihre Kräfte zu vereinigen, und sich zur Enthaltung der geistigen destillirten, so wie zum mäßigen Genuß der gegohrenen Getränke (Wein, Bier u. s. w.) zu verpflichten. Diese Vereine, die einem wahren Bedürfniß entsprachen, verbreiteten sich sehr schnell, und brachten ganz unverhoffte Wirkungen hervor.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 17. März. № 22.

Das Vorurtheil gegen den Eid.

Lange hat die christliche Lehre vom Eide brach, und die Eidespflege im Argen gelegen. Es ist Zeit, daß beide, die Lehre und das Werk, aus dem Tode zum Leben wieder auferstehen. Für die Theorie ist in der letzten Zeit zur weiteren objektiven Entwickelung der Schrift- und Kirchenlehre wenigstens ein Anfang gemacht worden, wiewohl sich zunächst nur subjektive Meinungen dagegen erhoben haben. Jenem Anfange wissenschaftlicher Begründung wäre jetzt ein gedeihlicher Fortgang zu wünschen: aber gleichzeitig ist auch für die Praxis, für die Rechts- und Eidespflege zur Heilung eines heillosen Verderbens der ganze Ernst des großen Gegenstandes in Anspruch zu nehmen, gegen welchen die moderne Bildung theils kalt und gleichgültig, theils nur zu matt und weichlich, theils unempfindlich, theils sentimental sich verhalten hat und noch verhält. Aus diesen Sphären der Aufklärung stammen auch die unterschiedenen subjektiven Meinungen über und gegen den Eid, welche in völliger Abstraktion von der Kirchenlehre recht eigentlich als separatistisch sich erweisen, und gleichwohl eben wegen dieser ihrer Subjektivität als ächt protestantisch gelten wollen. Es ist merkwürdig, wie diese Vorurtheile, weil sie wie ein Miasma in der Luft liegen, auch auf die gläubigen Christen den entschiedensten Einfluß ausüben; denn so subjektiv ist die Zeit, daß auch erweckte Christen von der objektiven kirchlichen Erkenntniß der Schriftlehre abstrahiren, und höchstens in dem gewöhnlichsten historischen Interesse sich auch einmal nach der achtzehnhundertjährigen Kirche umsehen.

So sind namentlich die gangbaren Vorurtheile in Beziehung auf den Eid zu erklären; aber um so nothwendiger ist es auch, diesen Hemmnissen der Lehre und Praxis nach Möglichkeit zu begegnen. Die Sache ist wichtig: leider fühlt unsere Zeit nicht einmal das große Gewicht der Sache; o daß doch auch diesen wenigen Zeilen der Segen von Oben zugelegt würde!

Über den Eid enthält die Bergpredigt — Matth. 5, 33—37. — das Haupt- und Kernwort der Neutestamentlichen Lehre. Hier begegnen wir aber sogleich nicht allein den Mißverständnissen über den Eid, sondern auch den einseitigsten Ansichten über die Bergpredigt selbst. Obenan steht in der letzteren Beziehung das sonderbare Mißverständniß, als wenn die Bergpredigt nur die durch den Glauben wiedergeborenen Christen, nur Auserwählte verpflichte, wogegen für die anderen Christen das Mosaische Gesetz gut genug sey, oder vielmehr dessen Buchstabe, worauf auch der Staat sich beschränken müsse. Es ist kaum glaublich, wie dieses Vorurtheil auch bibelgläubiger Christen sich hat bemächtigen können; aber es ist so. Und doch werden alle Christen darin übereinstimmen, daß die Bergpredigt kein Mysterium für Einzelne, keine Geheimlehre, sondern Predigt und Offenbarung ist. So gewiß es ist, daß sie für das ganze Volk, das unter dem Berge stand, ohne Ausnahme bestimmt war, und Allen hörbar und fühlbar wurde, sie mochten hören und fühlen wollen, oder nicht, so gewiß es ist, daß diese gewaltige Predigt alles Volk unter dem Berge ohne Unterschied erschreckt und gesegnet, erschüttert und erquickt, gemahnt und gestraft hat, so gewiß ist es auch, daß seitdem in der Kirche alle Glieder derselben ohne Unterschied zwischen den Willigen und Unwilligen dieser Predigt unterworfen sind, und daß auch christliche Obrigkeit daran gebunden ist. So gewiß es ist, daß auch die Gläubigen und Wiedergeborenen der Sünde unterworfen bleiben, so gewiß ist es auch, daß alle Sünder, die auf Christum getauft und hiemit objektiv wiedergeboren sind, nach dieser Bergpredigt gerichtet zu werden so die Pflicht als das Recht haben. Hier ist in der Kirche kein Unterschied der Person, kein doppeltes Gesetz für Vornehme und Geringe, Vollkommene und Unvollkommene. Wer gleichwohl nur einzelne Glieder der Kirche nach der Bergpredigt, andere gemeine Christen nach dem Buchstaben des Alten Testaments richten wollte, dem müßte auch die letzte Spur der Kirchlichkeit entschwunden seyn, wenn er bei näherer Erwägung seines Irrthums sich nicht bewußt werden sollte. Es liegt klar am Tage, daß die Bergpredigt überall und namentlich auf die Verhältnisse dieses Lebens, auf Mein und Dein und dessen Wahrnehmung, berechnet ist, nicht um diese irdischen Verhältnisse aufzulösen, sondern um sie zu heiligen. Sie ist kein neues Gesetz, sondern das alte Gottesgesetz in seiner Fülle und Integrität. Was sie daher gebietet und verbietet, was sie gestattet und verleiht, das alles verpflichtet und berechtigt alle diejenigen, welche auf Christum getauft sind. So weit also der Eid den wahrhaft gläubigen Christen verboten ist, so weit ist er auch allen getauften Christen untersagt; so weit er Sünde ist, so weit ist dessen Zulassung christlicher Obrigkeit nicht erlaubt. Wäre unter wirklichen Christen jeder Eid ohne Unterschied Sünde, so dürfte er auch in Kirche und Staat nicht geduldet werden.

In der Bergpredigt — Matth. 5, 34. 37. — ist nun wirklich der Eid verboten, und zwar nicht allein der Eid bei

den Creaturen, sondern auch der Eid bei Gott selbst. Der Eid bei den Creaturen wird nur ausführlicher und namhafter abgewiesen, weil die Juden damit dem Namen Gottes auszuweichen, und desto sicherer Lug und Trug üben zu können meinten, ohne dem Gesetze zu verfallen. Insofern ist daher der Eifer gegen den Eid kein Vorurtheil, sondern auf Christi Wort gegründet; insoweit darf auch die Obrigkeit, so weit ihre Augen reichen, keinen Eid, der verboten ist, zulassen. Aber so einfach und klar dieses Verbot ist, so klar ist auch der Sinn des Verbotes und die Beschränkung oder Bestimmung desselben. Das Verbot trifft allgemein alle Arten von Eiden: es ist aber darum nicht weniger bestimmt. Der Eid gehört unter die rechtfertigen und gesetzlichen Handlungen: alle diese gesetzlichen Bestimmungen erklärt der Herr für heilig, unwandelbar, unauflöslich und unerlaßlich, aber auch gleichzeitig die buchstäblichste Beobachtung derselben für eitel Sünde, wenn nicht das Innerste der Gesinnung der äußeren That entspricht, wenn nicht die That im Sinne und im Namen dessen geschieht, der das Gesetz gegeben hat. So ist auch der Eid nur insofern Sünde, als er zwar bei Gott und Gottes Creatur, aber dennoch ohne Gott, ohne Bewußtseyn Gottes, ohne Prüfung und Läuterung vor Gott, geschworen wird. Alles was an sich rechtfertig und löblich ist, das rechtfertigt dennoch den Thäter nicht, wenn es nicht an und für sich recht ist, wenn es nicht wie äußerlich, so auch innerlich im Glauben dem Herrn gewidmet ist. So ist auch nur der Eid gerechtfertigt, welcher mit Mund und Herzen im Namen Gottes geschworen wird; dieser ist aber nicht allein erlaubt, sondern auch geboten. Das Verbot schließt das Gebot nicht aus. Wie das Gebot: Zürnet! (Ephes. 4, 26.) das Verbot des fleischlichen Zornes nicht aus- sondern einschließt, so löset auch das Verbot: Schwöret nicht! das Gebot des wirklichen Eides nicht auf, sondern es wird vielmehr durch jenes Verbot dieses Gebot desto näher bestimmt, desto bestimmter bestätigt. *)

Das Vorurtheil gegen den Eid nimmt aber auf die ferneren Worte der Bergpredigt Bezug, wenn der Herr die Rede der Christen auf Ja und Nein beschränkt, und was darüber ist als Sünde und vom Übel bezeichnet. Das Vorurtheil schließt nun so: Was über Ja und Nein ist, das ist vom Übel, der Eid ist über Ja und Nein, also ist er vom Übel. In diesem Schlusse ist der Vordersatz richtig, der Mittelsatz aber ungerechtfertigt, mithin der Schluß falsch.

Was über Ja und Nein ist, jede Abweichung von der Wahrheit, jede Überschreitung ihres ihr selbst gleichen Maaßes, wenn Ja nicht Ja, und Nein nicht Nein ist, 2 Cor. 1, 17. — Jak. 5, 12. — Solches Alles ist vom Übel: aber eben darum ist der Eid nicht vom Übel, denn der Eid besteht wesentlich darin, daß er Angesichts des Alleinwahren Ja zu Ja, und Nein zu Nein sagt, und dazu die Kraft verleiht. Der Eid ist sonach

*) Vgl.: Der Eid nach seinem Principe, Begriffe und Gebrauche. Berlin, 1837. S. 36.

als das Wort bei Gott das Privilegium und Kriterium des ebenbildlichen Menschengeistes.

Und wenn der Herr ferner ausdrücklich lehrt, — Matth. 5, 17. 18. — daß von dem Gesetze kein Titelchen fallen soll, so ist es nur noch klarer, daß auch der Eid, der ausdrücklich zum Gesetze gehört, im Neuen Testamente sowohl als im Alten seine Geltung behalten soll, nur daß auch die innerliche Stellung des Schwörenden dem objektiven Inhalte des Eides entsprechen muß. Dennoch ist auch dagegen eingewendet worden, daß der Eid zwar nach seinem Wesen und Zweck im N. T. stehen bleibe, aber die Form des Eides mit dem Anbruche des Reiches Christi fallen müsse. Aber dieser Einwand fällt selbst zusammen, wenn er nur ein einziges Mal scharf angesehen wird. Wenn der Eid nach seinem Zwecke bleiben soll, so muß er eben selbst das Mittel zu seinem Zwecke seyn: wenn das Wesen des Eides bestehen bleibt, so kann es auch nicht formlos bestehen. Das Wesen wär' es, wenn es nicht erschiene? Der Schein was wär' er, dem das Wesen fehlt? Wie der Scheineid Meineid ist, so ist das Wesen des Eides ohne Schein kein Eid, unwirkliches Wesen. Auch das letztere lehrt die Bergpredigt, Matth. 5, 14—16., wie das erstere, Matth. 5, 20. — Es fragt sich also, was eigentlich an der Form des nach Inhalt und Wesen auch im Reiche Christi fortbestehenden Eides fortfallen soll? Ist es die Exekration? Diese ist längst gefallen: die Norm des christlichen Eides hat bei gesunder Erklärung ihres Inhalts auch keine Spur von Exekration. Der christliche Eid ist wesentlich Obtestation: Gott ist als Zeuge gegenwärtig. *) Eben darum kann auch der Eid nicht als eine Verpfändung oder Veräußerung der Seligkeit anzusehen seyn, so wenig als der Wunsch des Apostels, von Christo verbannt zu seyn, dafür gelten darf. Unter der Form des Eides, welche fallen soll, kann daher nichts Anderes verstanden werden, als daß jetzt nur Ausnahmweise geschworen wird, dann aber jedes Wort ein Eid seyn wird. Hiemit ist auch dieser Einwand gegen den Eid beseitigt; die Form des Eides wird nicht fallen, sondern sich erweitern; was jetzt nur als Ausnahme geschieht, das soll die Regel ohne Ausnahme werden. Wir werden dann freilich nicht mehr um allerlei Händel willen in die Gerichtsstuben laufen, um zu schwören; aber wir brauchen's auch nicht, weil dann jedes Wort ein Eid ist: weil Niemand das Recht beugt und Jedermann recht thut und recht schwört.

Aber Viele meinen, daß eben deswegen, weil der Christ zu allen seinen Worten Gottes gedenken solle, der laute Eid, der einen Zweifel daran voraussetze, unter wahren Christen nicht Platz finden könne. Aber wie sollte denn der wahrhaft innerliche Eid stumm bleiben können? Wer wirklich mit dem Herzen bekennet, der wird auch mit dem Munde zu dem Herrn sich bekennen. Auch die Engel denken nicht allein Gott, sondern sie singen ihm und preisen ihn. Weß das Herz voll ist, deß gehet der Mund über. Wie das Gebet, so ist auch der Eid

*) Ebendas. S. 225 ff.

mehr als ein unbestimmter Gedanke an Gott. Zur Wirklichkeit des Gedankens gehört, daß er sich zum Worte bestimmt und das Wort sich äußert. Ein heimlicher Eid, der im dunkeln Innern bleibt, ist ein halber Eid; der wahre Eid ist nicht stumm, sondern offenbar. Dort ist Alles offenbar. So soll auch das Licht des Glaubens in der Welt sich offenbaren, Matth. 5, 14. Daß das Innere für sich dunkel und verborgen ist, das ist selbst erst Folge der Sünde. Die Sünde ist auch die Ursache, daß hier die meisten Eide nur innerlich bleiben können: sie müssen innerlich bleiben, nur um des Mißbrauchs willen, Matth. 15, 26., Matth. 7, 6. Aber nie darf der Christ verläugnen, daß er innerlich schwört, wenn er redet. Damit wird den unnützen Worten am besten begegnet.

Dieses sind die Einwendungen gegen den Eid, welche aus der Bergpredigt entnommen werden; wir haben gesehen, wie das Wort des Herrn das Gesetz des Eides nicht auflöst, sondern näher bestimmt, bestimmter bedingt, und hiemit bestätigt und heiligt. Aber das Vorurtheil weiß auch sein Bedenken gegen den Eid aus dem Begriffe desselben, oder vielmehr aus der Vorstellung, die man sich davon macht, abzuleiten. So hat namentlich eine gefühlvolle Vergleichung des Gebetes mit dem Eide dazu dienen müssen, den Eid gegen das Gebet in den Schatten zu stellen, jenen als ein wenn auch nothwendiges Übel dieser Zeit, dieses als ein unvergängliches Gut für alle Zeit darzustellen. Es ist wahr, daß das Gebet ein Gnadenmittel ist: aber ist dies nicht auch die Bestimmung des Eides? daß er seine Bestimmung nicht immer erreicht, hat er auch mit dem Gebete gemein. Es ist wahr, daß das Gebet der tägliche Umgang mit Gott ist: auf der Gemeinschaft mit Gott ruht aber auch der Eid; wenn der Umgang seltener ist, so liegt dies nicht an dem Eide, sondern an der Sünde, denn im Reiche Christi soll jedes Wort ein Eid seyn. Es ist wahr, daß die Sünde aufhören wird, aber das Gebet nicht: es ist aber so eben auch nachgewiesen, daß mit dem Ende der Sünde auch der Eid erst recht anfangen wird. Jetzt bitten, loben und preisen wir Gott bittend und schwörend um dieses oder jenes Erdengutes willen, weil es nicht bloß ein Erdengut, sondern ein Gottesgut ist: und so werden wir immer zu Gott bitten, und zu Gott schören um aller Güter willen, die Gottes Güter sind. So vertragen sich auch im Gebete und im Eide die Schauer vor der Majestät Gottes und die Erquickungen aus seiner Liebes Fülle. In allen diesen Beziehungen ist zwischen Eid und Gebet kein Unterschied, sondern gemeinsame Anrufung Gottes. Der Unterschied liegt tiefer; er ist mit gutem Grunde so ausgedrückt worden: das Gebet kniet, der Eid steht. Aber wer kniet, der sehe wohl zu, daß er auch stehe: und wer steht, der vergesse darum nicht des Kniens, auf daß er nicht falle. Es stehet geschrieben, daß sich alle Knie beugen und alle Zungen schwören sollen. Und Hiob betet und schwöret zumal, wenn er seufzet und flehet: Siehe da, mein Zeuge ist im Himmel, und der mich kennet ist in der Höhe. Dieser Seufzer ist die heutige Losung der lieben Brüdergemeinde zur

Fastnacht, und es ist recht im Geiste des Gebetes und Eides, wenn sie dazu singt:

König, dem wir Alle dienen,
Ob im Geiste? das weißt du!
Mache den Gedanken bange:
Ob das Herz es redlich mein'?
Ob die Seele an dir hange?
Ob wir scheinen oder seyn?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine in Großbritannien. Schreiben an den Herausgeber.)

(Fortsetzung.)

Ihr Erfolg war sich jedoch nicht überall gleich: an mehreren Orten blieben sie nach etlichen Fortschritten stehen; an anderen scheiterten sie ganz und gar. Dieser Unterschied ist dem Umstand zuzuschreiben, daß in mehreren Theilen Englands die Trinklust besonders in Bier ihre Befriedigung sucht, während die ersten Vereine sich nur auf die geistigen Getränke bezogen. Deshalb entstand, nach einigen Versuchen, zu Preston (Lancashire) ein neuer Verein, welcher gänzliche Enthaltung von jedem berauschenden Getränk als Grundsatz aufstellte. Dadurch erhielt die Sache der Mäßigkeit einen neuen Aufschwung; die Mäßigkeits- und die Enthaltsamkeits-Vereine wetteiferten; doch war der Erfolg der letzteren verhältnißmäßig bedeutender. Wie dem auch sey, so halte ich dafür, daß die beiden Grundsätze annehmbar sind, und daß oft bestimmter Umstände wegen keiner von beiden ausschließlich aufgestellt werden darf.

Erklärung des Mäßigkeits-Vereines.

„Wir verpflichten uns, der geistigen destillirten Getränke (medicinischen Gebrauch ausgenommen) uns zu enthalten, und die Ursachen und Ausübung der Unmäßigkeit möglichst zu hemmen."

Erklärung des Enthaltsamkeits-Vereines.

„Wir verpflichten uns freiwillig zur Enthaltung von jedem berauschenden Getränk" (medicinischen und religiösen Gebrauch ausgenommen).

Nach meinem Dafürhalten ist es besser, den Baum gleich bei der Wurzel abzuschneiden, leichter der Gewohnheit des Trinkens auf einmal ein Ende zu machen, als sie allmählig zu unterlassen; und zur Bestätigung meiner Meinung hat die Erfahrung in zahlreichen Fällen den Vorzug des Grundsatzes gänzlicher Enthaltung gezeigt. Übrigens ruhen beide Gesellschaften auf gemeinsamem Grunde, beide verbieten gleich unbedingt den Genuß destillirter Getränke (Branntwein, Rum, Gin, Wiskey u. s. w.); die eine aber erstreckt das Verbot auf die gegohrenen Getränke, während die andere den mäßigen Genuß derselben zuläßt. Der Enthaltsamkeits-Verein (Total Abstinence Society, Tee-Total Society, New British and Foreign Temperance Society) kann als ein Vortrab des Temperance- oder Mäßigkeits-Vereins betrachtet werden. Muthigen Schanzgräbern ähnlich, schreiten sie vorwärts, ohne sich durch irgend ein Hinderniß abschrecken zu lassen; ihre Schaar verstärkt sich täglich mit rüstigen Arbeitern, und indem sie für sich selbst Eroberungen machen, bereiten sie auch das Feld für die etwas langsamer und vielleicht minder kräftig auch heranrückenden Mäßigkeits-Vereine. Der Mäßigkeits-Verein ist von der Königin Victoria unterstützt; sie hat sich zur Patronin desselben zu erklären geruht; er steht unter dem

Präsidium des Bischofs von London, und zählt unter seinen Comités und thätigsten Mitgliedern Pairs, Deputirte, große Landeigenthümer, Geistliche, Gelehrte und Litteraten. Der Enthaltsamkeits-Verein, welcher noch nicht zwei volle Jahre bestand, hat zum Präsidenten einen Pair, Grafen v. Stanhope; mehrere Theologen und angesehene Männer nehmen an seinen Comitéen Theil. Die Zahl seiner Mitglieder beläuft sich gegenwärtig auf nahe an 300,000, und vermehrt sich täglich.

Die zwei Gesellschaften bedienten sich im Allgemeinen derselben Mittel, um ihre Lehren zu verbreiten und ihren Zweck zu erreichen. Unter diesen Mitteln haben sich häufig öffentliche Versammlungen als das wirksamste bewährt; in London hat die Abstinence Society in ihren verschiedenen Distrikten Versammlungen an jedem Tag der Woche, und zuweilen mehrere am selben Abend. Hier hört man Redner aus allen möglichen Klassen; bald einen Prediger, dessen christliche Ermahnung einen noch Unentschiedenen zum Eintritt in den Verein, um durch sein Beispiel zu wirken, bestimmt; bald einen betheerten Seemann, durch dessen kindliche und anschauliche Beredtsamkeit ein anderer Sohn des Meeres sich bestimmen läßt, seinem lieben Grog zu entsagen; nach einem Parlamentsgliede wird vielleicht ein armer Tagelöhner auftreten im Arbeitskamisol, welcher mit der Begeisterung des Herzens sein jetziges ruhiges, glückliches, zufriedenes Daseyn seinem früheren liederlichen und elenden Leben treffend gegenüberstellt und die ganze Versammlung, welche meist ebenfalls aus Tagelöhnern besteht, elend wie er war, und sehnsüchtig nach einem Glücke, das er jetzt besitzt und das von ihnen eben so erworben werden kann, elektrisirt. Ich erinnere mich, bei einer Versammlung in einem der elenderen Viertel Londons, einen Mann gehört zu haben, welcher noch jung, dem Aussehen nach ein Tagelöhner, das ebenfalls aus den arbeitenden Klassen der großen Hauptstadt bestehende Auditorium anredete. Der Redner erzählte, wie einer seiner Freunde, anfangs ein braver Mann, guter Arbeiter, ein Vater lieblicher Kinder, glücklicher Gatte, sich durch schlechte Bekanntschaften zum Schenkenbesuch verleiten ließ, nach und nach alle seine guten Eigenschaften verlor und den Seinigen zum Gräuel wurde. Mit den kräftigsten Ausdrücken, in der energischen Volkssprache, mit dem Feuer der Beredtsamkeit, mit glühenden Farben wußte er den Fall und die Entsittlichung dieses Unglücklichen, das Elend, welches er über seine Familie gebracht, zu schildern; er erzählte von der Frau, wie sie Schimpf und Schläge zu ertragen hatte, von den armen Kindern, welche ihn um Brodt baten, und deren Kleider er verkaufte, um sich Gin zu verschaffen; von den Gewissensbissen und der Angst, welche den Trunkenbold selbst ergriffen, wenn von Zeit zu Zeit die Ausschweifungen unterbrochen wurden, und das Gewissen seine Stimme wieder erheben konnte. Die ganze Versammlung war sichtbar tief bewegt; ganz hingerissen wurde sie aber als der Redner ausrief: „Dieser Unglückliche steht vor euch: der bin ich!“ — Alle diese Reden machen vielen Eindruck; die Tagelöhner besprechen sie noch unter einander, und am Ende jeder Versammlung melden sich einige neue Mitglieder, um ihren Beitritt anzukündigen. Doch ersucht man sie gewöhnlich, ihre Kräfte eine Zeitlang zu erproben, und sich nur nach vorläufiger Erfahrung zu melden, um alsdann mit Sachkenntniß die Erklärung definitiv zu unterschreiben. — Diese Versammlungen bleiben jedoch nicht ungestört; die Gegner des Vereins, namentlich Trunkenbolde und Liqueurhändler, suchen Unordnung anzustiften, doch meistens werden diese Unterbrechungen von der Masse selbst gerächt, und selten kommt es dazu, daß man den Ort räumen muß; übrigens machen es sich die Behörden zur Pflicht, diese Versammlungen zu beschützen. Sie sind mehr oder minder häufig, je nach den Umständen und Orten; die Zuhörer sind gewöhnlich zahlreich und aufmerksam. Sie werden gehalten bald an öffentlichen Orten, in Kapellen und Schulen, bald unter freiem Himmel, auf grünem Rasen. Diese Versammlungen haben immer etwas Anregendes, denn, dieser einfachen und naiven Beredtsamkeit nicht zu gedenken, kann man nicht umhin, tiefes Mitgefühl für diese armen Menschen zu empfinden, welche, sehnsüchtig nach Besserung, hinzutreten um Lehren anzuhören, welche allen ihren Lieblingsverstellungen entgegen sind, da sie aufgefordert werden, um das gewünschte Wohlseyn zu erlangen, ihre Lumpen mit warmen Kleidern, ihre Armuth mit relativem Wohlstand zu vertauschen, ihre Familien glücklich zu sehen, demjenigen zu entsagen, was ihnen Nahrung, Kleidung, Vergessenheit ihrer Leiden und Glückstraum ist. Demungeachtet gelingt es, und diejenigen, welche sich zu einem Versuch bereden lassen, kommen gewöhnlich alle nach einigen Wochen zurück und unterzeichnen willig die Verpflichtung mit dem Bekenntniß, daß sie eine solche Umwandlung nicht für möglich gehalten haben. Aber die Neugeworbenen werden nicht sich selbst überlassen; die leider zu sehr gegründete Besorgniß, daß die Macht einer vielleicht schlecht entwurzelten Gewohnheit, die Verführung des Beispiels seiner alten Genossen, den armen Genesenden wieder verleite, hat die Comités bewogen, mit liebevollem Rath, wohlwollender Sorge und freundlicher Aufsicht die Neubekehrten zu umfangen, bis sie stark genug sind, der stets wieder lockenden Versuchung zu widerstehen. *) Diese Verhältnisse sind auch besonders dadurch nützlich, weil sie zwischen den verschiedenen Klassen der Gesellschaft das Band der Liebe, welches alle Menschen mit einander verbinden sollte, befestigen.

Außer den öffentlichen Sitzungen finden auch auf Veranstaltung der Comités öffentliche und unentgeltliche Vorlesungen statt, in welchen man die Grundsätze des Vereins und besonders die praktischen Momente entwickelt. Ziemlich häufig sind auch mehr geschlossene Kreise, an welchen nur die Mitglieder und ihre Familien Theil nehmen; da wird Thee getrunken; man bespricht sich über die Fortschritte des Vereins, man ermuntert sich gegenseitig. Ein gemüthlicher, heiterer Sinn beseelt diese Gesellschaften, durch welche die verschiedenen Stände einander näher gebracht und dem Handwerker angenehme und unschuldige Erholungen verschafft werden. In einigen Städten ergreift man auffallendere Maaßregeln: die Mitglieder durchziehen die Straßen mit fliegenden Fahnen und laden die Einwohner zur öffentlichen Versammlung ein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Comités begnügen sich, mit Liebe und Sanftmuth an die Gesinnung zu appelliren, und denken nicht daran, diejenigen, welche ihr Wort brechen, etwa mit einer Geldbuße zu bestrafen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger; Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 21. März. № 23.

Das Vorurtheil gegen den Eid.

(Schluß.)

Eben darum ist auch der Eid von Alters her als Gottesdienst geehrt und gepflegt worden.*) Dagegen ist zwar noch kürzlich ausgerufen worden: „O daß doch der Eid Gottesdienst wäre! Aber leider, er ist es nicht. Fragt nur in unseren Gerichtsstuben, ob den Schwörenden auch nur ein Gedanke an Gebet, ein Gedanke an Gottesdienst beikommt!" Wir wollen darüber nicht rechten, ob die Eidespflege in den Gerichtsstuben in diesem Grade verwahrloset ist, daß dadurch auch nicht einmal ein Gedanke an Gebet und Gottesdienst erweckt wird. Denn so viel ist jedenfalls leider! nur zu wahr, daß der Eid in Folge leichtfertiger Administration statt zur Erbauung, oft genug zur Sünde wird, daß dieser Gottesdienst, der einzige, welcher außerhalb der Kirche vor und mit der Obrigkeit gefeiert wird, zur schweren Verantwortung aller derjenigen, die daran Theil nehmen, auf das Ärgerlichste verwahrloset zu werden pflegt. Aber eben so einleuchtend ist es auch, daß diese betrübende Erfahrung nicht gegen den Eid selbst zeugt, welcher nach seinem Begriffe wesentlich Gottesdienst ist. Der schnöde Mißbrauch eines großen Gutes zeuget nur gegen sich selbst, nicht gegen das Gut: vielmehr kann eben nur Gutes und Heiliges gemißbraucht werden. Wer wollte aus dem Mißbrauche eines Sakraments darauf schließen, daß es kein Sakrament sey, oder vom Besuche des Gottesdienstes abrathen, weil so häufig in der Kirche die rechte Andacht fehlt? Der Mißbrauch des Eides soll uns treiben, dafür zu wirken und zu arbeiten, zu bitten und zu flehen, daß der Eid in den Gerichtsstuben gottesdienstlicher administrirt werde; aber wer dürfte wegen des Mißbrauches eines Gnadenmittels dieses selbst wegwerfen oder geringschätzen?

Es ist jetzt noch ein Einwand des Verstandes gegen den Eid hervorzuheben, welcher recht eigentlich aus dem Begriffe des Eides entnommen wird: er ist der Hebel alles Irrthums und alles Unglaubens. Wir kommen nun erst zum eigentlichen Heerde des Vorurtheils. Es ist der Stolz und Hochmuth des Menschen, es ist die selbstgefällige Einbildung der menschlichen Selbstständigkeit, welche keines Eides, keines offenen Bekenntnisses dazu bedarf, es ist die unchristliche Meinung, als wären die Menschen viel zu gut, um bei Gott zu schwören, als sey des Menschen eigenes Wort Mannes genug: kurz, der Pelagianismus ist die eigentliche Quelle alles Vorurtheils gegen den Eid;**) nach dem vollendeten Pelagianismus bedarf der Mensch solcher übernatürlicher Hülfe nicht, worauf der Eid ruht. Aber wer sollte glauben, daß eben dieser pelagianische Eifer gegen den Eid — wir wollen nicht sagen, aus dem Herzen, aber doch — aus dem Munde christlicher Prediger zu vernehmen gewesen ist? So sagen Etliche, unter Belobung der heidnischen Eidesscheu: „Ich bitte euch, was setzt denn ein Eid beim allgegenwärtigen und allwissenden Gott voraus? — Er setzt nichts Geringeres voraus, als die Unwahrhaftigkeit und Lügenhaftigkeit des Schwörenden, als den Unglauben und das Mißtrauen Anderer gegen seine Worte; ein Mißtrauen, welches so groß ist, daß es nur glaubt, wenn der Andere nicht mehr allein steht bei seinen Aussagen, sondern Gott, den gerechten Richter, als Zeugen seiner Worte herbeiruft. Sind das nicht fürchterliche Voraussetzungen? Würdigen sie nicht, wir wollen nicht sagen, die menschliche Natur, — denn sie ist eine gefallene, und die Schrift sagt, daß alle Menschen von Natur Lügner sind, — aber die wiedergeborene, christliche Natur furchtbar herab? ꝛc. ꝛc." Die Voraussetzung, worauf der Eid ruht, so müssen wir antworten, mag noch so fürchterlich seyn, sie ist doch wahr: denn von Natur sind alle Menschen Lügner, folglich auch die Christen; allein und ohne Berufung auf Gott ist kein Mensch glaubwürdig, und wenn der wiedergeborene Christ glaubwürdig ist, so ist er es eben nur darum, weil er nicht allein und nicht ohne Berufung auf Gott redet. Aber auch der wiedergeborene Christ bleibt der Sünde unterworfen, so lange er im Leibe wallet, auch er muß schwören, und ist nicht zu gut dazu; und jenseits werden vollends alle seine Worte zu Eiden werden. Dieses ist eben die Grundbedeutung und die ewige Wahrheit des Eides, daß der Mensch allein nicht selbstständig ist, sondern nur in Gott. Der Eid ist die That der Wahrheit: „Ohne mich könnet ihr nichts thun!"

Wir haben gesehen, wie das Vorurtheil gegen den Eid nicht allein dessen Begriff, sondern auch den offenen, klaren Sinn der Bergpredigt wider die Lehren der Schrift und der Kirche, welche allerwärts den Eid hochhalten, auf das Kläglichste verkehrt. Es trübt sich selbst die einfache, lautere Wahrheit.

In gleicher Weise ist auch das zweite Haupt- und Kernwort des N. T. über den Eid, im Hebräerbriefe 6, 13. 16. 17. 18., durch die Einmischung subjektiver Meinungen, durch das eigene Wesen des menschlichen Verstandes, welcher auch gegen die Schrift und Kirche Recht haben will, zu einer ihm völlig fremden Deutung herabgezogen worden.

Der Apostel, — dessen Name uns verborgen bleibt, damit wir erinnert werden, daß es nicht auf das menschliche Werkzeug ankommt, sondern auf das Wort Gottes, welches der

*) Ebendas. S. 72. 180 ff. **) Ebendas. S. 250 ff.

Mensch auszusagen berufen wird, — dieser in Christo verborgene Apostel erklärt erstens den Begriff des Eides, welcher nach der Stellung des endlichen Geistes wesentlich transcendent ist, und nur in dem absoluten Geiste Gottes immanent sich erweiset. In dieser Beziehung schreibt der Apostel:

> Menschen schwören wohl bei einem Größeren, denn sie sind, V. 16., aber Gott hat auch zur Bestärkung seiner Verheißung einen Eid dazu gethan, V. 17., und zwar, da er bei keinem Größeren zu schwören hatte, bei ihm selbst, V. 13.

Hier ist der Gegensatz einfach und klar: Mensch und Gott, der menschliche Eid bei einem Höheren, und der göttliche Eid bei Ihm selbst. Eben so einfach bestätigt sich damit die Heiligkeit des Eides, denn Gott schwört selbst. Dennoch ist auch hieraus durch Erdichtung eines andern Gegensatzes ein Argument gegen den Eid entnommen worden; man hat das einfache Wort so ausgelegt, als wenn der Apostel sage: Sündige Menschen schwören wohl, aber Christen nicht. Von diesem Gegensatze ist keine Spur im Texte, und eben so wenig in der Sache, da die Christen nichts mehr und nichts weniger als Menschen, und zwar sündige Menschen sind. Wollten wir dennoch Menschen und Christen im Gegensatze denken, so würde doch unstreitig auch der Gegensatz zwischen den Menschen und Gott nach V. 16 und 17. stehen bleiben; der Sinn wäre mithin: Sündige Menschen schwören wohl, auch Gott hat geschworen, aber die Christen scheuen sich der Sünde des Eides! Zu solchen Consequenzen versucht die Eigenheit den armen, menschlichen Verstand.

Der Apostel beschreibt aber auch weiter die süße Frucht des Eides: sie besteht negativ in dem Ende des Haders, positiv in dem Frieden. Auch hier heißt es: Ein guter Baum kann nicht arge Früchte bringen, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Kann man auch Trauben lesen von den Dornen, und Feigen von den Disteln? Der Eid muß ein guter Baum seyn, wenn er so gute Früchte bringt. — Dennoch ist auch hieraus zur Verwerfung des von Gott im Gesetze befohlenen Eides ein Trugschluß abgeleitet worden. Man hat gesagt: „Der Hader gehört nur der Welt, nicht dem Reiche Christi, folglich gehört auch der Eid, der des Haders ein Ende macht, nur der Welt; im Reiche Christi wird nicht geschworen." Es ist schon oben gezeigt worden, daß auch wiedergeborene Christen auf Erden Mein und Dein wahrnehmen, die Ehre der Person vertheidigen, und darum auch um solcher Güter willen schwören müssen, im Allgemeinen aber auch jenseits Recht pflegen und mit jedem Worte schwören werden. Gleichwohl wird nun aus dem Hader, weil dieser der Welt gehört, ein Argument gegen den Eid entnommen, indem der Hader und — das Ende des Haders, positiv der Friede, sich gleichgestellt werden, und mit dem Hader auch das Ende des Haders aus dem Reiche Christi excommunicirt wird. Wer sollte glauben, daß liebe Christen in solchen Irrthum gerathen könnten! So schlüpfrig ist die Subjektivität des eigenen Verstandes, so gefährlich ist — das Vorurtheil, das sich im Willen selbst festmacht, das nicht weichen will! Oder bedarf es noch eines ausführlichen Nachweises, daß im Reiche Gottes Hader und Streit eben darum nicht wohnen, weil das Ende des Haders darin wohnt, und daß das Ende des Haders, nämlich der Friede, nur durch den Eid bewirkt und fortwährend erhalten wird, nämlich dadurch, daß alles unser Anliegen vor Gott gebracht und Gott dazu angerufen und zum Zeugen genommen wird? Es ist doch so einfach, daß Hader und Ende des Haders, Krieg und Friede, als Gegensätze, auch den sich entgegengesetzten Reichen der Welt und Gottes angehören! aber das Vorurtheil ist taub. Es bezieht auch wohl die Antilogien, welchen der apostolische Spruch durch den Eid ihr Ende vorzeichnet, auf einzelne Prozesse und Streitigkeiten; aber der Sinn ist tiefer, *) das Wort Gottes wird immer tiefer und tiefer, je treuer wir es beachten: der Sinn ist, daß allem Widerspruche der Menschen und ihrer Gedanken ein Ende gemacht und statt des Streites Friede gewonnen wird durch den Eid. Inquietum est cor nostrum, donec requiescat in Te, Domine.

Wir haben das Vorurtheil des eigenen Willens und Verstandes in seinem Verlaufe immer mehr gegen den Eid und hiemit gegen die Wahrheit sich verhärten sehen. Es ist nun so weit gekommen, daß es sagen kann, und — auch wirklich gesagt hat: „So weit das Reich des Satans herrscht, so weit wird sich auch der Eid geltend machen und erhalten. Da wo und sobald als das Neue Testament wahrhaft Neues Testament geworden ist, da hören die Eide auf. Im Himmel wird kein Eid mehr geschworen."

Je mehr sich das Vorurtheil verstärkt und bestimmt, desto bestimmter tritt ihm die Wahrheit gegenüber. Die Wahrheit ist, daß der Eid ein Privilegium der Kinder Gottes ist. Jes. 19, 18., 45, 23., 65, 16. — Im Reiche Satans wird kein Eid gehört, sondern eitel Fluch: der Fluch ist die sündhafte Verkehrung des Eides. Im Reiche Gottes ist jedes Wort ein reiner, heller, lauter Eid. Diesseits schwören die begnadigten Sünder, weil sie ohne Eid Lügner bleiben: jenseits schwören die Erlöseten, weil sie ohne Eid wieder Sünder würden. Es ist gesagt worden, daß erst die Sünde den Eid nöthig gemacht habe. Das ist eben so, als wenn man sagen wollte, daß erst die Sünde die Gemeinschaft des Menschen mit Gott zur Folge gehabt. Die Sünde hat nicht erst den Eid, sondern die Wiederherstellung des Eides, wie des Heiles überhaupt nöthig gemacht. Wahrheit sagen, heißt schwören, denn Gott ist die Wahrheit. **)

Gott selbst hat den Menschen geschworen; Christus hat dem Hohenpriester und seinen Zuhörern für alle Zeiten geschworen; die Engel schwören; die Erzväter haben geschworen und alle heiligen Männer, getrieben von dem Geiste Gottes, haben geschworen. Hiob schwört und betet zugleich, indem er schreit: „Mein Zeuge ist im Himmel, und der mich kennet, ist in der

---

*) Ebendas. S. 267 ff.

**) Über das Verhältniß des Eides zur Sünde vergleiche in der mehr angeführten Schrift S. 254. 256. 236 ff.

Höhe." Und so ist es fortgegangen bis zu den Aposteln und seitdem hat die Kirche den Eid ununterbrochen heilig gehalten, als Gottesdienst behandelt, als Erweckungsmittel empfohlen. Und dennoch treten einzelne gläubige Glieder heraus, und sagen Angesichts dieser Schriftwahrheiten: „Der Eid ist vom Übel; der Eid gehört dem Reiche Satans; im Reiche Christi wird nicht geschworen." —

Wir haben gesehen, wie alle Vorurtheile gegen den Eid mit sich selbst in Widerspruch kommen. Es sind eben nur menschliche Gedanken, Logismen, die sich unter einander selbst verklagen und entschuldigen, die ihre eigenen Kategorien und Antilogien, und zugleich ihre eigenen Apologien sind. Aber wo unter und über solchen Meinungszwisten und Irrthümern der Glaube Raum gefunden hat, da tilgen und versöhnen sich doch am Ende alle Widersprüche und Vorurtheile des eigenen Verstandes, alle Logismen, Röm. 2, 15., und alle Antilogien, Hebr. 6, 16., in einem einfachen Eides- und Gebetesseufzer. Die Seele seufzt, nachdem der Verstand vergeblich gekämpft hat, die Seele seufzt:

„O Herr, hilf uns, daß alle unsere Worte wahr seyen, alle unsere Worte Eide werden, vor dir und im Bewußtseyn deiner Gegenwart gesprochen! Mache unsere Herzen wahr: dann werden auch unsere Worte wahr seyn. Amen!"

Diese Worte sind lauter Gebet, denn sie beten bittend zu Gott und um Gottes Hülfe: sie bitten, daß der Herr selbst, welcher die Herzen der Menschen wie die Wasserbäche lenkt, alle unsere Worte zu Eidesworten, alle unsere Eidesworte zu mitschwörenden Herzen verkläre, auf daß Mund und Herz im Einklange dem Herrn die Ehre geben. Eben diese Worte sind aber auch eitel Eid, denn sie werden unter Anrufung Gottes, vor Ihm und im Bewußtseyn Seiner Gegenwart als wahr bezeuget und bekräftigt, wie denn nach Luther jegliche Predigt, als ein Glaubenszeugniß, in eitel Eidschwüren bestehen muß. Mit diesen Glaubensworten ist daher auf die einfachste und bündigste Weise, wie zur Tilgung aller vorausgegangenen Zweifel, die ewige Nothwendigkeit und Gültigkeit des Eides mit Gebet und Eid betheuert. Zugleich ist damit eine heilsame Predigt und liebreiche Ermahnung gegeben, recht zu beten und recht zu schwören, daß sich mit den Knien auch die Herzen beugen, und mit den Zungen auch die Herzen zeugen, bekennen und schwören. Jes. 45, 23., Röm. 14, 11.

Nachrichten.

(Die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine in Großbritannien. Schreiben an den Herausgeber.)

(Fortsetzung.)

Verschiedene Schriften werden herausgegeben, besondere Zeitschriften und eine Menge kleiner populärer Traktate, in welchen die Thatsachen auf eindringende Weise dem Leser an's Herz gelegt werden. Bald werden Zahlen als Belege des durch die Trunksucht hervorgebrachten ungeheuren Geldverlustes hingestellt; 57 Millionen Pf. Sterl. (380 Millionen Thaler) werden jährlich für berauschende Getränke hingegeben, der für die Spitäler, Gefängnisse, Armentaxen, Feuersbrünste, Schiffbrüche, Zeitverlust ꝛc. indirekt dadurch hervorgerufenen großen Ausgaben nicht zu gedenken. Eine wilde Schaar von 600,000 Säufern durchzieht das Land, allerlei Excesse begehend; — von ihnen sterben jährlich 20,000 elendiglich dahin und erscheinen sofort vor dem Richterstuhl des heiligen Gottes, dessen Wort die Säufer des Himmelreichs für verlustig erklärt! Man hat berechnet, daß in London, wo freilich das Laster sich noch steigert, die ärmeren Klassen jährlich über drei Millionen Pf. Sterl, (20 Millionen Thaler) einzig und allein an Gin verbrauchen! — Bald beweist eine einfache, bestimmte Rechnung, wie viel der Tagelöhner durch Verzichtung auf das, was er irrthümlich als unumgänglich nothwendig betrachtet, an Wohlstand für sich und seine Familie gewinnen könnte. Da von Alters her die Arbeiter, welche schwere Arbeiten zu verrichten haben, gewohnt sind, aufregender Getränke sich zu bedienen, in der Meinung, dadurch Kraft und Erquickung zu gewinnen, so ist es wichtig, sie über diesen Punkt zu belehren. Daher sind die zahlreichen Zeugnisse von Soldaten, Matrosen, Tagelöhnern, Schmieden, Bauern ꝛc., welche einstimmig die Enthaltung von Reizmitteln empfehlen, wohl geeignet, die Aufmerksamkeit der Arbeiter zu erwecken, und sie zu einem Versuch zu bewegen, welcher ihnen vielleicht eine vorübergehende Unbehaglichkeit verursachen, aber am Ende ein ganz unverhofftes Wohlseyn, und eine Erleichterung in der Ausführung derselben Arbeiten verschaffen wird. So geschah es, daß ein Schmied aus Birmingham, nachdem er sich von der Wahrheit dieser Grundsätze durch einen persönlichen Versuch überzeugt hatte, anfing, die bedeutendsten Städte Englands zu durchziehen, zugleich mit seiner Beredsamkeit und seinem Amboß auftretend; an jedem Orte rief er seine schwarzen Collegen zusammen, entwickelte seine Grundsätze und endigte mit einer Herausforderung zu einer Probe, welche ihn, den Wassertrinker, als den Stärksten bewähren sollte. Und immer traf es zu, daß er selbst die schwersten Arbeiten mit geringerer Ermüdung als seine beschämten Opponenten verrichtete, der Reizmittel ungeachtet, zu denen jene ihre Zuflucht nahmen. Und in der That gelang es der praktischen Beredsamkeit des braven Schmiedes aus Birmingham, und der Gewandheit, mit welcher er sowohl das Eisen als auch seine Argumente schmiedete, eine große Anzahl seiner Mitbrüder anzuwerben. — Eben so sind über die Nutzlosigkeit und Gefahr der geistigen Getränke ärztliche Zeugnisse publicirt worden; und als Mann vom Fache erkläre ich meine Überzeugung, daß reines Wasser das beste, unserer Natur angemessenste Getränk ist; ich bin fest überzeugt, daß ein starkes, gesundes Individuum dieser üblich gewordenen Reizmittel keineswegs bedarf; daß andererseits ein unmäßiger Genuß derselben die unmittelbare Ursache zahlreicher gefährlichen Leiden ist, und sonst leicht heilbare Krankheiten verschlimmert. Ihr mäßiger Genuß aber, obwohl weniger verderblich, kann auch mit der Zeit der Gesundheit Schaden bringen. Überdies beraubt ein täglicher Genuß des Weins, des starken Biers, gewisser Liqueurs, dadurch, daß sich die Natur an sie gewöhnt, den Arzt eines wirksamen Mittels in manchen Fällen, wo ihr medicinischer Gebrauch vortheilhaft gewesen wäre. So geht es dem Morgenländer, dessen mit Opium übersättigter Körper am Ende gegen dieses mächtige narkotische Mittel ganz unempfindlich wird. — Kurz, nach meinem Dafürhalten, kann ein Arzt mit gutem Gewissen die Grundsätze der Mäßigkeits-Vereine unterstützen, und muß es thun, wenn er die lange Schaar der durch Mißbrauch der alkoholischen Reizmittel herbeigeführten Krankheiten betrachtet, und sich der ihm, der Armuth, dem Elend, den Lastern, der Verbrechen und Sittenlosigkeit gegenüber, durch das Christenthum auferlegten Pflichten bewußt ist.

Man sollte auch bedenken, daß jeder Trunkenbold damit angefangen hat, nur mäßig zu trinken, daß in dem Gebrauch der Mißbrauch schon

im Keim enthalten ist, daß es unmöglich ist, die Gränzen der Mäßigkeit genau zu bezeichnen, daß das wirksamste, sicherste Mittel, um ein Übel radikal zu heilen, eine gefährliche Gewohnheit abzuschneiden, das plötzliche und absolute Abbrechen ist. Deshalb ist wohl mit einigem Grunde die gänzliche Enthaltsamkeit zu empfehlen, welche das Übel bei seiner Wurzel anfaßt, und nicht, wie die Mäßigung, eine Hinterthür offen läßt, durch welche sich der Mißbrauch früher oder später wird hineinzuschleichen wissen.

Ich kann nicht anders, als die edlen und wohlthätigen Absichten der zahlreichen Amerikanischen und Englischen Ärzte bewundern, welche mit dem Gewicht berühmter Namen und ausgezeichneter Talente die Abschaffung des Gebrauchs alkoholischer Getränke, als eines überhaupt unnöthigen und oft schädlichen, zu unterstützen eifrig bemüht gewesen sind.

Was ferner die ziemlich verbreitete Ansicht betrifft, daß es unvorsichtig sey, eine alte Gewohnheit mit einem Male abzuschneiden, so glaube ich, daß man Manches übertrieben, und aus vereinzelten Thatsachen zu allgemeine Schlüsse gezogen hat. Ich will zugeben, daß ein wegen Krankheit oder Unfalls in's Spital gebrachter Trunkenbold, durch ein schweres Übel, das delirium tremens, hinweggerafft werden kann, wenn man ihm die gewohnten geistigen Getränke entzieht. Aber dieser Fall ist nur eine Ausnahme und hängt mit ungünstigen Umständen zusammen: ich bin überzeugt, daß demselben Manne, wenn in voller Gesundheit, bei dem plötzlichen Abbrechen seiner Gewohnheit, nichts Schlimmeres begegnen würde, als eine momentane Unbehaglichkeit. Ich habe sogar Gelegenheit gehabt, mehrere Säufer von Profession, welche die gänzliche Enthaltung versuchten, ohne irgend eine schlimme Folge davon zu spüren, zu kennen.

Der Verein hat die Brittischen Damen zu bewegen gesucht, sich als Gattinnen und Mütter, der Sache der Mäßigkeit anzunehmen. Sie sind auch nicht zurückgeblieben; durch viele sind die Männer bekehrt worden; und in einigen Ortschaften haben Frauenzimmer einen Verein gebildet mit der Verpflichtung, keinen Mann, als Mitglieder der Mäßigkeits-Vereine zu heirathen. — Da es hiebei wichtig ist, auf die junge Generation einzuwirken, so bemüht man sich, die Kinder in den Schulen und anderswo zu dem Vorhaben der Enthaltung von jedem berauschenden Getränke zu bestimmen. Auf dieser jungen Generation beruht größtentheils die Hoffnung der Reformateren; und es sind interessante Fälle vorgekommen, wo das einfache Wort eines in diesen Principien erzogenen Kindes, den Vater am Rande des Wortbruchs und des Abgrunds aufgehalten hat.

Man strebt auch auf die Oberen, Fabrikanten, große Landbesitzer, und auf Alle, deren Einfluß sich wiederum auf Viele erstrecken kann, einzuwirken. Ich kannte persönlich einen Fabrikanten, welcher im Interesse seiner Arbeiter, um seine Ermahnungen durch das Beispiel zu bekräftigen, mit seiner ganzen Familie die Grundsätze gänzlicher Enthaltung annahm, und dem es also gelang, Viele seiner Arbeiter zur Enthaltung von den geistigen Getränken, welche ihnen bisher als unentbehrlich vorkamen, zu bewegen, und nun waren diejenigen unter ihnen, welche sich über ihre persönliche Vorurtheile und die Spöttereien ihrer Kameraden hinwegsetzend, den Versuch machten, mit dem Erfolg so zufrieden, daß sie Mitglieder des Vereins wurden, und ihr Beispiel fand noch manche Nachahmer.

Ein wohlhabender Pächter, welcher sich zum Eintritt in den Verein verpflichtet gefühlt hatte, versammelte seine Arbeiter zur Zeit der Erndte und sagte ihnen: „Ihr wisset, daß ich jedem berauschenden Getränk entsagt habe, und da ich überzeugt bin, daß ein Jeder von euch wohl thun würde, meinem Beispiel zu folgen, so ersuche ich euch, es während dieser Erndte zu versuchen. Ich thue euch also einen Vorschlag, welchen zu verwerfen oder anzunehmen euch frei steht. Da mein Gewissen es mir nicht erlaubt euch, wie gebräuchlich ist, berauschende Getränke zu geben, so werde ich sie durch Geld ersetzen; oder wenn es euch lieber ist, meine Frau wird anstatt der Ale, welche ich euch nicht geben kann, euch Thee und guten Kaffee machen.“ Einige wählten das Geld, welches bald vertrunken wurde; die Anderen versuchten den Thee und Kaffee; diesen letzteren behagte es so wohl, sie ertrugen so leicht die Mühe und die Hitze, daß sie einstimmig anderen Pächtern denselben Vorschlag machten, und am Ende sich an einen Mäßigkeits-Verein anschlossen. — Mehrere Edelleute haben auch auf ihren Gütern und bei ihren Untergebenen dergleichen Versuche begünstigt, welche derselbe erfreuliche Erfolg gekrönt hat. — Und fürwahr kann man die edle Vaterlandsliebe der Vielen aus den höheren Ständen, welche sich nicht gescheut haben, Gewohnheiten, welche in den Englischen Sitten so tiefe Wurzel haben, öffentlich aufzugeben, nicht genug loben. Zu erwähnen ist auch die ausgezeichnete Unterstützung, welche die Regierung den Mäßigkeits-Gesellschaften gewährt, und die merkwürdige, vom Parlament selbst verordnete officielle Untersuchung über die Größe des zu bekämpfenden Übels.

Die Prediger des Evangeliums werden ebenfalls durch die Comités lebhaft aufgefordert, dieser guten Sache ihr Ansehen zu Gute kommen zu lassen, und im Allgemeinen war es nicht vergebens. Geistliche aus allen Kirchen sind bemüht, ihren Pfarrkindern die Wichtigkeit dieser Angelegenheit an's Herz zu legen, und Manche haben auch gleich in ihren Gemeinden Mäßigkeits-Vereine gebildet. Die Comités sagen es zwar in ihren Berichten offen heraus, daß sie von der Anmaßung, dem Christenthum etwas substituiren zu wollen, weit entfernt sind; dieses sey am Ende doch das beste und wirksamste aller Heilmittel; eingedenk aber der vielen Hindernisse, welche die Unmäßigkeit dem Werk des Herrn in den Weg legt, seyen sie bemüht, dieselben wegzuräumen, einige Dornen, welche das göttliche Wort ersticken, auszurotten; übrigens wissen sie wohl, daß aller Segen von Oben kommt, und daß wenn der Herr selbst das Haus nicht baut, die Arbeit umsonst ist (Psalm 127.). In der Anerkennung, daß die heilige Schrift nirgends im Allgemeinen den Genuß berauschender Getränke verbietet, und daß das Gesetz des Evangeliums ein Gesetz der Freiheit ist, rechnen sie es nicht zum Verbrechen noch zur Sünde an, wenn Jemand noch nicht einsieht, warum er sich eine Entbehrung auflegen sollte, deren Nothwendigkeit er nicht fühlt: demungeachtet ermahnen sie alle Christen, die Größe des Übels, welches vielleicht geliebte Wesen bedroht, mit allem Ernst zu überlegen; sie machen sie auf das Bedürfniß eines schnellen und wirksamen Heilmittels aufmerksam, auf den Einfluß des Beispiels, auf die vom Heilande so dringend anempfohlene Liebe, endlich auf das große, inhaltsschwere Wort des Apostels Paulus über die Selbstverläugnung, Röm. 14, 21.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 24. März. № 24.

Der Entwurf einer Agende für die Protestantische Kirche in der Pfalz und Dr. Paulus in Heidelberg.

Die protestantisch-kirchlichen Verhältnisse in der Pfalz (Rheinbaiern) sind seit längerer Zeit Gegenstand allgemeinerer Aufmerksamkeit. Und aus guten Gründen; denn der große Kampf zwischen Glauben und Unglauben, zwischen der protestantisch-kirchlichen Lehre und dem Socinianismus und Naturalismus, welcher Kampf jetzt die Gemüther durch ganz Deutschland und noch weiterhin bewegt, ist hier auf einen sehr beachtenswerthen Punkt zusammengedrängt, und die gute Sache des Evangeliums hat hier, ungeachtet aller Widerstrebung, schon merkliche Fortschritte gemacht. Beweis dafür ist unter Vielem, daß die Gegner derselben, auch im Auslande, sich mit wachsender Erbitterung gegen jene erheben und ihren Genossen in Rheinbaiern beispringen. Warum sich Dr. Paulus in Heidelberg an die Spitze dieser Auxiliartruppen gestellt hat, wird weiter unten klar werden.

Wir können es unterlassen, eine genetische Darstellung aller der Gründe und Ursachen zu geben, welche nachtheilig auf das christliche und kirchliche Leben in der protestantischen Rheinpfalz eingewirkt haben, weil dies eben so wahr als musterhaft in einem sehr gediegenen Aufsatze geschehen ist, welchen die letzten Nummern des vorjährigen „christlichen Beobachters"*) dem Publikum gebracht haben; eben so wenig ist es nöthig, den dermaligen Zustand der Dinge nach allen Seiten zu beleuchten, da das in der Ev. K. Z. (s. Nr. 77. des vorigen Jahrgangs) abgedruckte: „Zeugniß der Wahrheit in den Angelegenheiten der vereinigten Protestantischen Kirche im Baierschen Rheinkreise gegen ihre Fälscher," hierüber genügenden Aufschluß gibt. Auch wird den Lesern unserer Kirchenzeitung der Erlaß des Königl. pr. Consistoriums zu Speyer, vom 27. Juni 1836, die theologisch-kirchlichen Partheiungen, in specie den Mysticismus und Pietismus betreffend, noch in frischer Erinnerung seyn. Indessen ist es doch nothwendig, sie durch einige Andeutungen auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus das Einzelne beurtheilt werden kann.

Es ist dem mit den geschichtlich-geographischen Verhältnissen Deutschlands Vertrauten bekannt, daß der auf der linken Seite des Rheins gelegene Theil Baierns früher großentheils zu der unteren Pfalz gehörte. König Ludwig von Baiern hat dies den Zeitgenossen, nach öffentlichen Blättern, dadurch ins Gedächtniß zurückgerufen, daß er auch diesem Theile seines Reiches den Namen zurückgegeben, der schon früher den meisten Bewohnern Rheinbaierns so theuer gewesen ist. Nun hat aber der alte Struve schon gesagt, „daß unter den Provinzen Deutschen Reiches wohl keine befindlich sey, welche so mancherlei Veränderungen in der Religion unterworfen gewesen, als die Pfälzischen Lande."*) Schon dies mußte höchst nachtheilig auf den Glauben der Bewohner einwirken, und den guten Grund eines treuen Bekenntnisses der protestantisch-kirchlichen Lehre um so mehr erschüttern, als, wie der Geschichtskenner wohl weiß, nach vielen Bewegungen und Veränderungen die Katholische Kirche in den Pfälzischen Ländern zu großem Übergewicht gelangte. Die Französische Revolution war nur geeignet, dem bereits begründeten Verderben mächtigen Vorschub zu leisten, und die Rheinpfalz hat die Einwirkung dieser Revolution in jeder, auch in religiöser Hinsicht in besonderem Grade erfahren. Was der Sanskülottism in der Kirche niedergerissen, hätte eine ganz andere Hand, als die des Mannes von Korsika, finden müssen, wenn es förderlich wieder hätte aufgebaut werden sollen. Die damalige Rheinpfalz fiel Frankreich zu, und war damit allen Einflüssen des Unglaubens preisgegeben, der in der Gesetzgebung, Sitte, Einrichtung, sogar Sprache dieses Landes ausgeprägt ist. Nach den angedeuteten Vorgängen war in dem Volke keine Macht mehr, diesen Einflüssen zu widerstehen und, auf dem Felsen treubewahrten Glaubens, gegen den heranstürmenden Feind siegreich zu kämpfen. Vielmehr brach der Libertinismus im Denken, Gesinnung und Leben immer mehr hindurch. Die meisten Geistlichen waren von diesem Geiste oder vielmehr Ungeiste in höherem oder geringerem Grade durchdrungen, besonders seitdem sie angefangen, ihre Bildung bei dem bekannten Vertreter des Denkglaubens, Dr. Paulus in Heidelberg, zu schöpfen. Es wäre zu hart, wenn man sagen wollte, daß alle unter den eben Bezeichneten gewußt haben, wie weit sie von der Schrift und der Kirchenlehre abgewichen seyen. Viele sind in den bedauernswürdigen Zustand gekommen, ohne genau zu wissen wie. Das Miasma des Unglaubens hatte sie überfallen und mußte sie um so mehr überfallen, als sie nicht einmal in einer gründlichen theologischen Kenntniß eine, wenn auch immer zweideutige Schutzwehr gegen dasselbe hatten.

Unterdessen war dem heiteren, lebensfrohen, dem materiellen Besitze und Genusse zugewendeten Rheinpfälzischen Volke um so leichter, eine Grundlehre des Evangeliums um die andere

*) Eine sehr empfehlenswerthe Zeitschrift und aller Verbreitung würdig. Redakteur: Pfarrer Richter in Praunheim; Verleger: S. Schmerber in Frankfurt a. M.

*) Pfälzische Kirchenhistorie. Frankfurt 1721. S. 1.

stillschweigend entzogen worden, als grade eine Population von solcher, nach außenhin übrigens empfehlenden Natur und Weise, schon um deswillen nie besonders tief mit den Mysterien des Christenthums verwachsen wird. Damit soll übrigens nicht gesagt seyn, daß sich Niemand mehr in der Reformirten und Lutherischen Kirche Rheinbaierns in jener Zeit gefunden habe, dem nicht der Glaube der Reformatoren theuer gewesen wäre. Es fanden sich in dieser Hinsicht noch sehr ehrwürdige Bekenner, und jedenfalls viel Erinnerung an frömmere Zeiten und an ungefälschte kirchliche Lehre. Als daher die Vereinigung beider Confessionen im Jahre 1818 zu Stande kam, wagten es die Destruktionsmänner noch nicht, dem alten Kirchenglauben gradezu Valet zu sagen; auch darum nicht, weil die sich für jene erklärende General-Synode hiezu kein Mandat hatte. So geschah es, daß nur die zwischen Lutheranern und Reformirten streitigen Lehren beseitigt wurden; die beiden gemeinsamen behielten demnach ihre bisherige Geltung bei. In auffallendem Widerspruche mit diesem wichtigen, in §. 4. der Vereinigungsurkunde enthaltenem Grundsatze wurde nach gänzlich ungenügenden Vorarbeiten in flüchtiger Eile aus dem Privatkatechismus eines auswärtigen Pfarrers ein Religionslehrbuch für die vereinigte Kirche Rheinbaierns präparirt, in welchem die Grundartikel des allgemeinen protestantisch-christlichen Glaubens entweder gradezu über den Haufen geworfen, oder so abgeschwächt wurden, daß ein rationalistischer Katechet nun leicht in das Gegebene den ganzen Unglauben jener willkührlichen Meinungen, welche dem Nihilismus der Lichtfreunde übrig geblieben sind, hineintragen konnte. Es wäre ein sehr verdienstliches Werk, wenn sich ein gründlich gebildeter, christlicher Theologe einmal entschlösse, diesen Katechismus einer eingehenden Kritik zu unterwerfen; Manchem würden hiedurch die Augen über den großen Schaden geöffnet, welchen derselbe einer ansehnlichen Kirchengemeinde schon bringen mußte, und, so lange er besteht, gewiß bringen wird.*) Hier sey nur angedeutet, daß, abgesehen von dem frappanten Mangel an katechetischem Takt, welchen er schon in formaler Hinsicht zu erkennen gibt, auf die vierte Frage: Wozu ist also der Mensch bestimmt? geantwortet wird: Er ist bestimmt, die Wahrheit zu erkennen und das Gute zu thun, um dadurch tugendhaft und glückselig zu werden. Ein Muhamedaner würde sich schwerlich so naturalistisch erklären und so gröblich das Verdienst Christi und den sich auf dasselbe beziehenden rechtfertigenden Glauben antasten, als hier in einem Religionslehrbuche für die Protestantisch-Evangelisch-Christliche Kirche geschehen ist. Es kann unter diesen Umständen nicht auffallen, wenn der nämliche Katechismus meint, das erste Stück unserer Seelenruhe bestehe „in der Zufriedenheit mit uns selbst" (vgl. Luc. 18, 9 ff.); wenn er alle Wunder des A. und N. T. gradezu mit den Worten abläugnet, „Gott erhalte und regiere die Welt durch seine unendliche Kraft, aber nicht unmittelbar, sondern durch die Gesetze und Ordnungen, welche er schon bei der Schöpfung festgesetzt hat;" wenn er,

*) Vielleicht wird eine solche Kritik in nicht sehr ferner Zeit gegeben.

ächt socinianisch, den Segen des Leidens und Sterbens des Heilandes einzig und allein darin findet, daß uns Christus durch dasselbe die Versicherung gegeben habe, auch als sündhafte Menschen könnten wir, wenn wir uns bessern, Zutrauen zu Gottes Gnade fassen und der Vergebung unserer Sünden gewiß seyn. Genug! die Leser der Ev. K. Z. mögen schon hieraus entnehmen, wie richtig das Urtheil sey, welches einer unserer Freunde in einer Unterredung über diesen Katechismus mit den Worten aussprach: In dem Katechismus der Protestantisch-Evangelisch-Christlichen Kirche sind alle Elemente zu finden, naturalistische, socinianische, auch katholische, nur das protestantisch-evangelisch-christliche Element fehlt entweder ganz, oder ist doch in den Hintergrund gestellt. Sechs Jahre früher, als er Allerhöchsten Ortes so weit sanktionirt war, daß er einstweilen und unter ausdrücklichem Vorbehalt der nöthigen Verbesserungen gebraucht werden darf, hatte ihn die damalige kirchliche Kreisstelle, unter Fiktion der Königl. Sanktion, eingeführt. So ist es mit dem Rheinbaierschen protestantischen Katechismus bestellt. Ihm zur Seite steht das Gesangbuch, welches charakterisirt ist, wenn bemerkt wird, daß das gewaltige Lied der Evangelischen Kirche: Ein feste Burg ist unser Gott, bei der Berathung verworfen; das bekannte Salissche Poem: Das Grab ist tief und stille, aufgenommen wurde. Die evangelischen Gemeinden der Rheinpfalz singen demnach: Es (das Grab) deckt mit schwarzer Hülle ein unbekanntes Land. — Doch sonst an keinem Orte wohnt die ersehnte Ruh. — Das arme Herz hienieden, von manchem Sturm bewegt, erlangt den wahren Frieden, erst wann es nicht mehr schlägt. Wie weit ist noch von solcher Lehre bis zu dem selbst die abstrakte Unsterblichkeit abläugnenden Materialismus? Allein jene Gemeinden werden für das in Dunkel und Zweifel gehüllte Jenseits entschädigt; denn ihr Gesangbuch muntert sie auf (L. 267, 2.):

Brich jede Blume, die des Lebens
Verschlungene Pfade für dich schmückt!
Sie blüht und duftet nicht vergebens;
Nur der ist weise, der sie pflückt!
Umsonst blüht nicht die Rosenlaube,
Der Gärten Schönheit, jedes Jahr;
Und nicht umsonst färbt sich die Traube,
Sie beut dir ihre Freuden dar.

Ist das kein Epikureismus? In welche Sammlung gehörten solche Verse? In Rheinbaiern hat man sie in das protestantisch-kirchliche Gesangbuch aufgenommen. Und noch weit mehr gleicher Art.*) Doch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Bibellehre noch mehr Beachtung in diesem Buche gefunden hat, als in dem Katechismus. Warum dies geschehen ist, kann hier unerörtert bleiben. Am schlimmsten wäre es, wenn nur Reim und Versgliederung der aus anderen Gesangbüchern aufgenommenen Lieder die Ausweisung so manches in ihnen aus-

*) Es wäre recht nützlich, wenn auch das genannte Gesangbuch eine vollständige Beleuchtung aus christlichem Gesichtspunkte fände.

gedrückten frommen Gedankens u. s. w. verhindert hätte, und es ist wahrhaft bedauerlich, daß nach öffentlichen Blättern ein der letzten General-Synode Anwohnender erklärt haben soll, sogar das Wort Hallelujah sey im Gesangbuch der Rheinbaierschen Protestantischen Kirche nur des Rhythmus wegen stehen geblieben.

So wirkte Vieles und von vielen Seiten her zusammen, um dem Unglauben und der Gleichgültigkeit gegen das Bibelchristenthum, so wie der daraus hervorgehenden Willkühr und Zuchtlosigkeit Vorschub zu leisten. Das frühere Consistorium ließ der Sache ihren Lauf; es brachte sogar, wenn das Gerücht Wahrheit sagt, eine auf eine gänzliche Umgestaltung des Ober-Consistoriums abzielende Beschwerde gegen dieses Collegium zur Zeit der politischen Unruhen an den Thron; der Ernst des auf Glauben, positives Christenthum, frommen Wandel und kirchliche Ordnung dringenden Ober-Consistoriums mißfiel. Die Beschwerde wurde nachdrücklich zurückgewiesen, und im Jahre 1833 drei Mitglieder des Consistoriums, der Vorstand, Regierungsrath Fließen, der geistliche Rath Müller und der weltliche Butenschön in Ruhestand versetzt. An ihre Stelle berief der König den Regierungsrath Sieß zum Vorstand, den früheren Professor der Theologie Dr. Rust zum geistlichen Rath und den Regierungsassessor Bettinger zum Verweser der weltlichen Rathsstelle. Das auf diese Weise beinahe ganz neu componirte Consistorium griff, so weit seine Wirksamkeit zur öffentlichen Kunde gekommen ist, das Reformationswerk von der rechten Seite an; denn alle seine Erlasse mit seiner sonstigen Thätigkeit waren insbesondere auf Wiedererweckung und Beförderung einer innigen Liebe zu dem geoffenbarten Worte Gottes in der Schrift, zu dem sich auf dasselbe stützenden protestantischen Bekenntnisse und zu einer entsprechenden christlich-theologischen Wissenschaft gerichtet; es ging daran, die im Unglauben und Indifferentismus beinahe untergegangene Grundlehre der Protestantischen Kirche, den Anfangs- und Mittelpunkt der Reformation, den Artikel von dem rechtfertigenden und seligmachenden Glauben an Christum, den Gekreuzigten, den Geistlichen und durch diese den Gemeinden wieder theuer zu machen. Ein sich auf diesen Gegenstand beziehender Consistorialerlaß ist wichtig genug, um hier wörtlich abgedruckt zu werden.*) Geistliche,

*) Speyer, den 2. September 1835.

Im Namen Sr. Majestät des Königs.

Den Unterricht über die confessionellen Unterscheidungslehren betreffend.

In der Anlage erhält das Königl. Dekanat Exemplare eines hohen Ober-Consistorialerlasses vom 12. v. M. rubricirten Inhaltes, mit dem Auftrage, dieselben unter den Diöcesanen zu vertheilen und mit Gewissenhaftigkeit und Eifer über den Vollzug ihres Inhalts zu wachen.

Das Königl. Consistorium kann diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne darauf aufmerksam zu machen, daß, wie die Geschichte der Protestantischen Kirche so bestimmt von Anfang an bezeugt, die Lehre von dem rechtfertigenden und seligmachenden Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes und Heiland der Welt, als der Mittelpunkt sich erweise, um welchen sich alle übrigen Grund- und Unterscheidungslehren dieser Kirche ordnen. Sie hat es als solche jederzeit

welche Eifer für ihren heiligen Beruf haben und erkennen, was die Evangelische Kirche zu leisten hat, konnten sich über solche Consistorialwirksamkeit nur freuen; und es wäre nicht wahrheitsgetreu, wenn wir nicht bemerken wollten, daß ein Theil der Rheinbaierschen protestantischen Geistlichen jene Wirksamkeit zu schätzen wußte. Es waren die wenigsten. Bei der Mehrzahl, welcher der alte Schlendrian, sammt dem alten Unglauben und der alten Unthätigkeit in Beruf und geistlicher Wissenschaft lieb geworden war, fand die Bestrebung des Consistoriums keinen Anklang, um so weniger, da die Geistlichen von einem bestimmten Punkte aus bearbeitet und aufgeregt wurden. Besonders trat die widerstrebende Parthei nach der Erscheinung des Rescriptes vom 2. September 1835 heraus. Der eigentliche Haß dieser Partheimänner warf sich auf den Consistorialrath Dr. Rust, von dem sie glaubten, daß er der Verfasser der sie genirenden Consistorialerlasse und der Hauptrheber der Maaßregeln für die christliche Umgestaltung des kirchlichen Lebens sey. Was nur die Beschränktheit auf der einen und die Bosheit und tückische Verschmitztheit auf der anderen Seite gegen diesen Kirchenbeamten zu unternehmen vermochte, hat sie getreulich gethan. Die gewöhnlichsten Regeln der Sitte und des Anstandes wurden von den Keckſten mißachtet. Feile, gewissenlose Organe förderten dies Unwesen und wurden von ihm gefördert. Hätten die Partheilinge sich nur durch dieses Betragen bemerkbar gemacht, sie wären kenntlich genug. Auch der Vorstand des Consistoriums, Regierungsrath Sieß, wurde bei manchen Gelegenheiten sehr unfreundlich von ihnen angesehen. Sie hielten nämlich dafür, daß derselbe nicht nur die von Dr. Rust beantragten Maaßregeln kräftig unterstütze und dadurch ihre Ausführung möglich mache, sondern auch, daß er, gleich jenem, ein, wie der Unglaube und Indiffe-

sich gegenwärtig erhalten, daß sie mit dieser Lehre vorzugsweise auf dem Grunde der Apostel und Propheten stehe (Ephes. 2, 20.), daß in ihr ihre bestimmteste Eigenthümlichkeit gegeben sey, daß sie vor allen übrigen das positive Fundament bilde, auf welchem das Gebäude protestantischer Überzeugung aufgeführt werden müsse, und daß nur durch sie die beunruhigten Gewissen wahrhaft getröstet, das gesammte innere Leben gereinigt, erleuchtet und befestigt und jene Gerechtigkeit, die allein vor Gott gilt, geweckt und befördert werden könne.

Es kann daher nur sehr beklagt werden, daß diese tiefbedeutsame, den Kern des Evangeliums umfassende Lehre zum Nachtheile des protestantisch-kirchlichen Lebens, so wie der christlichen Religiosität und Sittlichkeit hie und da entstellt oder ganz verdrängt worden ist. Das Königl. Dekanat wird deswegen aufgefordert, die ihm untergebenen Geistlichen, insoweit und so oft es nothwendig ist, aufzumuntern und anzuweisen, jene ächt protestantische Lehre, fern von aller theologischen Partheiung, im Sinne der heiligen Schrift ihren Gemeindegenossen auf eine klare, eindringliche und überzeugende Weise darzulegen und zu empfehlen, und dadurch dem von ihnen zu ertheilenden Unterrichte in den Grund- und Unterscheidungslehren ihrer Kirche die wahrhaft protestantische Basis und einen festen Ausgangspunkt zu bereiten.

Königl. Baiersches protestantisches Consistorium des Rheinkreises.

rentismus die evangelischen Christen zu nennen beliebt, Mystiker und Pietist sey.

Die solchermaßen angefeindete Majorität schien übrigens nicht gesonnen zu seyn, sich durch derartige Gegner von ihren heilsamen Unternehmungen abhalten zu lassen, vielmehr gaben alle Akte des Consistoriums kund, daß diese Kirchenstelle mit unwandelbarer Consequenz auf dem guten Boden ihres Rechts voranschreite.*)

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Die Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine in Großbritannien. Schreiben an den Herausgeber.)

(Schluß.)

Durch Prediger sind manche erfreuliche Thatsachen zu Tage gekommen, welche den gesegneten Einfluß der Mäßigkeits-Vereine auf die religiöse Erweckung augenscheinlich beweisen. So erinnere ich mich, bei der ersten Jahresversammlung der Enthaltsamkeits-Gesellschaft, im Mai 1837, gehört zu haben, wie ein Pfarrer verschiedene Thatsachen dieser Art, und unter anderen die seit der Entstehung einer Enthaltsamkeits-Gesellschaft in seiner Gemeinde sichtbare Vermehrung der Gaben für milde und religiöse Zwecke, erwähnte. In diesen Büchsen fand man oft kleine Geldstücke mit papierenem Umschlag, auf welchen geschrieben stand: 6 Pence, 1 Shilling (5—10 Sgr.) von der Schenke gerettet. In der Grafschaft Wales haben die Subscriptionen für die Bibel-Gesellschaft gleichzeitig mit den Fortschritten der Mäßigkeitssache auf einmal bedeutend zugenommen. Eine interessante Thatsache mag hier zum Beleg dienen. Ein würdiger Geistlicher der Nationalkirche, Namens Thomson, hatte in einem Orte dieser Landschaft eine Collektenpredigt zu Gunsten der Missionen der Anglikanischen Kirche angekündigt. Bei seiner Ankunft fand er wider Erwarten die Kirche so gedrängt voll, daß er sich nur mit Mühe bis zur Kanzel hindurcharbeiten konnte. Nach der Predigt betrug die Collekte, welche in solchen Distriken gewöhnlich 16—18 Shillings (5—6 Thlr.) erreicht, zu seiner großen Überraschung 6 Pf. St. (40 Thlr.), alles in Kupfermünzen. Nun vernahm er, daß seine Zuhörer fast insgesammt Grubenarbeiter gewesen waren, Mitglieder einer neulich entstandenen Mäßigkeits-Gesellschaft. Die so malerische, industriöse Grafschaft Wales ist in sittlicher Hinsicht nicht minder anziehend; ihre Einwohner haben das Herz auf dem rechten Fleck und nehmen eifrig alle angebotenen Verbesserungen auf. Nach einem neueren officiellen Berichte über den nördlichen Theil dieser Landschaft, zählt der Enthaltsamkeits-Verein daselbst über 100,000 eifrige und wackere Mitglieder; und an der Spitze dieses getreuen Heeres stehen 130 liebe Diener des göttlichen Wortes, welche, eingedenk ihres hohen Berufs, sich vor einiger persönlichen Aufopferung nicht gescheut haben. — In Manchester zählt eine christliche Gemeinde unter ihren Mitgliedern nahe an hundert bekehrte Säufer. In Birmingham sind über dreihundert ausgemachte Säufer zum guten Weg zurückgeführt worden, und die Meisten besuchen jetzt fleißig den Gottesdienst und haben sich an verschiedene religiöse Gemeinschaften angeschlossen. Eine merkwürdige Thatsache, welche allein geeignet wäre, allen Gegnern der Gesellschaft den Mund zu stopfen, hat sich in Preston, das als die zuchtloseste Stadt des Lancashire verschrieen ist, zugetragen. Sie schickte jährlich verhältnißmäßig mehr Verbrecher an die Assisen als die anderen Städte dieser Grafschaft. Es entstand hier ein Mäßigkeits-Verein; da er aber den Erwartungen nicht entsprach, so stellte ein Herr Livesey den Arbeitern vor, wie eigentlich das Bier, nicht die Liqueurs ihr Hauptfeind sey und bewog sie dadurch zur Gründung der Enthaltsamkeits-Vereine, deren Wiege also Preston geworden ist. Was kam nun heraus? Während sechs Assisen nacheinander ist kein einziger Verbrecher aus Preston geschickt worden, und als von der Behörde eine Untersuchung über die Ursachen dieser merkwürdigen Umwandlung angestellt wurde, so antwortete der Kaplan des Gefängnisses, daß seit der Gründung der Mäßigkeits-Vereine die bis dahin leeren Kirchen sich allmählig wieder gefüllt haben, eine einzige ausgenommen, deren zahlreiche Besucher verschwunden waren, nämlich die des Gefängnisses. Der Obergeschworene gab die feierliche Erklärung ab, daß dieses schöne Resultat, nächst Gott, den Mäßigkeits-Vereinen zu verdanken sey. — Wir fügen noch den Beschluß des Berichts über die erste Jahresfeier in London, Mai 1837, hinzu. „Mit einem Worte erwähnen wir, als einige der herrlichen Folgen der Verbreitung der Mäßigkeitssache, die Vermehrung des Kirchen- und Kapellenbesuchs, die reicheren Beiträge für die Bibel- und Missions-Gesellschaften, den Zuwachs an Schülern in den Sonntags- und Wochenschulen, die zahlreichen Niederlagen an die Sparkassen, endlich die vielen bekehrten Säufer, welche dem Kreuze nahe gebracht worden sind."

Diese Übersicht der Wirksamkeit der Mäßigkeits-Vereine in Großbritannien schließe ich mit dem Bedauern, daß sich zur Darstellung dieser großen, wahrhaft erhebenden Sache, und dieser edlen Anstrengungen, kein Tüchtigerer gefunden habe. Ihre riesenhaften und unverhofften Fortschritte können wohl größtentheils jenem Associationsgeist, welcher einen Hauptzug der Engländer bildet, und sie zu großartigen Unternehmungen antreibt, zugeschrieben werden, ihrem ausharrenden, unerschütterlichen Charakter, dem praktischen Sinn, mit welchem sie die neuen Theorien gleich auf ihre Sitten und Einrichtungen anzuwenden versuchen, dem regen, lebendigen Eifer, mit welchem sie sich einer guten Sache annehmen; und hier besonders suchen alle Klassen der Gesellschaft sich den Rang abzulaufen. Dies sind freilich wichtige Elemente des Gelingens; allein in dieser Reformation ist auch Gottes gnädige Hand sichtbar, welche sich dieses Mittels bedient für die Förderung seines Reichs auf Erden!

Berlin, den 28. Februar 1838.

Ch. J. Fanconnet, D. M. P.

Honorary Member of the Committee of the North London Auxiliary to the New British and Foreign Temperance Society.

---

*) Daß das Consistorium auf dem Boden des Rechts stehe, hat ein hochgestellter Badischer Justizbeamter in Hinsicht auf den inhaltswichtigen Consistorialerlaß vom 27. Januar 1836 in folgender Schrift erwiesen: Ein Wort über Lehrfreiheit in der Evangelisch-Protestantischen Kirche, aus dem rechtlichen Gesichtspunkte. Von P. J. H. Jung, Großherzogl. Badischem Ober-Hofgerichtsrathe, des Zähringer Löwen-Ordens Ritter. Frankfurt a. M., Joh. Christ. Hermannsche Buchhandlung, 1837. Eine Schrift, welche in einer Recension von Göschel in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik die gebührende Anerkennung gefunden hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 28. März. № 25.

Der Entwurf einer Agende für die Protestantische Kirche in der Pfalz und Dr. Paulus in Heidelberg.

(Fortsetzung.)

Hauptaufgabe schien es nun zu seyn, den oben andeutungsweise charakterisirten kirchlichen Büchern, dem Katechismus und Gesangbuch, das noch fehlende dritte, die Agende, in solcher Gestalt an die Seite zu stellen, daß dem Bibelglauben, dem auf ihn gegründeten protestantischen Bekenntnisse und den §§. 3—8. der V. U. ihr Recht widerführe. Auch das Königl. Ober-Consistorium soll auf die Bearbeitung einer solchen gedrungen haben. Dr. Rust hatte, wie bekannt geworden, dieses Geschäft zu übernehmen. Aus den besten älteren und aus den ihnen entsprechenden neueren Kirchenagenden u. s. w. wurde sie, mit den nöthigen Abänderungen und Zusätzen, zusammengestellt. Bei der im December v. J. in Speyer gehaltenen General-Synode kam dieser Agendenentwurf zur Berathung. Jedermann war lange vorher überzeugt, daß er werde verworfen werden; denn es war kein Geheimniß geblieben, daß man Alles aufgeboten hatte, damit diese Synode, so weit möglich nur, aus Partheimännern componirt werde. Man wußte, daß die somatische Mehrheit über Gründe, Recht und Glauben siegen werde. Aber das wußte man nicht, daß diese Majorität dem Agendenentwurfe sogar darum ihre Zustimmung zu versagen gedenke, weil Ausdrücke, wie „gnädiglich, brünstig, Nothdurft, Hallelujah u. s. w.," Ausdrücke, welche zum Theil selbst in den Katechismus und in das Gesangbuch eingegangen waren, in ihm vorkommen, weil Christus als wahrer Gott in ihm erkannt und dargestellt, weil in ihm gesagt wird, das Blut Christi mache die Menschen rein von ihren Sünden u. s. w.; das wußte man nicht, daß diese Majorität nicht auf die geringste, nicht einmal auf eine biblische, geschweige theologische Beweisführung zur Vertretung ihrer Ausstellungen einzugehen den Muth haben werde; das wußte man nicht, daß Manche unter dieser Majorität gerne von ihr abweichend gestimmt hätten, wenn sie nicht die Furcht vor derselben und abgedrungene Versprechen davon abgehalten hätten. Das Alles tauchte erst später auf und kam zur Kenntniß Solcher, welche, in die geheimen Machinationen einzuweihen, man nicht für gut gefunden hatte. Wie sind doch die kirchlich Liberalen so klug und so freisinnig! Freilich mochten sie fühlen, daß sie, Alles genau erwogen, keine besonderen Lorbeeren davongetragen haben. Darum eilten, wie erzählt wird, zwei aus der Mitte der Majorität unmittelbar nach der Synodalversammlung nach Heidelberg zu Dr. Paulus, und rüsteten ihn mit den nöthigen Materialien aus. Er sollte nun der Schreiber seyn, die Synodalverhandlungen mit einem der Parthei geltenden Panegyrikus vor das größere Publikum bringen, besonders aber, was diese nicht vermochte, als Theologe gegen den verhaßten Agendenentwurf zu Felde ziehen und ihm, wo möglich, den Todesstoß versetzen. Und Dr. Paulus hat sich nicht lange gefragt, ob er wenigstens der letzteren Aufgabe gewachsen sey und ob er sich nicht endlich ein ganz anderes Geschäft sollte angelegen seyn lassen, sondern hat sich eilends aufgemacht und ist in Nr. 1 und 2. der diesjährigen Allgemeinen Kirchenzeitung verkappt,*) in Nr. 3. 4. 5. 6 und 12. des zu dieser Zeitung gehörigen theologischen Litteraturblattes mit aufgeschlagenem Visir erschienen, seinen Committenten wenigstens den guten Willen zu zeigen.

Wäre der rechte Mann gekommen, so könnte sein Auftreten nur erfreulich seyn; denn der Agendenentwurf ist wohl einer Würdigung werth und öffentliches Durchsprechen seines Inhalts in mehr als einer Hinsicht nützlich. Aber Dr. Paulus ist aus vielen Gründen am allerwenigsten der rechte Mann; denn indem er auf die Seite der Partheimänner tritt, welche den Agendenentwurf verworfen haben, kämpft er in Wahrheit pro domo. Der schale Denk- und Unglaube, welchem jene durch diese Verwerfung huldigten, ist ja das Lieblingskind des Dr. Paulus. Wie sollte er also vor Allem die nöthige Unbefangenheit zu einer gründlichen Beurtheilung der beregten Schrift haben? Und wie die nicht minder erforderliche Ruhe und Leidenschaftslosigkeit? Dr. Paulus hat seit längerer Zeit schon zu viele Niederlagen erlitten; er hat es schon zu häufig mit ansehen müssen, daß solche, welche er in das fundamentlose Gebäude seiner theologischen Ansichten und Meinungen eingeführt hatte, so sehr wie nur möglich wieder aus demselben hinwegeilten, um nicht, bei dessen wachsendem Ruin, Wind und Wetter länger ausgesetzt zu seyn, und endlich in dessen gänzlichen Einsturz verwickelt zu werden; Dr. Paulus hat Wahrnehmungsgabe genug, um keinen Augenblick zweifelhaft zu seyn, daß etwas in der ganzen Entwickelung der Zeit liege, was ihm ankündigt, er habe sich mit seinen Wünschen, Gedanken und Unternehmungen überlebt. Nun sollen mit einem Male auch die, welche er zum Theil herangebildet, welche er jedenfalls bisher sorglich gepflegt und gefördert, auf welche er mit besonderer Liebe sein Auge gerichtet hat, die, welche seinen Schutz und Pflege sammt der Weisheit, welche sie ihm verdanken,

*) Wenigstens wird Dr. Paulus allgemein als der Redakter des dort abgedruckten Artikels bezeichnet, und eine Erklärung der Redaktion der Allg. Kirchenzeitung in Nr. 19. dieses Jahrs stützt in mehr als einer Hinsicht die Richtigkeit dieser Behauptung.

durch großen Respekt und viel Treue vergolten haben, mit einem Worte: die denkgläubigen Partheimänner in Rheinbaiern sollen zum Abfall von ihm gebracht werden; er hat unstreitig schon vernommen, wie auch in diesem „hellen, denkfähigen, heiteren" Lande das um sich greife, was er und seine Freunde Mysticismus und Pietismus zu nennen belieben, was aber im Grunde nichts Anderes ist, als das schlichte Evangelium mit seiner Gotteskraft. Dr. Paulus sieht seinen Nothpfennig in Gefahr. Ist es ein Wunder, wenn er auf den Hülferuf herbeieilt? Ist es ein Wunder, wenn er aufbraust, zürnt, und, wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, auch einigen Lärm verursacht? Nein, Dr. Paulus ist nicht der rechte Mann, den Agendenentwurf zu beurtheilen. Er ist grade hier durch und durch befangen, partheiisch, aufgeregt. Wie hätte er sich sonst so weit vergessen können, eine Predigt,*) welche selbst Denkgläubige für ein unbedeutendes Erzeugniß halten, eine Predigt, die in einigen abrupten Sätzen das Gerede der Parthei auf die Kanzel brachte, und bei welcher der Mangel an wahrer Eloquenz der geringste ist, „eine treffliche Amtsrede und ein Zeichen der Zeit für die Evangelische Kirche von ganz Deutschland" zu nennen? Welch eine excentrische Lobhudelei! Wird der Verfasser jener Predigt für diese Anpreisung dem großen Vorfechter des Denkglaubens Dank wissen; wird er sich wirklich über sie freuen können?

Hätte aber auch Dr. Paulus die nöthige Unpartheilichkeit und Leidenschaftslosigkeit in der fraglichen Sache, so fehlte ihm doch die nothwendige praktisch-theologische Bildung. Man kann eine achtungswerthe Gelehrsamkeit in den theoretischen Disciplinen der Theologie haben; ist man deswegen schon befähigt, Erscheinungen auf dem praktischen Gebiete der Kirche gründlich zu beurtheilen? Wir zweifeln, und gewiß noch Viele mit uns. Dr. Paulus, welcher seinen gelehrten Studien hingegeben und in den Kreis, welchen er sich gezogen, eingebannt ist, Dr. Paulus, welcher seit vielen Jahren sich beinahe außer aller unmittelbaren Berührung mit dem kirchlichen Gemeindeleben gesetzt haben soll, Dr. Paulus, der nie in geistlicher Wirksamkeit die Bedürfnisse der Gemeinden, ihre Wünsche und Anforderungen namentlich, in liturgischer Hinsicht eigentlich erfahren hat, dessen Schriften in praktischer Beziehung eine möglichst geringe Virtuosität zu erkennen geben, er unternimmt es praktische-kirchliche Erzeugnisse seiner Kritik zu unterwerfen, und gebehrdet sich dabei so, als habe er etwas Rechtes gethan. Ist denn, was in der Kirche, insbesondere was am Altare geschieht, ein so gar geringes Ding, daß man von der Studirstube aus ohne Weiteres darüber aburtheilen kann? Hätte Dr. Paulus nur eine Predigt mit seinem Spruche bedacht, so könnte das noch hingehen: denn manche Predigten sind nicht mehr werth, als daß sie von ihm gelobt werden, und andere**) haben es wohl verdient, daß sein Tadel sie treffe. Aber daß er einen Agendenentwurf zu kritisiren unternimmt, dessen Inhalt im Ganzen aus den trefflichsten kirchlich-liturgischen Sammlungen früherer und gegenwärtiger Zeit geschöpft ist, einen Agendenentwurf, der beinahe auf jeder Seite an die ausgezeichnetsten praktischen Theologen der Protestantischen Kirche erinnert, der für seine meisten Formularien die Bewährung von Jahrhunderten und zwar von jenen Jahrhunderten hat, in welchen ein frisches, kräftiges Interesse an dem kirchlichen Leben die wahren Bedürfnisse desselben herausstellte und erwog, und dem willkührlichen, auf einige todte Kategorien basirten Gerede einer einseitigen Theorie keinen Raum noch Einfluß gestattete; das ist unverantwortlich, und beweist nur zu sehr, wie wenig er erkannt hat, daß es auch ihm nicht gegeben sey, universal zu seyn, und daß sich Jeder, der etwas Befriedigendes leisten wolle, seine Schranken ziehen und den pruritus des alten Adam's, sie zu überspringen, recht ernstlich niederhalten müsse.

Der erste Blick in den Agendenentwurf hätte dem Kritiker desselben schon sagen müssen, daß er für das Geschäft, zu welchem er sich bestimmen ließ, nicht der rechte Mann sey; denn jener Entwurf hat es sich zur Aufgabe gemacht, von Anfang bis zu Ende den christlichen Glauben der Protestantischen Kirche, wie ihn die beiden Confessionen derselben gemeinsam auf das Wort Gottes in der Schrift fixirten, mit möglichster Consequenz festzuhalten. Dieses Glaubens — und das ist am meisten zu berücksichtigen — hat sich Dr. Paulus, so früh wie möglich, entschlagen. Er wird in dieser Bemerkung, nach dem Standpunkte, den er eingenommen hat, kaum einen Vorwurf, vielmehr ein Lob finden; denn er liebte es ja, in der fraglichen Hinsicht möglichst negativ zu seyn, und seine Nachbeter möglichst negativ zu machen. Uns aber wolle er erlauben, einen anderen Weg zu gehen, und es auszusprechen, daß er mit jener Verwerfung des allgemeinen protestantischen Kirchenglaubens Gottes Wort, das Evangelium in seinen wesentlichsten Thatsachen und Lehren verworfen habe. Es läßt sich vermuthen, daß Dr. Paulus diese Bemerkung empfindlich aufnehmen wird; demungeachtet bleibt sie wahr, und ihre Wahrheit wäre schlagend darzuthun, wenn solche Beweisführung nicht zu weit von dem Ziele des gegenwärtigen Aufsatzes abführte, und wenn zu glauben wäre, daß irgend ein evangelischer Theologe, oder ein unterrichteter Christ jene Bemerkung in Anspruch nehme. Hier nur so viel. Seit ungefähr funfzig und mehr Jahren hat sich, nachdem Versuche und Anläufe hiezu in keiner Zeit ganz gefehlt haben, eine Theologie aufgethan, welche man füglicher Anatomie nennen würde; es ist die Theologie des Nationalismus. Diese hat sich, wie zu erwarten war, mit ganz besonderem Eifer an die Schrift und an die auf sie fundirte kirchliche Lehre gegeben; aber mit anatomischem Apparat und zu anatomischen Zwecken. Der herrliche, lebensvolle Leib wurde secirt, in seinen einzelnen Gliedmaßen betrachtet und taxirt; denn das Ganze ist dieser Theologie ein Gräuel. Und das Lebendige. Unter ihren Händen ist die Seele jenes Leibes entschwunden; sie hat es mit Behagen wahrgenommen, und die secirten Glieder ihren Dienern, jedem nach seinem Talente und

*) Die vor der letzten General-Synode gehaltene Eröffnungspredigt.

**) Es sind die nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft gehaltenen.

seinem Fleiße, zugetheilt, die Präparate pro lubitu zu besorgen.*) Der Kritiker des Agendenentwurfs kann nicht läugnen, daß er seit vielen Jahren im Dienste dieser secirenden Theologie gearbeitet hat; auch das nicht, daß er, was ihm als Preis seiner Mühen zugefallen, mit Hülfe einiger abstrakten Kategorien präparirt habe. Auf diesem Wege ist dem theologischen Publikum statt Deß, in dem die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig wohnet, ein „Lehrregent," statt des Glaubens, der die Welt überwindet und selig macht, die „Überzeugungstreue" u. s. w. von ihm angeboten worden. Unterdessen ist, was getödtet worden, wieder auferstanden. Die Anatomiker aller Orten sind zusammengetreten und halten einen Rath, wie nach Matth. 28, 12 ff. geschehen ist. Was hilft's? Was wieder auferstanden ist, steht mit unüberwindlicher Macht im Leben dieser Zeit; und diese Zeit will in der Kraft des heiligen Geistes nach ihrem tiefsten Wesen und mehr als sie noch versteht, das ganze, das lebendige Gotteswort, also auch das uralte, von den Reformatoren so mannhaft wieder erkämpfte Bekenntniß, das auf jenem ruht. Gelehrte Kunststücke und psychologische Spielereien genügen nicht mehr; man will eine Wissenschaft, welche, tief, kräftig und klar, von dem Geiste des Herrn geleitet und von seinen Offenbarungen in der Schrift genährt wird. Diese christliche Theologie hat im Ganzen bereits den Sieg davon getragen; der Rationalismus, auch ohne die tiefe Wunde, welche ihm der consequente Rationalist, Dr. Strauß, geschlagen hat, liegt, näher betrachtet, in den letzten Zügen. Er läßt sich nur noch etwas herausputzen, um mit Anstand sterben zu können. Supremo die, idemtidem exquirens, an jam de se tumultus foris essel, petito speculo, capillum sibi comi ac malas labentes corrigi praecepit, sagt Sueton.**) Das alles weiß der Censor des Agendenentwurfs so gut wie wir; aber, obwohl er nicht oft genug von der Nothwendigkeit des Fortschreitens reden kann, so ist er doch in praxi einer der zähesten Stabilitätsmänner. Die Bewegung zur Schrift und einer ihr entsprechenden Wissenschaft, welche so mächtig in dieser Zeit wirkt, berührt ihn nicht; er bleibt stehen, wo er seit einem halben Jahrhundert gestanden.***) Ist Dr. Paulus etwa in christlich-

*) Trefflich hat Göthe in seinem Faust, Th. 1., dieses Treiben in folgenden Worten beschrieben:

Wer will was Lebendig's erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben,
Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider! nur das geistige Band.
Encheiresin naturae nennt's die Chemie,
Spottet ihrer selbst und weiß nicht wie.

Es ist interessant, daß der Dichter dem Mephistopheles diesen Spruch in den Mund gelegt hat.

**) In seinem Octav. Augustus c. 99. Die ganze Stelle verdient nachgelesen und angewendet zu werden.

***) Das nennen Manche Consequenz. Die Consequenz ist freilich verschiedenen Ursprungs und verschiedener Art. Der christliche Denker will nur so weit consequent seyn, daß er Alles verwirft, was Christo widerstrebt, und Alles sich zu eigen macht, was dieser gewährt. Von seinen eigenen Meinungen abzufallen und immer mehr an das Haupt der Gemeinde zu wachsen, ist die größeste Consequenz; dazu gehört viel Geist und vor Allem der beste Geist, der Geist des Vaters und des Sohnes, der heilige Geist. Wie wir zur wahren Consequenz kommen, ist Matth. 16, 24 ff. gelehrt.

theologischer Hinsicht der rechte Mann, den Agendenentwurf zu beurtheilen?

Hier sollten wir eigentlich schließen; denn der geneigte Leser ist in den Stand gesetzt im Voraus zu wissen, was er von einer Kritik, welche Dr. Paulus der schon geschilderten Schrift angedeihen ließ, zu erwarten hat. Inzwischen, damit das Gesagte einigen Beleg habe, seyen wenige Worte über diese Kritik (vgl. Nr. 3 — 6. des diesjährigen Litteraturblattes der Allg. Kirchenzeitung) selbst gestattet. Die Einleitung zu derselben ist nicht so breit wie das Meiste, was aus der Feder des Dr. Paulus fließt; sie hat, um es in von dem Kritiker selbst gebrauchten Worten auszudrücken, weniger von dem „lahmen Gerede eines Langsalms" an sich. Und das ist das Beste an ihr; weiter ist nichts über sie zu sagen. Die Instanz, welche der Kritiker von dem Sprachverbesserungsstreben in Schulen und Kanzleien hernimmt, ist nicht vollständig; er hätte auch an die Romanschreiber, die Salons, die Theegesellschaften u. s. w. appelliren sollen, um zu beweisen, daß sich der Agendenentwurf nicht in „gangbarer" Sprache ausdrücke. Wir wissen nicht, ob er erfahren, welch ein „klares und verständliches" Gebet eine christliche Zeitschrift vor mehreren Jahren mit seinen eigensten Worten zusammengestellt hat. Ist das, so ist ihm freilich durch ein illustres Exempel deutlich geworden, daß etwa: Machtvollkommne Gottheit, wir danken dir, daß du uns unseren lieben Lehrregenten gegeben hast, damit wir in der Überzeugungstreue seine Nachahmer seyen, viel faßlicher und sprachgerechter lautete, als: Allmächtiger Gott, wir danken dir, daß du unseren lieben Heiland uns gegeben hast, damit wir im Glauben ihm nachfolgen u. s. w. Sollte Dr. Paulus wirklich nicht wissen, daß die biblische Sprache, deren Geist und Ausdrucksweise der Agendenentwurf beibehält, für die, welche wirklich in der christlichen Gemeinde stehen — für die Übrigen ist dieser nicht bearbeitet worden — am allerverständlichsten, eindringlichsten und erbaulichsten ist? Sollte er wirklich nicht wissen, daß die Kirche in allen Zeiten, in welchen sie noch eine Regung gesunden Lebens in sich verspürte, das sentimentale Geflüster der Poeten, die dürre, marklose Schulsprache und den profanen Conversationston am meisten im liturgischen Dienste von sich fern gehalten hat? Sollte er noch nicht darüber nachgedacht haben, daß die unwandelbaren Objekte, welche die Liturgie behandelt, auch eine Sprache erfordern, welche nicht von jedem Winde der oft so zweideutigen Kultur bewegt wird?

Das Alles ist recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bißchen andern Worten.

Will Dr. Paulus selbst diesen Canon, der doch der Zeit- und Weltbildung Concessionen genug macht, nicht gelten lassen? Er ist ja von Göthe gegeben, von welchem er selbst sagt, „er

habe das Eigenthümlichste der Menschlichkeit für alles Volk richtig, geistreich, edel ausgesprochen." Ob die „klügeren" Rheinländer wünschen, daß ihnen die „Christusreligion" nicht in der kirchlich-biblischen Sprache, welche der Kritiker „etwas Obsoletes, Verdumpfendes" nennt, sondern in der der Welt vorgetragen werde, wissen wir nicht; daß es die „christlicheren" nicht wollen, glauben wir, so weit uns diese bekannt sind, dem Kritiker versichern zu können. Bevor wir weiter gehen, müssen wir ein Übersehen gut machen. Wir haben weiter oben gesagt, daß Dr. Paulus, um seine Instanz zu vervollständigen, auch an Romanschreiber hätte appelliren sollen. Wir müssen nachträglich bemerken, daß er es wirklich und ganz in seiner Art gethan hat. Er sagt nämlich: „Jetzt, wo jede Leserin das Abgeschmackte schon in Romanen zu unterscheiden weiß, — jetzt kennt man die Zeit so wenig, daß man die, welche tagtäglich besser Gesagtes lesen und hören, über Schmolke und Gryphius zurückzudrängen — versucht." Wir möchten auch diesem Kritiker nicht unrecht thun.

Die Sprache des Agendenentwurfs als solche ist es nicht allein, was dem Censor mißfällt, sondern auch die Anthropomorphismen, welche er in ihm findet. Es ist vor Allem zu bemerken, daß die ganze Heilsanstalt in Christo, ja die ganze heilige Schrift auf der Herablassung Gottes zu den Menschen beruht; in dieser Sphäre haben die sogenannten Anthropomorphismen ihren nothwendigen Grund und ihre unabweisbare Stellung; sie sind ein Theil der Condescendenz des göttlichen Wortes. Sodann ist es doch ganz begreiflich, daß wenn der Mensch das Ebenbild Gottes ist, die ebenbildliche Ausdrucksweise, von welcher die Rede ist, auf einer sehr guten logischen Basis ruhe, und Dr. Paulus, der dem Menschen, gleich seinen Confessionsverwandten in diesem Punkte, den Pelagianern, selbst in seinem natürlichen Zustande das ungetrübte Ebenbild Gottes zuschreibt und keinen Fall im biblischen Sinne annimmt, sollte sich consequenterweise am wenigsten über den Gebrauch der Anthropomorphismen wundern. Endlich gilt, was Hamann von den biblischen Geschichten sagt, daß nämlich jede einen Leib und eine Seele habe,*) auch von den Anthropomorphismen. Auch sie haben, wie jene, eine Seele, und wer hier ein rechter biblischer Psychologe ist, weiß, daß sie nach dieser Seite hin unsterblich und so concret sind, daß sie sich nicht in abstrakte Begriffe auflösen lassen. Was auf Erden wahr ist, aber in irdische Umgebung gehüllt, das ist auch im Himmel wahr, aber verklärt. Der schlichte Sinn des christlichen Volkes übersieht das nicht und weiß die Anthropomorphismen viel richtiger zu würdigen, als die von der Schrift abgefallenen Verstandestheologen. Hätte Dr. Paulus die Menschenkenntniß, welche er dem von ihm so feindlich behandelten „Sammler" — wie er den Redaktor der Agende mit Behagen nennt, obwohl er weiß, daß dieser sich nicht grade auf das bloße Sammeln beschränkt hat — abspricht, so wüßte er, daß sich die Gemeinden bei den kahlen Formularien, in welchen Anthropomorphismen und was sich an sie anschließt, allgemeinen und dürftigen Begriffen weichen mußten, sehr theilnahmlos und unerbaut erweisen und nothwendig erweisen müssen, da das christliche Empfinden, Denken und Leben viel zu reich und bedürfnißfähig ist, als daß es auf diesen dürren Steppen die nöthige Nahrung fände. Dr. Paulus versuche einmal die Sache, er bearbeite einmal ein Gebet in dem von ihm beliebten Genre, also mager, anschauungsleer, denkgläubig, kurz, ein Gebet, das vor seiner Kritik besteht. Findet sich dann nur eine Gemeinde, welche sich durch dasselbe erhoben, erquickt, getröstet fühlt: so soll uns dies einzige Faktum mehr von der Richtigkeit seiner Theorie überzeugen, als seine ganze lange Kritik dies vermochte. Damit die Leser übrigens auch wissen, welche Anthropomorphismen dem Kritiker in dem Agendenentwurfe anstößig sind, so wollen wir einige wenigstens bezeichnen. Gott soll der seyn, sagt Dr. Paulus, dessen Augen offen stehen über alle Menschenkinder, der seine Ohren merken lassen soll auf die Stimme unseres Flehens, in dessen Schoß wir alle Sorgen niederlegen, der nicht müde ward, wohlzuthun, und nicht müde werden soll, Geduld zu tragen u. s. w. Was sagen unsere Leser zu einer solchen Kritik? Wir unseres Theils bemerken nichts weiter gegen dieselbe. Sie hat ihre Nichtigkeit in sich. Besonders ärgerlich ist der Censor darüber, daß von dem Angesichte Gottes geredet wird, und daß der Sammler wähne, man solle Gott einst von Angesicht zu Angesicht schauen wollen, ungeachtet schon Moses gelehrt habe, daß Gott zu sehen, unmöglich sey; auch findet es der Kritiker sehr ungeschickt, grade das Angesicht Gottes das allerheiligste zu nennen, und weil er einmal im Zuge ist, so geht er endlich in heftige Deklamationen gegen den Agendenentwurf über und bricht, nachdem er unmittelbar vorher gesagt hat, in diesem werde Gott mit dem Prädikate „erhabener" und Jesus mit dem „gütigster" angeredet, in folgende beachtenswerthe, den Censor vollkommen bezeichnende Worte aus: Wer sollte sich nicht schämen (?!), das Geschmacklose (?!) erneuern und wieder aufdringen zu wollen? Leicht vermischt es sich auch mit anderen Fehlbegriffen. Wie ungeschickt-naiv (?!) zum Beispiel ist es, 175, diesem Gott zuzurufen: Du weißt, welche — der Kritiker hat „wie" abdrucken lassen — zerstreute Herzen wir haben u. s. w.

(Schluß folgt.)

*) S. dessen biblische Betrachtungen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 31. März. № 26.

Der Entwurf einer Agende für die Protestantische Kirche in der Pfalz und Dr. Paulus in Heidelberg.

(Schluß.)

Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe, dem Dr. Paulus darzuthun, daß die Schrift von einem verborgenen und von einem offenbaren Gott rede, und daß dieser letztere häufig durch den Ausdruck Angesicht Gottes (den Creaturen zugewendeter*) Gott) bezeichnet werde; denn statt unbefangen an die Schrift zu gehen und in wahrhafter Selbstverläugnung nachzusehen, ob er nicht Ursache habe, seine bisherige Meinung zu revidiren, würde er uns mit der den Nationalisten so geläufigen Phrase: Das sind mystische Spekulationen, zurückweisen; denn Dr. Paulus liebt weder die Mystik noch die Spekulation, sie führen zu tief und zu hoch. Es wäre vergebliche Arbeit, ihm die Stellen Alten und Neuen Testaments vorzuhalten, in welchen nicht bloß die Möglichkeit, den offenbaren Gott von Angesicht zu Angesicht zu sehen, sondern auch die Wirklichkeit bezeugt ist; denn das ist ja der Fluch der anatomirenden Theologie, welcher der Kritiker dient, daß sie einzelne, aus dem Zusammenhange gerissene Schriftaussprüche zu ihren Zwecken benutzt, vielmehr mißbraucht. Sie liebt das Ganze nicht, und nicht das Lebendige. Darum genug hierüber. Hat ja die Kritik ohnehin auch hier die Kritik in sich. Nur das sey noch bemerkt, eine der von dem Censor gerügten Abgeschmacktheiten kommt in einer Schrift vor, welche demselben unstreitig eine Auctorität ist. Das Rheinbaiersche protestantische Gesangbuch redet Jesum zwar nicht mit dem Prädikate „gütigster," wohl aber mit dem „liebster" an (L. 214, 1.), was kaum eine Differenz in unserem Falle bilden wird. So kritisirt Dr. Paulus.

Wenn wir bisher an den angeführten Beispielen den unbiblischen Sinn und die theologische Flachheit, welche sich die fragliche Censur in ihrer plump verletzenden Weise zu Schulden kommen ließ, bemerklich machten: so möge das Folgende eine Probe von der in ihr waltenden Logik geben. Warum sollen sie — die Christen — denn, 340., sich einbilden lassen, daß, wenn sie vor den Altar treten, sie jetzt vor Gottes allerheiligstem Angesichte erscheinen? So fragt Dr. Paulus, und fährt dann fort: Soll sich der evangelische Prediger nicht äußerst hüten vor jedem Scheine einer pfäffischen (!!) Anmaßung, wie wenn, wer vor ihn (?!) hintritt, auf eine besondere Weise vor dem allerheiligsten Gott stehe? Zur näheren Aufklärung der Sache müssen wir bemerken, daß die getadelte Stelle in einem der Churpfälzischen Lutherischen Liturgie entnommenen trefflichen, bei der Vorbereitung zum heiligen Abendmahl zu gebrauchenden Formular vorkommt. Der Geistliche betet in dem Augenblicke, in welchem er sich mit seiner Gemeinde anschickt, mit seinem Gott und Heilande in dem gläubigen Genusse des gesegneten Brodtes und Weines in die innigste und lebendigste Gemeinschaft zu treten, unter Anderem Folgendes: „Darum erscheinen wir jetzt vor Deinem allerheiligsten Angesicht. Wir wollen Dir, dem Allwissenden, unsere Sünden und mannichfaltigen Vergehungen mit Scham und Reue bekennen u. s. w." Daraus leitet nun Dr. Paulus ab, daß die Gemeinde vor den Prediger hintrete, und daß sich dieser in der citirten Gebetsstelle den Schein einer pfäffischen Anmaßung gebe. Wie verdient solche Logik genannt zu werden?

Wir müßten ein ganzes Buch schreiben, wenn wir die Masse von Unwahrem, Schiefem, Entstellendem, die klarsten Aussagen des göttlichen Wortes keck Verletzendem, welche die Kritik des Dr. Paulus zusammengehäuft hat, überall herausstellen und beleuchten wollten; denn in der Batto- und Polylogie, gegen welche der Censor mehrmals polemisirt, trägt er noch eine Menge sogenannter Einreden vor. Da sie aber alle von demselben Gehalte sind, wie die bereits gewürdigten, und da wir die Geduld der Leser nicht allzusehr in Anspruch nehmen dürfen: so beschränken wir uns auf folgende kurze Andeutungen.

Der Vorwurf, daß die censirte liturgische Schrift aus Christi Lehre, welche Alles (?!) von Gottes Liebe ableitet, ganz in das Jüdische zurückführe, ist ein ganz nichtiger. Nirgends lehrt das N. T. einen bloßen Gott der Liebe. Dieser Abstraktionsgott ist nicht der der Bibel, sondern ein Produkt des Rationalismus, mit welchem dieser dem natürlichen Menschen schmeichelt und ihn in seinen Sünden sicher macht. Nirgends wird ein solcher Gegensatz zwischen dem A. und N. T. in der Bibel gemacht, wie ihn hier Dr. Paulus statuirt. Daß, wie der Kritiker sagt, in dem Agendenentwurfe überall nach des Sammlers unglücklicher Auswahl auf's Neue in den Christenkirchen nur von Gottes Zorn die Rede seyn solle, ist eine große Unwahrheit, die sich ein Gewissenhafter nicht darf zu Schulden kommen lassen. Wenn Dr. Paulus fortfährt: „Noch kindischer ruft er (der Sammler) S. 112.: Wir erkennen, lieber Herr und Gott, daß Du uns billig mit Deiner Ruthe heimsuchst. Laß die Züchtigung deiner Hand dazu dienen, daß wir uns kindlicher an dich anschließen," so hat er in sein „kindisch" eine Frivolität und Ungezogenheit zugleich gelegt. Eine Frivolität; denn die als kindisch bezeichnete Stelle stützt sich, großentheils selbst in ihrem Ausdruck, auf Gottes Wort; eine Ungezogenheit; denn solche Ausfälle erlaubt sich nur, wer der

*) Vgl. die Etymologie des Hebräischen פנים.

ersten Regeln der Urbanität sich entschlagen hat. Dr. Paulus scheint besonders Anstoß zu nehmen an dem Ausdrucke „Ruthe;" allein dieser ist biblisch und scharf bezeichnend, wie er schon aus Sprüchw. 10, 13., Ps. 89, 33 u. s. w. entnehmen kann. Was zunächst weiter folgt, beweist, daß der Kritiker die Wirksamkeit des heiligen Geistes entweder gar nicht kennt, oder nicht anerkennt. Auch das soll aus dem Jüdischen stammen, daß so oft in dem Agendenentwurfe vom zerschlagenen und zerbrochenen Herzen gesprochen, oder wie Dr. Paulus manierlicher sagt, lamentirt werde. Beweis für diese Aussage ist wieder nicht gegeben und auch hier nicht dargethan, daß die anatomirende Theologie nur das geringste Recht hat, die Urkunden des Alten und die des Neuen Bundes also auseinander zu werfen. Stellen wie Matth 11, 28., Matth. 5, 4., Luc. 18, 13 u. v. a. scheinen dem Kritiker nicht vor die Seele getreten zu seyn, oder, was freilich schlimmer wäre, er hat sie in seiner Weise erklärt.

Eine besondere Force hat Dr. Paulus in der Bekämpfung der Existenz des Teufels entwickelt, von dem nach seiner Meinung in dem Agendenentwurfe nicht hätte die Rede seyn sollen. Das schon unzählige Mal Vorgebrachte wird ohne alle Rücksicht auf die Gründe, mit welcher die christliche Theologie die Unhaltbarkeit desselben dargethan, wiederholt. Die Lehre vom Teufel ist eine „Hypothese, welche in den Apokryphen, die nach den Versuchen der Judenschaft, sich den Persischen Magiern zu assimiliren und beliebt zu machen, entstanden, also sehr spät aufing." Wie konnte Dr. Paulus solche geschichtswidrige Sätze niederschreiben? Weiß er das wirklich nicht besser? Weiß er wirklich nicht, daß auch canonische Bücher von dem Satan reden? Weiß er wirklich nicht, daß der von Manchen behauptete so sehr späte Ursprung dieser Bücher eine bloße Hypothese ist, die noch lange auf einen gründlichen Beweis wird warten müssen? Und wie darf er, wenn er nur Joh. 8, 44. erwägt und sich unbefangen klar macht, was Christus dort über den διάβολος, den ἀνθρωποκτόνος ἀπ' ἀρχῆς, sagt, behaupten, die Lehre vom Teufel sey nichts weiter als eine Hypothese, in und nach der Babylonischen Gefangenschaft den Persern zu Gefallen angenommen? So ist's; die Wahrheit verwandelt der Rationalismus in Hypothesen, und die Hypothesen in Wahrheit.

Mit seiner Polemik gegen die Existenz des Teufels bringt Dr. Paulus einen weitläufigen Excurs in Verbindung, in welchem Hexenprozesse, Zaubereien, Teufelsbündnisse, Eschenmayer, Dämonen, das Genugthuungsdogma, Justinus Kerner, die Weibertreue, das Sanitäts-Colleginm u. s. w. bunt durcheinander gemischt werden. Sollen wir dagegen etwas bemerken? In der nun folgenden Stelle übertrifft sich die Kritik selbst. So sehr wir uns kurz fassen müssen, wir können doch nicht umhin, sie hier aufzunehmen. Wir haben unseren Augen nicht getraut, als wir sie zum ersten Male lasen. Man urtheile: Nächstverwandt, sagt Dr. Paulus, ist die Frage: Welchen Takt für Schicklichkeit und Anstand ein Familienvater verrathen würde, wenn er im Hausgottesdienste recht häufig Frau, Kinder und Gesinde gegen Fleischeslust, gegen die Geschäfte des Fleisches, wie 38., gegen die Lüste des Fleisches, wie 21. 22. 37. 105. 188. 138. ihm nachzubeten veranlaßte, wenn er ihnen nach 191. vorsagte, daß wir von unserer fleischlichen Geburt gereinigt werden müßten u. s. w. Und dem Prediger soll zugemuthet werden, alles dieses Gerede von unserem sündlichen Fleische, 141., zum Zeichen demüthiger Unterwerfung unter das Wort Gottes, vor ganzen Gemeinden am Altare herabzulesen. Wie aber dann, wenn etwa in der nachfolgenden Katechisation ein unschuldiges Kind fragte, ob es also den Appetit nach Fleisch aufgeben müßte? So weit Dr. Paulus. Der Leser wolle einer solchen Weise zu kritisiren selbst das rechte Prädikat geben.

Wer nach diesen Proben noch erfahren möchte, was Dr. Paulus weiter gegen den Bearbeiter des Agendenentwurfs, welchen sogar in seiner amtlichen Stellung zu verletzen er sich nicht entblödet, und gegen den Agendenentwurf selbst vorgebracht hat, und wie er sich in der nämlichen Virtuosität über Gebetsgeist, die Protestantische Kirche der Pfalz u. s. w. ausläßt, der wolle seine Kritik l. c. nachlesen. Wir eilen zum Schlusse mit folgenden Worten: Den plumpen Witz, mit welchem der Kritiker den Bearbeiter des Agendenentwurfs in den letzten Sätzen seiner Kritik angeht, wird ihm dieser, wie wir ihn kennen, verzeihen, wenn Dr. Paulus verspricht, nicht mehr witzig seyn zu wollen, was ihm nach dem Geleisteten nicht schwer fallen sollte. Hätte sein Witz eine Spitze, so würden wir sagen: Wer weiß, wen sie trifft? Grade hier hätte sich der Kritiker am wenigsten durch seine Rheinbaiersche Parthei belehren lassen sollen. Ob Luther, wenn er noch unter uns wäre, es ruhig hinnähme, daß Dr. Paulus sein kräftiges evangelisches Wort also verderbe, wie der Kritiker am Schlusse gethan hat, wissen wir nicht. Vielleicht dächte der große Glaubensheld: Dr. Paulus hat's der Bibel nicht besser gemacht. Laß' ihn gehen bis zum Tag der Erndte. Weil aber der Kritiker auf Luther's Worte etwas zu halten scheint, so wollen wir ihm auch eines vorhalten und zwar ungefälscht. Es heißt: Der Teufel rüstet sich nicht mit schlechten Leuten, sondern mit den Gelehrtesten; — denn er wollte gern obliegen.

Sollte Dr. Paulus durch vorstehenden Aufsatz unangenehm berührt werden, so vergesse er nicht, daß er sich ohne allen inneren Beruf in Dinge gemischt hat, die grade er, und wäre es auch nur, um einige Unpartheilichkeit zu beweisen, hätte ruhig ihrer Entwickelung überlassen sollen; daß er Personen sogar in ihrer amtlichen Stellung verletzt und amtliche Handlungen, welche außer seinem Gesichtskreise liegen, verunglimpft, am meisten aber, daß er das Wort Gottes und die auf dasselbe basirte protestantische Kirchenlehre gröblich angetastet hat. Es ist aber Zeit, hohe Zeit, daß insbesondere dem zuletzt bezeichneten Unwesen mit allen erlaubten Waffen von allen denen entgegengekämpft werde, welchen die geoffenbarte Wahrheit und das protestantische Bekenntniß eine heilige Sache ist. Entschiedenheit ist nothwendig; die Frivolität und der Unglaube

müssen weichen. Christus muß siegen. In dieser Hinsicht wird Dr. Paulus uns gerüstet finden, wenn er etwa den Kampf weiter fortsetzen wollte. In Gottes Namen sey's gesagt: Wir scheuen weder den Kampf noch den Kämpfer.

Erfreulich wäre es, wenn der Agendenentwurf für die Protestantische Kirche Rheinbaierns von einem christlichen Theologen auf den Grund der Schrift, der Wissenschaft und des kirchlichen Bedürfnisses in dieser Zeitschrift beurtheilt würde.

Eschenmayer's Conflikt zwischen Himmel und Hölle.

Mit Bezugnahme auf ein zurechtweisendes Wort des Herrn v. Meyer (im neunten Hefte der Blätter aus Prevorst) ist zu bemerken, daß an dem erwähnten Orte in der Ev. K. Z. nicht der Glaube an Geistererscheinungen an sich angegriffen wird, sondern das „Erzählen von Gespenstergeschichten" im Gegensatz zu dem Bedürfniß, die Unsterblichkeitslehre selber nach dem Vermögen der Gegenwart wissenschaftlich zu begründen. Tadelnswerth findet der Einsender erstlich dies, daß man ohne Kritik den Vorrath von Gespenstererzählungen zu Massen anhäuft, so daß man wohl nicht ohne Grund vor der Gefahr empfindlicher Mystifikationen warnen dürfte; zweitens, daß die Erscheinungen zu wenig mit wissenschaftlich ordnendem und combinirendem Geiste behandelt werden;*) und drittens, daß man diese Erscheinungen als ebenbürtige mit den Thatsachen der Offenbarung geltend macht, als ob die Sache Christi stehen und fallen müsse mit der Sache der Gespenster, während doch die Gespensterfurcht der Jünger auf dem Galiläischen See vom Herrn so recht en bagatelle behandelt wird. Dagegen bekennt sich Eins. ebenfalls zu der Annahme der Realität dieses Gebietes im Allgemeinen; die Geistererscheinungen sind ihm als psychologische Phänomene und mahnende Jenseitszeichen sehr bedeutsam, und abgesehen von den gemachten Ausstellungen ist ihm der Ernst und Eifer der Sammler, Bekenner und Verkünder der besprochenen Thatsachen, wie sie sich namentlich in den Blättern aus Prevorst vernehmen lassen, besonders auch der Tiefblick, mit welchem sie Schlaglichter über die dunkle Region verbreiten, und die christliche Glaubensweihe, womit sie die Thatsachen im Lichte der Offenbarung betrachten, sehr ehrenwerth.

In dem obengenannten, letzten Werke von Eschenmayer jedoch tritt das Extravagante so bedeutend hervor, daß wir uns dieser litterarischen Erscheinung nicht freuen mögen. Ein krankes Mädchen charakterisirt sich den Behandelnden als eine Dämonische. Diese machen mit dem Dämon allmählig genaue Bekanntschaft, denn er ist kein Teufel, sondern wie die Würtembergischen Dämonen in der Regel, ein abgeschiedener Geist. Sie suchen ihn zu bekehren, indem sie ihm Buß- und Glaubensworte in Formeln vorsagen, welche er mit großem Sträuben und Drängen allmählig nachspricht. In dem Maaße, wie ihm das Nachsprechen von Formeln und Liedern leichter wird, rückt seine Bekehrung vor. Aber der Teufel setzt ihm in persönlicher, dem Dämon sichtbarer Erscheinung, furchtbar zu, er fällt mehrmals zurück in seine Unbußfertigkeit, die sich in den gräßlichsten Lästerungen kund gibt. Das arme Mädchen leidet natürlich sehr unter dieser dem Dämon gewidmeten Theilnahme, obschon sie selber in diese Theilnahme eingegangen ist. Die Kur wird durch höhere Veranlassungen abgebrochen, ohne ein Endresultat gegeben zu haben.

Für die Gewißheit, daß das Mädchen eine Besessene gewesen sey, werden in dieser Schrift eine Menge bedeutsamer Argumente angeführt. Diese sind aber nicht immer so schlagend, wie sie auf den ersten Blick erscheinen. Wir führen z. B. das Argument an, daß aus dem Mädchen heraus eine rauhe und grobe Männerstimme redete. Aus der rauhen Männerstimme soll der Schluß gemacht werden, daß ein männlicher Dämon in der Leidenden gewesen. Dagegen ist zu bemerken, daß sich doch jedenfalls der Dämon der Sprachorgane des Mädchens bedient hat, daß sich also diese, die weiblichen Stimmorgane, krampfhaft verstimmt haben. Die nächste Ursache der rauhen Stimme des Mädchens ist also jedenfalls die krankhafte Verstimmung ihrer Sprachorgane. Diese kann nun allerdings von einem Dämon bewirkt worden seyn, sie könnte aber eben sowohl aus einer alterirten Gemüthsverfassung des Mädchens selber hervorgehen. — In jedem Falle aber bleibt die hier erzählte Geschichte eine überaus merkwürdige, ein ernstes, schauerliches Nachtstück aus dem Gebiete des menschlichen Seelenleidens. Indessen muß zwischen der Erscheinung selber und ihrer Behandlung wohl unterschieden werden; diese letztere erscheint uns als eine sehr bedenkliche.

Zuerst ist es, wenn man an und für sich auch den Bekehrungsversuch, welcher mit dem Dämon gemacht wurde, wollte gelten lassen, eine auffallende Methode innerhalb der Evangelischen Kirche, daß man einen ergrauten Sünder, einen Dämon, der den öden Finsternissen des Hades schon verfallen ist, durch das Vorsagen von frommen Formeln zu bekehren sucht. Sollte er auch selber, von Römischem Aberglauben behaftet, das methodische Nachsprechen solcher Bußformeln für einen lebendigen Bekehrungsweg halten, so scheint doch eine darauf nicht nur eingehende, sondern mit Vorliebe bei dieser Methode verweilende Accommodation zu weit getrieben. Wie fern ab liegt diese Weise von dem geistlebendigen Wortgebrauch der Apostolischen und Evangelischen Kirche!*)

*) In dem neuesten Hefte der „Blätter ꝛc." finden sich Andeutungen, welche das Hervortreten des wissenschaftlichen Zweckes verheißen.

*) In dem neuesten Hefte der Blätter aus Prevorst citirt Eschenmayer als etwas besonders schlagend Gesagtes wider seinen Gegner eine Invektive von Görres gegen die Aufgeklärten, die von plumpen Scheltworten, und überhaupt von rohen Äußerungen mönchischer Verkennung der jetzigen Zeitbildung nicht frei ist. Hoffentlich wird man nun bald darüber im Reinen seyn, daß die Allianz, welche man oft geneigt gewesen ist mit pfäffischem Aberglauben gegen die Fortschritte des Unglaubens zu schließen, eine verderbliche Mesallianee ist.

Aber noch unstatthafter erscheint uns der Bekehrungsversuch an sich. Den frommen Wunsch der christlichen Menschenliebe, der einen armen Gequälten aus dem Todtenreich bei einer nahen, guten, reinen Veranlassung gerne retten möchte, wollen wir nicht in Anspruch nehmen. Aber mit einem Dämon, der in der Besessenheit eines Menschen den Organismus desselben frevelhaft usurpirt hat, über seine Bekehrung zu verhandeln, das ist grade so, als wollte man einem Ehebrecher in flagranti, oder einem Dieb auf frischer That Bußäußerungen abgewinnen, und noch ein wenig mißlicher, da man voraussetzt, daß der Dämon in der leidenden Person bleiben werde, also in seinem frevelhaften Fortsündigen bleiben werde, bis die Bekehrung vollendet, oder weit genug gefördert sey. Kann man einen Übelthäter in Mitten seines Übelthuns bessern, während er darin belassen bleibt? Die Bekehrung eines Dämon kann eben deswegen, weil er in böser Gewaltthätigkeit sich eines Menschenlebens bemeistert hat, nur mit den Worten des Herrn versucht werden: Fahre aus, du unsaubrer Geist! So wirkte der Herr wo möglich heilsam auf die Dämonen ein, indem er sie aus dem usurpirten Besitzthum hinauswarf. Heilsameres konnte ihnen nicht widerfahren. Und was über das Vorbild des Herrn in dieser Beziehung hinaus geht, das möchte wohl von superstitiöser Abirrung nicht frei zu sprechen seyn. Auch scheint das schreckliche Ende, oder Abbrechen des Bekehrungsversuchs zu einer Wiederholung solcher geistlichen Grotesken nicht einzuladen.

Wie die Portugiesischen Juden Brüder Cappadose zu Amsterdam auf verschiedenen Wegen zu Christo kamen. Niedergeschrieben von dem einen noch lebenden Bruder, dem Arzt Dr. Cappadose. Für Christen und Juden. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin 1838. Haupt-Verein für christliche Erbauungsschriften in den Preußischen Staaten. 56 S. 1¼ Sgr.

Diese kleine Schrift ist in ihrer Art von so großer Bedeutung, daß die besondere Anzeige, die wir ihr trotz ihres geringen Umfanges widmen, bei Niemanden, der unserer Aufforderung, sie selbst zu lesen, Folge geleistet, einer Rechtfertigung oder Entschuldigung bedürfen wird. An die weissagenden Schicksale eines Individuums knüpfen sich hier unwillkührlich weltgeschichtliche Betrachtungen an. Achtzehnhundert Jahre hindurch hat nun bereits die Christenheit zum Fluchsvollstrecker über Israel gedient, nicht ohne schwere Verschuldung, aber doch im Dienste des unerforschlichen Rathschlusses des Herrn. Gleich als ob die Scheu, Seinem Richteramte hemmend und unberufen in den Weg zu treten, der Kirche Christi den Liebesarm gebunden hielte, hatten auch die wahren und lebendigen Glieder derselben ihre Herzen von dem Volke der Erwählung abgewendet und

hefteten unverrückte und erbarmungslose Blicke auf die gegen dasselbe gerichteten Strafverkündigungen und Verwerfungsbeschlüsse im Worte Gottes. Denn die großen Entwickelungsepochen des Himmelreiches treten niemals früher ein, als bis die Zeit erfüllet ist. — An solcher Gränzscheide der Zeiten steht aber sichtlich jetzt der Same Abraham's. — Zwar die sündige Liebe zum Volke Israel von Seiten der Namenchristen, die das Recht ihrer Erstgeburt nicht höher als ein Linsengericht schätzen, ist heut zu Tage nicht weniger strafbar, als der sündige Haß ihrer Vorfahren, die in pharisäischer Einbildung auf ihre ererbte Wassertaufe nicht bedachten, daß Gott auch aus den Steinen Kinder Abraham's erwecken könne: doch wie die Vorzeit, so ist auch die Gegenwart, selbst in ihrer Verschuldung, ein willenloses Werkzeug in der Hand des Herrn und die größere bürgerliche und gesellige Gleichstellung zwischen Juden und Christen, nicht ein erfreuliches Zeichen der Liebe der Christenheit zum Gotte Abraham's und des Dankes für seine Segnungen, sondern ein trauriges Erzeugniß ihrer Gleichgültigkeit und ihres Unglaubens an den dreieinigen Gott des Neuen Bundes, dieser irreligiöse Liberalismus unserer Tage ist doch schon manchem Nathanael ein Wegweiser zur wahren Freiheit im Herrn geworden. Darum fangen auch die wahren Glieder am Leibe Jesu Christi allmählich an zu erkennen, daß sich für Israel die Zeit seiner Erlösung nahe. Das Blatt der heiligen Schrift, auf dem der Fluch geschrieben steht, wenden sie freudig um, und siehe da, ein reicher Segen ist auf der Kehrseite verzeichnet; es heißt nicht mehr, „es gereute Gott, daß er den Menschen gemacht hatte," sondern „Gottes Gaben und Berufung mögen ihn nicht gereuen;" die Füße der Boten, die Frieden verkündigen, verlassen den furchtbaren Ebal und besteigen eilends den lieblichen Garizim; die schwere Decke Mosis sinkt nach Jahrtausenden von dem Herzen des Volkes, und statt der Blindheit, die Israel eine Zeit lang widerfahren, schenkt ihm der Herr erleuchtete Augen des Verständnisses. Ja, der umhergetriebene Ahasverus will endlich Ruhe finden für seine müde Seele, und die Zeit, die einst der Herr, nach der tiefsinnigen Sage, seinem unstäten Umherirren gesetzt, als er zu ihm sprach: „Du sollst nun wandern auf Erden, bis ich wiederkomme," hat jetzt ihr Ziel erreicht. Die schauerliche Verwünschung, die das Volk auf sich geladen, als es rief: Sein Blut komme über uns und unsere Kinder, verwandelt sich in eine Segensverheißung, es fleht in diesen Worten nicht mehr sein Richter- sondern sein Versöhnerblut auf sich herab; es heißt nicht mehr: Wer ist der, so von Edom kommt, mit röthlichen Kleidern von Bozra? der seine Feinde gekeltert in seinem Zorn und sie zertreten in seinem Grimm, so daß ihr Vermögen auf seine Kleider gesprützet ist und er alles sein Gewand besudelt hat, sondern: Dieser ist es, der da kommt mit Wasser und Blut, Jesus Christus, nicht mit Wasser allein, sondern mit Wasser und Blut, — denn die Bürger zu Jerusalem sehen, in welchen sie gestochen haben. —

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 4. April. № 27.

Bettine.

Da die beiden Frauen, Rahel und Bettine, in der begeisterten Verehrung der Zeitgenossen als weibliche Dioskuren für immer mit einander verschwistert worden sind, so möge auch hier im Lichte der kirchlichen Betrachtung die Letztere zu der Ersteren gesellt werden. Das entscheidende Motiv zu dieser Arbeit liegt darin, daß eine gewisse Nöthigung vorhanden ist, darnach zu ringen, mit diesem imposanten, historisch gewordenen Kinde kirchlich doktrinell in's Reine zu kommen. Freilich ist das Unternehmen in mehrfacher Hinsicht bedenklich. Manchen treuen Christenherzen will das Anerkennende in der Beurtheilung eines solchen Charakters, wie er uns hier gegeben ist, oder eines solchen litterarischen Produktes, wie es in Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde, und dem dazu gehörigen Tagebuche vorliegt, durchaus nicht einleuchten; obschon das große, buchstäblich deutliche Beispiel des Herrn uns allein schon zurechtweisen könnte, da er nämlich von den Kindern dieser Welt sagt, sie seyen in ihrer Art klüger, als die Kinder des Lichtes. Möchten sie zudem bedenken, daß schon ein Alttestamentlicher Theokrat die heilige Unbefangenheit hatte, sogar den feindseligen König von Babel, den grausamen Tyrannen, den das Israelitische Gemüth tief verabscheute, als einen schönen Morgenstern, der vom Himmel gefallen sey, zu bezeichnen. In dem Briefe St. Judä aber heißt es höchst bedeutsam: „Michael, der Erzengel, da er mit dem Teufel zankte, und mit ihm redete über dem Leichnam Mosis, durfte das Urtheil der Lästerung nicht fällen, sondern sprach: der Herr strafe dich." Daraus ergibt sich, daß es sogar bei der Beurtheilung tief verfinsterter großer Genien eine heilige Diskretion geben müsse, welche dem großen Anerschaffenen, den fürstlichen Gottesgaben, der hervorragenden Bethätigung der schöpferischen Kraft Gottes in ihnen gebührt; wie viel mehr dann, wenn solche große Geister über den Schauplatz des Lebens dahinschweben, bei denen der Kampf zwischen Licht und Finsterniß noch gar nicht geschlichtet ist. In solchen Fällen glauben Manche der christlichen Sache durch das unbedingteste, wegwerfendste Urtheil die glänzendste Satisfaktion zu verschaffen, ohne sich gewissenhaft zu fragen, wie es dabei stehe erstlich um die Einsicht und Competenz, zweitens um die Gerechtigkeit und kritische Unterscheidung, drittens um die Liebe und Würdigung des verdunkelten Göttlichen in der fraglichen Erscheinung. Wir erinnern aber auch daran noch, daß einst Christus eine Weile sogar dem Ersten seiner Jünger, dem Petrus, gegenübertrat auf die Seite des feindlichen Malchus, nämlich um den dreinschlagenden Jünger zu schelten, und dem ungerecht verwundeten Knechte der antichristlichen Schaar das blutende Ohr zu heilen. So wie wir uns aber von diesem ersten Bedenken losgemacht haben, tritt uns ein anderes entgegen. Ist es jetzt an der Zeit, sich mit schöngeistigen Weiberschriften zu befassen? Ist nicht der herkulische Görres mit lauten, kriegerischen Drohungen gegen die Evangelische Kirche aufgestanden? Muß nicht Alles, was wehrhaft ist, unter die Waffen, um das gefährdete Panier des protestantischen Bekenntnisses zu schützen? Freilich ja, wenn uns die weiland cinquième puissance nicht als das fünfte Rad am Wagen der Zeit erscheinen müßte: dann müßten wir gegenwärtig das ganze Terrain dieses Blattes dem Kampfe überlassen und widmen. Aber mit der Kirche Clemens XIV., mit der Kirche des großen, orthodoxen Michael Sailer, mit der christlich fortschreitenden, ehrwürdigen, ächt Katholischen Kirche der Gegenwart und Zukunft haben wir ja keine Fehde. Es ist nur eine verblendete papistische Parthei, der ewige Bodensatz und Niederschlag der größeren Kirche, die mönchische Richtung der Ultramontanen, welche unsere evangelische Existenz von Neuem in Frage stellt. Sollte uns das zu ängstlich stimmen, um hier die Bettine zu recensiren? In jedem Falle haben wir es ja mit Klosterleuten zu thun. Und so werden uns wohl die alten Mönchsfreunde nicht gefährlicher werden als die junge Eleve eines Klosters. Einstweilen setzen sie freilich alle Künste der Lüge in Bewegung; scheinbar gegen den Staat, im Grunde aber gegen die Evangelische Kirche. Aber nichts desto weniger bleibe unser Hauptaugenmerk gegen die lügenhaften Kräfte der modernen Geister gerichtet. Wohl ist es zu erwarten, daß das ganze alte Papstthum, gleichsam wie ein einzelnes, mönchisch und geistig abgelebtes Individuum den revolutionären Einflüssen verfallen werde, so daß sich die Belgischen Vorzeichen in einem St. Simonistischen Papstthum verwirklichen; aber auch dann noch wird folglich die Seele des ganzen bedenklichen Phänomens jener junge, revolutionirende Weltgeist seyn, welcher hineingefahren ist in die alte, geistig entleerte, sanktionirte Form der Hierarchie. Eben darum aber bleibt es eine wichtige Aufgabe für den Christen dieser Zeit, die Bewegungen des modernen Weltgeistes, die blühenden Erzeugnisse jetziger Weltvergötterung mit ernster Sorgfalt zu beobachten.

Diesem Dämon ist auch „das Kind" tributair geblieben; ja seine Abhängigkeit von demselben culminirt leider in der Dedikation, welche das Werk abschließt. Wir betrachten aber diese Schriftstellerin zuvörderst in ihrer Individualität. Und wie nahe liegt es da, dieselbe mit der Rahel zu vergleichen. Darin sind sich beide gleich, daß sie mit Entschiedenheit ihre Stelle in der Reihe hochbegabter Geister einnehmen. Sie denken beide tief aus dem Grunde, und sprechen im alltäglichsten Negligee die originellsten Gedanken aus. Beide haben einen innigen

und lebhaften Sinn für das Geistlebendige, selbst für das Göttliche in der Erscheinungswelt. Sie blitzen in dem Geistesschmuck ächter Sentenzen, und ihr Nachruhm wird wohl den der Roswitha überleben. Aber wie verschieden sind dennoch diese Geister! Rahel sucht ihren eigensten Ruhm in der strengsten Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit, so daß man sagen sollte, sie müßte als eine blauäugige, Deutsche Urfrau hineingehören in die Germania des Tacitus. Und diese streng und äußerst wahre Frau ist von Geburt eine Jüdin. Bettine dagegen hat sich mit ihren wunderbaren Erzählungen des „Flunkerns" mannichfach verdächtig gemacht. Und diese grade ist das Deutsche Mädchen; obwohl ein Germanoman sich damit trösten könnte, daß ihr Zuname keine Deutsche Endung habe. Die Eine erscheint uns als eine überaus zarte, vornehme weibliche Gestalt, die sich vor jeder rauhen Berührung entsetzt, und eine Bravour der Vorsicht darin findet, rohe Menschen und wildes Vieh ängstlich zu meiden; die Andere hört sich mit Wohlgefallen Heroine nennen. Sie setzt sich auf Rothschild's Pferd, und es geht wild mit ihr durch, ohne daß sie die Gefahr nur ahnet; sie steigt in der winterlichen Mitternacht auf einen alten Thurm, und wandelt geisterhaft über den abgebrochenen Rand der Mauer; oder sie läßt sich von einer Eisscholle im Main dahintreiben durch die stille Mondnacht; sie verschmäht es nicht, daß ein Ochse ihr durch's Gesicht leckt, und selbst in einer Raufe sitzend kann sie an Göthe schreiben. Es ist sehr zu bedauern, daß diese Parthie in ihrem Leben bereits von den Mythologen in Anspruch genommen wird; diese werden das ganze schöne Gedächtniß ihrer Heldenthaten rein verzehren, und doch so mager bleiben, wie die sieben magern Traumkühe des Pharao, nachdem sie die fetten gefressen haben. Wir glauben jedoch nach einem psychologischen Gesetz, daß ein Theil der heroischen Erlebnisse und Thaten Bettinen's durchaus historische Wirklichkeit haben müsse, oder vielmehr, daß ihre Erzählungen in der Regel einen solchen historischen Grundcharakter haben werden. Denn sie hat allzu tief die Reize eines solchen genialen Treibens empfunden, sie hat die bedeutenden Situationen ihres Heroismus mit zu ergreifender, innerer Wahrheit dargestellt, als daß man an einer historischen Grundlage dafür zweifeln könnte. Diese historischen Keime aber sind unter dem Hauche ihres begeisterten Gemüthes zu mährchenhaften Gewächsen und Blumen geworden. Sie hat sich mit Göthe's Mutter einmal auf diesen Fuß gesetzt, daß sie Wirklichkeit und Phantasieleben in ihren Erzählungen verschmelzen darf; Göthe wurde auch in dieses Geheimniß allmählig eingeweiht, und so war sie vor jenen Beiden ein für allemal entschuldigt, wenn sie flunkerte. Das Publikum aber steht in einem anderen Verhältniß zu ihr, und kommt schwerlich mit dem historischen Capitel dieses Heroinenlebens so bald in's Reine. Und doch wäre dies sehr zu wünschen. Jedenfalls bleibt die rechte Kritik dieser historischen Momente eine große psychologische Preisaufgabe. Wir nehmen vor allen Dingen einen historischen Grundbestand in diesen Erzählungen an; denn wo das triumphirende Hinausgehen des genialen Gemüthes über die Gemeinplätze des menschlichen Verkehrs mit der Natur und Gefahr so tief empfunden wird, da werden zum mindesten auch Versuche gemacht, die Gedanken zu verwirklichen. Zudem scheint Bettine nach manchen Andeutungen in ihren Entwickelungsjahren vielfach in gesteigerten, hellseherischen Stimmungen gewesen zu seyn; in Stimmungen, worin der helle und erregte Instinkt des Gemüthes so entschieden vorwaltet, daß der Körper, leicht und sicher wie der Traum, der ihn beherrscht, über die gefährlichsten Stege dahinschweben, daß der Mund die tiefsten Ahnungen und die schönsten Gesichte mit kindlicher Naivetät aussprechen kann. Allein die naiven und somnambülen Stimmungen Bettinen's, worin sie Außerordentliches that, gingen überall in poetische Thätigkeit über, die mit Bewußtseyn das Erlebte oder bisweilen nur Projektirte in epischer Verschönerung darstellte. Bei diesem Geschäft aber kam die Eitelkeit mit in's Spiel; die gleißend böse Selbstbespiegelung einer hochbegabten Seele. Bettine wollte vor dem Heiligen, den sie anbetete, nicht ohne einen reichen Schatz guter Werke erscheinen; die Werke aber mußten nach seinem Genie und Geschmack seyn. Sie wollte vor ihm im günstigsten Lichte erscheinen, und ihm sowohl in außerordentlichen Gedanken als Erlebnissen und Thaten wie seine Mignon, nach ihrem eigenen Ausdruck, die schönsten Tänze vortanzen. So kam es denn, daß ihre Erzählungen sich nicht nur durch Dichtung verschönten, sondern auch durch Täuschung alterirten; wenigstens behalten sie für den Leser, der mit tiefem christlichen und psychologischen Ernst die reine Poesie der vollen Wirklichkeit von den phantastischen Zuthaten ausscheiden möchte, einen unangenehmen Beigeschmack der Unzuverlässigkeit. Trotz dem aber, daß die Heroine bisweilen Anflüge hat, die dem knabenhaft Wilden ähnlich sehen, behält der Grundton ihres geistigen Wesens einen hohen Ernst. Und wenn wir sie in Beziehung auf diesen Grundton mit der Rahel vergleichen sollen, so können wir sagen: Rahel folgt dem Zug der Erkenntniß, Bettine dem Zug der Liebe. Sie sind aber keineswegs dadurch unterschieden wie Tag und Nacht, denn die rechte Erkenntniß ist der gedankenvolle Blick der Liebe, die rechte Liebe ist der ahnungsvolle Zug der Erkenntniß. Freilich ihre Anlagen blieben gefangen von dem Wahn und verkehrt in den Dienst der Eitelkeit der alten Welt.*) Aber das Charakteristische beurkundeten sie in ganzer Kraft, mit großer Consequenz. Daher forschte Rahel bei allen Geistern nach der Lehre, nach der Erkenntniß, nach neuen Aufschlüssen: ihre Heimath war der Salon; Bettine dagegen legte sich in's grüne Gras oder vertiefte sich in eine romantische Wildniß, um den Odem der Liebe, den Puls des Lebens in der Natur zu fühlen. Die Eine hatte ein scharfes Auge für die ganze Peripherie des modernen Weltlebens, und erblickte schon am fernen Horizont die auftauchende Flagge einer werdenden Größe, z. B. des Franzosen Thiers; die Andere ließ

*) Auf christlichen Wegen der Wiedergeburt und Erneuerung hätte die Eine eine Ähnlichkeit mit den cherubinischen, die Andere mit den seraphinischen Geistern bekommen. Nach der Tradition sind die Cherubim die Engel der Erkenntniß, die Seraphim die Engel der Liebe.

mit einem Anstrich des schönsten Pietismus, der sich leider nur in seinem Gegenstande kläglich verirrte, „alles Andere stehen," um sich an das glänzende Centrum des modernen Weltlebens, an Göthe's Gestalt und Wesen mit stolzer Liebe, und schwärmerischer Andacht zu hangen. Diese Herrschaft des Gefühlslebens führt durch ihre ausschließende Bestimmtheit bei aller Innigkeit und Gedankenfülle doch eine gewisse Monotonie herbei; und dieser Monotonie gegenüber zeigt sich das Erkenntnißleben in seiner Überlegenheit, indem es Kleines und Großes, Alles und Jedes mit frischem Interesse behandelt. Oft aber verliert sich der Erkenntnißtrieb in kleinliche Interessen und fruchtlose Grübeleien, dann tritt ihm die Liebe mit dem auserlesenen Schatze triumphirend, und mit dem edlen Bewußtseyn ihrer höheren Klugheit entgegen. Auch die verirrte und abgöttische Liebe, wie sie sich in Bettinen's Äußerungen ausspricht, macht sinnreich, und erzeugt Gedanken um Gedanken, wenn auch der Ausdruck ihrer Philosopheme gerne symbolisch bleibt. So verdanken wir denn auch den Briefen und dem Tagebuch dieser Schriftstellerin einen reichen Schatz tiefer Äußerungen, ahnungsvoller und anregender Gedanken. Daß das edle Metall mit viel unreinen Stoffen und unächtem Glanze vermengt ist, geht aus der Grundrichtung nothwendig hervor. Wenn sich nun etwa in der Rahel mehr Erfahrung, Bildung, Charakter und philosophirende Intelligenz offenbart, so hat Bettine dagegen entschieden den Vorzug der poetischen Gabe. Ihr Styl wird von dem hellsten Mondschein geläuterter Romantik verschönt. Sie schreibt einfach, nachlässig schlicht; und doch ist Alles ein heller und schöner Fluß der Poesie. Ihre alltäglichsten Erlebnisse; was sie sieht und hört: Alles gewinnt in ihrer Darstellung einen poetischen Glanz; und nicht etwa durch angestrengte Schilderung, sondern durch innige Auffassung der poetischen Grundtöne, der höheren Situationen und Beziehungen, welche in allem prosaischen Wirrwarr verborgen liegen. Besonders aber dadurch wird ihr die ganze Welt so feierlich, daß sie alle ihre Ereignisse auf ihren vergötterten Göthe zu beziehen weiß. Bettinen's Poesie ist gewiß von so ächter und bedeutender Art, daß sie als Dichterin ohne Zweifel ihrem Helden in voller Ebenbürtigkeit gegenüber steht. Göthe übersetzt mitunter die schwärmerischen Ergüsse und Einfälle ihres Herzens in schöne Sonnette, welche er ihr zurücksendet; dem Leser aber kann dabei zu Muthe seyn, als wäre es eine Übersetzung aus der Sprache warmer Poesie in eine recht kühle Prosa. In der Hingebung des Gemüthes an das Ideale, und darum auch in der Poesie des Gemüthes konnte wohl auch der einseitig große Realist leicht hier von Bettine, so wie früher von Schiller übertroffen werden. Dadurch aber, daß er die Idealität des Realen erkannte, blieb ihm auch in seiner vor den „Müttern," den Principien erschaudernden Richtung ein guter Grund warmer Gemüthlichkeit gesichert. Bettine hat in dem klaren Spiegel ihrer poetischen Innigkeit eine Reihe von Gemälden bedeutender Personen, herrlicher Landschaften, großer Ereignisse aufgenommen, die wohl als feierliche Monumente noch zu der Nachwelt reden werden. So hat sie die Mutter

Göthe's und Beethoven, so den Rheingau, so den Freiheitskampf der Tyroler schlicht und ergreifend, mit den scharfen Strichen des Genies, mit den ächten Farben liebender Begeisterung gezeichnet. Dieser schöne, poetische Fluß ihres Werkes, mit so manchem hellen Spiegelbilde großartiger Erscheinungen, mit so manchem ächten Goldkorne naiver Weisheit, guter Ahnung, mit so mächtigen Wiederscheinen und Wunderklängen des Unendlichen, des Göttlichen in seinen Wellen — er hat uns vielfach erfreut, belehrt und erbaut, und darum um so mehr mit Wehmuth darüber erfüllt, daß er seinen Lauf genommen hat nicht nach Osten, sondern nach Westen.

Bevor wir aber dazu übergehen, von dieser traurigen Verkehrtheit des edlen, poesiereichen Lebens in das trostlose Wesen der Abgötterei zu reden, ist das bisher Gesagte durch Proben zu veranschaulichen.

Der tief dringende Geistesblick Bettinen's beurkundet sich an so vielen Stellen, daß man am leichtesten geht, wenn man sich auf ihre sämmtlichen Schriften beruft als auf den frischen Beleg ihrer genialen Kraft. Wir wollen jedoch ohne ängstliche Auswahl einige tiefsinnige Äußerungen derselben anführen: „Gestern Abend ging ich noch spät in der schönen, blühenden Lindenallee im Mondschein am Ufer des Rheins, da hörte ich's klappen, und sanft singen. Da saß vor ihrer Hütte unter dem blühenden Lindenbaum die Mutter von Zwillingen, eins hatte sie an der Brust, und das andere wiegte ihr Fuß im Takt, während sie ihr Lied sang; also im Keim, wo kaum die erste Lebensspur sich regt, da ist Musik schon die Pflegerin des Geistes, es summt in's Ohr, und dann schläft das Kind, die Töne sind die Gesellen seiner Träume, sie sind seine Mitwelt; es hat ja nichts — das Kind, ob es die Mutter auch wiege, es ist allein im Geist; aber die Töne dringen in es ein, und fesseln es an sich, wie die Erde das Leben der Pflanze an sich fesselt, und wenn Musik das Leben nicht hielt, so würde es erkalten" (Bd. 1. S. 268.). — „O glaub' gewiß, daß wahre Musik übermenschlich ist. Der Meister fordert das Unmögliche von den Geistern, die ihm unterworfen sind, — und siehe, es ist möglich, sie leisten es. — An Zauberei ist nicht zu zweifeln, nur muß man glauben, daß das Übermächtige auch im Reich der Übermacht geleistet werde, und daß das Höchste von der Ahnung, von dem Streben desjenigen abhänge, dem die Geister sich neigen. Wer das Göttliche will, dem werden sie Göttliches leisten. Was ist aber das Göttliche? — Das ewige Opfer des menschlichen Herzens an die Gottheit; — dies Opfer geht hier geistiger Weise vor; und wenn es der Meister auch läugnet, oder nicht ahndet — es ist doch wahr. Erfaßt er eine Melodie, so ahndet er schon ihre Vollkommenheit, und das Herz unterwirft sich einer strengen Prüfung, es läßt sich alles gefallen, um dem Göttlichen näher zu kommen; je höher es steigt, je seliger; und das ist das Verdienst des Meisters, daß er sich gefallen lasse, daß die Geister auf ihn ein eindringen, ihn nehmen, sein Ganzes vernichten, daß er ihnen gehorcht, das Höhere zu suchen unter ewigen Schmerzen der Begeisterung" (Bd. 1. S. 284.). — „Wenn der Same in die Erde kommt, wird er lebendig, und

dies Leben strebt in ein neues Reich, in die Luft. Wenn der Same nicht schon Leben in sich hatte, konnte es nicht in ihm geweckt werden, es ist Leben, was in's Leben übergeht. — Wenn der Mensch nicht schon Seligkeit in sich hätte, könnte er nicht selig werden. Der Keim zum Himmel liegt in der Brust, wie der Keim zur Blüthe im verschlossenen Samen liegt. — Die Seligkeit ist so gut ein Erblühen in einem höheren Element, wie jener Pflanze, die aus dem Samen durch die Erde in ein höheres Element, in die Luft geboren wird. Alles Leben wird durch ein höheres Element genährt, und wo es ihm entzogen ist, da stirbt es ab. Erkenntniß, Offenbarung ist Samen eines höheren Lebens, das irdische Leben ist der Boden, in dem er eingestreut ist, im Sterben bricht die ganze Saat an's Licht. Wachsen, blühen, Früchte tragen von dem Samen, den der Geist hier in uns gelegt hat, das ist das Leben nach dem Tode" (Bd. 3. S. 34.). (Fortsetzung folgt.)

Wie die Portugiesischen Juden Brüder Cappadose zu Amsterdam auf verschiedenen Wegen zu Christo kamen. Niedergeschrieben von dem einen noch lebenden Bruder, dem Arzt Dr. Cappadose. Für Christen und Juden. Aus dem Französischen übersetzt. Berlin 1838. Haupt-Verein für christliche Erbauungsschriften in den Preußischen Staaten. 56 S. 1½ Sgr.

(Schluß.)

Wenn nun aber das Volk der Urerwählung wieder berufen und gesammelt seyn wird aus den vier Winden, wohin es der Herr zerstreut, wenn es wieder suchen und finden wird seinen König David, dann wird Israel, wie es in der Vorzeit ein Prophetenvolk unter den Heiden war, ein strahlendes Licht mitten in der Dunkelheit und im Todesschatten, der das Angesicht der ganzen Erde bedeckte, auch in der christlichen Kirche sich als ein Mittelpunkt darstellen, und die Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn in den großen Entwickelungen seines Reiches auf Erden wird zum Theil an dieses Volk geknüpft und in seine leitende Hand gelegt seyn. Daß diese Weissagung des Wortes Gottes, für deren Erfüllung der bisherige Lauf der Weltgeschichte so wenig Hoffnung gegeben, doch nicht leer zum Herrn zurückkehren, sondern ausrichten soll, wozu er sie gesendet, dafür sind in unserer Zeit unserem Schwachglauben so manche Stützen und Unterpfänder geboten. Denn nicht nur zeigen die gegenwärtigen bedeutenden Leistungen der Söhne Israels in Kunst und Wissenschaft, daß die tausendjährige Geisteswurzel noch ihre alte Lebenskraft behalten und frische Zweige und Blüthen treibt: sondern auch bei denen, die der Heiland heut zu Tage als verlorene Schafe aus dem Hause Israel wiederum in seine treuen Hirtenarme faßt, die sich nicht in die Kirche Christi mit Gewalt eindrängen oder heimlich einschleichen, sondern denen der rechte Thürhüter die Thüre zum Schafstall aufthut, bei diesen kommt oft die eigenthümliche Frische, Lebendigkeit und Tiefe des Alttestamentlichen Glaubenslebens von Neuem zur Erscheinung. Mächtig bricht der Strom Jahrtausende lang zurückgedrängter Sehnsucht und wegen schwerer Verschuldung vom Herrn verschmähter Liebespein hervor, und in seinen stürmischen Wellen spiegelt sich die Gluth des Morgenlandes, aus seinen stilleren Seen schaut dessen sinnige Betrachtung hervor. — Ein Repräsentant dieser Auserwählten des Herrn ist uns nun der Dr. Cappadose, wie er uns in seiner mit ergreifender Wahrheit und erbaulicher Einfalt geschriebenen Selbstbiographie entgegentritt, welcher Schilderung durch den Bericht des Prediger Pettavel in Neuchatel, der noch im vorigen Jahre mit Cappadose in längerem persönlichen und brüderlichen Verkehr gestanden, und dessen jüngstvergangene äußere und innere Schicksale uns erzählt, ein bestätigendes Zeugniß beigefügt ist. Wir betrachten im vertrauungsvollen Hinblick auf die Verheißungen des Gottes Israels unseren Cappadose, so wie seinen mit ihm bekehrten Freund Dacosta und seinen durch ihn bekehrten Bruder, der ihm schon zu ihrem gemeinsamen Heilande, nachdem er von Ihm in seiner letzten Krankheit die Geistestaufe, wenn auch noch nicht von Menschenhänden die Wassertaufe empfangen hatte, mit den prophetischen Worten in die ewige Heimath vorangegangen ist: „Rufe die Mutter und die Schwester, denn jetzt geht's zum Sterben; aber ich glaube an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist, ich glaube an meinen Erlöser Jesum Christum; Er ist der Herr der Herren, der König aller Könige; Alle, Alle müssen zu Ihm kommen; Europa, Asien, Afrika und Amerika gehören Ihm; über die ganze Erde muß Er herrschen; und in der Synagoge lasset verkündigen, daß ich in Seinem Namen gestorben bin!" Diese Glaubenstrias und mit ihr alle unter dem Volke Israels, die den Herrn Jesum lieb haben, betrachten wir freudig und zuversichtlich als eine Erstlingsgarbe der reichen Erndte, zu der die Felder allmählig heranreifen. Unsere Leser durch einen gedrängten Auszug aus der oben angezeigten kleinen Schrift, mit den mancherlei interessanten Nationalzügen und Charakterschilderungen, welche sie enthält, den Erzählungen von ewiger Gnadenwahl und wunderbarer Berufung, von schwerer Prüfung und mächtiger Durchhülfe, von Anfechtung und Trost, die sie uns bietet, kurzum sie mit dem Bilde wie das dem Herrn zugewendete und von ihm abgekehrte Leben unter dem Volke Israel eigenthümlich sich gestaltet, bekannt zu machen, fühlen wir uns um so weniger aufgefordert, da eine dürre Skizze doch immer nur die äußere Neugierde befriedigen und die Bekanntschaft mit dem lebensvollen Inhalte des Schriftchens selbst nicht ersetzen könnte. Unser Zweck ist, durch diese Anzeige sie zu demselben hinzuleiten, und wir sind gewiß, daß Jeder, der sich durch unsere Aufforderung nicht von der Lesung desselben abgeschreckt, sondern zu ihr angetrieben fühlt, sie nur mit tiefer Erbauung und mit herzlichem Preise gegen den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, der auch heute noch, dadurch, daß er ihnen Samen erweckt, bekundet, daß Er nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott ist, aus den Händen legen wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 7. April. № 28.

Bettine.

(Fortsetzung.)

„Liebe ist immerdar erstgeboren, sie ist ewig ein einziger Moment, Zeit ist ihr nichts, sie ist nicht in der Zeit, da sie ewig ist; sie ist kurz die Liebe. Ewigkeit ist eine himmlische Kürze. Nichts Himmlisches geht vorüber, aber das Zeitliche geht vorüber am Himmlischen" (Bd. 3. S. 35.). — „Wir sprechen auch von der Schönheit: Schönheit ist, wenn der Leib von dem Geist, den er herbergt, ganz durchdrungen ist. Wenn das Licht des Geistes von dem Leib, den er durchdringt, ausströmt und seine Formen umkreist, das ist Schönheit. Dein Blick ist schön, weil er das Licht deines Geistes ausströmt und in diesem Lichte schwimmt. Der reine Geist bildet sich einen reinen Leib im Wort, das ist die Schönheit der Poesie. Dein Wort ist schön, weil der Geist, den es herbergt, hindurchdringt und es umströmt" (Bd. 3. S. 91.). „Wie soll ich's noch darlegen, daß dieses leise Schauern und Spielen der Lüfte, des Wassers, des Mondlichts mir wirklich Berührung mit der Geisterwelt ward? Wie Gott die Schöpfung dachte, da ward der einzige Gedanke: „„Es werde"" ein Baum, der alle Welten trägt, und sie reift. So ist auch dieser Hauch, dies Gelispel der Natur in nächtlicher Stille, ein leiser Geisterhauch, der den Geist weckt, und ihn besäet mit allen Gedanken, die ewig währen. — Ich sah ein Inneres in mir, ein Höheres, dem ich mich unterworfen fühlte, dem ich Alles opfern sollte, und wo ich's nicht that, da fühlte ich mich aus der Bahn der Erkenntniß herausgeworfen, und noch heute muß ich diese Macht anerkennen, sie spricht allen selbstischen Genuß ab, sie trennt von den Ansprüchen an das allgemeine Leben, und hebt über diese hinweg. Es ist sonderbar, daß das, was wir für uns selbst fordern, gewöhnlich auch das ist, was uns unserer Freiheit beraubt; wir wollen gebunden seyn mit Banden, die uns süß däuchten, und unserer Schwachheit eine Stütze, eine Versicherung sind; wir wollen getragen seyn, gehoben durch Anerkenntniß, durch Ruhm, und ahnden nicht, daß wir dieser Forderung das Ruhmwürdige, und die Nahrung des Höheren aufopfern; wir wollen geliebt seyn, wo wir Anregung zur Liebe haben, und erkennen's nicht, daß wir den liebenden Genius darum in uns verdrängen. Wo bleibt die Freiheit, wenn die Seele Bedürfnisse hat, und sie befriedigt wissen will durch äußere Vermittelung? — Was ist die Forderung, die wir außer uns machen anders, als der Beweis eines Mangels in uns? Und was bewirkt ihre Befriedigung, als nur die Beförderung dieser Schwäche, die Gebundenheit unserer Freiheit in dieser. Der Genius will, daß die Seele lieber entbehre, als daß sie von der Befriedigung eines Triebes, einer Neigung, eines Bedürfnisses abhänge. Wir alle sollen Könige seyn, und je widerspenstiger, je herrischer der Knecht in uns, je herrlicher wird sich die Herrscherwürde entfalten, je kühner und gewaltiger der Geist, der überwindet" (Bd. 3. S. 102 ff.).

Die Verfasserin redet ganz besonders dann geistreich, wenn sie ihre Naturgefühle, ihre Anschauungen schöner Naturscenen, und die religiösen Ahnungen, die sie aus dem Naturleben schöpft, verkündigt. Hier ist sie Meisterin sowohl in feiner, zarter Zeichnung als in dem lebhaftesten, frischesten Colorit, und eben sowohl in der symbolischen Deutung, wie im poetischen Ausmalen, und die Innigkeit des Herzens steht in Harmonie mit der Sinnigkeit des Geistes. „Ich hatte," so erzählt sie aus einer früheren Jugendzeit, „eine innere Welt, und geheime Fähigkeiten, Sinne, mit denen ich in ihr lebte; mein Auge sah deutlich große Erscheinungen, so wie ich es zumachte; ich sah die Himmelskugel, sie drehte sich vor mir in unermeßlicher Größe um, so daß ich ihre Gränze nicht sah, aber doch eine Empfindung von ihrer Rundung hatte; das Sternenheer zog auf dunklem Grund an mir vorüber, die Sterne tanzten in reinen, geistigen Figuren, die ich als Geist begriff; es stellten sich Monumente auf von Säulen und Gestalten, hinter denen die Sterne wegzogen; die Sterne tauchten unter in einem Meer von Farben; es blühten Blumen auf, sie wuchsen empor bis in die Höhe; ferne goldne Schatten deckten sie vor einem höheren weißen Licht, und so zog in dieser Innenwelt eine Erscheinung nach der anderen herauf; dabei fühlten meine Ohren ein feines silbernes Klingen, allmählig wurde es ein Schall, der größer war, und gewaltiger, je länger ich ihm lauschte, ich freute mich, denn es stärkte mich, es stärkte meinen Geist, diesen großen Ton in meinem Gehör zu beherbergen; öffnete ich die Augen, so war alles nichts" (Bd. 1. S. 84.). — „Diese Blumen in der Erde, sie schienen mir ewig an's Leben gebunden, es waren mehr, als ich zählen konnte; immer fing ich von vorne an; ich wollte kein Knöspchen überspringen; wie dufteten sie! Wie war ich demüthig vor dem Geist, den sie ausströmten! — Ich wußte ja noch wenig von Wald und Flur, und die erste Wiese, im Abendschein eine unendliche Fläche für's Kinderaug' mit goldenen Sternen übersäet; — ach wie hat Natur aus Liebe es dem Geist Gottes nachahmen wollen. — Und wie liebt er sie. — Wie neigt er sich herab zu ihr für diese Zärtlichkeit, ihm entgegen zu blühen! Wie hab' ich gewühlt im Gras, und hab' gesehen, wie eins neben dem anderen sich hervordrängt. Manches hätte ich vielleicht übersehen bei der Fülle, aber sein schöner Name hat mich mit ihm vertraut gemacht, und wer sie genannt hat, der muß sie geliebt und verstanden haben. Das kleine Schäfertäschchen z. B. — ich hätte es nicht

bemerkt, aber wie ich seinen Namen hörte, da fand ich's unter vielen heraus, ich mußte ein solches Täschchen öffnen, und fand es gefüllt mit Samenperlen. Ach alle Form enthält Geist und Leben, um sich auf die Ewigkeit zu vererben. Tanzen die Blumen nicht? — singen sie nicht? — schreiben sie nicht Geist in die Luft? — Malen sie nicht sich selbst ihr Innerstes in ihrem Bild?" (Bd. 1. S. 324.) „Alle sinnliche Natur wird Geist, aller Geist ist sinnliches Leben der Gottheit. — Augen, Ihr seht! — Ihr trinkt Licht, Farben und Formen! — O Augen, Ihr seyd genährt durch göttliche Weisheit, aber alles tragt Ihr der Liebe zu, Ihr Augen, daß die Abendsonne ihre Glorie über Euch spielen läßt, und der Wolkenhimmel eine heilige Farbenharmonie Euch lehrt, in die alles einstimmt: die fernen Höhen, die grüne Saat, der silberne Fluß, der schwarze Wald, der Nebelduft, das gibt Euch, Ihr Augen, die Mutter Natur zu trinken, wo der Geist den schönen Abend verlebt im Anschauen des Geliebten" (Bd. 3. S. 69.).

Die hohen Gaben der Verfasserin und ihre Äußerungen über die Schauer und Zeichen des Unendlichen in der Natur wie im Menschenleben, können dem sinnenden, ernsten Leser mannichfache Anregung zum Preise Gottes gewähren. Die Dichterin hat freilich die Absicht, all' ihren Weihrauch zum Preise Göthe's dampfen zu lassen. Und das ist der Hauptvorwurf, den man dem „Briefwechsel" zu machen hat. Der Briefwechsel und das Verhältniß, welches sich in demselben spiegelt, ist allerdings auch in Beziehung auf das christlich sittliche Dekorum, namentlich auf das heilige Recht der Ehe, von dem Vorwurfe des Anstößigen nicht frei zu sprechen. Wir müssen aber, nicht etwa um das Sündliche zu beschönigen, sondern um gegen die Billigkeit nicht zu sündigen, uns zuvörderst in der Zeit orientiren, worin der Briefwechsel entstand. Es war eine Zeit der Dissolution der christlich positiven Ordnungen, namentlich in der Sphäre des genialen und freieren Geisteslebens. Da steht uns nun Haman, der tiefernste, orthodoxe Christ mit seiner unkirchlichen Ehe als Wächter und Warnungszeichen da, daß wir die Eigenthümlichkeit jener Zeit nicht verkennen, und nicht etwa die Weltkinder derselben nach einem strengeren Maaßstabe richten, als nach welchem er selber zu beurtheilen ist. Er beschämt uns, wenn wir uns in unserem Urtheile über ein ähnliches Verhältniß bei irgend einem berühmten Weltkinde übereilt und übernommen haben; denn wo wollen wir nun mit dem ehrwürdigen und theuren Haman bleiben? Gibt ja doch der Christenglaube keine Privilegien in dieser Beziehung; sondern in ihm grade liegt die strengere und schärfere Verpflichtung; und wollten wir von dieser Norm in unserer Beurtheilung der Zeitverhältnisse abweichen, so würden wir den sittlichen Christenernst in ungerechtes Partheiwesen verkehren. Lassen wir darum den strengen Tadel sowohl auf dem Christen als auf dem Weltkinde haften, daß sie die kirchliche Ordnung, und in ihr auch den höheren Geist der religiösen Zucht betrübt haben. Aber wenn wir um deswillen den Christen nicht verurtheilen dürfen, so wird das Weltkind immer noch etwas leichter davon kommen müssen. Nun handelt sich's allerdings hier nicht von einer wilden Ehe;

aber doch von einem Liebesverhältniß neben der Ehe; es kommt also weniger die kirchliche als die christlich sittliche Ordnung in Betracht. Hier aber ist der Anstoß nicht ein grades Anprallen, sondern ein leises, feines Anstreifen, so fein, daß es sich vor dem sittlichen Urtheil seiner Zeit zu behaupten wußte. Der Briefwechsel hatte sogar seine Sanktion bei ehrbaren und bei hohen geistlichen Auctoritäten erlangt. Göthe's Mutter nennen wir zuerst; sie war die Vertraute Bettinen's, selbst die Vermittlerin ihrer Correspondenz. Bei ihr aber finden wir einmal den Frankfurter Pastor Hufnagel, wie er mit dem Lesen eines Briefes von Bettine an die Frau Rath, Göthe's Mutter, beschäftigt ist; es verlautet nichts davon, daß er die Äußerungen der Liebe Bettinen's einer pastoralen Kritik unterworfen hätte. „Da hat er gesessen," erzählt Frau Göthe, „mit seinem dicken Bauch im schwarzen Talar mit dem runden weißen Kragen in doppelten Falten, mit der runden Stutzperück und den Schnallenschuh auf Deiner Schawell, und hat den Brief gelesen, hätt's mein Sohn gesehen, er hätt gelacht" (Bd. 1. S. 42.). Diese Scene ließe sich in einem höchst charakteristischen und satyrischen Bilde darstellen, etwa mit dem Titel: Der moralische Nationalismus in verduzter Unterthänigkeit buchstabirend die Offenbarungen der jungen Weltreligion. Aber Bettine, als Katholikin, erfreute sich eines gültigeren und zugleich vornehmeren Ablasses, nämlich von Seiten des Fürsten Primas, ihres Oberhirten und Oberherrn. Der Primas erwähnte in Bettinen's Gegenwart einer Correspondenz mit der Bezeichnung, sie sey „ein Muster von feurigen Ausdrücken bei der höchsten Ehrerbietung." Nun erzählt die Schriftstellerin in einem Briefe an Göthe weiter: „Ich weiß nicht, was mich befiel bei dieser Rede, ich fühlte, daß ich roth ward, da hob er mir das Kinn in die Höhe und sagte: Was fehlt Ihnen denn, mein Kind, Sie schreiben wohl auch an Göthe? — Ja, sagte ich, unter der Obhut seiner Mutter. So, so, das ist ganz schön, kann denn die Mutter lesen? — Da mußte ich ungeheuer lachen, ich sagte: Wahrhaftig, Euer Hoheit haben's errathen; ich muß der Mutter alles vorlesen, und was sie nicht wissen soll, das übergeh' ich — Er brachte noch allerlei Scherzhaftes vor, und frug, ob ich Dich Du nenne, und was ich Dir alles schreibe? — ich sagte, des Rhythmus halber nenne ich Dich Du, und eben habe ich seine Dispensation einholen wollen, um schriftlich beichten zu dürfen, denn ich wolle Dir gern beichten; er lachte, er sprang auf (denn er ist sehr vif, und macht oft große Sätze), und sagte: Geist wie der Blitz! ja ich gebe Ihnen Dispensation und ihm — schreiben Sie es ihm ja, — geb' ich Macht, vollkommenen Ablaß zu ertheilen, und nun werden Sie doch mit mir zufrieden seyn? — Ich hatte große Lust, ihm zu sagen, daß ich nicht mehr zwölf Jahr, sondern schon eine Weile in's Blüthenalter der Empfindung eingerückt sey; aber da hielt mich etwas ab: bei seinen lustigen Sprüngen fiel ihm seine kleine geistliche violetsammt'ne Mütze vom Kopf; ich nahm sie auf, und weil mir ahndete, sie würde mir gut stehen, so setzte ich sie auf. Er betrachtete mich eine Weile, und sagte: Ein allerliebster kleiner Bischof! die ganze Klerisei würde hinter ihm

drein laufen, — und nun mochte ich ihm den Wahn nicht mehr benehmen, daß ich noch so jung sey, denn es kam mir vor, was ihn an einem Kinde erfreuen dürfe, das könne ihm bei einer verständigen Dame, wie ich doch eine seyn müßte, als höchst inconvenable erscheinen. Ich ließ es also dabei, und nahm die Sünde auf mich, ihm was weiß gemacht zu haben, indem ich mich dabei auf die Kraft des Ablasses verlasse, den er Dir übermacht."

Hier spricht sich die Ahnung, sogar das Bewußtseyn der Sünde deutlich genug aus; ja man bekommt hier Aufschluß über die Entstehung des Titels, welchen die Schriftstellerin der Correspondenz gegeben hat. Diesmal nämlich ist das ganze Publikum der Fürst Primas, dem sie was weiß zu machen gedenkt, indem sie von „Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde" redet. Das Kind ist nach ihrer eigenen Voraussetzung eine „verständige Dame im Blüthenalter der Empfindung." So ist also der Titel gewählt mit einer gewissen Ironie für die Eingeweihten, indem die Herausgeberin das Schicklichkeitsgefühl der Menge, oder auch sich selber in dem Urtheile dieser schonen will. Aber eben der Titel als Beschönigung verräth die Herzensverschuldung in dem durchgeführten Verhältnisse und Briefwechsel. Die geistreiche Frau hätte die sammtne Mütze des Fürsten Primas nicht aufzusetzen brauchen als eine Nebelkappe für ihr Gewissen, wenn sie den hellen, brennenden Strahl der Schönheit Göthe's so fromm wie den herrlichen Strahl der schönen Sonne in sich aufgenommen hätte. Wir können uns ein solches Verhältniß in mehrfacher Gestalt geweiht und vor dem Forum des christlichen Ernstes sanktionirt denken. Es mag erstlich ein Verhältniß der Geister seyn, die über das Geschlechtliche durch religiösen Ernst, oder wissenschaftlichen Eifer, oder durch das Verzehrende irgend einer großen Idee, oder durch das Alter hinaus sind, und die ein Gemeinsames zu verhandeln haben. Oder zweitens mag es auch ein Verhältniß der Freundschaft seyn, geheiligt durch ein reines Bestreben und Trachten. Diese Freundschaft möchte dann drittens selbst den Charakter der höheren, idealen Liebe annehmen können, sofern die Bürgschaft gegeben wäre durch Gottesfurcht und Glaubensernst, daß die Geschlechtslust selbst bis zum Begehren und Gelüsten ausgeschlossen bliebe. Wenigstens wird es schwer halten, die ideale Liebe von der Freundschaft genügend zu unterscheiden. Und könnte dies gelingen, so ist sie dennoch frei, sofern sie sich nicht gelüsten läßt. Der Strahl des Unendlichen in der Erscheinung einer Persönlichkeit, und seine unmittelbare Wirkung auf das Gemüth ist etwas religiös Thatsächliches, was durch fromme Scheu und christliches Ringen geläutert und in Erbauung verwandelt werden soll; so wie alles Leuchten der Creatur in dem feierlichen Schöpfungslichte. In diesem Sinne hat Schubert in seiner Reise durch das südliche Frankreich die Liebe Petrarka's mit großer christlicher Freiheit dargestellt als eine Sehnsucht nach dem Unendlichen, das ihm in der Erscheinung der Laura sein Herz bewegt. Er rühmt aber eben das an der Liebe Petrarka's, sie sey ideal gehalten und heilig geblieben, frei von geschlechtlichem Begehren des irdischen Besitzes. Ein solches Begehren

klingt nun leider in den vorliegenden Liebesäußerungen mannichfach durch; denn der Geist der Gottesfurcht und Buße behütete nicht die glühende Begeisterung der Dichterin für den Dichter vor den entweihenden Einflüssen leidenschaftlichen, irdischen Sehnens. Ein Lieblingsspiel der Sehnsucht ist hier der Kuß. Einmal ladet sie den Dichter ein, er möge sie im Rheingau besuchen, und ein Zimmer bewohnen neben dem ihrigen. Das ist das Äußerste; der dunkle Dämon des fleischlichen Begehrens zieht sich aber nach solchen flüchtigen Erscheinungen wieder in die Tiefe zurück; dagegen ist das Verhältniß in seinem Grundton, und namentlich nach seiner historischen Seite ehrbar und edel gehalten. Der alte Göthe beschwichtigte die Schwärmerei des Kindes überall, wo es nach seiner Meinung Noth that. Unstreitig ging er dabei dennoch über die Gränze des christlich Erlaubten ziemlich weit hinaus; nach dem inneren Eherecht in der Bergpredigt verschuldeten sich Beide. Aber die Gränze des äußerlich Sittlichen respektirte er mit großem Ernst. Bettine erinnert ihn an ein abendliches Zusammenseyn: „Du wendetest Dich nach mir, und sahst mich lange an, dann lehntest Du mich sanft aus Deinen Armen und sagtest: Ich will gehen, sieh, wie unsicher das Nachtlicht brennt, wie beweglich die Flamme an der Decke spielt, grade so unsicher brennt eine Flamme in meiner Brust, ich bin ihrer nicht gewiß, ob sie nicht auflodere, und Dich und mich verzehre. Du drücktest meine Hände, Du gingst, ohne mich zu küssen" (Bd. 3. S 216.). Hier erscheint Göthe in seiner ganzen edlen aber ungeheiligten Art. Kein Verführer, wie sich Manche ihn denken, aber auch kein Seelenführer, wie ihn Manche rühmen möchten. Welch eine klägliche Defensive gegen die Thatsünde treibt die Liebenden auseinander, während sie innerlich nicht ohne Schlappe geblieben sind. An eine Offensive im Geiste ist da nicht zu denken. Der Grundfehler in dem Zusammenseyn ist die Liebelei, das Vergöttern und Haften an der Erscheinung, der Mangel an einer weihenden, den äußeren Menschen läuternden, leuchtenden Idee des Reiches Gottes. Wenn die Priszilla lernend zu den Füßen des Apostels Paulus saß, so wagten es wohl die bösen Geister nicht, sich auch nur mit einem Rauschen ihrer Flügel in das heilige Gespräch zu mischen; denn was vom Geist geboren wird, das ist Geist; da war die Erscheinung durch das Kreuzeszeichen geweiht, und die irdische Sittsamkeit war im Herzen und Verhalten versiegelt durch den Geist der himmlischen Sitte. Eine solche Versiegelung fehlte hier. Bedenken wir aber, daß wir es hier mit Weltkindern zu thun haben, so ist auch Bettinen's Liebe in ihren Äußerungen, was den Grundton anlangt, recht ideal gehalten. Jedenfalls geht ihr Verhältniß zu Göthe nicht von geschlechtlichem Begehren aus. Der Grundton ist: Verehrung seiner ausgezeichnet schönen Erscheinung, seines berühmten und gefeierten Wesens. Der Ruhm seines Namens, seiner Poesie und Gestalt hat früh ihr Herz ergriffen selbst im Durchschein durch die tadelnden Äußerungen ihrer Umgebung über Göthe; ja vielleicht hat dieser Durchschein grade bei dem originalen Trotzköpfchen die Ergriffenheit gesteigert. Sie verehrt ihn um so mehr, da seine Lieder in ihrem reinen und bedeutenden Styl

grade das Eigene ihres Gemüthes auf's Tiefste ansprechen; um so mehr, da er ein berühmter Priester der Natur ist, deren Schauer, Bilder und Zeichen ihr Herz so mächtig ansprechen. Seitdem sie ihn nun gesehen hat, den Blitz in seinem Auge, das feierliche und nachlässig Vornehme in seinem Wesen, mit einem Worte, die Poesie seiner Erscheinung, seitdem liebt sie ihn. Und diese Liebe ist wilde und tiefe Schwärmerei, seitdem sie den Wilhelm Meister gelesen hat, und Göthe's wahrhafte Mignon seyn möchte. Nun spielt alles ineinander: religiöse Ahnung und Sehnsucht, begeisterte Verehrung, tropisch glühende Gemüthsentfaltung, genialer Ehrgeiz, jungfräuliche Liebe, und sinnliches Gelüsten. Die Regungen der letzteren Art glauben wir jedoch durchaus als sekondäre Empfindungen betrachten zu dürfen, so wie eine verwandte Saite mit der tönenden anklingt; es ist gleichsam das Echo ihrer liebenden Verehrung Göthe's in ihrer Weiblichkeit, in ihrem Blute. Darum fallen auch diese sekondären Empfindungen größtentheils in die Kategorie der verborgenen Fehler, die uns weiter nicht angehen würden, sofern sie sich nicht selber verrathen hätten, und eine Beurtheilung heischten. Über diesen Punkt richtet die Schriftstellerin sich selbst in einem Briefe an Göthe aus der späteren Zeit. „Ich fühl' es jetzt wohl," schreibt sie an Göthe, „daß es nicht leicht war, mich in meiner Leidenschaftlichkeit zu ertragen, ja ich ertrage mich selbst nicht, und mit Schauder wende ich mich von all den Schmerzen, die die Betrachtung in mir aufwühlt" (Bd. 2. S. 300.).

Wir kommen also auf den Hauptvorwurf wieder zurück, der diesem Briefwechsel so wie der Herzensgeschichte in ihm nach unserer Überzeugung zu machen ist, wie wir ihn oben schon ausgesprochen haben. Es ist nur anzudeuten, wie die Dichterin ihren Gefeierten vergöttert, da das Buch diese Eigenheit nicht verhehlt, und uns einen umständlichen Beweis nicht auferlegt. Die Abgötterei geht hier wie überall aus von der Ahnung des Göttlichen, das durch die Creatur durchscheint, besonders aber in einer genialen Persönlichkeit seine schöpferische Fülle an den Tag legt; indem nämlich diese Ahnung, durch irdischen Sinn verunreinigt, und vor ihrem getrübten Blicke dann das Göttliche und Creatürliche vermischt wird. So schreibt Bettine: „Hab ich je Andacht empfunden, so war's an Deiner Brust, Freund! — Tempelduft, den Deine Lippen hauchen, Geist Gottes, den Deine Augen predigen, es strömt von Dir aus eine begeisternde Macht, Deine Gewande, Dein Antlitz, Dein Geist, alles strömt eine Heiligung aus. O Du! — Deine Knice fest an meine Brust drückend frag ich nicht mehr, was das für eine Seligkeit seyn möge, die im Himmel dem Frommen bereitet ist. — Gott von Angesicht zu Angesicht schauen — wie oft hab' ich mit geschloßnen Augen Deiner Nähe mich gefreut. Vielleicht dringt Gott durch den Geliebten in unser Herz, — ja Geliebter, was haben wir im Herzen, als nur Gott? — Und wenn wir ihn da nicht empfänden, wie und wo sollten wir seine Spur suchen?" (Bd. 3. S. 86.) Diese irreleitende, verderbliche Vermischung spricht Bettine theoretisch aus mit den Worten: „Gott ist Mensch geworden in dem Geliebten, in welcher Gestalt Du auch liebst." — Wir sehen, wie sie auf diesen antichristlichen Gedanken gekommen ist durch eine tiefe Idee, die sie nicht rein entwickelt hat, indem sie hinzusetzt: „es ist das Ideal Deiner eigenen höheren Natur, was Du im Geliebten berührst" (Bd. 3. S. 106.). Allmählig läßt sie dann auch die Unterscheidung zwischen dem leuchtenden Schöpfungszeichen in dem Geliebten, und seiner Erscheinung fallen. Das Tempelbild hört auf ihr ein Symbol zu seyn, und wird ihr Götze. Sie faßt sich ein Herz zu schreiben: „Ach ich will dem Götzendienst abschwören! von Dir spreche ich nicht, denn welcher Prophet sagt, daß Du kein Gott seyst?" (Bd. 3. S. 148.) Da er ihr Gott ist, so ist es nicht zu verwundern, wenn sie ihn anbetet. „O, verlasse mich nicht," ruft sie ihn an, „sey mir nur so weit willig gesinnt, wie der Thau den Blumen gesinnt ist; Morgens weckt er sie, und nährt sie, und Abends reinigt er sie vom Staub, und kühlt sie von der Hitze des Tages. So mache Du es auch, wecke und nähre meine Begeisterung in der Frühe, und kühle meine Gluth, und reinige sie von Sünden am Abend" (Bd. 3. S. 80.). Dies ist eine flehende Bitte, während die folgenden Worte als ein Lobgebet können betrachtet werden: „Während ich sorge um jeden Augenblick der Gegenwart, geht eine Kraft von Dir aus des Segens, die da reicht über alle Vernunft, und über alle Welt" (Bd. 3. S. 120.). Einmal spricht die Dichterin selber die Mahnung ihres Gewissens aus, die Bande dieser verderblichen Abgötterei zu zerreißen, mit einem recht bezeichnenden Worte: „Manchmal hab ich den Trieb, mich von Dir, wie ich Dich sinnlich erkenne, abzuwenden, und an das göttliche Geheimniß Deines Daseyns zu appelliren." O hätte sie das früh und entschieden gethan, so wäre sie von dem Geschöpf zum Schöpfer gekommen, und hätte dann im Lichte des Schöpfers diesen Götzendienst mit einer durch die Sünde verdunkelten, hohen Menschengestalt aufgegeben, um den wahrhaft Schönsten der Menschenkinder anzubeten, der den Herzen, welche ihm huldigen, nicht wie eine egoistisch dunkle Selbstheit die Sonne alles Lebens verdeckt, sondern der ihnen als der wahrhaft und ganz Durchlauchtige, Durchleuchtete (als persona in reiner Vollendung), als der volle Abglanz und Charakter der Herrlichkeit Gottes die ewige Sonne der Gottheit offenbart; der die Seelen zum Vater zieht, wie sie der Vater ziehen will zu ihm durch alle lockenden Scheine des Schönen, des Wahren und Guten in aller Welt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Debmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 11. April. № 29.

Bettine.

(Schluß.)

Die Anbetung der Heiligen ist freilich in der Katholischen Kirche nichts Neues, und wir müssen uns daran erinnern, daß Bettine ein Kind dieser Kirche ist. Sie ist als Kind in der Pflege eines Klosters aufgewachsen, und hat es also frühe gelernt, wie man den himmlischen Geistern Weihrauch opfert. Aber der Klosterglaube hat ihr nichts Lebendiges und Herzgewinnendes zu geben vermocht; das geht deutlich hervor aus der heiter ironischen Art, mit welcher sie klösterliches Leben, Processionen und dergleichen zu schildern weiß. Darum grade hat sich ihre ganze, mächtige religiöse Sehnsucht, unbefriedigt durch den Kultus ihrer Kirche, hineingestürzt in die lebensfrische Verehrung, welche ihr Herz dem gefeierten Göthe weihete, so wie ein Bergstrom in seinem Anschwellen ein altes, seichtes, schlammiges Bett verlassen mag, um seitwärts in grüne, lockende Niederungen hineinzustürzen. Freilich einen wunderlichen Heiligen hat Bettine sich erwählt; einen Heiligen, den die Kirche Roms noch keineswegs selig gesprochen hat. Der negative Protestant könnte stolz seyn auf das merkwürdige Phänomen, daß die geistreichste, klösterlich gebildete Katholikin unserer Zeit ihre Kniee beugt im Namen eines protestantischen Kirchkindes, welches nicht einmal ein fleißiger Hörer der Predigten seines Pfarrgeistlichen Nöhr gewesen seyn soll. Läßt dieser Umstand nicht auf ein außerordentliches Übergewicht schließen? Ergeht es nicht den glänzenden Söhnen der protestantischen Geistesbildung im Andrang solcher Huldigungen wie es dem Paulus und Barnabas — nach Act. 14. — zu Lystra erging? „Da aber das Volk sahe, was Paulus gethan hatte, hoben sie ihre Stimme auf, und sprachen auf Lykaonisch: Die Götter sind den Menschen gleich geworden, und zu uns hernieder gekommen. — — Der Priester aber brachte Ochsen und Kränze, und wollte opfern, sammt dem Volk. Da das die Apostel Barnabas und Paulus höreten, zerrissen sie ihre Kleider, und sprangen unter das Volk, schrieen und sprachen: Ihr Männer, was macht ihr da? Wir sind auch sterbliche Menschen, gleichwie ihr, und predigen euch das Evangelium, daß ihr euch bekehren sollt von diesen falschen zu dem lebendigen Gott." — So lebhaft hat Göthe gegen die hochpoetischen „Farren der Lippen" und gegen die Opferkränze seiner Verehrerin nicht protestirt. Einmal ermuntert er sie, sie möge ihm Folianten schreiben, es werde ihm nicht zu viel. Wohl aber trauert der christliche Gedanke über dieses ärgerliche Lykaonische Schauspiel. Welch ein Segen für diese Zeit hätte darauf ruhen können, wenn diese beiden Geister nicht in egoistisch prunkendem Götterliebeln, sondern in inniger Hingebung an den wahren Herrn und Gott im Reiche aller Schönheit und Güte als potenzirte Fenelon's und Guyon's unserer Zeit, frei von klösterlichem Wahne die frohe Botschaft des einzigen und ewigen Heiles verkündigt hätten. Aber dieser Schaden hat den erhabenen und reichen Herrn der Kirche nicht in Verlegenheit gesetzt; sein Geist ist so übermächtig, daß er sich auch mit den Kleinen, als dienenden Werkzeugen, zu behelfen weiß. Doch auch für die Dichterin selbst ist dieser verlorene Kultus zu bedauern; das Idol hat ihr keinen Frieden gegeben; denn das Idole ist das Eitle; das Edle, durch Anbetung eitel gemachte; Idolisiren heißt also vereiteln.

Die betrübten Folgen der Idololatrie zeigen sich auch in unserem Briefwechsel und seinem Anhange. Die Dichterin findet an dem Altare, den sie Göthe'n erbaut hat, keinen Frieden. Der Schmerzensruf einer heißen, ungestillten Sehnsucht tönt durch ihre Schriften hindurch. Und wenn ihre Sehnsucht den äußersten Grad erreicht, grade dann wird die Verehrung zur sinnlich lodernden Flamme des sträflichen Begehrens. Schade um die tiefen Seufzer, die auf diesem Wege der Selbsttäuschung sich verloren haben in die Lüfte. Wie könnte es aber anders seyn? Der Abgott führt die Seele ab, oder hält sie ab von Gott. So kommt sie nicht auf den Friedensgrund, zu der seligen Sabbathfeier, welche allen erschaffenen Geistern in Gott, und nur in ihm bereitet ist. Aber das Loos ewiger Unruhe ist nicht ihr einziger Schaden. Sie verlernt die Menschenliebe, und verliert sie in ihrer abgöttischen Verehrung des Einen. Die anderen Menschen sind ihr alle zu schlecht, als daß sie ihnen warme Herzenstheilnahme widmen sollte. Wir sind weit entfernt davon, dem Herzen der Dichterin diesen Vorwurf zu machen. Ein hoher Grad von Menschenfreundlichkeit und leutseligem Wesen spiegelt sich in ihren Blättern. Aber insofern ist auch ihr Herz inconsequent auf die lieblichste Weise. Dann aber, wenn sie die Theorie ihrer Verehrung für Göthe einigermaßen angibt, blickt die Verachtung der übrigen Menschen durch. Einmal sagt sie bei einer gewissen Gelegenheit: ich blickte die Menschheit über die Achsel an. Damals that sie es wegen ihrer eigenen, hohen Einfälle — geschweige denn, wenn Göthe vor ihrer Seele stand. Und so mußte ihr ja die Menschheit verdunkelt werden durch den Aufwand von Lichtglanz, den ihr Herz dem Einen schenkte, weil sie in ihm nicht das allgemein Menschliche liebte, oder königliche Herzenseigenschaften der Liebe und Frömmigkeit, welche allen Menschen eigen seyn können, sondern die besonderste Qualität genialer Erscheinung in ihrer egoistisch isolirten Erhabenheit über die Menschenmenge. Wie so ganz anders ist es mit der Verehrung und Anbetung Christi. Er ist von der Gottheit durchleuchtet; wer sich an ihn dahingibt, fällt in den Schoß des Vaters, weil er in des Vaters Schoße ist. Wer sich aus aller Welt zurück-

zieht, um ihm liebend anzuhangen, den nimmt er grade wieder mit auf seinen Liebeswegen in alle Welt. In seiner Liebe wurzelt die Bruderliebe, denn sie hangen mit an ihm, und sein Bild fängt an in ihnen zu erglänzen; eben so die allgemeine Menschenliebe; denn alle Menschen haben im innersten Wesen, in ihren Anlagen die Grundzüge zu seinem Bilde, und zum Bilde Gottes; er ist für sie gestorben, und will in ihnen aufgesucht, aufgeweckt, gespeist und beherbergt werden. Eine solche Persona (nach Göschel's Etymologie), durch welche alles Göttliche und Menschliche mit reinem und hellem Klange durchtönt, ist eben Göthe nicht von weitem; obwohl wir ihm damit eine edle Persönlichkeit nicht absprechen. Die Priesterin will mit ihrem Gott allein seyn, wo dann die Anderen bleiben, das gilt ihr gleich. Daher kennt sie auch so gar nicht den Trieb der Proselytenmacherei; es ist ihr sehr ärgerlich, wenn eine große Gemeinde mit ihr das Fest halten will. Wie so ganz anders sind die Heiligenanbeter sonst dafür importirt, Proselyten zu machen, und Görres sogar dafür, daß die Wundermedaille von den Münsterländern getragen werde.*) Und doch hätte Bettine schon ganz andere Ansprüche mit ihrem wunderbaren Sänger machen können, wie Görres mit seinem Fetisch von Wundermedaille. Allein da ist eben der Block der Idololatrie bei ihr durchsprengt von der Eifersucht der Liebe. Schwerlich aber kann es auch Vergötterung in reiner Masse und Form geben. Jede Idololatrie ist durchsprengt von den Willkührlichkeiten der Selbstsucht, denn sie nimmt ja die Seele des Vergötterers nicht ganz gefangen, sie wird nicht zur Hingebung, sie hat keine Kraft der Heiligung. So wird auch Bettine nicht von ihrem selbstischen Wesen befreit durch die Verehrung Göthe's. Sie hadert vielfältig mit ihrem Gott, so wie der Spanier hadert mit seiner Madonna, wenn sie ihn verlieren läßt im Kartenspiel. Rührend aber ist die erhabene Inconsequenz dieses Kindes da, wo es seinen Angebeteten bekehren will, und um ihn bekümmert ist, es möchte doch etwas daran seyn, weß ihn die Leute beschuldigen, daß er keine Religion habe, und sich vor dem Tode fürchte (s. Bd. 1. S. 320—21.). Bei einer solchen Selbstständigkeit einerseits, und Leidenschaftlichkeit andererseits war denn auch der Verfall dieses Kultus nicht zu verwundern. Die Selbstsucht war immer mit im Spiele gewesen, wie z. B. die folgende Stelle zeigt: „Sag! ist dies Leidenschaft, was ich Dir hier vorbete? — O sag's doch; wenn's wahr wäre, wenn ich geboren wär, in Leidenschaft zu verflammen, wenn ich die hohe Ceder wär auf dem die Welt überragenden Libanon, angezündet zum Opfer Deinem Genius, und verduften könnte in Wohlgerüchen, daß Jeder Deinen Geist einsöge durch mich — — und so ist es auch" (Bd. 1. S. 271.). Nach langer Trennung kehrt Bettine wieder in einigen Briefen zu Göthe zurück. Diese Wehmuth spricht sich aus in diesen Blättern. Wir glauben auch, daß das Verhältniß der Beiden einen ewigen, geschwisterlichen Bestand hat im Geisterreiche, der mit gerettet wird, wenn sie selber gerettet werden. In einem dieser Briefe sagt sie (Bd. 2. S. 302.): „Den Tag, an dem ich dies geschrieben, ging das

*) S. den Athanasius, die letzte Seite.

Komödienhaus in Brand, ich ging nach dem Platz, wo Tausende mit mir dies unerhörte Schauspiel genossen, u. s. w. In dieser anderen Welt, in der ich nun stand, dachte ich an Dich, den ich schon so lange verlassen hatte, Deine Lieder, die ich lange nicht gesungen hatte, zuckten auf meinen Lippen, ich allein vielleicht unter den Tausenden, die da standen, die schauderten, die jammerten, ich allein fühlte in seliger, einsamer Begeisterung, wie feuerfest Du bist — ein Räthsel hatte sich gelöst, deutlicher und besser konnte der Schmerz, der oft in früheren Zeiten in meiner Brust wühlte, nicht erläutert werden, ja es war gut, mit diesem Hause brannte ein dumpfes Gebäude nieder, frei und licht ward's in meiner Seele, und die Vaterlandsluft wehte mich an." — Gewiß, hier hat Bettine eine undeutliche Ahnung empfunden von der seligmachenden Kraft des Kreuzes. Wäre sie nur dieser lockenden Spur des leuchtenden Symbols gefolgt. Ja, das Komödienhaus der vielvergötterten, und dadurch vielvereiteltes Erscheinungen muß niederbrennen, wenn der Geist wieder zu sich selber kommen soll und zu seinem Gott, das außergöttlich in egoistischem Wesen erstarrte und trostlose Leben muß in seinem Eigenwillen von dem Walten Gottes scharf durchkreuzt werden, und sich vernichten lassen, um seinem Urgrunde in seliger Ahnung der Auferstehung zuzustürzen, um in seinem Gott neue Lebensfülle zu gewinnen. So hat Christus für unsere Schuld in der Welt- und Selbstvergötterung den Kreuzestod erduldet, und in der ganzen Erscheinungswelt durch Schimpf und Angst und Todesschmerz vernichtet seinen Geist befohlen in des Vaters Hände. Und so sind auch wir als Christen durch die Taufe mit ihm begraben in den Tod, auf daß, gleich wie Christus ist auferwecket von den Todten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. Und das ist das ewige Übergewicht der Evangelischen Kirche über die Römische, daß die erstere dem Geistesgrunde zugewendet bleibt, und sich stets erholt in dem tiefen Quell des Lebens Christi; während die andere in frühreifer, übereilter Erscheinungsfülle, die vielfach des Geistes ermangelt, sich selbst bespiegelt, und darum einem ernsten Gerichte entgegensieht. Aus dem geistlebendigen Grunde des christlichen Glaubens geht der „inwendige" Schmuck, die wahrhaftige Erscheinungsfülle der Kirche allmählig hervor, und am Ende der Tage steht so die Braut Christi da in ihrem vollen Schmucke; Braut, weil sich in ihrer Schönheit und äußeren Anmuth und Pracht die Liebe, Treue und Geistigkeit ihres inneren Wesens spiegelt. Wo aber in der äußeren Kirche die kirchliche Scheingestalt des vollendeten Christenlebens, z. B. der heiligen Lobgesänge auf Wegen und Stegen, des Geistes und der Wahrheit ermangelt, da zeigt sich das buhlerische, mit der Schminke äußerlich aufgetragener Schaustücke kokettirende Weib in falschem Weltfrieden und Weltgepränge. Es muß eben alles mit Feuer gesalzen werden. Hätte Bettine ihr Herzensidol von Göthe und sich selber mit hineingeworfen in das Feuer der Buße über ein vielveridolisirtes, vereiteltes Leben, so hätte sie die Feuerfestigkeit ihres besseren Theils in der Gnade erfahren, und nicht bloß in symbolischer Ahnung hätte die Vaterlandsluft sie angeweht. Aber die alte Weise anzubeten tritt wieder vor. Bei der

Nachricht von Göthe's Tode richtet sie die Worte an ihn: „aufgefahren gen Himmel! Die Welt leer, die Tristen öde, denn gewiß ist's, daß Dein Fuß hier nicht mehr wandert. — — Ich hab' Vertrauen, daß Du mich hörst, daß mein Ruf aufwärts gehe zu Dir. — — Herr! der mich hört, dem ich vertraue, daß er mich höre: gib Antwort" (Bd. 3. S. 206.). Also die Himmelfahrt. Sehen wir uns nun um nach einem nachfolgenden Pfingsten! „Und Du" — ruft sie später aus — „nicht auf Erden, jenseits! wo ich Dich nicht mehr erreiche. — Ja Thränen! — alles umsonst!" (Bd. 3. S. 215.) Später scheint sie glücklicher zu seyn. „O Herrlicher, noch einmal knie ich hier zu Deinen Füßen, ich weiß, Deine Lippen träufeln Thau auf mich herab aus den Wolken, ich fühle mich wie belastet mit Früchten der Seligkeit, die all Dein Feuergeist in mir gezeitigt, ja ich fühl's, Du siehst auf mich herab aus himmlischen Höhen, lasse mich bewußtlos seyn, denn ich vertrag's nicht, Du hast mich aus den Angeln gehoben, wo steh ich fest? der Boden schwankt, schweben soll ich fortan." — Wie feierlich hört sich der Klang dieser Empfindungsseligkeit an! Wo ist nun aber ihre Beglaubigung, ihr Segen für die Welt? Welche Mission hat nun die Begeisterte? „Keinen kenne ich mehr, keine Neigung, keinen Zweck, als nur schlafen, schlafen auf Wolken gebettet an den Stufen Deines himmlischen Thrones" (Bd. 3. S. 222.). Das ist das quietistische Apostolat, was sie beseligt: schlafen, schlafen; die Welt wird also höchstens Träume gewinnen von der Jüngerin dieses gen Himmel Gefahrenen, Träume, Träume, kein Heil; ahnungsreiche Träume, erbaulich für den vorsichtig, christlich Prüfenden, irre, verlockende Träume, gefährlich für Viele.

Durch die Dedikation ist die Verfasserin mittelbar in intime Beziehungen zu dem Pascha von Ägypten gekommen, indem sie einem warmen, ja begeisterten Verehrer desselben das Werk gewidmet. Denken wir uns aber die Deutsche Hellseherin, die den Harmonikaton der Welten in ihrem Sphärenlaufe in ihre Seele hat tönen hören, die das Duften des Geistes aus den Blumen vernommen hat, das geniale Deutsche Kind, die Dichterin, welche die Noth der Tyroler Freiheitshelden, und alle Zartheit der Liebe poetisch gefühlt — denken wir uns diese durch das Verhängniß des Weltlaufs im Alter in wahlverwandtschaftliche Beziehungen gesetzt zu dem schlauen, menschenpressenden Rebell-Despoten Mehemed Ali, so mögen wir wohl ausrufen: Sic transit gloria mundi!

Das Werk mag wohl als ein schlimmes Vorzeichen betrachtet werden können, wie die Welt- und Menschenvergötterung, namentlich die Anbetung der Genies, noch überhand nehmen könne und werde. Es ist aber auch wohl ein gutes Vorzeichen davon, wie das religiöse Bedürfniß sich abwendet von dem Todten, von starren Heiligenbildern und Ceremonien, und sich hinwendet zum Lebendigen, zu solchen Erscheinungen, in denen höhere Lebenskräfte, an den Urquell mächtig mahnend, hervortreten. In dieser Beziehung scheint nun unser Geschlecht Christo näher zu kommen, nämlich seiner Erscheinung und Wallfahrt im Fleische; in einer anderen Beziehung aber kommt es weiter von ihm ab. Sind wir nicht durch tiefen Sinn für das Sinnvolle der Erscheinung vorbereitet, uns die Erscheinung Christi, als des Schönsten unter den Menschenkindern, in immer klareren Bildern zu denken? Und wir haben nicht bloß die Idee, wie der ideal vollendete Menschensohn so feierlich, geistig, verschwiegen schön, so geistumschwebt müsse gewesen seyn; wir haben auch bestimmte, einzelne Andeutungen. Wie stark und erhaben muß die Gestalt des hohen Bergpredigers gewesen seyn, der im Vaterhause auf die Gipfel der Berge stieg, wie wir in die oberen Gemächer unserer Hütten; wie leicht und schwebend sein Gang, da er wie geflügelt über die Höhen und über die Wogen wandelte! Wie mächtig und strahlend muß der Blick seines Auges gewesen seyn, da er oft mit einem einzigen Blick Menschen richtete oder Menschen rettete; welch ein Silberklang muß in seiner Stimme gelegen haben, da die Verwunderung überall nicht bloß seiner gewaltigen Predigt gezollt wird, sondern auch den holdseligen Worten, die aus seinem Munde gehen! Etwas ganz eigen Feierliches und Majestätisches muß in seinen Bewegungen gelegen haben, denn einst, da ihn die Menge umdrängte, ihn in einen Felsenabgrund zu werfen: da ging er mitten durch sie hindurch. Und welche Sonnenlichter der Liebe, des Erbarmens, der Leutseligkeit müssen durch sein Angesicht gespielt, wie muß immer die Majestät und oft die Wolke des heiligsten Ernstes und Zornes auf seiner Stirne gethront haben, da die Fülle des göttlichen Geistes in ihm war! Warum aber ist dieser göttliche Glanz der Erscheinung der damaligen Zeit nicht frappanter aufgefallen, so daß uns genaue Darstellungen davon überliefert sind? Die Schönheit Christi war eben durch ihren Adel, ihre göttliche Reinheit so erhaben über die gemeinen Vorstellungen vom Schönen, daß sie wie ein offenbares Geheimniß am hellen Tage dahinschwebte, und nur die Besseren und Reineren im tiefsten Gefühl wohlthuend und hinreißend ergriff. Kann es nicht selbst den immer viel niedriger stehenden Bildern hoher Meister so ergehen, daß sie von einem ganzen Zeitalter verkannt bleiben? Aber nicht bloß für die Bedeutsamkeit der menschlichen Erscheinung ist uns der Sinn geweckt, sondern auch für die Stimmen und Zeichen der Natur, und für das höhere Leben in der Natur. Wie aber hat der Geist Christi auch in diesem Punkte alle Zeiten und alle Geister so weit überflügelt! Wie er der Natur in's Angesicht geschaut, wie er mit ihr gefeiert, wie sie mit ihm getrauert, wie er ihre Zeichensprache in seinen Gleichnissen gedeutet, und ihre verborgenen Segensquellen eröffnet, wie er in ihr die Luft des Vaterlandes, ja des Vaterhauses geathmet und das Wirken des Vaters überall gesehen als Belebung zu seinem Wirken, davon zeugen die Evangelien überall. Fassen wir sein Wandeln durch die Natur besonders in's Auge. Man hat es dem Griechischen Philosophen als ein Merkmal der Geistesfrische angerechnet, daß er als Peripatetiker mit seinen Schülern auf und ab gegangen in der Halle. Wie viel erhabenere Peripatetiker waren die Jünger Jesu unter der Führung ihres Meisters, der umherging und lehrte, und Allen wohl that! Rousseau weckte den Sinn für das sinnige Wandeln durch die Natur, Göthe fühlte sich selber in seiner tapfern Harzreise; er ließ seinen Faust Ferien des Geistes halten in Wäldern und Höhlen, der Manfred des Byron kokettirt mit

den Schrecknissen und Reizen erhabener Bergnatur, und den Napoleon denken sich poetische Verehrer gerne, wie er in der Mitternacht dasteht auf der hohen Felsenwand von St. Helena, seine Arme über die Brust geschlagen, hinausblickend in die Finsternisse und Stürme des Atlantischen Meeres, nach Osten, nach dem Grabe seiner Kaiserlichen Größe. Dieses Umherwandeln in der Natur, und dieses Leben mit ihr hat Bettine besonders innig als etwas Schönes aufgefaßt; es ist ihr Herzenssache, die sie ausübt, und poetisch ausschmückt. Es ist ein Kultus und Ruhm des genialen Geistes in unserer Zeit. Aber was ihm nur selten gelingt, nur in Aufschwüngen, nur in poetischer Ausschmückung, nur mit Selbstbespiegelung, das ist blanke Wirklichkeit in dem Leben unseres Herrn, hohe vollendete Praxis und Meisterschaft, ein Adlerflug seines Wesens um die Schöpfungshöhen, der all diese schüchternen Erstlingsflüge des modernen, religiösen Geistes entschieden niederblitzt. Er stand in den Mitternächten auf den Bergen; aber nicht mit dem tragischen Trotz der Selbstsucht finster blickend in die Ferne, sondern in hohenpriesterlicher Wehmuth, die Hände in der Fürbitte zum Vater erhebend für die Niederungen der Erde, für die tief gefallene Menschenwelt. Schleiermacher meint bei einer Gelegenheit, Jesus habe eine Nacht auf dem Berge zugebracht, weil eben in der Herberge grade der Raum gemangelt habe, und die Nacht eine laue Sommernacht gewesen sey. Aber dabei hat er den ächt poetischen und dennoch wirklichen Grundtypus des Lebens Jesu entschieden verkannt; hohe durchgehende Geistesfeier seines ganzen Wesens in der Schöpfung vor dem Angesichte seines Vaters. Wenn erst das Leben Jesu aus dem Morgennebel der mythologischen Verhüllung hervortritt und Gestalt gewinnt, so wird es in all diesen herrlichen Grundzügen einer himmlisch schönen Erscheinung und Wallfahrt „auf silbertönendem Pfad" die frischeste und innigste Verehrung und Bewunderung aller reineren, für das Heiligschöne empfänglichen Seelen gewinnen. Dann aber wird man auch immer mehr erkennen die verborgene Herrlichkeit des Kreuzes; wie es so nothwendig war, daß das schöne Christusleben dem natürlichen Menschensinn im Kreuzesleiden verhüllt, und in der Himmelfahrt ihm entrückt wurde, damit der Tröster, sein Geist, zu ihm kommen könnte; wie tiefbedeutsam das Wort war, wenn ich nicht hinginge, so käme der Tröster nicht zu euch. Als einst einige Griechen, also Menschen von jener Bildung, welche den Geist in einer vollendeten Erscheinungswelt sucht, den Herrn in Jerusalem zu sehen wünschten, und ihm dies gemeldet wurde, sprach er die frappanten Worte, die es so ganz beurkunden, wie er den Griechischen Geist verstand: „Die Zeit ist gekommen, daß des Menschen Sohn verkläret werde. Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: es sey denn, daß das Waizenkorn in die Erde falle und ersterbe, sonst bleibt es allein." Die rechte Verklärung des Lebens und der Welt mußte durch den Kreuzestod in dem Geiste der Herrlichkeit erlangt werden. Darum ist uns auch Christus unbekannt geworden nach dem Fleische, damit wir vorab seines Geistes theilhaftig werden, und durch seinen Geist gebildet werden für die Erkenntniß seiner Erscheinung, für die Erfüllung seines Wortes:

Wer mich siehet, der siehet den Vater. In diesem Gedankengange erklärt sich auch das schwierige Wort, welches der Auferstandene einst der Maria Magdalena zurief, als sie niederfallend, anbetend, seine Füße umklammern wollte: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht aufgefahren zu meinem Vater! Noch war in seiner Erscheinung Irdisches, was sie nicht anbeten durfte, auszusondern durch fortgehende Verklärung, oder vielmehr, noch war in ihrer Anbetung seiner Erscheinung Irdisches, Leidenschaftliches, was nicht beschwichtigt war durch Anschauen der Gottheitfülle in Christo, was also nicht genährt werden durfte. Erst droben erscheint Christus den vollendeten Gerechten in seiner Herrlichkeit; zu seiner Kirche kommt er am Ende der Tage. Erst dann ist seine Kirche die Braut im vollen Schmucke. Dann kommt die Geistestheokratie zur Erscheinung. Bis dahin ist die vollendete Erscheinung usurpirt; jede religiöse Erscheinung muß in der Kraft des heiligen Geistes wiedergeboren, oder durch die Kritik der Weltgeschichte zerstört werden. Jede geliebte Gestalt muß einmal hingegeben werden an Gott, damit sie wieder gewonnen werde für immer. Der Moder des Todes, der furchtbare Schein der Vernichtung, der Feuerglanz des Weltendes darf uns nicht irre machen, denn nichts Heiliges wird die Verwesung sehen. Die in Christo das Leben haben, die stürzen wie Bergströme, freudebrausend selbst im Kreuzesschmerz, ihrem Ursprung zu, indem sie die Vernichtung des Eigenwillens, und den Untergang ihres Erscheinungslebens erdulden. Unser Leben ist verborgen, und wohlgeborgen mit Christo in Gott. Dieser selige Zug, den der Mensch erfährt, daß er das Leben verliere und wiederfinde in Christo durch seinen Geist, wandelte die Dichterin an, als sie das Schauspielhaus niederbrennen sah. Er ist als Ahnung in den eigenwilligen Selbstpeinigungen der Fakire, und in den Selbstkreuzigungen der Schwärmer, so wie in dem Mönchswesen der Römischen Kirche. Daher wird jener verdammliche Eigenwille, der sich vorzeitig und nach fleischlicher, eigener Wahl ein Kreuz bereitet, damit er selber, dem doch eigentlich das Kreuz gilt, ungekreuzigt bleibe, durch die irregeleitete, hohe Ahnung beseelt, zu einer mächtigen Berauschung, zu einer Schwärmerei, die mit süßen Schauern verknüpft ist. Aber so entsteht eben die verderblichste Idololatrie von allen; die mit selbstgemachtem Kreuze, mit dem todten Holze. Lassen wir nur die Wege Gottes unsere Wege durchschneiden und aufheben, lassen wir nur seine Gedanken durch unsere Gedanken vernichtend hindurchkreuzen, in fester Glaubenszuversicht zu Christo, so werden wir wohl mit ihm begraben werden durch die Taufe in den Tod. Dann aber ruht unser Leben auch im Geiste der Herrlichkeit, nicht in der Vernichtung, und die Auferstehung des Einzelnen und aller in Gott Ruhenden macht sich leicht, so wie der Frühling aus dem Wintergrabe herrlich emporsteigt zu seiner Zeit. In der Auferstehung aber wird Gott geschaut werden in Christo von reinen Herzen, und Christus wird sich spiegeln in allen Kindern Gottes; sie werden mit ihm leuchtende Bilder Gottes seyn. Das Leben ist erschienen! jauchzt Johannes am Anfange seines Briefes. In der Mitte des Briefes tröstet er: es ist noch nicht erschienen, was wir seyn werden. Wir wissen aber, wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich seyn werden, denn wir werden ihn sehen wie er ist. Bis dahin aber gilt sein warnendes Schlußwort: Kindlein, hütet euch vor den Idolen!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 14. April. № 30.

Litterarisches.

Vorlesungen über Glauben und Wissen als Einleitung in die Dogmatik und Religionsphilosophie von Dr. Joh. Ed. Erdmann, außerordentlichem Professor der Philosophie zu Halle. Berlin 1837.

In diesen Vorlesungen versucht Herr Dr. Erdmann eine entscheidende Stimme abzugeben über die „berühmte Frage" vom wechselseitigen Verhältniß des Glaubens und Wissens, die sich unter dieser und verwandten Firmen, als vom Verhältniß der Philosophie zur Religion, der Vernunft zur Offenbarung, in neuerer Zeit so ungebührlich in den Vorgrund der Theologie gedrängt hat, daß die eigentlichen Hauptartikel ihres Inhalts durch diese Vorfrage sehr in den Hintergrund geschoben worden sind. In der That, wenn man bedenkt, wie es so oft vor lauter Prolegomenen oder Vorreden über die Erkenntnißprincipien und dergleichen nicht zum Reden von der Sache, nicht zum Erkennen selbst, vor lauter Einleitungen nicht zum Eingehen in den eigentlichen Gegenstand kommen will, so muß es einnehmen für das Erdmannsche Buch, daß gleich in der ersten Vorlesung die überspannte Bedeutung der Frage herabgespannt und rügend bemerkt wird, wie es um Theologie und Philosophie besser stehen und auch jene Frage eher erledigt seyn würde, wenn man, statt in einleitenden Allgemeinheiten sich umzutreiben, „mehr wirklich philosophiren, mehr wirklich glauben und emsiger die Theologie kultiviren würde." Hiernach ließe sich erwarten, daß der Herr Verf. bei Behandlung der Frage die unbestimmte Allgemeinheit des Themas durch Beziehung auf einen bestimmten Inhalt des Glaubens und Wissens zu einem concreten Resultate entwickeln würde. Es läßt sich auch in der dritten Vorlesung darnach an, als handele es sich um den bestimmten Begriff des christlichen Glaubens, wenn der Glaube definirt wird als „Bewußtseyn der Versöhnung mit Gott." Wenn dabei das Wort Versöhnung (obwohl wir gegen Gleichbedeutung mit Identität oder Homoousie protestiren müssen) auf die Entzweiung des Menschen mit Gott durch die Sünde angemessen zurückweist, so mangelt dagegen die Beziehung auf den Versöhner oder Mittler, durch welchen die christliche Religion, als Versöhnung des Menschen mit Gott durch Christum, erst ihre wahre specifische Bestimmtheit erhält. Denn es gibt ja auch ein auf selbstgebrachte Opfer und Werke sich stützendes Bewußtseyn des Friedens mit Gott (wie es der Pharisäer hat Luc. 18., und die antichristlichen Juden, die Gott für ihren Vater erklären, Joh. 8, 41.), es gibt eine auch außerhalb des Christenthums im Orient vielfach sich findende, unmittelbare, mystische Identifikation mit Gott, welche das Christenthum verwirft; denn dies ist sein Grundthema, wodurch es, die wahre Versöhnung affirmirend, alle anderen Versöhnungsmittel und Wege negirt, daß Jesus sey der Christ, der Sohn Gottes, und daß, die an ihn glauben, das Leben haben in seinem Namen, Joh. 20, 31. Des Mittlers aber und seines Thuns, Leidens und Siegens gedenkt Herr Erdmann nur sehr oberflächlich in der vierten Vorlesung, worin die concrete geschichtliche Erscheinung Christi nur dadurch motivirt wird, daß, da „nur Wenige, besonders Gebildete fähig seyen, die Vermittelung der Wahrheit durch Beweise, Demonstrationen u. dgl. durchzumachen, die Wahrheit in Form des Faktums erscheinen müsse, um Jeden zugänglich zu werden." Hiernach hält es der Verf. für gleichbedeutend „mag man nun sagen, das Christenthum lehre die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur, oder mag man es, mehr erzählend, so ausdrücken: also hat Gott die Welt geliebt u. s. w." Wenn eine solche Herabsetzung der heiligen Geschichte zu einem bloßen sinnlichen Behikel abstrakter Lehre für die Ungebildeten ein, bei einem Mann, der auf eine solche theologische Höhe sich stellt, wie Dr. Erdmann, sehr auffallender Rückfall in die Zeit der armseligsten und zweideutigsten Aufklärung ist, so wünscht man um so mehr, daß solcher Fall durch nachfolgende „Correktur" wieder gehoben werde. Aber mit nichten. In den folgenden Vorlesungen wird weder der Sünde noch des Versöhners mit Gott kaum mehr gedacht. Es wird gar nicht berücksichtigt, daß Schrift und Kirche die Unwissenheit und den Irrthum, den Unglauben und Aberglauben nicht, wie der Socinianismus, Kantianismus u. dgl. aus einer wesentlichen Unerkennbarkeit Gottes und Blindheit des Menschen ableitet, sondern aus jener Scheidung des Menschen von Gott durch die Sünde, nach deren Aufhebung er wieder als Bild Gottes, eins mit ihm in Liebe, ein Kind des Lichtes wird, durchdrungen vom Geist der Wahrheit und der Heiligung. So lange er aber ohne den wahrhaftigen Mittler, der nicht von Menschen gegen Gott gesetzt (Hebr. 5, 1.), sondern von Gott den Menschen gegeben wird, in jener Scheidung steht, welche der ursprünglichen Bestimmung des Menschen zur Gemeinschaft mit Gott entgegen ist, so gehet sein Dichten und Trachten dahin, sich irgendwie aus der Unerträglichkeit des Gegensatzes gegen Gott herauszuwirken; und da geschieht es denn, daß der Mensch, statt sich nach dem Bilde Gottes, Gott nach seinem Bilde, seinen Gedanken formt (Röm. 1, 21 ff.), und seinen Götzen entweder abergläubisch sich unterwirft, oder ungläubig sie wegwirft, oder auch ohne Mittler „gewaltsam" mit Gott sich zu einen sucht, sich selbst vergötternd. Diesen Truggestalten der Versöhnung tritt das Gesetz Gottes entgegen, den falschen Frieden mit dem Schwerdte des Geistes zerreißend, und bringt den Menschen, indem es den heiligen Gott ihm gegenüberstellt, zum Bewußtseyn seiner finsteren Entzweiung mit ihm, und nachdem so der

Gegensatz zu seiner Wahrheit gekommen, löst das Evangelium denselben durch die so rechtfertigende als heiligende Wiederaufnahme des Menschen in die Gemeinschaft mit Gott durch Jesum Christum und seinen heiligen Geist, der, jemehr er den Menschen von der Sünde heiligt, um so mehr auch ihn in alle Wahrheit leitet. Diesen Prozeß der Entwickelung des christlichen Lebens, wie ihn Paulus andeutet Röm. 7., und wie er auch das christliche Glauben und Wissen bedingt unter der Zucht des göttlichen Geistes, ignorirt Herr Erdmann, während er uns einer sogenannten dialektischen Entwickelung des Ichs durch die Stufen des reflektirten Glaubens, des Zweifels und der Mystik resp. des empirischen, kritischen und spekulativen Wissens zusehen läßt, welche eben wegen ihres gänzlichen Absehens von Christo auch auf den Muhamedanismus mit seiner Tradition, Mystik und Spekulation angewendet werden könnte. Es handelt sich in einem fast ermüdenden Einerlei vom Ich oder Subjekte, und von dem Objekte, welches mitunter auch Gott oder das Allgemeine genannt wird. Diese steigen, wechselseitig eins das andere unterdrückend oder auch gewaltsam sich zusammendrückend, auf und ab, bis sie nach langem Ringen und vielen Irrfahrten (der Vers. nennt sein Buch am Schlusse eine Ilias und Odyssee des religiösen Bewußtseyns) sich endlich als Subjekt-Objekt einig zusammenfinden, d. h. als identisch erkennen, indem die Vernunft als allgemeines und objektives Selbstbewußtseyn in Allem „sich selber findet, sich selber wieder erkennt." Der Mittler dieser Versöhnung ist nicht etwa Christus, sondern die Vernunft, „die sich in die Sphäre der Einheit des Subjektiven und Objektiven erhebt," und „die Wahrheit, d. h. Gott, weder als Sollen, noch als Seyn, sondern als Werden erkennt," und „ihre Entwickelung sowohl anschaut als hervorbringt." Das soll dann die Vollendung der spekulativen Theologie seyn, welche als ihre nächsten Vorstufen den Atheismus und Pantheismus „als aufgehobene Momente in sich enthält" und Gott als das ewige Werden begreift, indem sie „sein Denken in uns walten läßt," d. h. als spekulative Erkenntniß „mit ihrem Gegenstande identisch ist."

Diese mit der Ilias und Odyssee verglichene, nicht aber irgendwie auf das A. und N. T. bezogene, diese dialektisch selbstproducirte Entwickelung der Einheit des Subjektiven und Objektiven, die bei der Klarheit der Darstellung ihrem ganzen Sinne und Ziele nach von jedem Leser des Buchs deutlich gefaßt werden kann, erklärt nun der Vers. mit einer lobenswerthen Offenheit für das Endresultat, für den höchsten Standpunkt der christlichen Religionswissenschaft, und meint am Schlusse S. 275. mit einer naiven Zuversicht (die übrigens nur in einer Art von Verzauberung durch die Hegelsche Philosophie ihren Grund haben kann), „daß die spekulative Theologie wirklich, nur in höherer Potenz, dasselbe gebe, was der unbefangene Glaube besitze." Nein, erwidert der unbefangene Christenglaube, nein, sagt jedes christliche Urtheil, nein, die theologische Wissenschaft; hier ist nicht nur dasselbe, hier ist kaum eine entfernte abstrakte Ähnlichkeit, es ist nicht einmal ein hinkender, es ist ein falscher Vergleich, wenn der Vers. sagt: „im unbefangenen Glauben ist es die herablassende Gnade Gottes, die sich erbarmet, in der

Spekulation das Eintreten des wahren objektiven Denkens in den denkenden Menschen." Wem die erbarmende Gnade Gottes gegen den Sünder aufgeht in dem objektiven Denken, der weiß nicht, was die Gnade, was Christus ist, und was Wahres daran ist, daß durch den Geist der Wahrheit göttliche Klarheit und Wahrheit auch in das zuvor selbstische und trügliche Denken des Menschen eintritt, das findet bei dem Vers. gar nicht statt, weil er vielmehr den Geist des Menschen sich selbst erheben läßt in die Identität mit Gott, als den Geist Gottes sich zum Menschen herablassen durch den Versöhner. Ja es ist nicht einmal wahr, daß es die Erdmannsche Dialektik auch nur zu einer Ausgleichung des Subjekts und Objekts brächte, geschweige denn zur christlichen Versöhnung des Menschen mit Gott. Das Ich, das Ich ist der Gott dieser Dialektik, der in aller Objektivität nur sich selber wiederfindet, sie zu seinem „Spiegelbilde" degradirt. Es ist merkwürdig, daß, während der Vers. S. 154. „die Forderung an einen vernünftigen Menschen, ein Spiegel der objektiven Wirklichkeit zu seyn, für herabwürdigender erklärt, als die, ein Affe zu seyn," er S. 232 f. sich nicht scheut, die Objektivität als einen solchen Affen der Vernunft darzustellen. So sucht er auch die in dem Wesen der christlichen Religion liegende Forderung an das sündige Ich, sich selbst verläugnend der Offenbarung Gottes in Christo gläubig zu gehorchen, weil es nur dadurch zur Freiheit und Wahrheit gelangen kann, als absurden Dogmatismus lächerlich zu machen, beweiset aber durch sein Beispiel nur zu klar, wie, was er ohne solche Selbstverläugnung aus dem Ich herausspinnt, nur ein idealistisch und pantheistisch aufgespreizter Rationalismus ist. Wir müssen es in der That dem Vers. Dank wissen, daß er es uns durch seine, in anderen Schriften der Hegelschen Schule oft vermißte Klarheit und Aufrichtigkeit so offen an den Tag gelegt hat, wie seine spekulative Theologie bis jetzt wenigstens nichts Anderes ist, als eine höhere Potenz des idealistischen Atheismus und Pantheismus.

Die Gleichgültigkeit gegen den concreten Inhalt des Christenthums geht bei dem Vers. so weit, daß er die Theologen, welche ihn bekennen und die, welche ihn verläugnen, sofern sie sich nicht zur Hegelschen Philosophie bekennen, auf gleiche Linie und beide miteinander als Halbkantianer in die Kategorie des Nichtwissens stellt, und diese Verwandtschaft nach dem eitlen Vorurtheil der Schule daraus erhärten will, daß beide gemeinsame Sache gegen das Wissen dieser Schule machten. Die Eitelkeit dieses Wissens übersieht es, daß es die orthodoxen Formeln der Schule sind, welche den vulgären Rationalismus in Harnisch bringen, während die Orthodoxie den Mangel des wahren Inhalts so im vulgären wie im sublimirten Rationalismus angreift, und also immer denselben ehrlichen Streit hier wie dort führt, darum auch von beiden bestritten wird, und hieraus mit weit mehr Recht die innere Verwandtschaft beider folgern kann. Wie ungleich auch die wissenschaftlichen Verdienste derer seyn mögen, die Herr Dr. Erdmann als Repräsentanten des orthodoxen Standpunktes citirt,*) die Substanz ihres dog-

*) Obwohl er unter diesen S. 55. den Dr. Sartorius als seinen

matischen Wissens, sey sie auch mehr oder weniger vollkommen angeeignet, ist und bleibt doch das Glaubensbekenntniß der Kirche, welches von dem, was man Rationalismus nennt, in allen seinen Hauptartikeln verläugnet wird. Die Art und Weise, wie Herr Erdmann diesen Unterschied zu verwischen und beide Gegensätze in der Kirche als gleich berechtigt darzustellen sucht, wäre „ganz lächerlich," wenn sie nicht durch die tiefe Herabwürdigung der Kirche, welche darin liegt, sehr betrübend wäre. Der Verf. erkennt zwar an, daß die Kirche einen bestimmten Glauben, bestimmte Dogmen habe, und deren Verkündigung von ihren Dienern fordern müsse, aber wie diese als Theologen jene Dogmen sich aneigneten, sey ihr gleichgültig, denn sie habe „kein Bedürfniß nach Theologie; deswegen werde sie von allen theologischen Gegensätzen nicht berührt, und ob einer Supernaturalist, Rationalist oder spekulativer Theolog ist, kümmert sie so wenig wie den Staat, ob einer Fichtianer ist oder Hallerianer; sie verlangt nur, daß ihre Diener, die Geistlichen, ihre Lehre verkündigen, wie der Staat, daß die seinigen seine Gesetze handhaben," S. 227. Diese Stelle zeigt sehr deutlich, welche confuse Begriffe ein solcher Freund des begrifflichen Wissens über die wichtigsten Gegenstände der Theologie, wie hier namentlich über den Begriff der Kirche und ihrer Diener und ihrer Gegner haben kann. Wie ist es möglich zu verkennen, daß die mannichfachen Gegensätze der Wahrheit und Unwahrheit die Kirche nicht bloß berührt, sondern aufs Tiefste bewegt haben, und daß eben in Folge dieser großen Geistesbewegungen ihr einfaches apostolisches Bekenntniß sich durch die Jahrhunderte hindurch zu immer bestimmteren Dogmen und Symbolen nach innerer Nothwendigkeit entwickelt hat, so daß hierin schon ein theologischer Fortschritt gegeben ist, der ohne Theologie nicht verstanden werden kann. Was sind nun aber die Lehren der Kirche ohne die Lehrer der Kirche, was sind jene, ohne von diesen, nicht bloß für sich, sondern auch zur Mittheilung an Andere und zur Bewahrung gegen Zweifel und Anfechtungen, welche keineswegs bloß in der Schule statt finden, gründlich angeeignet zu werden, und wie kann dies ohne adäquate Theologie geschehen? Daher ist solche überall auch den protestantischen Symbolen, wie namentlich der Augsburgische Confession in der Apologie, dem kleinen Katechismus im großen, beigegeben, und wenn allerdings hier noch viel freier und eigenthümlicher Spielraum der wissenschaftlichen Bestrebung und Begründung eröffnet bleibt, so bleibt doch auch dies stets normal, daß alle dogmatische Theologie dahin gerichtet seyn muß, die Lehre der Kirche zu immer gründlicherem Verständniß, zu immer sicherer Aneignung zu bringen, und so das Bekenntniß des Glaubens stets mit der Erkenntniß desselben fest verbunden zu halten. Wie nun aber, wenn die theologische Richtung selbst bis zur Aufrichtung neuer Bekenntnisse dahin gerichtet ist, das Bekenntniß der Kirche zu destruiren, die Artikel desselben zu negiren, ihre Wahrheit zu untergraben, kann, darf dies der Kirche gleichgültig seyn? kann, darf sie, die im Geist der Wahrheit stehen soll, mit einem

Lehrer bezeichnet, so schemt er doch dessen Abhandlung „über die wahre Mitte der streitenden Gegensätze in der Theologie, Dorpat 1828," (vgl. Ev. K. Z. Jahrg. 1829 S. 1.) ganz unbeachtet gelassen zu haben.

offenbaren Heucheldienst am Wort und Sakrament sich begnügen? kann selbst der Staat, obwohl weit mehr auf's äußere Leben sich beziehend, gegen ausgesprochene subversive Tendenzen seiner Diener, wenn sie nur keine äußere Verbrechen begehen, gleichgültig seyn? und ist er es? Welcher Herabwürdigung der Kirche macht sich der schuldig, welcher so ohne Weiteres, so schlechtweg sie zu einer solchen geistigen Unmündigkeit herabsetzt, daß sie keine Theologie, keine Wissenschaft und Rechenschaft ihres Glaubens haben, daß sie sich um die Theologie ihrer Theologen, ihrer Diener, nicht bekümmern, sondern höchstens fragen soll, ob? aber nicht wie und was? sie studirt und erkannt haben, S. 224 ff.

Wir können schließlich nur bedauern, daß ein Mann von so ausgezeichnetem Talente, wie es sich in der beurtheilten Schrift unverkennbar zu Tage gibt, in der „Odyssee seines religiösen Bewußtseyns" von der rechten Fahrt und dem rechten Port sich hat ablocken lassen, und müssen ihn bitten, zu beherzigen, daß es leichter ist, andere Theologen auf den Standpunkt des Nichtwissens herabzusetzen, als selbst auf dem Standpunkt des rechten Wissens zu stehen. —

Neue Hoffnungen für den Pentateuch.

1. Die Authentie des Pentateuches. Erwiesen von Dr. Ernst Wilhelm Hengstenberg. Erster Band. Berlin bei L. Oehmigke. 1836. LXXXIV u. 502 S.
2. Handbuch der historisch-kritischen Einleitung in das Alte Testament. Von H. A. Ch. Hävernick. Erster Theil. Erste Abtheilung. Erlangen, Verlag von Karl Heyder. 1836. Zweite Abtheilung, eben daselbst. 1837.
3. Die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der Alttestamentlichen Kritik, belegt aus den Schriften neuerer Kritiker, besonders der Herren v. Bohlen und Vatke. Von Dr. Moritz Drechsler, außerordentlichem Professor. Leipzig, bei Karl Tauchnitz. 1837. IV u. 184 S.

(Fortsetzung.)

3. Erwägt man, wie vielen Theologen die rationalistische Kritik, namentlich des Alten Testaments, gleichsam die Schwingen gelähmt hat, wie viele Prediger, auch wohlgesinnte, deshalb lebenslänglich nicht zu jener Freudigkeit in der Handhabung des göttlichen Wortes hindurchdringen können, die zur Förderung des christlichen Lebens unumgänglich erfordert wird, so erscheint eine schlagende Kritik jener Kritik als eines der größten Bedürfnisse der Kirche in unserer Zeit. Aber es ist nicht Jedermanns Sache, ausführlichen Untersuchungen zu folgen, welche der zerstörenden Kritik Schritt für Schritt prüfend nachgehen, und dies um so weniger, als die Menge der hieher gehörigen Schriften immer bedeutender anwächst. Am wenigsten kann man dies von Studirenden erwarten, die doch gegen den heillosen Einfluß, den die rationalistische Kritik der Bibel auszuüben pflegt, am sorgsamsten gesichert werden sollten, damit ihnen nicht sogleich bei dem Beginn des theologischen Studiums der

ganze Segen desselben geraubt werde. Sonach blieb der Wunsch übrig, daß eine Schrift vorhanden seyn möchte, die in möglichster Kürze und Bestimmtheit jene rationalistische Kritik charakterisirte, und dies auf eine so anschauliche Weise, daß Jeder, dem es nur am Herzen liegt, über Gegenstände von einer für das Leben so entscheidenden Bedeutung in's Klare zu kommen, der Darstellung ohne Schwierigkeit folgen könnte. Man mußte wünschen, daß dies von einem Manne geleistet werden möchte, dessen Beruf es mit sich bringt, die hieher gehörigen Erscheinungen der Zeit, auch die neuesten, sorgfältig zu beachten, von einem Manne, der als vollkommen stimmfähig anerkannt werden könnte.

Diesem Wunsche hat Prof. Drechsler durch sein oben bezeichnetes Werk über die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der Alttestamentlichen Kritik auf eine höchst erfreuliche Weise entsprochen. Das Buch umfaßt nicht mehr als 184 Seiten. In diesem beschränkten Raume gelingt es dem Verf., Blicke zu eröffnen, welche ganz geeignet sind, die schrankenlose Willkühr erkennen zu lassen, mit welcher die Gegner der Offenbarung bei ihrem kritischen Bestreben an das Werk zu gehen pflegen. Vorzugsweise werden hiebei die Angriffe der neuesten Zeit gegen die Ächtheit des Pentateuchs in das Auge gefaßt.

Mit vollkommener Offenheit bekennt der Verf. zuvörderst, daß ihm die Ächtheit und Zuverlässigkeit der Schriften des A. T., auch wenn es wissenschaftlich nicht nachgewiesen werden könnte, dennoch über allen Zweifel erhaben sey, und zwar um ihres Zusammenhanges willen mit Christo, weil diese Schriften eine integrirende Abtheilung und eine Hauptabtheilung des großen Werkes Gottes an der Menschheit, seiner Erziehung desselben durch unmittelbare Offenbarung bilden. Er bekennt unumwunden, daß er nicht begreife, wie der einfache, ehrliche Glaube an Christus, als an den Mensch gewordenen Sohn Gottes, wie der Glaube an Wort Gottes und Offenbarung — dieses Wort in ganz gemeinem, ehrlichem Sinne genommen — bestehen könne mit der Annahme, daß der Moses und die Propheten, auf welche der Herr sich allenthalben beruft, der Herr, in dessen Munde kein Betrug erfunden wurde, vor dessen lichtreinem, göttlich heiligem Sinne die leiseste Unwahrhaftigkeit ein Gräuel ist; daß der Moses und die Propheten, als deren Erfüllung er sich und sein ganzes Leben bis in das Einzelnste herab eingeführt, das Werk der Unwahrheit und Lüge, der bewußten, absichtlichen Lüge seyen (S. 12. 13.). Sehr schön setzt derselbe S. 17. auseinander, wie weit dieser sein Standpunkt entfernt sey, ihn von der Treue und Gewissenhaftigkeit der Forschung zu entbinden, was die Gegner von den Männern dieses Bekenntnisses so gern voraussetzen. „Sie kennen dann nicht jene höhere Pflicht, welche uns bestimmt und leitet. Es handelt sich nämlich hier um die Treue gegen unseren Meister und Herrn. Es hat einmal Gott gefallen, das Reich der Finsterniß durch alle Formen und Stufen hin sich offenbaren zu lassen, zugleich aber auch, es Schritt vor Schritt zu verfolgen, und in jeder Form, auf jeder Stufe zu überwinden und zu widerlegen. Dies

der Inhalt des ganzen welthistorischen Prozesses. In unseren Tagen ist es die Form der Wissenschaft, unter welcher das Reich des Irrthums und der Bosheit gegen das Licht kämpft. Also ist es auch die Waffe der Wissenschaft, durch welche jenes finstere Beginnen in seiner Nichtigkeit und Nichtswürdigkeit dargestellt werden soll. Wir sind durch Stellung und Beruf auf diese Sphäre als auf das Ackerfeld angewiesen, das wir — nicht in Leichtfertigkeit und zum Scheine, sondern in Redlichkeit und Ernst — bebauen sollen. Darum, lieferten wir Untersuchungen, welche den Schein und nur den Schein der Widerlegung an sich trügen, welche uns nicht in unserem innersten Gewissen als wahrhaft und befriedigend erschienen; so wären wir nicht treue Haushalter des Herrn. Die Sorge, daß unser Herr siege, hat uns nicht zu bestimmen in unseren Arbeiten; dafür sorgt er selbst am besten. Nur daß wir treu erfunden werden, das sey unsere Sorge."

Hierauf spricht der Verf. die Absicht seines gegenwärtigen Unternehmens S. 19. so aus: „Unsere Absicht geht auf nichts Geringeres als darauf, gegen die höhere Kritik, wie sie gegenwärtig durch unsere Kritiker gehandhabt wird, und seit einigen Decennien durch sie der Mehrzahl nach gehandhabt worden ist, die Anklage der Unwissenschaftlichkeit, eines alle wahre Wissenschaft von Grund aus untergrabenden, bloß auf Willkühr und subjektivem Wahne beruhenden Treibens zu erheben, und diese also lautende Anklage, an den schlagendsten Beispielen, ausgehoben aus verschiedenen Schriften der gepriesensten Verwüster der Wissenschaft nachzuweisen. Das Vorurtheil, welches die alleinige Basis des Unwesens bildet, welches seit einigen Decennien den Namen der Kritik usurpirt, ist aber dieses, daß es niemals und nirgends Wunder und Weissagung, überhaupt nichts, was eine Unterbrechung der natürlichen Entwickelung durch Hereinreichen übernatürlicher, nicht schon in dem Gange jener Entwickelung selbst gegebenen Potenzen voraussetzen würde, gegeben habe noch geben könne. Ihr ganzes vorgebliches Forschen und Arbeiten ist nur die Fortbewegung dieses Vorurtheils. Nicht daß sie sich in den Stoff versenkten, um ihn in gedankenreicher Reflexion zu durchdringen und mehr und mehr zu begreifen, sondern sie machen sich mit ihm nur zu dem Ende zu schaffen, um die gegebenen Thatsachen zu ihrem bereits fertig mitgebrachten und abgeschlossenen Vorurtheile in die erforderliche Perspektive zu stellen. Ein solches Verfahren ist natürlich das Grab ächter Wissenschaft; aber es stellt sich auch — die Strafe kann nicht ausbleiben — als Karrikatur derselben dar. Denn, indem sie den gegebenen Stoff in das mitgebrachte Schema als in ein Prokrustesbett hineinzwängen, werden sie immer mehr und mehr zu der jämmerlichsten Mißhandlung, zu den unnatürlichsten Verdrehungen und Verrenkungen der aus allem Zusammenhange herausgerissenen Thatsachen hingedrängt, und erreichen auch dieses Ziel häufig genug nur mit jener Unwahrhaftigkeit und Unredlichkeit, welche die zur Verblendung gewordene, verstockte Läugnung der Wahrheit insgemein charakterisirt. Nur Ein Lob läßt sich ihnen nicht vorenthalten, das Zugeständniß entschlossenen Muthes, jener Entschlossenheit, die sich nicht scheut, allem gesunden und nüchternen Sinne Trotz zu bieten, vor keiner Consequenz, vor keiner Verkehrtheit zu erschrecken. Diese Entschlossenheit, die Entschlossenheit der Gesetzlosen, ist ihnen in hohem Grade eigen, und — honni soit, qui mal y pense, denn, wie ja alle Welt weiß, die Wissenschaft, das sind sie!!"

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 18. April. № 31.

Über die Rechtfertigung und ihre richtige Stellung zur Heiligung mit Rücksicht auf Jakobus 2, 14 ff. und seinen scheinbaren Gegensatz zu Paulus.

Die Rechtfertigungslehre ist und bleibt der Mittelpunkt der christlichen Theologie, so wie die Rechtfertigung selbst der Mittelpunkt des christlichen Lebens. Irrthum hierin ist Krankheit für den ganzen Organismus. Die richtige Erkenntniß dieser Lehre aus der heiligen Schrift ist die Grundlage und der Anfang der ganzen Reformation gewesen, und ist und bleibt die Akropolis der Protestantischen Kirche, und, setzen wir dazu, der Alles überwiegende Vorzug derselben. Ihre strenge begriffliche Sonderung war nicht nur zur Zeit des Entstehens der Protestantischen Kirche durch den Gegensatz der Katholischen Kirche gefordert, sondern ist um ihres eigenen Begriffs zur sicheren Darlegung der Heilsordnung nothwendig. Jede, auch die subtilste Vermischung beider bringt ein Schwanken in die ganze Heilslehre. Daher wir nur bei den älteren Dogmatikern unserer Kirche diejenige Sicherheit und objektive Wahrheit finden, die einer Heilslehre, als Ordnung des Heils, wesentliches Erforderniß ist. Und wenn uns bei ihnen die begriffliche Sonderung beider Heilsstufen nicht selten fast als eine reale Trennung erscheint, und es daher eine dankenswerthe Aufgabe unserer Zeit ist, den inneren Zusammenhang wissenschaftlich nachzuweisen; so will es uns bedünken, als ob die wissenschaftliche Nachweisung des realen Zusammenhangs nicht selten zu einer begrifflichen Vermischung beider ausgeschlagen sey.

Sprechen wir nun den Begriff der Rechtfertigung nach protestantischem Lehrbegriff zunächst aus, so ist sie von Seiten Gottes diejenige Handlung, in welcher er den Sünder um des im Glauben ergriffenen Verdienstes Christi willen gerecht spricht, indem er ihm einerseits seine Sünde vergibt, oder seine Ungerechtigkeit nicht zurechnet, andererseits die Gerechtigkeit Christi zurechnet. Von Seite des Menschen ist sie dann der dieser Handlung Gottes entsprechende Zustand des Sünders. Daß Gott den so gerechtfertigten Sünder auch als Gerechten *behandelt*, ist eine Wahrheit, die nicht zur Rechtfertigung selbst gehört; und daß dem Gerechtfertigten die Seligkeit zugesprochen ist, ist wesentliche Folge.*) Die desfalls hieher gehörige Frage ist vielmehr nur die, ob derjenige, der gerechtfertigt ist, wirklich auch als gerecht vor Gott dastehe. Und hier treffen wir nun gleich den Punkt, der nicht nur der Katholischen Kirche, sondern auch einer falschen Auffassung der protestantischen Lehre unter den Protestanten selbst gegenüber einer näheren Erörterung bedarf. Um diese Frage aber in's rechte Licht zu setzen, wollen wir zuvörderst vom Begriff der Gerechtigkeit selbst ausgehen. Im allgemeinsten Sinn nennen wir sie die absolute Form der Heiligkeit in Gott. In besonderer Beziehung auf das Verhältniß Gottes zu der Welt und den Menschen, wird sie sich als das seinem heiligen Wesen gemäße Verhalten herausstellen, welches eben in Beziehung auf seine Heiligkeit das (von Nitzsch Syst. der christl. Lehre §. 78. so genannte) Wohlverhalten Gottes ist. Mit dieser Gerechtigkeit haben wir jedoch in unserer Frage nur insofern zu thun, als sie das Urbild, und somit die Norm der Gerechtigkeit des Menschen ist. In Anwendung auf das von dem Verhältniß Gottes zu den Menschen wesentlich verschiedene Verhältniß des Menschen namentlich in seinem jetzigen sündigen Zustand zu Gott werden wir die Gerechtigkeit des Menschen wesentlich als den Zustand völliger Angemessenheit an den seine Heiligkeit und Gerechtigkeit kundgebenden Willen Gottes, mithin, *sofern* dieser Wille als Gesetz auftritt, als vollkommene Erfüllung des Gesetzes, abgesehen davon aber, oder im Allgemeinen als *Sünd-* und *Schuldlosigkeit* anzusehen haben. Wir nennen die Schuld absichtlich als in dem Verhältniß der Menschen zu Gott wesentlich gesetzt dazu. Machen wir nun von da aus gleich die Anwendung, so ergibt sich von selbst, daß der Sünder als solcher *sünd-* und *schuldlos* auf keine andere Weise werden kann, als dadurch, daß ihn Gott *dafür* erklärt. Der Mensch, weil von Natur Sünder und Schuldiger, hat entweder nirgend und nie eine Gerechtigkeit, oder er hat sie nur *durch* und *in der Erklärung* Gottes. Nur wen Gott gerecht erklärt, der ist es. Das ist die Spitze der protestantischen Kirchenlehre von der Rechtfertigung, wogegen sich die katholische Lehre sogleich als völlige Begriffsverkehrung herausstellt, wenn sie das Seyn nicht von der Erklärung, sondern umgekehrt die Erklärung Gottes vom Seyn des Menschen abhängig macht, und behauptet, daß der Mensch *gerecht seyn* müsse, ehe er gerecht erklärt werden könne, und die Rechtfertigung sey daher *Gerechtmachung*. Da aber eine reale, der *Rechtsprechung* entgegengesetzte Gerechtmachung nach dem strengen Begriff des Wortes, d. h. ein wirkliches *Sündlos-* und *Schuldlosmachen* absolut *unmöglich* ist, indem ja eine einmal geschehene Sünde nicht ungeschehen, eine Schuld nicht *unschuldig gemacht* werden kann, selbst wenn nachher keine neue Schuld dazukäme; so bleibt der Katholischen Kirche nur die Auskunft, den Begriff der Gerechtigkeit willkührlich zu verflachen, indem

*) Wo Vergebung der Sünde ist, da ist auch Leben und Seligkeit, sagt *Luther* richtig.

sie gewisse Sünden nicht als Sünden gelten läßt;*) da aber diese Willkühr alles göttlichen Grundes ermangelt, so hat diese Kirche in der That für's ganze Leben keine Rechtfertigung für den Sünder, und eben damit keine Gewißheit der Gnade und Seligkeit.**)

Indem sie sich aber der Einwendung eines scheinbaren logischen Widerspruchs gegen die protestantische Auffassung bedient, sind selbst Männer, wie Olshausen, dadurch verleitet worden, unvermerkt ihnen das Schwerdt in die Hand zu geben. Nachdem nämlich Letzterer (Comment. zum Römerbr. 3, 21 ff.) den Differenzpunkt so angegeben, daß die Protestanten die Rechtfertigung als einen richterlichen Akt Gottes, die Katholische Kirche als einen hervorgerufenen Zustand im Menschen auffassen, so daß die Evangelische Kirche mehr die objektive Seite, die Katholische die subjektive hervorhebe, die Evangelische aber diese Seite keineswegs läugne, sondern unter dem Ausdruck sanctificatio an die Seite der justificatio setze; und nachdem er behauptet, daß dem protestantischen Begriffe mehr der Ausdruck λογίζεσθαι εἰς δικαιοσύνην, dem katholischen mehr das δικαιοῦσθαι (justum effici) entspreche; so kommt er S. 148. auf den von katholischer Seite gemachten Einwand des Widerspruchs, der darin liegen soll, daß Gott etwas als etwas erklären und behandeln solle, was es nicht sey, und daß demnach die Zurechnung der Gerechtigkeit als eine unwahre erscheine, so lange der Mensch noch Sünder sey. Olshausen weist nun diesen Einwand dadurch zurück, daß er, selbst gestützt auf denselben Grundsatz, daß „von Gott nichts für gerecht erklärt werden könne, was es nicht faktisch sey" (S. 146.), behauptet, diese Zurechnung sey „darum keine unwahre, weil in dem alten Menschen, gleichsam in dem Centrum des Lebens, der neue Mensch, wenn er auch äußerlich wenig spürbar wäre, schon pulsire, und um dieses willen der ganze Mensch als gerecht betrachtet werde, wie ein Weib schwanger heißt, wenn sie nur empfangen hat, und der Baum veredelt, so wie er nur gepfropft ist, auch wenn er noch keine Früchte getragen hat." Derselbe Gedanke ist zu 2 Cor. 3, 7 ff. noch schärfer ausgesprochen: „Der Gegensatz mit der Verdammung bestimmt hier den Begriff der δικαιοσύνη. Wie jenes das Kundwerdenlassen der Verwerfung ist, so dieses das Verkünden der Gerechtigkeit, das aber ein wahres Gerechtgewordenseyn (nämlich im Keime des neuen Menschen) zur Voraussetzung hat." — Wir wüßten nicht, was ein Katholik, namentlich der neueren (Möhlerschen) Schule, gegen diese Auffassung der Rechtfertigungslehre einzuwenden hätte. Vom protestantischen Lehrbegriff aus aber ist desto mehr einzuwenden. Wir können nämlich für's Erste durchaus nicht zugeben, daß das Wort δικαιοῦσθαι dem katholischen Lehrbegriff mehr entspreche, als dem evangelischen. Das δικαιοῦν nämlich, ohne weiteren bestimmenden Zusatz, heißt Jemanden in den Zustand des δίκαιος versetzen, δικαιοῦσθαι in diesen Zustand versetzt werden, ganz wie das Lateinische: justificare, und das Deutsche: rechtfertigen. Die Art und Weise dieses Rechtfertigens ist im Wort selbst nicht gegeben, und wird daher durch das vorangehende Verhältniß des zu Rechtfertigenden bestimmt. Wäre dieser ein δίκαιος, einer, der das Gesetz vollkommen erfüllt hätte, also sündlos und schuldlos, so hieße δικαιοῦν ihn aus irgend einer Veranlassung als einen an sich gerechten anerkennen, erklären und behandeln, wie es etwa bei einem Unschuldigen, der in Verdacht gekommen oder verläumdet worden, der Fall wäre, oder wie es offenbar Röm. 3, 4. gebraucht ist, vgl. auch 2, 13., Matth. 11, 19., 1 Tim. 3, 16. Da aber eine solche Gerechtigkeit des Sünders (contradictio in adj.) unmöglich ist, so bleibt nur die Art und Weise der Rechtfertigung übrig, die in der Neutestamentlichen Heilslehre gegeben ist, nämlich, daß dem Sünder eine Gerechtigkeit, die er nicht hat, geschenkt, oder daß ihm etwas Anderes zur Gerechtigkeit vor Gott gerechnet werde. Letzteres wird nun durch das λόγιζεσθαι εἰς δικ. ausgedrückt, und gibt also diese Redensart den modus justificationis, oder wie das δικαιοῦσθαι in dem besonderen Fall zu verstehen sey, wie der Sünder einzigmöglicherweise in den Zustand des δίκαιος versetzt werde, an. Wenn nun die Katholische Kirche behauptet (s. z. B. Möhler's Symbolik S. 128.): „indem Gott den Menschen gerecht erklärt, ist er's auch," so ist das vollkommen richtig, und so wenig gegen den protestantischen Lehrbegriff, daß wir vielmehr selbst sagen, daß die Rechtfertigung ein Gerechtmachen sey. In welchem Sinne, werden wir sogleich sehen. Aber eben darum, weil sie ein Gerechtmachen ist, kann sie nicht von einem Gerechtgemachtseyn abhängen, welches ein Widerspruch wäre. Der obige Satz erhält also seine Unwahrheit erst durch die weitere Bestimmung und Voraussetzung, welches das prius, die bestimmende Ursache sey, ob das Erklären, oder das Seyn? Die Katholische Kirche kann also dem Dilemma consequenterweise nicht ausweichen, entweder das prius des Seyns, oder den Begriff des Gerechtmachens im δικαιοῦσθαι aufzugeben. Bei dem protestantischen Lehrbegriff dagegen bleibt alles in seiner begrifflichen Wahrheit, δικαιοῦν = gerecht erklären, und in dem Erklären gerechtmachen; denn in der That ist der Sünder, in dem Moment, als er von Gott gerecht erklärt wird, auch wirklich gerecht gemacht, ist gerecht, wie ein Sünder eben gerecht gemacht werden kann. Also nicht, weil der Mensch irgend wie*) ein Gerechter ist, erklärt Gott, sondern weil Gott

*) Conc. trid. sess. VI. c. 11.: Licet enim in hac mortali vita, quantumvis sancti et justi, in levia saltem et quotidiana, quae etiam venalia dicuntur, peccata quandoque cadant, non propterea desinunt esse justi.

**) Ibid. c. 9.

*) Der quantitative Unterschied kommt hier nicht in Betracht. Ob der neue Mensch im Keim, oder in seiner Vollendung (welche die Katholische Kirche nicht einmal behauptet) Grund der Rechtfertigung sey; oder auch ob Gott rechtfertige im Hinblick auf das, was der Mensch werden solle, sofern das vor Gott als wirklich dastehe, oder im Rückblick auf ein wirklich Seyendes, ändert die Sache nicht. Überall wird da die protestantische Lehre umgekehrt.

erklärt, ist's der Mensch. Und nicht eine Unwahrheit liegt darin, daß dem Sünder angerechnet wird, was er nicht ist; sondern das ist grade die Wahrheit des Zurechnungsbegriffs, welcher eine völlige Unwahrheit wäre, wenn der Sünder schon gerecht wäre. Lassen wir aber das faktische Verhältniß des zu rechtfertigenden Sünders nicht aus den Augen, so wird sich uns auch die genauere Bestimmung, worin die Rechtfertigung bestehe, und worauf sie sich gründe, sowohl wissenschaftlich, als wörtlich biblisch als die des protestantischen Lehrbegriffs ergeben.

Gibt es nämlich für den Sünder nur eine effektive Gerechterklärung, in dem Sinn als und weil er — Sünder, d. i. nicht gerecht ist; so kann dies nichts Anderes aussagen, als daß ihn Gott für sünd- und schuldlos erklärt. Indem es aber Gott selbst ist, an dem die Sünde begangen wird (Ps. 51, 6.), dessen Schuldner wir sind, von dem aus allein eine Handlung zur Sünde im eigentlichen Sinne des Worts, und durch seine Anrechnung zur Schuld oder strafbar wird, so ist diese Erklärung Gottes, wenn sie, was von Gott nicht gedacht werden kann und darf, nicht leeres Wort seyn soll, nichts Anderes, als daß er dem Sünder seine Sünde wirklich vergibt, seine Übertretung nicht anrechnet, mithin in diesem Augenblick wirklich gerecht, d. i. sünd- und schuldlos macht. Eine andere Gerechtmachung ist in diesem Moment weder möglich, noch nöthig; nicht nöthig, weil es sich bei der Rechtfertigung eben bloß um die Sünde handelt, und das Gute im Menschen, wenn es da ist, keiner Rechtfertigung bedarf; nicht möglich, weil es eben darum nur ein Moment ist, dessen Folgen sich erst nach ihm in der Zeit entwickeln sollen, und der Mensch seiner Natur, wie der Natur der Sünde nach, in sich selbst ein (obgleich gerechtfertigter) Sünder ist und bleibt, und nur vor Gott die Sündenschuld getilgt ist. Man müßte denn eine zauberhafte Verwandlung des Menschen, oder eine wunderbare Schöpfung eines ganz neuen Menschen annehmen; wobei aber eben wieder keine Rechtfertigung des vorigen Menschen wäre. —

(Schluß folgt.)

Neue Hoffnungen für den Pentateuch.

(Schluß.)

Hiemit hat der Verf. denn auch bereits den ersten Anklagepunkt ausgesprochen, nämlich daß diese Kritik von einem Vorurtheile ausgehe und auf allen Punkten ihres angeblichen Forschens nur die Fortbewegung dieses Vorurtheils sey, was wir sodann durch treffende Beispiele nachgewiesen sehen.

Ganz besonders beachtenswerth ist die Ausführung der zweiten Anklage, die sich darauf bezieht, wie die neueren Kritiker die beiden möglichen Arten kritischer Beweisführung, die direkte aus positiven Zeugnissen und die indirekte aus Indicien gegen einander stellen. „Man ist nämlich," wie der Verf. sagt, „dahingekommen, die Stellung, welche sie in der That und Wahrheit wirklich zu einander behaupten, gradezu umzukehren. Die Beweisführung durch indirekte Argumente hat man, als dem Einflusse subjektiver Willkühr zu beliebigem Mißbrauche vorzugsweise preisgegeben, über Gebühr und Recht hervorgehoben, von positiver Auctorität sich daher mehr und mehr abgewendet. Dies muß, wenn irgend wo, so natürlich vor Allem im Bereiche historischer Forschung unheilbringend und verstörend seyn, denn wie einer ihrer Vorkämpfer selbst sagt, „„hier wird Glaube gefordert"" und „„weiter kann alles historische Wissen nicht dringen."" Nun aber respektiren die Pseudokritiker die historische Tradition da, wo es auf Lieblingsmeinungen ankommt, so wenig, daß sie gradezu thun, als gäbe es ein solches Ding gar nicht, oder als wäre es des Hinsehens, des Widerlegens gar nicht werth. Man sieht es ihrem Treiben allenthalben an, daß sie, festgerannt in eitel Subjektivität und Willkührlichkeit, selbst den Sinn für positive Auctorität, ihr Wesen und ihre Bedeutung eingebüßt haben." Hiedurch veranlaßt, geht der Verf. auf die für dieses Gebiet so bedeutungsvolle Frage ein, was historische Tradition sey, welche Bedeutung sie habe, woher und wie weit ihr Auctorität zukomme. Man freut sich, diesen Gegenstand hier einmal zwar kurz, aber doch gründlich und lichtvoll besprochen zu sehen. Die Unternehmungen der Kritiker treten hiedurch freilich in ein ganz eigenes Licht. Ref. kann es sich nicht versagen, das mitzutheilen, was der Verf. über die neuesten Angriffe gegen die Ächtheit des Pentateuchs S. 35 und 36. sagt.

„Der Pentateuch mag sich da am ersten zu einem belehrenden und warnenden Beispiele eignen. Der Pentateuch, ein Buch solch umfassender, wesentlicher Bedeutung, Basis des Staats, der Kirche, des gesammten Volkslebens, soll untergeschoben seyn! Der Pentateuch, unbequem im höchsten Grade, die freie Bewegung hemmend und störend, unerträgliche Lasten aufbürdend, ein Werk — wenn die Gegner die Sache richtig darstellen — höchster hierarchischer Anmaßung und hierarchischen Umsichgreifens, soll untergeschoben, soll ohne Widerrede und Opposition untergeschoben seyn. Diejenigen, welche dieses ihr eigenes Fabrikat als mehrhundertjähriges, längstbekanntes Gesetzbuch in Cours bringen, sind — das lesen wir wenigstens in Beziehung auf Jeremia, der nach v. Bohlen bei dieser Vermummung eine der Hauptrollen spielte — angefeindet, verfolgt; überhaupt fällt jener betrügerische Akt in eine Zeit ohne Einigkeit, voller Unruhe und Zerrissenheit; aber das eingeschwärzte Buch selbst tritt ohne alle Beanstandung und Widerrede auf, wir lesen nichts von irgend einem Einspruche, der gleich damals erhoben worden wäre, und wir finden auch nachher kein Element der Art, nicht die leiseste Spur, nichts, gar nichts, nicht nur kein Schisma, sondern auch nicht einmal einen Zweifel oder Argwohn oder Verdacht, der von irgend einer Seite oder bei irgend Jemand in Beziehung auf dieses Buch, seine Authenticität und Auctorität stattgefunden hätte, in Beziehung auf dieses Buch, das zu bezweifeln und nicht anzuerkennen jegliche Art von Egoismus das höchste Interesse haben mußte. Sollte auch das heilige Recht der Wahrheit in jener ganzen Zeit keinen Mund, keinen Arm gefunden haben, der sich ihm zum Ritter

und Beschützer geweihet hätte, mußte denn nicht wenigstens der bedrohete Eigennutz sich eifernd erheben? Es wäre leicht, das Himmelschreiende des kritischen Frevels noch mehr hervorzuheben. Kunst und Wissenschaft kostet es freilich nicht viel, sich über das Alles hinauszusetzen, sondern nur einen hohen Grad von Entschlossenheit, gewisse Rücksichten hintanzusetzen. In welchem Grade aber diese Entschlossenheit den Aposteln des Unglaubens eigen sey, beweist vielleicht das am besten, daß Herr v. Bohlen S. CLV. es wagt, unmittelbar nachdem er die vollständige Sanktion des Pentateuchs bis in die Zeiten kurz vor Christi Geburt herabgedrückt hat, unmittelbar darauf von den zu Christi Zeiten innerhalb des jüdischen Volkes bestehenden Sekten zu sprechen. Den Gedanken an deren Existenz müßte er in dieser Umgebung mit ängstlicher Sorgfalt dem Gemüthe des Lesers ferne zu halten suchen; hier umgekehrt an sie, ja daran ausdrücklich zu erinnern, daß von dieser Seite ein Einwurf hergenommen werden könnte, scheint mir eine in der That bewundernswürdige Keckheit" (S. 35. 36.). Doch der ganze Abschnitt ist höchst lesenswerth.

Die folgenden Anklagen beziehen sich darauf, daß die neueren Kritiker, während sie sich selbst fast Unfehlbarkeit und Allwissenheit zuschreiben, sich nicht entblöden, der Bibel die unglaublichste Bornirtheit zuzutrauen (S. 89.); ferner, daß sie sich zu ihrem Gegenstande ganz und gar äußerlich verhalten, so daß sie den fragenden Geist, der sinnig und gedankenvoll das Objekt zu durchdringen strebt, gar nicht kennen, sondern als die trotzigen, stolzen Geister in herrschsüchtigem Eifer sich über das Materiale hermachen, um diesem die Form oder Unform zu geben, in welcher es ihrer fixen Idee entspreche.

Von den Belegen zu dieser letzteren Anklage möge einer beispielsweise hier eine Stelle finden.

„Wir können dem Leser eine noch größere Überraschung bereiten, indem wir ihm die von Herrn Vatke S. 220. Anm. 3. vorgetragene höchst interessante Entdeckung mittheilen, daß „„die neueren Kritiker, wenn sie genöthigt sind, die Angaben des Pentateuchs über den Mosaischen Ursprung und die Mosaische Aufzeichnung der Gesetze für Fiktion anzusehen, sich auf das Beispiel des Jeremia berufen können."" Also — o höchste Höhe der Kritik! — die Bibel selbst Zeuge ihrer Unächtheit, ihrer Entstehung auf dem Wege der Schmuggelei und des Priesterbetrugs; die höhere Kritik dagegen auf positive Grundlage gebracht! O Zeit der Zeichen und der Wunder! Wem fallen da nicht die Worte des alten Fabeldichters aus jenem Liede vom Hute ein: Seht! ruft das Volk und taumelt vor Vergnügen, nun ist die Kunst erst hoch gestiegen! Herr v. Bohlen macht die Entdeckung, daß der Sabbath ursprünglich den biblischen Schriftstellern ein götzendienerischer, ketzerischer Gräuel sey. Herr Vatke beschenkt die höhere Kritik mit einem Schutzpatron, dem Heiligen und Propheten Jeremia als erstem höheren Kritiker! Aber — halt! In welche Verlegenheit gerathen wir, die wir aus Herrn v. Bohlen's Schule herkommen und dort so eben vernommen haben, daß „„der warme Patriot Jeremia und mit ihm ein Verein von Patrioten"" das Deuteronomium in majorem sive Dei sive ipsius gloriam fabricirt und untergeschoben habe, und nun zerrinnt uns dieses nach Herrn v. Bohlen's Darstellung so evidente Resultat unter den Händen, denn die noch funkelnagelneuere Kritik des noch schärfer sehenden Herrn Licent. Vatke hat eine Stelle aufgefunden, in welcher grade Jeremia gegen jenen „„warmen Patriotismus"" als wie gegen ein betrügerisches Treiben eifert! — Ja Eine, sage Eine Stelle hat Herr Vatke aufgebracht, welche diese kostbare Neuigkeit erhärten soll. Welche Stirne, mit einer einzigen Stelle in einem solch unerhörten Monstrum von Behauptung allem bisher Anerkannten, allem bisher Geahndeten auf so unerwartete Weise entgegen zu treten. — Wir müssen aber doch diese durch Herrn Vatke auf so traurige Weise merkwürdig gewordene Stelle selbst einsehen. Sie steht Jer. 8, 8., und lautet nach Herrn Vatke's eigener Übersetzung: „„Wie könnt ihr sagen: weise sind wir und das Gesetz Jehovah's kennen wir? Wahrlich zur Lüge macht es der Lügengriffel der Schreiber."" Ehe wir weiter sprechen, an jeden Unbefangenen die Bitte, vor Allem zu erwägen, welch ein salto mortale von dieser Stelle, man verstehe sie, wie man wolle; man verstehe sie immerhin von böslichen Verfälschungen und Entstellungen des Gesetzes durch die Abschreiber — zu dem Satze, der die Grundlage des Canons bildende Pentateuch sey das Produkt der hier gerügten verfälschenden Thätigkeit, und in jener Stelle bezeichne Jeremia den Pentateuch überhaupt, und so, wie wir ihn vor uns haben, als in betrüglicher Unterschiebung durch Priester damaliger Zeiten entstanden" (S. 116 ff.).

Hierauf geht der Verf. in eine genaue Erörterung der fraglichen Stelle ein, womit dem abentheuerlichen Einfalle des Gegners fast zu viel Ehre erwiesen wird.

Der Verf. erhebt später noch einige Anklagen, die mit den berührten in innigem Zusammenhange stehen, über die sich der geneigte Leser aus dem Buche selbst unterrichten wolle, von dem wir wünschen, daß es in die Hände recht vieler für die Wahrheit empfänglicher Jünglinge kommen möge. Ein so treues, ehrliches Bekenntniß zu Christo, wie diese Schrift es enthält, wird nicht ohne Segen bleiben können.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 21. April. № 32.

Über die Rechtfertigung und ihre richtige Stellung zur Heiligung mit Rücksicht auf Jakobus 2, 14 ff. und seinen scheinbaren Gegensatz zu Paulus.

(Schluß.)

Es ist aber eben so lächerlich, sich diesen Akt der Rechtfertigung so objektiv getrennt vorzustellen, als ob es ein bloßer Akt Gottes ohne reelle Beziehung auf den Menschen wäre.*) Der Mensch ist es ja, welcher, um Rechtfertigung zu erlangen, glaubt und im Glauben kommt und bittet; der Mensch ist's, der von Gott gerechtfertigt wird, dem Menschen schenkt er auf sein Bitten die Sündenschuld, den Menschen erklärt er für sünd- und schuldlos vor ihm. Dies kann ja nicht außer dem Menschen vorgehen, so daß dieser nichts wüßte, nichts erhielte, nichts empfände. Der Mensch tritt wirklich dadurch in die Gerechtigkeit ein, er hat das Zeugniß**) der Kindschaft in sich durch den heiligen Geist (der darum der Paraclet, Zusprecher, Tröster, Siegel und Unterpfand heißt) und fühlt den Frieden mit Gott. Röm. 8, 15., 5, 1.

Daß dies wörtliche Lehre der heiligen Schrift ist, darüber vergleiche einerseits Röm. 4, 7., 2 Cor. 5, 19. mit Röm. 3, 25., Eph. 1, 7., in welcher letzten Stelle sich das Conc. trid. sess. VI. c. 3. mit einem eingeschobenen et (Erlösung und Vergebung) helfen will; andererseits Röm. 4, 8.,***) 2 Cor, 5, 19.

Der Grund dieser Schuldlossprechung ist die von Christus für uns erworbene Gerechtigkeit, welche, im Glauben ergriffen, dem Sünder zugerechnet wird, so daß er neben der negativen auch eine positive Gerechtigkeit durch Zurechnung hat.†) 2 Cor. 5, 21., 4, 25. Daher geschieht sie ἐκ, διὰ πίστεως, und zwar ausschließlich, wie sich aus dem strengen Begriff der justificatio von selbst ergibt. Wenn aber die Katholische Kirche den Begriff der Rechtfertigung absichtlich erweitert, und sowohl die Heiligung als die Wiedergeburt mit darunter begreift,*) so könnte man ihr, so sehr es gegen die Bibel (vgl. u. A. 1 Cor. 1, 30.), wie gegen die Wissenschaft verstößt, diese Freiheit lassen; nur aber muß man sich gegen die Absicht dieser Vermischung entschieden verwahren, unvermerkt die Rechtfertigung auf die Heiligung zu bauen, ja diese jener unterzuschieben. Denn so wenig wir im protestantischen Lehrbegriff die Heiligung neben die Rechtfertigung, weder als ergänzendes Stück dieser, noch auch als etwas mit dieser gar nicht Zusammenhängendes, stellen, sondern den wesentlichen inneren Zusammenhang beider darin anerkennen und aussprechen, daß wir die Rechtfertigung nicht bloß als die wesentliche Voraussetzung, ja als den Anfang der Heiligung, sondern als die negative Seite derselben ansehen, so sehr müssen wir jede Vermischung, Verwechselung und Versetzung als unbiblisch und unwissenschaftlich zurückweisen.

Es ist wohl ohne Furcht vor Widerrede auszusprechen, daß die einzelnen Stufen der Heilsordnung nicht an einander gereihte Aggregate, sondern organisch verbundene, sich einander aufnehmende und fortleitende Glieder sind. Eben so unwidersprechlich ist, daß auf die Rechtfertigung die Heiligung des Lebens in der Wiedergeburt folgen müsse. Fassen wir nun aber den Begriff der Heiligung für sich, so besteht er offenbar zunächst eben so in der Hinwegnahme der Unheiligkeit (Sünde), als im Beginn und Wachsen des neuen Lebens und im neuen Leben; ja ohne das Erstere ist das Zweite ganz unmöglich und undenkbar. In diesem Sinne ist die Rechtfertigung, wie bereits bemerkt, die negative Seite der Heiligung, daher 1 Joh. 1, 9. das Vergeben zugleich als Reinigen gefaßt ist;**) und eben daß sie das ist, ist ihre stetige Verbindung mit der Heiligung, welcher gemäß der Gerechtfertigte auch der Geheiligte bleibt.

---

*) Diese Lächerlichkeit kann dem protestantischen Lehrbegriff nicht aufgebürdet werden. Schon die Apologie sagt unter Anderem: Ex his speramus satis intelligi posse, et quid sit fides, et quod cogamur *sentire*, quod fide justificemur etc. Außerdem ist solcher Vorwurf an sich schon durch die von den Protestanten gegen die Katholische Kirche in Schutz genommene Gewißheit der Gnade in der Rechtfertigung unmöglich gemacht.

**) Eben darum braucht der Mensch dies Zeugniß des heiligen Geistes, weil er ja nie und nirgend auf Erden aufhört, an sich ein Sünder zu seyn, d. h. gesündigt zu haben, also in seinem Seyn selbst ein solches Zeugniß nicht hat.

***) Olshausen bemerkt zu dieser Stelle, daß ἀφίεναι mehr im Neutestamentlichen Sinne „die reale Hinwegschaffung der Sünde bedeute, wenn auch nur eine allmählige." Diese Begriffsbestimmung hängt zwar mit dem Übrigen zusammen, ist aber ganz willkührlich. Vgl. Harleß Comm. zu Eph. 1, 7.

†) Gewöhnlich wird diese mit der Nichtanrechnung auf gleiche Linie gestellt. Buddeus (Inst. th. dogm. l. IV. c. IV. §. 21.) unterscheidet sie als den vorangehenden Grund. Nun ist richtig, daß die Gerechtigkeit Christi der vorangehende Grund der negativen Rechtfertigung ist; allein die Zurechnung dieser Gerechtigkeit, nachdem sie im Glauben ergriffen, constituirt wesentlich den Moment der Rechtfertigung als die positive Seite.

*) Conc. trid. sess. IV. c. 7. heißt es wörtlich: „Hanc dispositionem justificatio ipsa sequitur, quae non est sola peccatorum remissio, sed et sanctificatio et renovatio.

**) Vgl. auch Hebr. 13, 12., wo mit dem Blute Christi, das anderwärts zunächst mit der Vergebung der Sünde verbunden wird, die Heiligung verbunden ist; eben so 1 Cor. 6, 11.

ligte (wie Möhler a. O. S. 174. richtig angibt), aber nie der zu Rechtfertigende. Es ist auch in und mit der Rechtfertigung allerdings zugleich der Keim des neuen Lebens gelegt, und beginnt mit ihr zu pulsiren, aber es wäre durchaus die Sache verkehrt, die Rechtfertigung, weil sie negativer Anfang der Heiligung ist, auf diese zu basiren, und damit diese zum Anfang jener zu machen. Eben darin aber, daß dies negative Moment der Heiligung, das in der Rechtfertigung liegt, von den älteren Dogmatikern nicht festgehalten wurde, liegt die scheinbare Trennung und Zerstückelung beider, die ihnen nicht ganz mit Unrecht zum Vorwurf gemacht wird. Eben darin ferner ist auch die Rechtfertigung der Heiligung immanent, so wie auf der anderen Seite, wenn der Mensch durch neue Sünden sich verunreinigt hat, der Weg der Heiligung abermals durch die Rechtfertigung (als erste Reinigung in der Vergebung) geht.*) Die Rechtfertigung ist dadurch keineswegs ihrer Selbstständigkeit beraubt, so daß wir etwa in den entgegengesetzten Fehler fielen, und die justificatio unter der sanctificatio subsumirten, wie die Katholische Kirche die sanctificatio unter der justificatio. Es ist damit vielmehr nur ihre organische Verbindung ausgesprochen. Wohl aber möchten sich beide als zwei wesentlich integrirende Theile der regeneratio, nämlich als ihre beiden Hauptfaktoren herausstellen, und es ist daher eine nicht minder störende Verwechselung, wenn die regeneratio und sanctificatio oder renovatio promiscue gebraucht und nicht streng begrifflich geschieden werden.

Haben wir nun das Verhältniß der Rechtfertigung und Heiligung im Allgemeinen festgestellt, so gehen wir auf das Aneignungsmittel, und auf den eigentlichen Grund der Rechtfertigung, nämlich auf den Glauben ein, den wir bisher deshalb bei Seite ließen, weil wir daran die Erörterung über Jakobus und Paulus knüpfen wollen.

Daß die Gerechtigkeit oder Rechtfertigung aus dem Glauben komme, ist so deutlich in der heiligen Schrift ausgesprochen, daß es auch die Katholische Kirche nicht läugnen kann, aber desto geflissentlicher zu umgehen sucht. Es ist kein Zweifel, daß das Wort πίστις und πιστεύειν in verschiedener Bedeutung vorkomme; aber daraus geht nur hervor, daß — da es doch an bestimmten Stellen seine bestimmte Bedeutung haben muß — man eben die Bedeutung festhalten muß, welche demselben für die Rechtfertigung gegeben ist. Hier treten uns aber folgende Bestimmungen entschieden entgegen, erstlich, daß wo dem Glauben die Rechtfertigung zugeschrieben wird, er den Werken entgegengesetzt wird (Gal. 2—4., Röm. 3 u. 5. u. v. a.), sodann daß er als das das Verdienst Christi ergreifende Mittel dargestellt wird, und nur sofern er dies in sich hat, nach dem Sinn des N. T. rechtfertigend genannt wird**) (Röm. 3, 24. 25., 5, 19., 2 Cor. 5, 21.,

*) Man kann in dieser Beziehung wohl eine allgemeine Rechtfertigung von einer speciellen unterscheiden, s. Olshausen Röm. 4, 3—5. S. 164. Daß die justificatio prima und secunda der Katholischen Kirche etwas Anderes sey, glauben wir kaum erwähnen zu dürfen.

**) Daher heißt es ἐκ πίστεως bezüglich seines Inhalts; διὰ πίστ. bezüglich seiner, als Mittel. Eben so vom Gesetz und seinen Werken ἐξ ἔργων, ἐκ νόμου, nie aber δι' ἔργων.

Phil. 3, 9. Im Ersteren liegt das (Röm 3, 28. enthaltene) vielbesprochene und vom Tridentiner Concil mit dem Anathema belegte *sola* fide. *) Im Zweiten liegt, daß es nicht das Glauben selbst ist, welches die Gerechtigkeit schafft oder verdient, sondern sein Inhalt (1 Cor. 1, 30.), oder nach altdogmatischem Sprachgebrauch, daß der Glaube weder sey causa impulsiva interna, das ist die Gnade Gottes, noch c. imp. externa et meritoria, das ist Christus mit seinem Verdienst, sondern causa instrumentalis.**) Indem aber hiemit der Glaube als ein solcher bestimmt ist, der die Gnade Gottes in Christo ergreift, tritt er eben in seiner vollständigen Gestalt auf, nach welcher er a) weder bloße historische Notiz (der Glaube der Teufel bei Jak. 2.) oder selbst auch bloße Erkenntniß, b) noch bloße Anerkennung, Zustimmung (Glaube im katholischen Sinn), Beifall, noch c) auch bloßes Vertrauen ist, sondern eben dieses Dreifache zugleich. Wenn daher das Conc. trid. sess. VI. can. 12. denjenigen anathematisirt, welcher behauptet, der Glaube bestehe bloß im Vertrauen, und daß es eben nur dies Vertrauen sey, welches rechtfertige, so trifft dies Anathema die protestantische Lehre insofern nicht, als sie im Glauben zugleich die Momente des Beifalls und der Erkenntniß wesentlich setzt; daß aber demungeachtet grade die fiducia das wichtigste Moment sey, ohne welches der Glaube nicht rechtfertigt, das beweist indirekt die Katholische Kirche selbst, indem sie dem Glauben, nach ihrem Begriff (nämlich als bloßem assensus), die rechtfertigende Kraft abspricht. — Wenn ferner dasselbe Concil can. 9., wie schon erwähnt, die justif. *sola fide* gleichfalls verdammt, so trifft auch das unsere Kirchenlehre nicht, da es einen anderen Glauben und eine andere Rechtfertigung voraussetzt und im Sinne hat, als wir lehren. Nach katholischem Sinn ist der Glaube bloßer assensus (Bellarmin de just. l. 1. c. IV.); „die Anerkennung der in Christo geoffenbarten Wahrheiten und besonders der Sündenvergebung in ihm," definirt Möhler S. 168. Daß dieser (katholische) Glaube nicht rechtfertigen kann, wird Niemand zweifeln. Und da sie unter Rechtfertigung zugleich die Heiligung und Erneuerung verstehen, so reicht natürlich dieser Glaube um so weniger aus, und es ist kein Wunder, wenn sie daher zum Glauben noch die charitas stoßen lassen, um daraus einen Glauben zu formiren (die fides cha-

*) Der Sinn von Röm. 3, 28. (vgl. Gal. 2, 16., wo die Vulgata non nisi hat) ist so wenig zu verkennen, daß auch Möhler einen Versuch macht, die katholische Lehre damit in Einklang zu bringen, indem er objektiv die ganze Gnadenanstalt, im Gegensatz zum Gesetz und subjektiv die Totalität des ganzen Lebens, natürlich incl. die Werke, als die sola fides auffaßt! s. dessen Symb. S. 184.

**) Genauer wird er bestimmt als organon ληπτικόν gegenüber den Sakramenten als org. δοτικά. — Qui bene distinguit, bene intelligit. Wenn die alten Dogmatiker durch das Erstere ermüden, so geben sie im Zweiten eine Entschädigung, deren Mangel bei den neueren bisweilen das Erstere wünschen läßt.

ritate formata), der einigermaßen*) ausreichen möchte. Gegen diesen mit der Liebe vereinigten Glauben hat die Protestantische Kirche so wenig etwas, daß sie vielmehr nur ihn für den wahren erkennt.**) Aber entschieden weist sie den Einfluß der Liebe und ihrer Thätigkeit im Glauben auf die Rechtfertigung zurück; weil beides, wie die Katholiken nicht läugnen werden, der Heiligung angehört, die Heiligung aber der Rechtfertigung nicht vorangeht. — Doch wir wollen auf diese Gegensätze beider Kirchen nicht weiter eingehen, da sie in neuester Zeit reichlich beleuchtet worden sind; sondern unser Augenmerk noch hauptsächlich auf den Einwand richten, der aus der heiligen Schrift selbst genommen ist, und als Widerspruch eines Apostels aufzutreten scheint.

Wenn nämlich der Apostel Paulus ganz entschieden alles Verdienst von Seiten des Menschen bei seiner Rechtfertigung ausschließt, und durchaus keinen Einfluß der Werke auf sie zuläßt (Röm. 3, 24., Eph. 2, 8. 9., 1, 6. 8., 2 Tim. 1, 9., Röm. 4, 1., 11, 6.), somit dem Glauben allein die Rechtfertigung zuschreibt (Röm. 3, 28., Gal. 2, 16.), und sich dabei insbesondere auf das Beispiel Abraham's beruft (Röm. 4.), so scheint ihm der Apostel Jakobus wörtlich zu widersprechen, der, sich auf dasselbe Beispiel Abraham's berufend, C. 2, 24. sagt: So seht ihr nun, daß der Mensch aus den Werken gerechtfertigt wird, nicht aus dem Glauben allein. Es ist nicht zu zweifeln, daß ein solcher Widerspruch gar manchen Leser der Schrift bedenklich und an der Lehre Pauli zweifelhaft machen kann. Andererseits aber, wollte er sich der Lehre des Jakobus hingeben, würde ihn eben so wieder Paulus bedenklich und zweifelhaft machen. Schon daraus läßt sich vorläufig von jedem Leser präsumiren, daß, da beide Apostel gleiche göttliche Auctorität für sich haben, eine Ausgleichung und Zusammenstimmung nothwendigerweise möglich seyn müsse. Indeß wird die Größe des Widerspruchs schon dadurch bedeutend gemindert, wenn man neben diesen scheinbar ausschließenden Aussprüchen die sonstige Übereinstimmung beider in's Auge faßt. Denn

a) Der Apostel Jakobus bekämpft einen Glauben, der nicht in der Liebe thätig ist. Dasselbe thut auch Paulus (Gal. 5, 6., 1 Cor. 13, 2., Röm. 6, 1. 2.). Hier ist also an sich kein Widerspruch.

b) Paulus sagt: Abraham hat Gott geglaubt, und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet (Röm. 4, 3.). Dasselbe sagt wörtlich Jakobus 2, 23.: „Und ist die Schrift erfüllt, die da spricht: Abraham hat Gott geglaubt, und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet."

c) Jakobus behauptet, daß der Glaube den,***) der zwar sagt, er habe den Glauben, hat aber die Werke nicht, nicht selig machen könne, 2, 14., und beweist dies aus dem Wesen des Glaubens, welcher eben damit aufgehört habe, Glaube zu seyn, er sey todt, V. 17., wie der Mensch nicht mehr Mensch ist, wenn der Geist gewichen, V. 26. — Hätte einer zu Paulus so gesprochen, er würde ebenfalls (s. a.) nicht anders gesprochen haben. Daraus folgt,

d) daß Jakobus keineswegs den Glauben, dem Paulus die Rechtfertigung zuschreibt, bekämpft, so wenig als Paulus den von Jakobus bekämpften Glauben für den rechten und rechtfertigenden hält.

Wenn wir nun diese Übereinstimmung in den Hauptsätzen beachten, so kann schon nicht mehr von einem Widerspruch, sondern höchstens von einer Differenz der Anwendung gleicher Grundsätze, herbeigeführt durch verschiedene Verhältnisse und gegründet in dem verschiedenen Gesichtspunkt, von welchem aus ein und derselbe Gegenstand behandelt wird, die Rede seyn.

Es liegt nämlich eben so in der Natur des sündigen Menschen, daß er seinen Werken trauend, der Gnade entbehren zu können meint, als er, von der anderen Seite sich auf die Gnade verlassend, der Werke, des heiligen Lebens sich überhebt. Daraus ist klar, wie die heilige Schrift von diesen zwei Seiten dem Menschen entgegentreten muß. Aber so wie es in beiden Seiten dieselbe menschliche Natur ist, so ist es auch dieselbe eine göttliche Wahrheit, welche zweiseitig entgegentritt, und sich so als das zweischneidige Schwerdt beweist. Paulus und Jakobus treten nun als diese zwei Schneiden repräsentirend auf. Paulus hat Leute vor sich, welche um ihrer Abstammung, um ihres Gesetzes, um ihrer Werke willen vor Gott bestehen und des Glaubens an Jesum entbehren zu können meinen, indem sie eine Gesetzesgerechtigkeit geltend machen wollten. Er spricht also auch für noch nicht Gläubige. Jakobus hat Leute im Gedanken, die bereits zum christlichen Coetus gehörten, aber einen falschen Glauben mitbrachten, bei dem sie ohne Lebensheiligung dahinleben wollten, und sich doch für gerechtfertigt und der Seligkeit gewiß hielten. So wie nun Paulus im negativen Theil seiner Polemik gegen die Nichtigkeit der vermeintlichen Gesetzesgerechtigkeit seiner Leser kämpfen mußte, so mußte Jakobus gegen die vermeintliche Glaubensgerechtigkeit seiner Leser kämpfen. Jakobus verwirft aber keineswegs die Glaubensgerechtigkeit schlechthin (V. 23.), sondern nur die falsche, eingebildete. — Der Apostel Paulus mußte seinen Lesern erst die Wahrheit, daß der Mensch aus dem Glauben gerecht werde, lehren und begründen, er mußte die rechtfertigende Kraft des Glaubens nachweisen. Den Lesern des Jakobus dagegen stand diese Wahrheit fest, bei ihm können wir also keine eigentliche Theorie der Rechtfertigung suchen. Wenn nun aber Paulus den Akt der Rechtfertigung selbst vor Augen hat, und nun das rechtfertigende Moment des Glaubens hervorheben muß, so mußte dagegen Jakobus seinem Zweck gemäß, da er die rechtfertigende Kraft des rechten Glaubens durchaus nicht läugnet, nur der falschen Ansicht derer entgegentreten, welche diese Kraft einem Glauben zuschrieben, der nicht der rechtfertigende, wahre ist. Er

*) Einigermaßen; denn grade die zur fides gestoßene charitas als Bedingung ist es, welche die Gewißheit der Rechtfertigung raubt, und den Glauben nicht zu einer gewissen Zuversicht (Hebr. 11, 1.) für's ganze Leben werden läßt.

**) Während das Conc. trid. can. 28. sess. VI. eine fides *vera* behauptet, auch wenn sie nicht *viva* ist!

***) Αὐτόν ist hervorzuheben, diesen = einen solchen Menschen.

wollte sie überzeugen, daß sie sich mit Unrecht als gerechtfertigt ansähen; und dies konnte er nur dadurch, daß er ihnen nachwies, wie der falsche und wie der rechtfertigende Glaube beschaffen ist. Das Erstere thut er V. 14—20., wobei er sie namentlich auf den Glauben der Teufel hinweist, der auch ein solcher nichtiger Glaube sey; das Zweite V. 21—23. durch das Beispiel Abraham's, indem er ihnen die Beschaffenheit seines Glaubens beschreibt und nun schließt, daß nur bei solcher Beschaffenheit der Glaube ein zurechnungsfähiger sey, und daß sie sich mithin bei ihrem falschen Glauben nicht auf Abraham's Beispiel berufen könnten. Eben weil und sofern Jakobus nicht eigentlich den Akt der Rechtfertigung vor Gott im Auge hat, sondern vielmehr das Glaubensleben, die Totalität des Zustandes eines Gerechtfertigten oder auch zu Rechtfertigenden, hat er auch Recht, wenn er sagt, daß Abraham sey aus den Werken gerechtfertigt worden, sofern nämlich die Werke der Beweis des Glaubens gewesen, er somit nicht gerechtfertigt worden wäre, wenn er nicht gehorcht, das Werk nicht gethan, mit anderen Worten, wenn er nicht einen solchen Glauben gehabt hätte, der solche Werke in und bei sich hat. Absichtlich aber limitirt Jakobus sogleich diesen allgemeinen Ausspruch über Abraham durch die folgenden Verse, indem er V. 22. hinzufügt, daß dies Werk ein Glaubenswerk gewesen, und daß die Werke die Vollendung des Glaubens bewiesen, aber doch nur der Glaube angerechnet worden sey, V. 23. Jakobus würde auch der von ihm citirten Schrift A. T. gradezu widersprochen haben, wenn er die Rechtfertigung Abraham's als durch die Aufopferung Isaak's, wovon er V. 21. redet, bedingt und durch sie bewirkt beschriebe, da 1 Mos. 15, 6. (welche Stelle er citirt) Abraham noch nicht einmal einen Sohn hatte. Zum klaren Beweis, daß zwar der Glaube das Werk wirkt, aber im Akt der Rechtfertigung gar nicht beachtet wird, ja nicht einmal faktisch dabei zu seyn braucht.

Wenn nun Paulus sagt: durch den Glauben allein, ohne des Gesetzes Werk, werde der Mensch gerecht, und doch entschiedenermaßen keinen Glauben kennt, der ohne Werke wäre, so sagt er nur, daß die Werke nicht die rechtfertigende Kraft seyen. Wenn dagegen Jakobus sagt, so siehst du, daß der Mensch durch die Werke gerecht werde, nicht durch den Glauben allein, so will er sagen, daß der Glaube, welcher rechtfertigt und wenn er rechtfertigt, nicht und niemals ohne Werke ist und seyn kann; daß also auch im Augenblick der Rechtfertigung kein Mensch gedacht werden könne, der einen rechtfertigenden Glauben hätte ohne Werke, so daß der Glaube ein leeres Wort wäre, und daß darum eben auch der Glaube nur dann ein rechter, vollkommener und rechtfertigender sey, wenn er nicht ohne Werke ist.*)

*) Es möchte nicht überflüssig seyn, darauf aufmerksam zu machen, daß wenn von Werken des Glaubens, vom lebendigen Glauben ꝛc. die Rede ist, nicht bloß an einzelne Handlungen, äußerliche Thaten zu denken, sondern auf die innerste Lebenskraft und erste Regung und Bewegung, ja auf die Potenz und den Keim im Glauben, auf Willen und Gesinnung zurückzugehen ist, wonach ein Werk, ohne noch geschehen zu seyn, im Glauben bereits als vorhanden betrachtet werden kann.

Man könnte es sich etwa durch folgendes Gleichniß klar machen. Was ist das eigentlich Schneidende am Messer? Antwort: Die Schärfe, die Schneide. Und doch läßt sich solche Schneide nicht denken ohne die Klinge, und kein Gebrauch ohne Heft; und wer damit schneiden will, schneidet nicht mit der Schneide allein, sondern mit dem ganzen Messer. Wenn nun Paulus erörtern will, was das eigentlich Schneidende ist, so ist's allerdings die Schneide allein, ohne Rücksicht auf Klinge und Heft. Wenn dagegen Jakobus zeigen will, wie die Schneide schneidet, oder vielmehr, wie das ganze Ding beschaffen seyn muß, so sagt er mit Recht, ohne Klinge ist die Schneide nicht vorhanden, ist ein leeres Wort; und eine Schneide ohne Klinge ist ein Glaube ohne Leben, ohne Werke! —

Blicken wir nun wieder zurück auf unsere protestantische Kirchenlehre, so finden wir in ihr denselben Widerspruch ausgeglichen. Denn wie Jakobus und Paulus einen liebethätigen lebendigen Glauben verlangen, ja keinen anderen rechtfertigenden Glauben kennen als ihn, und jeden anderen als todt ansehen, eben so die protestantische Kirchenlehre, vgl. Form. conc. epit. S. 586.: „Der wahre Glaube ist nie allein, daß er nicht Liebe und Hoffnung bei sich hätte —"; während die Katholische Kirche, wie schon erwähnt, einen Glauben als wahren annimmt, wenn er auch nicht lebendig ist, und daher behauptet, daß der Glaube mit Todsünde zusammen bestehen könne, und die Gläubigen Ehebrecher und Hurer, Diebe und Mörder seyn können, ohne aufzuhören, Gläubige zu seyn. (Conc. trid. sess. VI. cap. 15.) Aber so wie Jakobus, nachdem er den Glauben Abraham's als den lebendigen und thätigen beschrieben, dennoch V. 23. nur den Glauben zur Gerechtigkeit angerechnet werden läßt; so lehren auch wir, mit Paulus, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werk allein durch den Glauben.

Die scheinbarste Einwendung gegen diese Lehre, die sich als Syllogismus so gestaltet: Wir werden gerecht durch den Glauben allein ohne Werke, — nun ist aber der Glaube ohne Werke todt — ergo werden wir durch den todten Glauben gerecht — stellt sich sofort darin als Trugschluß dar, daß im ersten Glied nicht von der Beschaffenheit des Glaubens gesprochen, und das: ohne Werke auf das gerecht werden bezogen wird, im Minor dagegen die Beschaffenheit des Glaubens untergeschoben und das ohne Werke eigenschaftlich auf den Glauben für sich bezogen wird. Wenn nämlich gesagt wird: wir werden gerecht durch den Glauben allein ohne die Werke, so ist damit nicht gesagt, daß der Glaube keine Werke habe oder haben solle, oder daß der Glaube, welcher keine Werke hat, rechtfertige; sondern nur, daß die Werke nicht zur Rechtfertigung concurriren, daß die rechtfertigende Kraft nur im Glauben selbst, nicht in den Werken liege.

Dagegen fällt es in die Augen, wie die Katholische Kirche durch ihren Begriff des Glaubens nicht nur mit Paulus, sondern selbst mit Jakobus im Widerspruch steht. Mit Paulus, indem sie die Rechtfertigung aus dem Glauben läugnet; mit Jakobus, indem sie einen Glauben anerkennt, der, wenn er auch nicht lebendig ist, doch der wahre seyn soll.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 25. April. № 33.

Lesefrüchte.

Die Rückbildung des Christenthums zur Religion Ammon's.

Die zweite Ausgabe der sogenannten Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion von Dr. Ammon ist mit der Erscheinung des dritten Bandes vollendet. Wie war es möglich, daß ein solches Werk, unerachtet des jedem unterrichteten Manne unverkennbaren Rückschritts in die herrschende Theologie verflossener Decennien, zwei Auflagen erleben konnte? wird Mancher fragen, und aus diesem Umstande selbst vielleicht das Vorurtheil ziehen, als müsse doch etwas Besonderes an dem Buche seyn. Allein dies ist eine Täuschung. Das größere Interesse, was gegenwärtig Werke finden, die das alte Christenthum bestreiten, hat nicht in ihnen — denn in ihrer Negativität bieten sie weder etwas Positives, noch etwas Neues, das Herzen ergreifen könnte — sondern darin seinen Grund, daß jenes alte Christenthum, lange verachtet, verkannt und fast vergessen, wieder auferstanden ist und immer entschiedener wieder den Anspruch macht, göttliche, heilige Wahrheit zu seyn, welche die Welt straft um der Sünde, um der Gerechtigkeit und um des Gerichtes willen, und so als das Schwerdt des Geistes Christi von neuem sich bewährt. Daß Welt und Fleisch dieses strafende, dieses heilsam züchtigende Schwerdt nicht leiden, nicht ausstehen mag, weil es ihre Gerechtigkeit zu nichte und allen ihren Ruhm eitel macht, weil es sie zur Erkenntniß und Bekenntniß der Sünde, zur Buße und Bekehrung treibt, ist eine uralte Erfahrung, und von Christo selbst, der erst nach jenem Schwerdte den Frieden bringt, so bestimmt hervorgehoben, daß, wer sich darüber wundert, das Evangelium nicht versteht. So wie daher das Christenthum in seinem nothwendigen Widerspruche nicht bloß gegen die ungerechte, sondern vornehmlich auch gegen die selbstgerechte Welt irgendwo mit Entschiedenheit hervortritt, alsbald erhebt auch die in ihrer Sicherheit beunruhigte, in ihrem Dünkel verletzte Welt mit steigendem Interesse Widerspruch gegen dasselbe, und greift rechts und links nach Feigenblättern und Zeitblättern, ihre Blöße zu bedecken, ja ergreift selbst dicke Bücher beifällig, wenn sie ihr gegen die Unruhe helfen, welche der alte Christenglaube ihr macht, wo er von neuem als Wahrheit laut wird und gegen sie zeuget. Wäre letzteres nicht der Fall, so würde ein Buch wie das Ammonsche mit Gleichgültigkeit angesehen werden, weil keine inneren Gründe, keine neuen Resultate, kein Fortschritt der Forschung ihm irgend einen besonderen Werth geben. Der Titel lügt, wenn er das Werk eine Fortbildung nennt; es ist eine Rückbildung, ein Rückschritt in das Mittelalter des Herrn Dr. Ammon, eine crambe recocta aus der Zeit vor 1817, ja noch mehr, es ist ein Rückschritt in's siebzehnte, ja in's sechszehnte Jahrhundert; denn es wird Th. 3. S. 195 f. deutlich genug angedeutet, daß es eben nur eine offenbar gewordene Frucht des in neuerer Zeit „allgemein gewordenen Krypto-Socinianismus" ist. So bekennt sich also jetzt der Dresdensche Ober-Hofprediger, der Nachfolger Reinhard's im Mutterlande der Evangelischen Kirche, zur Sekte der Socinianer, und will die christliche Kirche in diese alte, dürftige Sekte hinein fortbilden. Doch nein, sein Glaube ist noch dünner, noch ärmer als der der Socinianer; er ist eben nur der subjektive Rationalismus, nur die, den Socinianern nicht bloß nachgemachte, sondern auch selbstgemachte Religion des Herrn Dr. Ammon, und statt diese nun aus ihrer nebulosen Unbestimmtheit zur gediegenen Bestimmtheit des positiven Christenthums hinaufzubilden, will er vielmehr dieses zu jener herunterbilden, und so statt sich nach dem Christenthume, dieses nach ihm vervollkommnen, wobei es freilich zu kurz kommen muß. Wenn dabei die Religion Ammon's die Weltreligion genannt wird, so steckt hinter der eitlen Prätention dieses Titels doch das Wahre, daß sie allerdings nicht vom Geiste Gottes, sondern vom Geiste der Welt eingegeben ist, weshalb auch die Welt das Ihre lieb hat.

Von der wissenschaftlichen Werthlosigkeit dieses Werkes gibt der vorliegende dritte Theil desselben besonders durch eine darin enthaltene Kritik der Augsburgischen Confession Zeugniß. Diese Kritik beweist es recht auffallend, wie Jemand ein Gelehrter seyn und doch von dem, was er beurtheilt, keine Wissenschaft haben kann. Der Lehrbegriff der Evangelisch-Lutherischen Kirche ist dem Herrn Dr. Ammon, obwohl er deren Diener ist oder seyn sollte, ganz unverstanden geblieben. Was kann unevangelischer seyn, als seine Vorstellungen von der Erbsünde, die durch einen natürlichen Antagonismus und Dualismus, welchen er annimmt, recht eigentlich manichäisiren, während nur, wer die Schriften Augustin's und der Reformatoren nicht gelesen, ihrer Lehre von der Sünde Manichäismus aufbürden kann. Welchen Begriff von der Rechtfertigung und dem rechtfertigenden Glauben muß der haben, welcher sagen kann, „durch die Beschränkung der mitgetheilten Wohlthat auf den Glauben wurde diese Heilslehre zu einseitig auf das Gebiet der Spekulation versetzt." Herr Dr. Ammon liebt es Idee zu nennen, was ein bloßes Schemen der Abstraktion ist, worin er die concrete Wahrheit der Person und des Werkes Christi, d. h. die wahre Vereinigung der Gottheit mit der Menschheit in ihm und durch ihn auflöst; denn also äußert er sich über den dritten Artikel der Augsburgischen Confession: „er stellt eine Reihe von Dogmen thatsächlich und persönlich dar, die sich nun in

das höhere Licht der Idee aufgelöst haben," S. 121. Das heißt die Erlösung in eine Auflösung verwandeln und darin besteht der ganze Prozeß der Fortbildung des Christenthums zur Weltreligion; er ist eine Auflösung desselben nicht in Licht, sondern in Dunkel.

Stabilität und Sterilität des Rationalismus.

Wer die Aufsätze des Herrn Dr. Bretschneider in der Allg. Kirchenzeitung, deren Haupt-Redakteur er ist, in den letzten Jahren gelesen, muß bemerkt haben, daß sich darin nichts weniger als Perfektibilität und Produktivität zu erkennen gibt, sondern daß sie dasselbe vielmal schon ausgedroschene Stroh immer wieder von neuem dreschen. Nur in einem scheint der Vers. zuzunehmen, das ist ein steigendes Pflegma, womit er vorwärts und rückwärts in die bewegte Zeit hineinblickt, und ohne auf das Sturmgeräusch ihrer Bewegung, ja ohne auf irgend eine Einrede zu achten, immer wieder seine matte Rede an sie wiederholt. Der Aufsatz „über die Zukunft der Evangelischen Kirche mit einem Rückblick in die Vergangenheit" im diesjährigen Januarheft jener Zeitung, gibt davon Zeugniß. O wie gut, wie gefahr- und sorglos steht alles in der Kirche nach dem Urtheil jenes Mannes, wie können da alle Wächter schlafen! Da ist nichts zu besorgen von Verfall aller Kirchenzucht, und der Unglaube, den „Niemand mehr beklagte" aber auch Niemand mehr bekämpfte als Luther, der „mag uns gar nicht beunruhigen." Freidenker oder Freigeister schaden nichts. „So wenig der geistreiche Voltaire dem Christenthum Schaden gebracht hat, so wenig wird dies geschehen von dem sogenannten jungen Deutschland." Auch mit der Hegelschen Philosophie, die noch im vorigen Jahre von Bretschneider als der Antichrist bezeichnet wurde, hat es keine Noth. Besonders aber ist der Sächsische Rationalismus ganz unschuldig und unschädlich; ja es ist ein wahres Verdienst desselben, daß er die Verbindlichkeit der symbolischen Bücher aufhebt und den Religionseid zur leeren Formel macht. Sie sind ja überhaupt keine Lehrvorschriften, sondern nur Bekenntnisse, welche ohnedem durch die Schließung der Union (von der übrigens bis jetzt in Gotha unseres Wissens keine Rede gewesen) ausgeschlossen sind. Abgesehen von der letzteren in diesen Blättern schon oft widerlegten Unwahrheit, scheint Herr Dr. Bretschneider ganz zu vergessen, daß die Verbindlichkeit der symbolischen Schriften eben nur darauf ruht, daß sie Bekenntnisse eines bestimmten Glaubens sind, dessen Bekenner eine Confession oder eine kirchliche Glaubensgemeinschaft bilden, von welcher Jeder selbst sich absondert, der eines anderen Bekenntnisses ist, und darum am wenigsten das Amt eines öffentlichen Bekenners oder Predigers in jener Confession führen kann. Der Religionseid ist nichts Anderes als ein Bekenntniß, als eine feierlich verbürgte Einstimmung eines berufenen Kirchendieners in das Bekenntniß der Kirche, deren öffentlicher amtlicher Bekenner er werden soll. Wenn Herr Dr. Bretschneider sich dieses seines Eides selbst entbunden, so ist auch seine Gemeinde nicht mehr an ihn gebunden, und eben so wenig die Obrigkeit, der er mindestens schuldig ist, sein neues Bekenntniß zur Anerkennung vorzulegen, weil unter dem unbestimmten Vorgeben, sich nur an die Schrift zu halten, wenn nicht zugleich deren Glaubensinhalt in ein bestimmtes Bekenntniß gefaßt wird, auch die erbärmlichste Sekte sich verstecken kann. Daß mehrere Hauptartikel des evangelischen Bekenntnisses nicht in der Schrift gegründet seyen, ist bloß eine auf den rationalistischen Vorurtheilen des Herrn Dr. Bretschneider beruhende Versicherung ohne Wahrheit. Von den Fortschritten der Wissenschaft sollte der am wenigsten reden, der als Theologe so sehr darin zurückgeblieben ist wie die gegenwärtigen Hauptwortführer der Allgemeinen Kirchenzeitung Bretschneider und Paulus.

Nachrichten.

(Holland.) Eine der bedeutendsten Schriften, in Sachen der Separirten in Holland erschienen, ist unstreitig die des Herrn G. Groen van Prinsterer, früheren Geheim-Sekretärs Sr. Majestät des Königs der Niederlande; eines Mannes, der durch seine historischen Arbeiten auch in Deutschland bekannt, und „dessen Charakter, wie selbst seine Gegner zugestehen, über jeden Tadel erhaben ist" (Leo). Sie erschien im Laufe des vorigen Jahres unter dem Titel: Die Maaßregeln gegen die Separirten am Staatsrecht geprüft; Leiden, S. und J. Luchtmans, und erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen. Es wird eine ausführlichere Darlegung ihres Inhaltes, wie sie hier folgt, bei der steigenden Theilnahme, welche die Holländisch-kirchlichen Verhältnisse unter uns finden, nicht unerwünscht seyn.

„Seit geraumer Zeit," so beginnt unser Vers., „hört man in den Niederlanden von gerichtlichen Vorladungen sprechen, von Geldbuße und Gefängnißstrafe, von Einquartirung, von Anschreiben, mit außerordentlicher Schärfe verfaßt;*) und dies Alles ist gegen eine Klasse von Eingesessenen gerichtet, gegen die reformirten Christen, die sich von

---

*) Folgendes sind die vornehmsten Beschwerden der Separirten, ausgezogen aus den Berichten ihrer Monatsschrift: Die Reformation. Falls sie nicht wahr oder übertrieben wären, würde dieselbe, so dünkt uns, schon lange von Seiten des öffentlichen Ministeriums eine Verfolgung erfahren und allerdings auch verdient haben.

a) Verurtheilung durch die Gerichte zu Buße und Gefängnißstrafe. Die meisten Gerichte verurtheilen; die Verurtheilungen sind bereits unzählbar. In Friesland betrugen die Bußen, bereits im Februar 1837, 6860 Gulden.

b) Strenge in der Weise der Vollstreckung der Urtheile. Bei Unvermögenden verkauft man Hausrath, Kleider und Kinderzeug. Zu Onkerk hat man die Frau eines Verurtheilten gezwungen, einen Rock auszuziehen, der darauf verkauft worden. — Der Verkauf geschieht am Sonntag, um den Wiedereinkauf zu verhindern. Einem Separirten wird jeder Besuch im Gefängniß verweigert.

c) Gewaltthätiges Auseinandertreiben der Versammlungen. Der Beispiele sind viele; mehrmalen hatten Mißhandlungen und Verwundungen statt; noch am Osterfountag zu Amsterdam.

d) Einquartirungen. In vielen Gemeinden wurde ausschließend bei den Separirten Militär eingelegt; in einem Hause sechs, zwölf und mehr Soldaten; bei einem Manne zu Osterwolde ein und dreißig Gemeine und ein Offizier. Die Reklamationen, die Eingaben um Schadenvergütung blieben unbeantwortet. Brodtmangel ist das Loos Vieler geworden.

e) Mißhandlungen durch den Pöbel. Die Polizei verweigert Beschirmung. — Bei Rhenen ist ein Haus, während darin Gottesdienst gehalten wurde, in Brand gesteckt.

f) Verfolgung, selbst da, wo durch die Gerichte freigesprochen wurde. — Selbst da findet Einquartirung statt.

Anmerk. des Vers.

der im Jahr 1816 gestifteten Kirchengesellschaft getrennt haben." Natürlich, daß hiebei manch Einer theilnehmend fragt, was haben sie Strafwürdiges gethan? Auch er habe sich diese Frage beständig vorgelegt, und sey immer mehr in der Überzeugung bestärkt worden, es müsse ihnen die Befugniß, Gott nach ihrem Gewissen zu dienen, nicht bestritten werden. Nach drei Jahren Wartens dürfe er bei dieser Überzeugung keinen Anstand nehmen, ein Wort zu ihren Gunsten vorzubringen, weder weil er die Trennung nicht gutheiße, noch weil er an den Separirten Mängel finde. „Hält man Gerechtigkeit hoch, so muß ja doch, ohne Ansehn der Person, das Recht für Alle da seyn. — Auch gibt es Zeiten und Verhältnisse, in denen Schweigen eine Art von Mitverschuldung wird." Dieser insbesondere möchte er sich entziehen, und fühle sich aus Liebe zum Vaterlande, aus Anhänglichkeit an dessen Regierung, so wie aus einem Gefühl von Billigkeit und Recht gedrungen, öffentlich zu bezeugen, daß er das baldige Aufhören aller Verfolgung für wünschenswerth halte.

Nach solchem Eingang handelt der Verf. nun:

1. von den Ursachen der Unruhe in der Reformirten Kirche,
2. von der Weise, in der sich der Separatismus aus der Unruhe entwickelt hat, und endlich
3. von dem Unpolitischen und besonders Unrechtmäßigen der Verfolgung.

1. Die Ursache der Unruhe in der Reformirten Kirche sey leicht zu entdecken. „Es ist die Unvereinbarkeit desjenigen, was zu ihrem Wesen gehört, mit den Verordnungen und Gesetzen, durch welche man, besonders in und nach 1815, falsche Principien auf sie angewendet hat;" jene falsche Principien, welche die Revolution von 1789 zu Wege gebracht haben, und durch welche die Politik, als das revolutionäre Kaiserreich gefallen war, beim Ordnen der wichtigsten Gegenstände geleitet wurde. — Die Reformirte Kirche Hollands oder lieber die christliche Kirche habe jene Anwendung erfahren, a) als bei der Einführung des Grundgesetzes die Gleichstellung der Gottesdienste proklamirt wurde. Der Vorrang des Christenthums, die pflichtmäßige Unterwerfung unter das Evangelium sey im Grundgesetz zwar nicht gradezu ausgeschlossen, aber wenn man frage, nicht wie das Grundgesetz ausgelegt werden könne, sondern welches die eigentliche Meinung derer gewesen, die es entworfen haben, so müsse man sagen: das Grundgesetz habe weder Unterwerfung unter das Evangelium, noch bloße evangelische Verträglichkeit bezweckt; im Gegentheil, Trennung von Kirche und Staat, so daß das Christenthum, bei der Regierung auf eine Linie mit den falschen Gottesdiensten gestellt, weit entfernt, verbindend zu seyn, nicht länger als Richtschnur der Staatsverwaltung befolgt werden möge. Solche Gleichstellung sey, wie man in Frankreich mit Recht angemerkt hat, das Gotteslästerische des Gesetzes, Verwerfung des Evangeliums — das zu verkündigen ein Jeder in seinem Stande und Kreise gehalten ist, Verwerfung von Gottes ausdrücklichem Willen, für dessen Befolgung Fürsten und Völker eben so sehr, wie besondere Personen, verantwortlich seyen. — Daher sey es geschehen, „indem man, wo das Princip angenommen, willens oder unwillens zu den Folgen hingezogen wird," daß in den christlichen Niederlanden selten und nur zu genauer Noth die Vorsehung, der heilige Name Christi nicht mehr genannt worden; daher, daß man die so sehr ärgerliche Entheiligung des Sonntags überall geduldet, daher habe man das Dringen auf die Handhabung des göttlichen Gesetzes, wo sie mit den im Schwang gehenden Begriffen, d. i. mit menschlichen Vorurtheilen stritt, als beschränkt, als ungereimt, als in der That bespottenswerth angesehen; daher sey, wo das bestehende Gesetz in Betreff des Unterrichts im Geiste des Gesetzgebers befolgt wurde, die Erziehung keine christliche.

Wenn die Gleichstellung aller Gottesdienste die erste, aber gewiß nicht heilbringende Frucht der sogenannten milden und liberalen Principien gewesen, so habe sich deren traurige Anwendung b) hauptsächlich im Unterrichtswesen gezeigt.

Das Schulwesen sey nicht nur ein anhaltender Gegenstand der Sorge der Regierung geworden, sie habe es auch unter ihre Herrschaft gebracht. „Früher war es stets unter der Aufsicht und Leitung der Kirche; doch das könne jetzt, dachte man, nicht mehr seyn; man fürchtete sich davor, für die verschiedenen Bekenntnisse eigene Schulen gestiftet zu sehen; das würde vielerlei Unbequemlichkeiten verursachen. Wie der Staat, so könnte, so müßte auch, meinte man, die Schule von der Kirche getrennt werden; und wie durch Verschmelzung der nationalen Verschiedenheiten Einheit im Staat gesucht wurde, so auch Einheit im gottesdienstlichen Unterricht auf der Schule durch Verschmelzung der Glaubensverschiedenheiten." Daraus sey denn ein Unterricht gegen alle Bekenntnisse, wenigstens gegen alle christlichen Bekenntnisse gerichtet, entstanden. — „Der dogmatische Unterricht wurde von der Schule verbannt; nichts zugelassen, als das allgemein Sittliche, wie man es nannte. Damit wollte man nicht etwa bloß die theologischen Spitzfindigkeiten ausschließen, und bezweckte nicht, daß dasjenige, was in jeder christlichen Kirche das Fundament des Bekenntnisses und allezeit der wahre Vereinigungspunkt der Christen war, besonders eingeschärft werde." Die Art dieses allgemeinen christlichen Unterrichts habe noch unlängst einer seiner eifrigsten und achtungswerthesten Vertreter, in der That sehr naiv, charakterisirt, indem derselbe Herrn Cousin bei seinem Besuche in Haarlem gesagt, es müßte der Unterricht allerdings allgemein christlich, doch Niemanden, selbst dem Juden nicht, anstößig seyn. Mit Recht ruft der Verf. hiebei verwundert aus: Ein christlicher Unterricht, nicht anstößig für den, nach dessen Glauben Christus mit Recht als ein Gotteslästerer gekreuzigt worden! — Biblische Geschichte und Sittenlehre dürfe gelehrt werden. Aber getrennt von allem dem, was unter die Rubrik von dogmatischer Unterweisung gebracht werde, habe die biblische Geschichte keine Bedeutung mehr, und ein Christus, in welchem man keinen Gott und Seligmacher anbetet, sey selbst kein historischer Christus mehr. Ohne Verbindung mit dieser geoffenbarten Lehre, worin die Wurzel aller Veränderung des Herzens, aller Ausübung der Pflichten liege, seyen Aufweckungen zur Tugend nichts Anderes als Ermunterung zu heidnischer Selbstgenügsamkeit, wobei man Ehrsucht und eigenen Vortheil als verwerfliche Surrogate für evangelische Wahrheiten gebrauche. — Zwei Bemerkungen verbindet hiemit der Verf. Zuerst, daß auch außer Landes von Allen, die sich ernstlich mit dem Unterrichte beschäftigt, und nicht Vertreter waren einer bereits veralteten Philosophie, jene Ansicht einstimmig mißbilligt werde. Er beruft sich auf Thiers und auf Guizot; führt eine Stelle aus einer Rede von Robert Peel an, der zu Glasgow im Januar 1837, als er von den Vorrechten der Schottländer sprach, sich also ausdrückte: Dies ist, als ich eure Einrichtungen sah, mein ernstes Gebet gewesen, daß lange noch euern Kindern und Kindeskindern das Princip der Erziehung bewahrt bleiben möge, welches aus dem Buche des Lebens den ersten Unterricht für das Kindesalter hernimmt, und sittliche Verpflichtung gründet auf Gottes geoffenbarten Willen; — und erinnert endlich an Cousin, der, wie gerne er sonst die Schuleinrichtungen Hollands preise, doch, durch das Nichtchristliche in denselben betroffen, gemeint habe, dies nicht verschweigen zu dürfen, und auf das Vorbild von Deutschland, besonders von Preußen, hinweise, wo, was in Holland ausgeschlossen sey, mit Recht als Grundlage eines wahrhaft nützlichen Unterrichts angesehen werde. — Seine zweite Bemerkung ist die, daß man, um Anstoß bei Protestanten und Katholiken zu vermeiden, keinen Weg

habe einschlagen können, um sicherer und weiter von diesem Ziel abgeleitet zu werden. „Indem man Alle gleichstellen wollte, stieß man bei Allen an, bei denen Glaubenswahrheiten etwas gelten."

Jenes obige Princip aber für den Unterricht, das, anstatt auf dem gemeinsamen Glauben, auf allgemeinem Unglauben und Gleichgültigkeit sich stütze, sey um so bedenklicher, weil die Regierung ihrem Unterrichte nicht nur eine solche unchristliche Richtung gebe, sondern obendrein, so viel thunlich, durch die Einrichtung der Schul-Commissionen und die Allgemeinheit der Gesetze beinahe allen Unterricht zu ihrem Unterricht gemacht habe.

Der Einfluß jener falschen, Alles beherrschenden und durchdringenden Theorie, welche die Kirche als eine gesellschaftliche Einrichtung betrachtet im Staate und unter der Verwaltung; als ein Element, das genützt werden müsse; als ein Werkzeug, das sehr vortheilhaft, aber auch sehr schädlich seyn könne, und darum diene, in der Hand gehalten und selbst ein wenig gedrückt zu werden; als eine Dienerin, der es gezieme, an der Hand des Gouvernements zu gehen — zeige sich c) darin, daß man die Reformirte Kirche administrirt, organisirt und centralisirt habe. — „Die Reformirte Kirche ist administrirt. Sie ist ein Theil der Staatsmaschine geworden, ein Departement der allgemeinen Verwaltung. Es ist ein Ministerium der geistlichen Angelegenheiten eingesetzt. Es ist eine Kirche in dem Staat, eine Art von Kirchenstaat gebildet, worin die Lehrer beinahe als Beamtete, die Mitglieder, auch als solche, beinahe als Unterthanen angesehen werden; worin der König, der als Mitglied der Reformirten Kirche, keine Rechte außer denen eines jeden Mitgliedes besitzt, beinahe als Regent und Oberhaupt betrachtet wird." Dadurch wäre eine klägliche Verwirrung der Attribute entstanden. — — Daher habe die weltliche Macht sich für befugt halten können, nachdem sie mit einer consulirenden Commission, die sie selbst ernannt, Raths gepflogen, durch Beschluß vom Januar 1816 eine Kirchengesellschaft zu stiften, deren Organisation zu gleicher Zeit und auf dieselbe Weise, bis in die geringsten Einzelheiten, bestimmt worden. „Die ganze Geschichte unseres Vaterlandes in früherer Zeit liefert nur ein Beispiel einer ähnlichen Handlungsweise; die Kirchenordnung von 1591, durch eine Commission von Weltlichen und Geistlichen entworfen, und durch die Staaten von Holland und Westfriesland festgestellt, deren Einführung indeß, um des Widerstandes willen, der dadurch aufgeregt wurde, nicht statt fand." — Durch die weltliche Macht sey die Reformirte Kirche in 1816 organisirt. Die Niederländische Reformirte Kirche habe stets auf die Gleichheit der Lehren, auf das Verwerfen alles dessen, was nur nach Vorrang oder Machthaberei ausgesehen, hohen Werth gesetzt; sie habe dies Princip als ein der heiligen Schrift entnommenes betrachtet, so daß es als ein wichtiger Theil ihrer Lehre in ihr Glaubensbekenntniß mit aufgenommen worden. Jetzt sey grade das Gegentheil festgesetzt worden: eine allgemeine Synode, durch keine Gemeindevollmachten beschränkt, eine Versammlung von wenigen Personen, worin, wie bei der Einführung der so ganz neuen Kirchenordnung gesagt worden, die Ordnung bequemer gehandhabt werden könne; doch worin sich auch leichter ein Geist von Folgsamkeit und Unterwerfung gegenüber der Verwaltung, von Herrschsucht und Willkühr gegenüber der Kirche entwickele. — „Auch auf das Gebiet der Kirche mußte die hochgerühmte Einheit, die keine natürliche und freie Entwickelung zuläßt, wie sie im Staate angestrebt wurde, übergebracht werden; die Alles, so viel möglich, in einen Mittelpunkt zusammenzieht und einer kunstreichen, übermächtigen Generalverwaltung unterwirft: Centralisation und Concentration war an der Tagesordnung. Die Wohlfahrt des Staats

fordert eine solche Analogie nicht. Das Zusammenrufen einer allgemeinen National-Synode, in Streit mit der historischen, bewährten und hochgeschätzten Einrichtung der Kirche, war nicht nöthig, nicht wünschenswerth; nicht anzurathen, ja selbst gefährlich, in Vieler Augen ungesetzlich, dabei inconstitutionell; es würde Unzufriedenheit und Unordnung hervorrufen. So urtheilte damals der Staatsrath in einem ausführlichen Advis; und doch ist der Plan zur Ausführung gebracht; und doch hat man, im Jahre 1827, durch die Einsetzung einer permanenten synodalen Commission, auf dem Wege der Concentration noch einen bedeutenden Schritt vorwärts gethan."

Am verderblichsten aber sey für die Kirche geworden d) der Angriff auf die Glaubenslehre der Reformirten Kirche. Darin eine Veränderung machen zu wollen, wäre dem Könige nicht in den Sinn gekommen. Mehrmal habe Se. Majestät die völlige Unbefugtheit der weltlichen Macht öffentlich und auf's Nachdrücklichste anerkannt. Auf Befehl Sr. Majestät sey bei Einführung der neuen Organisation durch den damaligen General-Commissär für die Angelegenheiten der Reformirten Kirche die Erklärung abgegeben, daß der König keine Freiheit habe, über Lehrsätze ein Urtheil zu fällen, vielweniger Änderungen in denselben hervorzurufen; daß er niemals irgend einen Eingriff thun oder veranlassen wolle auf die Lehre der Reformirten Kirche. — Die Synode habe dazu eben so wenig Befugniß gehabt. „Nicht um zu verändern, sondern um zu wachen, zu beschirmen, in Stand zu halten, wird sie zusammengerufen. Was die Lehre betrifft (so wurde zugleich im Jahre 1816 im Namen Sr. Majestät feierlichst erklärt), sind die Verpflichtungen der Glieder der Synode und die aller anderen kirchlichen Verwaltungen im Art. 9. des allgemeinen Reglements begriffen, das mit kurzen Worten von ihnen fordert: die Handhabung der Lehre der Reformirten Kirche. Dennoch geschah es, daß durch eine feine Veränderung in dem Formular, welches von den Lehrern unterzeichnet wird, durch eine klug ausgedachte Wortstellung, während man Alles dem Scheine nach beibehielt, Alles wirklich auf lose Schrauben gestellt wurde. Die Formulare wollte man auf die Seite stellen, nicht um eine bessere Waffe, sondern um einen Schlagbaum weniger gegen Irrlehren zu haben. Nicht Gottes Wort war dadurch Regelmaaß geworden, sondern das, wovon ein Jeder meint oder sagt, es stimme mit Gottes Wort überein; nicht auf Grund der Bibel, sondern überhaupt nicht sollte fortan die Bestreitung der Irrlehren geschehen. Die Freiheit wurde in eine völlig unbegränzte Zügellosigkeit gesetzt, und erstreckte sich bis zu den verderblichsten Irrlehren." So habe die Synode, statt die Lehre zu handhaben, sie, die in der Lehre selbst nicht das Geringste verändern durfte, mit einem Federstrich, wie man es nehmen wolle, nichts oder alles zur Lehre der Kirchengesellschaft gemacht. „Keine der Grundwahrheiten blieb nun unangetastet: im Allgemeinen wurden sie wenigstens durch viele Lehrer, auf der Kanzel und in gedruckten Schriften, theils gradezu geläugnet, theils scheinbar, zur Beruhigung der Schwachen, wie man sagte, beibehalten, aber in der That durch die Weise der Darstellung und die Wahl des Ausdrucks untergraben, theils aus ihrem Verband herausgerückt, und dadurch, aller ihrer Kraft beraubt, in den Hintergrund und in den Schatten gestellt. So geschah es mit den Wahrheiten, in welchen derjenige, bei dem sie kein bloßes Bekenntniß des Mundes, sondern Wahrheit und Leben geworden, die einzige Wurzel aller wahren Sittlichkeit, den Anker seiner Hoffnung, seinen einzigen Trost im Leben und im Sterben fand."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 28. April. № 34.

Lesefrüchte.

Hessen-Darmstadt.

Der Hofprediger K. Zimmermann in Darmstadt ist durch das niederreißende Buch des Dr. Strauß über das Leben Jesu angeregt worden, ein erbauliches über denselben großen Gegenstand herauszugeben, bestehend in einer Reihe von Predigten, die er über das Leben des Herrn gehalten und einem frommen Fürstenpaare gewidmet hat. Die gute Absicht des Verfassers ist unverkennbar; er will einen tieferen und festeren Grund legen als der flache Rationalismus, der um ihn her sich breit macht, es zu thun pflegt. „Wer in Jesu," so heißt es in der zweiten Predigt S. 17., „nichts Anderes als den großen Menschen, den Weisen aus Nazareth, den liebreichen Menschenfreund, den hochherzigen Dulder verehren zu müssen glaubt, der freilich wird diesen Betrachtungen unmöglich mit der Theilnahme folgen können, auf welche ich bei der Mehrzahl von Euch hoffen zu dürfen glaube." Was nun aber Jesus mehr ist, das verschwimmt leider bei dem Verf. noch ganz in's Unbestimmte, und obwohl er auf die Frage: Was dünket euch um Christo? weß Sohn ist er? die Antwort gibt: Gottes Sohn, so läßt er doch ganz unentschieden, ob man unter diesem Sohne Gottes Christum mit der christlichen Kirche als Deum de Deo, lumen de lumine, Deum verum de Deo vero, oder etwa nur arianisch als einen geschaffenen Halbgott, oder socinianisch als einen gottgewordenen Menschen oder wie sonst denken soll. Kurz es fehlt das entschiedene Bekenntniß der Gottheit Christi, welche in unendlicher Liebe sich mit der menschlichen Natur in ihm verbunden hatte. Und weil so der Verf. die Person des Erlösers verkennt, indem er sie zu einem unbestimmten Mittelwesen herabsetzt, so verkennt er natürlich auch sein Werk, und weiß weder selbst recht, noch lehrt er auch seine Zuhörer recht, was die Erlösung sey. Christus leistet ihm immer nur das, wozu auch ein bloßer Prophet genügt hätte, und über seine Lehre und sein Vorbild kommt der Verf. nicht hinaus zum Begriffe der Erlösung durch ihn vom Fluche und Zwang des Gesetzes, da er ward ein Fluch für uns, Gal. 3, 13., und gehorsam bis zum Tode am Kreuz, Phil. 2, 8., damit wir durch seine Wunden heil würden, 1 Petr. 2, 24., und mit Gott heilig versöhnt, wiederum zu seiner seligen Kindschaft gelangen, und durch seine Gnade so gerechtfertigt als geheiligt werden. Gewiß, das Christenthum ist keine Lehre der Ohnmacht, sondern der Kraft, aber der Kraft des Herrn, die in unserer Schwachheit mächtig ist, die zuerst den Kranken gesund macht und dann ihn aufstehen und wandeln heißt, die zuerst den Sünder gerecht und gut macht und dann ihn gerechte und gute Werke thun heißt. Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken, so spricht er selbst, und bezeuget dadurch, daß diejenigen ihn weder verstehen noch bedürfen, welche dem Menschen in seinem jetzigen Zustande eine inwohnende sittliche Kraft zuschreiben, sich selbst zu heiligen und das Gesetz zu erfüllen, was doch nur durch die vollkommene Liebe geschehen kann, welche im Herzen des Menschen, so lange er vor erlangter Gnade um seiner Sünde willen Gott über Alles fürchten muß, keinen Raum hat. Non enim diligitur Deus, nisi postquam fide apprehendimus misericordiam; tum demum fit objectum amabile, Apologie S. 84. Wenn es daher in der dritten Predigt S. 42. heißt: „Zur Buße sollte Jesus rufen durch Hinweisung auf die dem Menschen inwohnende sittliche Kraft, auf seine Würde und Bestimmung, auf das Eine, was bleibt, wenn alles Irdische vergeht," so beweist dies, daß der Verf. noch nicht gelernt hat, was Sünde, Buße und Bekehrung im biblischen Sinne ist, und die Lehren seiner Kirche über diesen Fundamentalartikel, womit Luther seine Thesen begann, noch nicht versteht. Die Erklärung über das Versöhnungswerk und das Opfer Christi in derselben Predigt ist so wenig biblisch bestimmt, ist noch so rationalistisch zweideutig gehalten, daß wir dem Herrn Hofprediger alles Ernstes ein ernsteres und gründlicheres Studium der evangelisch christlichen Glaubenslehre und zwar ausgehend von der Erkenntniß des eigenen sündigen Herzens, empfehlen müssen, wozu ihm die vorerwähnte Apologie der Augsburgischen Confession eine treffliche Anleitung geben kann. Es muß ohne Zweifel Schuld der Landesuniversität und ihrer theologischen Fakultät seyn, daß im Hessen-Darmstädtschen noch kein entschiedener Zeuge des Evangeliums in neuerer Zeit hervorgetreten, sondern immer noch die Confusion der Allgemeinen Kirchenzeitung vorherrschend ist.

Hessen-Kassel.

Im Hessen-Kasselschen regt und bewegt sich dagegen sowohl in der Hauptstadt als auf der Universität und sonst im Lande ein neuer gewisser Geist, der nicht mit einer unbestimmten, farblosen, wortreichen, aber gedankenarmen Frömmigkeit sich umtreibt, sondern weiß, an wen er glaubt und mit wem er glaubt in der Gemeinschaft der Evangelischen Kirche. Ein frisches und lebendiges Zeugniß dieses Geistes, der des rechten Grundes sich bewußt geworden „auf welchem Alles steht, was wir gegen den

Papst, die ganze Welt und den Teufel in unserem Leben lehren, bezeugen und treiben," Schmalk. Art. S. 305., gibt die kleine Schrift: Die protestantische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben mit Rücksicht ihres Grundunterschiedes von der Rechtfertigungslehre der Römischen Kirche u. s. w., von Wilhelm Vilmar, Pfarrer in Rotenburg, Kassel 1838. Solche Stimmen, zusammenstimmend mit dem, was auf einigen Kanzeln der Hauptstadt gepredigt und einigen Lehrstühlen der Universität gelehrt wird, können nicht anders als viele Glaubensschläfer wecken, und so der Evangelischen Kirche jenes Landes wiederum ein, wenn auch vielfach angefochtenes, doch auf den Grund der Schrift und der Bekenntnisse fest bleibendes Leben bereiten. Die unevangelische Parthei hat zwar viel Lärmen gemacht, und es schien, zumal als Consistorialrath Ernst an die Spitze trat, Ernst werden zu wollen; aber die Spitze hat sich als stumpf erwiesen, und an die Stelle des nach Eschwege abgegangenen Pfarrer Lange, der zuerst als Bekenner hervorgetreten, sind wieder andere Männer getreten, denen Gott Mund und Weisheit gegeben, welcher nicht sollen widersprechen mögen noch widerstehen alle Widerwärtigen, Luc. 21, 15. Die Freudigkeit des Pfarrers von Rotenburg bei seiner Orthodoxie hat etwas Herzerfreuendes; Zuversicht des Glaubens steht mit Klarheit des Denkens und Lebendigkeit der Darstellung in gedeihlichem, kräftigen Bunde. Nur eins möchten wir bitten, bei dem gerechten Hervorheben des Moments der Persönlichkeit im Protestantismus, doch nicht das der Gemeinschaft der Glieder Christi zu sehr zurücktreten zu lassen, und darum auch die Orthodoxie vor Paradoxie, selbst im Ausdrucke, zu bewahren. Dahin gehört besonders der Schluß der Abhandlung über die Rechtfertigung mit der Behauptung, daß unsere Protestantische Kirche auf der Person Luther's beruhe, welches, obwohl es gleich darauf höher auf die Person Christi gedeutet wird, doch schon darum eine paradoxe Behauptung ist, weil es, je nachdem das Wort Person genommen wird, eben so wahr als unwahr ist. Denn, wie es der Verf. selbst meint, eben die Verläugnung der fleischlichen Person macht erst den Christen, oder die geistliche Persönlichkeit, und eben dadurch wurde Luther der Reformator der Kirche und eine so bedeutende und begründende geistliche Persönlichkeit, daß er seine fleischliche mit allen ihren Kräften und Werken um Christi willen ganz verläugnete und verschmähte, und nicht in sich, sondern nur in dem Herrn Gerechtigkeit und Stärke haben, und nicht auf sich, sondern auf ihn allein die Seelen weisen wollte. Darum sagt er sowohl „man wolle meines Namens schweigen, denn ich bin für Niemand gekreuzigt," Walch Th. 10. S. 420 f., als auch Th. 20. S. 136.: „Du mußt den Luther nicht gar hinwerfen" weil er nämlich den Gekreuzigten wahrhaftig bekennt. Es ist ein musterhaftes Wort für alle Theologen, welches Melanchthon in der Vorrede zur Apologie der Augsburgischen Confession spricht: Semper hic meus mos fuit in his controversiis, ut quantum omnino facere nossem, retinerem formam usitatae doctrinae, ut facilius aliquando coire concordia possit. Wir wünschen und bitten, daß das neuerwachte evangelisch kirchliche Leben in Churhessen frisch, kräftig und einträchtig gedeihen möge.

Nachrichten.

(Holland.) (Fortsetzung.) Der Verf. wirft hiernächst die Frage auf, wie alles Vorhergenannte (unter a. b. c. d.), wogegen früher die ganze Geistlichkeit und der größte Theil der Nation würde protestirt haben, habe geschehen können? Er führt mehrere Gründe an, findet indeß den Hauptgrund darin, daß in Betreff der Hauptwahrheiten des Evangeliums eine allgemeine Gleichgültigkeit stattgefunden, und der Geist, worin das Gouvernement und die Kirchenverwaltung handelten, der Geist eines großen Theils des Volks gewesen sey; woraus sich indeß von selbst ergebe, daß, als ein anderer, mehr christlicher Geist erwachte, gleicherweise, wie früher der Beifall, der Widerspruch natürlich und unvermeidlich geworden.

Dies nun leitet ihn zum zweiten Theil seiner Abhandlung, worin er 2. die Art und Weise näher beleuchtet, wie sich der Separatismus aus der Unruhe entwickelt hat. Hiebei handelt er zuerst von der Beschaffenheit und Aufeinanderfolge der Klagen, die man gegen die Einrichtung der Kirchengesellschaft und Kirchenverwaltung vorgebracht hat, b) von der Weise, in der sie vorgetragen und c) von der Weise, in der sie beantwortet wurden.

Die Beschaffenheit der Klagen anbelangend, verdiene bemerkt zu werden, daß sie zunächst aus einem Bedürfniß nach evangelischer Wahrheit entstanden, zunächst über das Zurseitesetzen der Lehre der Schrift erhoben worden seyen. Man habe nicht mit dem großen Einfluß der weltlichen Macht, nicht mit der aristokratischen Einrichtung der kirchlichen Verwaltung, noch mit der willkührlichen Auflösung des Bandes der Glaubenseinheit begonnen. Grade umgekehrt sey die Ordnung gewesen. Als bei der neuen Erweckung der Gegensatz der im Allgemeinen öffentlich verkündigten Lehre und der von den Gläubigen als allein seligmachend angesehenen deutlich in's Auge gefallen, und jede Parthei sich anfangs auf die Bibel berufen, sey man ganz natürlich von der einen Seite auf das Formular gekommen, um die Abweichung von der rechten Lehre zu beweisen, die auf der anderen Seite statt fand. Weil man Handhabung von Gottes Wort wollte, habe man nun Handhabung des Glaubensbekenntnisses verlangt. Dadurch sey der Streit über die Verbindlichkeit der Formulare entstanden, und dann erst, als das Hauptmanöver, wodurch die Synode die Lehre und die eigentliche Existenz der Kirche der Willkühr der Geistlichen preisgegeben hatte, entdeckt worden, aber dann auch sehr natürlich sey die Befugniß der Synode untersucht, in Zweifel gezogen und ihr abgesprochen worden; und, als man den Namen des Königs hineingemengt, eben so die Befugniß der weltlichen Macht. Damit sey geendigt, nicht aber begonnen. Geklagt worden sey zuerst und eigentlich, daß man Seelengift statt Seelennahrung empfange, und die Klage könne nicht übel gedeutet werden.

Was den Vorrag der Beschwerden betreffe, so stelle er nicht in Abrede, daß menschliche Schwachheit mehrmal mituntergelaufen sey, was, wenn es in solchem Falle nicht geschehen, das erste Beispiel dieser Art gewesen. Doch sey es gewiß, daß Leidenschaft, Übereilung und zu weit getriebener Eifer in Ton und Ausdruck nur Ausnahmen waren, und im Ganzen die Bescheidenheit der Klagen gerühmt werden dürfe. Man habe sich besonders an die Synode gewandt. Achtbare Prediger hätten dies gethan; die Adresse von zwanzig Predigern, allein aus der Umge-

gend von Gröningen sey bekannt. Der Ton sey durchgehends voll Nachdruck und Ernst, aber gemäßigt, anständig, gebildet. Man habe erbeten, was man habe fordern können. Man habe nur um Beruhigung in Betreff der Aufrechthaltung einer Lehre gebeten, deren Aufrechthaltung der Synode als Hauptsache aufgelegt sey; Beruhigung in Betreff der Formulare, worin diese Lehre aufgezeichnet (von der sich nach dem Urtheile Einiger, auch des Präsidenten der Synode, die Kirche, als von einer unwürdigen Fessel, frei gemacht habe); nicht um die Formulare über die Bibel, sondern um ein evangelisches Glaubensbekenntniß der Willkühr der Prediger und allerlei Art von Wahnbegriffen gegenüber zu stellen.

Werde nun aber gefragt, was zur Befriedigung dieser billigen und mit Bescheidenheit vorgetragenen Wünsche geschehen sey, so müsse man antworten: Nichts, durchaus nichts, weder durch die Synode, noch durch die Regierung. Die Synode habe keine Maaßregel zur Befriedigung versucht; einige Adressen unbeantwortet gelassen, andere, auch von den achtbarsten Männern, vornehm zurückgewiesen, mehrere Mal in einem spöttischen Tone. Die weltliche Macht sey den Adressanten nicht behülflich gewesen; habe nicht nur nichts für diejenigen gethan, welche die reformirte Lehre aufrecht erhalten wissen wollten, sondern auch, wenn gleich auf eine meist negative, doch nicht weniger treffende Weise, oftmals ihr Mißfallen an ihrer Richtung zu erkennen gegeben.

Bei solchem Stande der Sachen, bei dieser Haltung der Staats- und Kirchenverwaltung habe es zu Tage gelegen, daß eine baldige Veränderung nicht zu erwarten sey. Die Meisten derer, die sich in ihren billigen Erwartungen getäuscht oder doch nicht zufrieden gestellt gesehen, hätten demunerachtet den Muth nicht aufgegeben. „Nach ihrer Einsicht war jeder Eingriff in das Wesen der Kirche widerrechtlich, de facto, aber keineswegs de jure geschehen. Später werde eine Wiederherstellung möglich seyn. Überdem werde die Wahrheit noch geduldet; die Sakramente fast überall gemäß der Einsetzung verwaltet.“ Sie hätten sich von einer Kirchengemeinschaft nicht trennen wollen, die doch nun einmal seit Jahren bestand, in der man noch die Wahl hatte zwischen treuen und ungetreuen Lehrern, und die, wenn eine rechte Erkenntniß des Evangeliums wieder in ihr Wurzel faßte, leichter wieder mit den Grundzügen der Reformirten Kirche in Übereinstimmung könne gebracht werden; sie hätten vom eigenen Hause und Erbe, weil Andere sich in dieselben eingedrängt, nicht freiwillig ausgehen wollen, nicht ausgehen wollen, bevor sie hinausgetrieben würden. Aber es habe Gemeinden gegeben, wo seit lange nur ein falsches Evangelium gehört worden. Die Aussicht auf Verbesserung, vielleicht nach wenigen Jahren, habe da nicht trösten können. Das Bedürfniß nach Wahrheit, einmal erwacht, fordere alsbaldige Befriedigung; und so habe es nicht ausbleiben können, daß was in der Kirche verweigert, außer der Kirche gesucht wurde.

„Bereits im Jahre 1816,“ fährt der Vers. fort, „schrieb die Klasse von Amsterdam bei der Einführung des allgemeinen Reglements: Leicht können in der Reformirten Kirche zwei Partheien entstehen, die man von einer anderen Seite wiederum als gehorsame oder widerstrebende Unterthanen ansehen wird. — An diese Partheien werden sich die religiösen Meinungen knüpfen, und man hat großen Zwiespalt, wo nicht Scheidung zu fürchten. — So sah man bereits im Jahre 1816 die noch entfernte Trennung voraus! Im Jahre 1834 hätte man, ihr Nahen nicht zu sehen, sehr kurzsichtig seyn müssen. Es läßt sich, dünkt mich, eben so wenig annehmen, daß die Synode sie nicht erwartet, als daß sie dieselbe sollte gewünscht haben. Aber lieber Alles, als zurücktreten von dem Wege, den man eingeschlagen hatte! Insofern scheint es nicht zu verkennen zu seyn, daß die Synode die Trennung befördert; daß sie, auch noch in 1834, zu Werke ging, als ob sie dieselbe wünschte. — Wovor lange gewarnt war, fand endlich statt. Der Anlaß kam; die Trennung begann. Es würde unbillig seyn, die Sache selbst an den Umständen zu prüfen, welche diesen Anfang können begleitet haben. — Dringt man in mich, meine Meinung einigermaßen näher darüber zu äußern, so halte ich dafür, daß man, Seitens der Separirten, wohl einmal in Wort und That voreilig und unüberlegt zu Werk gegangen; daß mehr als ein Lehrer, durch die Zeit und Weise, in der er die Kirchengemeinschaft zu verlassen beschloß, sich den Anschein gegeben, als ob er gegen Suspension Schadloshaltung und Befriedigung einer gekränkten Eigenliebe suche. Aber eben so sehr halte ich dafür, daß oftmals Stricke gelegt wurden, eifrige Lehrer darin zu fangen; daß man sich über ihren Fall gefreut, Fehler hervorgerufen, und, nachdem sie begangen, recht groß gemacht hat. — Ich brauche auch nichts von einem Terrain zu sagen, auf welches der Streit mehrmalen hinübergespielt worden, dem der Gesänge. Ich lasse diese Lieder, unter denen gewiß verschiedene recht evangelische und vortreffliche sind, ich lasse sie stehen in ihrem Werth, in ihrer Angemessenheit für kirchlichen Gebrauch und ihrer Verständlichkeit, in der Weise, wie sie gesammelt und eingeführt sind. Soll ich eine nähere Erklärung abgeben, so bin ich noch nicht überzeugt, daß, auch wenn man Mißfallen an ihnen hat, diese Sache eine Gewissensfache hätte werden müssen; aber ich will mein Befremden auch nicht zurückhalten, daß eine Kirchenverwaltung so gleichgültig gegen Bibelwahrheiten, so dringend auf Menschenwerk ist; daß sie zugleich völlige Freiheit in Betreff des Wesens der Kirche, und völlige Unterwerfung an ihre eigenen reglementären Dispositionen will. Ich betraure es, daß in den Gemeinden, bei denen, die sich über das Verderben der Kirche beklagen, oftmals so viel Engherzigkeit, so mancher Irrthum, solch ein unbegründetes oder übertriebenes Mißtrauen gegen wahrlich achtungswerthe Lehrer herrscht; aber ist das Irren den Schafen zu verdenken? Liegt nicht die Schuld an denen, die sie von Hirten beraubt, oder doch die Gewißheit, wohl geleitet zu werden, ihnen genommen haben? — Doch, ich wiederhole es, es ist unnöthig, diese oder ähnliche Vorwürfe zu widerlegen. Die Frage ist nicht, welches war die Handlungsweise dieses oder jenes, die Frage betrifft den Grund der Trennung und nicht, wie ihr Anfang war. Und der Grund war, wie ich meine gezeigt zu haben, Bedürfniß nach Wahrheit, ein Bedürfniß, wofür in einigen Gemeinden weder Befriedigung, noch Aussicht auf Befriedigung bestand.“

So lange die Separirten in der Kirchengemeinschaft blieben, seyen sie mit vielen Anderen, gegenüber der kirchlichen Verwaltung, die beleidigte Parthei gewesen. So vor der Trennung; aber wie nachher?

Die Synode habe die weltliche Macht zu Hülfe gerufen. Die Kirchenversammlung, welche diese Gemeindeglieder vor den Kopf gestoßen, geschmäht, zur Verzweiflung an aller Kirchenverbesserung gebracht, sey nicht zufrieden gewesen, sie aus der Kirchengemeinschaft ausgetrieben zu haben; „sie mußten draußen auch verfolgt, sie mußten wieder hineingejagt werden. Hier wurde es deutlich, wohin die Gleichstellung von Kirchenmitgliedern und Unterthanen führt. Es war als ob man in den Separirten weggelaufene Leibeigene suche. Die Synode ergriff mehr denn eine Maaßregel in diesem Sinne.“ Doch davon sey man bald zurückgekehrt. Wäre man auf diesem Wege fortgegangen, so hätte man denen, die einmal zur Kirchengemeinschaft gehört, auch als Bürgerpflicht das fortwährende Anhören der Predigten der angestellten Lehrer vorschreiben müssen. „Das Recht, sich zu trennen, wurde anerkannt; jetzt wurde das Recht, sich zu vereinigen, bestritten. Gottesdienstliche Übung in der Kirchengemeinschaft,

dazu besteht kein Zwang; gottesdienstliche Übung draußen, dazu ist noch keine Freiheit vorhanden. Die Separirten werden verfolgt, weil sie nicht in dem 1816 abgegränzten Kreise bleiben."

Diese Verfolgung nun, im Namen und durch die Hand der Regierung, erweist der Verf. im dritten Theil seiner Abhandlung als eine unpolitische und besonders als eine ungerechte.

Unpolitisch nennt er sie, weil sie a) nicht zum Ziel führend sey. Sie könne nur das Aufhören der Trennung bezwecken: aber so lange ihre Überzeugung nicht verändert werde, bleibe Ausharren Pflicht der Separirten. Ruhe vermöge der Kirche nur eine ernstliche Sorge für das Wesentliche der Lehre jeder christlichen Kirche zu geben. Würden jetzt auch die letzten Separirten ausgerottet, morgen würden andere wieder da seyn.

Unpolitisch b) weil sie unzureichend. Zu Gewissenszwang reiche keine Strafe hin; beginne man mit der leichtesten Strafe, so müsse man auf diesem Wege entweder umkehren, oder mit Verbannung und Todesstrafe endigen. Letzteres könne und wolle doch wohl auch die Regierung nicht, und werde desfalls wohl früher oder später völlige Freiheit des Gottesdienstes zugestehen müssen, wobei denn freilich bei jedem Schritte vorwärts das Zurückkehren zugleich nöthiger und schwieriger werde.

Unpolitisch c) weil die Verfolgung nicht nur unnütz, sondern auch sehr nachtheilige Folgen habe. Sie bringe bei sehr Vielen, die übrigens mit den Separirten nichts gemein haben wollten, Entrüstung zu Wege; insbesondere auch bei denen, die in der Kirchengemeinschaft geblieben, zu den Separirten in einer genauen Beziehung von Glaubenseinigkeit stehen. Durch den Fortgang der Verfolgung werde allmählig die Anhänglichkeit und Liebe, gewiß nicht des schlechtesten Theils der Bevölkerung, geschwächt werden; eben jenes Theils, dessen Einfluß als Gegengewicht gegen ultra-liberale Begriffe am nützlichsten gewesen, und in künftigen Zeiten von Gefahr es werde seyn können. Die Verfolgung werde sodann auch vielleicht allmählig mehr Widerstand finden, indem endlich auch die Geduldigsten die Geduld verlören, und es könne, wenn menschliche Leidenschaften in's Spiel gerathen, noch zu Mord und Todtschlag kommen. Noch mehr: die Verfolgung durch die weltliche Macht bringe früher oder später politische Rückwirkung hervor. Die Unbezwingbarkeit des Gewissens mache einen Streit um des Gottesdienstes willen für diejenigen, die aus der Unruhe Vortheil ziehen wollen, zu einem kräftigen Stützpunkt, zu einem fruchtbaren Element. Man solle also sein Auge nicht so ausschließend auf die Separirten richten, deren Anzahl nicht groß und die im Allgemeinen aus dem niedrigen Stande. „Sie stehen nicht so allein, wie es scheinen könnte; sind sie auch ein verirrter Theil der Gemeinde, eine voreilig und auf falschem Terrain in's Handgemenge gekommene Vorhut der reformirten Confession, so sind sie doch im Grunde eins mit den in der Kirchengemeinschaft Gebliebenen, die auf Erhaltung oder Herstellung des Wesens der Kirche dringen. Zudem ist, sobald die Streitigkeiten über Gottesdienst eine politische Farbe annehmen, Glaubenseinigkeit zur Einigkeit in der Opposition keineswegs erforderlich. Das lehrt das Reich der Niederlande im Jahre 1828—1830; das lehrt auch das Wochenblatt: die katholischen Stimmen, welches mit Nachdruck für die Separirten Parthei nimmt." Sey auch die öffentliche Meinung in den Niederlanden den Separirten nicht günstig, so sey sie doch in noch stärkerem Grade den gegen sie gerichteten Maaßregeln ungünstig. Auch habe man von außer Landes, aus Frankreich und der Schweiz, aus England und Preußen bereits nachdrückliche Zeugnisse von Mißbilligung gehört. Bald vielleicht würden auch in Holland die Vertreter der liberalen Ideen mit Bitterkeit tadeln, was sie lange Zeit gleichgültig, wohl gar mit sichtbarem Gutheißen, angesehen. — In Sachen so zarter Art sey es besser Alles, was die Billigkeit erfordere, alsbald und aus eigener Bewegung, als später und oft zu spät, gezwungen zu thun.

Besonders aber streite die Verfolgung gegen die Politik, weil sie d) ungerecht sey; denn Gerechtigkeit sey das sicherste Fundament jedes Throns.

Recht, keine Zugeständnisse; unpartheiisches Urtheil, keine Begünstigung fordert nun der Verf. Die Ansichten, die Handlungsweise der Separirten möge man verwerfen; ihnen, wenn man es mit Grund glaube thun zu können, Engherzigkeit, Hochmuth, Lieblosigkeit, vorwerfen: aber unpartheiisch müsse das Recht seyn und kein Ansehn der Person kennen. Um nun zu erhärten, daß die Verfolgung eine ungerechte sey, macht er auf folgende drei Punkte aufmerksam: Die Separirten sind 1. Eingesessene von Niederland — also keine Einquartirungen; 2. Glieder einer Confession, welche die öffentliche Ordnung oder Sicherheit nicht stört — also freie Gottesdienstübung; 3. Glieder der reformirten Confession — also haben sie so gut, wie die Glieder der Kirchengesellschaft, Recht auf den gleichen Schutz, der allen im Reich bestehenden Bekenntnissen zuerkannt ist.

Daß die Separirten Insassen von Niederland sind, könne nicht geläugnet werden; eben so wenig, daß sie die Rechte der Niederländer besitzen. Das Gesetz aber gebe ihnen als solchen Bürgschaften. Im Art. 212. des Grundgesetzes stehe auf's Unzweideutigste: Einquartirungen, Transporte und Lieferungen, von welcher Art auch, können nicht zu Lasten eines oder mehrerer Einwohner gemacht werden. Wenn durch unvorhergesehene Umstände solche Transporte oder Lieferungen von besonderen Personen oder Gemeinden gefordert werden, soll das Reich denselben entgegen kommen und sie nach dem in den Reglements festgesetzten Fuß schadlos stellen. Die Reglements stimmten hiermit überein. Art. 1. des Marsch-Reglements redet von einer billigen Vergütung. Art. 73. des Reglements über Beherbergung der Truppen setzt noch die Bestimmung hinzu: sie sollen bei den Einwohnern, ohne Unterschied, Aussonderung oder Vorrecht einquartirt werden. Es fehle also nicht an geschriebenen Bürgschaften. Aber die Theorie sey bei den Separirten in der Praxis nicht gehandhabt. Sage das Grundgesetz keine Einquartirung — so finde in einigen Gemeinden fortwährend Einquartirung statt. Spreche es von Vergütung — so werde sie geweigert; die desfallsigen Adressen an die Gouverneurs und selbst an Se. Majestät eingesandt, bleiben unbeantwortet. Sage das Reglement: Kein Unterschied, keine Aussonderung, kein Vorrecht — so finde doch die Einquartirung vorzugsweise bei den Separirten statt. Zu dem allen geschehe noch die Einquartirung auf die drückendste Weise. In ein Haus z. B. mit einer Wohnstube, von Mann und Frau und ihren fünf Kindern bewohnt, habe man noch acht Soldaten gelegt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 2. Mai. № 35.

Die jüngsten Schriften des Consistorialraths und Prof. Dr. Dav. Schulz in Breslau.

1. Die christliche Lehre vom Glauben mit einer Beilage über die sogenannte Erbsünde. Leipzig 1834. 8., und
2. Die Geistesgaben der ersten Christen, insbesondere die sogenannte Gabe der Sprachen. Breslau 1836. 8.

I.

Die Stellung des Verfassers zur christlichen Kirche überhaupt und der Evangelischen insbesondere.

Zunächst wollen wir die Grundsätze des Verf. kennen lernen und prüfen. Sie finden sich zusammengestellt in einer Einleitung zur „Lehre vom Glauben" S. 1—47., wobei noch der allgemeine Blick beachtet werden muß, der im unmittelbar folgenden Abschnitt S. 48—60. auf die heiligen Schriften geworfen werden soll, wo aber nicht etwa von der Beschaffenheit und Geltung derselben bei Erörterung solcher Fragen gehandelt wird, sondern nur eine Wiederholung des bereits vorher Gesagten sich findet, aus welchem wir das Wesentliche hervorheben wollen, um das Verhältniß des Verf. zur christlichen Kirche überhaupt und der Evangelischen insbesondere zu erkennen.

Der Verf. gehört keiner der bestehenden kirchlichen Gesellschaften an, verwirft jedes Glaubensbekenntniß, das der Evangelischen Kirche nicht minder, als der Römisch-Katholischen.

Bis jetzt haben nach der Meinung des Verf. alle Religionsgemeinschaften seit den Zeiten der Apostel die biblische Lehre vom Glauben mißverstanden und gemißdeutet, alle befinden sich in Irrthum, schon das apostolische Glaubensbekenntniß enthält unbiblische Elemente, geschweige das Nicänische und Athanasianische, in denen ein unchristlicher, liebloser Sinn sich ausspricht. Das Bekenntniß der Evangelisch-Protestantischen Kirche ist dem Wesen nach um nichts besser, als das der Römisch-Katholischen, und die Freunde und Vertheidiger desselben sollen daher lieber aus der Kirche austreten und zur Römisch-Katholischen Kirche zurückkehren, damit sie diejenigen nicht weiter stören, zu deren Nutzen Dr. Schulz zu einer gründlichen Untersuchung der Frage sich gedrungen fühlt: Was heißt eigentlich glauben?

Diese Erklärungen finden sich alle wörtlich in der ersten der vorliegenden Schriften S. 3 ff. und in der vorhin bezeichneten animosen Weise ausgesprochen; für die, welche die Schrift nicht besitzen, theilen wir die Hauptstellen mit.

„Leider hat die nachapostolische Zeit, ganz besonders aber der Sektenunfug unserer Tage (der Verf. versteht darunter die Freunde und Vertheidiger der sanktionirten evangelischen Kirchenlehre), etwas ganz Anderes aus dem Glauben gemacht, als die biblischen Schriftsteller darunter verstanden wissen wollten. Außerdem bilden sich noch Einzelne ihre eigenthümlichen Vorstellungen davon und vertheidigen solche gegen Andersdenkende, die gleichfalls für den Glauben streiten, aber in einem ganz verschiedenen Sinne." S. 3 f.

„Aus der ersten einfachen Bezeichnung des Christenglaubens an Gott als Vater, Sohn und Geist erwuchs allmählig eine immer weiter und weiter ausgedehnte, mit mancherlei fremdartigen, in den verschiedenen Provinzen der Christenheit verschiedenen Zusätzen vermehrte Bekenntnißformel, welche erst im vierten und fünften Jahrhundert in der Gestalt des sogenannten apostolischen Symbolums zum Vorschein kam, und gleichwohl in dieser, was den Ursprung betrifft, ganz unverbürgten Gestalt der gesammten Christenheit des Abendlandes als unwandelbare Glaubensregel für alle Zeiten dargeboten wurde, und welches, was unglaublich erscheint und doch wahr ist, namhafte, aber vom evangelischen Geiste völlig verlassene Theologen unserer Kirche jetzt wieder zur Norm selbst der Schriftauslegung erheben, und insofern diese jenem unterordnen wollen."

„Die Athanasianische Formel trägt die Spuren ihrer polemischen Tendenz und lieblosen Verdammung aller Andersdenkenden, die nicht den rechten Glauben haben, wie sie sich ausdrückt, deutlich an der Stirn. Ihr Anfang lautet: Wer da will selig werden, der muß vor allen Dingen den rechten christlichen Glauben haben. Wer denselben nicht ganz und rein hält, der wird ohne Zweifel ewiglich verloren seyn; und der Schluß: Das ist der rechte christliche Glaube; wer denselben nicht fest und treulich glaubet, der kann nicht selig werden. — Ähnliches gilt von der Nicänischen Formel." S. 18 f. vgl. 20.

„Auf die Frage: Was soll ich glauben? antwortet der zur Zeit zahlreichste und am weitesten verbreitete Haufe von Christusbekennern, welchen seine Priesterschaft die alleinseligmachende Kirche benennt, etwa Folgendes:

Alles mußt du für unfehlbar gewiß halten, was die untrügliche Mutter aller Gläubigen, unsere heilige, Katholische Kirche, oder deren Oberhäupter und Repräsentanten, die sichtbaren Stellvertreter Gottes und Christi auf Erden, die Nachfolger des heiligen Apostelfürsten Petrus, d. i. die Römischen Päpste, zu glauben und zu thun theils in früheren Zeiten vorgeschrieben haben, theils noch anzuordnen für gut erachten werden" — —. „Während weltliche Machthaber nur gebieten, was gethan oder unterlassen werden soll, und die zeitlichen Güter in Anspruch nehmen, vergreift sich die hierarchische Gewalt am inneren Heiligthume der Seelen und gebeut dem vernunftbegabten Menschen, was er in und mit seinem freien Geiste denken oder nicht denken, erkennen oder nicht erkennen, wissen oder nicht wissen soll. Wo ihr gehuldigt wird, da kann das Christenvolk nimmer zu eigener Erkenntniß und Selbstständigkeit, wozu es vom Schöpfer doch berufen ist, gelangen; vielmehr wird es, zur Blindheit in Sachen der Religion gleichsam für immer verdammt, von seiner Priesterschaft am Lenkseile kirchlicher Habsucht und Herrschsucht bald hierhin, bald dorthin jederzeit geführt und getrieben werden." S. 8 und 10 f.

So und ähnlich in den hier wegen zu großer Ausführlichkeit nicht mitgetheilten übrigen Sätzen, in der Mitte zwischen dem angeführten Eingang und Schluß, wird die Katholische Kirche charakterisirt. Unmittelbar darauf (S. 11.) folgt die Charakteristik der Evangelisch-Protestantischen Kirche, welcher der Verf. selbst, nach seiner amtlichen Stellung, wie der Titel seiner Schrift sagt, als „Senior der evangelisch-theologischen Fakultät und Consistorialrath in Breslau," angehört.

„Eine andere Christenpartei," heißt es a. St., „welche großen Anstoß an der papistischen Glaubenstyrannei nimmt und dawider streitet, lehrt gleichwohl etwas nur in der Form, nicht aber dem Wesen nach Verschiedenes. Das sind die mit Unrecht evangelisch genannten Symbol- oder Kirchgläubigen unter den Protestanten. Ihre Anzahl hat sich neuerdings unter mancherlei begünstigenden Umständen beträchtlich vermehrt, wiewohl Viele von ihnen kaum wissen mögen, was sie wollen und wohin ihre unbedachtsame kirchliche Betriebsamkeit zuletzt nothwendig führen muß, nämlich zurück in das drückende, von unseren Vätern unter Gefahren und Aufopferungen nach langem Kampfe endlich abgeworfene Joch der Papstgewalt. Sie behaupten zwar, dem evangelischen Grundsatze gemäß, nur die heilige Schrift als Richtschnur ihres Glaubens anzusehen; aber ihnen gilt als Bibellehre und recht ausgelegtes Gotteswort nur, was in ihren symbolischen Büchern vor Zeiten als Ansicht ihrer Kirchenpartei über gewisse damals streitige Lehrpunkte unter schwierigen, beschränkten, feindseligen Verhältnissen ist ausgesprochen worden, und wobei nach ihrer, nicht aber nach Meinung dieser Bücher und ihrer Verfasser selbst allezeit stehen geblieben werden soll." — — — Nach einer Expektoration über die Geltung der symbolischen Schriften, welche wir später berücksichtigen werden, wird den Freunden und Vertheidigern des ursprünglichen, mit der Lehre der Apostolisch-Katholischen Kirche vollkommen übereinstimmenden Lehrbegriffs, dessen erneuerte Verkündigung und Behauptung die Reformation veranlaßte, nicht bloß gesagt, daß sie, obwohl sie das Eine, alte und unveränderliche Evangelium lehren und vertheidigen, der Evangelischen Kirche nicht angehören, sondern auch ernstlich zugemuthet, sie zu verlassen.

„Da diese strengen Symbolgläubigen," heißt es S. 14 f., „der Evangelischen Kirche innerlich nicht wahrhaft angehören, so wäre es für diese und für sie selbst in der That besser, wenn sie auch äußerlich sich davon lossagten und zu der Confession sich zurückwendeten, in welcher es ausgesprochener Grundsatz ist, beim Herkömmlichen zu bleiben und jede Abweichung von der kirchlichen Überlieferung für Häresie zu erklären; wo sich bei größerer Stärke des geistlichen Arms, so wie bei dem Nichtvorhandenseyn der beweglichsten theologischen Disciplinen, nämlich der freien Schriftkritik und Schriftauslegung, auch mehr Sicherheit für die Aufrechthaltung des einmal Bestehenden erwarten läßt; endlich, wo mehr Glanz und Vortheil, als in der durch keine äußerlichen Fesseln zusammengehaltenen, nur durch ihre innere Kraft und Herrlichkeit sich behauptenden Evangelischen Kirche zu hoffen steht."

Auffallen muß in diesen und ähnlichen Äußerungen, die nur formell verschieden unglaublich oft wiederkehren, 1. die verurtheilende Liebllosigkeit, 2. die Unkenntniß der Geschichte und des Inhalts der Symbole der alten wie der Evangelischen Kirche und ihres gegenseitigen Verhältnisses, 3. das Dringen auf Trennung der Symbolgläubigen von der bestehenden Evangelischen Kirche. — Nur Einiges wollen wir hierüber hervorheben und mit einigen Bemerkungen begleiten.

1. Die Anatheme des Herrn Dr. Schulz.

Herr Dr. Schulz eifert in Vorstehendem und unzählig oft gegen polemische Tendenzen und lieblose Verdammung aller Andersdenkenden; er verurtheilt darum die Nicänische und Athanasianische Formel, so wie das ganze katholische Kirchensystem. Er behauptet S. 17 ff. und oft z. B. S. 56 ff., daß Christus gar keine Lehre vorgetragen, daß er die Aufnahme in's Gottesreich, folglich auch das Bleiben darin von keiner Art von Lehrsätzen abhängig gemacht, daß er nur zweierlei, nämlich die pharisäische Heuchelei und die Lieblosigkeit bekämpft habe. — Bei dieser Ansicht von der absoluten Bedeutungslosigkeit aller Meinungsverschiedenheit muß wohl die Heftigkeit auffallen, mit welcher der Verf. alle diejenigen angreift, welche seine Ansichten nicht theilen können, sondern in dem Bekenntniß der Reformatoren, was das Wesentliche betrifft, vollkommen schriftgemäße Wahrheit erkennen und darum sie festhalten. Wenn Liebe, die gewiß nicht ohne Wahrheit und Gerechtigkeit gedacht werden kann, weil sie sonst pharisäische Heuchelei seyn würde, wenn diese, wie sehr richtig bemerkt wird, der Grundzug

im christlichen Charakter ist, so muß es auffallen, daß der Verf. den Bekennern und Vertheidigern des evangelisch-kirchlichen Lehrbegriffs die schlechtesten Motive zuschreibt, daß sie durch die Gunst der Umstände sich zu ihrem Glauben hätten bewegen und eben so durch Sucht nach Glanz und Vortheil sich möchten zur Römisch-Katholischen Kirche zurückführen lassen. Keine entwürdigende Bezeichnung verschmäht er, um sie zu brandmarken; er nennt sie Sektirer (S. 8. vgl. 3. u. 258.), unprotestantische Kirchgläubige (S. 11.), vergleicht sie (S. 15.) mit „Schauspielern, welche die Rolle der Orthodoxen spielen, ohne in ihrem Inneren den geringsten Antheil an der Sache zu nehmen, oder von der Wahrheit überzeugt zu seyn," — die „auch im Heiligthum die Mode des Tages mitmachen, und, um gute Zeit zu haben, sich in die Zeit schicken." Nur „Einige von ihnen mögen (nach S. 16.) sehr wohl wissen, ein wie schlechtes Spiel sie treiben" — —. Und so geht es fort. S. 46. werden sie sogar zu Teufelsgenossen gemacht. „Ja wenn zufolge der gewöhnlichen Teufelsidee dem Satan nothwendigerweise eine vollständigere und gewissere Notiz von Gottes ewigem Verhältniß, Offenbarung und Wirkungsart beiwohnen muß, als dem sterblichen Menschen: so dürfte er unter den Gottesgläubigen dieser Zeit leicht als der Allergläubigste erscheinen." In der Beilage, welche eine angeblich schriftmäßige Beurtheilung der Lehre von der Erbsünde enthält und welche wir zunächst nach der Einleitung berücksichtigen werden, finden wir die evangelischen Theologen, welche die Grundsätze ihrer Kirche festhalten, bezeichnet als „Ohnmachtstheologen und Eiferer für die Erbsünde" (S. 253.), „Erbsündenfreunde" (S. 258.), „Sündhaftigkeits- und Erbsündeliebhaber (S. 259.), „unbiblische Symbolgläubige" (S. 261.), „Nachsprecher des Augustinus" (S. 275.), „finstere Glaubensmänner" (S. 276.). Bald darauf (S. 279.) wird die Erbsünde „ihr heiligstes Besitzthum" genannt, und S. 283. heißt es: „Bequemer mag es Manchem erscheinen, sich in einer zahllosen Genossenschaft gleichmäßig verderbter Sündenknechte zu verlieren, seine eigene Nichtswürdigkeit mit der Sündenmasse des ganzen Geschlechts zusammenzuwerfen, unter dem Universalmantel der vorgeblich unbedingten Sündhaftigkeit aller menschlichen Creatur zu verstecken, oder darin aufgehen zu lassen, als sein selbst Werk zu prüfen und zu verantworten" — —.

Wahrlich solche Verurtheilungen überbieten alle Anatheme der früheren Zeit, welchen der Verf. den christlichen Sinn abspricht, und sie gehören zu den stärksten Zeugnissen für die Wahrheit der biblischen Lehre von der natürlichen Verderbniß des menschlichen Herzens, da selbst die Gegner derselben, welche durch ihr Beispiel ihre Lehre von der natürlichen Sündlosigkeit des Menschen beweisen sollten, der Macht der ererbten Sündhaftigkeit bis zum gänzlichen Verluste des sittlichen Bewußtseyns unterliegen. Schon die Pietät gegen die Reformatoren, gegen welche der Verf. in mehreren Stellen Hochachtung äußert, hätte ihn von solchen Schmähungen und Verurtheilungen zurückhalten sollen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Holland.) (Schluß.) Sey es nun gleich keine geringe Sache, in einem constitutionellen Staate zu behaupten, daß ein bestimmter Satz des Grundgesetzes öffentlich und mehrere Mal übertreten worden, da dies eine Beschuldigung, die, wenn sie unbegründet, von der größten Leichtfertigkeit zeuge, so könne er doch, dies im Auge haltend, unmöglich die Einquartirungen zur Bestrafung und ohne Vergütung mit Art. 212. in Übereinstimmung bringen. Er müsse sogar noch weiter gehen und dahin erkennen, daß die Übertretung sich nicht auf einen Artikel beschränkte. Art. 171. schaffe die Confiskationserklärung der Habe ab. Durch die Einquartirung werde sie nebenher wieder eingeführt. Art. 197. enthalte, daß keine Abgabe als aus Kraft eines Gesetzes erhoben werden dürfe; sende aber die Regierung den Eingesessenen nach Willkühr Einquartirung, so habe auch diese Bürgschaft wenig zu bedeuten. Art. 198. verbiete alle Privilegien in Betreff der Abgaben. Art. 167. wolle, daß Niemand dem Richter entzogen werde, den ihm das Gesetz zuerkenne. Art. 183. verlange, daß keine Strafe auferlegt werde als nur durch den Richter. Was das helfe, wenn das Gouvernement dem Beschluß der Gerichte vorauslaufe? Art. 172. fordere, daß in allen criminellen Urtheilen die Übelthat genannt und das Gesetz, worauf sich der Spruch gründet, ausgedrückt sey. Erkenne man, daß gegen diese Artikel, denen noch mehrere beigefügt werden könnten, durch die Einquartirung gehandelt sey, so werde eine solche Handlungsweise eiligst und für immer aufhören, zumal da der König, der, wie Niemand daran zweifle, wünsche, dem Grundgesetz gemäß zu handeln mit feierlichem Eide erklärt habe: „Von dem Grundgesetz bei keiner Gelegenheit und unter keinerlei Vorwand abzuweichen oder zu dulden, daß davon abgewichen werde; die allgemeine und besondere Freiheit und die Rechte aller und jeder Unterthanen zu beschirmen und zu behüten."

Sodann hätten die Separirten auch noch andere Rechte außer denen, die sie mit allen Niederländern besäßen. Sie seyen Glieder einer Confession, welche die öffentliche Ruhe oder Sicherheit nicht störe. Dies sey in Betreff ihrer Lehrsätze, worin das Wesen einer Confession bestehe, öffentlich und unzweideutig in dem Beschluß vom 5. Juli laufenden Jahres anerkannt. Desfalls hätten sie, nach Art. 193. des Grundgesetzes, ein Recht, in ihrer öffentlichen Gottesdienstübung nicht verhindert zu werden, was doch mehrmalen geschehen sey. Mit Unrecht aber wären sie von einigen Niederländischen Gerichten als Glieder eines neuen Bekenntnisses verurtheilt, und derselben Urtheil auf Art. 291. des Strafgesetzes und auf das Wort bestehende in Art. 191. des Grundgesetzes gebaut worden. „Keine Association ohne Zustimmung der Regierung; keine Beschirmung als den Confessionen, die im Jahre 1815 bestanden oder später anerkannt worden sind." Gemeinsame Gottesdienstübung sey keine Association; der Zweck der Napoleonischen Gesetzesbestimmung sey Verhinderung jeder Verbindung politischer Art gewesen. Überdem sey Art. 291. durch das Grundgesetz, sofern dieses Freiheit von Gottesdienstübung zuerkenne, verfallen. Was aber das Wort bestehende in dem Grundgesetz anbelange, so müsse man nur

auf die Stelle achten, wo es sich befinde. Es habe Art. 191. eben so wie Art. 194 und 195. ausschließend Bezug auf die Confessionen, die, als das Grundgesetz publicirt wurde, bestanden, und habe nur zur Bürgschaft dienen sollen gegen möglichen Vorrang einiger, namentlich der von Alters her herrschenden Reformirten Kirche. Es sey dadurch den Lutheranern, den Remonstranten, den Römisch-Katholischen gleichsam zugerufen worden: Fürchtet euch nicht — keinerlei Begünstigung — gleiche Beschirmung. Das Wort bestehende könne also nicht den geringsten Einfluß haben auf Art. 190. 192. 193. 196., welche gegen alle Verfolgung um des Gottesdienstes willen gerichtet wären. Art. 190. aber verbürge Freiheit, vollkommene Freiheit religiöser Ansichten, was doch wohl, wenn es keine bloße Freierklärung desjenigen seyn solle, was durch Niemand in Banden gelegt werden könne, das Recht einschließe, nach jenen Ansichten der Gottheit zu dienen. Art. 192., welcher die Wählbarkeit zu Ämtern und Bedienungen festgesetzt hat, sey unbegränzt; denn wenn die Worte „Bekenner der verschiedenen Gottesdienste" einigen Zweifel überlassen möchten, so verschwinde derselbe, wenn man Einsicht nehme von dem Französischen Text: sans distinction de croyance religieuse. Art. 193., der ungehinderte Gottesdienstübung verliehen, lasse keinerlei Aussonderung zu. Es werde nicht von bestehenden, nicht von anerkannten, sondern von allen Confessionen gesprochen. „Kein öffentlicher Gottesdienst kann verhindert werden;" l'exercice *d'aucun* culte ne peut être empêché. — Art. 196. drücke sich auf dieselbe Weise aus.

Da nun das Französische Strafgesetz keine Beziehung auf den Gottesdienst habe, und wenn es sie hätte, dieselbe durch das Grundgesetz aufgehoben wäre, so müsse, wenn dies nicht von allen, sondern nur von einigen Gerichten anerkannt werde, die Regierung, welcher dies Grundgesetz die Handhabung der theuersten aller Freiheiten anvertraut habe, sich der Sache annehmen, und vor Allem die Französische Gesetzesbestimmung, insofern sie auf gottesdienstliche Übungen anwendbar sey, ausdrücklich vernichtet werden.

Sodann verlange das Grundgesetz keine vorangehende Anerkennung. — Jede Sekte, neu oder alt, habe auf ein ungehindertes Bestehen ein vollkommenes Recht, das nicht erst beginne mit oder abhänge von der Zustimmung des Gouvernements; und das nur in dem Falle nicht für sie bestehe, wenn sie die Ruhe und Sicherheit gestört habe, oder, durch ihr Princip, die Saat von Ruhestörung in sich fasse. Indeß seyen die Separirten überdem keine neue Sekte; sie seyen Glieder der reformirten Confession, und hätten als solche mit den Gliedern der reformirten Kirchengesellschaft Ansprüche auf die gleiche Beschirmung, die allen bestehenden Confessionen zugesagt ist. Daß die Separirten Reformirte, vorzugsweise Reformirte seyen, brauche doch nicht wohl erst bewiesen zu werden; abgefallen vielleicht von der Kirchengesellschaft, aber gewiß getreue Glieder der Confession, der Kirche. Nicht aber der kirchlichen Gesellschaft von 1816, sondern dem in 1815 bestehenden reformirten Bekenntnisse sey durch das Grundgesetz Beschirmung zuerkannt worden. Wenn nun das Gouvernement außer der reformirten Kirchengesellschaft keine Reformirten, keine Glieder der Reformirten Kirche kenne, so frage sich, wer ihr das Recht gegeben, diesen Cirkel zu ziehen und die Formen einer Kirchengesellschaft zum Kennzeichen der Confession zu setzen? Habe sich doch eigentlich die Kirchengesellschaft, was Glaubenseinheit betreffe, facto aufgelöst, und was die innere Verwaltung betreffe, die Principien der Reformirten Kirche ganz zur Seite gelegt; habe sich doch die Gesellschaft vielmehr facto geschieden von der Reformirten Kirche, während diejenigen, die man Separirte nenne, weil sie diese Fehler, wie ihm scheine mit Unrecht, für unwiderruflich achteten, sich aus der Gesellschaft herausbegeben, um in der Kirche bleiben zu können. Wo der Glaube sey, da sey die Confession, und deshalb die Separirten reformirt. Dieser Charakter könne ihnen nicht ernstlich bestritten werden und sie hätten demnach gerechte Ansprüche auf die in Art. 191. angedeutete Beschirmung. Sähen sie aber davon ab, so könnten sie um so viel mehr erwarten, wenigstens keiner Verfolgung blosgestellt zu seyn.

Hiemit achtet der Verf seine Aufgabe für beendet. Er macht im Rückblick noch einige allgemeine Bemerkungen über die Art der Verfolgung; deutet noch einmal an, wie wichtig die Sache der Separirten in mehrfacher Beziehung, und wie wünschenswerth es sey, daß man im Staate wieder zu christlichen Principien einlenke; fordert sodann vor Allem, daß Freiheit zu christlicher Gottesdienstübung wieder hergestellt werde, wünschend, die Separirten, die sich, um solches zu erlangen, an die zweite Kammer gewendet, möchten fortwährend vom Könige allein ihr Recht erbeten haben. „Der Christ in den Niederlanden," so schließt er alsdann, „hält sein Auge auf das Haus von Oranien gerichtet. Diese Gesinnung könnte Aberglaube genannt werden, wenn man es nicht im Auge behält, daß Gott, der Stammhäuser erniedrigt, wie er sie erhebt, sich an keine Mittel bindet; aber nicht, wenn man bloß dankbar anerkennt, was Gott durch dies Geschlecht zum Heil unserer Verfahren gewirkt hat; wenn man nur freimüthig behauptet, daß dasselbe mehr denn ein anderes durch Verläugnung des Evangeliums seine Bestimmung verläugnen würde; wenn man nur aufrichtig und demüthig wünscht, daß es wie in der vergangenen Zeit, so auch in der Zukunft, zur stärksten Säule für Gottesdienst und Freiheit, insbesondere auch für Gottesdienstfreiheit, gesetzt werde! Doch warum von diesem Stammhaus im Allgemeinen gesprochen. Wir halten das Auge gerichtet auf den Fürsten, der uns regiert! Die Befremdung, daß das, worüber man sich beklagt, unter seiner Regierung geschieht, ist eine gerechte Huldigung, die man seinem Charakter darbringt. Keine Schmeichelei, aber auch keine Verkennung; ich wünsche, wo es die höchsten Angelegenheiten des Vaterlandes gilt, allezeit freimüthig, nie undankbar zu seyn. — — Die Wahrheit, durch so viele Hindernisse aufgehalten, kann nicht alsbald bis zum Throne vordringen. Endlich, wir dürfen das Vertrauen hegen, endlich dringt sie hindurch bis zu dem Fürsten, welchen Gott in Gnaden den Niederlanden gab; den so manches Band, nicht äußerlichen Zwanges, sondern innerer Anhänglichkeit, mit uns verbindet; dessen Leben nicht nur durch ruhelose Geschäftigkeit, sondern auch und vor Allem durch volksliebende Bestrebungen, eine beständige Selbstverläugnung wird, und der es sich zur höchsten Ehre rechnet, sich zu beugen vor der Majestät Dessen, der die Herzen der Fürsten leitet, wie Er will." —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 5. Mai. № 36.

Die jüngsten Schriften des Consistorialraths und Prof. Dr. Dav. Schulz in Breslau.

(Fortsetzung.)

2. Ansichten des Herrn Dr. Schulz von den Hauptsymbolen der Kirche und ihrem gegenseitigen Verhältniß.

Nach den oben zum Theil mitgetheilten Äußerungen des Verf. über das apostolische Symbolum hat bis in's vierte Jahrhundert in der Kirche die größte Verschiedenheit der Glaubensbekenntnisse statt gefunden; es sollen mancherlei fremdartige, in den verschiedenen Provinzen der Christenheit verschiedene, Zusätze zu der ursprünglichen einfachen Formel hinzugekommen und erst im vierten und fünften Jahrhundert soll unser apostolisches Symbolum „zum Vorschein gekommen" seyn. Unmittelbar vor der oben mitgetheilten Stelle heißt es (S. 18. d. a. Schr.): „Auch die Apostel waren keine Freunde von bindenden Formeln oder Glaubensvorschriften; auch bei ihnen hieß es: der Buchstabe tödtet, der Geist ist's, der, selbst lebendig, Leben schafft; 2 Cor. 3, 6. 7., Röm. 2, 27 ff., 7, 6. u. a. Demungeachtet schien es, als könnte die Christenheit des todten Formelwesens nimmer los und ledig werden. An die Stelle der verlassenen Glaubensvorschrift trat gewöhnlich, ehe man sich's versah, eine neue, nur in der Form veränderte, nicht selten noch drückendere." „Bei diesen Sätzen ist es schwer, sich irgend etwas Bestimmtes zu denken, wie bei vielen Stellen der wortreichen Schriften des Verf. Wenn die Apostel gar keine Glaubensvorschriften gegeben, oder, wie an vielen anderen Stellen gesagt wird, gar keine Glaubenslehren vorgetragen hätten, die der Verf. als Formelwesen perhorrescirt, wie konnte die Christenheit nach ihrer Zeit desselben los und ledig werden sollen? Wie konnte verlassen werden, was nicht da gewesen, wie eine neue „noch drückendere" Glaubensvorschrift an eine freie Stelle treten? Wie hier ein Fortgang ohne Anfang schwer denkbar ist, eben so schwer läßt sich denken, wie eine neue Glaubensvorschrift noch drückender seyn konnte, welche nicht nach dem Inhalte, sondern nur der Form nach eine andere war? Wenn es aber, woran Herr Dr. Schulz erinnert, bei den Aposteln hieß: der Buchstabe tödtet, der Geist ist's, der Leben schafft, war es nicht ächt apostolisch, wenn die Christenheit nach ihnen nicht den Geist, d. h. den Inhalt, das Wesen der Apostellehre, änderte, sondern nur die Form, welche nach der Verschiedenheit der Bedürfnisse und Bildung an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten verschieden seyn kann und soll? Und eben so finden wir es, wenn wir die verschiedenen Glaubensregeln aus dem zweiten und dritten Jahrhundert und die mannichfaltigen Mittheilungen über den Inhalt des Taufbekenntnisses der allgemeinen apostolischen Kirche, insbesondere auch die von Rufinus verglichenen oder sonst uns bekannt gewordenen verschiedenen Recensionen des sogenannten apostolischen Symbolums in der morgenländischen und abendländischen Kirche vergleichen. Wir finden bei aller Verschiedenheit des Ausdrucks eine große Einheit des Glaubens. Nach Irenäus (adv. Haer. I. 10.) bekennt die Kirche „den Glauben an Einen Gott den allmächtigen Vater, der Himmel und Erde geschaffen hat und die Meere und Alles, was darinnen ist, und an Einen Christus Jesus, den Sohn Gottes, der Mensch geworden ist um unseres Heils willen, und an den heiligen Geist, der durch die Propheten die Anstalten des Heils angekündigt hat und sein Kommen und die Geburt von der Jungfrau und das Leiden und die Erweckung von den Todten und die leibhaftige Wiederaufnahme des geliebten Christus Jesus, unseres Herrn, in den Himmel und seine Erscheinung von dannen in der Herrlichkeit des Vaters, um Alles zu vollenden und alles Fleisch der ganzen Menschheit zu erwecken, auf daß vor Christo Jesu, unserem Herrn und Gott und Heiland und König, nach dem Willen des unsichtbaren Vaters sich beuge jedes Knie derer, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind, und jede Zunge ihn bekenne und er ein gerechtes Gericht halte über Alle und zwar die bösen Geister, sowohl die Engel, welche übertreten haben und im Abfall beharret sind, als auch die Gottlosen, Ungerechten, Gesetzlosen und Gotteslästerer unter den Menschen in's ewige Feuer sende, den Gerechten aber und Heiligen und denen, die seine Gebote gehalten haben und in seiner Liebe verblieben sind, die Einen (die guten Engel) von Anfang an, die Anderen nach der Buße, nachdem er ihnen das Leben in Gnaden geschenkt, Unvergänglichkeit und ewige Herrlichkeit verleihe." Und von diesem Glauben sagt Irenäus, der bekanntlich alle Abweichungen von dem überlieferten apostolischen κήρυγμα eifrig bekämpfte, dessen Lehrer unmittelbare Schüler der Apostel waren, daß ihn die Kirche überkommen habe, und, wenn gleich in der ganzen Welt zerstreuet, sorgfältig bewahre, wie wenn sie nur Ein Haus bewohne und daran halte, gleich als hätte sie nur Eine Seele und Ein Herz, und wie aus Einem Munde ihn predige und lehre und in wunderbarer Übereinstimmung ihn überliefere. — Dies sagt Irenäus, der die Kirchen Asiens kannte und seit 177 als Bischof von Lyon eine lange Reihe von Jahren im Abendlande wirkte. Er wußte nichts davon, was Herr Schulz behauptet, daß die älteste Kirche ohne Glaubensbekenntniß gewesen sey und daß in der nachapostolischen Zeit der vorgegebene Wechsel der Bekenntnisse statt gefunden habe. Nur bekämpfte er in Gemeinschaft

mit den Lehrern der allgemeinen Kirche nach bestem Wissen und Gewissen jede unbiblische, unapostolische Meinung.

Mit seiner summarischen Angabe des Inhalts der allgemeinen Kirchenlehre*) stimmen ähnliche Mittheilungen des gleichzeitigen Tertullianus überein, z. B. adv. Prax. c. 2., de praescript. haeret. c. 13. und de virgg. vel. c. 1. Hier heißt es: Regula fidei una omnino est, sola immobilis et irreformabilis, credendi scilicet in unicum deum omnipotentem, mundi conditorem, et filium ejus Jesum Christum, natum ex virgine Maria, crucifixum sub Pontio Pilato, tertia die resuscitatum a mortuis, receptum in coelis, sedentem nunc ad dexteram patris, venturum judicare vivos et mortuos, per carnis etiam resurrectionem. — Wer erkennt hier nicht den wesentlichen Inhalt und selbst den Ausdruck unseres apostolischen Symbolums nach seinen Hauptsätzen? Nur Unwissenheit oder eine bei Männern, die nach ihrem Berufe unverrückt der Wahrheit nachforschen sollen, sehr bedenkliche Befangenheit kann behaupten, daß das sogenannte apostolische Symbolum „erst im vierten und fünften Jahrhundert zum Vorschein gekommen sey." Daß aber Tertullian in d. a. St. die regula fidei nicht ganz vollständig mittheilt, sondern nur gewisse Hauptsätze hervorgehoben und namentlich gegen das Ende sie abgekürzt habe, dafür zeugen die beiden anderen angeführten und viele andere Stellen seiner Schriften, wo namentlich auch der Glaube an den heiligen Geist ausdrücklich ausgesprochen ist. — Und in Bezug auf die Summe der hervorgehobenen kirchlichen Glaubenslehren sagt Tertullian de praescr. c. 13. ausdrücklich: Haec regula, a Christo, ut probabitur, instituta, nullas habet apud nos quaestiones, nisi quas haereses inferunt et quae haereticos faciunt, — und später (c. 37. vgl. c. 21.) heißt sie regula, quam ecclesia ab Apostolis, Apostoli a Christo, Christus a Deo tradidit: vgl. auch adv. Prax. l. c.: Hanc regulam ab initio Evangelii decucurrisse — probabit — ipsa posteritas omnium haereticorum. Dazu kommt, daß die durchgängige Schriftgemäßheit der allgemeinen Kirchenlehre jener Zeit für ihre Abstammung aus der Urzeit bürgt, und daß die Schriftgemäßheit den Kirchenlehrern der ersten Jahrhunderte sehr wichtig war, sagt, wenn es nicht sonst, insbesondere aus ihren polemischen Schriften bekannt wäre, Tertullian auch ausdrücklich de cor. mil. c. 3.: etiam in traditionis obtentu exigenda est auctoritas scripta.

Wenn aber Herr Schulz etwa meinen sollte, daß in der durch höhere wissenschaftliche Bildung ausgezeichneten Alexandrinischen Kirche andere, vielleicht weniger drückende Dogmen öffentlich anerkannt und vorgetragen werden seyen, so möge er nachlesen, was Origenes de princ. prooem. §. 4 sqq. als deutliche, von den Aposteln her überlieferte Lehre („quae per praedicationem apostolicam manifeste traduntur") darstellt und den willkührlichen Annahmen der Irrlehrer entgegensetzt.

Aus diesen und anderen Relationen über die Glaubensregel kann man auf den Inhalt des Taufbekenntnisses schließen, dessen Ablegung die alte Kirche von den Competenten forderte, und bei der allgemeinen Achtung gegen die apostolische Überlieferung ist die Meinung des Herrn Dr. Schulz a priori eben so unglaublich, als sie völlig unhistorisch ist, daß „an die Stelle der verlassenen Glaubensvorschrift," „ehe man sich's versehen," gewöhnlich „eine neue, noch drückendere getreten sey."

Daß das Taufbekenntniß der alten Kirche, so mannichfaltig auch in jener Zeit evangelisch-apostolischer Glaubenskraft (ohne welche es keine dogmatische Freiheit und Unbefangenheit gibt) die Formen desselben waren, im Wesentlichen mit dem noch jetzt unter dem Namen des apostolischen Symbols in der Kirche geltenden übereingestimmt habe, geht außer den obigen Mittheilungen über die regula fidei auch aus einzelnen Allegaten hervor. Nur an Cyprian wollen wir erinnern, welcher ep. LXXVI. ad Magnum (ed. Baluz. p. 154.) den Einwurf beantwortet: eandem Novatianum legem tenere, quam catholica ecclesia teneat, eadem symbolo, quo et nos, baptizare: eundem nosse *deum patrem*, eundem *filium Christum*, eundem *spiritum sanctum*, ac propter hoc usurpare eum potestatem baptizandi posse, quod videatur in interrogatione baptismi a nobis unu discrepare — — und dann noch der Frage an den Täufling gedenkt: *credis remissionem peccatorum et vitam aeternam per sanctam ecclesiam?* Vgl. auch ep. LXX. (ad Numidas). In diesen Anführungen ist unser Taufbekenntniß ganz unverkennbar und es läßt sogar, was die Hauptsätze betrifft, besonders wenn es mit der obigen Mittheilung Tertullian's verglichen wird, eine an Identität gränzende Ähnlichkeit der Form voraussetzen.

Zu demselben Resultat führt auch die Vergleichung der Redensionen des sogenannten symboli apostolici, so weit wir sie kennen. Sie stimmen in allen wesentlichen Punkten überein und haben nur aus der Praedicatio apostolica und dem deutlichen Inhalte der heiligen Schrift, unter Berücksichtigung der durch Häretiker angeregten kirchlichen Bedürfnisse, mehr und weniger Glaubenssätze ausdrücklich hervorgehoben, obwohl der ursprünglich in der Römischen Kirche immer festgehaltene und mitunter selbst bis zum Mißbrauch geltend gemachte, seit dem zweiten Decennium des vierten Jahrhunderts, aber nach und nach auch in den übrigen Gegenden der Kirche wieder herrschend gewordene Grundsatz von der Rechtmäßigkeit einer in Patre et Filio et Spiritu Sancto geschehenen Taufe es erklärlich macht, daß auch im vierten Jahrhundert und noch später, obwohl sehr selten, bloß das einfache Bekenntniß auf den dreieinigen Gott bei dem Taufakte abgelegt wurde.*)

Als die einfachste und ursprünglichste Form des *Symboli apostolici*, welches den wesentlichen Inhalt für den Katechumenenunterricht darbot, erscheint die Römische, namentlich nach der Darstellung des Rufinus; auch lassen dies verschiedene Erklärungen der Kirchenlehrer voraussetzen, z. B. des Ambrosius ep. LXXXI. (ad Siricium): credatur *symbolo Apostolorum*, quod ecclesia Romana intemeratam semper custodit et servat. — Aus diesen Worten möge übrigens Herr Schulz lernen, daß das apostolische Symbolum, selbst dieser Benennung nach, nicht erst im vierten Jahrhunderte könne

*) Eine ähnliche noch kürzere Zusammenstellung findet sich auch l. III. c. 4.

*) Die kürzeste Formel aus dem vierten Jahrhundert theilt Cyrillus Hieros. mit catech. XIX. §. 9.: πιστεύω εἰς τὸν πατέρα καὶ εἰς τὸν υἱὸν καὶ εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα καὶ εἰς ἓν βάπτισμα μετανοίας. Daraus würde aber nur eine große Ignoranz folgern können, daß dem Cyrillus und seinen Täuflingen die Summe der Glaubenslehren fremd geblieben seyen, welche unser apostolisches Symbolum enthält. Vielmehr hat er sie seinen Katechumenen (cat. VI—XVIII.) noch vollständiger vorgetragen und die Annahme derselben ernstlich gefordert. Das ihnen erklärte Symbolum lautet dem Nicänischen sehr ähnlich und ist nur etwas kürzer. — Dasselbe gilt auch von der, vielleicht ein Jahrhundert jüngeren, in dem sogenannten Sacramentarium Gelasii befindlichen, kürzeren Formel: Credo in deum patrem omnipotentem. Credo in Jesum Christum, filium ejus unicum, dominum nostrum, natum et passum. Credo in Spiritum sanctum, sanctam ecclesiam, remissionem peccatorum, carnis resurrectionem (cf. Muratorii liturgia vet. Rom. Tom. I. p. 570.) — welche Formel sich etwas erweitert im *Ordo Romanus* findet, dagegen noch kürzer bei Vigilius Tapsensis (de trinit. l. XII.): Credo in deum patrem omnipotentem. Et in Jesum Christum, filium ejus unigenitum. Et in Spiritum sanctum. Vgl. Bibl. max. Patrum Lugd. T. VIII. p. 799. und T. XIII. p. 673., wo sich das Symbolum ex Ordine Rom. findet.

zum Vorschein gekommen seyn. — Aus Rufinus Expositio *) ergibt sich ungefähr folgende Formel:

Credo in Deum patrem omnipotentem. Et in Christum Jesum, unicum filium ejus, dominum nostrum, qui natus est de Spiritu sancto ex Maria virgine, crucifixus sub Pontio Pilato, et sepultus, tertia die resurrexit a mortuis, ascendit in coelos, sedet ad dextram patris, inde venturus est judicare vivos et mortuos. Et in Spiritum Sanctum, sanctam ecclesiam, remissionem peccatorum, carnis resurrectionem.**)

Demnach fehlt in früheren Zeiten im ersten Artikel das Prädikat *creatorem coeli et terrae*, welches in anderen Gegenden der Kirche aufgenommen und den Gnostikern und Manichaern entgegengesetzt wurde, dagegen im abendländischen Symbol der früheren Jahrhunderte fehlen konnte, und nur erst später als gnostische Theoreme auch in der Lateinischen Kirche, z. B. in Nordafrika und Spanien, Eingang fanden, eingefügt werden mußte.

Im zweiten Artikel fehlte *descendit ad inferna*. Auch dieser Zusatz konnte, obwohl der dogmatische Inhalt desselben in der Apostolisch-Katholischen Kirche nie bezweifelt worden ist, fehlen, da es sich von einer wirklich abgeschiedenen Seele eines in Wahrheit gestorbenen Menschen von selbst versteht, daß sie das Loos aller abgeschiedenen Seelen getheilt habe (vgl. Luc. 16, 22 ff. mit 23, 43. und 1 Petr. 3, 18 f.). Daß übrigens die Römische Kirche den descensus Christi ad inferos, d. h. die Wirklichkeit seines Todes κατὰ σάρκα und das Fortleben und messianische Fortwirken seines Geistes bis zur Auferstehung, nicht bezweifelt habe, darf hier wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Es kann dies auch unter denen, die Christi Namen tragen, consequenterweise nur von solchen bezweifelt werden, welche einen Scheintod des Gekreuzigten behaupten.

Wie die im dritten Artikel der alten Römischen Formel fehlenden, aber in der Kirchenlehre und Sprache längst enthaltenen, übrigen Zusätze, nämlich nach ecclesiam: *catholicam, Sanctorum communionem* und nach carnis resurrectionem: *et vitam aeternam* durch Zeitbedürfnisse hervorgerufen worden, darf ebenfalls Niemandem gesagt werden, der die Entwickelung der Kirchenlehre etwas aufmerksam verfolgt hat.***)

Die Aquilejensische Recension des aus der Apostolischen Kirche stammenden Symbols weicht zunächst nur in der Construktion (Credo in Deo patre omnipotente — — et in Christo Jesu — — — et in Spiritu Sancto) von der Römischen ab, und, im Übrigen ganz gleichlautend, hat sie nur im ersten Artikel nach omnipotente noch *invisibili et impassibili*, im zweiten Artikel nach et sepultus: *descendit ad inferna* und im dritten Artikel am Schluß *hujus* carnis resurrectionem. — Alle diese Zusätze aber sind nur Verwahrungen gegen häretische Verirrungen, und sie entsprechen durchaus der ursprünglichen und allgemeinen Kirchenlehre (dem κήρυγμα ἀποστολικόν), wie sie denn auch schriftgemäß sind.

In dem von Rufinus verglichenen Symbolum der Kirche des Orients (Orientis ecclesiarum) fand sich nur im ersten und zweiten Artikel ein Zusatz, durch den der gnostische Dualismus, welcher den Gott und den Christus des A. und N. T. trennte, zurückgewiesen wurde; es hieß nämlich: κατεῖχεν εἰς ἕνα θεόν, πατέρα παντοκράτορα, καὶ εἰς ἕνα κύριον Ἰησοῦν Χριστόν, τὸν υἱὸν αὐτοῦ τὸν μονογενῆ — —. Im Übrigen fand Rufinus vollkommene Übereinstimmung mit dem Römischen Symbolum. Dafür zeugt auch eine Stelle des Vigilius Taps. (cont. Eutych. l. IV. p. 730. Tom. VIII. Bibl. m. PP. Lugd.), wo er das Römische Symbolum gegen den Tadel des Eutyches in Schutz nimmt durch die treffende Bemerkung, daß ein mangelnder Ausdruck nicht präjudicirlich sey, wo der Sinn nicht gefährdet werde: Fidelium universitas (= eccl. cathol.) profitetur, sagt er, *credere se in deum patrem omnipotentem et in Jesum Christum filium ejus, dominum nostrum*. Haec capitulo ob id iste calumniatur: cur non dixit in *unum* Jesum Christum, filium ejus, juxta Nicaeni decretum concilii? Sed Roma, et antequam Nicaena synodus conveniret, a temporibus apostolorum usque ad nunc, et sub beatae memoriae Coelestino, cui iste rectae fidei testimonium reddidit, ita fidelibus symbolum tradidit, nec praejudicant verba, ubi sensus incolumis permanet. — Die letzten Worte sprechen eben so gegen diejenigen, welche in jeder Verschiedenheit der Darstellung, auch wenn sie nur Entwickelung und nähere Bestimmung des Gegebenen ist, mit Herrn Schulz fremdartige Zusätze finden, als gegen die, welche mit superstitiöser Ängstlichkeit an jedem Ausdruck kirchlicher Symbole hängen. Diese superstitiöse Verehrung, welche sie den heiligen Schriften gleichstellt, wie sie in späteren, leider! auch in den neuesten Zeiten, bemerkbar geworden ist, finden wir in der alten Apostolisch-Katholischen Kirche, dem Vorbilde der Evangelischen, nur als Verirrung, nirgends aber herrschend. Überall wird allerdings das Wesentliche der empfangenen, schriftgemäßen apostolischen Lehre in der abendländischen, wie in der morgenländischen Kirche festgehalten; für Freunde ebionitischer, gnostischer und anderer entschieden schriftwidriger Lehren waren und sind heute noch ihre Symbole „drückend," aber bei der Treue im Bekenntniß der christlichen Grundlehren finden wir noch im vierten und selbst dem folgenden Jahrhundert eine nachahmungswürdige Freiheit in Betreff des Ausdrucks, indem man sich durch das vorwaltende Bedürfniß bestimmen ließ.

Es sind daher die Formeln des Taufbekenntnisses, welche natürlich auch die Grundlage des Katechumenenunterrichtes bildeten, bald länger, bald kürzer, und nicht bloß in verschiedenen Ländern, sondern selbst in verschiedenen Diöcesen desselben Landes verschieden, obwohl der Grundtypus in allen derselbe ist. Das Symbol, welches zu Cäsarea in Palästina nach dem Zeugniß des Eusebius in dem bekannten Sendschreiben an seine Gemeinde (s. Athanasius, epist. de decretis Syn. Nic. und Socrates H. E. I. 8. u. a.) seit alten Zeiten in Gebrauch war, ist im ersten und zweiten Artikel noch ausführlicher, als das der Jerusalemischen Kirche, welches, wie schon bemerkt wurde, Cyrillus seinen Katechumenen in dreizehn Katechesen ausgelegt hat. Kürzer als beide scheint das in der Alexandrinischen Kirche gebräuchliche gewesen zu seyn, selbst nach der in der polemischen Epistel an Arius gegebenen Erörterung des B. Alexander (s. Theodoret H. E. I. 4.), wenn nicht das von Arius ausgestellte Bekenntniß

*) Vgl. auch die Expositio symboli in einer Homilie des Maximus von Turin gegen Ende des vierten und Anfang des fünften Jahrhunderts in seinen Opp. Venet. MDCCXLVIII. — Nur die Construktion weicht die und da ein wenig ab, z. B. Et in J. Chr. filium ejus unicum — — — Qui sub Pontio Pilato crucifixus est et sepultus.

**) Eine ganz entsprechende Formel in Griechischer Sprache theilt Jak. Usserius aus einer Handschrift des achten Jahrhunderts mit in diatr. de Romanae ecclesiae Symbolo apostolico vetere p. 8. Auch lautet ganz gleich das Symbol, welches Marcellus von Ancyra, nach seiner Vertreibung durch die Arianer, dem B. Julius in Rom ausstellte, um ihm seine Rechtgläubigkeit zu beweisen (s. Epiphan. haeres. LXXII. §. 2. 3.); nur fehlt im ersten Artikel κατέχει und am Schluß steht ζωὴν αἰώνιον.

***) Das vervollständigte, wahrscheinlich im siebenten Jahrhunderte in Gebrauch gekommene und noch jetzt geltende Symbolum Apostolicum theilt Usher l. l. und eine ihm wörtlich entsprechende Griechische Übersetzung p. 12. aus einer Handschrift zu Canterbury mit, nach ihm Fabric. Cod. apocr. N. T. III. p. 363. und Walch, Bibl. symbol. vetus p. 61. edit. 39.

(Socrates II. E. I. 26. vgl. Sozom. H. E. II. 27.) der in der Alexandrinischen Kirche vor seinem Auftreten üblichen Formel ganz entsprechen sollte. Diese letztere lautet:

Πιστεύομεν εἰς ἕνα θεόν πατέρα παντοκράτορα. καὶ εἰς κύριον Ἰησοῦν Χριστὸν τὸν υἱὸν αὐτοῦ, πρὸ πάντων τῶν αἰώνων γεγεννημένον, θεὸν λόγον, δι' οὗ τὰ πάντα ἐγένετο, τά τε ἐν τοῖς οὐρανοῖς καὶ τὰ ἐπὶ τῆς γῆς, τὸν καταβάντα καὶ σαρκωθέντα καὶ παθόντα καὶ ἀναστάντα καὶ ἀνελθόντα εἰς τοὺς οὐρανοὺς καὶ πάλιν ἐρχόμενον κρῖναι ζῶντας καὶ νεκρούς. Καὶ εἰς τὸ ἅγιον πνεῦμα καὶ εἰς σαρκὸς ἀνάστασιν, καὶ εἰς ζωὴν τοῦ μέλλοντος αἰῶνος, καὶ εἰς βασιλείαν οὐρανῶν, καὶ εἰς μίαν καὶ καθολικὴν ἐκκλησιάν τοῦ θεοῦ τὴν ἀπὸ περάτων ἕως περάτων.

Wie im Orient, so finden wir es auch in der Lateinischen Kirche noch im fünften Jahrhundert. Das Symbol, welches Petrus Chrysologus, B. von Ravenna, im fünften Jahrhundert in sechs Sermonen (LVII—LXII.) ausgelegt hat, stimmt mit der älteren, oben mitgetheilten Römischen Formel ziemlich wörtlich überein, nur finden sich im dritten Artikel die Zusätze *catholicam* und *vitam aeternam*. — Das in der Diöcese von *Hippo regius* übliche und von Augustinus in vier Sermonen erklärte und auch in anderen Schriften erörterte Symbolum stimmt mit der Römischen Formel auch fast wörtlich überein; nur näherte sich im zweiten Artikel der Ausdruck schon der späteren vollendeteren Form, wenn es, wie wahrscheinlich ist, lautete: Qui conceptus est de Spiritu S., natus ex virgine Maria. Passus est sub Pontio Pilato, crucifixus, mortuus et sepultus (vgl. Walch. l. c. p. 64 sq.). — Von den aus der alten Gallikanischen Kirche noch vorhandenen Formeln des Symbols ist vor allen bemerkenswerth die, welche sich in der Expositio Symboli bei Venantius Fortunatus aus dem sechsten Jahrhundert findet. Sie nähert sich der Aquilejensischen; hat *deseendit ad infernum*, wogegen et sepultus weggelassen ist, und der dritte Artikel beginnt: *Credo in Spiritu Saneto*, welche Form aber im ersten und zweiten Artikel nicht recipirt ist. Statt inde venturus est judicare heißt es kürzer *judieaturus*, übrigens findet sich keine Abweichung. — Die Formel im *Missale Gallicannm* (bei Edm. Martene de antiquis eccelesiae ritibus T. I. p. 180.) stimmt im Wesentlichen zu der späteren Römischen. Der abnorme Schluß des dritten Artikels: Credo in Spiritum S., sanctam ecclesiam catholicam, Sanetorum communionem, remissionem peccatorum, carnis resurrectionem, *vitam habere post mortem in gloriam Christi resurgere*, der äußerst verdächtig ist, fehlt in zwei anderen Recensionen, in denen bloß *vitam aeternam* steht, vgl. l. c. p. 181. und Walch l. l. p. 72 sq. — Eben so übereinstimmend mit der späteren Römischen Formel lautet das Symbol der Hispanischen Kirche nach der Mittheilung des Beatus, lib. I. adv. Elipandum (s. Henr. Canisii lect. antiq. ed. Basnage T. II. fol. 304.). Nur fehlt noch im ersten Artikel creatorem coeli et terrae und im dritten Artikel Sanetorum communionem; dagegen findet sich im zweiten Artikel *deum et* dominum nostrum und dann resurrexit *vivus* a mortuis und im dritten Artikel remissionem *omnium* peccatorum; vgl. Walch l. l. p. 73.

Diese Mittheilungen mögen manchen kundigen Lesern zu ausführlich erscheinen; dennoch sind sie es nicht, wenn das unhistorische Vorgeben widerlegt werden sollte, daß in der alten Apostolischen Kirche, in welcher alle wahrhaft evangelischen Theologen nach dem Vorgange der Reformatoren ihr Vorbild erkennen, eines Theils ein drückendes und tödtendes Buchstaben- und Formelwesen, anderen Theils ein solcher Wechsel fremdartiger Bekenntnisse statt gefunden habe, „daß an die Stelle der verlassenen Glaubensvorschrift gewöhnlich eine neue getreten sey." Solche Behauptungen, welche von Manchen, die sich wissenschaftlicher Forschung rühmen, wiederholt werden, setzen eine große Unkenntniß der Litteratur der alten Kirche der ersten fünf Jahrhunderte voraus, welcher durch einfache Versicherung, daß es sich anders verhalte, eben so wenig mit Erfolg entgegengetreten, als auf eine dem Bedürfniß entsprechende Schrift verwiesen werden konnte. Aus den gegebenen Mittheilungen geht unwiderleglich hervor:

1. daß die Lehrer der allgemeinen Kirche in jener Zeit auf buchstäbliche Übereinstimmung im Bekenntniß sehr wenig gedrungen, wohl aber den evangelisch-apostolischen Lehrgehalt des noch heute unter dem Namen des apostolischen Symbolums geltenden Taufbekenntnisses überall festgehalten haben;
2. daß man, abgesehen von den Häretikern, nirgends den von den Vätern überkommenen apostolischen Lehrbegriff verlassen und an seine Stelle eine neue Glaubensvorschrift gesetzt habe. — Die Symbole der alten Apostolisch-Katholischen Kirche weichen wirklich von einander nur durch formelle Eigenthümlichkeiten ab, und indem sie sich rücksichtlich ihres Inhalts nicht bloß innerhalb der apostolischen Überlieferung, sondern auch des erwiesenen Lehrgehalts der canonischen Schriften des N. T. halten, können sie auch heute noch, wie ehedem, nur solchen Theologen „drückend" seyn, welche ihre willkührlichen Annahmen (αἱρέσεις) auch aus dem biblischen Canon nicht ohne Mißhandlung desselben herleiten und begründen können.

So viel von dem apostolischen Symbolum.

Mit welchem Rechte übrigens Herr Dr. Schulz die Verfasser der Nicänischen und Athanasianischen Formel „der polemischen Tendenz und liebelosen Verdammung aller Andersdenkenden" beschuldige (S. 19 f.), geht aus der Unzahl von Anathemen hervor, welche Er gegen die Erneuerer des alten apostolisch-katholischen Lehrbegriffs und seine Freunde und Vertheidiger, nach den obigen, erforderlichen Falls leicht zu vermehrenden Mittheilungen geschleudert hat, in denen kaum noch etwas vermißt werden wird, was ein erbittertes Gemüth seinem Feinde nachsagen kann, und demzufolge die Evangelische Kirche eine heillose „Genossenschaft verderbter Sündenknechte" seyn müßte, wenn sie dem Lehrbegriff der Reformatoren und zwar beider Confessionen treu bliebe.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 9. Mai. № 37.

Litterarisches.

Entgegnung an Herrn Dr. Hase.

In einem Aufsatze „zur Kritik der Evangelischen Kirchenzeitung" im Januarheste der Allg. Kirchenzeitung äußert sich Herr Dr. Hase gegen unsere Beurtheilung seiner akademischen Rede über das junge Deutschland in einer Weise, die wir durch eine offene Erwiderung am meisten zu ehren glauben. Es ist eine erfreuliche Ausnahme von der vulgären Polemik gegen die Ev. K. Z, daß ihr der Verfasser, obwohl sie in der neueren Zeit mehrmals ein ernstes Wort an ihn gerichtet, dennoch im Ganzen Gerechtigkeit widerfahren läßt und das bei jener Beurtheilung erfahrene Unrecht nicht der Redaktion, sondern nur der Schuld eines Mitarbeiters beimißt. Der Anforderung, daß bei theologischen Diskussionen die Gegner sich vor Allem die Pflichten der gewöhnlichen Rechtschaffenheit schuldig seyen und die bürgerliche Ehre einander nicht rauben sollen, pflichten wir völlig bei, und haben sie selbst zu Anfang des vorigen Jahres gegen die Kritik der Ev. K. Z. in der Kirchengeschichte des Herrn Dr. Hase geltend machen müssen, und was in dieser Beziehung tausendfach gegen die Redaktion und ihre Mitarbeiter durch „Herabwürdigung ihres christlichen und theologischen Charakters" gesündigt worden, das mag hier unausgeführt bleiben. Wenn unser Gegner meint, unsere Beurtheilung seiner Rede stelle ihn „als Religionsverächter und Christenthumsschänder neben Bahrdt, Voltaire und Julian," so können wir ihn des festesten versichern, daß dies durchaus nicht unsere Absicht gewesen sey, und bedauern, ihn durch Rüge einer Stelle dermaßen gereizt zu haben, daß er solches hat meinen können. Wenn Herr Dr. Hase zur Rechtfertigung seines christlichen Standpunktes aus seiner Rede hinaus auf seine anderweitigen wissenschaftlichen Schriften hindeutet (obwohl eine Rede, mehr als diese, die Form eines Bekenntnisses hat), so wird er uns auch erlauben, auf das hinzuweisen, was wir anderwärts über ihn bemerkt haben, und dies hier in der Erklärung zu wiederholen, daß wir ihn für einen so gelehrten als begabten Theologen erkennen, der durch seine ästhetisch geistvolle Auffassung des geschichtlichen und kirchlichen Christenthums und die damit in Verbindung stehende kräftige Reaktion gegen den Rationalismus, welcher in der Prediger-Bibliothek noch immer den Nicolaismus der Allg. Deutschen Bibliothek continuirt, sich ein bedeutendes Verdienst um die Weiterförderung der Theologie aus den Sandsteppen der Aufklärung zu den Höhen der Erleuchtung und Erbauung erworben hat, und einen Mann des Übergangs bildet, ausgegangen aus jenen unhaltbaren Lagern, aber noch nicht eingegangen in die alte feste Burg Gottes, sondern auf dem Wege dahin befindlich, und eben darum noch „einsam" stehend, ohne kirchliche Gemeinschaft des Glaubens, noch ohne gemeinsame Stätte, mitunter auch in poetischer Genialität vom Wege etwas abschweifend. Gewiß eine solche in unseren Tagen um des in ihr liegenden Fortschrittes willen eben so zu lobende, als um deswillen, was ihr noch fehlt, zu entschuldigende Richtung betrachten wir mit um so regerer Theilnahme, je weniger wir uns selbst darum schon für vollkommen halten, weil wir an der kirchlichen Glaubensgemeinschaft entschieden festhalten. Von dieser Theilnahme geben mehrere Aufsätze unserer Zeitschrift, die sich besonders auf seinen Streit mit Dr. Nöhr beziehen, redendes Zeugniß, und wir dürfen uns in Folge dessen überzeugt halten, daß Herr Dr. Hase, so weit wir noch seine Gegner seyn müssen, anders uns würdigt als seine anderseitigen Gegner, wie er denn selbst in dem beregten Aufsatz anerkennt, daß die Ev. K. Z. ihm „in den letzten Jahren manchen guten und ich denke auch wohlgemeinten Rath gegeben."

Was nun die Beurtheilung der fraglichen Rede anlangt, an die wir allerdings, wie es wohl bei jeder Rede seyn muß, nur ihren eigenen Maaßstab angelegt haben, so ist es wohl ein wenig zu empfindlich, wenn es Herr Dr. Hase als eine „Ungehörigkeit" rügt, daß wir uns darin über den Unterschied des Christenthums und des Manichäismus ausgelassen, „als wenn er in Gefahr stände, beide zu verwechseln." Diese Verwechselung ist in dem großen Publiko selbst bei solchen, die kaum vom Manichäismus etwas gehört haben, zum Schaden des wahren Christenthums so allgemein, daß ihr nicht oft genug öffentlich widersprochen werden kann. Es ist nur zu verbreitet und hat, auch ohne alle Kunde der Dogmengeschichte, in dem Bestreben des Menschen, durch Verläugnung der wahren geistigen Natur der Sünde, sich selbst zu rechtfertigen, seinen Grund, daß die Sündhaftigkeit auf seine Sinnlichkeit und Leibhaftigkeit geschoben und der Kampf des Geistes wider das Fleisch dualistisch als eine Bekämpfung der materialistischen Sinnlichkeit durch die psychische Vernunft, der niederen Triebe durch den freien Willen gefaßt wird, gleich als wäre in Vernunft und Wille nicht auch, ja vornehmlich, da der Ursprung aller Sünde Abwendung des Geistes von Gott dem Geiste ist, die Sünde zu bekämpfen, oder als bedürften die höheren Seelenkräfte keiner Erlösung. Diese Ansicht, wonach der Gegensatz des alten und neuen Menschen in den einer zwiespältigen Doppelnatur des Menschen übergeht, und die Gerechtigkeit in der Unterdrückung der einen durch die andere besteht, ist bei den Manichäern in ihrer Consequenz zu Hause, aber es sind ihr auch die Pelagianer, ja selbst die Semipelagianer nicht fremd, wie

sie denn in der katholischen Ansicht vom ursprünglichen Zustand des Menschen unverkennbar sich kund gibt. Der Pelagianismus, als Selbstgerechtmachung des Menschen durch seine eigenen höheren Kräfte, begünstigt daher recht eigentlich — wie denn Pelagius selbst ein strenger Mönch war — jene dualistische mönchische Ascetik, als deren entgegengesetztes Extrem die Rehabilitation des Fleisches die Geistigkeit durch die Leiblichkeit unterdrücken möchte, während die moderne Tugendhaftigkeit sich in einem anständigen Accordiren zwischen beiden gefällt. All diesem dualistischen Wesen widerstreitet die evangelische Lehre, indem sie dem Menschen nicht halb recht und halb unrecht gibt, nicht als ein widriges Gemisch von Thier und Engel ihn betrachtet, sondern seine ganze Natur nach Seel und Leib ohne die Sünde als gut und harmonisch, aber mit der Sünde auch ganz als verschlechtert und verunheiligt erkennt, so daß sie nun nicht sowohl der Verbesserung eines Theils durch den anderen, als vielmehr ganz der Heiligung und Erneuerung durch den Geist Christi bedarf. Paulus, Augustinus (man vergleiche nur de civit. Dei l. XIV. cap. 2 sqq.) und nach ihnen die Reformatoren haben jenen falschen Dualismus und damit auch die auf ihm ruhende Ascetik (welche allerdings „unter den Hindus" noch energischer vorkommt) bestritten, und dulden nicht ihr selbstgerechtes Wesen, sondern wollen, daß der Mensch als Sünder ganz sich selbst verläugne, damit er sich auch in Christo ganz wieder gewinne, Matth. 16, 25.

Diesen antimanichäischen und antipelagianischen Gegensatz gegen die dualistische Ascetik, welcher in den Hauptrepräsentanten der evangelischen Lehre hervortritt, hat Herr Dr. Hase in seiner Rede nicht nur nicht hervorgehoben, sondern vielmehr behauptet, daß jene Ascetik auch durch die Reformation „in ihrer tiefsten Innerlichkeit ungekränkt geblieben sey," während wir grade umgekehrt behaupten, daß sie durch die Reformation in ihrer tiefsten Innerlichkeit gekränkt worden, während vielleicht manche Äußerlichkeiten derselben geblieben sind. Hier liegt unsere Differenz. Herr Dr. Hase bezeichnet ohne Unterschied die ganze bisherige kirchliche Entwickelung des Christenthums als eine einseitig ascetische, und stellt diesem bisherigen Christenthum (möge er in dieser Fassung den Ausdruck nicht abermals übel nehmen!) eine jetzt erst zu ersteigende Entwickelungsstufe desselben entgegen, worin „Klassisches" und Ascetisches verbunden sey. Wir müssen fortwährend erwidern, daß, was hierin Wahres enthalten, nämlich der Gegensatz gegen eine einseitige Ascetik, in der Evangelischen Kirche längst bestimmt vorhanden ist, was aber Neues darin enthalten ist, so lange es keine tiefere Begründung hat als die heitern Anspielungen auf die Hochzeit zu Cana und auf Luther's Tischreden, nicht als wahr erkannt werden kann. Daß die Ev. K. Z. bei allem strengen Ernste, womit sie die sittliche Verwerflichkeit des jungen Deutschlands beurtheilt, dennoch den durch rohe Verkennung der Sünde zur Karrikatur verzogenen Wahrheits-Zug in seinen Verirrungen erkannt hat, zeigen ihre Aufsätze über die Rehabilitation des Fleisches. Wir gehören nicht zu denen, die „mit süß nergelnder Stimme reden," bekennen aber das Lamm Gottes, das der

Welt Sünde trägt, als die einzige Quelle heiligen Trostes und heiliger Freude mit freudiger Entschiedenheit, und bitten Herrn Dr. Hase, solche altchristliche Bekenner nicht als die entgegengesetzte Einseitigkeit des jungen Deutschlands seinen Zuhörern verächtlich oder gehässig zu machen, weil die Jugend um der Personen willen nur zu leicht auch die Sache hinwirft.

Die jüngsten Schriften des Consistorialraths und Prof. Dr. Dav. Schulz in Breslau.

(Fortsetzung.)

Daraus ergibt sich nun auch, in welchem Verhältniß der Verf. zu der Kirche stehe, deren Lehrer zu bilden sein Beruf ist. Ihren Lehrbegriff erklärt er (S. 11 f.) in der oben mitgetheilten Stelle „nur in der Form, nicht aber dem Wesen nach" für verschieden von dem der Römisch-Katholischen Kirche. Entschiedener kann sich wohl Niemand von der Mitgliedschaft seiner Kirche, welche ihr altes Bekenntniß nicht abrogirt hat, lossagen, als es durch eine solche Erklärung geschieht. Dabei behauptet er, daß die, welche das sanktionirte Bekenntniß der Evangelischen Kirche, durch dessen Behauptung einst die Reformation bewirkt wurde, festhalten, „in das drückende Joch der Papstgewalt zurückführen," und meint, daß sich in den symbolischen Büchern der Evangelischen nur finde, „was vor Zeiten als Ansicht ihrer Kirchenparthei über gewisse damals streitige Lehrpunkte unter schwierigen, beschränkten, feindseligen Verhältnissen ausgesprochen worden." Es scheint nach diesen und anderen Äußerungen, als sey Herr Schulz mit den symbolischen Schriften der Evangelischen Kirche nicht mehr bekannt als mit der Lehrart der alten Kirche. Er mußte, wenn er jene mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hätte, wissen, daß die Reformatoren sowohl in Sachsen, als in der Schweiz und anderen Ländern nicht etwa bloß „ihre Ansichten über gewisse damals streitige Lehrpunkte" ausgesprochen, sondern sich durchaus zu dem schriftgemäßen Lehrbegriff der alten Katholischen Kirche der ersten fünf Jahrhunderte bekannt und nur die Römisch-Katholischen, durch das Ansehn der alten Kirche nicht sanktionirten Satzungen zurückgewiesen und nur in diesem, gewiß auch einzig wahren Sinne reformirt haben. Darum konnte auch Melanchthon am Schluß der ein und zwanzig Lehrartikel der Confessio Aug. sagen: Haec fere summa est doctrinae apud nos, in qua cerni potest, nihil inesse, quod discrepet a *Scripturis* vel ab *ecclesia catholica*, vel ab ecclesia *Romana, quatenus ex scriptoribus nota est.* Quod cum ita sit, inclementer judicant isti, qui nostros pro haereticis haberi postulant. Sed *dissensio est de quibusdam abusibus*, qui sine certa autoritate in ecclesias irrepserunt. — Und am Schluß des recensus der gedachten abusus heißt es im Epilogus: Hi sunt praecipui articuli, qui videntur habere controversiam. Quanquam enim de pluribus abusibus dici poterat, tamen, ut fugeremus prolixitatem, praecipua complexi sumus, ex quibus caetera

facile judicari possunt. — — — — Tantum ea recitata sunt, quae videbantur necessario dicenda esse, ut intelligi possit, *in doctrina ac ceremoniis apud nos nihil esse receptum contra Scripturam aut ecclesiam catholicam, quia manifestum est, nos diligentissime cavisse, ne qua nova et impia dogmata in Ecclesias nostras serperent.*" — In ähnlicher Weise sprechen sich bekanntlich die reformirten Bekenntnisse über das Verhältniß ihrer Dogmen zu dem Lehrbegriff der alten Kirche aus, deren allgemeine Symbole sie bis zum Chalcedonensischen, in vollkommener Übereinstimmung mit der Evangelisch-Lutherischen Kirche, recipirt haben. Diese Übereinstimmung der beiden Evangelischen Hauptkirchen mit der Einen Apostolischen Kirche der ersten fünf Jahrhunderte ist auch die Grundlage der in den Preußischen Ländern zu Stande gekommenen Union, und nach dem Willen Sr. Majestät des Königs, wie nach officiellen Erklärungen der geistlichen Behörden soll sie allein es seyn, und der Wahn, daß durch sie eine Veränderung der Confession erzielt werde, ist auf das Bestimmteste zurückgewiesen worden. Jene Übereinstimmung verbürgt auch die endliche Vollendung des in der Idee und dem Zweck der Kirche gebotenen Werkes der Vereinigung, und die, welche es nur auf dieser, ursprünglich gelegten Grundlage ausführen wollen, erscheinen darum nicht, wie Herr Schulz S. 15. von ihnen sagt, „mit sich selbst im Widerstreit und wie Einer, der sein eigenes Werk zerstört." — Wenn Christus der Herr recht gesprochen hat, daß sein Evangelium und seine Kirche nicht untergehen werde, daß aber nur die seine rechten Jünger seyen, welche seine Worte im Glauben festhalten und ihren Glauben durch wahre Liebe bewähren, so wird wohl, wie Christus gestern derselbe war, als er es heute ist und in Ewigkeit seyn wird, auch sein Evangelium kein anderes werden sollen und können, als wie es die Apostel seinem Auftrage gemäß den Völkern der Erde verkündigt und wie es die Reformatoren von der Apostolischen Kirche, nach Entfernung fremdartiger Zuthaten, wieder aufgenommen und in ihren Bekenntnissen der Welt von neuem dargelegt haben, so jedoch, daß sie ein serviles Festhalten aller ihrer Worte eben so wenig gefordert haben als die alte Kirche.

3. Das Dringen des Herrn Dr. Schulz auf Trennung der Symbolgläubigen von der bestehenden Evangelischen Kirche.

Seine Worte sind oben (aus S. 14 f. d. a. Schr.) mitgetheilt worden. Diese auffordernde Erklärung ist sehr bemerkenswerth. Denn sie steht

1. in gradem Widerspruch mit den Erklärungen und Maaßregeln der geistlichen Behörden des Preußischen Staats, denen Herr Schulz selbst als Consistorialrath zugehört. Die neue Agende hat nicht bloß die Symbole der alten apostolischen Kirche aufgenommen und anerkannt, in deren Anerkennung beide Evangelische Schwesterkirchen von jeher einig waren, sondern es ist auch die fortwährende Geltung der Confessionen der Evangelischen Kirche, so viel Rec.

weiß, nirgends in Zweifel gestellt, sondern vielmehr durch den bekannten Allerhöchsten Erlaß Sr. Majestät vom 28. Febr. 1834 ausdrücklich versichert worden. — In vorliegender Schrift nun gibt ein Königl. Preuß. Consistorialrath denen, welche in dem sanktionirten Lehrbegriffe den Ausdruck ihrer evangelischen Überzeugung finden, den Rath, sich von der Evangelischen Kirche zu trennen, „weil sie ihr innerlich nicht wahrhaft mehr angehören" sollen. Bei dieser Erklärung eines Kirchenbeamten können Unkundige, welche nicht wissen, daß die Äußerung eines Mitgliedes einer Behörde dieser selbst ganz fremd seyn könne, nur voraussetzen, daß es mit den officiellen Versicherungen, als solle der alte evangelische Glaube noch gelten, nicht eben sehr ernstlich gemeint seyn könne; denn wenn die Bekenner des alten evangelischen Glaubens der gegenwärtigen Evangelischen Kirche nach der Behauptung des Herrn Schulz innerlich nicht wahrhaft mehr angehörten, so würde nothwendig folgen, daß die jetzige Evangelische Kirche ein anderes Bekenntniß habe als die frühere. Es wird

2. durch diese und ähnliche Äußerungen, so wie durch die Schmähungen, wodurch die treuen Glieder der Evangelischen Landeskirche natürlicherweise nur verletzt werden können, nun auch erklärlich, warum grade in Schlesien von symbolgläubigen Lutheranern der Anfang gemacht wurde, sich von der Evangelischen Kirche zu trennen, und wie sie, in direktem Widerspruch mit den officiellen Bekanntmachungen der Hohen und Höchsten Behörden und dem Inhalte der dem Herrn Dr. Schulz, seinen obigen Äußerungen zufolge, viel zu orthodoxen und darum unliebsamen Agende, behaupten konnten, daß die Evangelische Kirche mit derselben ein neues Symbol erhalten habe, oder daß durch sie die frühere Confession aufgehoben und somit ein kirchlicher Indifferentismus begründet oder gar der Unglaube sanktionirt worden sey. Es wird so begreiflich, wie die leicht beunruhigten und irre geführten Separatisten ihre „äußerliche Lossagung von der Evangelischen Kirche," welche Herr Schulz den Symbolgläubigen anrathet (S. 14.), sogar, wie aus den Scheibelschen Brochüren hervorgeht, durch Berufung auf die Ermahnung des Apostels rechtfertigen: Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen (2 Cor. 6, 14 ff.).

(Fortsetzung folgt später.)

---

1. Hesperiden von Joh. Friedrich v. Meyer. Prosaische Schriften. Erste Sammlung 205 S. — Zweite Sammlung 212 S. — Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch 242 S. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1836.

2. Tobias. Ein episches Gedicht von Joh. Friedrich v. Meyer. Mit sieben lithographischen Zeichnungen

von Professor Julius Schnorr. Zweite verbesserte Ausgabe. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1831. 212 S.

Die Theologie verjüngt und entwickelt sich nicht bloß aus der Schule, sondern nach ihrem eigenthümlichen Charakter besonders auch aus dem christlichen Gemeindeleben. Dies erweist sich in unserer Zeit auch durch den Umstand, daß zwei evangelische Theologen, welche man wohl zu den größesten zählen kann, nach ihrem bürgerlichen Lebensberufe Juristen sind. Es ist eine interessante und tröstliche Erscheinung; eine interessante, denn sie zeigt, wie durch das Medium der lebendigen Geistesthätigkeit die einzelnen Fakultäten in einander übergehen, und einander Handreichung leisten; eine tröstliche, denn sie bewährt die Hoffnung der christlichen Kirche, daß immer noch in wunderbarer und überraschender Weise für sie aus Nazareth Gutes kommen werde, wenn ein Theil der Arbeiter, denen ihre Pflege anvertraut ist, nach der Weise der jüdischen Theologen zur Zeit Christi, ihrem Geist und Wesen widerstreben sollte. So hat man wohl mit einem neckenden Worte Luther's mit einem Seitenblick auf die Juristen gefragt: Was kann aus Nazareth Gutes kommen? Das Vorurtheil aber mag heim gehen, so wie jene heimgingen, welche das Stichwort in dummstolzer Geistesträgheit zuerst aufbrachten!

Wenn von Göschel und Fr. v. Meyer die Rede ist, so werden die Kundigen bald daran denken, daß diese beiden ehrwürdigen Theologen aus der Juristen-Fakultät viel Gemeinsames haben; nämlich eine hervorragende Intelligenz, welche zur sententiösen Redeweise qualificirt, eine Höhe der Lebensbildung, welche sie zum Überblick der Gegenwart und zur Erkenntniß ihrer Bedürfnisse fähig macht, eine Entschiedenheit des christlichen Sinnes und Bekenntnisses, vermöge deren sie bei der offenbarsten Liberalität, Ungefärbtheit und Geistesfreiheit in dem Verdachte der Pietisterei stehen, und in dieser christlichen Gesinnung insbesondere eine Milde, welche auch der Sünden Menge durch Liebe zu bedecken geneigt ist, und worin sie der apostolischen Gestalt des Barnabas zu vergleichen sind, der zuerst den Saulus bei den Aposteln introducirte, und nachher seinen lieben Johannes Marcus gegen denselben Paulus vertheidigte.

Bei all diesem Gemeinsamen werden uns aber die unterscheidenden Züge der beiden genannten Männer bald bemerkbar. Der Eine schließt sich an die streng methodische Philosophie mit Vorliebe an, und ist ein glücklicher, deutender und auch wohl umdeutender Interpret ihrer Resultate, welcher das, was sie zur Vermittelung der christlichen Dogmen geleistet hat, zum Gemeingut der kirchlichen Theologie macht. Der Andere mag die streng begriffliche Philosophie nicht anerkennen, und ist eher geneigt, die Thätigkeit derselben für ein sich versteigendes, hochmüthiges Streben der Vernunft als für eine ersprießliche Geistesarbeit zu halten. Nur von einer symbolischen Philosophie erwartet er wahrhafte Förderung, und schöpft daher seine Labung vorzugsweise aus dem mysteriösen, wilden, tiefbrodelnden Waldborn der Theosophie. Göschel sucht mit Vorliebe die vielen Ahnungen auf Christum, welche aus den schönsten Stimmungen der Götheschen Poesie hervorgegangen sind, auszudeuten, und unvermerkt nehmen sie unter dem Strahl seiner Liebe eine viel größere Reise an, als ihnen ursprünglich eigen ist; er begrüßt in dem „Scheinen" den Trieb zum Werden. v. Meyer bleibt in der Vorsicht vor den Abgöttern vielleicht in diesem Falle mit Ängstlichkeit von der schönen Weltlitteratur abgewendet; ist aber selber ein Dichter, dem im rein Lyrischen tiefe Herzensklänge gegeben werden. Der Erste conversirt als Christ nach der Gnadengabe, die ihm verliehen ist, mit den vornehmen Geistern, die in Fleisch und Blut dahinschweben; der Andere möchte wohl von den bleichen Geistern, die bereits ihre Erdhülle abgestreift haben, und als Marodeure der stillen Geisterfahrt sich diesseits noch in unheimlichen Düsternissen blicken lassen, merkwürdige Aufschlüsse, wenn auch nur mittelbar über das verhüllte Jenseits erkunden. Dabei ist der Erste ein Kritiker, wo ihn das ahnungsfrohe Spiel der Liebe bei seinem meisterhaften Deuten nicht zum Umdeuten verleitet; das aber ist der Andere sicher wohl nicht in sonderlicher Schärfe und Strenge, namentlich wenn es sich darum handeln sollte, irgend eine Prevorster Erzählung über die Klinge springen zu lassen, irgend ein Lispelchen aus der Gespensterregion; welche Region die heilige Schrift anerkennt, während sie, wir möchten sagen, cavalièrement im heiligsten Sinne über sie dahinschreitet, und ihre Beihülfe zum Glauben verschmäht.

Wir wollen die Unterscheidungszüge der Genannten nicht noch weiterhin aufsuchen. Aber freuen dürfen wir uns hier noch des Umstandes, daß grade zwei so ausgezeichnete Juristen an der Fortbildung der christlichen Theologie in dieser Zeit participiren. Dies ist besonders denjenigen Dogmen zu Gute gekommen, in denen vorzüglich der Rechtsbegriff von großer Bedeutung ist, z. B. dem Dogma von der Versöhnung oder von den jenseitigen Sündenstrafen; so wie, was die christliche Sittenlehre anlangt, Göschel's Forschung die Lehre vom Eide entschieden weitergebracht hat, und die Forschung v. Meyer's der Lehre von der Todesstrafe förderlich gewesen ist.

Der Letztere beschenkt seine Leser jetzt mit den „Hesperiden" seiner Muse. Die abendliche Stimmung, welche sich in der Wahl dieses Titels ausspricht, wird uns billig zu einer Erinnerung an die segensvolle Lebensarbeit des ehrwürdigen Verfassers, um so mehr, da ihm das christliche Publikum noch einen Theil der ihm gebührenden Anerkennung schuldig geblieben ist; namentlich auch in Beziehung auf seine Bibelübersetzung, welche theils als frische, thatkräftige Anregung zur zeitgemäßen Verjüngung der Bibelübersetzung Luther's, theils als glückliche Darstellung des richtigen Verbesserungsprincips, und zudem als eine nicht unbedeutende Vorarbeit zur Verwirklichung der idealen Verneuerung der Lutherischen Übersetzung ein schöner Nachlaß für eine dankbarere Nachwelt bleiben wird. Möge indessen Hesperus dem Verfasser noch lange glänzen!

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 12. Mai. № 38.

1. Hesperiden von Joh. Friedrich v. Meyer. Prosaische Schriften. Erste Sammlung 205 S. — Zweite Sammlung 212 S. — Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch 242 S. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1836.
2. Tobias. Ein episches Gedicht von Joh. Friedrich v. Meyer. Mit sieben lithographischen Zeichnungen von Professor Julius Schnorr. Zweite verbesserte Ausgabe. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1831. 212 S.

(Fortsetzung.)

Von den prosaischen Schriften der Hesperiden liegen zwei Bändchen vor uns, welche größere und kleinere Abhandlungen enthalten. Das erste Bändchen enthält die folgenden: 1. Apologie meines Innbegriffs der christlichen Glaubenslehre. — Zugabe über die Philosophie. 2. Christus kein Essäer. 3. Dreierlei Wunder. 4. Psychologische Erläuterung der Abendmahlslehre. 5. Über die Todesstrafe. 6. Über Poesie und Prophetie. Das zweite Bändchen umfaßt drei Abhandlungen: 1. Der Spiegel der Vollkommenheit. 2. Das Gesetz der zeitlichen Büßungen. 3. Zeugnisse der heiligen Schrift über die Urwelt, und ihre Veränderungen; wobei der Verf. bemerkt: „Die zwei ersten Aufsätze sind verbessert und vermehrt aus der vergriffenen ersten Sammlung der Blätter für höhere Wahrheit wieder abgedruckt." Wir skizziren diejenigen Aufsätze in der Kürze vorab, welche als weniger charakteristisch für die Gnosis des Verf. aus dem Zusammenhang der übrigen einigermaßen heraustreten. Die Abhandlung Christus kein Essäer ist eine recht interessante historische Forschung mit Auszügen aus Philo, Josephus u. A., und liefert schließlich den bündigsten Beweis, wie frei und fern das Leben Jesu von der Schule der Essäer gewesen sey. Die Erläuterung über die Abendmahlslehre begleitet eine Äußerung über diesen Gegenstand aus der Ev. K. Z. mit freundlich zustimmenden Noten. Was der Verf. über die Todesstrafe und für dieselbe sagt, tritt einerseits dem weichlich grausamen Philanthropismus mit ernsten, biblischen und christlich rationellen Argumenten entgegen, indem das Verbrechen des Todschlags als ein satanisch ausgezeichnetes vor anderen charakterisirt wird, während es andererseits die Bestrafung geringerer und anderer bürgerlichen Vergehen, z. B. des Diebstahls mit dem Tode, als eine über das Recht hinausgehende grausame Strenge bezeichnet. Die Abhandlung: Das Gesetz der geistlichen Büßungen, ist eine Relation, welche viel Geistreiches und Erbauliches enthält; das Ganze jedoch beruht auf der theosophischen Voraussetzung, daß das wäßrige Princip in der Natur mit dem Leibe übereinstimme, der aus ihm seinen Ursprung nehme, daß das irdische Princip (oder das merkuriale) ein Bild der animalischen Seele sey, und endlich das Dritte, oder Feuerprincip, ein Bild des Geistes; wer also diese Hypothese nicht erschwingen kann, für den verliert die Abhandlung selber ihre volle Beweiskraft. In dem Aufsatze: Zeugnisse der heiligen Schrift über die Urwelt, und ihre Veränderungen, bestreitet der Verf., wie uns scheint ohne Noth und zureichenden Grund, die Annahme der Gäologen, nach welcher die einzelnen Schöpfungstage als große Entwickelungsperioden der Erde zu betrachten sind. Wenn der Verf. sagt: von Flüssen und Quellen ist anfangs nicht die Rede, so muß dagegen an die Flüsse des Paradieses erinnert werden. Auch ist es bedenklich, die Schöpfung der Himmelskörper unseres Sonnensystems, also namentlich der Sonne, welche in der Genesis mit überaus feiner und genauer phänomenologischer Auffassung und der Würde des Erdstandpunktes gemäß auf den vierten Schöpfungstag verlegt wird, hier, wo die wissenschaftliche Betrachtung vorwaltet, an dieselbe Stelle zu setzen, denn die Sonne als Stiefmutter der Erde zu betrachten, die Erde erst in der Pflanzenwelt ergrünen, und darauf die Bildung der Himmelskörper unseres Sonnensystems folgen zu lassen, dies wird nun einmal allzu schwierig bleiben; ja grade durch diese wissenschaftliche Verschiebung verliert die betreffende Stelle in der Genesis den Ruhm der überaus treffenden phänomenologischen Anschauung des Schöpfungswerkes. Über die Thierwelt der Urzeit sagt der Verf., diese sey, im Gegensatz zu dem Menschen, von vorne herein sterblich gewesen, was er folgendermaßen erläutert: „Der Tod, oder die Veränderlichkeit und Verweslichkeit, lag in der vorhin chaotischen Materie, als Folge des in ihr befindlichen Princips der Finsterniß, oder des willenlos Bösen, das der Schöpfer durch Herauskehrung der Lichtkräfte in so weit wieder gut machte. Ganz anders der ursprüngliche Mensch. Dieser empfing durch den ihm von Gott unmittelbar eingehauchten Geist das Princip des Lebens oder der Unsterblichkeit, welches bis auf seinen aus dem feinsten Stoff gebauten Körper durchdrang, und ihn durchklärte, u. s. w." Diese Ansicht fällt ohne Zweifel hin mit dem trüben dualistischen Elemente in seiner Theosophie, worauf wir zurückkommen müssen. Hier nur die Bemerkung, daß es der Harmonie zwischen dem Menschengeiste und der Natur widerspricht, wenn der paradiesische Mensch mit einer in ihrem elementaren Grunde durch das Princip der Finsterniß vergifteten Außenwelt in Verbindung gesetzt wird. Eben so werthlos oder verwerflich erscheint demnächst die Behauptung: der Mensch erhielt seinen jetzigen

thierischen Körper mit dem Falle. Sehr bündig und trefflich dagegen erscheint uns das, was der Verf. über die vielen Lebensjahre der Patriarchen vor der Sündfluth anführt.

In der Apologie seiner Glaubenslehre rechtfertigt sich der Verf. unter andern gegen diejenigen, welche ihm seine Theosophie zum Vorwurf gemacht haben. Und ohne Zweifel erscheint er dabei in seinem vollen Rechte, was die Geltung der Theosophie an und für sich, oder auch seine Qualifikation zum Theosophen anlangt. Der unmittelbaren, fromm lebendigen, poetisch-symbolischen Gnosis ist sowohl die dogmatische Theologie, als die systematische Philosophie zu großem Danke verpflichtet, und weder ein oberflächlicher Rationalismus noch ein populärer Kriticismus ist befähigt, ihre Würde und ihre Leistungen zu beurtheilen. Es ist aber ohne Zweifel ein Sprung, wenn der Verf. die Theosophie so gradehin nach der etymologischen Bedeutung des Wortes mit der göttlichen Weisheit identificirt (S. 12.); denn der Begriff der Theosophie ist ein geschichtlich modificirter und bestimmter. Wollte man bei der etymologischen Bedeutung des Wortes stehen bleiben, so müßten die Schriften von Jakob Böhm und St. Martin für canonische Urkunden gehalten werden. Noch mehr aber unterliegt die Theosophie billig der Kritik in ihren Resultaten, und hier müssen wir uns denen anschließen, welche einzelne von dem Verf. adoptirte Sätze der Böhmeschen Theosophie in Anspruch genommen haben. Schon in seiner Ansicht der Kosmogonie erscheint uns das Bedenkliche. Das Chaos der Genesis erscheint hier als eine Schöpfungswüste, welche durch den Fall des abtrünnigen Engelfürsten zu einer solchen geworden ist. Die Schrift sagt davon nichts, daß die erste „Wüste und Leere" der Erde so zu fassen sey, vielmehr schwebte der Geist Gottes in schöpferischer Bildungskraft über den dunklen, lebensreichen Wassern des Anfangs, und dem denkenden Geiste liegt es ganz nahe, den Gegensatz zu dem ersten Gährungsprozeß der Weltelemente nicht in einer vorhin an dieser Stelle schon dagewesenen Wunderwelt, sondern in der später kosmisch vollendeten Schöpfung zu suchen. Aus diesem Chaos ist nun nach dem Verf. unser Sonnensystem erschaffen worden, „um den Anfang zur Wiederbringung dessen zu machen, das verloren war." „In den mittelsten und Hauptplaneten dieses Systems, den unsrigen, legte Gott den Kerker der Gefallenen, und über ihm ließ er einen neuen Herrscher thronen, begabt mit einem Leib aus dem reinsten Stoff des Erdkörpers, den Centralkräften der verdunkelten Urwelt, als Wehr und Waffe zur Bekämpfung des Reichs des Bösen." Wie der Mensch, ohne sympathetisch vom Bösen mit ergriffen zu werden, in einem solchen Urstande sich hätte befinden, wie er hätte aus reinen Stoffen einer verdunkelten Welt seine Bildung bekommen können, und wie die Erde in ihrer Peripherie hätte als eine Paradiesesblume erscheinen sollen, während sie im Centrum Hölle gewesen wäre: das läßt sich nicht denken und festhalten. Auch ist der Mensch nach ausdrücklicher Schriftlehre geschaffen um Christi willen zu Christo, nicht aber um der gefallenen Engel willen zum Gränzwächter gegen ihre Finsterniß. Eine stoffartige Finsterniß aber in ethischer Bedeutung, wie sie in dieser Darstellung angenommen wird, möchte schwerlich von der bösen Substanz des manichäischen Systems zu unterscheiden seyn. Den ersten Menschen denkt sich der Verf. so, daß er beide Geschlechter in numerischer Einheit umfaßte (S. 61.). Die ideale Einheit von Mann und Weib im Ursprunge des Menschen genügt ihm nicht. Auch läßt er nicht aus dem werdenden Adam die Eva hervorgehen, so daß die geschlechtliche Zweiheit in dem Mysterium der ersten Menschwerdung beschlossen bliebe, sondern aus dem vollendeten Adam ging sie hervor. „Dieser konnte ursprünglich gleichsam wie ein Gott sich selber darstellen und vervielfältigen." Der Verf. eifert im ersten Bande S. 14. gegen diejenigen, welche ihm vorwerfen, er mache den Adam zu einem Zwitter, erwähnt die Zwittergottheiten der Alten, den platonischen Mythus u. s. w. und beklagt sich dann: „Wenn man aber auf die graue Weisheit hindeutet, so heißt es Aberglauben! und nur das Lautiren der Kinderschule findet Beifall!" Diese etwas vornehme Äußerung scheint uns an dieser Stelle übel angebracht. Freilich das Lautiren der Kinderschule ist so allerliebst, und die Kinder selber, wie sie abstammen von Vater und Mutter, sind so liebenswürdige Erscheinungen, daß es nie gelingen wird, sie als ein weltgeschichtliches quid pro quo zu betrachten. Auch ist die eigenthümliche Schönheit des Weibes ein so urkräftiges, reines Zeugniß von Gottes Huld und Güte, daß eine Ansicht, nach welcher die Eva als ein nothwendiges Übel erscheinen müßte, den Stempel des Abentheuerlichen behalten muß. So sagt aber der Verf.: „Die zweigeschlechtige Thierheit wurde das Mittel, eine Sehnsucht nach einem anderen Geschöpfe seiner Art in ihm zu erregen, während sein Verlangen durch Erkenntniß seiner selbst in Gott allein alle Stillung finden sollte. Diese falsche Sehnsucht war die erste Verdunkelung seines Wesens" (Bd. 2. S. 61.). Also ein Sündenfall vor dem Sündenfall! Denn man wird doch nicht sagen können, die falsche Sehnsucht Adam's, welche eine Verdunkelung seines Wesens bewirkte, sey unsündlich gewesen. Somit aber differirt der Verf. in der wichtigen Lehre von dem Sündenfalle von der Schrift. Dann aber wäre auch jene Adamitische Sehnsucht, die das innig nahe, ja das im eigenen Leben Beschlossene von sich trennen und entfernen wollte, grade ein Widerspiel von aller sonstigen menschlichen Sehnsucht, die sich ja das Entfernte nahe zu bringen sucht. Die geschlechtliche Sehnsucht insbesondere strebt danach, die Zweiheit in Eins zu verwandeln. Diese eigenthümlichen Ansichten des Verf. schimmern auch in seinen Vorstellungen von der materiellen Erscheinungswelt durch. Doch hängt seine Ansicht von der Astrologie wohl nicht mit der hier angeführten Voraussetzung unmittelbar zusammen. „Es ist entschieden gewiß," sagt er (Bd. 2 S. 142.), „und von den weisesten Völkern anerkannt, daß die sichtbaren Himmelskörper, allerdings nach Nähe und Größe, aber doch von ihrer theils unmeßbaren Entfernung aus, und nach Maaßgabe ihrer eigenthümlichen Stärke, die niedere, uns umgebende Natur beherrschen, und auf sie einen wohlthätigen oder zerstörenden, selbst genau bestimmenden Einfluß, und zwar bis auf

die Vermehrung, die Formbildungen und organischen Anlagen der beseelten Wesen ausüben." Wir müssen bemerken, daß der Verf. diese Worte im Zusammenhang mit schönen und tiefsinnigen Äußerungen über die magischen Kräfte der Dinge gesprochen hat. Dennoch scheint uns diese astrologische Ansicht haltungslos. Die Erde mit dem Menschen ist dem Firmamente ebenbürtig, und darum wesentlich frei den siderischen Wirkungen gegenüber. Wir läugnen diese Wirkungen nicht, im Gegentheil scheint es uns, daß grade die Fülle dieser Wirkungen ihre Einflüsse nothwendig aufhebt. Es ist leicht, die astrologische Ansicht auf die Spitze zu treiben bis zu ihrer Vernichtung. Stehen nicht immerfort mehr als hunderttausend Sterne am Himmel? Diese Sterne wirken alle, denn unmöglich kann man sich denken, daß die meisten phlegmatisch indifferent seyn sollten, und nur wenige wirksam. Indem sie aber alle wirksam sind, indifferenziren sich ihre Einflüsse, bis etwa auf wenige besondere Wirkungen der näheren Gestirne — so wie man von der Sphärenmusik nichts vernimmt, weil es ein vieltausendstimmiger, ewiger Hall ist, oder wie etwa in einer Apotheke all die verschiedenen, einzeln wohl mannichfach schädlichen oder wohlthätigen Düfte in Summa einen indifferenten, behaglichen Wohlgeruch erzeugen.

Der Verf. behauptet als Freund der Theosophie, die wahre Philosophie sey eine symbolisch mystische (Bd. 1. S. 34.), d. h. eine solche, „welche vermöge des genetisch typischen Zusammenhangs des ganzen Alls von der Gottheit bis zur untersten Creatur, aus der Erfahrung des Unteren je das Obere, von dem es stammt, und das von ihm abgebildet wird, stufenweise findet u. s. w." Diese, sagt er, hält sich nicht auf bei den „leeren Anfängen der Logik, sondern geht gleich die gesegneten Erfahrungswege an des Glaubens Hand." So betrachtet er die streng begriffliche Philosophie mit manchem Seitenblick als eine bedenkliche, wenig erzielende, den menschlichen Hochmuth begünstigende Geistesthätigkeit. Daß sie accidentiell mit dem äußersten Hochmuth verknüpft erscheinen könne, ist nicht zu läugnen. Aber man sollte sie schon als eine ehrliche, berufsmäßige Geistesarbeit respektiren. Man sollte ihren großen negativen Beruf bedenken, mit kritischem Verfahren die verdorbenen Satzungen zu lichten und zu lösen, und ihren positiven Beruf, die Mysterien der Offenbarung für das Verständniß des denkenden Menschengeistes interpretirend zu vermitteln. Die Geschichte der Philosophie gibt gerne Aufschluß darüber, in welchem Maaße die Philosophie als eine organisirende und bewegende Vermittlerin der christlichen Erkenntniß sich erweist, trotz ihrer vielen Verderbnisse und schädlichen Wirkungen. Daß sie kein absolutes Verständniß, und keine absolute Evidenz geben könne, darin sind wir mit dem Verf. einverstanden, weil nämlich die consequenteste Beweisführung doch auf Grundsätze und Grundworte basirt ist, die definirt werden müssen, und weil die zur Definition verwendeten Worte und Sätze, streng genommen, immer wieder definirt werden müßten, so daß man zuletzt in dem Indefinibeln der ganzen Sprache, der gemeinsamen Überzeugungen und Voraussetzungen, in den Mysterien der Sprache und des Lebens sich beruhigen muß. Der kritische Geist des

Philosophen ist aber berechtigt und verpflichtet, in den Grund des Absoluten so tief als möglich einzudringen, und darin für sich und Andere eine feste Basis der Überzeugung zu suchen. So philosophirt z. B. der heilige Johannes, wenn er sagt: die Sünde ist die Gesetzlosigkeit; er führt den religiösen, mehr bestreitbaren Begriff auf einen mehr philosophischen und unbestreitbaren zurück. In dieser Art nun, die Erkenntniß begrifflich zu begründen, hat jede Zeit ihre eigene Kraft und ihr eigenes Maaß; das Bestreben an sich aber ist ehrwürdig und ersprießlich, und darf der Philosophie nicht verkümmert werden. Wie im Zusammenhang mit dieser Ansicht das Urtheil des Verf. über die Vernunft zusammenhängt, die ihm nur als eine bloße Consequenzmaschine erscheint, wollen wir nicht weiter erörtern, doch wäre zu wünschen gewesen, daß er die wiederkehrenden Äußerungen dieser Art näher bestimmt, daß er sie ausdrücklich auf die durch die Sünde verfinsterte oder individuell beschränkte Vernunft bezogen hätte. Nach seiner Psychologie ist nicht die Vernunft, sondern der Verstand das eigentliche Organ der höheren Erkenntniß.

Die angeführten Differenzen haben uns jedoch den Werth der Leistungen des Verf. nicht verdunkelt. Schon in seiner Schreibart kündigt sich das Gehaltreiche an; es ist eine sentenziöse, gedankenvolle Prosa. Aus dem stillen Zuge der Gedanken aber treten hin und wieder bedeutende Lichtpunkte hervor, durch welche die Segnungen hervorströmen, welche dem Verf. gegeben sind zur Theilnahme an der Entwickelung und Fortbildung der christlichen Gnosis. Zu solchen Momenten rechnen wir hier in der Apologie seiner Glaubenslehre das, was über die Versöhnungslehre, über den Hades, und zur Anerkennung der Heiden gesagt ist. Allein wir haben es hier nur mit Andeutungen über einzelne Capitel der Glaubenslehre zu thun, und gehen deshalb zu Anderem über. Der kleine Aufsatz: dreierlei Wunder, ist eine treffliche Skizze der einzelnen Wundersphären, und wir glauben, daß in ihm der Grundriß für die richtige Theorie des Wunders gegeben ist. Wir glauben dem Leser den Sinn des Ganzen nicht schneller als mit den Anfangsworten des Aufsatzes mittheilen zu können. „Gleichwie es überhaupt drei Reiche der Dinge gibt, ein körperliches oder elementarisches, ein astralisch-seelisches, und ein geistiges, oder göttliches (die Gottheit selbst ist ihrer aller hochgeistiger Urgrund): also gibt es auch dreierlei Wunder, drei Hauptarten verborgener Kräfte und Wirkungen, die aber auf ihren Gränzen sich häufig vermischen. Eigentlich ist schon die ganze sichtbare Natur ein Wunder der göttlichen Allmacht; weil sie aber unserem sinnlichen Wahrnehmungsvermögen an ihrer Oberfläche erkennbar, und wir durch die tägliche Erfahrung mit ihr vertraut sind, so setzen wir sie und ihre nachweislichen Gesetze dem Wunder entgegen, obgleich eben diese Gesetze ihrer Ordnung an Endpunkte führen, die nicht weiter zu erklären sind. In Folge dieser gewöhnlichen Ansicht, welche gewissermaßen ein Mißverstand ist, vermindert sich das Wunder in dem Maaße, als wir weiter in die Gesetze der Körperwelt eindringen, und wir ersehen hieraus, daß wenn wir künftig von dieser geschieden sind, und einer außersinnlichen (?) Welt angehören, wir hier neue Gesetze zu

erfahren, und zu erforschen finden müssen, die wieder eine Natur in ihrer Art constituiren; so daß das Wort Natur, und das Wort Wunder in allgemeinem, nicht relativen Sinne genommen, für synonym gelten können. Jedes der drei Reiche hat seine eigenthümliche Natur; für unser unterstes, oder Elementarreich, in das wir eingeschlossen sind, verhalten sich aber die Gesetze, Kräfte und Wirkungen des nächst oberen und vollends des obersten oder göttlichen Reichs unnatürlich (?) übernatürlich, wunderbar. Das Wunder ist jedesmal nur das, was uns wundert, weil wir entweder seine Erfahrung noch nicht gemacht haben, oder seinen Grund und Zusammenhang nicht einsehen, wenigstens aus der uns bekannten Körpernatur nicht erklären können; und wenn wir die eigentlichen, göttlichen Wirkungen, die dem gemeinen Lauf der sichtbaren Natur gradezu entgegen sind, allein mit dem Ausdruck Wunder bezeichnen, so ist dieses zwar ein herkömmlicher, aber beschränkter Sprachgebrauch." Der größeste Aufsatz der beiden Sammlungen, betitelt: Spiegel der Vollkommenheit, spiegelt die eigenthümliche Denkweise des Verf. seinen Tiefsinn, seine besondere Gabe zu symbolisiren, und Symbole zu deuten, so wie seinen tiefen christlichen Lebensernst am reinsten und schönsten ab. Hier ist besonders der Abschnitt von der Dreieinigkeit und Schöpfung als eine köstliche Entfaltung gläubiger Gnosis zu erwähnen (S. 45 ff. zweiter Sammlung). Indem der Verf. davon redet, wie sich Gott durch die höhere Sinnlichkeit zu uns vermittele, spricht er die folgenden Worte, die zugleich eine Probe seyn mögen, wie seine Betrachtung manchmal in die psalmirende Begeisterung einer frommen Dichterseele übergeht.. „Gott hat seine Mittel für uns, wenn die väterliche Liebe uns zu dem Sohne ziehen will. Durch die mannichfaltigsten Zwischengänge führt uns die Gnade. Jeden lockt sie durch seine Eigenheit; sie findet ihn unter seinem Feigenbaum, und gibt ihm seine Früchte zu essen, um ihn zu sättigen und zu haschen. Sie entzieht ihm unerbittlich das Gewünschteste, um seine Wünsche zu veredeln. Die Barmherzigkeit ist unbegreiflich klug, unendlich langmüthig, unaussprechlich thätig und sinnreich. Sie holt den Menschen herum, wie unsere Kunst es nicht ahndet. Ihre Wege sind über den Vögeln der Luft, und ihre Schlingen legt sie in den Abgrund. Vor deiner Thür spannt sie ihr Netz, und am äußersten Meer ihr Gewebe. Ob sie Menschenkinder fahen möge, und segnen den abtrünnigen Sohn. Alles ist voll Reize zur Anbetung und Besserung: deine Geschichte und meine Geschichte, die Donner des göttlichen Zeugnisses, und die Künste der Sterblichen, vornehmlich die Natur. Hügel und Gründe blühen von Lob, und die nackte Marmorwand ist der Spiegel eines großen Geistes. Der Staub auf den Flügeln des geringsten Schmetterlings ist ein wunderkünstliches Pastell. Das träge Schaalthier hat ein silbernes Gehäuse, und wohnt zwischen geruchreichen Schwämmen. Allerwärts, auch in der gesunkenen Schöpfung, ist Adel und Pracht, auch das Verachtetste, das Kind des Fluchs, der schnödeste Wurm, hat seinen Wunderbau, hat wie der Bau der Welten Maaß, Zahl, Zeit und Ordnung. Hier beginnt

leichtlich der Glaube im thränenden Auge zu flimmern, und wir sehnen uns nach dem guten Gott, ihn uns faßlich denken zu dürfen, wie sein Gewand, wie seine Spur uns faßlich ist; ein lebendiges, persönliches Wesen, das über der Natur ist, und unserem Herzen inniger nahe werden kann, daß wir in die Tiefen seiner Liebe dringen möchten. Hier entzündet sich der natürliche Glaube, durch den wir den denkenden Meister aus den Werken merken, und den Vater der Güte aus unserer schmelzenden Wehmuth. Die innere Lichtflamme dämmert; sie hat nur das Öl des Offenbarungsgeistes nöthig." — Weiterhin wird uns eine Mystik der Formen gegeben, insbesondere des Kreuzes, dann der Farben. Hier wird hin und wieder die Betrachtung äußerst rhapsodisch; sinnreiche Allegorien, äußerst liebliche Deutungen sind lose aneinander gereiht, und bisweilen ist hier auch wohl das Tiefbedeutsame in eine spielende Hülle eingeschlossen. Der Verf. legt den Grund zu seiner Farbenmystik mit der Behauptung, daß es nur zwei Farben gebe, nämlich Blau und Roth. Es wäre zu wünschen gewesen, daß er sich an dieser Stelle mit der Farbenlehre seines großen Mitbürgers auseinandergesetzt hätte. Schließlich nennen wir noch den Aufsatz über Poesie und Prophetie (erste Sammlung), welcher eigentlich weiter oben angeführt werden mußte. Der Verf. unterscheidet hier zweierlei Poesie, die charakteristische und die symbolische. Den allgemeinen Begriff der Poesie faßt er wohl zu äußerlich, indem er sie als Bilderkunst bezeichnet. Die Poesie ist nicht grade an die Bilder gebunden. Poesie ist die Sprache der Geistesfeier, Prosa ist die Sprache der Geistesarbeit. In der Poesie reflektirt sich das zweite, höhere Menschenleben, das verlorene oder wieder gefundene Paradies, in der Prosa wird der Acker des ersten Menschenlebens bebaut, und sein kernhaftes, süßes Brodt gegessen im Schweiße des Angesichts. Die Unterscheidung aber, welche der Verf. macht, halten wir für sehr begründet und lehrreich. Er sagt: „Die symbolische Poesie ist die der ältesten Völker und der Bibel, die bloß charakteristische die der meisten neueren." — — „Hat nun der Dichter keinen anderen Zweck als das vergnügende Spiel, oder auch das erhebende, für Charakteristik unterrichtende, durch Ermahnung, Warnung, Schrecken oder Trost moralisch wirksame, oder auf die geistliche Erbauung und das Lob Gottes zielende — — alsdann bleibt er in den Schranken der gemeinen bloß äußerlichen Dichtkunst, so tief er auch aus dem Leben greifen mag. Hat er aber noch ein anderes, verborgenes Absehn dabei, liegen Ideen zum Grunde, die äußerlich nicht erscheinen, sondern nur von den Verständigen errathen werden, so ist seine Poesie auch bei der einfachsten Zeichnung schon Gleichniß, nämlich für den Unterstinn, und dies ist dann die symbolische oder hieroglyphische Poesie." Es scheint hier nicht beachtet zu seyn, daß jede wahrhaft ideale Poesie, wenn sie ächt charakteristisch ist, darum eben auch symbolisch wird, indem ja der Charakter des Symbolischen in dem Wesen der Dinge selber liegt. So ist z. B. Göthe's Faust überaus symbolisch; auf Byron's Mazeppa jedoch, ja selbst auf Manfred möchte dieses Prädikat schwerlich passen. (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 16. Mai. № 39.

1. Hesperiden von Joh. Friedrich v. Meyer. Prosaische Schriften. Erste Sammlung 205 S. — Zweite Sammlung 212 S. — Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch 242 S. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1836.
2. Tobias. Ein episches Gedicht von Joh. Friedrich v. Meyer. Mit sieben lithographischen Zeichnungen von Professor Julius Schnorr. Zweite verbesserte Ausgabe. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1831. 212 S.

(Fortsetzung.)

In der weiteren Ausführung seines Themas beschenkt uns der Verf. mit einer Fülle schöner und tiefer Gedanken, namentlich über die symbolische Natur der Bibel, des Alttestamentlichen Kultus und des Salomonischen Tempels. Sehr gelungen ist die ausführlichere Auslegung mehrerer typischer Stellen aus dem Alten Testamente. Anerkennend und treffend sagt er dann weiterhin auch von der charakteristischen Poesie. „Es ist etwas ganz Eigenes um die einfachste Sprache einer anderen Welt. Auf Erden reden sie die Seher und die Geister. Es soll nicht geläugnet werden, daß die gemeine Dichtkunst etwas davon besitzt, ja daß der geniale Dichter in der Begeisterung zuweilen seherische Blicke thut, und Dinge ausspricht, die er zuvor nicht kannte, von denen er nicht weiß, wie sie ihm gekommen sind. Dieses gehört zur Magie des menschlichen Gemüths, es lassen sich keine absolute Scheidungen machen, und des Dichters Verwandtschaft mit dem Propheten ist nicht so entfernt, daß keine Übergänge statt haben könnten." Dem modernen Mythologen zur Warnung und Belehrung möchten wohl folgende Worte dienen: „Weil er die symbolische Eigenschaft der wahrhaften Erzählungen ahnet, so wird er geneigt, sie für Mythen zu halten."

Wir gehen zu den poetischen Schriften der Hesperiden über, von denen ein Band vorliegt. Unstreitig gehören diese Gaben zu dem Besten der christlichen Lyrik unserer Zeit — und in einer Parthie, nämlich in den Liedern, welche den inneren Schmerzenswegen des Gläubigen, seinem Kreuzesleid und seiner Hingebung an die treue Führung des Herrn gewidmet sind, spricht sich eine solche Reife der Erfahrung, Innigkeit der Empfindung und Fülle des Gedankens aus, daß wir nicht wüßten, welchen der jetzt lebenden, Deutschen Dichter wir in diesem Capitel der lebendigen Taufe in den Tod Christi dem Verf. an die Seite stellen sollten. Zudem ist er ein lehrreicher Meister im Lehrgedicht. Was die Form anlangt, so bleibt sich der Verf. darin nicht überall gleich, was ja im Grunde von allen Dichtern gilt. Mitunter wird man durch Undeutlichkeit und Unkorrektheit einigermaßen gestört, z. B. S. 136 und 137. von der Weisheit. Das ganze Gedicht scheint nicht in einer glücklichen Stunde geboren zu seyn; denn durchgehende Undeutlichkeit und Unkorrektheit eines Gedichtes kann nur aus seinem Ursprunge erklärt werden. Die folgende Probe fällt wohl gar in die Kategorie der sprachlichen Unrichtigkeiten (S. 109.):

Dich rühmen alle Cherubim,
Die weisen Zeugen deiner Ehre,
Und singen Ihm und Ihm und Ihm,
Wie er nur Eins, und heilig wäre.

Der Verf. wählt bisweilen die freie Dichtungsform der tragischen Chöre, welche Göthe bei uns heimisch gemacht hat. In den Gedichten dieser Form aber vermissen wir bei ihm bisweilen zu sehr den rhythmischen Wohllaut. So singt z. B. die Lilie S. 138. in rhythmisch freiem Maaße, wenn auch mit Reimen:

— Und rieche so köstlich und süß
Wie das Paradies.
Der Sommer hat mit kluger Hand
Mich besäet mit schimmerndem Diamant,
So zuvor dem Schnee er geraubet,
Als er meine Wurzel belaubet;
Und hat mich mit grünen Schwerdtern umgeben,
Die wollen streiten für mein Leben,
Und drohen unerbittlichen Tod,
Wer mich mit unsaubern Händen bedroht. — —

Die Georgine singt S. 145.:

Georgine heiß ich,
Flattre wie ein Zeisig:
Schmetterling' und Bienen
Kennen Georginen,
Küssen süßen Saft aus mir,
Halten mich auch für ein Flügelthier.
Leichtköpfig leb' ich.

Abgesehen von der Form kann man es auch wohl schwerlich zugeben, daß die Georgine der Zeisig unter den Blumen sey. Sie erscheint uns vielmehr als das äußerste Gegenstück eines Zeisigs in ihrer strengen Gemessenheit, mit ihren starken Formen. Die Poesie des Verf. bewegt sich viel glücklicher in streng

gehaltenen, feierlichen Versmaaßen, z. B. in dem herrlichen Gedichte: Morgenopfer (S. 17. im ersten Buch):

„Von heil'gen Stufen heb' ich meine Hände
Empor zum blauen, zum krystallnen Äther,
Der Morgenschein spielt um die Marmorwände.
Die jungen Lüfte flüstern um den Beter,
Vermischen sich mit seiner Lippe Flüstern,
Und tragen es zum ewigen Vertreter u. s. w."

In diesem Gedichte ist der reine Styl und freie Gang der Rede mit einer prachtvollen, erhabenen Diktion und mit reicher Herzens- und Geistesfülle in einem Guß gegeben. Dasselbe gilt von dem einzig schönen Gedicht der Priester (S. 125. Buch 1.):

„Wann der Heiland einst wird kommen,
Womit soll ich ihn verehren,
Wie den Hohen recht empfangen?

Streu ich Palmen ihm und Rosen?
Breit' ich bunte, goldne Decken
Auf den Weg des Vielgeliebten?

Bring' ich feine Weihrauchkörner
Aus Arabiens Gehölzen,
Köstlicher denn Edelsteine? u. s. w."

(Schluß folgt.)

Über die Stellung evangelischer Christen zur Cöllnisch-Römischen Streitsache.

In dem Aufsatze: „Der Erzbischof von Cölln," haben die Leser der Ev. K. Z. eine sehr dankenswerthe Gabe empfangen. Die Erörterung der Sache nach ihren wesentlichen Gesichtspunkten war nach dem Berufe dieser Blätter unerläßliche Nothwendigkeit. Schon als Ereigniß, welches die gewaltig erregte Aufmerksamkeit der Zeitgenossen von politischer sowohl als von kirchlicher Seite gefesselt hält, bedurfte dasselbe evangelischer Beleuchtung, um dem christlichen Publikum diejenige Stellung zu vermitteln, auf welche das Wort Gottes und die von ihm erleuchtete Geschichte in dieser Sache hinweisen. Selbst das etwaige Resultat, daß die Angelegenheit nicht von der beiderseits ihr beigelegten Wichtigkeit sey, würde in bloßem Stillschweigen keinen angemessenen Ausdruck gefunden haben, weil alsdann der desfallsige auch unter Christen weit verbreitete Irrthum ausdrücklich zu bekämpfen und das irre geleitete Interesse zu würdigeren Gegenständen zurückzuführen gewesen wäre. Auch dem in der Römischen Kirche vorhandenen göttlichen Samen wahrheitsuchender Seelen gegenüber sind die Evangelischen schuldig, es mit der That zu zeigen, daß unsere Kirche nicht die schlechten Waffen billigt, welche innerhalb ihres Bereichs und von Angehörigen derselben leider geführt werden. Nicht daß sie den vorhandenen Gegensatz verändern oder verkritzeln wollte, nein im Gegentheil, mit dem Worte der Wahrheit und vermöge unseres kirchlichen Bekenntnisses beleuchtet, fällt Rom einem schärferen und ernsteren Urtheil anheim, als vom liberalen und rationalistischen Standpunkte aus gegeben werden kann, dessen Denkweise vielmehr mit der Kirche des Papstes der gleichen Verdammniß unterliegt, daß sie nicht auf dem Felsen göttlichen Wortes, sondern auf Menschenvernunft beruhet. Indem wir uns mit einer Reihe die Römische Angelegenheit betreffenden Schriften bekannt machten, fand sich unter den gegen unsere Gegner gerichteten Stimmen leider auch nicht eine einzige Darstellung, welche die Überzeugung verschaffen konnte, daß sie vom ungetheilten Schriftgrunde aus kämpfe, und welche einen anderen Vorzug besäße, als den außerwesentlichen der Mittheilung manches besonders historisch nicht undienlichen Materials. Man kann sich von solchen vermeintlichen Freunden der Evangelischen Kirche so wenig einen heilsamen Einfluß auf Glauben und Erkenntniß Römischer Christen versprechen, daß man vielmehr von ihnen das Gegentheil, Befestigung der Irrthümer auf katholischer Seite, befürchten muß und zu dem Wunsche geneigt seyn könnte, jener leidigen Genossen entledigt zu werden, wenn der Herr nicht den Auftrag gegeben hätte, so viel an uns ist, auch für sie ein zum Leben helfendes Salz zu werden. Gehört ferner freilich es zur Kreuzesgestalt der Kirche Jesu und zur Nachfolge ihres von Herzen demüthigen Hauptes, nicht in den hohen und stolzen Worten eines falschen Athanasius sich zu rühmen: „Ich sitze und bin eine Königin und werde keine Wittwe seyn, und Leid werde ich nicht sehen," so darf doch auch die evangelische Gemeinde das Zeugniß der Wahrheit weder zurückhalten, noch bei der zunächst gegen den Staat gerichteten Opposition etwa zu ihm sagen: „*Tua* res agitur!" Im Grunde und in der That gilt ja ihr die Feindschaft, sie ist nicht gegen den Staat, sondern gegen den evangelischen Staat als solchen gerichtet, der diesen Charakter nicht, wie man zu demonstriren geschäftig ist, deshalb verloren hat, weil er nach Art. 16. der Bundesakte die Römischen Confessionsverwandten zu gleichen Rechten aufgenommen hat. Von solchen Betrachtungen ausgehend, richten gegenwärtige Zeilen an die Ev. K. Z. die Bitte, die bisherige Erörterung des Gegenstandes fortzusetzen, indem dieselbe einer Ergänzung rücksichtlich einiger Punkte bedürfen möchte, deren Bezeichnung zwar nicht die Lücke selbst schon auszufüllen vermeint, aber wenigstens doch das Daseyn eines wohl nicht ganz vereinzelt stehenden Bedürfnisses weiterer Verständigung zu constatiren wünscht.

Wenn nämlich als Resultat des Aufsatzes in Nr. 7. dieses Jahrgangs erscheint, daß die Wegführung des Erzbischofs von Cölln ein zwar nothwendiges, aber beklagenswerthes Ereigniß sey, so kann doch auch anderseits die erfreuliche Seite nicht verkannt werden, welche mit demselben im wesentlichen Zusammenhange steht. Die Evangelische Kirche hat auf ihrem schriftmäßigen und symbolischen Standpunkte in dem Papstthum eine dunkle, antichristische, die Erscheinung des vollendeten Widerchristen anbahnende Macht erkannt. Diese hat vermittelst der Tridentinischen Contrareformation den Rückweg zur Wahrheit

sich selbst unwiederbringlich abgeschnitten. Das Grundübel des Semipelagianismus, welcher die Ehre, die Christo allein gehört, zwischen ihm und (welchen!) menschlichen Werken theilt, somit die Vollgültigkeit des Blutes Jesu läugnet, ist feierlich und bei Strafe des Bannfluchs unabänderlich festgesetzt worden. Diese Unverbesserlichkeit der Römischen Kirche, die sich auf der anderen Seite als Unversöhnlichkeit äußert, und mit welcher die in der Sinnlichkeit des Pelagianismus wurzelnde, zur Weltmacht strebende Tendenz genau verbunden ist, wurde evangelischer Seits nicht immer unverrückt im Auge gehalten. Man hat eine Zeit lang sich der liebenden und vertrauenden Hoffnung hingegeben, daß der Römische Katholicismus einer, durch stillwirkende Segenskräfte von oben erzeugten und durch den wissenschaftlichen Verkehr mit dem auch in der Evangelischen Kirche neu erwachten Geiste des Lebens genährten Umbildung entgegenreife. Wer hätte nicht auch gerne den nach den beiderseitigen Symbolen freilich vorhandenen, aber dennoch traurigen und „scharfen Gegensatz lieber durch den gemeinschaftlichen Kampf gegen den Unglauben und gegen die kräftigen Irrthümer unserer Zeit vermittelt gesehen?" Es ist in der That ein einigermaßen gemeinschaftlicher Kampf nicht allein geführt worden, sondern es liegen auch Römischer Seits Zeugnisse einer wahrhaft evangelischen und des Nacheifers werthen Milde gegen uns als Andersdenkende vor. Wer hat nicht mit Freuden unter anderen des so eben verschiedenen Möhler Zuschrift zur Planckschen Jubelfeier als ein schönes Vorzeichen der wenn auch fernen Zukunft begrüßt, wo nur Ein Hirte und Eine Heerde seyn werden? So war die Hoffnung zu einer auf gleichmäßig ebener Bahn von innen heraus zur evangelischen Wahrheit vorschreitenden Entwickelung der Römischen, wenn auch vielleicht noch nicht Kirche, doch theologischen Wissenschaft, eingeleitet. Derselben lag aber, abgesehen von bedeutenden Fehlgriffen in der Beurtheilung des christlichen Gehaltes einer unter den Katholiken verbreiteten Richtung, laut des Bekenntnisses unserer Kirche, ein Verkennen der Bedeutung zu Grunde, welche dem Papstthum unabänderlich aufgeprägt ist. Solchergestalt nun, wenn sein „Sit, ut est, aut non sit" nur so überwunden werden kann, daß es als das, was es wirklich ist, auch erkannt werde, betrachten wir es als ein Zeichen der Gnadenleitung Gottes, daß ein Zustand unhaltbarer Erwartungen abgebrochen ist, vermittelst dessen man im guten Zuge war, über der gepriesenen temporisirenden Weisheit des Römischen Hofes zu vergessen, daß er der schädliche Stuhl ist, der das Gesetz des Herrn übel deutet und der nimmermehr von einer anderen Concordie weiß, als welche in unserer Unterwerfung bestehen würde.

Ferner ist zu beachten, daß der Unglaube und die kräftigen Irrthümer der Zeit, gegen welche ein mit den Römischen Katholiken gemeinschaftlicher Kampf zu führen wäre, ihrem Systeme selbst immanent und um so gefährlicher sind, als sie von den großen Wahrheiten, die dasselbe in der reinen Lehre von Gottes Wesen, der Dreieinigkeit und Christi Gottmenschheit noch besitzt, verdeckt werden. Das Verhältniß des Rationalismus zum Romanismus kommt zwar so zu stehen, daß, wenn ersterer das Verdienst Christi ganz aufhebt, man sagen kann, daß letzterer nur es schmälere. Allein sowohl dem Pelagianismus des ersteren als dem Semipelagianismus des anderen, welcher versteckter Pelagianismus ist, fehlt die evangelische Erkenntniß der Sünde und der Gnade, beide stellen in Abrede, daß die böse Lust Sünde sey, beide läugnen, daß wir ohne das Verdienst der Werke aus Gnaden selig werden, allein durch den Glauben in Seinem Blute. Vergleicht man nun näher die Römische mit der rationalistischen Lehre, beide in ihrer Beschränkung auf sich selbst betrachtet, so ist erstere allerdings der letzteren insofern unbedingt vorzuziehen, als diese alles eigenthümlich christlichen Gehaltes entledigt erscheint, jene aber denjenigen Gemüthern, welche den Herrn suchen, noch einen großen Reichthum christlicher Grundwahrheiten darbietet, vermittelst deren sie, ungeachtet ihrer Entstellungen, aus Gnaden bewahrt werden können zur Seligkeit, so daß das innerste Gemüth (fide, *quae* credit), — wiewohl bei Menschen es unmöglich ist, aber bei Gott sind alle Dinge möglich, —. sich der grundstürzenden Irrthümer (fidei, *quam* credunt) nicht annimmt und davon unverführt bleibt. Dagegen sind aber die Satzungen des Papstthums für die Gewissen bei weitem knechtender, als die rationalistischen Menschensündlein es sind, denn während die ersteren Eine starre unbewegliche Bothmäßigkeit erzwingen, hebt von letzteren im unversöhnlichen Zwiespalt eines das andere unaufhörlich auf, und die Armseligkeit des Naturalismus kann seine Blöße so wenig bedecken, daß das Gemüth verhältnißmäßig weit leichter von seiner öden Leere über ihn hinausgetrieben wird, als es von den Fesseln des Papstthums sich befreien läßt. Demgemäß bestätigt auch die Erfahrung, daß bei weitem mehr innerhalb der evangelischen Christenheit lebende Nationalisten als Katholiken zur schriftmäßigen Erkenntniß der Wahrheit gelangen. Die auch für ernste und ringende Katholiken vorhandene große Gefahr, eher von den Irrthümern des Papstthums verführt, als durch die darunter verdeckte Wahrheit errettet zu werden, darf man nicht für gering anschlagen, wenn selbst der edle Friedrich Leopold Graf zu Stolberg im Aufschwung seiner Seele nach dem Jerusalem, das droben ist, noch so von der Werkgerechtigkeit niedergehalten wurde, daß er Angesichts und im Gefühl des nahen Todes seiner Gattin sagte: „Lege den Kindern recht an's Herz Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich, und dann vor Allem Treue in der Fürbitte für Andere. Wenn Gott mir großen Sünder, der ich bin, Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaube ich, weil ich — ich darf es sagen — treu diese Pflicht der Liebe erfüllt habe." (Büchlein v. d. Liebe, Aufl. 3. S 299.) Diese Worte lassen uns anderer besserer seiner letzten Äußerungen nicht von Herzen froh werden. Wenn nun solches am grünen Holze geschieht, was soll am dürren werden? — Wer je in näherer Beziehung zu Katholiken gelebt hat, wird die Erfahrung bestätigen, daß sie dem größeren Theile nach in solche zerfallen, die entweder im Frohndienste guter

und — nicht guter Werke gefangen sitzen, oder völligem Unglauben ergeben sind. Und was eine praktische Seite des letzteren betrifft, so ist der Grund der, auch von der Ev. K. Z. angedeuteten, faktischen Verbindung des Katholicismus mit der Revolution, die Erklärung der Thatsache, daß deren Giftsaat einen bei weitem fruchtbareren Acker in katholischen Ländern als auf protestantischem Boden gefunden hat, nicht nur in dem unter der kirchlichen Hülle genährten allgemeinen, namentlich pelagianischen Unglauben, sondern auch in einer besonderen wesentlichen Beziehung zu suchen, durch welche die Revolution an den Römischen Katholicismus sich verhältnißmäßig leicht anknüpft und die nicht dadurch beseitigt wird, daß der päpstliche Stuhl die Lehren des Abbé de Lamennais verworfen hat. Daß er des Kardinal Bellarmin revolutionäre Grundsätze verdammt habe, finden wir nicht. Es ist aber namentlich hervorzuheben, daß die Römische Kirche in der christlichen Lehre von der Obrigkeit nicht evangelisch rechtgläubig seyn kann.

Die evangelisch-rechtgläubige Lehre von dem Verhältnisse der Unterthanen zu ihrer Obrigkeit besteht nämlich darin, daß sie derselben unbedingten Gehorsam schulden, so weit er nicht von dem keiner menschlichen Auslegung unterworfenen Worte Gottes untersagt wird. Indem nun das Römische System zwischen dem Gewissen und dem Worte Gottes sündige Menschen einschiebt, welche zu Zeiten Gräuel des Abgrundes waren, ist sofort das ganze Verhältniß, wenn es auch zunächst nur einen feinen, unbedeutenden Spalt erhalten zu haben scheint, doch von Grund aus untergraben und jeden Augenblick völliger Auflösung Preis gegeben. Der Staatsverband hat seinen einzigen und eigentlichen Grund und Halt in dem religiösen Glauben der Gewissen an die göttliche Einsetzung der Obrigkeit. Sind daher die Gewissen an die Person eines Menschen gebunden, so bildet diese die oberherrschende, das Ansehen der obrigkeitlichen als einer solchen Macht, die unmittelbar von Gott abhange, aufreibende Gewalt, von deren Belieben abhängt, wie weit und wie lange sie das Verhältniß der Unterthanen zu ihrer rechtmäßigen Obrigkeit im schriftmäßigen Umfange bestehen lassen will oder nicht. Auch ohne daß die Hierarchie in strafbarer Weise auf die Treue der Unterthanen einwirkt, ist so ihr System dennoch ein Boden, der an sich es verhindert, daß in demselben der gemüthliche Zusammenhang zwischen Fürst und Volk so kräftige Wurzeln schlage, wie unter rein evangelischen Verhältnissen naturgemäß, — vermöge des schriftmäßigen Zusammenhangs der väterlichen und obrigkeitlichen Gewalt (beide sind im vierten [fünften] Gebot enthalten), — es geschieht. Jedenfalls läßt aber der von der Hierarchie in

Anspruch genommene unbedingte Gehorsam in allen Sachen, welche „Lehre und Disciplin" betreffen, nicht das Mindeste davon ausgeschlossen, weil die Disciplin der Kirche sich über das gesammte Verhalten der Gläubigen erstreckt. Befindet nun vollends der geistliche Gewalthaber sich außerhalb des Bereiches der weltlichen Obrigkeit, und ist sogar, welcher Punkt mit Recht von der Ev. K. Z. (1838. S. 54. 55.) als höchst bedeutend bezeichnet, auch Römischer Seits in seiner fortdauernden großen Wichtigkeit sehr wohl erkannt wird (Walter, Kirchenrecht IV. Aufl. S. 249.), der Papst ein fremder unabhängiger Fürst, so ist mit voller Wahrheit zu behaupten, daß, so weit die päpstliche Hierarchie reicht, sie auch noch zur Stunde als weltliche Macht organisirt ist. Zwar verlautet bei ihren Dienern wohl, daß bei offenbarer Ungerechtigkeit gegen die päpstliche Verwaltung selbst äußerer Widerstand gestattet sey (Walter a. a. O. S. 243.), aber, wenn „man darüber, ob etwas zum Wohl der Kirche gehöre, nicht die Glieder gegen das Haupt zum Richter machen darf" (a. a. O. S. 248.), so wird es den ersteren vermöge desselben Princips auch nicht gestattet werden können, sich darüber ein Urtheil anzumaßen, ob eine zum Wohl der Kirche von dem Haupte beschlossene Maaßregel „offenbar ungerecht" sey oder nicht? Mit dem zulässigen Widerstande hat es also nicht viel auf sich, vielmehr im Kirchenstaate, als ihrer Spitze, steht die Hierarchie, als existirender Weltstaat, auf dem zwar weise gezügelten, aber nie aufgegebenen Sprunge, sich als Weltreich zu constituiren. Noch am 19. December 1835 hat Kardinal Bernetti erklärt, daß der Römische Stuhl den nach der Englischen Emancipationsbill von Staatsbeamten und Parlamentsgliedern zu leistenden Eid, welcher sich über das Verhältniß der Unterthanen zum Könige und beider zum Papste ausspricht, nie gebilligt habe und nie billigen werde.

Sind die vorstehenden Bemerkungen richtig, so ist davon das unmittelbare Resultat, daß der objektive Standpunkt des evangelischen Christen wie immer so auch in gegenwärtiger Zeit nur der eines scharfen Gegensatzes gegen die Sache des Papstthums seyn kann, der als solcher keiner Vermittelung fähig ist. Diese Stellung wird um so schwieriger, wenn der nothwendige Kampf dennoch in herzlicher Liebe gegen die Personen zu führen ist, welche mit demselben kostbaren Blute erkauft sind, gleich wie wir. Von Natur sind wir zu solcher Liebe durchaus untüchtig, allein wir halten uns an Den, welcher nicht nur Macht verleiht, auf Löwen und Ottern zu gehen, sondern auch den heiligen Geist, und mit ihm Liebe, Geduld, herzliche Barmherzigkeit, Freundlichkeit, verheißen hat denen, die Ihn darum bitten. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 19. Mai. № 40.

1. Hesperiden von Joh. Friedrich v. Meyer. Prosaische Schriften. Erste Sammlung 205 S. — Zweite Sammlung 212 S. — Poetische Schriften. Erstes und zweites Buch 242 S. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1836.
2. Tobias. Ein episches Gedicht von Joh. Friedrich v. Meyer. Mit sieben lithographischen Zeichnungen von Professor Julius Schnorr. Zweite verbesserte Ausgabe. Kempten, Druck und Verlag von Tob. Dannheimer, 1831. 212 S.

(Schluß.)

Besonders aber in den lyrischen Liedern im engeren Sinne finden wir vorherrschend eine edle Reinheit und Einfalt der Form mit dem köstlichsten Gehalte gedankenvoller Empfindung, z. B. S. 224. Ruhe in Gott.

In dir zu ruhn, deß Weisheit Alles füget,
In deiner Vatertreu', die niemals lüget,
In dir von Kämpfen auszuruhn,
Das, Vater, gib mir nun.

Der Geist hat mich zum Sohne hingeleitet,
Der Sohn hat mir ein kindlich Herz bereitet;
Mit diesem darf ich stille nun
Im guten Vater ruhn.

Ein jeder Tag, den deine Sonne bringet,
Ein jeder Schlag, der von der Glocke klinget,
Sagt mir: es waltet heut und nun
Ein Gott, in dem wir ruhn.

Was kann mir doch Allwissender begegnen,
Wer mag mir schaden, oder wer mich segnen,
Du sprechest denn dein heilig Nun?
An ihm hängt Thun und Ruhn.

Ich täusche mich umsonst mit meinem Ringen,
Dein gnädig Wort schafft einzig das Gelingen;
Ist mir das Heil nicht heilsam nun,
Es muß im Keim noch ruhn.

Ich schlummre noch, so glüht ein goldner Morgen;
Die Rose lacht, sie lachet meiner Sorgen.
Der sie erzog: es kam erst nun
Dein Licht, sie aufzuthun.

Ich klage nicht, daß ich so fern gewesen;
Du ließest mich zu rechter Zeit genesen.
In deiner Gnade darf ich nun
Von todten Werken ruhn.

Ich sorge nicht, mich hütet Gottes Frieden;
Mein Vater sorgt, hat Alles wohl beschieden.
Ich will, wie Kinderherzen thun,
In süßem Glauben ruhn.

Die Stunde schlug, da trat ich in dies Leben;
Sie schlägt, so wirst du mir den Himmel geben.
Dann will ich recht, und will auch nun
In deiner Liebe ruhn.

Nach den Dichtungsarten haben wir in der vorliegenden Sammlung Lieder im engeren Sinne, Lehrgedichte, Parabeln, Legenden und Epigramme zu unterscheiden. Die Epigramme sind zum Theil polemisch, zumal gegen die Neologie gerichtet. Die Legenden finden wir von einem lehrreichen Vorworte begleitet. In den Parabeln und namentlich in den Lehrgedichten wird uns ein Schatz von Lehre und Weisheit mitgetheilt. In dem Liede spiegelt sich der innere Lebensgang des Verf. Vorherrschend ist noch Charfreitag vor dem Ostermorgen, das Kreuzesweh vor dem Glaubensjubel. Man stößt auf ergreifende Klagelieder, die von dem heißesten Herzensstreit zeugen. Bisweilen tönt die Klage in leisen elegischen Klängen leidender Geduld, oder in Friedensworten muthiger Hingebung ihre Seufzer aus. Wie könnte es bei diesem tiefen Ernst eines hochbegabten Gemüthes an den Liedern des Friedens, und der Glaubensfreude fehlen! Doch würden sie vielleicht in reicherem Maaße vorhanden seyn, wenn die Weltansicht des Verf. nicht auch einigermaßen mit falsch ascetischer Verkennung des diesseitigen Lebens behaftet wäre. So heißt es einmal:

„Nicht lieben, sondern leiden
Soll ich das Leben hier.
Wo Andre Rosen brechen
Darf mir die leere Hand
Allein der Dorn zerstechen,
Des Fremdlings Unterpfand."

Es mag seyn, daß bisweilen ein melancholischer Hauch in die Weltverläugnung des Christen hineinfährt, so daß sie sich über das evangelische Maaß hinaussteigert. Nur darf man dann diese Art der Klage nicht für gesetzgebend halten, vielmehr ist sie der Läuterung durch das Freudenfeuer des Evangeliums bedürftig. An solchen lichten Flammen der feiernden Seele fehlt es der Sammlung auch nicht, obschon auch auf der heiteren Seite mehr getroste Hoffnung, als feiernder Heilsgenuß das Wort führt. Möge der ehrwürdige alte Sänger noch viele Osterhymnen singen am Abende seines Lebens. „Auf den Abend wird's helle!"

2. Das epische Gedicht Tobias ist eine dichterische weitere Ausführung der apokryphischen Erzählung gleichen Na-

mens im A. T. — also die weitere Ausbildung einer bereits vorhandenen Dichtung. Vielleicht wäre die originale Dichtung auch fernerhin ausreichend gewesen. Es sind Elemente in derselben, die sich in einem idyllischen Epos unserer Zeit nicht wohl ausnehmen. Der Verf. hat jedoch mit Lust und Liebe die edlen und erbaulichen Grundzüge des Originals betrachtet, und mit frischer Auffassung und vieler Erfindungsgabe weiter ausgebildet. In guten Hexametern fließt die Dichtung dahin. Die Liebe des jungen Tobias, und die Gegenliebe seiner Sara ist mit heiterer Innigkeit, mit freiem Sinne für die Schönheit der bräutlichen Liebe, in romantischer Frische geschildert. Die Vertreibung des Eheteufels Asmodi ist recht humoristisch gehalten, namentlich seine Fesselung in Oberägygten, indem nämlich der Engel Raphael eine Spalte in einen alten Palmbaum macht, und ihn in diese Spalte hineinzwängt. Der Grundton ist sowohl in dieser Nachbildung wie im Original der fromme Sinn des Vertrauens auf Gott in dem Dunkel schwerer Führungen, und die Verherrlichung seines Waltens. Das Werk ist geschmückt mit sieben lithographischen Zeichnungen von Professor Julius Schnorr, welche den Charakter der Scenen sehr rein und sprechend darstellen.

Litterarische Anzeige.

Predigten von Dr. Friedrich Heinrich Ranke, Consistorialrath und Dekan. Erster Theil. Erlangen, Verlag von C. Heyder, 1837. 8. VI und 192 Seiten.

Wenn es in dem Zweck der Ev. K. Z. liegt, diejenigen Erscheinungen auf dem theologischen Gebiete, die irgendwie schädlich auf das christliche Leben im Ganzen und Einzelnen wirken, bald möglichst zur nöthigen Warnung oder wenigstens Vorsicht im Gebrauche zu bezeichnen, so liegt es nicht minder in ihrem Zweck, das Publikum auf diejenigen Schriften, welche sich irgendwie ganz besonders zur Förderung einer Seite des christlichen Lebens eignen, baldmöglichst aufmerksam zu machen. Offenbar fallen Predigtbücher vorzüglich in die Kategorie solcher Erscheinungen, da sie sich ihrem Begriff gemäß unmittelbar die Erbauung zum Zweck setzen. Wenn wir nun auch nicht sagen können, es sey Überfluß an guten Predigten und Predigtbüchern in der Christenheit, so können wir doch eben so wenig sagen, es sey Mangel daran vorhanden. Und eben daher kann es allerdings nicht im Bereich dieses Blattes liegen, jede gute Predigt und jedes gute Predigtbuch, das erscheint, anzuzeigen und zu empfehlen, ohne daß es deshalb der guten Predigtlitteratur eine untergeordnete Stellung anwiese. Aber eben darum grade möchte es wieder als ein besonderer Beruf angesehen werden können, solche Predigtbücher, die sich nicht bloß im Allgemeinen als christlich und gut empfehlen, sondern auch für ein besonderes Bedürfniß, und dessen Befriedigung geeignet sind, vorzugsweise in's Auge zu fassen. Unter diese zählt Ref. unbedenklich das vorliegende Predigtbuch. Wie er dieses meine, das möchte er zur Empfehlung desselben kurz auseinander setzen.

Unbestreitbar haben die gedruckten Predigten ihren wichtigsten Einfluß durch ihren Gebrauch beim häuslichen Familiengottesdienst, welchen zu heben keinem Geistlichen genug am Herzen liegen kann. Aber Jeder, der sich diese Sache angelegen seyn läßt, wird gar bald die Erfahrung machen, daß es grade für diesen eigenthümlichen Zweck äußerst wenig ganz geeignete Predigten gibt. Suchen wir nämlich unter den Schätzen der Alten unserer Kirche (Arndt, Spener, Müller, Scriver ꝛc.), so leiden sie, abgesehen davon, daß sie eine ihrer Zeit und Zeittheologie eigenthümliche Farbe tragen, welche der Privatandacht oft nichts weniger als förderlich ist, an einem gemeinsamen Fehler, der in unserer Zeit — und wir können es nicht streng tadeln — ihren Gebrauch unerträglich und unerquicklich macht: sie sind zu lang, bisweilen dadurch, daß sie sich in fremdliegende Nebenbetrachtungen, und dadurch die sowohl den Vortrag des Predigenden, als den Geist und die Aufmerksamkeit des Hörenden zusammenfassende Einheit verlieren. Man bedenke nur die Zeit des gemeinsamen Hausgottesdienstes, nämlich Mittags, nach Tisch, vor dem Nachmittagsgottesdienst. Daß dieser Tadel nicht allen älteren Predigtbüchern gilt, und daß es hie und da einzelne sehr geeignete gibt, läugnen wir nicht, und wir nennen unter anderen besonders Steinhofer's „Evangelischen Glaubensgrund in der heilsamen Erkenntniß Jesu Christi aus den sonn-, fest- und feiertäglichen Evangelien." — Allein da wo solche ältere Predigtbücher schon seit so langer Zeit im beständigen Gebrauch sind, ist es, um dem gedankenlosen Lesen die Nahrung zu nehmen, wünschenswerth, ein neues zur Hand zu bringen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Orient.) Es ist dem Christen verboten, sich mit dem Herzen zu verstricken in die Händel der Welt, aber es ist ihm geboten, mit wachsamen Geiste zu merken auf die Zeichen der Zeit. Dabei ist er in seinen Erwartungen nicht leerem, menschlichem Wähnen und ungewissem Meinen hingegeben, sondern er hat an dem Worte der Offenbarung einen sicheren, hellen und unverrückten Leitstern für die Wege seiner Hoffnung. Er erkennt das der Welt verdeckte, ihm aber durch den Geist seines Herrn enthüllte Geheimniß, daß das Ziel und innerste Wesen der Weltgeschichte kein anderes sey, als daß sie die werdende Welterlösung ist. Er weiß, daß alle Reiche Gottes sind und Seines Christ. Darum wenn eine Gestalt der Zeit veraltet, wenn der in jedem Keime menschlicher Entwickelung verborgene Wurm hervorbricht, und die inwendig zernagte Frucht in ihrer täuschenden Schöne herabfällt, steht er nicht überrascht und trauernd an dem Grabe vergänglicher Größe, sondern er glaubt und zweifelt nicht, daß der, der von den Todten auferstanden ist, Macht habe, nicht nur das Scheinleben zu tödten, sondern auch den geistigen Todesleib zum wahren Leben zu erwecken. Zu solchen Betrachtungen fordert uns nun auch die jüngste Geschichte des Muhamedanischen Morgenlandes auf. Der alte, riesenmäßige Koloß ist seinem Einsturz nahe, und die Frage des spottenden Zweiflers darf uns nicht irren, der auch in unseren Tagen zum Baumeister des Weltalls spricht: Dieser Tempel ist in vierzig Jahren erbauet und du willst ihn in dreien Tagen wieder aufrichten? Es naht der

Tag des Gerichtes, wo das im Alten Bunde verordnete Gebot der Steinigung an Muhamed, dem Lügenpropheten, dem bedeutendsten Gliede in der alle Jahrhunderte durchziehenden Kette von Vorläufern des Antichrists vollzogen werden soll. Der Orient, die Wiege des Christenthums, ward, als er groß und geil und fett geworden, zur Strafe seines Abfalls in das Schwerdt der Feinde Israels geliefert; aber der Herr will sein Volk durch ausgereckten Arm herausführen und erlösen aus der Knechtschaft Babels und Ägyptens; ja vielmehr über dem Dunkel, das die Völker des Islams selbst bedeckt, soll erscheinen die Herrlichkeit des Herrn und es soll Licht werden auch in den Wohnungen Ägyptens. Daß sich im Orient eine große Catastrophe vorbereitet, das erkennen selbst die, welche die Welt in solchen Dingen für unpartheiische Richter hält, und so wird die Weisheit gerechtfertigt von den Kindern des Irrthums. Die Correspondance d'Orient 1830—1831 par M. Michaud, de l'Académie Francaise, et M. Poujoulat, ist voll von Schilderungen des gegenwärtigen Verfalls aller socialen, politischen und religiösen Institutionen des Morgenlandes. Die zahlreichen, zum Theil von günstigem Erfolge begleiteten Aufstände in den Provinzen, die unglücklich geführten Kriege mit den auswärtigen Mächten, die Abhängigkeit des Sultans von Europäischer Politik, seine Hinneigung zu christlichen Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen, der in das Volksleben eindringende Keim der Gleichgültigkeit gegen die Religionsvorschriften des Propheten, der von oben her geförderte, beginnende Kampf rationalistischer Aufklärung mit der Muhamedanischen Orthodoxie, alles dies sind nicht undeutliche Zeichen eines herannahenden Sturzes der alten Zwingveste Stambuls und ihrer Knechte, wenn sich auch Zeit und Form ihrer Auflösung und Zerstörung nicht berechnen und bestimmen läßt. Wir erinnern hier an einen bekannten Artikel der Allg. Zeitung vom 29. März d. J.: „Mit der Gesundheit des Sohnes des Sultans geht es besser. Er scheint seine Genesung mehr einer Nonne, die ihn zu pflegen übernommen, als der ärztlichen Behandlung zu verdanken zu haben. Eine Bekennerin des Christenthums sorgt und betet also für die Tage des künftigen Beschützers des Muhamedanismus, und wird dafür mit Dank von den Muselmännern überhäuft. Ihre Gebete werden von den Armenisch-Katholischen Priestern unterstützt, und es ist gewiß ein bemerkenswerthes Zeichen der Zeit, daß der Sultan diese Geistlichen veranlaßt, für die Erhaltung seines Sohnes Messen anzuordnen." — Wir geben unseren Lesern zum Belege unserer Behauptung die Übersetzung der höchst interessanten Unterredung Michaud's mit dem Muphti von Mansurah in Ägypten, welche sich im achten Bande des genannten Werkes findet.

In einer unserer Unterredungen mit dem Muphti sagte ich zu ihm, daß mich in Ägypten die Toleranz des Volkes mehr als alles Andere überrascht hätte; ich bat ihn, mir die Ursachen einer so großen Veränderung zu erklären. Hat dies die Aufklärung bewirkt, welche jetzt vielleicht mehr als früher dort verbreitet ist? — Die Unwissenheit gepaart mit sittlicher Entartung hat auch ihre Toleranz. Von Tag zu Tage verliert sich der Islamismus immer mehr; sein eigentliches Leben war der Haß gegen andere Religionen, und, seitdem er Nichts mehr haßt, wird er schwächer und erlischt. — Ich benutzte diese Gelegenheit, um mit dem Muphti über die Moral des Korans zu sprechen, denn zuerst muß man die religiösen Ideen des Orients kennen, um zu wissen, auf welchem Standpunkte die menschliche Gesellschaft dort steht.

Als der Muphti sich gegen mich über den Verfall aller Institutionen beklagte, scheute ich mich nicht, ihm zu sagen, daß dies die Schuld der Muhamedanischen Religion wäre, so wie man sie gebildet hatte. Der Islamismus, in seinem ersten Erscheinen die Religion des Sieges, war ganz dazu geschaffen, die Welt zu unterjochen, aber er hat

die Welt so gelassen, wie er sie gefunden. Er hat das Menschenherz ergriffen, ohne es zu bessern; er hat sich des menschlichen Geistes bemächtigt, ohne ihn zu erweitern; daher die sittliche Entartung, daher die Versinsterung; denn der Mensch wird schlechter, wenn er sich nicht veredelt; er sinkt in die Finsterniß der Barbarei zurück, wenn er nicht dem Lichte entgegen geht. — Der Muphti schien von diesen allgemeinen Betrachtungen überrascht zu seyn, und da ich ihn sehr geneigt fand, mir zuzuhören, so sprach ich mit ihm ohne Rückhalt über die Muhamedanische Religion, und über Alles, was mir in derselben den Fortschritten und der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft entgegen zu seyn schien.

Der Koran enthält ohne Zweifel herrliche Grundsätze, aber zugleich auch die Principien seines Unterganges. Wie tief stehen die Lehren des Koran unter denen des Evangeliums in dem, was das Verhältniß des Menschen zu Gott betrifft. In den Gebeten, welche die Muselmänner an den großen Allah richten, nennen sie ihn zwar einen gnädigen und barmherzigen Gott; aber sie vertrauen ihm nicht ihr Elend, ihre Sorgen an; sie bitten ihn nicht um ihr tägliches Brodt; sie flehen ihn nicht an, sie vor allem Übel zu bewahren; sie sagen nicht zu ihm: Unser Vater, der du bist im Himmel. Man könnte sagen, daß die Muselmänner mit der Gottheit wie mit ihren Sultanen umgehen: sie fürchten sie, aber sie lieben sie nicht. Diese Art, Gott anzuschauen, ist kalt, und scheint der Frömmigkeit ihre rührendste Seite zu rauben. Wenn ich die frommen Muselmänner beten und handeln sehe, so kömmt es mir vor, als hielte ein Jeder von ihnen eine offene Rechnung mit der Gottheit, und zur Vollkommenheit gehörte nichts weiter, als daß man die Zahlen gegen einander abwäge. „Der Mensch hat von Gott empfangen, er ist Gottes Schuldner," das ist im Grunde die ganze Religion eines Jüngers des Propheten. Ein religiöser Verein, der sich auf diesem Standpunkte befindet, ist ohne Leben und steht schon mit einem Fuße im Grabe.

Während ich also sprach, verdüsterte sich das Gesicht des Muphti zu verschiedenen Malen. Endlich unterbrach er mich mit diesen Worten: „Gott hat die Wahrheit gemacht, und der Mensch die Lüge. Der Koran ist ein göttliches Buch; aber Gott hat sich von seinem Werke zurückgezogen, und der Mensch ist geblieben." — Nein, der Mensch ist nicht in dem Koran geblieben, wie Sie sagen, und das ist der eigentliche Vorwurf, den ich diesem Buche mache, daß der Mensch mit dem, was er von Gott an Gefühl und Herzensgüte, an edlen Empfindungen und geselligen Eigenschaften empfangen hat, sich dort nicht hinreichend zeigt. Der Koran sagt nicht zu seinen Jüngern: Liebet den Nächsten wie euch selbst. Für sie ist die Barmherzigkeit ein Gesetz und kein Gebot der Liebe. Ein Muselmann gibt den Armen Almosen, wie er seine Abgaben dem Fürsten zahlt, ohne Mitgefühl für die leidende Menschheit. Der Islamismus hat keine Worte des Trostes für die Unglücklichen; deine Leiden sind unvermeidlich, das ist Alles, was er dem Leidenden zu sagen hat, um ihm Geduld und Ergebung einzuflößen. Alles, was Eure brüderliche Liebe hervorgebracht hat, fügte ich hinzu, ist dürre; all Eure milden Stiftungen sind in Verfall gerathen und werden sich nicht wieder erheben, weil Euer religiöses Gesetz kein lebendiges Mitgefühl hat und den Schmerzensruf des Unglücklichen nicht hört.

Der Muphti wiederholte von Zeit zu Zeit: Gott hat die Wahrheit gemacht, und der Mensch die Lüge. Als ich zu sprechen aufgehört hatte, fragte er mich, ob ich den Koran vollständig gelesen, und ob mich die großen darin enthaltenen Wunder nicht in Erstaunen gesetzt hätten. — Es ist dort zu viel von Schlachten die Rede; es ist, als hörte man das Geräusch der Waffen und den Schall kriegerischer Drommeten. Ich sehe Euern Koran nicht wie ein göttliches Buch an, son-

dern wie einen feierlichen Hymnus, welcher an den Herrn der Heerschaaren gerichtet ist, wie ein herrliches Gedicht, zum Lobe der Söhne Ismaels verfaßt, zu deren Helden Muhamed sich gemacht hat. — Gott allein ist groß, versetzte der Muphti, und überall haben die Menschen seine Werke verkannt und verderbt. Dann, seine Stimme erhebend, beklagte er mit der hinreißendsten Beredsamkeit den Fall und den Untergang alles dessen, was der Islamismus Großes und Herrliches hervorgebracht. Durch die Schuld der Fürsten, welche Gott an die Spitze der Gesellschaft gestellt, hat der Islamismus allein seinen Glanz verloren. Durch alle Reiche, fügte er hinzu, schreitet der Todesengel heutigen Tages; Tod und Untergang folgen überall seinen Schritten. Dieser Orient, nach dem Sie gekommen, und der, wie Sie glauben, noch aufrecht steht, ist dem todten Leichnam Salomo's ähnlich, welcher, nach unseren Legenden, ein ganzes Jahr auf seinem Stabe gestützt stehen blieb. Die Geister, welche ihm unterthan waren, glaubten, er sey noch am Leben und gehorchten ihm; aber ein Wurm durchnagte den Stab, der ihm zur Stütze diente, und so ward es den Geistern kund, daß der mächtige Salomo zu Staube geworden war. So ist auch unser Orient seines Ruhmes beraubt und aus dem Buche des Lebens gestrichen. Wir wissen nur noch nicht, wie dieser ungeheure Leichnam zusammenstürzen wird, und ob der Wurm, der seinen Sturz herbeiführt, von Westen, von Stambul oder von Arabien kommen wird.

Der Muphti hatte einige Mal den Namen Arabien ausgesprochen. — Welche Reform, welche Aufklärung kann von dort her zu Euch gelangen, sagte ich zu ihm. Da fing er an, mir von den Wahabiten zu erzählen. Die Sekte des Reformators Wahab entstand im vorigen Jahrhunderte, und verdankte ihre ersten Fortschritte den Waffen. Die Wahabiten bringen Gott allein ihren Weihrauch und ihre Gebete dar; der Prophet von Mekka ist in ihren Augen nur ein Vermittler zwischen Gott und Menschen. In ihrem Glaubensbekenntnisse sind die strengsten Sätze des Koran stehen geblieben; aber die Pracht der Tempel, kurz Alles, was zum äußeren Kultus gehört, ist ein Götzendienst in ihren Augen. Der Muphti erzählte mir, wie Mehmet Ali die neue Sekte besiegt hat; aber, fügte er hinzu, sie ist lange noch nicht vertilgt. Es fehlt den Nachfolgern Wahab's, um auf der Bühne des Orients wieder zu erscheinen, nur an Gelegenheit, an einem Anführer und an Waffen, und wir haben gehört, daß sie eine Menge von Flinten aus Indien erhalten haben. Andererseits sind alle Stämme der Beduinen bereit, sich zu Gunsten der neuen Religion zu erheben. Das Blut Abdalla's, des letzten Anführers der Wahabiten, schreit laut zu dem Herzen aller Araber des rothen Meeres. Er war tapfer und starb für das Wohl der Seinen. Nachdem seine Armee zerstört war, rieth man ihm zur Flucht; er zog es vor, sein Haupt dem Henker zu übergeben. In einem Religionskriege leben die, welche mit Ehren unterliegen und ein schönes Andenken hinterlassen, noch für ihre Sache fort. Bei der ersten Gelegenheit, wenn ein Bürgerkrieg in Ägypten wüthen wird, erwarte man, die Wahabiten sich wieder erheben zu sehen. Und wer weiß, ob nicht schon ein neuer Arm sich rüstet, um die Völker des Nil dem reformirten Islamismus zu unterwerfen? — Glauben Sie nicht, daß diese Lehre, von der Sie eben sprechen, für die Orientalen zu einfach sey? — Hier zu Lande ist der Sieg eine Religion; Jeder glaubt daran. Übrigens besteht der Koran auch aus einer einfachen Idee, denn Muhamed hat gesagt: Nennet ihnen den Namen Gottes, und bekümmert euch nicht weiter um sie. Da nun Gott zugegeben hat,

daß hier in Ägypten unsere Moscheen geschlossen wurden, oder in Staub zerfielen, so will er gewiß uns dadurch lehren, daß der Himmel mit seinen Gestirnen ein Tempel sey, der seiner Herrlichkeit genügt, und daß seine Größe nicht in Gebäuden von Stein oder Marmor eingeschlossen werden kann. — Aber fürchten Sie nicht, daß die Wahabiten Ägypten den Beduinen Arabiens überliefern könnten, und wäre die Herrschaft dieser barbarischen Völkerschaften nicht ein Unglück für das Ägyptische Volk? — Wir gleichen vielleicht jenen Kranken, versetzte der Muphti, welche die Arzenei nicht heilen gekonnt, und die daher ihre Zuflucht zu den Empirikern nehmen. So ist unsere Lage gestaltet, daß nur eine Plage, eine Geißel die andere verscheuchen kann. Wir sind jenen Unglücklichen ähnlich, welche, in Gefahr von den Wasserfluthen verschlungen zu werden, die Feuersbrunst zur Hülfe rufen.

Sie sprachen von Stambul; erwarten Sie etwas von der Ottomanischen Pforte? — Von den Ottomanen haben wir nur Revolutionen und Bedrängnisse ohne Ende und Hoffnung zu erwarten. Der Sultan, sagt man, möchte uns gern von Mehmet Ali befreien, aber nur, um uns andere Paschas zu schicken, welche noch übler mit uns umgehen würden. Einst wurde ein Schaf dem Rachen des Wolfes entrissen, es war voll Dankes gegen seinen Retter; derselbe war aber ein Fleischer, der das arme Thier nur gerettet hatte, um es zu erwürgen. Wohl könnte die Geschichte dieses Schafes die unsere werden, wenn die Türken jemals zur Befreiung Ägygtens die Hand böten. — Setzen Sie einige Hoffnung auf die Reformen, welche vom Occident kommen? — Wenn Ihre Aufklärung zu uns gelangen sollte, so müßten wir schon erleuchteter seyn, und die Finsterniß, welche Ägypten bedeckt, ist ja so dicht, daß man sie mit Händen greifen könnte. Wenn wir die Aufklärung Europas zur Hülfe riefen, so wären wir jenem Blinden ähnlich, der in einen Sumpf gefallen war, und den Vorübergehenden zurief, ihm eine Fackel zu bringen. — Jetzt verbreitete sich der Muphti ausführlich über die Beschaffenheit des Widerstrebens, welches den Orientalen immer gegen Alles eigen seyn wird, was aus Europa zu ihnen kommen könnte. Dieses Widerstreben wurzelt hauptsächlich in der Verschiedenheit der Sitten und der Charaktere. Bei Euch in Europa spricht man viel; selbst Eure Gesetze macht Ihr nicht ohne vieles Reden; bei uns hingegen besteht die Weisheit im Schweigen. Bei Euch ist das Volk immer im Athem, immer in Bewegung; unser Paradies hingegen ist die Ruhe. In unseren Klimaten fürchtet man mehr die Arbeit, als man die Unabhängigkeit liebt. Die natürliche Trägheit unserer Völkerschaften entsetzt sich vor einer Freiheit, deren Folge eine Menge von Sorgen seyn würde. Der Ruhm, Gesetze mit Mühe und Anstrengung hervorzubringen, hat niemals den Ehrgeiz der Menge in Versuchung gebracht, und so ist unser Orient immer ein Raub derer geworden, die sich die Mühe haben geben wollen, ihn zu regieren. Man beschuldigt die Orientalen, daß sie nicht vorwärts kommen, daß sie immer auf derselben Stelle stehen bleiben. Ihr Europäer hingegen, Ihr bleibet niemals stehen, Ihr jaget immer über das Ziel hinaus, und das ist doch gewiß schlimmer, als wenn man es nie erreichte. Wenn ich dem Gerüchte, welches auch uns zuweilen Kunde davon bringt, trauen soll, so haben Eure neuen Lehren mehr die Gesellschaft umgestürzt, als daß sie sie aufgeklärt hätten, und Eure Civilisation, welche immer in Gährung ist, ist jenen geistigen Getränken ähnlich, die stets das Gefäß zersprengen möchten, welches sie aufgenommen hat.

Hier sind wir mit unserer Unterredung stehen geblieben.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 23. Mai. № 41.

Die katholische Frage.

Als vor einigen Jahren die Symbolik von Dr. Möhler erschien, konnten wir über die Wendung, die durch dieses geharnischte Werk die neuere, so flach als schlecht geführte Polemik beider Confessionen nahm, nur unsere Freude bezeugen. Einerseits bewegte sich jene Polemik dem Zeitcharakter der Theologie und Philosophie gemäß, die vor lauter Untersuchungen über die Erkenntnißprincipien nicht zur Erkenntniß selbst, vor lauter Vorwort nicht zum Worte kommen konnte, fast nur in Präliminarfragen über Vernunft und Offenbarung, Schrift und Tradition, kirchliche Auctorität u. dgl., andererseits erhob sich in Verbindung mit der revolutionären Agitation ein wüstes Lärmgeschrei über Jesuitismus, Papismus, Obscurantismus, Dummmacherei, welches unruhige Köpfe so verhetzte und zugleich in religiöser Hinsicht so verdummte, daß ihrem Vossischen Feldgeschrei „dumm machen lassen wir uns nicht, wir wissen, daß wir's werden sollen," eigentlich nur zu erwidern war: Ihr seyd es schon. Da warf die Möhlersche Symbolik, durch das Getümmel in den Vorhöfen hindurchbrechend, den Streit in's Innerste der Sache, da wo er das Herz und Heil eines jeden Einzelnen berührt, nämlich in die anthropologischen Grundfragen, mit denen auch die erste evangelische Dogmatik (Melanchthon's Loci von 1521) nach dem Brief an die Römer begonnen hatte. Hier, wo Dogmatik und Ethik eins sind, in den Lehren von der Sünde und der Gnade, von der Urgerechtigkeit, Ungerechtigkeit und Rechtfertigung des Menschen, hier in den unmittelbar praktischen Hauptartikeln des Christenthums erneuerte Dr. Möhler die Gegensätze, welche, obwohl die Abendländische Kirche schon früher von ihnen auf's Tiefste bewegt war, doch erst in Folge der Reformation zu einer, und zwar geschiedenen, symbolischen Fixirung kamen. Diese Erneuerung war um so wohlthätiger, je mehr leider vielen Theologen, die sich evangelisch nannten, das Bewußtseyn über jene Gegensätze geschwunden war, so daß wir den Schmerz und die Schande erleben müssen, in unserer eigenen Mitte jene pelagianisirenden Abirrungen, wogegen die Reformation in der Kraft Christi ihren starken Protest erhoben, bis zum extremsten Pelagianismus steigen zu sehen. Darum war es so beschämend als heilsam, daß Protestanten durch einen Katholiken an ihre symbolischen Grundlehren erinnert und von demselben in einer Weise angegriffen wurden, welche ihre selbstgerechten Privatmeinungen, womit sie die alte protestantische Orthodoxie übertreffen und verbessern wollten, entweder als katholische Grundansichten ihnen entgegenstellte, oder als ganz unkirchliche und werthlose Häresien wegwarf. Die Wirkung des Möhlerschen Buches war ein Verstummen der vulgären rationalistischen Klätscherei gegen den Katholicismus, welcher mit einer so bedeutenden Offensive hervortrat. Die Hegelsche Schule trat ihm, außer einer Recension des Herrn Dr. Marheineke in den Berliner Jahrbüchern, in einer Gegenschrift des Herrn Dr. Baur, aber mit willkührlichen Ausdeutungen und Abweichungen vom symbolischen Lehrbegriff entgegen; Herr Dr. Nitzsch folgte mit sehr gediegenen Abhandlungen in den Studien und Kritiken, und die Ev. K. Z. ließ eine Reihe von Gegenaufsätzen erscheinen, welche, ohne dem Gegner die geringste Concession zu machen, die gute Sache unserer Symbole in ihrer ganzen Strenge und Consequenz gegen ihn wahrten. Schade, sehr schade, daß, wie es scheint, durch Erkrankung des nun schon verewigten Dr. Möhler seit seiner Versetzung nach München, die große, wahrhaft theologische Controvers schon wieder erloschen ist; denn nach der Art, womit Möhler die erste Gegenschrift des Herrn Baur erwiderte, läßt sich keineswegs erwarten, daß er auf die zweite nichts mehr zu entgegnen wußte, so daß der Ruhm, den desfalls die Berliner Jahrbücher neuerdings ihrem Mitarbeiter, „dem großen evangelischen Theologen Baur," spenden, zu voreilig und selbstgefällig seyn dürfte. Auch auf die anderen Gegenschriften würden Antworten erfolgt, und so das theologische Interesse durch weitere Verhandlungen immer mehr in jene großen Hauptfragen der Heilslehre wieder hineingezogen worden seyn, was gewiß sehr heilsam sowohl für die Wissenschaft, als für das Leben der Kirche gewesen wäre. Jedoch es fügte sich anders. Das grundantastende Buch von Strauß warf wieder in die ersten Elemente und in die trübste Aufklärungszeit zurück, und als das Geräusch des darüber geführten Streites eben verstummte, da brach der Cöllner Lärm los, welcher, wie es die Tagsgeschichte zeigt, eine eben so leidenschaftliche als theologisch unfruchtbare Polemik hervorgerufen hat.

Wie wenig unmittelbaren Connex mit dem Heil und der Heiligung der Seelen hat doch die kirchlich politische Frage vom Verhältniß der Kirche zum Staate und wie mittelbar nur hängt damit die Frage von den gemischten Ehen zusammen; dennoch sind es diese Außenwerke, worauf das ganze Feuer der Polemik sich gerichtet hat, bei welchem eben darum nur zu Viele, die draußen sind, nämlich allerlei liberale Freibeuter, unkirchliche Aufklärer und fleischliche Agitatoren mitfeuern, und Schwatz-Blätter und Blatt-Schwätzer ein großes Getöse machen, also daß den Leuten bange wird auf Erden, ohne daß sie selbst recht wissen, warum? Das erinnert recht lebhaft an Luther's Klagen über die, welche ihn immer von den Hauptpunkten göttlicher Wahrheit auf die Außenpunkte und Mißbräuche führten, Walch Th. 18. S. 1533.: „Wie lange soll

ich doch Zeit und Mühe verderben über dem Ablaß und Gewalt des Römischen Papstes, Dingen, die gar nicht zum Glauben Gottes und unserer Seligkeit gehören? In einer so unglücklichen Zeit müssen wir leider leben. Es hat Johann Reuchlin durch eben solch Unglück schon viele Jahre verderbet und hingebracht um einer Sache willen, die, so viel ich nur sehe, eben so sehr oder noch läppischer und schlechter ist, also daß mir in meiner Sache ein solch Exempel nothwendig ein groß Schrecken ist, daß aus solcher geringen Sache, dabei es wenig der Kirchen oder dem Heil der Seelen verschlägt, man gewinne oder verliere, solche Seen-gleiche Fluthen der Sünden, so viel Lästerung und böse Nachrede, so viel Eifer und Zank hervorgebrochen, der Kosten, Mühe und Arbeit zu geschweigen." Da wird jetzt als Athanasius ein Prälat ausgerufen, der nicht etwa einen Grundartikel des Glaubens in Beweisung des Geistes und der Kraft offen durchgefochten, nein, der nach zweideutigen Verhandlungen nur hartnäckig darauf bestanden, bei der Aussegnung von Wöchnerinnen gemischter Ehe eine Clausel anzubringen und mit einer milden Regierung um das Rechthaben bischöflicher Rechte lieber eigensinnig stritt, als sanftmüthig sie zum Besten seiner Diöcese gebrauchte. Da wird ein Echauffement von Beredsamkeit unter die Leute gelassen, welches mehr von einem Kunstfeuer der Phantasie, als von der Lebensflamme einer Glaubensbegeisterung durchwärmt ist, weil eben das bestimmte Glaubensobjekt fehlt. Dennoch muß man gestehen, daß die katholische Polemik mehr von einem geistlichen und kirchlichen Interesse belebt wird, als die protestantische, welche bis jetzt ihre Sache nur in sehr äußerlicher Weise geführt hat. Es würde der Schrift eines bekannten jungen Fleischlichen zu viel Ehre geschehen, wenn man sie zur protestantischen Polemik rechnen wollte; vielmehr muß die höhnische Unverschämtheit gerügt werden, womit dem Verfasser des Athanasius die rothe Mütze vorgerückt wird von einem Roué, der noch vor Kurzem mit seinen Genossen zum Abscheu von Deutschland die bürgerliche Gesellschaft in den heiligen Grundfesten der Ehe und Familie umwälzen wollte, aber dabei selbst nur in Schmutz sich wälzte, von einem jungen Undeutschen (schon sein Name ist undeutsch), der wegen irreligiöser Schriften verhaftet werden mußte, von einem Erzjakobiner, der in seiner Schrift, gleich als wäre sie im Jahr I. der Republik erschienen, deklarirt: „Das höchste Gesetz unserer Zeit, das Alles umfaßt, ist die Freiheit (Willkühr) der Selbstbestimmung; wir haben nichts überliefert bekommen; wir sind frei; wir wollen, wir dürfen gegen die Tradition keine Verpflichtung haben." Sehen wir ab von diesem Rennomisten und wenden unseren Blick auf Herrn Dr. Marheineke, der ohne vergiftete Waffen, ruhig und gemessen in den Berliner Jahrbüchern dem Münchner Widersacher entgegentritt, so müssen wir der leidenschaftslosen Haltung, so wie dem patriotischen Sinne der Recension unsere Anerkennung zollen. Wenn mit Recht darin der mehr auf's Herrschen als Dienen gerichteten, weltlich theokratischen Tendenz der katholischen Hierarchie entgegengetreten wird, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß der Recensent gegen die

Römisch-Katholische Kirche nur den Staat, nicht aber, was vor Allem Noth gewesen wäre, die Evangelische Kirche vertritt. Die Recension als Schrift eines Theologen trägt daher in ihrer Art denselben Mangel an sich, den sie am Romanismus rügt, daß sie nämlich die Frage vorwiegend von ihrer weltlichen, staatsbischöflichen Seite nimmt. Und dies ist eben auch ihre Schwäche; denn so wie sie die Römische Kirche selbst als Staat erfaßt, so stellt sie auch diesem alten weltlichen Staat den neuen weltlichen Staat, den Kardinälen die Minister und Staatsräthe, den Erzbischöfen die Oberpräsidenten, den Prälaten die Präfekte (S. 593.) entgegen, und so läuft denn die Sache auf einen nicht sowohl theologischen als vielmehr juristischen, kirchenrechtlichen Streit über das Kirchenregiment hinaus. Da kann denn vom historisch-juristischen Standpunkte wohl gesagt werden, daß jener alte Staat starke, ja stärkere historische Gründe sowohl des Anspruchs als der Anerkennung für sich hat, als irgend ein neuerer; jedenfalls ist zur Entkräftung derselben ein langer historischer Gegenbeweis nothwendig, mit dem Herr Dr. Marheineke im ersten Abschnitt seiner Recension offenbar zu leicht fertig ist. Es ist unverkennbar auch mehr eine diplomatische als theologische Sprache, wenn er, gleich als handle es sich hier um moderne Anstandsmaximen, S. 582. bemerkt, „daß es der Römischen Kirche zu ihrer eigenen Ehre wohl anstehen würde, von dem längst veralteten und ganz unanständigen Anspruch zurückzukommen, daß außer ihr keine Seligkeit sey," was in München und Rom eben so wenig Eindruck machen wird, als das S. 587. vorgehaltene liberale Muster: „wir glauben, daß man in jeder Kirche selig werden kann, weil dies von eines Jeden persönlicher (die kirchliche Gemeinschaft ist also gleichgültig) Frömmigkeit und Rechtschaffenheit abhängt," ein Passus, der ohne Zweifel in der Allg. Kirchenzeitung viel Beifall finden wird. In der That, obwohl Herr Dr. Marheineke viel vom Denken redet, welches nach der selbstgefälligen Meinung der Hegelschen Schule dieser allein eigen ist, so ist es doch gewiß, daß solches aufklärerische Denken, wie es sich in der Recension zu Tage legt, „das Papstthum wohl aushalten kann," wie es denn überhaupt gerathener seyn möchte, den Gegner weniger geringschätzig zu behandeln.

Es gibt ein schärferes und mächtigeres Denken, welches aus den ernsten Tiefen des geoffenbarten Wortes gezogen, das rechte Schwerdt des Geistes wider das Papstthum ist, und das nicht sowohl der Staat, dem wir ehrerbietig das weltliche Schwerdt befohlen seyn lassen, als vielmehr die Evangelische Kirche wider dasselbe führt. Hienach kommt es nicht zunächst darauf an, ob die Römisch-Katholische Hierarchie und ihre Prätentionen rechtmäßig oder unrechtmäßig begründet seyen, ob Petrus in Rom gewesen sey oder nicht, ob der Papst sein Nachfolger sey oder nicht, sondern das ist hier die Frage, um die es sich handelt, ob der Papst denket, was göttlich, oder was menschlich ist, Matth. 16, 23., ob er das Evangelium lehret oder auch nur zuläßt, welches St. Paulus gepredigt, Gal. 1, 8., oder nicht? Und wenn er es nicht thut, wenn er ungöttlich, unchristlich denkt, indem er dem Leiden des Herrn, als der

alleinigen Quelle unseres Heils widerspricht, und den Weg der Selbstverläugnung um Christi willen verschmäht, Math. 16, 22. 24., dann mag er Petri Nachfolger seyn und die ganze Welt gewonnen haben, ebendas. V. 26., ja er mag ein Engel oder Petrus selbst seyn, und muß dennoch aus dem Munde des Herrn das Wort hören, welches derselbe eben so wie die vorigen Worte, Matth. 16, 17 ff., zu Petro spricht: Hebe dich, Satan, von mir; du bist mir ärgerlich; denn du denkst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist, Matth. 16, 23. Wahrlich ist jenes, so ist auch dieses ein prophetisches Wort für die Nachfolger Petri, und darum sagt Melanchthon mit Recht, Schmalkald. Artikel S. 351.: Etiamsi Romanus Episcopus jure divino haberet primatum, tamen posteaquam defendit impios cultus (Kelchraub u. a.) et doctrinam pugnantem cum Evangelio, non debetur ei obedientia. Er beklagt das Schisma S. 349. und die Zerrüttung der kirchlichen Verfassung (Apolog. S. 204.), aber er fügt hinzu: Satis excusatae sunt conscientiae nostrae, sunt enim manifesti errores regni Papae. Doctrina de poenitentia depravata est a Papa et suis membris; docent enim, remitti peccata propter dignitatem nostrorum operum; deinde jubent dubitare, an contingat remissio; nusquam docent, quod gratis propter Christum remittantur peccata et quod hac fide consequamur remissionem peccatorum. Ita gloriam Christi obscurant, et conscientiis firmam consolationem eripiunt et abolent veros cultus, videlicet exercitia fidei luctantis cum desperatione. Obscuraverunt doctrinam de peccato etc. Der katholische Lehrbegriff gründet die Zuversicht des Heils, welche selbst schon das Heil ist, nicht sowohl auf den objektiven Grund der Gnade Gottes in Christo, als vielmehr auf den subjektiven Zustand des Menschen und dessen Würdigkeit und führet nach dieser gesetzlichen Richtung den Menschen entweder zu einer eingebildeten Sicherheit, zu einem Selbstvertrauen, welches Christum verläugnet, oder zu einer verzagten, selbstquälerischen Unsicherheit, die den Heiland nicht minder verkennet, und in eigenen Genugthuungen, Ablaß und Heiligendienst Palliative sucht, die noch weiter von ihm entfernen.

(Schluß folgt.)

Litterarische Anzeige.

Predigten von Dr. Friedrich Heinrich Ranke, Consistorialrath. und Dekan. Erster Theil. Erlangen, Verlag von C. Heyder, 1837. 8. VI und 192 Seiten.

(Schluß.)

Was aber die neueren Predigtbücher und Prediger betrifft, so treffen gar mancherlei Umstände zusammen, die ihnen die Geeignetheit für den häuslichen Gottesdienst benehmen. Aus den unmittelbar vergangenen Jahrzehnden möchte schon darum schwer etwas Passendes und das wahre Christenthum wirklich Förderndes zu finden seyn, weil zu jener Zeit nicht nur der Glaube überhaupt, sondern insbesondere die Gemeinschaft des Glaubens, und das Bewußtseyn desselben — ein bei den Privatandachtsbüchern unerläßliches Erforderniß — untergegangen war; auch die Prediger, bezeichnend genug, sich bloße Kanzelredner nannten. Aus der neuesten Zeit, wo Glaube und Glaubensgemeinschaft wieder kräftiger erwacht und in's Bewußtseyn getreten ist, haben wir zwar, Gott sey Dank, der guten, wahrhaft christlichen Predigten viel und mancherlei; aber eben mit diesem Mancherlei wollen wir etwas bezeichnen, was bei vielen für einen allgemeinen Hausgebrauch Bedenken erregen dürfte. Die Glaubensgemeinschaft tritt nämlich bei diesem Zwecke als eine kirchliche hervor; und da bemerken wir denn, daß, so wie überhaupt die Gemeinschaft des reinen kirchlichen Glaubens keineswegs unter den Theologen herrschend ist, sondern noch gar viel theologische Schulen, d. i. mehr oder weniger vom Kirchenglauben abweichende subjektive Richtungen sich zeigen, so auch in den Predigten und Predigtweisen diese Splitterung mehr oder weniger sich abspiegelt, oder der Einfluß der Schule sich bemerken läßt. Ist dieses nicht der Fall, so tritt nicht selten ein anderer Umstand nicht weniger hindernd ein. Ausgezeichnete Prediger sind meist an Stellen und Gemeinden, bei denen ein besonderer Grad der Bildung vorherrscht, unter welchen sich der Prediger, da er für ihn zu predigen den Beruf hat, nicht stellen darf. Wenn nun diese Prediger am ersten sich aufgefordert fühlen, ihre Predigten drucken zu lassen, besonders zu einer Zeit, wo es gilt, die Wahrheit Gottes dem in der weltlichen Bildung verborgenen Feind des Unglaubens und Aberwitzes gegenüber darzulegen und tiefer zu begründen — so liegt eben darin der Grund, warum sie sich weniger zum gewöhnlichen und allgemeineren Gebrauch, zum häuslichen Gottesdienst, bei welchem die Familien des Mittelstandes vorherrschend sind, eignen.

Außerdem haben der öffentliche und der Hausgottesdienst etwas Gemeinsames, aber auch etwas bestimmt Unterscheidendes. Daraus erwächst schon a priori den Predigten in der Kirche ein zunächst nur dem öffentlichen Gottesdienst entsprechender Charakter. Die in der Kirche versammelte Gemeinde ist aus den verschiedensten Gliedern zusammengesetzt, die alle in ihren verschiedenen Bedürfnissen Rücksicht erheischen, und jedem Prediger wird schon bei Ausarbeitung seiner Predigt die Mischung seiner Zuhörer vorschweben, und je nach genauerer Kenntniß derselben die Farben seiner Rede, Licht und Schatten, bestimmen; und die stärkere Tinktur seiner Redesätze findet darin ihre Rechtfertigung. Der Prediger auf der Kanzel darf sich immer (wenigstens für einen großen Theil seiner Gemeinde) als Stimme in der Wüste ansehen. Aber je weckender und lauter sie ist an diesem Orte, desto weniger passend für den Haustempel. In dieser Beziehung finden wir namentlich die stark verbreiteten und in so vieler Beziehung ausgezeichneten Predigten von L. Hofacker für den Hausgottesdienst unpassend und zweckwidrig.

Beachten wir nämlich das Eigenthümliche des Hausgottesdienstes, so sind hier mehr wörtlich zwei oder drei im Namen Jesu versammelt, ein stiller, concentrirter Kreis etlicher Familienglieder. Er schließt sich an den besuchten öffentlichen Gottes-

dienst als dessen stillbetrachtende Fortsetzung an. Darin ist der Charakter der ruhigen Betrachtung, mehr anbetend als weckend, von selbst gegeben. In der Kirche redet der Geistliche selbst mit und zu seinen Zuhörern; hier tritt er mehr zurück, und das Wort wird vernommen; dort mehr Aktivität, hier mehr Passivität. Die ruhigere Haltung darf jedoch nicht in Eintönigkeit, die Einfachheit nicht in Schmuck- und Farblosigkeit übergehen. Die Rede gleiche einem ruhigen Fluß mit hellen Wellen, von gehöriger Tiefe, und eingefaßt von blühenden Auen. Das Ganze sey kurz, aber gedankenreich, oft mehr dem Nachdenken überlassend, als ausmalend ꝛc.

Aus dem Allen möchte allerdings hervorgehen, daß eine Hauspostille nicht für die Kirche dürfe ausgearbeitet seyn, und daß derjenige Prediger, dessen Predigten mehr für das Haus sich eignen, weniger in der Kirche wirken werde; indeß sind der Gaben mancherlei; und wenn diese Vermuthung auch auf den Verfasser der vorliegenden Predigten Anwendung finden sollte, so sind wir ihm desto mehr Dank schuldig, daß er sie dem Druck übergeben und zum häuslichen Gebrauche dargereicht hat.

Da wir hier keine Recension beabsichtigen, so genüge eine kurze charakterisirende Übersicht.

Die Predigten sind über freie Texte gehalten, schließen sich aber ihrer äußeren und inneren Anordnung nach an's Kirchenjahr an. Für die vier Adventsonntage ist die Geschichte des menschlichen Falles nach der Erzählung Mosis gewählt, um in den Herzen durch das Bewußtseyn von Sünde und Schuld die Sehnsucht nach Erlösung zu wecken; worauf mit dem ersten Weihnachtstage das Zeugniß der allerhöchsten Liebe Gottes in seinem Sohn und dessen Sendung zum Erlöser mit dem Spruche: Also hat Gott die Welt geliebt ꝛc., beginnt, und in den nachfolgenden Predigten, mit vorwaltend christologischer Tendenz, fortgeführt wird. Von Pfingsten an sollen die Predigten mehr das Walten des heiligen Geistes in der Kirche nach der Apostelgeschichte enthalten.

Der vorliegende Band enthält die Sonntage vom ersten Advent bis Invocavit mit folgenden Texten: I. Adv. über 1 Mos. 1, 27.: Die Herrlichkeit des Menschen. II. Adv. 1 Mos. 3, 1—6.: Die Versuchung im Paradiese. Nachdem der Verf. hier im ersten Theile den eigentlichen Versucher in der Schlange aus anderweitigen Aussprüchen der Schrift enthüllt, fährt er in überraschender, sehr praktischer Wendung fort: „Wunderbar! Vom Fall der Menschen wollten wir hören; da eröffnet uns das Wort des Herrn eine verborgene, höhere Schöpfung, und redet vom Abfall heiliger Engel! Auch dort schon Sünde? fragen wir, und ein Schauder ergreift uns. Aber, welch ein gnädiger Gott! Glänzt uns nicht eben hier ein Strahl der Hoffnung entgegen? Anerschaffen ist uns die Sünde nicht; sie gehört nicht zu unserer Natur. Auch hat sie sich nicht im Menschenherzen erzeugt; sie ist eines ganz anderen

Ursprungs; als etwas Fremdes ist sie uns aufgedrungen (?) worden; ihr Daseyn in dem Menschenherzen ist das Werk einer außermenschlichen Bosheit und List. — Gibt das nicht Hoffnung, meine Lieben? Nun athmen wir freier; nun können wir es anhören, wie die Finsterniß hereindrang." III. Adv. 1 Mos. 3, 7—13.: Der Zustand der Gefallenen. IV. Adv. 1 Mos. 3, 14—19.: Der Richterspruch des Herrn. Weihnachten I. Joh. 3, 16.: Die allerhöchste Liebe. 1. Die Geliebten; 2. der Liebende; 3. die That der Liebe. Weihnachten II. Joh. 3, 16.: Was bringt der Sohn Gottes vom Himmel herab? (Das Thema ist nicht ganz richtig gestellt.) Weihnachten III. Luc. 2, 1—14.: Himmlisches Zeugniß. Dom. nach Weihnachten Joh. 1, 1—16.: Irdisches Zeugniß. Am Jahresschluß Jerem. 3, 22. 23.: Klage und Antwort. Nachdem hier im ersten Theil die einzelnen Klagen angeführt sind, heißt es im zweiten Theil nach kurzer Einleitung: „Ich bitte euch, gehet nicht mit Klagen aus dem Jahre hinaus, gehet mit Gottes Lobe, gehet mit diesem Lobe Gottes in das neue Jahr hinüber. Wer klagt über den erblichenen Glanz der Kirche Christi?" ꝛc. Neujahr Joh. 1, 11. 12.: Er kam in sein Eigenthum. 1. Gnade und Widerstand; 2. Gnade und Gehorsam. Dom. nach Neujahr Josua 24, 15.: Ich und mein Haus. I. Epiph. dasselbe. II. Epiph. Hebr. 10, 25.: Nicht verlassen unsere Versammlung! III. Epiph. Apostelgesch. 17, 11.: Die Predigt. Dom. Septuag. Ps. 1.: Wohl dem Gerechten! Dom. Sexag. und Dom. Estomihi Jes. 8, 20—22.: Das Schicksal der Gottlosen I. 1. Keine Morgenröthe; 2. hart geschlagen und hungrig; II. 3. zürnen und fluchen; 4. überall Trübsal und Finsterniß. Dom. Invoc. Eph. 5, 14.: Wache auf, der du schläfest. —

Wir haben nur Weniges mitgetheilt. Aber so viel ist auch an dem Wenigen ersichtlich, daß die Themata mit ihren Theilen nicht fern hergesucht und gekünstelt, sondern dem Text mit praktischem Blick auf das Bedürfniß des menschlichen Herzens gewählt, entnommen sind. „Man wird es diesen Predigten wohl bald anmerken, daß sie ein Theil meines Lebens sind," sagt der Verf. im Vorwort. Das verräth sich auch in jeder Zeile. Alles gedacht, erlebt, empfunden. Daher kein Wortschwall, keine Rhetorismen. Oft legt man die Predigt aus der Hand mit dem Wunsch, noch mehr zu hören, nicht etwa weil man nicht viel gehört, sondern weil man selbst mit dem Gehörten noch nicht fertig ist. — Die Kürze der Predigten ergibt sich schon aus der Bogenzahl: achtzehn Predigten auf zwölf Bogen! Obgleich an sich kein Vorzug, für den Zweck, den wir im Auge haben, aber unbestreitbar! — So seyen denn diese Predigten christlichen Hausvätern, die eine stille, schlichte Hauserbauung wünschen, nochmals empfohlen, und mit herzlichem Segenswunsch für ihren Gebrauch begleitet! —

L. K.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 26. Mai. № 42.

Der Erzbischof von Cölln.

Der kurze Artikel in der Ev. K. Z., „der Erzbischof von Cölln," hat Mißverständnisse so mannichfaltiger Art hervorgerufen, daß wir uns genöthigt sehen, nochmals darauf zurückzukommen, um wenigstens, so viel an uns ist, eine Verständigung möglich zu machen.

1. Wird in diesem Artikel die Meinung ausgesprochen, daß es uns für die protestantischen Landesherren zweckmäßiger geschienen hätte, sich zu ihren Römisch-Katholischen Unterthanen in ein Verhältniß zu setzen, wie es in England besteht, wo man die Katholische Kirche nur als eine tolerirte betrachtet, ihr aber in ihren kirchlichen Angelegenheiten, bei der Wahl ihrer Bischöfe, bei ihrem Unterrichtswesen, bei ihrem Verkehr mit Rom u. s. w. die vollständigste Freiheit einräumt, dafür aber diejenigen ihrer Mitglieder, welche in das Parlament oder in den Königl. Dienst treten, nöthigt, einen eidlichen Revers auszustellen, nach dem sie sich verpflichten, einmal die Einmischung des Papstes, da wo sie sich zum Nachtheil der souveränen Gewalt des Königs von England geltend machen könnte, abzuweisen, und sodann nichts zum Nachtheil der herrschenden Evangelischen Kirche zu unternehmen. Es ist dabei keineswegs unsere Meinung, daß sich die evangelischen Landesherren lieblos ihren Römischen Unterthanen entgegenstellen sollen, vielmehr bleibt ihnen die Liebespflicht, nicht nur im Allgemeinen für sie zu sorgen, sondern dies ganz besonders für ihre kirchlichen Bedürfnisse zu thun, wie dies auch einigermaßen selbst in Großbritannien geschieht, wo z. B. König und Parlament jährlich eine bedeutende Summe zur Unterhaltung des Römisch-Katholischen Collegiums in Maynooth, in dem fast die ganze Irische Geistlichkeit erzogen wird, bewilligen. Nur scheint es uns besser, wenn dieses Verhältniß ein freies bleibt, und jedenfalls einfacher und zweckmäßiger, wenn der evangelische Landesherr über die Bürgschaften, welche er, seinen Römisch-Katholischen Unterthanen gegenüber, glaubt verlangen zu müssen, mit diesen unmittelbar verhandelt, als daß er von dem Papste, mit dem schon für ihn eine schickliche Form der Verhandlung, wie das die neuesten publicirten Aktenstücke beweisen, schwer aufzufinden ist, sich diese Bürgschaften bewilligen läßt. Dieses Verfahren würde aber keineswegs ausschließen, daß der evangelische Landesherr seinen Römischen Unterthanen gestattet, sich Gewissens halber mit Rom über das, was sie einzuräumen oder zu versprechen aufgefordert werden, zu berathen, und kann dies um so eher gestattet werden, weil alsdann bei den Unterhandlungen eine Gegenseitigkeit statt findet, indem das Versprechen zur Bedingung der Bewilligung gemacht, das Gewissen also unter allen Umständen geschont wird.

Wir glauben hiemit nicht der Beeinträchtigung der Kirchenfreiheit, wie man uns katholischer Seits beschuldigt hat, das Wort zu reden, vielmehr würde eine solche Behandlung der abweichenden Kirchen auch die stets von uns vertheidigte Freiheit der Landeskirche bedingen.

2. Hat der Artikel gesagt, daß die Römischen Katholiken so wenig einen von weltlicher Macht und Ansehn gesonderten Zustand begreifen können, daß selbst der jetzige Erzbischof von Cölln in seiner Schrift „über die Religionsfreiheit der Katholiken" neben der völligen Freiheit der Römischen Kirche für ihre inneren Verhältnisse auch eine Dotation derselben in liegenden Gründen verlangt. Den Tadel dieser Forderung hat man so ausgelegt, als wenn man jeden Besitz der Römischen Kirche hätte für ungerecht erklären wollen. Dies ist aber keineswegs die Meinung. Unserer Überzeugung nach besitzt die Römische Kirche mit demselben Rechte, wie jeder Privatmann, und wir können es daher auch nicht billigen, wenn dieser ihr Besitz angetastet wird. Aber von einem evangelischen Fürsten eine Dotation in liegenden Gründen für die Römische Kirche neu zu verlangen, und daneben völlige Unabhängigkeit und Freiheit, erscheint uns als ungeziemend, um so mehr, da wir uns nicht überzeugen können, daß die weltlichen Landesherren verpflichtet sind, kirchliches Eigenthum, was nicht sie, sondern ihre Gegner eingezogen, und worüber mit Kaiser und Reich auf der einen und mit dem Römischen Papst auf der anderen Seite verhandelt worden ist, zu restituiren.

3. Daß die Römischen Katholiken in der Beförderung des Freiherrn v. Droste zum Erzbischof von Cölln nicht den ausgezeichnet guten Willen der Preußischen Regierung haben anerkennen wollen, sondern es vorziehen, wie es einige ihrer Vertheidiger ausgesprochen, sie durch ein Wunder zu erklären, beweist nur ihre blinde Undankbarkeit. Diese Thatsache aber widerlegt besser als hundert hämische Zeitungsartikel die Beschuldigungen von heimlichen Absichten, die Römische Kirche zu untergraben u. s. w. Jeder Preußische Katholik, der Gelegenheit gehabt hat, sich um das Verfahren bei dieser Veranlassung zu bekümmern, weiß, daß wenigstens alle Protestanten, die dabei betheiligt waren, nach den reinsten Absichten verfahren sind.

4. Am heftigsten aber ist die Stelle des Artikels, worin die Wegführung des Erzbischofs vertheidigt wird, angegriffen worden, und noch zuletzt in dem ersten Heft der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland von Phillips und Görres S. 38 ff. Es wird in dieser Zeitschrift behauptet, die Ev. K. Z. habe für die Katholische Kirche ein anderes Maaß und Gewicht als für die anderen Religionspartheien, sie, welche sich im Sommer 1837 scharf gegen die Hermesianer ausge-

sprochen, welche die Holländischen Separatisten gegen die Staatsbehörden vertheidigt habe, trete mit ihren Feinden in ein Bündniß, weil die Gelegenheit gekommen sey, gegen die „eine wahre Kirche die tiefe unversöhnliche Bitterkeit des verjährten Hasses auszulassen."

Wir wollen, so hart diese Beschuldigungen auch sind, doch das Mögliche versuchen, um zu einer Verständigung zu gelangen.

a) Was zunächst die Hermesianischen Professoren betrifft, so haben wir über den Hermesianismus noch dasselbe Urtheil wie im Sommer 1837. Daraus folgt aber nicht, daß wir das Benehmen des Erzbischofs gegen die dieser Schule angehörigen Lehrer billigen. Diese Männer waren durch seinen Vorgänger in das Amt gekommen, und dessenungeachtet zeigte sich das Preußische Ministerium bereit, dem Erzbischofe beizustehen, um der päpstlichen Entscheidung über die Hermesianischen Lehren Folge zu geben. Ja man verbot sogar den Professoren der Theologie durch den Universitäts-Bevollmächtigten, des Hermes und seiner Schriften zu erwähnen, was unserer Meinung nach in der Nachgiebigkeit schon zu weit gegangen war. Daß das Königl. Ministerium sich aber in einer sehr schwierigen Lage befand, indem es genöthigt war, sich nach einander den Ansichten eines Hermesianischen und antihermesianischen Erzbischofs zu conformiren, hätte Herr v. Droste eben im Interesse seiner Kirche anerkennen und es ihm auch nicht anrechnen sollen, wenn von untergebenen Beamten im Bunde mit den vom Zeitgeiste begünstigten Professoren Gegenwirkungen mancherlei Art eintraten. Wir entnehmen aus dieser schwierigen Lage einen neuen Beweis für das Unhaltbare des Verhältnisses, in welchem die evangelischen Landesherren sich gegenwärtig in Deutschland zu ihren katholischen Unterthanen befinden, wenn sie ihre kirchlichen Angelegenheiten in Übereinstimmung mit ihrem Papste und ihren Bischöfen regieren wollen, glauben aber dennoch, daß auch der Erzbischof seinerseits nicht recht gethan hat, durch Thesen, gegen die selbst katholischer Seits große Bedenken aufgestellt wurden, die Gewissen binden zu wollen, und selbst, wie es geschehen, die zu verfolgen, welche ihre Gewissensbedenken darüber ihm entgegensetzten.

b) Die gemischten Ehen halten wir eben so wie die Römischen Katholiken für höchst bedenklicher Art, und können es daher weder dem Papste noch dem Erzbischofe verargen, wenn er davor warnt und die ihm zu Gebote stehenden rechtmäßigen Mittel anwendet, sie zu verhindern. Ob der frühere Erzbischof von Cölln die viel besprochene Berliner Convention hätte abschließen sollen oder nicht, mag hier ununtersucht bleiben. Wir machen nur darauf aufmerksam, daß in der Heftigkeit des Streits ganz vergessen worden ist, welche wichtige Concessionen der Graf Spiegel bei dieser Veranlassung für seine Kirche erlangt hatte, Aufhebung der Civilehe und Wiederherstellung der geistlichen Jurisdiktion. Sein Verfahren ist demnach so unerklärlich nicht, um ihm, wie man es gethan, schlechte Motive unterschieben zu müssen, ja in vielen katholischen Ländern sehnen sich die Bischöfe vergeblich nach diesen Concessionen, die den Preußischen durch die Convention eingeräumt werden sollten. Keinenfalls aber können wir es billigen, daß der Herr v. Droste sich vor seiner Ernennung zum Erzbischofe bereit erklärte, diese Convention zu erfüllen und nachher nicht Wort hielt, sondern einseitig dagegen handelte. Wir bekennen, daß uns das Verfahren eines anderen Römisch-Katholischen Erzbischofs viel achtungswerther erscheint, welcher in ähnlichen Gewissensbedenken sich darüber in eine Verhandlung mit dem Landesherrn eingelassen hat. Wir glauben daher, daß der Conflikt der Obrigkeit mit dem Erzbischofe von Cölln nothwendig und keineswegs von der ersteren verschuldet war, um so mehr, da aus den in der Preußischen Staatsschrift bekannt gemachten Aktenstücken hervorgeht, was späterhin durch die Königl. Kabinetsordre vom Januar d. J. fast wörtlich wiederholt worden ist, daß man Seitens des Gouvernements bereit war, der Römisch-Katholischen Geistlichkeit bei der Einsegnung der gemischten Ehen die Entscheidung über ihre Zulässigkeit zu gewähren. Auch dieser wichtige, unserer Meinung nach entscheidende Umstand ist von unseren Römischen Gegnern völlig unbeachtet und unanerkannt geblieben. Wir glauben aber noch, daß ein Landesherr sich nicht kann gefallen lassen, daß ein ihm gegebenes Versprechen so einseitig aufgehoben wird, selbst wenn der, welcher es bricht, und der die Vortheile von der Ableistung desselben genossen hat, behauptet, die Verhältnisse nicht gekannt zu haben, von denen Kenntniß zu nehmen, ihn doch Niemand hätte abhalten können. Wir läugnen, daß dem Erzbischof eine andere Gewalt als eine solche die nöthig war, um ihn von seinen Amts-Funktionen zu entfernen, zugefügt worden ist. Ihm steht es heute noch frei, nach Rom oder wo anders hin zu gehen, und wenn man seinen Aufenthalt in Minden ein Märtyrerthum nennt, so hat dies Märtyrerthum wenigstens mit dem der alten Märtyrer auf dem Scheiterhaufen, auf der Folter, im Kerker u. s. w. keine Ähnlichkeit. Auch den Stand der Verfolgung, von dem man in der Römischen Kirche fabelt, können wir noch nicht erkennen. So eben wird hier in der Hauptstadt die Katholische Kirche neu und verschönert wieder hergestellt und bald der Grund zu einer neuen gelegt werden, und was das Auffallendste ist, während man von den Verfolgungen evangelischer Fürsten schreibt, wird in dem von jeglicher „Ketzerei" frei gehaltenen Spanien die prächtige Kathedrale in Sevilla geschlossen, weil man sie so beraubt hat, daß kein Geld mehr vorhanden ist, die Kosten des Gottesdienstes zu bestreiten, und während der Römische Hof von dem Könige von Preußen fordert, den Erzbischof von Cölln wieder in sein Amt einzusetzen, der darum davon entfernt worden ist, weil er ein von ihm gegebenes Versprechen über die Art der Führung desselben nicht gehalten hat, muß er es schon seit acht Jahren leiden, daß der mit ihm befreundete König der Franzosen dem Erzbischof von Rheims und dem Bischof von Nancy die Rückkehr in ihre Diöcesen versagt, weil sie treue Anhänger des rechtmäßigen Königs, des „ältesten Sohnes der Kirche" gewesen sind.

Möchten unsere Römischen Mitchristen einsehen, daß auf diesem Wege kein Heil zu erlangen ist, daß sie mit den gläubigen Protestanten einen gemeinschaftlichen und gefährlichen Feind

zu bekämpfen haben, und daß dieser es ist, der allein, wie sich das in Spanien, Portugall und Frankreich auch für ihre Interessen handgreiflich zeigt, Vortheil aus diesen Kämpfen zu ziehen versteht. Glauben denn die Römischen Katholiken, daß es an der Zeit ist, in ihrer Kirche den Krieg der Ungläubigen gegen die Gläubigen zu entzünden, wie das in allen den Ländern geschehen ist, wo der Liberalismus sein Haupt erhoben hat, und wie das auch in Belgien, ungeachtet des früheren gemeinschaftlichen Kampfes gegen den protestantischen König, nicht ausbleiben wird. Glauben sie in Wahrheit, daß diese ungläubigen Namen-Katholiken ihnen näher stehen als die gläubigen Protestanten, und daß, wenn der Kampf einmal wieder allgemein wird, Se. Katholische Majestät und der Papst in Rom, jetzt, was vor fünf und zwanzig Jahren augenscheinlich nicht der Fall war, die treuen „ketzerischen" und „schismatischen" Verbündeten wird missen können? Möchten unsere Römischen Mitchristen es begreifen lernen, daß man in ächt katholischem Geiste die großen Wahrheiten des Christenthums, welche die Römische Kirche vorzugsweise festgehalten hat, selbst mit Dankbarkeit anerkennen kann, ohne ihre starre Objektivität und ohne ihre laxe Rechtfertigungslehre zu billigen, welche zunächst die Mißbräuche und dann die Trennung hervorgerufen haben, die jeder evangelische Christ aufrichtig mit seinen Römischen Mitchristen beklagen kann, obschon er erkennt, daß nur durch die Reformation die Grundlehren des Evangeliums erhalten worden sind. Mögen aber auch einige der Römischen Katholiken unser Bündniß gegen den gemeinschaftlichen Feind, wie es die angeführten historisch politischen Blätter thun, abweisen, so werden sich dennoch die, welche ihre Kleider gewaschen haben im Blute des Lammes, unter einem Hirten und zu einer Heerde vereinigen, wenn die letzten Zeiten kommen werden, deren Vorboten schon jetzt deutlich genug zu erkennen sind, wo der Gräuel der Verwüstung versuchen wird, sich zu setzen an die heilige Stätte.

Die katholische Frage.

(Schluß.)

Diese Doktrin ist daher dem Heil der Seelen gefährlich und schädlich, und ein rechtgläubiger Protestant, der im rechtfertigenden Glauben an Christum den heiligen Frieden mit Gott gefunden, wird daher den Satz, daß außer der Römischen Kirche kein Heil sey, dahin umkehren, daß in der Römischen Kirche das Heil nicht sey, d. h. in so weit nicht sey, als sie eben mehr denkend, was menschlich, als was göttlich ist, von Christo abweicht, wie dies überhaupt vom ganzen Gebiete des Pelagianismus gilt. Wir wollen damit keineswegs das Heil in die äußeren Gränzen der Evangelischen Kirche bannen, obwohl gewiß ihr reines Bekenntniß die sicherste Anweisung dazu gibt; aber wir wollen auch nicht mit der kirchlichen Gleichgültigkeit des Herrn Dr. Marheineke alle Kirchen sich in dieser Hinsicht gleich, und nur die Personen verschieden sich verhalten lassen, sondern wir behaupten übereinstimmend mit unseren alten Kirchenlehrern, deren Denken noch einen wesentlichen Unterschied zwischen Wahrheit und Irrthum machte: In ecclesia falsa, *quatenus* est falsa et erroribus contaminata, non datur salus; in ecclesia falsa, quatenus in eadem verbum Dei extat et sacramenta administrantur, datur regeneratio et salus, at non sine ingenti periculo animarum, quippe quae dogmatibus falsis sic obtenebrari possunt, ut vel non accendatur lux fidei, vel, accensa in baptismo, erroribus obruatur et extingatur; sicut vir robustus in aedibus, his infectis, servari potest incolumis, at non sine praesenti vitae discrimine v. Hollazii examen theologicum p. 1314. Hienach haben sich auch die Grundsätze unserer Theologen über die gemischten Ehen bestimmt, die, mag nun dabei die Religion in die Indifferenz oder in die Differenz treten, jedenfalls mißlich, und daher, wenn auch nicht absolut unzulässig, doch sehr zu widerrathen sind. Gerhard äußert sich über die vielfachen Nachtheile derselben Loci theoll. T. VII. de conjugio §. 388.: Conjuges, uni verae religioni addicti, una et eadem mente uno et eodem spiritu Deo serviunt, ac uxor non tantum thori conjugalis et vitae civilis, sed etiam precum piarum et sanctorum exercitiorum est socia et consors; tales conjuges vivunt in pace, quae non potest diuturna esse inter eos, quorum animi non sunt in vera fide conjuncti; educant liberos in vera religione et disciplina Domini, in familia colligunt domesticam ecclesiam. Contra vero matrimonium disparis cultus plurima conjuncta habet incommoda et pericula. Praeterquam enim quod periculum gravissimum impendet Christiano et orthodoxo, deficiendi a vera fide et religione, nata ex tali matrimonio soboles non potest commode educari in vera religione, pax et tranquillitas in religionis dissensione vix potest inter conjuges diu constare, et multa christianae pietatis exercitia impediuntur. Pii igitur est a malo hic declinare, prudentis pericula praecavendo antevertere, sancti a profano abstinere, cauti alieno malo sapere, insanientis in ignem se sponte conjicere.

Dies haben wir darum ausgeführt, um anzudeuten, welche Stellung evangelische Theologen und Geistliche in der schwebenden Streitfrage zu nehmen haben. Die Staatsmänner werden den Staat und seine Gesetze unzweifelhaft aufrecht zu erhalten wissen gegen den Römischen Stuhl; für die Diener der Kirche aber ist es wahrlich nicht rühmlich, davon allein den unversehrten Fortbestand der Evangelischen Kirche zu erwarten. Wenn daher die Katholische Kirche die gemischten Ehen, zumal die ohne katholische Kindererziehung, mit geistlichen Waffen angreift, so sollen wir uns dagegen nicht bloß hinter das Allgemeine Landrecht und seine Nachträge verschanzen, sondern wir sollen gleichfalls nach kirchlichen Grundsätzen den gemischten Ehen, zumal denen mit katholischer Kindererziehung, in jeder erlaubten Weise mit Wort und Rath und Gegenvorstellung entgegenwirken. Wir haben uns der traurigen Laxheit unseres gegenwärtigen Eheswesens, der frivolen Leichtfertigkeit der Ehescheidungen, der Strafloſigkeit des Ehebruchs und der wilden Ehen, so wie der schimpflichen Trauungen geschiedener Ehe-

brecher schon dergestalt zu schämen, daß wir es wahrlich vermeiden müssen, durch eine gänzliche Passivität bei den gemischten Ehen der Katholischen Kirche gegenüber noch mehr beschämt zu werden.

Beitrag zur Entscheidung zwischen tiefsinnigen und einfältigen Zeugnissen.

Der Herr Professor Dr. Weiße hat in seiner Recension der Schrift Tholuck's gegen das Leben Jesu von Strauß,*) als die rechte Mitte, nicht sowohl zwischen als vielmehr über und unter den sich schroff entgegenstehenden Ansichten, ein mythisches Element in dem uns überlieferten Lebenslauf des Erlösers betreffend, eine dritte empfohlen, welche, wenn gleich im Wesentlichen keineswegs neu, dennoch darin etwas Eigenthümliches hat, daß sie, mit ausschließlicher Beziehung auf die Mythen, womit der Hellene bestimmte Persönlichkeiten einer völlig historischen Zeit, und zwar beinahe in demselben Menschenalter, auszuschmücken geneigt gewesen sey, etwas Ähnliches bei dem Lebenslaufe des Herrn vorauszusetzen sich berechtigt und durch die, vorgeblich ganz unwidersprechlich mythisch zu nehmende Erwartung seiner herrlichen Zukunft zum Gericht gradezu genöthigt meint. Wie demnach, der Versicherung des Herrn Professors zufolge, deren Genauigkeit wir hier ungeprüft lassen können, die Mond-Phasen Griechischer Philosophie, selbst in der heiteren Luft Joniens oder Siciliens, fast immer ein Hof umgeben habe, den eben nur der Unkundige zu dem Gestirne selbst hinzurechnen werde, also verhält es sich, wenn wir ihn recht verstanden haben, nach seiner Meinung auch mit dem Licht der Welt, der Sonne der Gerechtigkeit. Nicht sie einmal konnte dem einfältigen Auge**) sich zeigen, wie sie war, sondern auch ihr Bild wurde während des großen Tages, an dem sie über unseren Horizont hinzog, auf mancherlei Weise durch Dünste und Nebel getrübt, und in ihrem reinen Glanze schauen wir sie erst dann, wenn wir in den Berichten, die uns über ihr Morgen- und Abendroth, so wie über ihren Mittagsschimmer zugekommen sind, das reine Licht zu ergreifen und von dem Farbenspiele der irdischen Atmosphäre zu scheiden vermögen. Dabei muß denn die durch die neuere Philosophie so geläufig gewordene Unterscheidung zwischen der Vorstellung, unter welcher Form die älteste Kirche allein vermocht habe, den Inhalt des Christenthums festzuhalten, und der Idee, welche unsere Zeit zu entwickeln berufen und befähigt sey, theils als ausdrücklich gemachte, theils als von selbst hindurchblickende Voraussetzung, die Hauptstütze der ganzen Betrachtungsweise abgeben.

Freilich ist nun, wenn wir nicht sehr irren, zu vermuthen, der Herr Verf. werde diesen Standpunkt nicht lange behaupten, indem er einerseits durch die in einer späteren Anmerkung,*) angedeutete Zurücknahme eines Theils von dem in der Abhandlung selbst Enthaltenen, eine gewisse Bereitwilligkeit zu voller Anerkennung der christlichen Wahrheit fortzuschreiten, zu zeigen scheint, andererseits, mit Tholuck darin ganz einverstanden, selbst darauf dringt, Strauß könne consequenter Weise auf seinem Standpunkt nicht stehen bleiben, sondern müsse, von seinen eigenen Voraussetzungen aus, bis zur gänzlichen Läugnung aller Wahrheit in der evangelischen Geschichte fortgedrängt werden. Das Gegentheil wird wohl dem Verf. begegnen, daß er einsehe, man könne, ohne einen ganz willkührlichen Strich zu ziehen, über den hinaus Nichts gelte, was bis dahin galt, die mehr als bloß ideelle Auffassung der Parusie eben so wenig läugnen, als die der Auferstehung. Auch diese läßt sich ja für's Erste, wenn es etwa darauf ankommen sollte, trefflich mythisch deuten; und selbst Einem, der auf diesem Gebiete ohne Übung wäre, möchte es etwas sehr Leichtes werden, in dem Tode und in der Auferstehung einer Person, welche sich selbst die Wahrheit genannt hat (Joh. 14, 6.), aus der Vorstellung die Idee zu entwickeln und dem jetzigen gereiften Geschlechte vorzuführen. Würde aber zweitens der Verf. meinen, der Apostel Paulus habe nun einmal eben diesen Punkt als nicht ideell zu verflüchtigend hervorgehoben,**) so ist bei der Anwendung davon auf unsere Sache Mehreres wohl zu beachten. Erstlich thut nämlich der Apostel dieses an einer Stelle, wo er ein Moment aus der Lehre von der Parusie, und zwar beinahe das unglaublichste unter allen, die Auferstehung des Fleisches, wider Läugner desselben in Schutz nimmt, und verknüpft dabei die Wahrheit unserer Auferstehung mit der des Erlösers dergestalt, daß es, eine bloß ideelle Auferstehung des Fleisches angenommen, auch richtig seyn müßte, die Auferstehung des Herrn als bloß geistiges Faktum zu deuten, dessen Zeugen nicht sowohl weinende Weiber und erschrockene Galiläische Fischer, als vielmehr geniale Dichter und tiefsinnige Denker wären; versteht man aber ein Moment aus der Lehre von der Parusie, die Auferstehung der Gläubigen, reell, so ist nicht einzusehen, wie man, bei einiger Consequenz, die übrigen mythisch deuten könne.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie, herausgegeben von J. H. Fichte. Ersten Bandes zweites Heft, S. 255 ff.

**) Wir sagen: dem einfältigen Auge, und ein solches wird man hoffentlich den Aposteln so lange zugestehen, als man noch Bedenken trägt, Stellen wie Matth. 11, 25. für unächt oder mythisch, die Behauptung aber, der Herr habe gewußt, welche er erwählt habe, für falsch zu erklären.

*) Recens. S. 262.

**) Vgl. S. 268., wo die Stelle 1 Cor. 15, 14 ff. angeführt wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 30. Mai. № 43.

Beitrag zur Entscheidung zwischen tiefsinnigen Mythen und einfältigen Zeugnissen.

(Fortsetzung.)

Ferner ist nicht zu übersehen, daß derselbe Apostel die mythische Deutung eben dieses Moments anderwärts ausdrücklich verwirft (2 Tim. 2, 18.), und daß der unsterbliche Jünger der Liebe, der von dem Herrn Professor sehr kühn gewürdigte und herabgewürdigte Johannes, die Läugnung des im Fleische Kommenden für antichristisch erklärt (2 Joh. 7.), welcher Ausdruck sprachlich wohl eben so wenig mit Oekumenius ausschließlich von der zweiten, als mit Lücke von der ersten Zukunft des Herrn sich verstehen läßt, sondern beide zusammenfaßt*) und am besten verstanden wird, wenn wir bedenken, wie die gnostische Läugnung der ersten nothwendig die der zweiten Zukunft einschließe, nicht aber umgekehrt die Annahme der ersten die der zweiten, welche letztere ja selbst den Aposteln durch einen Rückblick auf jene erläutert werden mußte, denn dieser Jesus, welcher von euch ist aufgenommen gen Himmel, wird kommen, wie ihr ihn gesehen habt gen Himmel fahren (Apostelgesch. 1, 11.). Wollte man aber endlich einwenden, es müsse doch irgend ein ganz gewaltiges Faktum der neuen Schöpfung zu Grunde liegen, wodurch die christliche Kirche entstanden und weit in's zweite Jahrtausend hinein erhalten sey, und hierin habe eben die Wahrheit der Auferstehung ihren Beweis, ein solcher fehle aber für die noch zukünftige Parusie gänzlich: so ist das Erste allerdings nicht nur von uns zuzugeben, sondern es würde sich von hier aus, ganz unabhängig von irgend einer Untersuchung über unsere vier Evangelien, die entscheidendste Widerlegung der Phantasien des Herrn Strauß geben lassen, indem seine ganze Gedankenreihe, worin er sonderbar genug die Ursache aus der Wirkung erklärt, sich ganz offenbar als leeres Luftgebilde verräth, wenn die Frage genügend beantwortet seyn soll, woher denn doch die Kirche komme, diese Gemeinde aus Juden und Griechen, Kretern und Arabern, welche einen vom Synedrium verurtheilten, vom gut Kaiserlichen Landpfleger gekreuzigten Rabbinen, sich selbst und Andere mystificirend, vergöttert, und längst vorhandene messianische Erwartungen, nebst ihren eigenen Deutungen und Ausschmückungen derselben, mit einem Male zur Angel der Geschichte gemacht hat, — allein dann sind wir doch wohl im Grunde auf demselben Punkte, auf dem sich nach der Meinung des Herrn Dr. Weiße die ersten Christen befunden haben, und über den hinaus die neuere Philosophie so sehr beflissen ist, die jetzigen Christen, etwa bis auf's Tempeldach oder auf den Versuchungs-Berg zu erheben. Wir wenigstens sehen gar nicht ein, warum, wer mit Weiße spricht: bei einem an der Wundererwartung der nächstens bevorstehenden glorreichen Zukunft des Menschensohnes Hangenden dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir ihn, allenthalben wo er einen Anknüpfpunkt an das Fundament seines Glaubens findet, auch das Unglaublichste, was ihm geboten ward, ohne Kritik annehmen und als wirklich geschehen gelten lassen sehen*) — warum, wer so spricht, nicht eben so wohl sprechen sollte: wenn Jemand erst die Auferstehung des gekreuzigten Judenkönigs glaube, und anerkenne, daß er eben dadurch der Stein geworden, welcher den Römischen Koloß zertrümmert und die ganze Welt erfüllt habe, so müsse es ihm, wenn er folgerecht denken könne und wolle, ein Verstandesbedürfniß werden, zu glauben, dieser Stein sey eben der wahre Eckstein des Weltgebäudes und der Weltgeschichte, er sey wirklich, wie die Sage gehe, ohne Hände herabgerissen und werde dereinst die Füße von Thon wie früher die eisernen Schenkel zermalmen; dem müsse die wundervolle Empfängniß und die glorreiche Wiederkunft des Herrn, als natürliche Voraussetzung und nothwendige Folge, die Sache rein spekulativ betrachtet, sich von selbst aufdringen. Der Herr Professor, der bei dieser Gedankenreihe mehr als einmal nahe vorbeistreicht, scheint ihre durchgreifende Wichtigkeit beinahe gänzlich übersehen zu haben, was er aber davon mehr gefühlt als erkannt hat, dadurch entkräften zu wollen, daß er andeutet, die unmittelbaren Zeugen des Auferstandenen müßten durch ein solches Wunder in eine Stimmung versetzt werden, worin sie gar zu geneigt wären, auf dem ganzen von diesem Mittelpunkte bedingten Gebiete, ohne hinreichenden Grund und ohne besonnene Prüfung, Wunder über Wunder zu sehen.**) Vorausgesetzt indessen, aber nicht zugegeben, daß wer den Arm in den Wolken einmal gleichsam mit Augen gesehen, und auf sein Angesicht fallend bekannt hat: fürwahr du bist ein wunderbarer Gott, du Gott Israels — daß ein solcher mehr als diejenigen, welche nie andere als ganz natürliche Ereignisse des gewöhnlichen Weltlaufs erlebt, oder das erlebte Wunder weggeläugnet haben (und neben diesen drei Fällen wüßten wir wenigstens keinen vierten anzugeben), die Fähigkeit verloren haben sollte, Wunder und Nicht-Wunder zu unterscheiden: so würde diese Einwendung doch nur dann einigermaßen zur Sache gehören, wenn erstlich behauptet wäre, man müsse darum alle andere an dem Herrn und durch den Herrn geschehene Wunder annehmen, weil, wer den Aposteln

*) Vgl. Hebr. 10, 37., Offenb. 1, 4.

*) S. 269.

**) Vgl., außer der so eben citirten Stelle, S. 268. 278. 279.

in Beziehung auf die Auferstehung Glauben geschenkt, nicht umhin könne, ihnen Alles und Jedes von vorn herein unbedingt zu glauben, und wenn dann zweitens die Rede bloß von diesem oder jenem der von dem Herrn verrichteten Wunder wäre; sagt aber gar nichts, wo keines von beiden statt findet. Vielmehr wird der christliche Apologet, Behauptungen wie denen des Herrn Dr. Weiße gegenüber, sich darauf beschränken, bemerkbar zu machen, einerseits, daß wer die Auferstehung glaube, entweder auf alles consequente Denken über diesen Glauben verzichten, oder zugleich anerkennen müsse, der Todte, der da lebet, sey weder wie das ganze übrige Geschlecht, das nur den Weg von der Wiege zum Grabe, wie durch mitgeborenen Instinkt, im Blinden zu wandern wisse, aus dem Willen des Fleisches und dem Willen des Mannes geboren, noch könne sein Wirken anders als durch alle Zeit in den sie umschließenden Ocean der Ewigkeit hinein reichend gedacht werden; wenn ihm aber darauf bezügliche Nachrichten von den Zeugen, denen er die Auferstehung geglaubt, dargeboten werden, diese nun allerdings auch fide explicita ergreifen müsse; andererseits aber, daß die von Weiße bezweifelte wunderbare Empfängniß, so wie die von ihm bestrittene glorreiche Zukunft des Herrn nicht nur unter allem Übrigen, uns von ihm überlieferten, einen Platz mit habe, sondern in seinen wesentlichen Lebenslauf hineingehöre. Wesentlich ist aber, nicht nach unserem Urtheile, — denn hier zu unterscheiden wären selbst Augustin und Luther zu geringe — sondern nach dem Zeugniß der gesammten allgemeinen Kirche, derjenige Lebenslauf des Herrn, an den sie von jedem Täuflinge Glauben verlangt, damit kräftig bezeugend, nichts mehr aber auch nichts weniger müsse er von dem Herrn glauben, in dessen Reich er einzugehen, dessen Wohlthaten er theilhaft zu werden wünsche. Als wesentlich zeigt sich aber dieser, in dem zweiten Artikel des apostolischen Glaubens enthaltene Lebenslauf des Herrn auch dadurch, daß er nichts enthält als was, dem ausdrücklichen Zeugniß der Schrift und erfahrener Christen aller Zeiten zufolge, Stück für Stück sich an jedem einzelnen Christen und an der ganzen Kirche wiederholen wird, und daß die abgefallene Menschheit, tief fühlend, sie sey eben berufen gewesen zu leisten, was der Einzige geleistet hat, wo sie sich nicht gläubig diesem Einen ergibt, sich dennoch gerne, wie jüngst durch das Buch von Strauß, überreden möchte, sie sey damit gut auf dem Wege. —

Wiewohl uns aber aus den angedeuteten Gründen nicht unwahrscheinlich vorkommt, der Herr Professor, und wer mit ihm auf dem Wege der Spekulation bis auf einen ähnlichen Standpunkt hingerathen sey, werde, wenn sonst der Wille nicht fehle die Wahrheit zu erkennen und zu bekennen, früher oder später das Halbe und Schiefe dergleichen Vermittelungen zwischen der heidnischen Weisheit und dem christlichen Glauben einsehen, und sich für das einfache Ja, Ja und Nein, Nein entscheiden, so ist dagegen nicht zu verkennen, daß eben diese und ihr ähnliche Formen eines christlich gefärbten Heidenthums Allen, die sich ihren Unwillen gegen die christliche Wahrheit nicht eingestehen mögen, sehr willkommen, dem ganzen jetzigen Geschlechte aber eine gefährliche Versuchung seyn wird. Geistreich wollen nun einmal die Kinder dieses Jahrhunderts seyn, und zwar um jeden Preis, auch scheinen sie in ahnungsvollem Gefühl ihren Denkern voraneilend, und durch die Erfahrung ihrer Väter gewitzigt, von der Tiefe des Paulinischen Wortes über die wahre Quelle aller Geistesgaben (1 Cor. 12, 1. 2.) etwas empfunden zu haben. Während wir daher das Geschlecht ihrer Väter in trotziger Verneinung aller höheren Bejahung versteinern sehen, die göttliche Weisheit in hochmüthiger Verblendung so lange Lügen strafend, bis es gewaltig geweckt, mit Schaudern sich auf dem graden Wege zur thierischen Dumpfheit entdeckte, sind die Söhne über den Weg zum Wissen weit besser orientirt. Haben sie gleich noch nicht erkannt, oder mögen sie es sich selbst und Anderen noch nicht gestehen, was jeder christliche Laie wissen kann, es sey weder Mythe noch Zufall, daß mit der Gründung der Kirche die heidnischen Orakel verstummt seyen, denn alle gute Geister loben den Herrn, die bösen aber fliehen vor seinem heiligen Namen: so Viel haben sie doch nicht umhin gekonnt inne zu werden, es gebe außer den geistesarmen Jüngern des Gekreuzigten eigentlich keine geistreiche Menschen als die Ketzer, das heißt, als diejenigen, welche, nicht mit Unrecht von dem Baume des Lebens auch die Frucht des Erkenntnisses erwartend, dennoch, weil sie nicht alle seine Früchte, jede in ihrem Monat genießen, sondern jene eine von ihrem Stamm losgerissen, als einen Raub davontragen wollen, neben dem einfältigen Glauben freilich im Grunde eitel werden in ihrem Dichten, in der verfinsterten Welt aber, wo nicht als Lichter scheinen, doch als Irrwische blenden. Verhält es sich aber so, dann kann es kaum fehlen, daß die Welt, wie jüngst heidnisch, also jetzt im Ganzen und Großen ketzerisch zu werden versuche, und daß eben darum, während gar zu entschiedene Bücher, wie das von Strauß, mehr Geräusch als Glück machen, dagegen vermittelnde Vorschläge, wie die von Weiße gemachten, freudig begrüßt und fleißig benutzt werden; dann ist aber auch für einen Jeden, dem der christliche Glaube mehr ist als Vehikel für seine spekulative Theologie, hinreichende Veranlassung und Berechtigung da, erstlich, mit Hintansetzung aller Rücksicht auf berühmte Namen und wissenschaftlichen Ton auf der entgegengesetzten Seite, ganz einfach zu bezeugen, so habe er nicht Christum gelernt, auch sey das nicht der Weg zum rechtschaffenen Wesen in Jesu, hernach aber, so weit ihm gegeben wird, den Beweis zu führen, das Unchristliche sey hier wie überall zugleich das Unwahre, das Grund- und Haltlose, das Unwissenschaftliche.

Es ist indessen unsere Absicht nicht, uns auf eine ausführliche Prüfung und Widerlegung der vielen gewagten Behauptungen des Herrn Professors einzulassen. Nur auf einen Punkt, welcher dabei in Betracht zu kommen verdient, und welcher sich zunächst auf seine Behauptung von Mythen, die sich im Kreise der christlichen Glaubensartikel finden sollen, und die Erhärtung derselben durch die Lehre von der Parusie bezieht, wünschen wir in aller Kürze aufmerksam zu machen.

Was nämlich jedem Anfänger in der christlichen Kirchen-

geschichte bekannt ist, und jedem Laien aus aufmerksamer Lesung der heiligen Schrift bekannt seyn kann, daß es noch beim Leben der wichtigsten Apostel, so wie in dem nächstfolgenden Menschenalter nicht Wenige gegeben habe, welche ein oder mehrere Glieder des christlichen Glaubens und namentlich des Lebenslaufes des Herrn mythisch deuteten, dies eben macht die unbedingte Anwendung der philosophischen Voraussetzung vom Fortschreiten durch die Vorstellung zur Idee auf den Glauben der Christen, mag es sich nun a priori, ja selbst in der unvollständigen Induktion übriger Erfahrung damit verhalten wie es wolle, beinahe unmöglich. Äußerst schwierig wird es gewiß, wenn es zur Probe kommt, erfunden werden, von jener Voraussetzung aus zu erklären, woher es gekommen, daß in dieser Sache die Entkleidung der Idee fast eben so alt sey als die Vorstellung selbst; eben so schwierig aber auch nur einen Schein von wahrer Achtung für die Jünger des Herrn, welcher Schein doch auf dem Standpunkt des Professors gerettet werden muß, zu behaupten, für diese vorgeblichen Lehrer der Welt, welche, tiefe Weisheit unbewußt vortragend, ihre unmittelbaren Schüler sich so ganz über den Kopf wachsen lassen, daß diese sogleich zum Kern eindringen, während jene an der Schale nagend dahinsterben, nicht einmal fähig, auf den von solchen Vorgängern gebahnten Gleisen ihnen zu folgen. Würde aber Jemand den Versuch machen, entweder neben dieser Thatsache irgendwie vorbeizuschleichen, oder durch einen nicht gar zu halsbrechenden Sprung darüber hinzukommen, so wäre noch immer das Breite zurück. Denn so ganz waren doch die Apostel nicht unter der Sphäre ihrer genialen frühreifen Kinder, daß sie von ihrem Adlerfluge durchaus keine Notiz genommen hätten, nur bleibt diese in jedem einzelnen Falle die eine und selbe, daß sie dergleichen Deutungen als Verdrehungen christlicher Wahrheit unbedingt verwerfen, und die Christen dagegen einzunehmen eifrig bemüht sind. Es trifft daher die Lehre des Herrn Professor Weiße von der kindlichen Unbefangenheit, womit die Apostel, vom Anblick des Auferstandenen ergriffen, und vom Anhauch Hellenischer Weisheit und Überfülle Israelitischer Sagen übernommen, die bedeutungsvollen Arabesken für den Rahmen des großen Gemäldes selbst componirt haben sollen,*) nicht nur, was wir hier im Vorbeigehen bemerken können, der Tadel einer schlechtverhehlten contradictio in adjecto, welche sich fast zu nackt in der Vermuthung darstellt,**) Paulus möge die wunderbare Empfängniß des Herrn „im besten Glauben an ihre thatsächliche Wahrheit" und „einzig als Consequenz seines anderweiten Denk- und Glaubensinhalts" „erfunden" haben — sondern sie muß, wenn auch dieser Fehler besser verdeckt werden sollte, dennoch durch die ganz einfache historische Bemerkung fallen, eine solche Unbefangenheit, wie sie die Theorie des Herrn Professors voraussetzen müsse, habe, nach den unwiderlegten, ja bis jetzt unbezweifelten Zeugnissen vom ersten christlichen Jahrhundert, bei den Aposteln gar nicht statt gefunden.

*) Vgl. vornehmlich S. 279. 80.

**) S. 280. Note.

Facts are stubborn things; wollen wir daher nicht einen Kampf wider die Geschichte wagen, so werden wir wohl einräumen müssen, die Apostel haben, was den wesentlichen Inhalt des Glaubens betrifft, wo nicht besseren Bescheid gewußt als die Vorläufer des Gnosticismus, doch wenigstens gemeint, es zu wissen, sie seyen also keineswegs im Lande der Unmittelbarkeit festgebannt gewesen, sondern haben den Kampf der Entzweiung recht wohl gekannt, den entscheidenden Sieg aber auf den bedrohten Punkten, wo nicht errungen, doch wenigstens sich zugeschrieben. Dieses eingeräumt, muß aber Eins von Dreien nothwendig angenommen werden. Entweder waren nämlich die Apostel, selbst nachdem ihnen ihre Hellenische, mythenbildende Zeitgenossen vorangegangen, ganz unfähig, solche freie Höhen zu ersteigen, dann haben sie aber nicht, wie der Professor meint, die Idee unter der Form der Vorstellung, sondern gar nicht besessen, und lassen sich etwa mit einem Taubstummen vergleichen, welcher eine Drehorgel umhertrüge und alle Welt tanzen machte, ohne mehr davon zu wissen, als ihm Auge und Finger berichten konnten; oder sie haben eben die concreten Beispiele mythischer Deutung, welche ihre Zeit darbot, nicht als unverstandene Räthsel auf traditionelle Weise gekannt und verkannt, sondern begriffen und verworfen, dann haben sie aber damit zugleich über die ganz analogen Deutungen der jetzigen Zeit den Stab gebrochen; oder aber es ist in ihnen irgendwie das Bewußtseyn lebendig gewesen, es lasse sich in der wesentlichen Geschichte des Herrn und der Kirche, eben weil sie Geschichte Gottes sey, eben so wenig eine Trennung zwischen einer inwohnenden Wahrheit und einer einst zu zerschlagenden Form machen, als es angehe, wozu dieser Versuch consequent führen würde, den Menschensohn mit den Juden zu kreuzigen, um dem Gottessohne desto besser auf dem Verklärungsberge zu huldigen, vielmehr durchdringe sich, zur schlagenden Widerlegung derjenigen, welche die Zeit für ganz nichtig und das Leibliche für das in sich Gottlose und Geistlose ausgeben, Zeitliches und Ewiges, Göttliches und Menschliches in unzertrennbarer Einheit, was aber Gott der Allmächtige zusammengefüget, das solle der Mensch nicht scheiden. Daß nun das Letzte allerdings der Fall gewesen, und daß die Apostel des Herrn dasjenige, was man jetzt anfängt als tiefsinnige Idee aus ihren einfältigen Berichten zu entwickeln, schon zu ihrer Zeit im Geiste erschauet, zugleich aber als allein in der Geschichte des Gottmenschen sich darstellende Wahrheit erkannt haben, welche in ihm alle Gläubigen erleben und erkennen, außer ihm Niemand entweder darstellen oder anders als in unwahrer Abstraktion sich denken könne, das würde sich zwar, wenigstens was Johannes und Paulus betrifft, aus Stellen wie Röm. 6, 4 ff., Eph. 2, 5—7., Col. 2, 12 ff., 3, 1 ff., Joh. 3, 18., 1 Joh. 3, 14 u. s. w., so wie im Allgemeinen aus der Lehre, die Christen sollen dahin gelangen, Alles im Namen Jesu zu thun, unschwer erweisen lassen; allein wir brauchen hier darauf nicht einzugehen, denn, man setze welchen Fall man wolle, immer wird es um die Behauptung geschehen seyn, der zufolge die Apostel oder die ersten Christen als Weber eines mythischen Gewandes dastehen sollen,

„welches ihrer begeisterten religiösen Vorstellung veranschaulichte, was sie im begreifenden Denken zu fassen nicht vermögend waren,"*) und es wird an deren Statt die alte Meinung, neue Stärke gewinnen, das Gewand sey von höherer Hand gewoben und könne daher, wie schon der erste Versuch unter dem Kreuze es gezeigt hat, wohl verspielt, aber nicht zertrennt werden.

Was wir bis jetzt ganz im Allgemeinen aus der Geschichte des apostolischen Jahrhunderts gegen die Voraussetzung des Herrn Professor geltend gemacht haben, läßt sich übrigens, wie dies bei aller wahrhaften Benutzung der Geschichte der Fall ist, wenn man, ohne doch über die Bäume den Wald zu übersehen, etwas mehr auf das Einzelne eingeht, bedeutend schärfen. Um dieses darzuthun, brauchen wir nur die Beschaffenheit der einzelnen Spuren von einer gnosticirenden Richtung, welche in den Schriften des Neuen Testaments zerstreut sind, und deren Verhältniß zum Ganzen oder Einzelnen des Glaubens sich bestimmen läßt, ein wenig genauer in's Auge zu fassen.

Außer dem Simon Magus, in dem die Kirchenväter schon den persönlichen Repräsentanten des Gnosticismus, und somit im Grunde aller Ketzerei, erkannten, und dessen Stellung gegenüber dem Apostel mit den Schlüsseln des Himmelreichs, dem Repräsentanten des felsenfesten kindlichen Glaubens, wie Vieles auch später darüber gefabelt seyn mag, dennoch eine nicht zu verkennende weltgeschichtliche Bedeutung hat, — außer ihm also und dem sich klar bewußten, durchgeführten und entschiedenen Gnosticismus, welcher bei dem Schluß des apostolischen Zeitalters von Johannes charakterisirt und verworfen wird, finden sich bekanntlich im Neuen Testament mehrere, weniger durchgreifende und weniger consequente Versuche gegen dasselbe Ziel hin berührt und gemißbilligt. Wir rechnen dazu für's Erste, als gleichsam unbewußte Hinneigung, das Beispiel des Apollo und der Johannesjünger, welche, unvollständig von dem Herrn und seinem Wege unterrichtet, dieses aber in dem uns allen angeborenen Streben, zu unserer Erlösung doch wenigstens etwas in eigener Kraft beizutragen, verkennend, wenn sie gleich darüber nicht unwissend seyn konnten, daß es einen heiligen Geist gebe, auch wohl nicht ganz ohne Nachrichten von einer christlichen Kirche waren, dennoch von ihr unabhängig als isolirte Individuen an dem Herrn hangen, und aus eigener Vernunft an ihn glauben und seinen Namen predigen zu können wähnten. Auf diese folgen diejenigen Gegner der Auferstehung des Fleisches, welche der Apostel Paulus, sowohl in dem ersten Briefe an die Corinther (C. 15.), als in dem zweiten an den Timotheum (C. 2.) bestreitet, von denen die Lehre der ersteren freilich bis jetzt nicht genügend aus den vorhandenen Andeutungen erläutert ist, die der letzteren aber sich ganz offenbar als häretisch kund gibt, indem sie christliche Lehren, wie die von einer in Christo schon erfolgten Auferstehung aller Gläubigen, und christliche Ermahnungen, daß die Gläubigen, aus dem Tode der Sünde hervorgehend, ihre Leiber dem heiligen Gotte als würdige Wohnung und lebendiges Opfer weihen mögen, zur Entnervung eines Gliedes des christlichen Glaubens mißbrauchend, behaupteten, die Auferstehung sey lediglich geistig zu verstehen, und also nicht nur in Christo, sondern in jedem einzelnen Gläubigen jetzt schon völlig geschehen, darum aber auch von demselben Apostel, dessen ähnlich klingende Aussprüche sie oft genug gemißbraucht haben mögen, aus der Kirche ausgeschlossen wurden. An diese schließen sich endlich als eine dritte Klasse die Irrlehrer an, welche, dem zweiten Brief Petri, dem Sendschreiben Judä, so wie einer früher von uns angezogenen Äußerung im zweiten Briefe Johannis zufolge, die Läugnung der Auferstehung der Gläubigen dadurch zur Nebensache machten, daß sie die Bedingung und den Grund derselben, die Zukunft des Herrn zu richten Lebendige und Todte, als Mythe behandelten.

Es muß bei dem ersten Blicke auf das Gemeinsame dieser Vorbereitungen und Anfänge des Gnosticismus einem Jeden auffallen, daß sie insgesammt gegen diejenigen Glieder des Glaubens gerichtet sind, welche entweder ganz oder zum Theil der künftigen Zeit gehören, gegen den Glauben an die allgemeine Kirche, an den heiligen Geist als das Gemeingut aller Gläubigen, gegen die Auferstehung des Fleisches und gegen das Weltgericht, und daß dagegen nichts davon erwähnt wird, daß einzelne von den der Vergangenheit angehörigen Gliedern in derselben Art gedeutelt worden seyen. Dieses Phänomen läßt sich aber eben so schwer von irgend einer anderen Voraussetzung aus erklären (indem die reale Auferstehung und Himmelfahrt des Herrn der ungläubigen Spekulation nicht weniger anstößig und zur mythischen Deutung einladend vorkommen müssen, als die angefochtenen Glieder), als es sich, die Wahrheit der Geschichte des Herrn vorausgesetzt, mit großer Leichtigkeit und gleichsam von selbst erklärt. Ist nämlich der unter dem Kaiser Augustus geborene, unter Tiberius gekreuzigte Jesus Christus wirklich am dritten Tage auferstanden, am vierzigsten gen Himmel gefahren, so begreift es sich, daß es, wenigstens so lange das Geschlecht noch lebte, von dem Tausende und aber Tausende ihn gesehen und gesprochen, Viele dabei gewesen, als er gekreuzigt, Viele, als er sich mit durchbohrten Händen und Füßen wieder lebendig den Seinen darstellte, daß es in dieser Zeit nicht leicht Jemanden einfallen konnte, sich der durch solche Thatsachen gegründeten Gemeinde anzuschließen, und sie dabei doch durch mythische Deutung der historischen Wirklichkeit zu entziehen. Es waren daher die Mythenliebhaber, welche nicht einmal in der Kirche des Herzens Gelüste zu zähmen wußten, fast nothwendig auf das noch zu Erwartende beschränkt.

(Schluß folgt.)

*) S. 262.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 2. Juni. № 44.

Zur Verständigung über die Unionssache.

(Des Consistorialrath Dr. Köthe in Allstädt und des Pred. Kämpfe in Magdeburg Schriften in dieser Angelegenheit.)

„Wer hierinnen des Herrn ist, der muß auch, so gut er kann, die Hand mit anlegen, als in einer allgemeinen Sache." Diesen Ausspruch Spener's hat Herr Dr. Köthe seiner Schrift: Über die Kirchenvereinigung, zum bedeutsamen Motto gegeben.

Herr Kämpfe, der nach dem Vorworte seine Arbeit schon dann nicht für verloren achten will, wenn sie auch nur dazu dient, Befähigtere zur Vertheidigung der guten Sache unserer [unirt] Evangelischen Kirche aufzufordern, hat jedenfalls auch seines Theils im Sinne des obigen Wortes sein Buch: Ein evangelisch-protestantisches Wort, geschrieben. Und wie Dr. Köthe, so ist gewiß auch Herr Kämpfe „des Herrn." Dafür dient uns zum Zeugnisse einmal sein freimüthiges Bekennen des schriftmäßigen Evangeliums in seinem seit wenigen Jahren an der St. Ulrichskirche zu Magdeburg ihm anvertrauten Predigtamte, für's Andere der evangelische Geist, der uns in vielen Stellen auch dieses seines Buchs (seiner ersten Druckschrift nach dem Vorworte) wohlthuend begegnet. Ob nun aber auch „hierinnen," in der — allerdings ernstlich genug versuchten — Abweisung der Ansprüche der Lutherischgesinnten Herr Kämpfe „des Herrn" ist, das ist eine ganz andere Frage. Und die werden nicht bloß alle gegen die Union protestirenden Lutheraner, die nur irgend wissen, was sie wollen, verneinen, sondern in ihre Verneinung werden Hunderte und Tausende, die mit der größten Entschiedenheit zu der unirten Kirche in der Gestalt sich bekennen, wie sie bis hieher dieselbe anzusehen aus guten Gründen sich fur befugt hielten, mit eben so großer Entschiedenheit einstimmen. Zu solcher entschiedenen Verneinung werden sich aber diese — wohl der guten Sache der Union, aber keineswegs der Sache, die Herr Kämpfe als die gute Sache der Union versicht, zugeneigten — Evangelischen gedrungen finden, ungeachtet der Verheißung,*) zu welcher sich der Herr Bischof Dr. Dräseke, dessen Stimme sonst auch von ihnen mit Recht besondere Beachtung erheischt, hinsichtlich dieser Schrift berechtigt gesehen hat, sie werde ihre Leser „über einen der wichtigsten Gegenstände der Zeitgeschichte auf's Erwünschteste belehren, zurechtweisen und recht eigentlich orientiren, ihrem würdigen Verfasser aber als ein Geschenk, das er der gesammten Landeskirche gemacht habe, einstimmigen Dank und wohlverdienten Ruhm bringen." Damit wollen wir nicht in Abrede stellen, daß die rechte Verständigung über die Unionssache auch durch Herrn Kämpfe's Schrift gewinnen könne. Gewinnt dieselbe aber wirklich, so wird dies hauptsächlich nur durch den Gegensatz geschehen, den vermöge ihres Inhalts diese Schrift hervorruft. Dagegen Herrn Dr. Köthe's Buch ist so ganz dazu geeignet, unter den traurigen Mißverständnissen und Zerwürfnissen, zu welchen es bei immer mehreren Lutherischgesinnten über die Unionssache gekommen ist und noch kommt, direkt zu wahrer Verständigung über dieselbe zu dienen, und eine des Namens werthe Kircheneinigung zu fördern. Das macht nun eben, der Verf. ist nicht bloß überhaupt „des Herrn," sondern er ist gewiß auch „hierinnen des Herrn." Soll es zur kirchlichen Wiedervereinigung unserer an uns irre gewordenen und von uns ausgegangenen Lutherisch gesinnten Brüder mit der unirten Kirche gerathen, soll der Riß nicht immer noch ärger werden — in diesem Geiste des treuen Glaubens und Bekennens, in diesem Geiste der Alles vertragenden, Alles glaubenden, Alles hoffenden, Alles duldenden Liebe muß dann jedenfalls zu ihnen geredet werden.

Die Verwirrung aber, welche in dieser Angelegenheit durch die Kämpfesche Schrift befördert zu werden droht, nöthigt uns vor Allem, in Betreff ihrer das Resultat unserer Prüfung ausführlicher darzulegen.

Wir beginnen mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Zuvörderst, der Verf. ist sich, ungeachtet eines gewissen dialektischen Colorits seiner Schrift, durchaus selbst noch nicht klar, und befindet sich vielmals im Widerspruche mit sich selbst. Dafür zeugt — um nur Einiges anzuführen — sein ernstliches Streben, eine nicht bloß von den alten Symbolen losgelöste (denn es sollen dieselben nur eine geschichtliche Bedeutsamkeit behalten), sondern auch eine gegen jedes Symbol protestirende zugeständlich neue Evangelische Kirche (denn die bis zur Union vorhanden gewesene und ihren früheren Bestand nach wie vor behauptende ist ihm eine schlimm katholisirende Kirche, deren Aufhören oder Nichtvorhandenseyn nur für Gewinn zu achten sey) in der unirten Gemeinschaft zu construiren, wobei er es gleichwohl nicht zu verläugnen vermag, daß die Nothwendigkeit, in symbolischen Büchern Glauben und Lehre zu bekennen, sich überall fühlbar gemacht habe, wo eine neue Kirchengemeinschaft sich bildete im Gegensatze zu den bestehenden (S. 21 und sonst). — Noch greller aber im Widerspruche mit sich selbst befangen zeigt sich der Verf. in einer anderen Hinsicht. Er will den Vorwurf der Lutherischgesinnten abtreiben, die unirte Kirche sey ein lügnerisches Bündniß des Glaubens mit dem Unglauben. Nun ist es wahr, einzelne Lutherische Eiferer sind wirklich in der Hitze des Streits so weit gegangen, die angegebene Bezeichnung für die ange-

*) Durch die Hallischen und Magdeburger Zeitungen.

messene zur Veranschaulichung des Verhältnisses zu erklären, in welchem der symbolisch-lutherische und der symbolisch-reformirte Lehrbegriff zu einander stehen sollen. Herr Kämpfe hat ja aber in seiner Art ermittelt, daß die unirte Kirche die aus Lossagung von jeder früheren symbolischen Fessel entstandene Gemeinschaft sey, in welcher die einzelnen Glieder, natürlich je nach ihrer Subjektivität, also jedenfalls kirchlich zulässig, auch in Röhrscher, in Bretschneiderscher und v. Ammonscher, ja selbst in jenes Anonymus Weise, der 1830 bei Wagner in Neustadt ein berüchtigt gewordenes Glaubensbekenntniß der Denkgläubigen herausgab — auf die rechte Predigt des göttlichen Wortes und die rechte Verwaltung der heiligen Sakramente provociren. Es hätte ihm demnach obgelegen, gegen jene Lutherischgesinnten zu erhärten, daß selbst diese kirchliche Gemeinschaft kein Bündniß des Glaubens mit dem Unglauben zu nennen sey. Was thut er statt dessen? Er hat es völlig vergessen, daß seine sogenannten unirten Lutheraner und Reformirten, nach seiner eigenen Beweisführung, mit Ausnahme der Schrift, gar keine sie noch verpflichtende Glaubens- und Lehrsymbole haben und haben sollen, also auch nicht mehr irgendwelche zuverlässige Zeugnisse für das, was sie jetzt ihren kirchlichen Glauben und ihre kirchliche Lehre nennen. Und siehe, nun müssen auf einmal — in der sonst interessantesten Parthie seiner Schrift — die alten von ihm, mit so häufiger Wiederholung, ihrer Verbindlichkeit nach für antiquirt erklärten Symbole, die Waffen ihm darreichen zur Streitführung gegen den Lutherischen Vorwurf, die unirte Kirche sey ein Bündniß des Glaubens mit dem Unglauben; ja der Verf. sagt, seinem Freiheitsprincipe in der Schriftauffassung, welches er der unirten Kirche, die er so nennt, zu vindiciren versucht, gradezu entgegen S. 136. mit klaren Worten: „Die unirte Kirche hat das übereinstimmend von Lutheranern und Reformirten angenommene materielle und formelle Princip ebenfalls für ihre Basis, für ihre Grundsäule erklärt." Darf sich bei solchen schreienden Widersprüchen Herr Kämpfe wohl wundern, wenn seine auf Verständigung und auf Überführung vom Irrthum es absehende Schrift die Unionsgegner unter den Lutherischgesinnten nur desto dreister und zuversichtlicher mit solchen Anklagen hervortreten heißt? Gesetzt, er hätte sie davon überführt, daß die symboltreuen Reformirten mit ihnen auf einem Glaubensgrunde stehen, werden sie denn nach dem Eindrucke, den seine Schrift ihnen gibt, nicht mit Fug und Recht ihm entgegenrufen: Nur noch klarer ist es uns jetzt geworden, daß in der unirten Kirche, wird sie uns sonst in ihrer wahren Gestalt hier gezeigt, Glaube und Unglaube einen Bund mit einander geschlossen haben? — Solcher unläugbaren Unklarheiten und Widersprüche in Hauptsachen sind mehrere in dem Buche; wir lassen es aber bei Anführung dieser bewenden.

Mit einer zweiten allgemeinen Bemerkung machen wir nun aber darauf aufmerksam, daß der Verf. wiederholentlich e concessis disputirt, oder durch Machtsprüche zu entscheiden versucht, wo zwischen ihm und seinen Gegnern Alles streitig ist. Wir rechnen hieher insonderheit die Stellen, in denen er sich über evangelische Freiheit, Forschungs- und Lehrfreiheit ausspricht. Daß dieselbe ein hohes unveräußerliches Gut für die Evangelische Kirche sey, setzt er mit Recht voraus, und seine Gegner, die da wissen was sie wollen, sind entschieden derselben Ansicht. Aber das ist der große Unterschied, die Stimmfähigen unter ihnen verbinden mit dem Ausdrucke „evangelische Freiheit" einen ganz anderen Begriff als er, und, wie wir befugt sind zu behaupten, einen richtigeren. Denn ihm ist seine evangelische Freiheit in der Schriftforschung, nach dem ganzen Zusammenhange seines Buches, synonym nicht bloß mit Willkühr, sondern nach dem von ihm selbst gebrauchten Worte mit „Ungebundenheit" in der Schriftforschung, wonach denn auch Strauß bei seinem Forschen und dessen bekannten Resultaten in dem guten Rechte „evangelischer Freiheit" sich befunden haben würde. Wir wissen sehr wohl, daß Herr Kämpfe für sein Theil solcher Ungebundenheit der Schriftforschung nicht zu- sondern abgeneigt ist. Aber er muß es zugeben, in seinem Begriffe von evangelischer Freiheit ist sie, wenn auch als ein Übel, doch als ein nun einmal nicht abzuwehrendes Übel mit eingeschlossen. Das ist nun aber nicht dieselbe evangelische Freiheit, deren wahrhaftig ächt Evangelische, vor allen die großen Heroen der Reformation sich theilhaftig wußten, und die diese rüstig zu handhaben wohl verstanden. Herr Kämpfe ist in diesem Betrachte noch nicht los von rationalistischer Befangenheit und verwechselt, wie Viele zu dieser Zeit, in einer homonymischen Täuschung die seit den Jahren der falschen Theologie in der Protestantischen Kirche sogenannte evangelische Freiheit mit der wahren, voraussetzend, daß diejenigen, die diese wollen, auch jener zustimmen müssen. Es hätte manches, besonders seit den Hallischen Streitigkeiten öffentlich geredete Wort ihn eines Besseren belehren können. Hier verweisen wir ihn, um ihm, dem aufrichtigen Wahrheitssucher, auf die rechte Spur zu helfen, bloß auf die heilige Schrift Joh. 8, 31 ff., Joh. 16, 13., Joh. 17, 6—8. 17., Röm. 6, 18. 20., Gal. 5, 1., 1 Joh. 2, 21. 27 ꝛc. und auf Twesten's Dogmatik. — In diese Kategorie gehört ferner die dreist ausgesprochene Behauptung, es sey immer in der Evangelischen Kirche herrschende Ansicht gewesen, durch den Religionsfrieden 1555 habe der Gesammtwille der Lutherischen Kirche die Kirchengewalt den Landesherren übertragen, und die von Seiten des Verf. unbedenklich erfolgende Billigung dieser Ansicht. Es würde uns zu weit führen, wenn wir hier zeigen wollten, daß die Behauptung ungegründet und die Ansicht irrig ist. Nur dies Eine halten wir dem Herrn Kämpfe und den auch hierin ihm Gleichgesinnten entgegen: Wenn es sich wirklich so hielte, würden nicht, nach der Analogie der Consequenzen aus Rousseau's contrât social in Betreff der Zulässigkeit der politischen Auflehnungen gegen die Regenten, sehr bedenkliche Consequenzen aus jenem vorgeblichen Contrakte von 1555 in Betreff der Zulässigkeit des Begehrens sich ergeben, die Fürsten möchten jetzt der ihnen zwar von der ehemaligen, aber nicht von der gegenwärtigen Kirche übertragenen Gewalt über sie sich entäußern? Damit wäre dann freilich grade der Parthei gedient — wollte sie sich damit gedient wissen — der Herr Kämpfe damit zu dienen nicht im

Sinne hat, nämlich demjenigen Theil der unionswidrigen Lutheraner, welcher von der Kirchengewalt des Landesherrn emancipirt zu seyn wünscht. Aber alle die Anderen, welche, wie so viele evangelische Zeugen der Wahrheit beim Lichte des evangelischen Geistes es in der Ordnung finden, daß ihre mit ihnen dem Evangelium glaubenden Landesväter auch das Kirchenregiment führen, werden im Interesse der Kirche jene von Herrn Kämpfe als evangelisch gebilligte Übertragungsansicht fort und fort als unevangelisch bestreiten. — Mit noch größerem Rechte aber müssen wir in diese Kategorie bringen, was der Verf. bei Gelegenheit seiner in vielem Betracht beifallswürdigen Erörterungen über die Preußische Agende sagt, es sey „ein Vorurtheil," dieselbe für ein öffentliches Glaubensbekenntniß der unirten Kirche — und also insonderheit ihrer Lehrer — zu halten. Erstaunt müssen wir hier fragen: Ist sie denn aber das nicht? Wie? Wenn Herr Kämpfe an heiliger Stätte steht, und es fließen über seine Lippen die in der Agende vorgezeichneten Worte — möchte er wirklich die versammelte Gemeinde dafür halten lassen, er lese das nur her, weil es ihm einmal vorgeschrieben sey, seinen Glauben aber bekenne er mit den Worten nicht, folglich sey auch ihnen nicht anzumuthen, einem solchen Glauben, wie ihn die Agendenworte athmen, bei sich Raum zu geben? Oder möchte Herr Kämpfe es irgend einem seiner Amtsbrüder als ein ihnen zustehendes gutes Recht einräumen, vor dem Altare und am Taufsteine als ein Bekenner zu stehen, aber dabei sonst im Leben seinen Gemeindegliedern ihre gute Meinung von ihm, er sey da wirklich ein Bekenner dessen, was er vortrage, als ein Vorurtheil zu bezeichnen? Aber man merkt wohl und sieht es nachher deutlich aus dem Folgenden, der Verf. hat Glaubensbekenntniß und kirchliches Symbol für sich mit einander verwechselt. Wenn er bedacht hätte, daß zwar alle kirchlichen Symbole Glaubensbekenntnisse sind, aber nicht umgekehrt alle Glaubensbekenntnisse Symbole, daß es also außer den Symbolen noch andere Glaubensbekenntnisse gibt, so wäre es ihm wohl nicht entgangen, daß nicht bloß die der Union widerstrebenden Lutheraner, sondern auch entschiedene Mitglieder der unirten Kirche selbst sich mit gutem Grunde für befugt ansehen können, auch den vorgezeichneten Formularen für den Gottesdienst und die gottesdienstlichen Handlungen den Charakter der Glaubensbekenntnisse — des Liturgen, der sie als aus seinem Herzen heraus vorträgt, und der Gemeinde, die ihnen zustimmt — beizulegen. Zugleich aber ist es unschwer zu fassen, daß es bei einem gottesdienstlichen Formular nicht genug ist an dem, was man insgemein die Sprache der Einfalt und Erbaulichkeit nennt — denn diese findet sich, nach rationalistischem Maaßstabe, auch in vielen rationalistischen Formularen — sondern, ob auch symbolische Schärfe und Bestimmtheit in einem Formulare nicht anzusprechen ist, so muß es doch, soll es der gläubigen Kirche dienen, durchdrungen seyn von dem Glaubensgeiste ihrer öffentlichen Symbole und darf gegen die Zeugnisse derselben keine Negation enthalten. Darauf nun eben sehen die Agende mit ihren Formularen wie die Lutheraner, so die gläubigen Unirten an, nur mit dem Unterschiede des Ergebnisses, daß letztere dafür halten, mit diesen Formularen ihren Glauben bei den Gottesdiensten zu bekennen genüge ihrem Bedürfniß, erstere dagegen meinen, etwas in diesen Formularen zu vermissen, dessen sie sich zum Ausdrucke gewisser Überzeugungen, die sie nicht bei allen ihren sonstigen Mitbekennern voraussetzen und die sie doch für zu wichtig halten, um sie nicht ausdrücklich zu bekennen, bedürftig finden. Von beiden aber wird hienach der Inhalt der Agende mit gutem Grunde und nicht aus einem Vorurtheile für ein Bekenntniß angesehen!

Die Verständigung auf welche es abgesehen ist, fördern — und dies ist unsere letzte allgemeine Bemerkung — können aber noch weniger manche gar starke, den milden Geist evangelischer Liebe und Duldsamkeit, die zu dem Schwachen nicht müde wird, sich herabzulassen, und selbst mit dem schwer irrenden Bruder lieber freundlich und schonend, als strenge und scharf redet, keineswegs kund gebende Stellen dieser Schrift. Mit Brüdern im Glauben hatte es doch Herr Kämpfe immer zu thun, ob auch wirklich Manche oder gar Viele unter ihnen, die mit ihm in nähere Berührung gekommen sind, falsche Brüder wären. Darum hat es uns unsäglich wehe gethan, hier ohne Weiteres die abgesonderte Lutherische Kirche, also consequenter Weise auch die zur Zeit noch um des Gewissens willen die Union zurückweisende Lutherische Kirche anderer Länder, welche noch die verpflichtende Kraft ihrer Symbole ausstellt, als eine offenbar unchristliche Gemeinschaft bezeichnet zu finden. So haben wir auch die Stelle S. 128. unten, wie gern auch wir mit Herrn Kämpfe in der freudigen Anerkennung Calvin's und vieler, vieler Reformirten, als ehrwürdiger Glaubenszeugen zusammenstimmen, und S. 131. unten, und gewisse Ausdrücke S. 175 und 185 und 186. nur mit tiefer Wehmuth lesen können, ohne daß wir deshalb einen Stein auf Herrn Kämpfe zu werfen gemeint sind, aber wir haben es freimüthig zu rügen uns gedrungen gefunden, weil dergleichen nur zu gewiß die wahre Verständigung hindert, statt sie zu fördern.

(Fortsetzung folgt.)

Beitrag zur Entscheidung zwischen tiefsinnigen Mythen und einfältigen Zeugnissen.

(Schluß.)

Wie dieses aber jedem Unbefangenen einleuchten muß, und einen nicht unbedeutenden Nebenbeweis für die Wahrheit der wesentlichen Geschichte des Herrn abgibt, so ist ferner dabei nicht zu übersehen, was für eine merkwürdige Ähnlichkeit der Standpunkt des Herrn Dr. Weiße mit der Lage habe, darin sich jene Irrlehrer befanden. Was Lessing irgendwo geäußert hat, von der Wahrheit des Christenthums könne man in dieser späten Zeit eine festere und gegründetere Überzeugung erlangen, als in den ersten Jahrhunderten nach den Aposteln, das fängt an in einer Weise erfüllt zu werden, die er wohl kaum ahnen mochte. Die Auferstehung des Herrn hat sich nicht nur in der Gründung und Erhaltung der Kirche so kräftig kund gegeben,

daß die Läugnung dieser Thatsache nur von der verlorenen Hoffnung im Heere des Unglaubens ausgehen kann, oder, wie der Herr Professor dasselbe mehr philosophisch ausdrückt,*) daß die bis auf diese Spitze getriebene Verneinung in eine andere aber unwahre Bejahung umschlagen müsse; sondern sie hat sich auch, nachdem die Hohenpriester und Schriftgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts das Grab mit heidnischer Wache verwahret und den großen Stein versiegelt hatten, so offenbar im Geiste wiederholt, daß der Erstandene jetzt schon vor Aller Augen in's Galiläa der Heiden hinzieht, ein Volk, das geboren wird, seinem Namen zu gewinnen. Weil aber die Wahrheit der Auferstehung jetzt eben so unläugbar dasteht, als im ersten Menschenalter der christlichen Kirche, und diese Thatsache alles andere schon Geschehene im Lebenslauf des Herrn trägt und erhellt, so rettet sich die Philosophie, wie früher die Gnosis, um nicht vom gewaltigen Strom der Geschichte zu unphilosophischen Erwartungen hingerissen zu werden, auf die verrufene Sandbank der rechten Mitte, das Geschehene einräumend oder höchstens, wie die Empfängniß des Herrn, mit einem Notabene einer das Ihrige mehr auf dem Trockenen habenden Kritik empfehlend, das Künftige gradezu läugnend. Allein, wie wird es nun mit dem Fortschreiten innerhalb oder außerhalb der Kirche, wodurch die Entpuppung der Idee unseren glücklichen Zeiten erworben seyn soll, während sie den Alten nur auf der Erde kriechend und Kohl fressend erscheinen konnte, wie wird es damit in Übereinstimmung sich bringen lassen, daß die Priester der Idee heut zu Tage noch auf demselben Flecken stehen, wo jene Anfänger standen, noch immer, wie jene, zwischen der fruchtbaren Lea und der schönen Rahel ihr Herz theilend, und somit noch zu der Erwartung berechtigend, sie werden entweder durch etwas mehr Consequenz in der Bejahung sich gänzlich der historischen Wahrheit, oder durch eine durchgeführte Verneinung der abstrakten Scheinweisheit sich völlig in die Arme werfen?

An diese Frage schließt sich aber sogleich eine zweite Schwierigkeit an. Es ist nämlich gar nicht auffallend, daß der Herr Professor eingesehen, und, soweit es ohne Gefahr für seine übrige gegenwärtige Ansicht geschehen konnte, angedeutet hat, sey erst die mythische Deutung der Paruſie des Menschensohnes zugegeben, so müsse der Kritik für immer das Recht zugesprochen werden, ohne darum für unchristlich gelten zu müssen, ein jedes Glied des christlichen Glaubens als etwanige Mythe in Untersuchung zu nehmen und nach Befinden aus rein wissenschaftlichen Gründen dafür zu erklären:**) desto mehr

*) S. 256.

**) Vgl. S. 266. 269. 270.

auffallend ist es aber, daß der von ihm für beinahe kindlich-naiv gehaltene Heidenapostel die organische Verbindung zwischen Vergangenem und Künftigem in dem Inhalt des christlichen Glaubens, der zufolge eine geänderte Ansicht von diesem sogleich eine geänderte Ansicht von Jenem nach sich ziehen müsse, noch schärfer, als er, bemerkt, und weit bestimmter ausgesprochen hat. Sagt er doch grade in der von dem Herrn Professor angezogenen Stelle (1 Cor. 15, 16.): so die Todten nicht auferstehen, so ist Christus auch nicht auferstanden; das heißt, wenn man die Stelle in ihrem Zusammenhange liest: in der Natur der Wirkung offenbart sich die der Ursache; ist daher der, von dem Siege des Herrn über den Tod bedingte, und in ihm begründete Glaube der Christen an ihre eigene Auferstehung (vgl. V. 19.) entweder ganz nichtig, oder lediglich geistig zu verstehen, so ist der Bericht von der Auferstehung des Herrn entweder Lüge oder Mythe, ist aber der zweite Urmensch wirklich erstanden, so muß (V. 20—23.) der Teig werden wie der Anbruch. Es wird uns daher hoffentlich erlaubt seyn, erstlich diese Probe Pauliniſcher Dialektik der Voraussetzung entgegen zu halten, welche ihn auf das Gebiet der Vorstellung beschränkt wissen will, sodann aber ausdrücklich darauf zu dringen, worauf wir früher hingedeutet haben, es gehe, wenn Ja und Nein noch immer keine gute Theologie sey, gar nicht an, das eine Glied aus der Lehre von der Paruſie, welches Paulus eben Gelegenheit hatte hervorzuheben, real zu nehmen, die Paruſie selbst aber als Mythe darzustellen.

Zum Schluß nur dieses. Wir haben, wie wir am Anfang dieser kleinen Abhandlung andeuteten, mit derselben ein Zwiefaches beabsichtigt. Erstens wollten wir nämlich ganz einfach bezeugen, die Lehre des Herrn Prof. Weiße möge nun Weisheit oder Thorheit seyn, Christenthum sey sie nicht, und wen sie versuche, der möge wohl bedenken, daß er zwischen seinem Taufbund mit allen daran geknüpften Verheißungen und den Gütern, welche ihm dafür die Zeitphilosophie zu bieten vermöge, zu wählen habe; zweitens aber den Beweis führen, daß, wenn gleich die Stoiker und Epikuräer bei Nennung der Auferstehung und des Gerichts noch immer auflachen, wie jene Nachkommen des Anytus und Melitus, dennoch der einfältige Glaube aus allen Verhören der Philosophen ungefähr so wegginge, wie Paulus aus der Aula jener Denker wegging, einfältigen Herzen sich nach wie vor als eine Kraft Gottes bethätigend zur Seligkeit Jedem, der da glaube. Nehmen wir ihn nur als solche an, so werden wir die Weisheit als Zugabe bekommen, und die Kinder Zions über die Kinder Javans erhöht werden, wie geschrieben steht.

Kopenhagen im März. Kd.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 6. Juni. № 45.

Zur Verständigung über die Unionssache.

(Des Consistorialrath Dr. Köthe in Allstädt und des Pred. Kämpfe in Magdeburg Schriften in dieser Angelegenheit.)

(Fortsetzung.)

Gehen wir aber dem Grundirrthum des Herrn Kämpfe in dieser Verhandlung geflissentlich nach, und begeben uns zu dem Behufe auf das symbolische Gebiet, so begegnen wir ihm dort, wie schon aus dem Vorigen erhellet, als dem entschiedensten und eifrigsten Antisymboliker, wie sehr er dabei auch scheinbar die Symbole als geschichtliche Zeugnisse des Urbewußtseyns der Evangelischen Kirche ehrend anerkennt. Was aber weit mehr bedeutet, er stellt nicht etwa bloß sich, sondern die unirte Evangelische Kirche, deren Sache er zu führen meint, als antisymbolisch dar. „Die Freunde der Union denken in Betracht der symbolischen Bücher anders, als die Feinde der Union. — Wir protestiren auf das Allerentschiedenste gegen diese Behauptung (von der verpflichtenden Kraft der symbolischen Bücher) — darum, weil diese Behauptung im offenbarsten Widerspruche steht mit dem Begriffe, den die Evangelische Kirche von sich selbst aufstellt," das sind seine eigenen Worte. Was sollen wir nun hiezu sagen? Hat Herr Kämpfe Recht, so gilt für uns, die wir, ungeachtet unserer Übereinstimmung in Betreff der Symbole mit denen Lutherischen, auf das Entschiedenste uns für die Union erklären, nur diese Alternative: Entweder wir sind, trotz unserer Erklärungen, dennoch Feinde der Union, oder wir sind, ob auch in unserer Art, Freunde derselben, doch völlig irre in unserem Begriffe von der Evangelischen Kirche. Für den einen wie für den anderen Fall ist der Verf. im weiteren Verlauf seiner Rede unbedenklich genug zu der Anmuthung, wir sollen das von ihm uns ausgestellte Zeugniß acceptiren: „Sie mögen seyn was sie wollen, ächte evangelische Christen sind sie nicht, sie haben den entschiedensten Rückschritt zum Katholicismus gemacht" (S. 47.). Sollten wir doch allerdings meinen, Herr Kämpfe, wie er sich sonst ausspricht, habe nicht bei wachen Sinnen diese Stelle niedergeschrieben, da ihm doch billig schon unter dem besonnenen Hinblicke nur auf einen Harms, einen Heubner, einen Sartorius u. A. — der großen Todten der vergangenen Zeit nicht zu gedenken, die der Symbole zum Bestande der Kirche nicht zu entrathen gewußt haben — eher die Feder hätte entfallen müssen, als sie ihm zu solchen Proscriptions-Dekreten dienstbar geworden wäre. Aber so geht es jetzt bei vielen, besonders jüngeren, vom Geiste des Glaubens wohl angeregten, jedoch zur Zeit noch in ihrer Subjektivität befangen gebliebenen Männern. Sie ermangeln zu sehr der eigenen Erfahrung von der Kirche als solcher, von der Gemeinschaft der Gläubigen und Heiligen; nur aus ihrer Subjektivität heraus bilden sie sich ihr Urtheil in diesem Betrachte, und siehe, zu gar wunderlich excentrischen Sätzen haben sie sich verirrt, ehe sie selbst sich dessen versehen. Das ist denn auch Herrn Kämpfe, wie seine Schrift durchweg davon zeugt, in der auffallendsten Weise begegnet. Von der Kirche, als solcher, hat er augenscheinlich durchaus kein Bewußtseyn, und stellt demnach einen grundfalschen Begriff von ihr auf. Das ist sein Protonpseudos. Aus diesem entwickeln sich fast alle anderen irrthümlichen Sätze, deren seine Schrift voll ist, in formaler Consequenz.

Was ist dem Verf. nämlich die Kirche, die äußere Evangelische Kirche? Er — der Antisymboliker — sagt mit wiederholter Berufung nicht auf die heilige, sondern eben doch auf eine symbolische Schrift (Augsb. Conf. Art. VII.): Sie ist die Gemeinschaft von Menschen, bei denen das Evangelium recht gelehrt und die Sakramente recht verwaltet werden. Wäre das wahr, so bestände die Kirche dennoch, ob auch nicht ein Einziger mehr voll Glaubens und heiligen Geistes sich in ihr fände. Das bestreiten nun wir Symboliker auf das Entschiedenste, und stellen — nicht auf den Grund der Symbole, sondern der heiligen Schrift (vgl. insonderheit die apostolischen Sendschreiben) — dem Herrn Verf. und den ihm Gleichgesinnten als unsere durch Schriftzeugnisse von ihnen zu bestreitende Thesis diese Definition von der Kirche — der äußeren, sichtbaren Kirche — auf: Sie ist die Gemeinde, die Genossenschaft aller in Christo Jesu Geheiligten, aller an Christum Jesum Gläubigen, welche die reine Predigt des Evangeliums, und die laut der Zeugnisse desselben eingerichtete Verwaltung der Sakramente haben. Ob sich nun in diese Gemeinschaft auch solche mischen, die eigentlich nicht zu ihr gehören — Halb- und Ungläubige, falsche Christen, Heuchler, Gottlose? Die Schrift bejahet diese Fragen, und die Klagen der Kirche durch alle Jahrhunderte bekräftigen diese Bejahung. An dem lebendigen Baume der Kirche finden sich auch dürre Äste und erstorbene Zweige — und oft ihrer viele; unter dem Waizen wächst auch das Unkraut — und oftmals sehr üppig. Aber die dürren Äste und die erstorbenen Zweige an dem Baume der Kirche können durch den allmächtigen Lebensodem des himmlischen Gärtners noch wieder grünend werden, und das Unkraut unter dem Waizen kann sich durch die Gottesmacht des allerhöchsten Samenpflegers noch etwa in Waizen umwandeln — darum hauet man jene lieber nicht ab, und reutet dieses lieber nicht aus. Gleichwohl sind die falschen Christen, als solche, nicht ein integrirender Theil der Kirche, sondern diese bildet sich einzig und allein aus den wahren Gläubigen und Heiligen, und

die anderen halten sich, der inneren Gemeinschaft mit ihnen entbehrend, nur äußerlich zu ihnen, wie Ananias und Sapphira zu der apostolischen Gemeinde in Jerusalem, wie Simon Magus zu den Gläubigen in Samaria, wie jener Blutschänder und außer ihm die Vielen in Corinth, bei denen der Same des Wortes auf den Fels und unter die Dornen gefallen war, zu der Corinthischen Gemeinde. Die Gemeinden aber selbst, ihrem Wesen nach, bildeten sich nur aus Gläubigen an Christum Jesum und Geheiligten in Christo Jesu. Auf den Grund der heiligen Schrift, uns den specielleren Nachweis für den Fall besonderer Nöthigung, ausführlicher zu werden, vorbehaltend, statuiren wir so über die Kirche. Und nun macht es uns freilich nicht geringe Freude, daß wir — keineswegs die vorgeblich den Symbolen entnommenen antibiblischen Bestimmungen des Herrn Kämpfe über die Kirche, sondern vielmehr — unseren bezeichneten Schriftfund in den kirchlichen Symbolen wiederfinden (cf. Augsb. Conf. und Apologie).

Bei jener ungenügenden Begriffsfassung von der Kirche ist es nun freilich nicht zu verwundern, daß die Entscheidung darüber, was rechte Lehre des Evangeliums und rechte Verwaltung der Sakramente sey, lediglich dem subjektiven Ermessen und Dafürhalten jedes Einzelnen, der mitgezählt wird zu dieser Gemeinschaft, da zugeständlich ein Consensus Aller nicht statt findet („es gibt nicht etwa zwei oder drei verschiedene Auffassungen des göttlichen Wortes, sondern unendlich viele"), anheimgegeben bleibt. So sagt Herr Kämpfe ausdrücklich, wo er seine unirte Kirche näher beschreibt, es werde in ihr protestirt „gegen jede menschliche Auffassung des göttlichen Wortes, die für sich [natürlich anderen und anders auffassenden Menschen gegenüber] verpflichtende Kraft in Anspruch nehme," das heißt doch nichts Anderes, als für die wahre Auffassung erkannt seyn wolle. Und eben so ausdrücklich sagt er: „Die Entscheidung für die Lutherische oder die reformirte Lehreigenthümlichkeit [und mithin auch für jede andere] ist dem Gewissen und der Freiheit jedes evangelischen Christen (d. h. nach dem Vorhergehenden jedes zu dieser unirten Kirche sich haltenden Menschen) überlassen." Da es nun „unendlich viele Auffassungen des göttlichen Wortes gibt," und da jede eben nur des göttlichen Wortes willen, welches sie, sey es wirklich oder scheinbar zu ihrem Objekte hat, wenn sie nur nicht den Anspruch macht, als die allein wahre anerkannt zu werden, in dieser unirten Kirche zulässig und ihres guten Rechtes ist: so ist offenbar hier in der unendlichen Mannichfaltigkeit der Auffassung das die Kirchenglieder umschlingende Band der Einheit, und nicht bloß Menschen von Herrn Kämpfe's Geistesrichtung, sondern eben so auch arianische, socinianische und rationalistische und rehabilitatorische Schwarmgeister — nur nicht die Katholiken und nur nicht die symboltreuen Lutheraner und Reformirten — haben in dieser seiner unirten Kirche ihr rechtmäßig ihnen zustehendes Gebiet. Da sollten wir nun meinen, der Verf. hätte über seinen Begriff von der unirten Kirche schon um deswillen bedenklich werden müssen, weil derselbe ihm die Consequenz auferlegt, grade uns, mit denen er wegen unserer Entschiedenheit für das schriftmäßige Evangelium, dem er selbst von Herzen ergeben ist, in Geistes- und Herzensverwandtschaft zu stehen nicht in Abrede seyn wird, aus seiner Kirche auszuschließen und dagegen Vielen, die ihm fremde sind, und von denen er mit Seufzen redet, in ihr Platz zu machen. Aber er ist darüber nicht bedenklich geworden, sondern hat es über sich gewonnen, in seiner Begriffsbestimmung der unirten Kirche nicht bloß gegen die auf ihre Symbole haltenden und zur Zeit noch wider die Union gestimmten Lutherischgesinnten die Scheidewände noch höher aufzuführen, sondern auch uns, die wir anders als er von den Symbolen denken, aber dabei dennoch mit großer Entschiedenheit der Sache der Union beigetreten und bei ihr beharrt sind, ohne Weiteres aus der unirten, ja aus der Evangelischen Kirche auszuscheiden. Das wäre ein starkes Stück, wenn es sich dem Herrn Kämpfe nicht zutrauen ließe, daß er bei der guten Meinung sey, durch sein strenges und scharfes Verfahren desto sicherer die der Union widerstrebenden Lutheraner und uns an den Symbolen noch haltende Unirte zu Genossen seiner sogenannten unirten Kirche zu gewinnen, weshalb er denn auch mit so großem es Ernste darauf absehen mag, seine Ansichten von den symbolischen Büchern gegen die Ansichten der Lutherischgesinnten und gegen unsere Ansichten von denselben geltend zu machen. Auf diesem Wege aber zum Ziele zu kommen ist ihm in jedem Betrachte mißlungen.

Denn — um mit dem Alleräußerlichsten anzufangen — eine unirte Kirche, wie sie Herr Kämpfe construirt, ist ganz und gar nicht die bestehende in den Preußischen Landen. Und wenn fortan eine solche nach höheren Bestimmungen die Landeskirche seyn sollte, so könnten wir es den widerstrebenden Lutherischgesinnten durchaus nicht weiter verdenken, daß sie zu ihr nicht gehören mögen. Wir selbst möchten um keinen Preis zu ihr gehören. Aber wie gesagt, eine solche unirte Kirche ist die unirte Kirche in Preußen nicht. Bei der Union der beiden Evangelischen Schwesterkirchen ist von einer Abrogation der Symbole so ganz und gar nicht die Rede gewesen, daß dieselben vielmehr, wegen ihrer Übereinstimmung im materialen Princip, von Allen, die zu der empfohlenen Kircheneinigung mit der Erkenntniß, worauf es dabei ankomme, die Hand boten, als die Basis der zu bewirkenden Union betrachtet worden sind, und daß eben Behufs dieser Union, nach dem bei ihr sich regenden evangelischen Friedensgeiste, die bisherigen wahren Bekenner der beiderseitigen Symbole das Geltendwerden dieses unirenden Grundsatzes, gleichsam als eines Zusatzartikels zu den bisherigen Symbolen genehmigten, es solle bei dem von Alters her Streitiggebliebenen für die Einen nicht mehr die reformirte, und für die Anderen nicht mehr die Lutherische Auffassung ein Hinderniß der Kirchengemeinschaft abgeben, und es solle daher namentlich in Betreff des streitigen Hauptpunktes vom heiligen Abendmahl, bei der Verwaltung desselben, das von beiden Theilen gläubig verehrte Wort des Herrn selbst gesprochen und im Äußerlichen die zugeständlich schriftmäßige Weise des Brodtbrechens von beiden Theilen fortan beobachtet werden. — Herr Kämpfe räumt es auch selbst ein, daß durch kein förmliches

Dekret die verpflichtende Kraft der Symbole aufgehoben sey. Er sollte aber mehr thun, er sollte sich erinnern, daß im Jahre 1830 ein Lutherisches Symbol, und zwar dasjenige, dem von jeher die Reformirte Kirche in Deutschland ihre Zustimmung ertheilt, und unter dessen Schirm sie sich in der vergangenen Zeit geborgen hat — die Augsburgische Confession — auf ausdrückliche Anordnung unseres Landeskirchen-Regimens allen evangelischen Gemeinden in Preußen — und zwar den damals schon meistens unirten — als evangelisches Bekenntniß zum Mitbekennen vorgehalten worden ist. Ja, noch mehr, er sollte sich erinnern, daß er selbst, erst vor etlichen Jahren, bei seinem Eintritte in's Predigtamt, nicht bloß auf die heilige Schrift, sondern auch auf die Symbole sich hat feierlich verpflichten lassen. Oder sind ihm nicht bei seiner Ordination, laut der desfalls unzweideutigen Weisung in der neuen Agende die symbolischen Bücher vorgehalten worden? Er hat auf dieselben zwar nicht, wie es nach der früheren Ausgabe angeordnet war, einen förmlichen Eid zu leisten gehabt; aber sein auf alle jene Vorhaltungen in der ernsten bedeutsamen Lebensstunde feierlich gesprochenes Ja scheint ihm doch gewiß nicht minder vollgültig als ein förmlich geleisteter Eid.

Indessen lassen wir dies! Setzen wir, unangesehen den noch rechtsgültigen äußeren Besitzstand, den für Herrn Kämpfe günstigsten Fall, er befehde auf das Anregen und in der Kraft des Geistes der Wahrheit unsere Evangelische Kirche als eine fälschlich sogenannte, und versuche in demselbigen Geiste der seinigen die Anerkennung als der wahren Evangelischen zu vindiciren. Müßten es dann aber nicht diesen ihn anregenden und kräftigenden Geist bezeugende Streiche seyn, die der Verf. behufs der Erschütterung und Umstürzung unserer symbolgetreuen Kirche führt — und hingegen auf der anderen Seite müßte es dann nicht ein von diesem in ihm wirksamen Geiste unzweideutig Zeugniß gebendes Bauwerk seyn, das er in seiner des symbolischen Zusammenhalts sich entäußernden neuen Kirche uns vorführt? Beschauen wir uns doch einmal zuerst diese unirte Kirche ein wenig! Siehe, Menschen zu gemeinsamer Wahrnehmung irgend eines Jeglichem von ihnen zuzutrauenden religiösen Interesses unter einander verbunden. Ein gemeinsames Glaubensbekenntniß gibt es bei ihnen nicht, denn sie haben keinen gemeinsamen Glauben. Nur darüber sind sie einig geworden, an die heilige Schrift wollen sie sich halten. Wie aus ihr ein Jeder bei aller ihm zugelassenen Freiheit und Ungebundenheit im Forschen und Prüfen das göttliche Wort, nach seinem subjektiven Urtheile am richtigsten auffaßt, so gilt es für ihn als göttliches Wort. Da sind nun deren, die forschen als demüthige, aufrichtige und sehnlich nach einer ewigen Wahrheit verlangende Seelen. Ihnen erbeut bald sich der Geist der Wahrheit zum Führer, und leitet sie, wo sie nicht selbst sich ihm eigenwillig wieder entziehen, tiefer und immer tiefer in die Wahrheit und bezeuget ihnen, daß Geist Wahrheit ist und wirkt und fördert in ihnen mit göttlicher Kraft den Glauben, den kein Mensch sich selber kann machen, und durch den sie die Kindschaft und die Gewißheit des himmlischen Erbes empfangen.

Solche sind aber schon darum spärlich zu finden in diesem Vereine, weil bei der ganz anderen Richtung, welche zu nehmen ihren nächsten Vereinsgenossen rechtmäßig zusteht, die Mittheilung geistlicher Gaben zur Glaubensstärkung mittelst der Gemeinschaft mit Gleichgesinnten, bei denen es zu demselben Glauben gerathen ist, zu den selteneren Erfahrungen gehört. Denn siehe da eine gemäß der natürlichen, dem Geiste Gottes widerstrebenden Art jedes Menschenherzens, weit größere zu demselben Vereine gehörige Schaar, die, nach der ihr zustehenden Freiheit, im eigenen Geiste der Selbstsucht und des Hochmuthes mit der heiligen Schrift umgehend, in den rationalistischen Irrthümern das rechte göttliche Wort erkennt! Und siehe dort einen anderen, grade zu dieser Zeit immer mehr anwachsenden Haufen, der im Voraus durch die Einflüsterungen des Fürsten dieser Welt dafür entschieden, die Lockstimmen der Fleisches- und Weltlust keineswegs für bethörende und verführerische zu achten, ebenfalls nach der einem Jeden von ihnen rechtmäßig zustehenden Freiheit die heilige Schrift gebraucht und in ihr solche Grundsätze, die dem Rehabilitirunwesen zur Stütze dienen mögen, als das rechte Gotteswort vorzufinden behauptet. Und die Behauptungen weder des einen noch des anderen Theils ermangeln der kirchlichen Gerechtsame, denn auf die frei gebrauchte heilige Schrift führen sie gemeinsam ihren Ursprung zurück. Die mit Berufung auf die Schrift verbreiteten Irrthümer und Wahrheitslästerungen der Rationalisten und der Rehabilitatoren haben in dieser Kirche völlig gleiches Recht mit den Wahrheitsbekenntnissen derer, die in der Kraft des heiligen Geistes gläubig sind, nur daß thatsächlich diesen von jenen das Recht zu ihrem Bekenntnisse je länger je mehr verkümmert wird, denn da jene den bei weitem größeren Haufen bilden, so dringt begreiflicher Weise ihr Namens der Kirche, in deren Angelegenheiten sie von Rechtswegen mitsprechen, erhobenes Geschrei über mystisches, schwärmerisches, fanatisches Treiben, wofür sie von ihrem Standpunkte aus das Glaubensleben der Gläubigen halten, immer mehr durch, und bald wird — denn die Hörfreiheit, die nicht minder als die Forschungsfreiheit, die ihr in dieser Kirche zustehenden Gerechtsame geltend macht, fordert dies aus der Mehrzahl — bald wird keine bei ihnen sogenannte pietistische, mystische, frömmelnde, schwärmerische ꝛc. Stimme, d. h. keine Stimme evangelischen Glaubens von den Kanzeln mehr zu hören seyn. So ist denn dies werdende antichristische Babel *) die herrliche neue Kirche, welche der wohlmeinende Herr Kämpfe, in wunderlicher Selbsttäuschung befangen, als die wahre Evangelische Kirche uns anpreist, und um derentwillen er die bisher so genannte als eine katholisirende unbedenklich verwirft.

Aber vielleicht hat doch Herr Kämpfe unsere bisher sogenannte Evangelische Kirche, als eine dieses Schicksals würdige, in des Geistes Kraft erschüttert und wankend gemacht? Sehen

*) Daß wirklich ein solches aus der bisherigen Kirche werden kann, bestreiten wir nicht; aber wir mögen nur nicht an ihm mitbauen helfen.

wir zu, wie viel seine Anläufe vermögen. Er setzt uns damit zu, die von uns vertheidigte Kirche sey basirt, entgegen dem Begriffe, den sie als Evangelische von sich selbst aufstelle, neben dem göttlichen Worte der heiligen Schrift, auch auf den menschlichen Auffassungen und Auslegungen desselben in den Symbolen. Ob wohl Herr Kämpfe als ein Wahrheitsfreund bei diesem so ganz und gar nicht zutreffenden und grundfalschen Vorwurfe beharren dürfte? Redet er doch in der That so von unseren Symbolen, wie wenn sie zunächst und vor Allem exegetische Commentare zur heiligen Schrift wären, in denen sich über jegliche Stelle eine Erklärung als die kirchlich allein zulässige vorfände, und in denen leicht, gleichwie etwa in einem rationalistischen Collegienhefte, eine wider den Geist des Glaubens, der als der Geist Gottes die Schrift durchwehet, gradezu angehende Auslegung beliebt seyn könnte. Sind denn aber die Symbole, anstatt schlechthin Auffassungen des Schriftsinnes zu seyn, wie zu denselben unstreitig auch der Ungläubigste, auch der vom Geiste Christi völlig unberührt gebliebene Muhamedaner und Brahmine, so ihm nur der erforderliche linguistische, historische, archäologische ꝛc. Apparat zu Gebote steht, die Fähigkeit besitzt, nicht vielmehr Glaubensbekenntnisse, Glaubenszeugnisse, wie der Herr Verf. selbst in anderen Stellen seines Buches sie nennt? Und zwar, von Seiten welcher Menschen sind sie die Bekenntnisse und Zeugnisse ihres Glaubens? Von Seiten derjenigen, die, nach dem biblischen Begriffe von der Kirche, als Gläubige an Christum Jesum von desselbigen Geistes Kraft sich angeregt und getrieben wissen, der den heiligen Schriftstellern das lautere Wort Gottes zu predigen und zu schreiben eingab, ob sie auch nicht wie diese, völlige Irrthumsfreiheit in Sachen, welche das Heil und die Seligkeit nicht bedingen, für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Die symbolischen Bücher sind nicht und wollen nicht seyn Darlegungen des Schriftsinnes, wie ihn mittelst der grammatisch-historischen Interpretation auch ein ungläubiger Mensch ermitteln mag; nein Bekenntnisse und Zeugnisse *des* Glaubens, zu welchem aus eigener Vernunft und Kraft kein Mensch es bringt, welchen aber Gottes Geist, derselbige Geist, der in der heiligen Schrift redet und zeugt, in den Seelen, die seiner Gnadenarbeit einstmals Raum gaben, gewirkt hat und — welchen er fort und fort in solchen Seelen wirkt, Bekenntnisse und Zeugnisse dieses Glaubens sind und wollen seyn unsere Symbole. Sträubt sich der Verf. hiegegen, daß der Geist der Wahrheit fort und fort denselben Glauben wirke? Nun — hätte er denn wirkliche Freudigkeit zu der Behauptung, was dieser Geist in früheren Zeiten als Gottes Wahrheit bezeugt habe, das könne er in späteren aufhören, als Gottes Wahrheit zu bezeugen; ja wohl gar, was er ehedem als wider Gottes Wahrheit angehende Lüge erkennen ließ, das könne er nun mit dem Siegel der Wahrheit, und was ehedem als mit Gottes Worte übereinstimmende Wahrheit, das nun mit dem Merkzeichen der Lüge versehen? Dann wäre es ja überall nichts mit der christlichen Wahrheit, dann schade um jede Stunde, die wir ihrer Erforschung widmeten! Herr Kämpfe selbst gehört aber nicht zu denen, welche es läugnen, daß es eine Wahrheit, eine gewisse zuverlässige, ewige Wahrheit für uns gibt. Diese Wahrheit, so gewiß sie da ist für uns, so gewiß muß sie erkannt werden können von uns. *Erkennen* wir sie aber wirklich nach ihren eigenen Weisungen im Lichte desselbigen Geistes, der sie offenbaret hat, sind wir also unter seinem Einflusse durch den Glauben der Wahrheit theilhaftig geworden: so können wir es auch nicht lassen, sie zu *bekennen*. Solches unser Bekenntniß aber wird jedenfalls mit dem Bekenntnisse derjenigen aus allen Jahrhunderten, die auf desselben Geistes Wirkung dieselbige Eine Wahrheit erkannt haben, in allen Sachen, die nach der Schrift Objekte des Glaubens sind, zusammenstimmen, ob auch nicht Alle — weil es verschiedene Stufen der gläubigen Erkenntniß gibt — Alles schon mitzubekennen vermögen.

Aber „die unergründliche Tiefe und der unerforschliche Reichthum des göttlichen Wortes sträubt sich dagegen, daß es zu *einer* Zeit, von *einem* Geschlechte, von *einzelnen* ausgezeichneten Männern sollte *völlig* erfaßt seyn!" Behaupten denn dies, wogegen das Wort Gottes sich sträubt, die Freunde der Symbole? Die gläubige Kirche, sobald sie des Vermögens dazu ist, gebe doch in neuen Symbolen, gemäß dem unergründlich tiefen und unerschöpflich reichen Schriftsinne, immer concretere Entwickelungen des Inhalts der älteren, wie es die Kirche zur Reformationszeit in Betreff der ökumenischen gethan hat! Aber, kann denn durch solche concretere Entwickelung, durch solche gläubige Fortführung der Symbolik, was ehedem im Lichte des heiligen Geistes als wahr erkannt und bekannt wurde, späterhin im Lichte desselbigen Geistes als nicht mehr wahr erkannt, und mithin auch nicht mehr gläubig bekannt werden? Was will doch Herr Kämpfe die alten Bekenntnisse der Kirche, weil sie, ob zwar die ewige, seligmachende Wahrheit Gottes, aber noch nicht in aller Vollständigkeit bekennen, darum über Bord geworfen wissen und sie von der jetzigen Kirche nicht mehr bekannt werden lassen? Hat diese denn etwa jetzt Bekenntnisse aufzuweisen, die das Wort Gottes mehr erschöpfen? Und wenn allerdings das Wort Gottes unendlich viel tiefer und reicher ist, als unsere Symbole, sollte es bei der zugeständlich jetzt vorhandenen Glaubensschwäche vieler unserer Kirchenglieder, diesen nicht leichter werden in die minder tiefe Wahrheit, als in die tiefere und in die tiefste hinabzutauchen, wir meinen, sollten sie nicht lieber streben, unsere noch unvollständigen Symbole mit bekennen zu lernen, ehe sie begehren, in das vollständigere Bekenntniß der Kirche, dessen sie noch harren, für ihr Theil mit einzustimmen?

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 9. Juni. № 46.

Zur Verständigung über die Unionssache.

(Des Consistorialrath Dr. Köthe in Allstädt und des Pred. Kämpfe in Magdeburg Schriften in dieser Angelegenheit.)

(Schluß.)

Wenn nun aber in den Symbolen Irrthümer, nachweisbare wirkliche Irrthümer sich vorfänden — wie möchte man dieselben doch als volle Gotteswahrheit mitbekennen? Wir haben hierauf zunächst nur die Antwort: Herr Kämpfe führe uns den Nachweis auch nur eines einzigen Irrthums bei irgend einem Fündamental-Glaubensartikel, der in den kirchlichen Bekenntnissen bekannt wird! Bei einem Fundamental-Glaubensartikel sagen wir, und verstehen darunter einen solchen, dessen Abläugnung oder Entstellung den Grund und Zusammenhang der ganzen biblischen Heilslehre erschüttern und auflösen, und die Mitgenossenschaft an dem seligen Reiche Christi, nach der Schrift, zweifelhaft oder gar unmöglich machen würde. So lange noch kein solcher Irrthum uns mit zwingender Überführungskraft nachgewiesen worden ist, so lange wissen wir uns zuversichtlich als Mitgenossen der auf dem Geiste der Wahrheit gegründeten Evangelischen Kirche, und weil wir ihn, ob auch keineswegs die Urheber unserer Symbole, für untrüglich halten, so erscheint uns jene gesetzte Möglichkeit als eine Unmöglichkeit.

So wären demnach die in Betreff einzelner Punkte klar hervortretenden Differenzen der Lutherischen und reformirten Glaubensbekenntnisse auf keiner Seite für etwas Irrthümliches zu halten? Beiderlei divergirende Ansichten hätten sich unter dem Einwirken des einen Geistes der Wahrheit gebildet, und wären also gleichmäßig wahr? Das glaubt Schreiber dieses freilich nicht. Er ist überzeugt, daß der Schrift ganz adäquat z. B. im Bekenntnisse vom heiligen Abendmahl nur die eine Kirche sich geäußert, dagegen die andere der erkannten und bekannten Wahrheit menschlichen Irrthum wenigstens zugesetzt habe, und sagt es unverholen, daß er seines Theils mit aller Freudigkeit für das Lutherische Bekenntniß in dieser Hinsicht entschieden ist. Wiewohl er nun seine für irgend eine der verschiedenen Nüancen der reformirten Abendmahlslehre gegen die Lutherische Parthei nehmenden Brüder „hierinnen nicht für des Herrn" hierin für irrend hält, so müßte er doch an seiner eigenen Mitgehörigkeit zum Volke Gottes verzweifeln, wenn er darum die reformirten Glaubensbekenner überhaupt nicht als „des Herrn" ansehen wollte. Nein, daß sie ungeachtet ihres von uns Lutherischgesinnten dafür gehaltenen Irrens im Abendmahlsartikel dennoch wahrhaftig „des Herrn" waren und sind, darüber liegt uns nachgrade der Ausweis, als vom Geiste Gottes ihnen ertheilt, zur vollen Genüge vor. „Das Lutherische Bekenntniß vom Abendmahl," sagen wir mit Herrn Dr. Köthe in seiner vorliegenden Schrift, „halten wir mit der gewissesten, zweifellosesten Zuversicht für das alleinwahre, aber keineswegs für das alleinseligmachende." Die demüthige, gläubige Anerkennung der allein gültigen, göttlich gewissen Wahrheit des Schriftwortes gestehen wir gern auch anderen Bekenntnissen zu; hingegen nur in dem Lutherischen finden wir eine völlige Verzichtleistung auf menschliche von dem Worte und Geiste Gottes nicht ausdrücklich genehmigte Versuche, das Unbegreifliche als irgendwie begreiflich darzustellen. Hier ein Bekenntniß, das allen Verstandeszweifeln zum Trotze, mit kräftigem, sieghaftem Glauben sich lediglich an das klare, gewisse Wort dessen hält, der die Wahrheit selber ist; die reformirten Bekenntnisse dagegen, wie kräftig sonst auch der Odem des heiligen Geistes in ihnen wehet, in diesem Betrachte, neben der Kundgebung der Ehrfurcht vor der Wahrheit Gottes, zugleich Versuche menschlicher Deutung und Auslegung enthaltend. Daraus erklärt es sich denn auch, daß wohl die gläubigen Reformirten zum Mitbekennen der Augsburgischen Confession, in der sie auch den Artikel vom heiligen Abendmahl der Schrift völlig conform ausgedrückt fanden, sich gedrungen sehen konnten, wobei sie nur die Deutung und Auslegung dieses Artikels sich vorbehalten zu müssen glaubten, niemals aber die Lutherischen sich getrieben fühlten, einem reformirten Symbole beizustimmen, weil ihnen in jedem derselben hinsichtlich des Bekenntnisses vom Abendmahle eine von ihnen dafür gehaltene menschliche Deutung und Auslegung begegnete. Dies Beispiel weist uns nun auch den Weg zur Bestimmung dessen, worin wegen der menschlichen Schwachheit und Fehlsamkeit die Glaubensbekenntnisse unserer ehrwürdigen Bekenner hin und wieder menschlichen Irrthum enthalten dürften. In den Fundamentalartikeln der Bibellehre sicherlich nicht, in klaren und gewissen Schriftzeugnissen durch Abläugnung und Verwerfung derselben auch nicht; wohl aber in der weiteren Entwickelung der einmüthig anerkannten Wahrheit, wobei sich unvermerkt etwas Irrthümliches an sie anhängen, ob auch niemals aus ihr herauswachsen mag, wohl aber in der Form und dem Ausdrucke des seinem Inhalte nach wahren Bekenntnisses, weshalb es ja allerdings füglich angeht, daß wir, was sich uns wirklich als „unbiblische und menschlich unvollkommene Form nachweisen läßt, aufgeben." Zur Form und zum Ausdrucke müssen wir aber selbst rechnen die nachweisbar nicht im genuinen Sinne aufgefaßten einzelnen Schriftstellen, welche hie und da zur nicht geeigneten Unterlage des sonst aus der Schrift als wahr sich rechtfertigenden Bekenntnisses gebraucht seyn möchten; denn die Bekenner haben uns in den

Symbolen nicht exegetische Commentare, sondern eben Bekenntnisse hinterlassen.

So wäre es doch aber immer unstatthaft, durch die geforderte Verpflichtung der evangelischen Lehrer, wie auf die heilige Schrift, so auf die Symbole, den Inhalt dieser „unevangelisch, ja katholisirend" zu gleicher Würde mit dem göttlichen Worte zu erheben? Aus den bisherigen Erörterungen ergibt sich, daß dies vielmehr das wahre Sachverhältniß ist: Nachdem man dem Geiste der Wahrheit, wie er in der Schrift zeugt, wirklich hat Raum gegeben und durch ihn zur Erkenntniß der Wahrheit gebracht worden ist, so antwortet man nun seinerseits, daß man das göttliche Zeugniß der Schrift als göttliche zuverlässige Wahrheit erkenne. Dies thun nun eben in den Symbolen die zu Einem Glauben im heiligen Geist Vereinten, also die mittelst ihres vom Geiste in ihnen gewirkten gemeinsamen Glaubens die Kirche bildenden Menschen. Da bezeugen sie es, daß sie den Glauben lebendig und regsam in sich haben, welchen sie als erzeugt vom heiligen Geiste durch das ihnen nahe und bei ihnen kräftig gewordene Wort Gottes anerkennen und welchen sie als das über die Mitgehörigkeit zu der Kirche, oder, da thatsächlich mehrere Kirchenabtheilungen sich gebildet haben, grade zu einer bestimmten aus diesen entscheidende Merkmal ansehen. Daß nun die Kirche oder solche Kirche verlangen muß nicht bloß schlechthin auf das göttliche Wort, aus dem auch die in ihrem Sinne Ungläubigen und Irrgläubigen ihre Meinungen zu begründen suchen, sondern auch auf jene den Kirchengliedern gemeinsamen und den kirchlichen Verband bedingenden Glaubensbekenntnisse insonderheit die zu kirchlichen Lehrämtern sich darbietenden Personen verpflichtet zu wissen, das redet ganz von selbst. Als sich dessen bewußt, die Kirche zu seyn, welche die Wahrheit Gottes in der Schrift nach bestem Wissen bekennt, kann sie gar nicht anders. So stellt sie denn die Fragen an den, der ihr sich zu einem Lehramte erbietet, der also öffentlich in ihr mitbekennen will: Glaubst du denn auch dem Worte Gottes in der Kraft des heiligen Geistes? Ist dein Glaube auch gewiß keine Selbsttäuschung? Ist er nicht ein zur Führung des kirchlichen Lehramtes noch unzureichender Neulings- und Anfängerglaube? Ist wirklich mein Glaubensbekenntniß, das ich, die Kirche, der du dienen zu wollen erklärst, dir vorhalte, auch dein Glaubensbekenntniß? Nach dem oben aus der Schrift aufgestellten Begriffe von der Kirche, als einer Gemeinde der Gläubigen, ist es völlig klar, hier ist nichts, das man neben das Wort Gottes als gleiche Verpflichtungskraft mit ihm habend, erhöbe. Die Frage ist nur, ob man dem Worte Gottes glaube, wie die Gläubigen, welche die Kirche bilden, ihm glauben, und ob man also bekenne, wie die Kirche bekennt. Hier ist auch kein Gewissenszwang für den Lehrer — kann er nicht mitbekennen, wer zwingt ihn, ein öffentlicher Mitbekenner zu werden, ein Lehramt in der Kirche zu übernehmen und zu führen?

Hiemit ist denn aber auch Alles erschüttert und umgestoßen, was der Verf. gegen die verpflichtende Kraft der Symbole beigebracht hat. Es ist nichts damit, daß die Forderung — nicht bloß der unionswidrigen Lutherischgesinnten — sondern überhaupt der Evangelischen Kirche, es solle den kirchlichen Lehrern ein Mitbekenntniß der kirchlichen Symbole zugemuthet werden, die Würde der heiligen Schrift verdunkle — nichts damit, daß diese Zumuthung des Mitbekennens ihrer Bekenntnisse zum Katholicismus oder zum Vertrauen auf eitle Menschenlehren und Menschensatzungen, wie sie das Papstthum hat, zurückführe, nichts damit, daß sie den Grundgedanken der Reformation, die heilige Schrift allein ist Norm des Glaubens, *) umstoße — nichts damit, daß sie die evangelische Freiheit, die wahrhaft dieses Namens würdig ist, vernichte, da sie selbst nicht einmal die Willkühr und Ungebundenheit des eigenen Geistes bei denen, die sich weigern in die Bekenntnisse der Kirche mit einzustimmen, beeinträchtigt — nichts endlich vor Allem damit, daß sie die Wirksamkeit des heiligen Geistes beschränke und der Kirche alles eigenthümliche Leben nehme.

So viel über die Kämpfesche Schrift. Was ihre schon im Eingange berührte öffentliche Empfehlung betrifft, so sprechen wir bei dieser Gelegenheit offen die Überzeugung aus, daß mit dem redlichsten und aufrichtigsten Herzen Herr Bischof Dr. Dräseke allein dem biblischen Christus und seinem schriftmäßigen Evangelium in des heiligen Geistes Kraft Feld zu gewinnen sucht, wobei wir es freilich eben so offen beklagen, daß der ihm jetzt noch zusetzende Subjektivismus dieser Zeit seine gesegnete Wirksamkeit eine bei seiner außerordentlichen Begabtheit nicht noch viel gesegnetere seyn läßt. Hinsichtlich der Kämpfeschen Schrift hat nun wohl dem vielbeschäftigten ehrenwerthen Manne nicht bloß dieser Subjektivismus, sondern eben so sehr seine wohlwollende Hochachtung des ihm persönlich nahe stehenden achtungswürdigen und hoffnungsvollen Verf. den sonst klaren und hellen Blick getrübt, und ihn unvermerkt bei jenen Empfehlungsworten bestochen.

An der sehr empfehlenswerthen Schrift von Dr. Köthe möchten wir nur das Eine aussetzen, daß der Verf. die ihm dargebotene gute Gelegenheit unbenutzt vorbeigelassen hat, über die grade in der Lutherischen Streitsache sich so klar herausstellende Nothwendigkeit der Nichtvermengung des Kirchen- und Staatsregiments ein eingreifendes Wort zu sagen. Ihm würde es gewiß gelungen seyn, beim Lichte des Evangeliums, den evangelischen Landesherren die ihnen zwar zustehende — von Gottes und nicht von Menschen wegen — ihnen zustehende Befugniß, auch in der Kirche die Obern und Ordner zu seyn, klärlich nachzuweisen, eben so aber auch ihre von Gottes wegen ihnen obliegende Pflicht, das in ihren Händen vereinte Kirchen- und Staatsregiment in der Praxis mit Bedachtnahme auf die völlige Verschiedenartigkeit der beiden Gebiete, streng auseinander zu halten, und wie die Staatssachen nicht durch kirchliche, so die Kirchensachen nicht durch Staatsbehörden, als solche, verwalten und noch weniger gegen Abirrungen von den kirch-

*) So ist's allerdings. Scriptura sacra *imprimit* nobis *credenda;* libri symbolici *exprimunt* a nobis *credita.*

lichen Statuten nach der Analogie des geeigneten Verfahrens bei Staats- oder bürgerlichen Vergehen einschreiten zu lassen.

Herr Dr. Vischer in Tübingen.

In den Halleschen Jahrbüchern, redigirt von Ruge und Echtermeyer, ist ein Aufsatz zu lesen vom Herrn Dr. Vischer in Tübingen, betitelt: „Dr. Strauß und die Württemberger," worin gezeigt werden soll, wie Strauß grade am ehesten in solchem Neste seine Eier ausbrüten lassen mochte. Es ist dieser Aufsatz wohl dazu geschickt, Jedwedem die Augen zu öffnen über das Treiben der Parthei, deren Bekenner „auf der Höhe der Zeit" zu stehen sich rühmen. Leicht möchte noch Dieser und Jener den Verf. zu den unbesonnenen Terzkyschen rechnen, die vor der Zeit das Kaiserliche Wappen herunterreißen und ihre Fahnen aufpflanzen: wir wollen es ihm danken, daß er solches mit kecker Hand gethan hat. Der glühende Christushaß, von einem Hegelianer hier offenkundig ausgesprochen, sein ruchloses Schmähen auf Alles, was Christum noch Herrn nennet und sich die Sinne noch nicht hat verrücken lassen von der Einfältigkeit in Christo: es soll aller Welt bezeugen, daß die Zeit gekommen, wo die Hölle die Seele weit aufgesperret und den Rachen aufgethan ohne alle Maßen.

Dem, der seine Menschenkinder nicht versuchen läßt über Vermögen, haben wir aber zu danken, daß heut zu Tage die Wölfe aufhören in Schafskleidern zu uns zu kommen; sie kommen im grauen Habit. Die Schlange schleicht nicht stille daher, sondern mit allkenntlichem Geklapper. Die Verführer haben sich behängt mit tausend Wortorden, gleich den Schellen an des Narren Kappe. — Herr Dr. Vischer ist eben so ehrlich, als er gottlos ist. Könnte irgend einem noch ein Zweifel kommen über sein Christenthum, der lese was folgt: „Der Prediger braucht nicht viel heilige Namen zu nennen, heilige Geschichten zu erzählen, er soll wirken, daß der Sohn Gottes in Jedem neu geboren werde, in Jedem sein Erlösungswerk beginne, dann braucht er von ihm, als dieser bestimmten einzelnen Person, an welchen unsere Honoratioren doch einmal im kirchlichen Sinne nicht mehr glauben, eben nicht immer zu reden." Herr Vischer hätte nur das Geborenwerden des Gottessohns erst noch recht zum Begriffe sublimiren sollen, zu seinem Begriffe! Es gibt — ihm zum Trutze — immer noch einfältige Leute, welche für den alten Adam, der sterben soll, den Menschen halten, wie er sündig geboren ward aus Mutterleib, und für den Christus, der geboren werden soll in Jedem, den einigen, wahrhaftigen Gott, der vom Himmel herniederstieg zu den Menschenkindern als Sohn und durch seinen Tod den Sold der Menschensünden über sich genommen und uns gerecht gemacht hat. Das hält Herr Dr. Vischer freilich für „dicken, dogmatischen Stoff" und schreit, daß „dem Gelüste des gemeinen Mannes nicht nachgegeben werde, der davon die Taschen voll bekommen will!" „Der in das Bewußtseyn geleitete Geist des Christenthums, der flüssig gemachte Stoff" soll das Herz erquicken. Das Herz? — Herr Vischer sollte sich rathen lassen, er sollte das Wort Herz entweder streichen aus der Sprache, oder erst das von Gott, unserem Gott gegebene aus aller Brust reißen, mit seinem gebietenden Munde ein Werde! sprechen und mit seiner schöpferischen Hand so ein Ding formen, das zufrieden ist mit seinem versälschten Extrakte des Christenthums. Herr Vischer sollte sich rathen lassen, er sollte das Wort Herz ja nie vor ungeweihten Ohren, auch nicht vor Proselyten des Thors nennen: es möchte so Manchen geben, der bei diesem Worte an eine Stelle in seiner Brust gemahnt würde, wo das Wort Hegel und absoluter Geist noch nicht hineingeklungen! es möchte kommen, daß so mancher Jünger den Meistern, die ihn gedungen, den Kauf aufsagte und sich lieber „die Hölle heiß machen ließe" von den Predigern, die an „der Krätze des Pietismus, dieser Schafraute" kranken, als von jenen den kalten Himmel sich öffnen, da er anstatt des Gottes in seiner Herrlichkeit, den er anbeten will, nur sich selber findet, anstatt des Vaters, zu dem er Abba! sprechen will, nur sich selber, anstatt des Sohnes, an dessen Brust ihn zu liegen verlangt, nur sich selber und immer nur sich selber.

Herr Dr. Vischer redet von den „Ursachen, welche jene Schafraute erzeugen." Wenn er nun hier das Sekten- und Conventikelwesen in specie meint, und dessen Entstehen in ein revolutionäres Streben, in die Lust des gemeinen Mannes verweist, „sich außer dem öffentlichen Gottesdienste noch seine aparte Religion zu halten," so muß man bedauern, daß er in einem ungeheuren Irrthume befangen ist. Am besten hat darauf Leo geantwortet in seinem Sendschreiben an Görres S. 54 ff. Das Bedürfniß, eine Gemeinde im evangelischen Sinne zu haben in einer Zeit, wo es keine Gemeinde mehr gibt: das trägt den Keim in sich von dem, worauf Herr Vischer schimpft; dieses Bedürfniß ist es, und kein anderes, welches sich eine aparte „religiöse Suppe kochen lassen will." Der Verf. ist ja doch ein Hegelianer; er weiß ja doch, daß da nur Reiz ist, wo Mangel ist, wie die Speise nur den reizt, der hungrig ist. Nun, die Leute sind eben hungrig! da halten ihnen Etwelche schimmliges Brodt hin, Herr Vischer aber mit seinem Gelichter wirft ihnen zum Essen vor ihren eigenen Koth: kann er sich wundern, daß nicht Alle satt sich bekennen, daß Viele hungrig bleiben nach dem Manna, das vom Himmel fällt? — O, erst nur den Leuten den Hunger vertrieben und den gesunden Magen verdorben durch Elixire, in einer Hexenküche gemischt, eher gelüstet keinen nach euren Gerichten! — Herr Vischer hat sich nicht entblödet, über das Kreuzigen des Fleisches das Anathema auszusprechen. Will er vielleicht den Dienern am Worte anrathen, die Stellen aus der Schrift zu streichen, wo sein „geflügelter Bote des Geistes" des Satans Engel heißt? soll von den Kanzeln, wo tausend Mal das Wort gelesen ist der Schrift: Welche aber Christo angehören, die kreuzigen ihr Fleisch sammt ihren Lüsten und Begierden! soll es von da her hinführo heißen: Bildet, Genossen, bildet „die Sinnlichkeit, dies edle Werkzeug, im Genusse der Weltfreuden!" Augustinus — das war ein Mann, der nicht „zu träg und zu unfähig war

im Zusammenhange zu denken," und der es weit gebracht hatte in der Bildung dieses edlen Werkzeuges — Augustinus spricht, da er nun Christo angehörte: Ach, lieber Herr, ich will recht in dir sterben, auf daß du in mir lebest. Ich will selber ganz in mir schweigen, auf daß du in mir redest. Ich will selber ganz in mir ruhen, auf daß du in mir wirkest! Leicht wahrlich möchte man Herrn Vischer vor dem Triumphwagen der Sinnlichkeit zusammengejocht schauen mit einem „jungdeutschlichen Mistfinken," der ihm zwar nicht behagen will, weil sein Abfall ihm nicht „energisch" genug ist; leicht möchte man dennoch in ihm solches „ungezogenen Subjekts" Zwillingsbruder erkennen und seine Haranguen an das Fleisch zusammenreimen mit derlei Rede: „Das blühende Fleisch auf den Gemälden des Tizian, das ist alles Protestantismus. Die Lenden seiner Venus sind viel gründlichere Thesen als die, welche der Deutsche Mönch an die Kirchthüre von Wittenberg angeklebt." Ja, meisterlich hat Heine das Lied des Fleisches angestimmt und hat teuflisch wahr gesprochen:

„Himmlisch war's, wenn ich bezwang
Meine sinnliche Begier;
Aber wenn's mir nicht gelang,
Machte's mir doch viel — Plaisir!!"

Freilich, es ist nichts leichter, als kurzweg zu sagen, daß die Männer alle, welche noch Respekt haben vor dem geoffenbarten Worte Gottes, daß die Männer, welche noch ihre Kniee beugen vor dem großen Gotte und sich für des unvergänglichen Herrlichkeit nicht aufdringen lassen wollen ein Gebilde menschlicher Weisheit und einen Popanz, zu dem man nicht beten will, weil man ihn selber zu Gott gemacht; daß die Männer, welche ihren Mund aufthun im Eifer für Jesum Christum und das Schwerdt handhaben im Dienste des Evangelii: daß diese alle toll sind und „durch ihr Geschrei den Fanatismus bis zur Hundswuth anschüren!"

Ist es denn nicht wahr, ihr alle, die ihr den Herrn mit Füßen tretet, ihr alle gehört in der Frangipani Geschlecht!

„Frangipani, das bedeutet einen, dem das Brodt gebrochen:
Wer mein Brodt ißt, tritt mich nieder, hat des Mittlers Schmerz gesprochen."

Herr Vischer hat den Supernaturalismus gescholten und ihm einen „verstockten Pelagianismus" angedichtet. Entweder ist hier von Supernaturalisten die Rede, welche nur Herr Vischer also heißet, oder es ist ihm sehr anzurathen, vorläufig die Theologie zu studiren, wenn er sonst wieder über sie reden will. Wir glauben wohl, daß ein Jubel gewesen ist sonder Gleichen in des Verf. Gefolge, als durch Herrn Dr. Strauß an den Tag kam mehr als eine Halbheit und Inconsequenz in der Lehre so Mancher von denen, welche festhalten am Worte Gottes, über welches die Kirche wacht. Aber auch die Cedern auf Libanon wanken und erzittern, wenn Stürme daher fahren: doch sie fallen nicht. Ihre Wurzeln kräftigen sich, ihr Mark wird gesunder. So ist in des Herrn Dr. Strauß Munde der Fluch zum Segen geworden und seine Zeitmedicin, welche die Kirche ausgespien hat wie böses Gift, hat läuternd und reinigend gewirkt auf viele Glieder. Und das ist es ja, was die treuen Diener des Herrn trösten soll, damit ihr Herz stille zu Gott sey, wenn sie mit Grauen sehen, daß der Fürst dieser Welt sich Kapellen an Kapellen baut, das ist es, daß sie wissen, die Sünde und das Irrsal müssen dazu dienen, des unvergänglichen Gottes Namen zu verherrlichen; und wenn sie rufen: Herr, stehe auf, daß die Menschen nicht überhand kriegen! da wissen sie, daß die Schrift von der Kirche sagt: die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ja, wir erfahren allerwege und alle Tage, was Pascal gesagt hat: Il y a plaisir d'être dans un vaisseau battu de l'orage, lorsqu'on est assuré qu'il ne périra point. Les persécutions qui travaillent l'église sont de cette nature.

Betrachtungen eines Laien über die neue Betrachtungsweise der Evangelien des Dr. D. F. Strauß. Götting. Druck und Verlag der Dieterichischen Buchhandlung, 1837. Motto: Ihr seyd theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.

Bei den starken Rückschritten oder Fortschritten, welche Dr. Strauß von jenem ersten Standpunkte aus, der ihm einen Namen machte, seither gemacht hat, muß man sich sehr beeilen, nicht nur mit den Widerlegungen selber, welche schon zu spät kommen möchten, sondern auch mit der litterarischen Berichterstattung über dieselben ein Ende zu machen. Nach Tholuck's Ansicht hat sich Strauß von seinem renommirten Standpunkte aus in die Stellungen des trivialen Rationalismus zurückgezogen; was von einem recht verzweifelten Entschluß zeugen würde, da er selber vorher dieses Gebiet mit dem Blicke der Verachtung gerichtet hat. Ob er sich aber in dieser Region, um mit Göthe zu reden, „ein Bauerngütchen erwerben" werde, d. h. ob er es zu einem bestimmten Systeme bringen sollte, wie Röhr, Paulus und Andere, oder ob es sein Loos bleiben sollte, auf dürrer Haide im Kreise herumzugehen, wie dies mit Bretschneider und ein Paar anderen berühmten Theologen der Fall ist: darüber wird die Zukunft entscheiden müssen. Zu besorgen steht freilich das Letztere in hohem Maaße. Denn bei der Art und Weise, wie Strauß die Wahrscheinlichkeiten und scheinbaren oder wirklichen Argumente handhabt, kann man sich wohl denken, daß er jedes Jahr ein ganz neues Leben Jesu schreiben könnte, und zwar jedesmal mit neuen und anderen Resultaten; besonders wenn man bedenkt, daß bei ihm der kritische Canon, nur das anzunehmen, was grade er sich „denkbar" oder „vorstellig" machen kann, eine so entschiedene Rolle spielt. So oft ein Baum neue Ringe gewinnt, so oft erweitert sich bei einem Menschen der Kreis des für ihn Denkbaren, und wohl noch viel öfter.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 13. Juni. № 47.

Betrachtungen eines Laien über die neue Betrachtungsweise der Evangelien des Dr. D. F. Strauß. Göttingen, Druck und Verlag der Dieterichischen Buchhandlung, 1837. Motto: Ihr seyd theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.

(Fortsetzung.)

Wie viele neue Editionen und Modifikationen des Straußschen Lebens Jesu wird schon dieser Umstand allein nöthig machen, wenn er nicht früh genug das Absprechen gegen das einstweilen Ungedenkbare aufgibt, um sich die ewigen Retraktationen zu ersparen, zu welchen doch in der That der vornehme Blick am Ende sich wenig schicken will. Und was vollends den Canon anlangt, die jedesmalige Ansicht mit dem jedesmal Vorstelligen abzuschließen, so wäre mit seiner Gültigkeit die Theologie des Lebens Jesu sogar von allen Wechseln der Gemüthszustände abhängig gemacht, und zwar insbesondere des Gemüthszustandes dieses Einzelnen, der die Prätension gemacht hat. Und dies wäre nun freilich unter allen Prätensionen, welche je gemacht worden sind, die ungeheuerste, daß die Ausdehnung und Fülle der evangelischen Geschichte bestimmt werden sollte nach der Vorstellungskraft und Vorstellungsfrische, nach dem schlechten und guten Wetter in der Seele des bekannten Theologen. Gewiß müßte man ihn dann auf's Schönste halten, und säuberlicher verwahren, wie die Morgenländer ihre heiligen Thiere oder Fürsten, damit er uns mit der heitersten Seele nur eine rechte Weite und Frische der Vorstellungen für die evangelische Geschichte gewinnen möchte. Aber auch bei der glücklichsten Stimmung würde er dennoch uns mit seinem kaleidoskopischen Spiel mit der evangelischen Geschichte ergötzen wollen, und am Ende würde die Langeweile uns tödten. Dieser Feind aber, die Langeweile, droht vielmehr seinen kritischen Leistungen ein Ende zu machen. Wer will denn immer wieder davon Notiz nehmen, wie sich einem einzelnen Theologen immer wieder die Ansicht von der evangelischen Geschichte anders gestellt oder verschoben hat, nach allen Jahrgängen des Denkbaren, nach allem Wechselspiele des Vorstellbaren, nach allen anderen schreckhaften oder ermuthigenden, zur Verherrlichung oder zur Antiverherrlichung disponirenden Einflüssen?

Das obengenannte Werk gehört aber nicht zu denen, welche etwa mit der ersten und zweiten Ausgabe der Straußschen Schrift so verkettet sind durch bloße Widerlegung ihrer Resultate, daß sie mehr oder minder selber mit antiquirt werden, so wie die Antiquirung der genannten Anflagen vor sich geht. Denn es befaßt sich nicht bloß mit den Resultaten der Straußschen Kritik, sondern vorherrschend mit dem Wesen und der Methode derselben, und indem es diese Art der Kritik selber kritisch vernichtet, ist es nicht nur als eine sieghafte Streitschrift gegen die bisherigen, sondern auch gegen die folgenden Ausgaben des Straußschen Lebens Jesu zu betrachten, so lange Geist und Methode jener Kritik sich nicht im Wesentlichen ändern. Ja es wirft eine scharfe, helle Beleuchtung auf das rationalistische Verfahren mit der evangelischen Geschichte überhaupt, und sucht mit schöner Klarheit, strenger Gewissenhaftigkeit und christlichem Ernst den theologischen Verstand wieder zu sich selber zu bringen, zum Nüchterwerden von jenem sophistischen, faseligen, hin und her baumelnden Wesen, zu welchem er in manchen Kritikern von ausgezeichneten Verstandesgaben durch die Berauschungen in unerhörten Neuerungs-Phantasmen gerathen ist. In diesem Sinne könnte man diese „Betrachtungen eines Laien" ein Produkt des gesunden Menschenverstandes nennen. Es ist ein Werk des Menschenverstandes, wie er am rechten Glauben wieder einen schönen Grad von Gesundheit erlangt hat, indem er sich durch den Glauben selbst zur gewissenhaftesten Wahrhaftigkeit verpflichtet und gerüstet weiß, zu genauer Prüfung und entschiedener Unpartheilichkeit berufen und gesegnet. Es erfreut sich der reinsten Voraussetzung des Gemüthes, daß nämlich Jesus der Christ Gottes sey, und dadurch ist es gegen schlechte Voraussetzungen gesichert, denen der Voraussetzungslose eben so nothwendig verfallen muß, wie ein herrenloses Rößlein übel berathen ist, indem es herumlaufend dem ersten, besten Herrn wieder verfällt. Das Werk verhehlt seine positive, christliche Grundlage nicht, aber es kämpft nicht mit kirchlichen Formeln und Glaubenssätzen gegen die Argumente der Kritik, sondern mit freien Argumenten frischer Einsicht. Es setzt Uhr gegen Uhr, Verstand gegen Verstand, und zwar eine intellektuelle Kraft von der gediegensten Art, deren feine Gewandtheit und Vielgeübtheit den gesunden Kern ihrer inneren Einheitlichkeit und redlichen Festigkeit nicht verletzt hat. Ja man kann wohl sagen: in diesem Falle vertritt der freie Weltmann das Interesse theologischer Striktheit und Schlichtheit des Verstandes gegen die falsch-diplomatischen Künste einer der Theologie äußerlich dienstbaren, aber sophistisch unholden Forschung. Man fühlt es hier wieder, wie herzstärkend die Operationen ächter Verständigkeit sind, wenn sie das wirrende Gewebe des Scheinverstandes aufdeckt, und wie wahr die Bemerkung Rahel's bleibt, daß viel Herz dazu gehört, um verständig zu seyn, daß Manchen die Einsicht ausgehe in Folge mangelnder Herzenskraft, womit auch der Sprachgebrauch der heiligen Schrift, die von den Gedanken des Herzens redet, übereinstimmt. Den Umstand an sich, daß hier ein Laie den

christlichen Glauben vertritt gegen einen Theologen, wollen wir nicht weiter hervorheben. Man ist ja an diese einerseits traurige, andererseits aber erfreuliche Erscheinung schon gewöhnt. In diesem Falle aber tritt das als besonders erfreulich hervor, daß der treffliche Laie die Sache des Evangeliums mit einer so feinen, blanken und scharfen Waffe der Verständigkeit geführt hat. Man hat in der neuesten Zeit mehrseitig nach der Ehre gezielt, für den zweiten Lessing zu gelten. Wir glauben nicht, daß unsere Zeit sich in ihrer Produktivität so übernehmen werde, etwa ein halbes Dutzend zweite Lessinge auf einmal hervorzubringen. Unser Vers. wird jedenfalls an diesem Collektiv-Lessing nicht participiren wollen, nachdem Strauß schon einen so bedeutenden Antheil an diesem Renommée vorweg hat; allein wir müssen gleichwohl bemerken, daß uns seine Schrift lebhaft an Lessingsche Art, Klarheit, Schärfe und Gediegenheit erinnert.

Das Werk besteht außer einem Vorwort und Schlußwort aus drei Abschnitten. Im ersten Abschnitt beleuchtet der Verf. den Standpunkt der Kritik. Er zeigt hier, daß es mit der gerühmten Voraussetzungslosigkeit nichts sey, daß die betreffende Schrift offenbar von der Voraussetzung ausgehe: „daß die Evangelien etwas ganz Anderes sind, als wofür sie bis jetzt gehalten worden." „Eine absolute Voraussetzungslosigkeit," setzt der Verf. hinzu, „wenn sich ein Mensch dieser negativen Gabe rühmen könnte, würde keineswegs völlige Freiheit des Geistes, sondern dessen gänzliche Leere von aller Idee beweisen." Dieses Axiom wird nun wohl allmählig zu einer genügenden, und für die Kritik sehr bedeutsamen Geltung gebracht seyn; eben so wie das andere, daß man das Sinnvolle, Symbolische, die Idee in der Geschichte suchen müsse, nicht aber ausschließlich oder vorwiegend außer ihr in den Mythen. Indem der bekannte Kritiker das Sinnige in den Erzählungen zu einem Merkmal des Mythischen, Ungeschichtlichen hat machen wollen, hat er den bösen Dualismus, der zwischen dem Idealen und Wirklichen eine Kluft macht, auf's Äußerste getrieben, und darauf hinausgearbeitet, dem verzweifelnden Worte Talbot's in Schiller's Jungfrau von Orleans Bahn zu machen: Unsinn du siegst! Dieser Tendenz gegenüber können wir das Wort unseres Vers. etwa folgendermaßen umschreiben: Eine absolute Sinnlosigkeit — wenn ein Kritiker diese zum zuverlässigen Merkzeichen des Historischen machen wollte, würde die Weltgeschichte keineswegs zu einem Schauplatze des Geistes stempeln, sondern in gänzlicher Entleerung von aller Idee erscheinen lassen. Mit vollem Rechte macht nun der Verf. seinem Gegner den Vorwurf, er habe die Begriffe von „gläubigen" und von „unwissenschaftlichen" Voraussetzungen durcheinandergeworfen. Er bezeichnet die Verkennung der eigenthümlichen Natur des Glaubens sehr sinnreich als den heimlichen, durchschleichenden Rechnungsfehler in der Arbeit des Dr. Strauß, wodurch sein ganzes Facit nothwendig ein falsches geworden sey. Diese Verkennung geht aber nach ihm hervor aus dem Grundsatze des Kritikers, „daß nichts, was wir Übernatürliches zu nennen gewohnt sind, als wahr gelten könne." „Wie mit diesem Grundsatze," sagt der Verf., „das Christenthum oder überhaupt irgend eine Religion bestehen kann, ist nicht einzusehen, wenn man unter Religion eine Lehre versteht, die sich an eine höhere, der äußeren Wahrnehmung nicht zugängliche Welt anknüpft." Der Vorstellung nun, daß der Glaube nichts Anderes sey als ein unsicheres, ungewisses, halbes Wissen, setzt der Verf. den christlichen Begriff des Glaubens entgegen. Der Glaube ist wesentlich religiöser, sittlicher Natur, darum kann er auch von der Dialektik nicht abhängig gemacht werden. „Nehmen wir die Reflexion, wie sie in der menschlichen Seele erwacht, ohne Voraussetzung in ihrer doppelten Richtung nach Innen und nach Außen gerichtet, so finden wir alsbald ein vorhandenes, wenn auch unklares Bewußtseyn: daß es etwas Heiliges außer und über dem Menschen, und etwas Unheiliges in ihm gibt. Die Dialektik mag gegen diese Betrachtung den Protest einwerfen, man dürfe sie nicht in's Gewissen schieben, dadurch gehe die Freiheit der Diskussion verloren; so ist es indessen nicht gemeint, man kann sehr gut bona fide auch über das Heiligste diskutiren, wenn nicht grade immer auf offenem Markte, doch in der eigenen Seele; der Dialektik zu Liebe kann man aber nicht von dem abstrahiren, was wesentlich zur Sache gehört, und das Abstrahiren von der inneren Offenbarung durch das Wort Gottes im Gewissen, das kein Mensch wegläugnen kann, ist nichts Anderes als ein Kunstgriff gegen die Offenbarung überhaupt; deshalb streben alle Gegner der Offenbarung danach, sich die Sache aus dem Gewissen zu schieben, unter dem Vorwande, man solle sie ihnen nicht hineinschieben, da sie da nicht hingehöre. Sie ist darin, sie hängt unzertrennlich damit zusammen, man setze sie wie man wolle." An diese allgemeine, unumstößliche Gewißheit knüpft nun der Verf. die Geltung der göttlichen Offenbarung an. Hier springt er nun sofort auf die heilige Schrift über, ohne diese erst durch die ursprüngliche, mündliche, geschichtliche oder kirchliche Offenbarung zu vermitteln. „Findet der Mensch nur eine aus uralter Vorzeit überlieferte Schrift u. s. w." In dieser Weise, nämlich als zufälliger Entdecker, kommt ja der Mensch nicht zu der heiligen Schrift; wenigstens gehört das zu den seltensten Ausnahmen von der lebendigen Regel. Allein das über die heilige Schrift Gesagte an sich ist ganz vortrefflich. Die vier Evangelien insbesondere werden charakterisirt als solche, die sich von allen anderen seitdem geschriebenen Büchern auffallend unterscheiden. „Ein kindliches Gemüth findet einfache und doch erschöpfende Sittenlehren, der Fromme Erbauung, der Verzweifelnde Trost, der Hochmüthige manche erschütternde Mahnung und Warnung, der tiefsinnige Denker reichen Stoff für seine Studien, der Geniale Funken und Blitze, die ihm seinen Horizont glänzend beleuchten, der Rationalist kauet und wiederkauet unermüdlich an dieser harten Speise, der Kritiker schmiedet, brennt, feilt, destillirt und laborirt an dem Stoffe, und findet wenigstens eine interessante Beschäftigung darin." Hierin und in der weiteren Deduktion liegt der Gedanke, daß es in den Evangelien einen für die skeptische Dialektik, für den Zweifel unantastbaren

Kern gebe, wenn auch dieser Gedanke nicht bestimmt hervortritt. Und darauf ist großes Gewicht zu legen. Man kann in dieser Beziehung die radikale Kritik für das Gegenbild jenes Jägers halten, der seine Büchse auf einen Affen angelegt hatte, um ihn zu erschießen. Der Affe machte ein so menschenähnliches Geschrei und Zeichen der Angst, daß unser Jäger erschüttert wurde von dem unwillkührlichen Gefühl, er habe einen Frevel begehen wollen, und seinen Schuß aufgab. Die radikale Kritik verwechselt umgekehrt die heiligen Bücher mit der niedrigeren Species sagenhafter Volksschriften, insbesondere mit den Apokryphen, in denen man Nachäffungen der ächten Evangelien erblicken könnte. Sie läßt sich durch das helle und erhabene Antlitz der Schrift nicht stutzig machen, sondern hält sie mit scheinbar sicherer Kaltblütigkeit für ein jagdbares Wild, drückt die Augen zu, und drückt los. „Es ist ein Schuß gefallen!" hat der Kritiker selber gesagt, daher kann man uns dieses Gleichniß nicht verdenken wollen. Daß ihm die kugelfreie Erscheinung sein plattes, kaltes Blei wieder zurückgeworfen, sollte statt des „Weiberschreckens," den sein Schuß nach seiner Meinung erregt hat, billig einen bei dem Unheimlichen erschauernden Männerschrecken zur Folge haben. Man wird uns nicht mißverstehen, als wollten wir die unbefangene, die christlich befreite Kritik der Evangelien in Anspruch nehmen. Auch der Verf. verwirft sie nicht. „Der Zweifel an sich," sagt er, „ist keine Sünde, sondern nur ein Zeichen der Unvollkommenheit der Erkenntniß, ein Bewußtseyn der Möglichkeit des Irrthums, denn der Vollkommene würde nie zweifeln, weder im Glauben noch im Wissen; das Läugnen alles dessen, was jenseit des Bereichs des Wissens liegt, ist nicht Zweifel, sondern die falscheste aller Voraussetzungen, die mit der Prätension, die Menschen denken zu lehren, die Gedanken gründlich zu der Vorstellung verkehrt hat, daß der Philosoph, indem er ein System macht, die Wahrheit selbst machen könne, und über seinem Begriff nichts zu begreifen übrig bleibe." Äußerungen wie diese beweisen es, daß der Verf. von einem geistig freien Standpunkte aus den Standpunkt der besprochenen Kritik beurtheile; zum Überflusse jedoch möge noch die folgende Erklärung desselben davon Zeugniß geben: „Der Glaube an eine göttliche Offenbarung, an eine Wahrheit, von deren Existenz wir überzeugt sind, ohne sie vollständig übersehen zu können, und ohne uns einzubilden, daß wir sie gemacht haben, und daß sie ohne unsere Bemühungen gar nicht existiren würde, dieser Glaube ist offenbar etwas ganz Anderes als die sogenannte Rechtgläubigkeit, die mit einem korrekten Bekenntniß fertig zu seyn meint. Diese sogenannte Rechtgläubigkeit hat viel mehr mit der philosophischen Dressur gemein, als mit dem lebendigen Glauben, beide halten sich für die rechtmäßig privilegirten Besitzer der ganzen Wahrheit, ob die Einen nun diejenigen, die nicht denselben Besitztitel nachweisen können, als Ketzer verdammen, oder die Anderen menschenfreundlich sie nur als Dummköpfe verachten, das ist nur eine Variation auf dasselbe Thema, und für den Begriff eigentlich kaum der Rede werth."

Den zweiten Abschnitt des Werkes halten wir für besonders gelungen. Er beleuchtet das Verfahren der Kritik. Hier tritt also der Verf. den Operationen des Kritikers antithetisch entgegen; in der Antithese aber kann sich am günstigsten eine gediegene Verständigkeit entfalten, wenn sie einer guten Sache dient. Zuerst ist von der Behandlungsweise der Evangelien im Allgemeinen die Rede. Der Verf. will zwar nicht gegen die Zeugnisse gelehrter Theologen auftreten, welche über das Werk von Strauß geurtheilt haben, „der Ernst der Wissenschaft sey in ihm nicht entheiligt," doch meint er, „es sey weder Ketzereifer noch Fanatismus nöthig, um hie und da seltsame Merkmale unter dem ehrwürdigen Gewande hervorkommen zu sehen, die nicht ganz aussehen, als wenn sie dem Ernst der Wissenschaft angehörten." Das Verfahren des Kritikers gründet sich auf einige Canones, welche der Verf. auf eine geringere Anzahl reducirt hat, als Tholuck in seiner glänzend und vernichtend witzigen Bearbeitung dieser Parthie. Aber in der Beurtheilung der Handhabung dieser Canones von Seiten des Kritikers trifft unser Verf. mit Tholuck auffallend zusammen. Tholuck läßt den Kritiker in einer Retorte alle Stoffe der evangelischen Geschichte verflüchtigen, während hier von einer „Stampfmühle" die Rede ist, „worin die Lebensfragen des Christenthums wie die unbedeutendsten Nebendinge, alles mit gleich eisernem Fleiße pulverisirt werden." — Hierauf läßt sich der Verf. auf Einzelnes ein nach folgenden Überschriften: 1. Geschichten, welche uns die Evangelisten nicht als Augenzeugen erzählen (Sagenhaftes), 2. Wunder, 3. Blick auf die Bearbeitung des Schlußsteins der evangelischen Geschichte; die Auferstehung. Wir dürfen uns nicht erlauben, die Arbeit auch hier durchgehend im Einzelnen zu begleiten, bemerken jedoch im Allgemeinen, daß sich der Verf. mit großem Takte in seiner Sphäre hält, und doch auch wieder mit Einsicht überall die Theologie eines intellektuell geförderten Christenlebens beurkundet. Namentlich gibt er dem Dr. Strauß einen ächt theologischen Aufschluß über den Sinn der Stelle bei Marcus: Jesus war in der Wüste bei den Thieren; von welcher Stelle Strauß erklärt hatte, er müsse sich vor der Hand bescheiden, in den Sinn dieser Angabe einzudringen. Die Parallele, welche der Verf. zwischen den Dämonischen und Trunkenbolden zieht, um der Läugnung der eigentlichen Besessenheit von Seiten des Kritikers mit einer alltäglichen Erscheinung zu begegnen, in welcher ja auch ein räthselhafter Geist spuke, ist sinnreich durchgeführt; über die theologische Frage nach der Natur des dämonischen Leidens kann sie freilich nichts entscheiden. Die Kritik der Auferstehungsgeschichte ist trefflich beleuchtet; namentlich wird die künstliche Construktion, womit der Kritiker aus der anfänglichen Trostlosigkeit der Jünger über den Tod Jesu allmählig Hoffnungen, dann Visionen, endlich den auf schwärmerischer Selbsttäuschung beruhenden Auferstehungsglauben hervorgehen läßt, in ihrer ungeheuren psychologischen Widersinnigkeit glücklich beseitigt. — In dem dritten Abschnitte seines Werkes endlich behandelt der Verf. das Resultat, das sich aus der Straußschen Kritik herausbildet, womit namentlich der aus der Zer-

trümmerung, welche sein negatives Verfahren angerichtet hat, hervorgehende positive, dogmatische Schluß gemeint ist. Diese Glaubenslehre vergleicht der Verf. sehr treffend mit der Luftspiegelung einer lebendigen Quelle, welche dem Wanderer bei seinem mühevollen Zuge durch die dürre Wüste der Straußschen Kritik immerdar täuschend vorschwebe, aber am Ende dem Durstigen keinen Tropfen gebe. Ihn freilich hat diese Fee Morgana nicht getäuscht; „schon in der Einleitung hat er zu merken bekommen, daß es mit dem Kunststück des Wiederaufbauens nicht viel werden würde."

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Kurhessen.) Behufs der Verpflichtung der evangelischen Geistlichen in Kurhessen ist folgender Diensteid und Revers für dieselben in diesem Jahre erschienen.

Ich reversire und verpflichte mich hiedurch und Kraft dieses:

Seiner Hoheit dem Landesherrn schon in Gemäßheit meiner Staatsbürger- und Unterthanenpflicht fernerhin treu, hold und gehorsam zu seyn, die Landesverfassung zu beobachten und aufrecht zu erhalten, des Staates Schaden abzuwenden, dessen Wohl nach Kräften zu befördern.

Insonderheit gelobe und verspreche ich hiemit, in Bewußtseyn der Heiligkeit und hohen Verantwortlichkeit meines Berufes, unter täglichem Gebet und Flehen zu Gott, und Kraft des Beistandes seines Geistes, eine treue und gewissenhafte Erfüllung aller in Folge des mir übertragenen heiligen Amtes zukommenden Obliegenheiten, dergestalt, daß ich

1. als Lehrer und Diener des Evangeliums von Christo, der mir anvertrauten Gemeinde, den Mündigen und Unmündigen, die christliche Lehre nach Inhalt der heiligen Schrift und mit gewissenhafter Berücksichtigung der Bekenntnißschriften der Evangelischen Kirche ohne Menschenfurcht und Menschengefälligkeit verkündigen und allen Ernstes darauf Bedacht nehmen will, daß, mit Vermeidung alles der christlichen Erbauung nicht Dienenden, christlicher Glaube und christliches Leben in der Kirche des Herrn gegründet und befördert werde,

alle heiligen Handlungen würdig vollziehen und besonders die Sakramente nach der Einsetzung unseres Heilandes und seiner Apostel und im Sinne und gemäß der Anordnung der Evangelischen Kirche treu verwalten, den Confirmanden den Religionsunterricht mit allem Fleiße und vorschriftsmäßig ertheilen, auf den öffentlichen Unterricht in den Schulen meiner Gemeinde meine thätige Aufmerksamkeit richten, um auch dadurch christliches Leben zu fördern,

der Seelsorge mit allem Fleiße und aller Liebe mich widmen will durch Rath und That mit Beziehung auf Gesunde und Kranke, auf daß die geistige und leibliche Noth in meiner Gemeinde von Tag zu Tag gemildert, ihr Wohl von Tag zu Tag gefördert werde, und erstehe das auserwählte Geschlecht, das Königliche Priesterthum, das heilige Volk, das Volk des Eigenthums. 1 Petr. 2, 9.

Ferner verspreche ich

2. als Vorbild meiner Gemeinde in allen Stücken und stets der zu seyn, wozu ich die Anderen zu führen den hohen Beruf und die heilige Verpflichtung habe, namentlich überall und zu allen Zeiten ein Verhalten zu zeigen und zu beobachten, wie es geziemet und wohlanstehet einem rechtschaffenen Prediger des Evangeliums, das da will, daß die, welche Theil nehmen sollen an seinen Segnungen, sich rein erhalten von der Welt und ihren Befleckungen, wie die Schrift das Bild des evangelischen Predigers herrlich zeichnet, 1 Tim. 3, 2—10., 4, 12—16., Tit. 1, 7 ff.: denn nur so wird sich bewähren an ihm das Wort, „wo du solches thust, wirst du dich selbst selig machen und die dich hören," 1 Tim. 4, 16., und nur so wird er wahren Trost haben in der Zusicherung, „welche aber wohl dienen, die erwerben ihnen selbst eine gute Stufe und eine große Freudigkeit im Glauben, in Christo Jesu," 1 Tim. 3, 13., Amen!

Dessen zu Urkunde habe ich diesen Revers eigenhändig unterschrieben. So geschehen u. s. w.

Dazu fügen wir noch folgende Bemerkungen: Dieser Eid und Revers ist in dieser Abfassung für die Pfarrer auf landesherrlichen Stellen. Für die Pfarrer auf Patronatstellen wird noch folgender Zusatz gemacht: Insonderheit gelobe und schwöre ich, daß ich die mir übertragene Pfarrstelle zu N. N. ohne alle Simonie, auf eine rechtmäßige Art erhalten habe und verspreche hiemit im Bewußtseyn der Heiligkeit, und so fort ohne Veränderung.

Dieser Eid wird bis zu Ende, zu dem Worte „Amen" dem zu Verpflichtenden vorgelesen, so aber daß der Geistliche die Worte des Eides nicht nachzusprechen hat. Dagegen hat dieser sein heiliges Versprechen, dem Eide nachzukommen, durch folgende Formel zu leisten:

„Demjenigen, was mir so eben vorgelesen worden und was ich wohl verstanden habe, schwöre ich in allen Stücken getreulich nachzukommen, so wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum, unseren Herrn."

Sodann muß der Diensteid von dem verpflichteten Prediger als Revers unterschrieben werden. Bei Beförderungen aber und Versetzungen wird der Eid nicht wiederholt, sondern nur als Revers unterschrieben. Entworfen ist dieses Formular von dem Consistorialrathe, Professor Dr. Scheffer zu Marburg, von einem Manne, der auch in seiner neulich „Über Predigervereine und eine Reform des Conventwesens" (Marburg 1838) erschienenen Schrift ein gutes Wort zu rechter Zeit geredet hat. — Mag auch mancher Pfarrer gleichgültig seyn und nach dieser Schrift gleichgültig bleiben; manche waren schon thätig für Fortbildung ihrer theologischen Kenntnisse, nicht wenige aber sind durch dieselbe angeregt. — Auch nach einer anderen Seite hin regt sich bei uns hie und da ein christlicher Eifer, angefacht zunächst durch ein Ausschreiben des Consistoriums zu Marburg.*) An mehreren Orten nämlich werden die alten Katechismen, die voll Kraft und Leben sind, in Schulen und beim Confirmandenunterricht gebraucht. Und es ist wahrhaft erquickend zu sehen, wie hochbetagte Christen mit einer rührenden Freude das alt und ewig neue Evangelium, wie es in jenen Katechismen aus den Zeiten der Reformation niedergelegt ist, bei ihren Enkeln nach langem Schlummer gleichsam erwachen sehen. Was den oben angeführten Diensteid betrifft, so können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß auf die Beachtung der Bekenntnißschriften mehr möge gedrungen worden seyn! In dem von Dr. Scheffer gemachten Entwurfe, an welchem sonst fast nichts geändert wurde, ist, wie wir hören, eine engere Verbindung der Bekenntnißschriften mit dem Worte Gottes angegeben, auch namentlich der Augsburgischen Confession Erwähnung geschehen.

B. D.

*) Dieses Ausschreiben ist in der Ev. K. Z. mitgetheilt — Augustheft 1836.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 16. Juni. № 48.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

Dritter Artikel.

Nach Verlauf von vier Jahren setzen wir hiemit den begonnenen geschichtlichen Überblick des Übergangs der Orthodoxie in die Neologie fort.*) Wir haben den geneigten Lesern in's Gedächtniß zurückzurufen, wie wir in dem erst'en Artikel versuchten, die historischen Verhältnisse der Deutschen Theologie in der Zeit, in welcher die Umwälzung begann, darzulegen und die mitwirkenden äußeren Umstände anschaulich zu machen, wie sodann der zweite Artikel sich mit dem Manne beschäftigte, in welchem die stamina fast aller später als Neologie auftretenden Tendenzen und Lehren sich vereinigten, nämlich Semler. Durch sorgfältig gesammelte Auszüge aus seinen Schriften wurde belegt, wie er auf dem Gebiete der Exegese, der Dogmatik und der Historie unzählige Samenkörner neuer Ansichten ausgestreut hat, welche bei Anderen aufgegangen sind.

Wenn wir uns nun anschicken, die weitere Verbreitung und Verarbeitung der vorzüglich von Semler angeregten Ideen darzulegen, wird man vielleicht erwarten, daß von Semler aus zu denjenigen seiner Schüler der Fortschritt gemacht werde, welche das von ihm angefangene Werk fortgesetzt und vollendet haben. Allein dieser bedeutende Mann ist aus der Welt gegangen, ohne eigentliche Schüler hinterlassen zu haben — wenn wir nämlich unter eigentlichen Schülern solche verstehen, welche im Geiste ihres Meisters dessen Grundideen weiter zu entwickeln wissen. Die meisten gelehrten Theologen Deutschlands sind durch ihn angeregt worden, aber eigentliche Jünger hat er nicht besessen. Der Grund hievon ist ohne Zweifel vorzugsweise darin zu suchen, daß er so wenig ein Mann des Systems war, daß unzählige Funken von ihm ausgegangen sind, aber keine eigentliche Flamme. Dazu kommt der zum Theil bizarre Charakter mancher seiner Ansichten, vornehmlich seiner Grundansicht von dem Verhältniß dessen, was er „öffentliche Religion" nannte, zu dem, was er mit dem Namen „Privatreligion" belegte. Am meisten werden noch auf den Namen seiner Schüler Anspruch machen können Stroth, Griesbach, Corrodi. Von Stroth ist eine anonyme Schrift über die Offenbarung Johannis ausgegangen (Halle, 1771), die unter dem Einflusse Semler's geschrieben ist, nachher hat er noch manche kritische Aufsätze geliefert. Griesbach ist durch Semler's Anregung zur akademischen Laufbahn bestimmt worden und hat unter seiner Anregung die zuerst ihn als Kritiker bekannt machende Dissertation de codicibus quatuor evangeliorum Origenianis geschrieben. Corrodi hat, durch Semler veranlaßt, die Deutsche Übersetzung der Briefe Holländischer Gottesgelehrten über R. Simon kritische Geschichte des Alten Testaments, die wichtige Schrift: „Versuch einer Beleuchtung der Geschichte des jüdischen und christlichen Bibelcanons" (Halle 1792, 2 Th.) und seine „Geschichte des Chiliasmus" herausgegeben; auch in seinen „Beiträgen zum vernünftigen Denken in der Religion" zeigen sich Semler's Einflüsse.

Da also die innere Fortentwickelung der theologischen Umwälzung sich nicht auf historischem Wege von Semler aus weiter verfolgen läßt, so werden wir vielmehr den Weg einschlagen, die allmählige Gestaltung und innere Fortentwickelung des neologischen Princips in der exegetischen und in der dogmatischen Theologie darzulegen — die historische Theologie wollen wir als minder wesentlich hier fallen lassen — und sodann von der extensiven Verbreitung in den verschiedenen Ländern Deutschlands und auf den Universitäten sprechen. Zweierlei Vorbemerkungen schicken wir noch voraus, daß wir nämlich nur bis in das erste Decennium dieses Jahrhunderts unsere Aufgaben verfolgen werden, indem von dem zweiten Decennium an Richtungen auftreten, sowohl negative als positive, welche noch gegenwärtig in weiterer Gestaltung und Ausbildung begriffen sind. Ferner sey bemerkt, daß der Name Neologie und neologische Ansichten, wie wir ihn hier gebraucht haben, nicht schlechthin ein verwerfendes Urtheil seyn soll, wir gebrauchen den Ausdruck nicht gleichbedeutend mit Rationalismus, wir gebrauchen ihn nur im Gegensatze zu der strengen Kirchenlehre, wie sie etwa bis 1750 gelehrt wurde; aus eben diesem Grunde spricht auch unsere Überschrift nicht von einer Geschichte des Rationalismus, sondern von der Umwälzung der Theologie. So mancher Grundsatz, der in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von dem Rechtgläubigen mit dem Namen der „Neologie" belegt wurde, ist ja schon das Eigenthum der Reformatoren, von Calixt und von manchen anderen früheren Theologen gewesen. Wie viel von diesen Umwälzungen ein bleibender wissenschaftlicher Gewinn sey, der auch dann erhalten werden wird, wenn die Glaubenslosigkeit der verflossenen Zeit einem neuen, kräftigen und seiner selbst gewissen Glauben wird Platz gemacht haben, läßt sich in der gegenwärtigen Periode, wo Alles noch in der Gährung begriffen ist, noch nicht mit Sicherheit entscheiden.

Um die Umwälzung in der exegetischen Theologie darzustellen, müssen wir von der veränderten Ansicht über das Wort Gottes, über die Schrift ausgehen. Das von dem

*) Der zweite Artikel erschien im Jahrgang 1833, Nr. 80 ff.

göttlichen Inhalte der Schrift ergriffene Gemüth, welches in seinem vom heiligen Geist durchdrungenen Selbstbewußtseyn das Zeugniß für die Göttlichkeit der Schrift findet, muß natürlich das Medium, die Quelle, aus welcher dieser Inhalt ihm zugekommen ist, für göttlich halten, da der Inhalt das Gemüth nicht so ergreifen und ein solches Zeugniß der Wahrheit in der menschlichen Brust finden könnte, wäre er nicht rein und lauter, mithin auf göttliche Weise überliefert worden. So hätte der Glaube an die Inspiration der heiligen Schrift entstehen müssen, auch wenn die Schrift selbst kein Zeugniß darüber enthielte, wie sie denn auch wirklich für die Inspiration des Neutestamentlichen Codex keinen direkt bestätigenden Ausspruch enthält. Die hinzutretende Reflexion glaubte jedoch in der heiligen Urkunde das Eine und das Andere zu finden, was sich nicht wohl auf unmittelbare göttliche Causalität zurückführen ließ und vielmehr das Ergebniß menschlicher Schwäche und Zufälligkeit zu seyn schien, andererseits auch Vieles, wofür das Zeugniß des Selbstbewußtseyns im heiligen Geiste nicht sprach. In Folge dessen bildeten sich in der christlichen Kirche hie und da mildere Inspirationsbegriffe, wonach entweder die Inspiration der Worte preisgegeben wurde, oder wohl auch zwischen Religionslehren und anderem Gehalt ein Unterschied gemacht, so daß die Möglichkeit des Irrthums in diesem zugegeben, von jenen ausgeschlossen wurde. Zerstreute Äußerungen, welche auf solche Zugeständnisse leiten, die jedoch nicht zu einer bestimmten Theorie erhoben wurden, finden sich schon in den Schriften der Kirchenväter, eines Irenäus, Origenes, Hieronymus, dann vorzüglich bei Männern der Reformationszeit, wie Erasmus, Luther, Calvin, Pellicanus, Beza. Auch die rabbinische Eintheilung der Inspiration in drei Grade enthält eine Milderung des ganz abstrakt gefaßten Inspirationsbegriffs. In der Katholischen Kirche ist derselbe überhaupt milder gefaßt worden als in der Protestantischen, indem die inspiratio und suggestio, bei der das Individuum sich rein passiv verhalten sollte, in eine assistentia und directio spiritus sancti verwandelt wurde, bei welcher dem Subjekt eine gewisse Selbstthätigkeit blieb. Es war das Bewußtseyn, an der Schrift die ausschließliche Quelle der Wahrheit zu haben, welches die protestantische, namentlich die Lutherische Theologie, dahin trieb, den Inspirationsbegriff in möglichster Strenge zu fassen. So entstand jene absolut passive Lehre von der Inspiration, wie sie sich bei Calov findet, daß die heiligen Schriftsteller „zu den göttlichen Mittheilungen nichts hinzugethan, als daß sie den Mund und die Hände dabei hergegeben." „Die Schrift ist von Irrthum jedweder Art, auch von topographischen, philologischen und physikalischen Fehlern frei, so wie ihr Styl von jedem Solöcismus und Barbarismus." So lehrte Quenstedt syst. S. 112., Hollaz exam. theol. I. 108. Noch bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus hatte diese Lehre ihre Vertheidiger. Noch Ernesti und Knapp haben die Verbalinspiration vertheidigt; in der 1760 von Buchner in Altenburg erschienenen Dissertation: an omnia, quae exstant in scriptura sacra, et revelata et inspirata sint, welche Frage bejahend beantwortet wird, und in seinem Beweis der Glaubensartikel unserer allerheiligsten Religion, Jena 1769, wird ausdrücklich die Inspiration der Hebräischen Vokale und Accente vertheidigt. Zwar hatten einzelne Männer in der Protestantischen Kirche die freieren Ansichten der oben erwähnten älteren Theologen angenommen und ausgebildet, wie Calixt, Grotius, Clericus.*) Aber es traf auch diese Theologen das Verwerfungsurtheil ihrer Kirche, und gemäßigte Männer, wie z. B. Spener und Pfaff, hüteten sich, indem sie von der kirchlichen Lehre in etwas nachließen, mit Calixt gemeine Sache zu machen.

In der Periode, von welcher wir handeln, war unter jenen im ersten Artikel erwähnten mitwirkenden Ursachen die Tendenz nach einer sogenannten natürlichen Religion hin entstanden, worüber ausführlicher, wenn wir von der Dogmatik sprechen. Was man zur Lesung der Schrift hinzubrachte, fand man darin wieder; je mehr auf diese Weise der Inhalt der Schrift an Bedeutung verlor, je weniger der Offenbarungsbegriff in seiner Strenge festgehalten wurde, desto geringer war natürlich auch das dogmatische Interesse für die Göttlichkeit der Form, für die Richtigkeit der Überlieferung: so entstand eine neue sehr laxe Fassung der Begriffe Inspiration und Offenbarung. Mancher ist vielleicht der Ansicht, daß das Verhältniß umgekehrt zu denken sey, daß vielmehr von historischen Forschungen in Betreff der äußeren Seite des Wortes Gottes die aufgeklärten Ansichten über den Inhalt der christlichen Lehre hervorgegangen. So möchte man in der That meinen, wenn man namentlich Semler'n aussprechen hört, wie er ganz von historischer Forschung aus die Theologie umzugestalten hoffte; wenn er z. B. sagt: „Ich glaube es einzusehen, eine merkliche Besserung der Theologie und eine Beförderung der wahren Freiheit des eigenen edlen, unschätzbaren Christenthums könnte ich auf gar keine andere Weise in meinen Umständen zu erreichen mir vorsetzen." Allein bei Semler und seinen unmittelbaren Zeitgenossen sind die Resultate der historischen biblischen Kritik noch gar nicht so destruktiv, daß sie nöthig gemacht hätten, den Offenbarungsbegriff fahren zu lassen, und nachweislich sind die flachen dogmatischen Ansichten früher verbreitet gewesen als destruktiv-kritische.

---

*) Vorzüglich bemerkenswerth ist der elfte und zwölfte Brief in dem Buche sentimens de quelques theologiens d'Hollande etc., wo in der Schrift Weissagungen, Geschichte und Lehren unterschieden werden. Die Weissagungen seyen offenbart, aber nur dem Inhalte nach niedergeschrieben, die Geschichte sey nur nach der Erfahrung aufgezeichnet; bei Niederschreibung der Lehre sey keine Eingebung erforderlich gewesen, sondern nur bei ihrer Offenbarung. — Bemerkenswerth ist, daß die Englischen Theologen sowohl innerhalb der Bischöflichen Kirche als außerhalb derselben in der Regel mildere Inspirationsansichten vertheidigt haben, Bischof Warburton, Stackhouse, Doddridge, Benson, Middleton u. s. w. Gegenwärtig wird in der Presbyterianischen Kirche von Haldane auf's Neue der Inspirationsbegriff des siebzehnten Jahrhunderts mit allen seinen Consequenzen in größter Strenge geltend gemacht.

Ganz einfach und unbefangen sprach Semler eine Ansicht von der Inspiration aus, welche, genau genommen, den Unterschied zwischen der heiligen Schrift und allen übrigen Büchern aufhebt: „So wenig," sagt er in der Abhandlung von freier Untersuchung des Canon Th. I. S. 72., „der Vorzug, den die Juden den Schriften Mosis geben, weiter einen Grund hat als die mehrmalige Anzeige und Meldung, Moses habe unmittelbar mit Gott geredet, welcherlei oftmalige gewöhnliche Unterredung andere Verfasser anderer Schriften sich nicht beilegten, eben so wenig ist auch ein unabhängiger klarer Grund da, daß alle jene Bücher (die Hagiographen) durch den heiligen Geist wirklich eingegeben und geschrieben worden sind in derjenigen Bedeutung, welche die Christen nach und nach mit der Beschreibung verbunden haben: der heilige Geist habe ein Buch eingegeben. — — Wenn die Juden sagen, diese Bücher sind durch רוח הקדש geschrieben, so ist dies zwar eine neue Bewegung in den Seelenkräften, allein der Mensch hatte in dieser andächtigen ernsten Gemüthsfassung eine sehr gute nützliche Absicht durch sein Reden oder Schreiben zu erreichen sich vorgesetzt." Ebendaselbst Th. II. S. 724. heißt es: „Nach meiner Bestimmung geht die Inspiration allemal zugleich auf die Ausbesserung des Menschen durch die eingegebene Vorstellung, und bei bloßen Erzählungen historischer Nachrichten nehme ich eine solche göttliche Eingebung nicht an, wie es sehr vielen alten Gelehrten vor mir zu thun frei stand." Ebendaselbst S. 593.: „Was nicht für alle Menschen nöthig oder auch nur einmal nützlich ist, kann weder von Gott um irgend eines würdigen Zweckes willen eingegeben heißen (denn ihre Nationalhistorien mit allen stolzen Anhängseln wußten die Juden selbst ohne alle Eingebung), noch auch von Christo und den Aposteln zu nützlichem Gebrauche anempfohlen seyen." Inspirirt ist also nach dieser Ansicht nichts, als was „zur Ausbesserung des Menschen dient," und da nun dergleichen bei Heiden so gut wie bei Christen vorkommt, so erklärt denn auch der Hallische Theologe, daß er auch bei manchen Heiden die Eingebung annehme (a. a. O. S. 57. Th. II. S. 402.). Das gewöhnliche dictum probans für die Inspirationstheorie 2 Tim. 3, 16. findet Semler so wenig im Widerspruche mit seiner Ansicht, daß er vielmehr ganz ausdrücklich darin einen starken Beweis für dieselbige nachweisen zu können glaubt, insofern ja hier der Zweck der moralischen Besserung als das Hauptkennzeichen einer inspirirten Schrift angegeben sey. Aus dieser dogmatischen Ansicht über den Inspirationsbegriff hat sich auch die Semlersche Ansicht über den Canon gestaltet: er glaubte, daß das Kriterium der Nützlichkeit zur sittlichen Ausbesserung unter den Neutestamentlichen Schriften am wenigsten in der Apokalypse nachgewiesen werden könne.*) Im Alten Testamente vermißt er es an den fünf Büchern Moses, Ruth, Esra, Nehemia, Esther, Chronik und an dem hohen Liede. Indem er nun diese Bücher vom Canon ausgeschlossen wissen wollte, sah er sich genöthigt, den hergebrachten kirchlichen Begriff desselben einer Kritik zu unterwerfen. Er gelangte zu dem Resultate, daß Canon in der ersten Periode der christlichen Zeit nichts Anderes bedeute als die zum öffentlichen Vorlesen bestimmten Bücher, womit noch gar nichts über die Inspiration dieser Schriften ausgesagt sey, wie denn auch der Canon sich keineswegs in einer unveränderlichen Gleichförmigkeit gehalten habe. — Durch solche Ansichten von Inspiration und Canon waren denn die heiligen Schriften jedem anderen menschlichen Buche gleichgestellt worden; in dem Maaße, als ein Buch auf moralischen Inhalt Anspruch machen konnte, war auch seine Göttlichkeit dargethan, und in dem Maaße, als ferner die neuere Zeit reinere moralische Lehren aufzustellen vermochte, mußten ihre Producte auch über die Bibel erhaben erscheinen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Seine tödtliche Feindschaft gegen dieses Buch war wohl, wie Schlegel in seiner Kirchengeschichte bemerkt, auch durch das starke Hervorheben seiner Bedeutung von Seiten Bengel's und Chr. A. Crusius veranlaßt.

Betrachtungen eines Laien über die neue Betrachtungsweise der Evangelien des Dr. D. F. Strauß. Göttingen, Druck und Verlag der Dieterichischen Buchhandlung, 1837. Motto: Ihr seyd theuer erkauft, werdet nicht der Menschen Knechte.

(Schluß.)

Er kritisirt nun die bekannten dogmatischen Äußerungen über die Menschwerdung Gottes in der Weltgeschichte. Mit Recht vermißt er in diesem „neuen Credo" die Lehre von der Persönlichkeit Gottes, so wie die Heilslehre, und insbesondere die Zuversicht der individuellen Erlösung und persönlichen Fortdauer. Er wirft die Frage auf: „Welchen Werth behält die Gesammtheit, von der jeder einzelne Theil gleich Null gesetzt wird?" Dagegen könnte etwa noch erinnert werden, daß das Minimum von Seligkeit, welches doch jeden Einzelnen einmal als ewiges Leben berühre, oder auch erquicke, in der unendlichen Masse der Gattung doch noch summarisch zu einer unendlichen Seligkeit werden müsse. Dann aber könnte allerdings wieder der ganze Gewinn pantheistischer Summirung durch eine ungeheure Gegenrechnung des Schmerzes und der Vereitelung schönster Hoffnungen vernichtet werden. Der Verf. beantwortet jene Äußerungen, in denen Strauß die Prädikate Christi auf die Menschheit übertragen hat, im Einzelnen. Er hat dazu volle Berechtigung, diese Übertragung, so wie sie hier geschieht, ernstlichst zu verwerfen. Dagegen muß bemerkt werden, daß wir hier uns nicht für berechtigt halten, bei einer unbedingten Polemik stehen zu bleiben. Allerdings ist die Menschheit „das Kind der sichtbaren Mutter und des unsichtbaren Vaters, des Geistes und der Natur," sofern sie in Christo ist, und er in ihr. Wenn Christus mit eingerechnet wird als A und O in die Menschheit, dann ist sie auch „der Unsündliche, der Wunderthäter, der Sterbende, Auferstehende und gen Himmelfahrende." Das aber verlangt der Glaube, daß die Menschheit in Christo

betrachtet werde in der Kraft der Versöhnung: „Gott hat uns ihm angenehm gemacht in dem Geliebten.“ Ideal genommen gilt diese evangelische Wahrheit von der Menschheit; real gefaßt gilt sie von der neuen Menschheit mit Ausscheidung der Unbußfertigen und Ungläubigen. Nach der Regel aber: a potiori fit denominatio — ist es dann eben die Menschheit, von welcher so Herrliches gesagt werden kann, sofern sie in Christo steht, und er in ihr eine Gestalt gewonnen hat. Abgesehen von ihm aber ist die Menschheit um so schauerlicher grade umgekehrt die fluchbeladene, verlorene. In dem Systeme von Strauß aber wird nicht bloß von Christo abgesehen, er muß ganz weichen, und tragisch enden, damit die Menschheit über ihm und ohne ihn zu ihrem Ruhme vor Gott komme. Darum aber bleibt sie nach diesem Systeme im Grunde unter dem Zorn; die Prädikate ihrer Herrlichkeit haben keinen christlichen Kern; die Wunderthätigkeit der Menschheit z. B. bezieht sich bloß auf die Bändigung der Materie, nicht auf die Bannung der großen Sündenübel. Und verlorener als je wäre die Menschheit, wollte sie von ihrem Haupte ablassen, um sich der Straußschen Behauptung zu trösten. Aber diese Rücksicht darf uns nicht verleiten, den positiven Klang zu verkennen, den Anschein christlicher Lehre, der in den erwähnten Formeln liegt. Es ist zwar nichts Neues, daß auch die gläubige Theologie nach dem Vorgange des N. T. redet von dem mystischen Christus, der allmählig zu seiner Menschwerdung kommt im A. B., und im N. B. in der Menschheit fortwährend Gestalt gewinnt, fortwährend geboren wird, leidet, gekreuzigt wird, siegt und auffährt. Auch predigt das Evangelium immer wieder die Versöhnung: wie nämlich Gott die Menschheit ansieht in Christo, und wie sie selber in Christo erscheinen soll vor Gott. — Allein vielfältig wird doch Christus zu lediglich in seiner Abgeschiedenheit von den Sündern, in isolirter Erhabenheit betrachtet und verehrt, und eben so die Menschheit in ihrer Unterschiedenheit und Geschiedenheit von ihm, darum müssen wir es auch dem Verf. des Lebens Jesu Dank wissen, daß er uns auf ein schönes, oft vernachlässigtes, segensreiches Glaubensmoment aufmerksam gemacht hat; wenn wir auch nicht in seinem Sinne uns des schönen Ehrenschmucks der Menschheit erfreuen können.

Unsere Schrift läuft gegen das Ende des dritten Abschnittes in eine allgemeinere Betrachtung aus, und redet hier insbesondere auch vom Verhältnisse der Philosophie und Theologie zu der gegenwärtigen Zeit. In der Theologie scheint der Verf. die Anhänger der sogenannten Aufklärung noch als die vorherrschende Parthei zu betrachten; was nicht grade auf eine ganz frische, bis zur Gegenwart fortgeschrittene Übersicht der Deutschen theologischen Verhältnisse schließen läßt. Was den Charakter der Zeit anlangt, so hat der Verf. nur nach der Seite der sogenannten Aufklärung und des Indifferentismus hin wesentliche Gefahr gesehen. „Hie und da erschallt wohl ein Ruf, man wolle Deutschland wieder dem Römischen Stuhle unterwerfen u. s. w. — diese Warnungen indessen verhallen ohne großen Effekt.“ Leider! möchte man hinzusetzen, haben wir uns eine Zeit lang über die paläologischen Finsternisse gar zu sehr beruhigt, indem wir von den neologischen Finsternissen ausschließlich Unheil besorgten. Unterdeß hat sich das Innere der Gegenwart so entfaltet, daß man in der That vielen papistischen Fanatikern einstweilen, so lange sie nichts Besseres wollen, wieder ein gewisses Maaß von der gemeinen, schalen, sogenannten Aufklärung wünschen möchte, denn die Aufgeklärten sind doch in der Regel darin einig, daß sie sich menschlich vertragen, dulden und behandeln müssen, namentlich nicht lügen und trügen, nicht verwünschen und verhetzen; so schal und salzlos auch diese schönen Grundsätze von ihnen gefaßt sind und so wenig sie ihnen im Leben treu bleiben. Was den Gegensatz der paläologischen und der neologischen Finsternisse anlangt, so fällt den ersteren einstweilen auch die Schuld der letzteren mit zur Last, insofern diese fortwährend durch jene wieder hervorgerufen werden. Und wenn man jene ausgemacht als alte Verstockungen gegen das Licht des Evangeliums zu betrachten hat, so ist es offenbar, daß diese letzteren Gerichte sind, die ihre Zeit haben, bis auch sie gerichtet werden. Wir sind mit dem Verf. durchaus einverstanden darin, daß einzig und allein das Evangelium als das Heilmittel für diese Zeit zu betrachten sey. „Das Christenthum,“ sagt er, „bedarf keiner neuen Betrachtungsweise.“ Gewiß richtig; das Christenthum bedarf überhaupt nichts. Wohl aber bedarf die Zeit einer immer erneuerten Betrachtungsweise des Christenthums, da in der Bewegung der Weise sich das Leben, die Entfaltung, der Fortschritt erweist. „Wenn er also sagt, die Welt bedarf da, wo sich Verderbliches eingeschlichen hat, einer Wiederherstellung der alten, ursprünglichen, für alle Zeiten geltenden Auffassungsweise;“ so ist dies nur insofern richtig, als von dem praktischen Heilswege und Leben im Heile die Rede ist, wo dann freilich unter der Auffassungsweise die Buße und der Glaube an das Evangelium muß verstanden werden. Die wissenschaftliche Auffassungsweise aber bedarf der geschichtlichen Bildung, Entwickelung und Erneuerung. Sie verjüngt sich immer; davon zeugt ja auf höchst vortheilhafte Weise das Werk des Verf. selbst, wenn es mit älteren Auffassungsweisen verglichen wird. Das Schlußwort endigt mit einer praktischen, aber christlichen, edel gehaltenen Wendung, die an Strauß gerichtet ist. Das vorliegende Werk des verehrlichen Anonymus soll seine Leser reichlich finden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 20. Juni. № 49.

Sendschreiben an J. Görres von Heinrich Leo. Halle, bei E. Anton, 1838.

Es gibt eine Sage welche behauptet, eine gewisse Art giftiger Nattern vermöge man nimmer zu erschlagen als mit dem Zweige einer Haselstaude; dem Schlage jeder anderen Waffe entwinde sich die behende Amphibie, die Berührung mit dem rechten Holze aber reiche hin, den glatten Leib wie Glas zu zersplittern. Das mag wohl ein Aberglaube seyn, der mit der Wünschelruthe zusammenhängt, welche Quellen und Schätze anzeigen soll; es liegt ihm aber eine praktisch richtige Idee zum Grunde, daß es nämlich, um einen gewandten Feind zu bekämpfen, nicht allein auf die Geschicklichkeit und Kraft, sondern auf die angewandte Waffe ankommt. Einem solchen Haselstock, vor dessen Berührung die Lüge zersplittert, ist dies Sendschreiben an den Verfasser des Athanasius vergleichbar, indem es dem „an Umfang kleinen, an Bosheit ungeheuren Büchlein" das Licht der Wahrheit vorhält, so daß Absicht und Verfahren des ganzen Kunststücks klar zu Tage kommt. Gedanken und Empfindungen, die gewiß schon manchem Leser jenes Meisterstücks des modernsten Jesuitismus vorgeschwebt haben, die der eine unterdrückt, der andere nicht festzustellen und festzuhalten vermochte, sind hier klar aufgefaßt und dargelegt, so daß das Buch denen, die die Wahrheit lieben, sicher eine Freude, denen, die sie hassen und scheuen, ein Schrecken und ein recht fataler Strich durch die Rechnung seyn wird. Es ist keine Parteischrift, welche, auf den Effekt berechnet, von der einen Seite Alles recht glänzend, von der anderen recht dunkle Schatten darstellt, es ist nicht der Triumph kräftiger Beredsamkeit und scharfsinniger Dialektik, was diesem Sendschreiben hauptsächlich einen Werth gibt, durch den es aus der Fluth von Schriften hervorragt, die das Cöllner Ereigniß veranlaßt hat, obgleich es auch daran keineswegs fehlt; sondern es ist die Gewalt der Ehrlichkeit, welche die Schlingen der Sophistik zerreißt und der Mystifikationen spottet, so ehrbar mystische Mienen sie auch annehmen mögen. Diese Ehrlichkeit kann nirgends glänzender hervortreten als Herrn Görres und seinem Athanasius gegenüber.

Die Feinde der Preußischen Regierung, und vor allen Herr Görres in seinem Athanasius, haben sich alle mögliche Mühe gegeben, das Verfahren gegen den Erzbischof von Cölln wie einen Kampf gegen die Katholische Kirche darzustellen, damit der giftige Haß (dem sie nicht sowohl freien Lauf lassen als vielmehr ihm einen künstlichen Lauf vorzeichnen) sich wie Eifer für die Vertheidigung der Kirche ausnehmen soll. Somit soll der heilige Boden der christlichen Kirche für das Gebiet angesehen werden, das sie vertheidigen, und der Altar, dessen Schwellen sie mit ihren Kunststücken profaniren, als ihrer Obhut anvertraut, die Wahrheit, die sie verdrehen und mit ihren eigenen Fabrikaten vermengen, als ihr ausschließliches Besitzthum. Das Widerwärtige der Empfindung, die dies Bestreben in jeder unbefangenen Seele hervorbringt, ist in den ersten Zeilen des Sendschreibens sehr treffend mit dem Gefühl eines ängstigenden Traumes verglichen, in dem die Gestalten sich verwirren und das wohlbekannte Freundesantlitz sich in die Larve eines Kobolds verzerrt, aus der dann wieder ein brüderliches Auge herausseht. Der Verf. ruft die Gespenster beim rechten Namen an, daß sie Rede stehen müssen und es klar wird, weß Geistes Kinder sie sind. Er begnügt sich nicht, harte Vorwürfe zu mildern, oder entschuldigende Vermittelungsversuche anzustellen, er rühmt den Zustand der Evangelischen Kirche nicht auf Kosten der Katholischen, er bestreitet dieser nicht, was sie besitzt, sondern er erkennt nach allen Seiten hin an, was wahr ist, und scheidet es von dem, was falsch ist.

Gleich von vorn herein wird die Parthei der „Welflein," wie sie der Verf. in historischer Reminiscenz mancherlei Unfugs nennt, die die Kirche zerrüttet hat, lange ehe von Protestanten die Rede war, von der Gesammtheit der katholischen Christenheit unterschieden, und diesen Welflein wird es S. 25. mit klaren Worten in's Angesicht gesagt, „wie es ihnen nicht darum zu thun ist, die Römisch-Katholische Kirche zu erhalten, wie sie fast seit dem Beginn des Christenthums einen Mittelpunkt und Anhalt gebildet hat für einen großen Theil der Christenheit, wie sie eine Feste des Evangeliums gewesen ist unter den Heiden, wie sie die besten Päpste vor Augen gehabt, sondern jenes herrschbegierige Wesen ihrer weltlichsten Kirchenobern, welches aus dem Evangelium einen Faden spinnt, der zum Strick für die Völker gedreht werden soll." Es wird ihnen unverholen vorgehalten, wie der angeblich zur Vertheidigung der Kirche erhobene Lärm nichts Anderes ist, als ein hinterlistiger Angriff auf den Staat, eine Saat des Zwiespalts und Unfriedens, die nicht bloß dem Staat, sondern der Katholischen Kirche selbst heillose Früchte bringen würde, wenn der bessere Sinn des Deutschen Volkes sie nicht niederträte, eine versuchte Vorbereitung, jedem Feinde von Außen einen Weg in's Herz des Vaterlandes zu bahnen. Man müßte, wie der Verf. (S. 60.) sagt, eigentlich Zeile für Zeile mit einem anatomischen Messer durchgehen, um die Leber des Görresschen Buches, den Sitz des Zornes in dem lebendigen Wesen, was sich in dem Buche darstellt, herauszuschälen und sie betrachten zu können, doch dann wüchse ein Commentar an, endloser als ein rabbinischer. Ein solcher Com-

mentar soll hier nicht geliefert werden, weder über den Athanasius noch über das Sendschreiben, es kommt hier nur darauf an, auf die Hauptpunkte aufmerksam zu machen.

Über die Stellung, welche der Erzbischof von Cölln gegen seinen Landesherrn behaupten zu müssen glaubte, kann hier mit Stillschweigen hinweggegangen werden, es ist genug darüber verhandelt worden und durch die Königl. Kabinetsordre vom Januar 1838 an den Minister der geistlichen Angelegenheiten, so wie durch die neuerdings erfolgte päpstliche Bestätigung eines General-Vikars der Erzdiöcese ist dieser Punkt historisch abgethan. Mögen die vorgeblichen Herolde der Katholischen Kirche, welche orthodoxer und hierarchischer seyn wollten als der Papst, beklagen, daß nicht einem Belgischen Kirchenfürsten die geistliche Regierung der Preußischen Rheinlande übertragen worden ist, diese Gladiatoren mögen alle dahin zielenden Insinuationen wie Herr Görres seinen fameusen poetischen Passus über die „zweischlächtigen Bastarde," die aus den gemischten Ehen entsprossen, mit der Erklärung rektificiren: es sey nur mystisch gemeint gewesen! — Die Angelegenheit der gemischten Ehen ist abgethan, es wird kein Priester gezwungen werden, einen Segen auszusprechen, wenn ihm ein Fluch auf der Lippe schwebt, es wird kein Mädchen, welches das Gelübde gethan, keinen Protestanten zu heirathen, verhindert werden, ihrer Begeisterung in Körben freien Lauf zu geben, aber es wird auch kein Vater gezwungen werden, seine Kinder in einer Confession erziehen zu lassen, die er nicht für die rechte hält. Damit wird die katholische Bevölkerung in Preußen nicht aufgewiegelt und die Katholische Kirche wird damit nicht zu Grunde gerichtet werden. Die Allokution des Papstes bleibt bei der Frage über die gemischten Ehen stehen; so zürnend sich diese Rede über das Verfahren gegen den Erzbischof ausläßt, so enthält sie doch kein Wort von einer Absicht der Preußischen Regierung, die Katholische Kirche zu zerstören. Nicht so Herr Görres; er würde, wenn er sich darauf beschränkt hätte, seinem Zorne einen zu engen Spielraum gelassen haben. Er erklärt die „Zernichtung des Sakraments der Ehe" für eine fruchtlose Arbeit, wenn nicht die des anderen, der Beichte, folge, und setzt flugs hinzu: „So von Sakrament zu Sakrament, von Dogmen zu Dogmen, von einer kirchlichen Institution zur anderen überschreitend, wird das Zerstörungswerk rasch von statten gehen; bis Alles, dessen wir uns zur Zeit erfreuen, uns genommen ist, und wir nackt, blos, arm und öde wie die drüben, übrig bleiben ꝛc." „So urtheilt das Volk," setzt Herr Görres ferner hinzu, damit der Leser nicht auf den Gedanken komme, so urtheile Niemand, er selbst am wenigsten, da er doch selbst wohl wisse, daß ihn Niemand in Coblenz, seit die Rheinlande Preußisch sind, gehindert habe, zur Beichte zu gehen, er habe sich das in München nur so ausgedacht, „und was kann man ihm erwidern," fragt er, „da die Thatsachen jedes Wort der Rechtfertigung zu Schanden machen?" — Das Sendschreiben faßt diese Stelle als ein saubers Pröbchen der Kunst auf, wie ein Lügenfaden dem Volke in den Mund gelegt wird, um ein Zäumchen zur Verführung daraus zu machen; ohne Gleichniß gesprochen, ist es ein ganz gewöhnlicher, bei allen Klatschereien und Verläumdungen vorkommender Kniff, daß auf die Frage: wie kommst du zu dieser frechen Behauptung? geantwortet wird: man sagt es im Publikum! — damit wird die Verantwortung der Lüge einem unbestimmten Wesen zugeschoben, während der Profit davon in die eigene Tasche fällt; ein Benehmen, welches im gemeinen Verkehr auf dem Markte und an der Börse nicht besonders rühmlich, aber über allen Ausdruck empörend in einer Angelegenheit ist, wo es sich um die heiligsten Dinge handelt.

Der Vers. des Sendschreibens erinnert an einer anderen Stelle (welche das Mittelalter charakterisiren und den Geist der Geschichte einer Reihe von Jahrhunderten, der keineswegs in einer Form versteinert, immer derselbe war, in einigen Zeilen zusammenfassen soll) an die Liebe, deren man nicht vergessen dürfe, auch wenn einem anscheinender Unsinn begegnet, die sich darin äußern soll, daß man nachsinnt, ob und was für guter Sinn etwa in der wunderlichen Ausdrucksweise verborgen seyn könne; so wollen wir denn auch da der Billigkeit nicht vergessen, wo uns der Haß in seiner widerwärtigsten Gestalt entgegentritt und wollen annehmen, daß Vieles von dem, was der Athanasius an Gift enthält, nicht mit bewußter Absicht zusammengebraut worden, sondern daß manches in der Gährung umgeschlagen sey. Wie ein kräftiger Athlet, wenn ihn ein Rausch überwältigt, viel mehr Unfug anrichtet, als ein Knabe, wie der Mißbrauch jeder Macht um so ärger wird, je größer sie ist, so mag die kolossale Bosheit jenes Buches großentheils aus dem rhetorischen Talent und aus der Eigenthümlichkeit des beredten Vers. erklärt werden, sich in eine gewisse Begeisterung hineinzureden, deren Wogen dem Hörer und dem Redner über dem Kopfe zusammenschlagen und vom Boden, auf dem ihre Füße standen, fortreißen.

Wir wollen Herrn Görres und der immensen Mehrzahl derer, welche die vier Auflagen seines Athanasius verschlungen haben, nicht zutrauen, daß es ihr wirklicher Wille, Wunsch und Absicht sey, die katholischen Preußischen Provinzen an das Ausland zu verkuppeln, noch die Zustände des sechzehnten oder siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland zurückzuführen; wo es aber auf Wahrheit ankommt, da reicht die Entschuldigung nicht aus, die Tausende von Lesern im Munde führen: es ist allerdings Vieles übertrieben, gereizte Stimmung, zu harte Ausdrücke u. s. w. Die Übertreibung abgerechnet und das Übermaaß der Galle beseitigt, bleibt der Standpunkt und die Richtung doch immer dieselbe, und beide können unmöglich als richtig anerkannt werden, wenn wir auch wirklich gutmüthig genug wären, gar keine böse Absicht zu statuiren. Das Verhältniß der Katholischen Kirche zur Evangelischen durch dasjenige feststellen zu wollen, was Mißbräuchliches, Mangelhaftes, von beiden nicht Anerkanntes, sondern höchstens wider Willen Geduldetes an ihnen erfunden wird, das ist ein so verkehrtes Beginnen, daß in jeder anderen ähnlichen Beziehung kein verständiger besonnener Mensch sich damit befassen möchte. Das Wesen der Evan-

gelischen Kirche in dem sogenannten Rationalismus suchen, kann nur dem einfallen, der nicht den entferntesten Begriff von dem hat, oder absichtlich gar keine Notiz davon nehmen will, was bei der Reformation verhandelt worden ist, und was gegenwärtig in der Christenheit, in der Katholischen wie in der Evangelischen, vorgeht.

Es ist leider wahr und wir wollen es nicht abläugnen, daß vieles Übel, viel Unwissenheit, Gleichgültigkeit und Confusion in der evangelischen Christenheit vorhanden ist. Es ist leider wahr, daß viele unserer Prediger den reichen Schatz des Evangeliums unbenutzt und unerkannt liegen lassen und sich mit den Armseligkeiten herumtragen, die sie Aufklärung oder Rationalismus nennen. Es ist leider wahr, daß in der Sprach- und Begriffsverwirrung unserer Tage Mancher ein Mystiker genannt wird, weil er Gottes und seines Wortes bei einer Gelegenheit gedenkt, wo die Leute meinen, daß es nicht hingehörte, oder daß ein Anderer für einen Sektirer angesehen wird, weil er bei dem bleiben will, was die Gemeinde, zu der er gehört, seit der Augsburger Confession immer gehabt hat; es soll auch nicht geläugnet werden, daß es evangelische Christen gibt, die ihre Frömmigkeit in Worten und Formen bezeugen wollen, in denen das Wesen des Christenthums eben so wenig zu suchen ist, als in den katholischen Formen; es ist aber grundfalsch und spricht den offenkundigsten Zeugnissen der Vorzeit und Gegenwart Hohn, alle diese Verirrungen der Evangelischen Kirche, als die ihr angehörige Eigenschaft, zuschieben zu wollen. Auf die Frage: Gibt es keinen Unglauben, keinen Indifferentismus, keine Heuchelei, keinen Rationalismus, kurz, gibt es keine Verirrungen, Sünden und Verderben in der katholischen Welt? erfolgt die Antwort: Solche Leute, von denen ihr sprecht, sind keine Katholiken! Man könnte eben so gut sagen, sie sind keine Christen, wenigstens nicht solche wie sie seyn sollten, aber ihr stoßt sie doch nicht aus, aus der Gemeinschaft, was ihr leichter könnt als wir, ihr duldet sie und vertragt euch eher mit ihnen als mit denen, die euch unendlich näher stehen, aber einen anderen Namen führen, wie kann denn nun das Wesen des Gegensatzes beider in dem Übel stecken, woran **beide** leiden? und welches eine wie die andere mit demselben Mittel abwehren, bekämpfen, bessern und heilen soll? —

Die Unwissenden, Schwachen und Unmündigen können sich entschuldigen, wenn sie das Wesentliche übersehen und an den Namen und die Außenseite sich halten; nicht so ein Gelehrter, ein Seher, der sich für berufen hält auszuschreien, welche Zeit es ist an der Weltuhr. Von dem, der mit solchen Prätensionen auftritt, kann gefordert werden, daß er zu den Sternen hinaufsehe, wenn seine Taschenuhr unrichtig geht, daß er nicht zur unrechten Zeit und am unrechten Orte die Leute aufläre, noch vollends da Feuer schreie, wo Feuer und Licht noch ziemlich wohl verwahrt sind und es im eigenen Hause vielerlei Besseres zu thun gibt, als in das des Nachbars demolirend einzubrechen.

Zu einer erschöpfenden Auseinandersetzung dessen, was den

christlichen Confessionen gemeinsam ist und sie verbindet, und dessen, was sie trennt, ist der einer Anzeige zugemessene Raum in jeder Hinsicht zu enge, wenn sich der Referent auch fähig und berufen dazu hielte. Das Sendschreiben enthält eine Beantwortung dieser Frage, wodurch zugleich der gerühmte Reichthum auf der einen und die geschmähte, nackte, öde Armuth auf der anderen Seite beleuchtet wird. Aus einer solchen Darstellung einzelne Stücke herauszuheben, ist bedenklich für den, der jedes Ärgerniß gern vermeiden möchte, da ein einziger scharfer Strich verletzend erscheinen kann, wo von heiligen Dingen die Rede ist. Ref. ist der Überzeugung, daß das gemeinsame Fundament für beide Confessionen das Wichtigste und eigentlich Wesentliche ist, er hält den Kern des katholischen Glaubens für heilig, weil er christlich ist, die „Welfischen" Zuthaten hingegen für unheilig in dem Maaße, wie sie weltlich sind, das absichtliche Durcheinandermengen des Heiligen mit dem Profanen, wie es im Athanasius versucht ist, für das Allerunchristlichste. In einer Replik auf solchen Anfall ist das Polemische gegen die Formen und die Praxis der Katholischen Kirche nothwendig und unausweichlich, Ref. erklärt indessen, daß er nicht zu denen gehört, die daran ihre Freude haben, er glaubt selbst, das Sendschreiben würde nichts an seinem Werth verloren haben, wenn an einigen Stellen sorgsamer darauf gedacht wäre, einer jeden Mißdeutung zu begegnen. Nur über den Punkt des Reichthums der Katholischen und der Armuth der Evangelischen Kirche, in welchem vieles zusammenfällt, möge hier eine Bemerkung verstattet werden. Nicht der äußerliche, irdische Reichthum ist hier gemeint, Alles, was darüber zu sagen wäre, mag ganz unberührt bleiben, sondern der innere, geistige Schatz des Heils, dessen alleinige ausschließliche Verwahrung und Verwaltung sich die Römische Kirche angeeignet. Auf dem Glauben an dies Heil beruht die ganze Macht der Kirche, aus dem Aberglauben, der sich daran knüpft, der um so leichter zum indifferenten oder feindseligen Unglauben überspringt, je mehr er sich an Formen und Buchstaben gehalten hat, und an welchen Aberglauben sich diejenigen am liebsten halten, denen am meisten darum zu thun ist, nur recht bequem fertig zu werden — daraus entspringt ihre größte Gefahr.

(Schluß folgt.)

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Bis zu dieser letzten Consequenz fortgeführt begegnen wir bereits den **Semler**schen Ansichten bei demjenigen Theologen, der am schnellsten an den äußersten Rand des Naturalismus vorgedrungen war. „Was schadet es" — sagt **Eichhorn** im fünften Bande der allg. Biblioth. St. 1. — „daß das Christenthum im N. T. nur in seinen Anfangsgründen und nicht

in seiner vollkommenst ausgearbeiteten Gestalt enthalten ist? Laß es seyn, daß die ersten Lehrer desselben nur den Anfang gemacht haben, den menschlichen Verstand über seine Bestimmung aufzuklären, das Herz der Menschen durch bessere Grundsätze zu veredeln und nur so viele unsittliche und gemeinschädliche Vorurtheile auszurotten, als ihnen ihre Lage erlaubte: ist Umbildung der Menschen nicht mehr die Sache des stillen Ganges der Jahrhunderte als eines Augenblicks?" — Gar schnell war es in der That dahin gekommen, daß gefahrlos und unbefangen auf einer der ersten Universitäten Ansichten über Schrift und Inspiration ausgesprochen werden konnten, welche einige vierzig Jahre vorher einem J. C. Edelmann die Verfolgung der gesammten theologischen Welt zuzogen; denn ähnliche und fast noch weiter gehende naturalistische Ansichten über die biblischen Schriftsteller und Inspiration waren von diesem excentrischen Menschen schon in seinem 1746 herausgegebenen „abgenöthigten Glaubensbekenntnisse" ausgesprochen worden. „Unsere Bibel" — sagt er daselbst S. 42. — „ist eine Sammlung alter Schriften, deren Urheber von Gott und göttlichen Dingen nach dem Maaße ihrer Erkenntniß geschrieben haben; niemals haben die Schreiber derselben im Sinn gehabt, Anderen damit Gränzen ihrer Gedanken zu setzen, oder sie der Nachwelt auf ewig als eine unfehlbare Regel oder Richtschnur ihrer Erkenntniß aufzudringen;" und in einem anderen seiner Bücher: „Die Bibel, wo sie gesunde Begriffe vorträgt, verwerfe ich in keine Wege." „Der Popanz," sagt er ferner im Glaubensbekenntniß S. 45. — „daß ihre (der Protestanten) Bibel vom heiligen Geiste diktirt sey, schreckt nur die, so Gott und seinen Geist noch nicht kennen; wer aber weiß, wie es mit dieser und allen anderen vor göttlich ausgegebenen Schriften zugegangen ist, der kann sich unmöglich länger am Narrenseile herumführen lassen."

Ließ man in der Inspirationslehre den göttlichen Geist bei Seite, so dann auch bei der Lehre von der Wirkung der Schrift; denn nur wo die Einigung des göttlichen Geistes mit dem menschlichen objektiv zur Abfassung der Schrift für nöthig erachtet wird, wird auch subjektiv diese Einigung für nöthig erachtet werden, wo das Verständniß der Schrift und die Heiligung durch dieselbe zu Stande kommen soll. Es ist bekannt, wie naiv sich der Ritter Michaelis, diese durch und durch wurmfräßige hölzerne Säule, auf welche sich damals der Supernaturalismus stützen mußte, über das testimonium spiritus sancti erklärt hat. „Ich habe," — sagt er in seinem Compendium der Dogmatik von 1760 — „das gestehe ich aufrichtig, in meinem ganzen Leben kein anderes Zeugniß des heiligen Geistes empfunden, als das ist, was man in der heiligen Schrift als eine Anzeige und Spur von ihrer Göttlichkeit antrifft" — womit er die Wunder meint. Von Semler aber und Basedow und Anderen wurde dieses Zeugniß des heiligen Geistes auf die — wie Semler es nennt — „allgemeine Brauchbarkeit und Nutzbarkeit der christlichen Religion zur moralischen Ausbesserung" reducirt. Wie barbarisch nun auch diese Äußerungen klingen, so haben sie indeß doch ein gewisses Recht, nämlich solchen gegenüber, welche von einem Gefühlszeugnisse des heiligen Geistes neben dem Gefühle, das die Wahrheit und Heiligkeit des Christenthums mit sich bringt, sprachen; nur daß andererseits auch diejenigen irrten, welche von einem Gefühle der Wahrheit und Heiligkeit des Evangeliums sprachen ohne Zeugniß des göttlichen Geistes im menschlichen. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine auch jetzt noch beachtenswerthe, mit diesem Gegenstande in Beziehung stehende Schrift ist Spalding's Buch: „Gedanken über den Werth der Gefühle," ein Werk, welches zu seiner Zeit viel gelesen wurde und gewiß eben so viel beigetragen haben mag, der Religiosität einen kälteren als ihr einen reineren Charakter zu geben. Er setzt der vom Pietismus und von der Brüdergemeinde ausgegangenen Verirrung eines ängstlichen Lauschens auf den Wechsel der Empfindungen und einer Abmessung des Gnadenstandes nach der Lebhaftigkeit derselben zwei Grundsätze entgegen, die gesunde Empfindung müsse stets von erkannter Wahrheit ausgehen, also „durch den Kopf zum Herzen," und nur wachsende „Rechtschaffenheit" sey ein Kriterium des Gnadenstandes. Gewisse übernatürliche Einwirkung auf die Empfindung zum Kennzeichen zu machen, sey schon deshalb unmöglich, weil sich, was der Mensch natürlicher- und was er übernatürlicherweise von Gott empfange, nicht unterscheiden lasse; auch komme es ja ganz auf dasselbe heraus, ob Gott uns durch Einrichtung unserer Natur gute Empfindungen gebe, oder durch unmittelbaren Einfluß. So treffend nun auch diese Bemerkungen in einer gewissen Beziehung sind, so ist doch dagegen zu sagen, einmal, daß sie von jener ungeistigen Ansicht Gottes ausgehen, welche den Schöpfer von seinem Werke isolirt, sodann, daß die Bedeutung des Gefühls dabei verkannt ist. Das Gefühl ist von Spalding nur gefaßt als „dunkele Vorstellung;" er spricht in der dritten Auflage seines Buches sogar von aufgeklärten und unaufgeklärten Empfindungen, welches sehr barbarisch klingt. Damit ist nun mehr negativ bestimmt, was das Gefühl nicht ist; positiv ist aber das Gefühl die unmittelbare Bestimmtheit des Ichs durch ein Anderes, so daß dies Andere, auf mich bezogen, mit mir eins ist, so daß ich es inne werde, d. i. in mir habe. Somit ergibt sich denn auch, daß alles Wissen, welches noch nicht Gefühl ist, ein auswendiges Wissen ist, darum muß denn auch jene verlangte Rechtschaffenheit und Erkenntniß Gottes und Christi nothwendig ihren Sitz im Gefühl haben, darum ist das Gefühl etwas Wesentliches in der Religion. Recht aber hat Spalding, wenn er verlangt, der Christ müsse sich stets über den Inhalt seiner Gefühle Rechenschaft geben, angeben können, durch welche als wahr legitimirte Vorstellungen sie hervorgerufen seyen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 23. Juni. № 50.

Sendschreiben an J. Görres von Heinrich Leo. Halle, bei E. Anton, 1838.

(Schluß.)

Kein Heil außer der Kirche! so lautet die Lehre, gegen deren wahre Bedeutung kein evangelischer Christ protestirt; der Aberglaube interpretirt diese Lehre dahin: daß es nur eines Schrittes in der Kirche bedarf, um Theil zu haben an ihrem reichen Schatze, nur sich äußerlich der Kirche unterwerfen, nur kein Protestant seyn, so ist alles gut, alles andere findet sich von selbst und wird von den Priestern besorgt ꝛc. — Durch solch verkehrte Nutzanwendungen einer ursprünglich unstreitig richtigen Lehre wird der Glaube, der vor Gott gilt, die Buße, Bekehrung und geistige Wiedergeburt, kurz das ganze Christenthum zu einem Werk, zu einem willkührlichen Akt, neben welchem die roheste Gleichgültigkeit und die frechste Verruchtheit ruhig fortbestehen kann. Der Mensch kann diesen Akt vornehmen, wenn er es für gut findet, wie ein Verbrecher in die Kirche sich flüchten kann, wenn er in seinen Schlupfwinkeln nicht mehr sicher ist; man kann seinen Frieden mit der Kirche wie ein Testament bei guter Zeit im Concept aufsetzen und die Vollziehung durch die Unterschrift bis zum letzten Tage aufschieben, wie es neuerdings der Fürst Talleyrand, ehemaliger Bischof von Autun, gemacht, der sich rühmte: nie etwas übereilt zu haben, und doch stets zur rechten Zeit, was äußerlich auch hier gelungen zu seyn scheint, gekommen zu seyn.

Das Sichverlassen auf den äußeren Akt kann in seiner rohesten Gestalt einen Kern christlicher Frömmigkeit einschließen, es kann in dem äußeren Zeichen des Gehorsams ein Anfang innerer Bekehrung, ein Keim von Glauben seyn, der zum Baum erwächst, es kann auch ein Rest von Gottesfurcht darin seyn, der sich wieder aufrichtet zum Leben, und wo es so ist, wollen wir es gern anerkennen; aber wenn das äußere Opus operatum das Ziel, das A und das O seyn soll, wenn das Heil der Seele lediglich auf der erfüllten Form beruht und die Abweichung von der äußeren Form als ausschließend von allem Heil gelten soll — wie in der neuesten katholischen Polemik wieder mit erneuter Strenge gefordert wird, — so protestiren wir gegen diese zeitliche Verwaltung des ewigen Reichthums, gegen diese magische Gewalt des Lösens und Bindens, wie unsere Vorfahren vor dreihundert Jahren dagegen protestirt haben. Wenn es so seyn soll, so laßt uns, was ihr unsere Armuth nennt, und Gott helfe euch in eurem Reichthum und in der Weise, wie ihr ihn verwaltet. —

Das was die weltliche Gerechtigkeit, die gesunde menschliche Vernunft und die christliche Religion fordert, was nirgends sich unabweislicher zeigt als in den gegenwärtigen Verhältnissen in Deutschland, ist keineswegs eine Accommodation der katholischen Lehre gegen die unsrige, sondern eine auf die christliche Lehre gegründete Anerkennung der christlichen Gemeinschaft von beiden Seiten, das Aufgeben des eben so lieblosen als sinnlosen Verketzerns, wodurch Mißverständnisse und Mißverhältnisse gehegt und gepflegt und jeder wahre Friede unmöglich gemacht wird. Der Streit über die Zeiten, die vergangen sind, kann füglich ruhen, wenn nur die Elemente der Zwietracht für die Gegenwart und Zukunft nicht absichtlich genährt und kultivirt werden, für welche Kultur die neueste Litteratur Dünger herbeizuschaffen sich emsig bemüht hat.

Vom weltlichen Standpunkt betrachtet, erscheint es beim ersten Anblick unbegreiflich, wie grade jetzt, wo die Katholische Kirche in katholischen Ländern, wo es keine Protestanten gibt, von Katholiken schändlich mißachtet und mißhandelt wird, in Preußen, wo sie in den letzten Decennien wieder aufgeblüht ist, wie der Papst selbst rühmend anerkannt hat, ein solcher Conflikt der Hierarchie mit der weltlichen Regierung hat provocirt werden können. Die „katholische Bewegung," die man theils hochgepriesen, theils wieder abgelängnet hat, erklärt das Phänomen nicht ganz, eben so wenig der extravagante Eifer einiger Convertiten, die ihre Treue auf der einen Seite bewähren wollen, nachdem sie auf der anderen keinen Anhaltspunkt dafür hatten finden können; daß diese sich besonders bemühen, die Ideen, die sie beschäftigen, in Umlauf zu setzen und Proselyten zu machen, ist ganz natürlich, doch nicht ausreichend für die Erklärung der Thatsachen. Vor dreißig Jahren machten sich auch einige neu-katholische Geister bemerklich, die alle Welt zu ihrem Kultus bekehren wollten; diese hatte die Poesie in die Römische Kirche geführt; wenn ihnen die Armuth der Evangelischen nicht zusagte, so waren sie doch nicht unsere Feinde geworden — jetzt ist es anders, wie die Zeiten seitdem anders geworden sind. Keine romantische, sondern eine politische Poesie, oder vielmehr eine dichtende Politik, treibt diejenigen, die den Kampf gegen uns begonnen haben. Der Athanasius ist kein religiöses, sondern ein durchaus politisches Buch. Es scheint, als wäre ohne gehörige Überlegung, von unrichtigen oder mißverstandenen Berichten verleitet losgeschlagen, und ein Unternehmen begonnen worden, das für die Katholische Kirche sehr übel hätte ausschlagen können, wenn dem Impuls gefolgt worden wäre, wie die besonnenen Katholiken eben so gut einsahen als wir; daß man sich dem Ziele der Wiedervereinigung nicht naht durch Verbitterung des Zerwürfnisses, das wird Niemand

verkennen. Dies näher zu erörtern, erforderte politische Untersuchungen, die nicht in diese Blätter gehören. — Das Sendschreiben enthält auch darüber Mancherlei, was ernste Beachtung verdient.

Herr Görres in seinem Athanasius hat die Katholische Kirche benutzt, wie im Kriege wohl die geweihten Mauern benutzt werden, um von da aus dem Feinde so viel Schaden zu thun als möglich; das mag den Umständen nach ganz zweckmäßig genannt werden, doch ist es die unerhörteste aller Unverschämtheiten, das ohne Weiteres einen Kampf für die Kirche zu nennen.

Widerwärtiger fast als der feindseligste Angriff ist für die Evangelische Kirche der Troß gewesen, der unter dem Vorgeben, für ihre Sache zu fechten, sich auf die Beine gemacht hat, um nach seiner Weise, wie Herr Görres nach der seinigen, Unfug zu treiben, was die Feinde dann wieder benutzten, um evangelische Christen mit jenem Troß zu vermengen. Um so erfreulicher ist eine Stimme wie die, welche sich in diesem Sendschreiben vernehmen läßt; Geist und Talent des Verf. kann sich mit dem des Münchner-Coblenzer Propheten messen, und außerdem hat er die Wahrheit für sich, die am Ende doch bleibt, wenn der Lärm des Streits verschollen seyn wird. Man könnte die Worte Luther's als Motto darauf setzen:

> Wer die Lüge will gewaltig strafen, muß sich an die helle Wahrheit halten, denn eine Finsterniß straft die andere nicht.

Erklärung von sechzehn Geistlichen der Diöcese Hanau.

In dem „Evangelischen Lichtfreunde," erschienen bei Heller und Rohm zu Frankfurt a. M., findet sich unter der Aufschrift: „Tagesgeschichte der neuesten kirchlichen Ereignisse," ein vom 17. November v. J. datirter Artikel über zwei Bußtagsliturgien des Kurfürstenthums Hessen. Nach dem Urtheil dieses Artikels athmet die eine dieser Liturgien den Himmelsgeist der ächten Christuslehre in Liebe und Ernst, während die andere, die hier in Rede stehende, ein in jeder Beziehung elendes und aus der Lache des gemeinsten Pietismus geschöpftes Machwerk, dessen jedes Jahrhundert sich zu schämen haben würde, seyn soll.

Es ist nicht unsere, der Unterzeichneten, Absicht, uns in die Einzelheiten dieses Artikels einzulassen. Demselben ist der Stempel der Animosität zu unverkennbar aufgedrückt, als daß wir nicht getrost solche auf ihrem eigentlichen Werthe beruhen lassen könnten. Wir können bloß den Verfasser bedauern, daß er den von ihm an dem anderen liturgischen Produkte gepriesenen Himmelsgeist für sich selbst zu erflehen, zur Zeit, wo er die Feder ergriff, so ganz und gar unterlassen hat. Auch bedarf es keiner Vertretung des Mannes, dem die vorliegenden Verunglimpfungen hauptsächlich gelten sollen. Der Geschmähte, Herr Superintendent Eberhard zu Hanau, der in unserer Diöcese den theuren Schatz des Evangeliums von Christo dem Gekreuzigten aus seiner Geringachtung hervorgezogen hat, befindet sich in seiner lebendigen Gemeinschaft mit dem Herrn auf einem Gebiete, wo ihn dergleichen nicht berührt, es ihm sogar Freude macht, noch härtere Streiche, als die hier geführten, hinzunehmen.

Allein da man mit diesem Artikel sich nicht einmal entblödet hat, sogar den evangelischen Glaubensgrund anzutasten, und durch Verläugnung zu schänden, so erkennen wir hierin eine dringende Veranlassung, womit der Herr uns würdigt, ihn vor den Menschen zu bekennen. Denn viele Verführer sind in die Welt gekommen, die nicht bekennen Jesum Christ, daß er in das Fleisch gekommen. Und so zeugen und bezeugen wir denn hiemit öffentlich, damit durch Bekenntniß die Wahrheit und das Recht offenbar wird, daß wir in der so tief herabgewürdigten vorigjährigen Bußtagsliturgie unserer Diöcese nur unseren heiligsten Glauben, dem wir mit Leib und Leben uns verpflichtet fühlen, ausgesprochen finden und die vermeinte Schmach derselben also auch uns zur Ehre rechnen. Wir bekennen und lehren, daß wir kein anderes Fundament der Seligkeit kennen, als den Opfertod Christi ohne alles Verdienst der Werke — dies Evangelium, welches Paulus, als auserwähltes Rüstzeug des Herrn, Gal. 1, 8 und 9., aller menschlichen Weisheit in's Angesicht so unzweideutig bekräftigt; daß also der Mensch, seit dem Falle des ersten, in der Sünde und von Natur untüchtig zu allem wahrhaft Guten, nur allein durch den Glauben an Christus, den Mensch gewordenen Gott, gerecht werden, daß aber dieser Glaube so wenig ohne gute Werke seyn kann, daß er vielmehr die einige Mutter solcher und allezeit durch den heiligen Geist wirksam ist, zu preisen die Tugenden deß, der uns von der Finsterniß berufen hat zu seinem wunderbaren Lichte. Im völligen Einklange dieser unserer innersten Glaubensüberzeugung mit den Wesenslehren der Bekenntnißschriften unserer Kirche erklären wir uns zugleich auf's Entschiedenste wider jene auch in unserer Diöcese viel verbreitete Meinung, die nur noch historische Denkmäler in diesen Schriften erkannt und dieselben namentlich durch die hierorts zu Stande gekommene Union der beiden Evangelischen Schwesterkirchen als aufgehoben betrachtet wissen will. Dieser Meinung gegenüber bekennen wir unumwunden, daß wir an diesen Schriften und unter ihnen namentlich an der Augsburgischen Confession, nebst deren Apologie, und an dem Lutherischen und Heidelberger Katechismus, ohne uns von dem formalen Princip der Evangelischen Kirche, daß die heilige Schrift die einzig untrügliche Erkenntnißquelle der evangelischen Wahrheit und die alleinige Norm des Glaubens sey, auch nur im Geringsten zu entfernen, unerschütterlich festhalten, nicht um irgend eines menschlichen Ansehns willen, sondern wegen der Schriftmäßigkeit und Glaubenstiefe und der durch die Anerkennung der drei ältesten Glaubenssymbole beurkundeten Geisteseinigkeit derselben mit der Apostolischen Kirche. Wir können darum auch in dem bei dem Unionswerk über diese Schriften beobachteten Schweigen nur eine erneuerte Sanktion derselben und die stille Erklärung erblicken: es seyen die Fundamentallehren der vorher getrennten

Schwesterkirchen einstimmig und die streitigen Punkte bloß untergeordneter Art; es gebe einen höheren Standpunkt, die Liebe, das christliche Lebenselement, von dem aus die Verschiedenheit der Ansichten in dem minder Wichtigen ohne Störung der Glaubenseintracht und Kircheneinheit in christlicher Freiheit zu tragen sey. Eine Union ohne diese Grundlage wäre sonst die beklagenswertheste Confusion; das äußere Band, in welchem die Glaubensgemeinschaft zur belebenden Anschauung kommt, wäre aufgelöst, der in den wohlbegründeten Lehrsätzen dieser Schriften der Kirche gegebene feste Standpunkt für das rechte Bibelverständniß hinweggenommen und die Kirche mit der Mehrheit ihrer Glieder Preis gegeben jenem unseligen Vernunftstolze, der in seinem Modeln und Schneiden an den göttlichen Wahrheiten und Geheimnissen mehr zerstört als aufbaut, mehr verwirrt als zur Erkenntniß des Heils leitet. Wie uns nicht wird in Abrede gestellt werden können, so hat auch die evangelische Freiheit ihre Gränze und kann die Kirche in ihrer Gesammtheit unmöglich der Beliebigkeit einzelner ihrer Glieder anheimgegeben seyn. Das wäre schreiendes Unrecht und nicht evangelische Freiheit, die als Gesammtgut der Kirche nicht für Einzelne bloß, sondern für Alle gleichmäßig errungen worden ist und daher so wenig als die Freiheit des Einen die Freiheit des Anderen beeinträchtigen darf, dem Lehrstande unbegränzte Willkühr auf Unkosten der Rechte der Gemeinden eingeräumt haben kann. Diese können fordern, daß ihnen das göttliche Wort ohne Beimischung menschlicher Weisheit verkündigt werde, wofür sie aber in der Verpflichtung ihrer Seelsorger auf die heilige Schrift allein noch keine zureichende Bürgschaft haben, da von dieser, als einem Buche von unendlicher Vielseitigkeit für die menschliche Subjektivität ohne den heiligen Auslegungsgeist, gilt:

Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Einer solchen Glaubensverwirrung zu steuern, dazu bedarf es noch einer anderen Schranke, als dieser; dazu bedarf es der in den Bekenntnißschriften der Kirche aufgestellten, enger bindenden Lehrnorm, welche, weit entfernt, das geistige Leben in starren Satzungen zu hemmen, dasselbe vielmehr regelt, fördert und weit sicherer als in der schrankenlosen Willkühr gedeihen läßt.

Indem wir diese offene Erklärung mit herzlichem Bedauern ihrer Veranlassung, aber auch in der Freude gegen die ungebührlichste Verkennung und Schmähung des evangelischen Glaubens gezeugt zu haben, schließen, ergreifen wir diese Gelegenheit zugleich noch, um nahe und ferne allen Bekennern des reinen unverfälschten Evangeliums, wie solches gegründet in den heiligen Schriften und ausgelegt und verzeichnet ist in den Symbolen der Evangelischen Kirche, im Geiste die Hand zu reichen zum gemeinsamen Glaubensbunde und zu halten an dem Bekenntniß der Hoffnung und nicht zu wanken, denn er ist treu, der sie verheißen hat.

Aus der evangelischen Diöcese Hanau des Kurfürstenthums Hessen im Februar 1838.

(gez.) Pauli, Pfarrer zu Nauheim.

(gez.) S. Richter, Pfarrer zu Praunheim, Redakteur des christl. Hausfreundes und des christl. Beobachters.
" C. G. Ullrich, Pfarrer zu Rumpenheim.
" P. Luja, Pfarrer zu Mittelbuchen.
" F. A. Fischbach, zweiter Pfarrer an der evangelischen Gemeinde zu Fulda.
" B. H. Manes, Pfarrer zu Gelnhausen.
" D. Heyl, erster Pfarrer zu Wächtersbach, und Consistoral-Assessor.
" Stuth, Pfarrer zu Hellstein.
" A. Calaminus, zweiter Pfarrer zu Wächtersbach, geistlicher Rath und Schul-Inspektor.
" Dr. K. Vömel, Pfarrer in Steinau.
" Johann Adolph Bode, Pfarrer in Elm.
" G. L. Th. Emmel, Pfarrer zu Kempfenbrunn.
" Chr. H. W. Hagen, Pfarrer zu Mittelsinn.
" H. Rauch, Pfarrer zu Langenselbold.
" W. Calaminus, Pfarrer zu Hüttengesäß.
" A. Ehringhaus, Pfarrer zu Mannsbach.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Nach diesen Vorarbeiten konnte die Kritik an die heilige Schrift herantreten, ohne sich in irgend einer Weise von dogmatischen Voraussetzungen abhängig zu machen; und da dieses noch jetzt von Manchen für die wahre Stellung der biblischen Kritik angesehen wird, so darf auch hier nicht unbemerkt bleiben, wie mit der Voraussetzung zu der Schrift hinzuzutreten, daß sie ein gewöhnliches Buch sey, doch nur dann erlaubt ist, wenn schon vorher der Beweis geführt worden, daß die Bibel wirklich nicht mehr ist — Voraussetzung findet also in beiderlei Fällen statt. Diese sogenannte rein historische und unbefangene Kritik, welche gänzlich den Charakter einer theologischen Disciplin verloren hat, tritt zuerst vollständig uns entgegen in Eichhorn's Einleitung in das A. und in das N. T., zweien Werken, welche für ihre Zeit von höchster Bedeutung gewesen sind. Es wäre nicht zu verwundern gewesen, wenn die Kritik, so zum ersten Male sich von vielhundertjährigen Fesseln völlig frei fühlend, sofort alles Maaß überschritten und ihren Inhalt mit souveräner Verachtung der historischen Zeugnisse aus eigener Machtbestimmung gesetzt hätte. Allein die achtzehnhundertjährige Gewalt der Tradition übte doch noch einen gewissen Einfluß aus, und so geschieht es, daß die Eichhornsche Kritik sich doch noch in gewissen Schranken der Mäßigung bewegt. Das kühnste Unternehmen in der höheren Kritik des N. T. ist die Durchführung der Urevangeliums-Hypothese. Auch im A. T. wurde dem Pentateuche noch Mosaischer Ursprung, dem Buche Hiob vormosaisches Alter zugeschrieben und nur bei Daniel, Je-

saias und den Salomonischen Schriften tritt die Kritik mit neuen, auf historischen Forschungen ruhenden Ansichten auf.

Es war das ehrwürdige Gothische Portal gefallen, durch das man einst in den Wunderbau der heiligen Schrift einschritt, es war gefallen, denn das ärmliche Wohnhaus Galiläischer Fischerleute bedurfte auch keines Portals, sondern nur einer gewöhnlichen Hausthür. War die heilige Schrift nur ein gewöhnliches Buch, so war sie auch auszulegen wie jedwedes Buch; wie jeder Schriftsteller aus seiner Zeit zu verstehen ist, so ist zum Verständniß der Neutestamentlichen Schriftsteller die Kenntniß der Ansichten ihrer jüdischen Zeitgenossen nicht bloß ein wichtiges, sondern das wichtigste aller Hülfsmittel, und da die Schriftsteller des N. T. und Jesu Zuhörer Juden aus dem gemeinen Haufen, so ist das Wichtigste für den Interpreten „das Eingehen in die Zeitideen des gemeinen, ungebildeten Haufens" (Eichhorn's Biblioth. Bd. 4. S. 333.). Zwar gibt es große Geister, welche weit über ihre Zeit hinausragen und daher nur verstanden werden können nicht aus ihren Umgebungen, sondern durch unsere Versenkung in ihren eigenen Geist, aber daß in Christus, Paulus, Johannes ein durchaus neues Princip in die Welt getreten war, erkannte man ja nicht, nur Modifikationen jüdischer Ideen wurden zugegeben. Es wurde das Christenthum als die Zusammenfassung der besseren Elemente des Judenthums angesehen. Auch diese Ansicht beruht, tiefer gefaßt, auf Wahrheit, denn Christus ist, ehe er in der Neutestamentlichen Zeit erschien, unter dem Bundesvolke wirksam gewesen. Er hat, wie die Schrift sagt, durch die Propheten gesprochen (1 Petr. 1, 11.). Allein grade diese ewigen Elemente des Judenthums wurden verkannt, und der Blick ruhte vorzugsweise auf denjenigen Lehren und Anstalten, die pädagogischer, mithin temporärer Art sind; dazu kommt, daß das Alttestamentliche, was man im Christenthum nachwies, auch wieder nur vereinzelt gefaßt wurde, ohne das schöpferische Princip des Christenthums zu kennen, welches jene Elemente zu einer Einheit verband und zu einer neuen Religionsstufe erhob, der Glaube an die geschehene Menschwerdung Gottes und die Versöhnung der Welt. Von Semler haben wir bereits erfahren, wie er so gern von „kleinen jüdischen Lokalideen" sprach, wie er so beschränkt seyn konnte, selbst die kolossale Idee des Reiches Gottes als eine „kleine Lokalidee" zu bezeichnen. Wie der Inhalt des N. T. bei solcher Behandlung, die man rein historische Interpretation nannte, zusammenschrumpfte, ist bereits aus Semler gezeigt worden. Das N. T. wurde auf diese Weise nur zur Überlieferung von Ansichten und Thatsachen, zu denen sich das Individuum durchaus fremd verhielt, wie Hegel es ausdrückt: der Ausleger verwaltete sein Geschäft, wie der Comptoirbediente, der die ihm fremden Gelder seines Herrn berechnet: „Das größte Zeichen," sagt Hegel (Religionsphilos. Th. 1. S. 9.), daß die Wichtigkeit dieser Dogmen gesunken, ist, daß sie vornehmlich historisch behandelt und in das Verhältniß gestellt werden, daß es die Überzeugungen seyen, die Anderen angehören, daß es Geschichten sind, die nicht in unserem Geiste selbst vorgehen, nicht das Bedürfniß unseres Geistes in Anspruch nehmen; was das Interesse ist, ist dies, wie es sich bei anderen gemacht hat — diese zufällige Entstehung und Erscheinung." Die alte Anforderung, daß wer zur Schrift hinzutrete, es mit religiösem Sinn thue, da sie ein religiöses Buch sey, wurde nicht nur für minder wesentlich, sondern für ganz unwesentlich erklärt. Diese Ansicht, die überhaupt eine zum Erstaunen geringe Meinung von Christo und der Bibel darlegt, spricht sich unter Anderem bei einem Manne aus, den man gewöhnt ist zu den gemäßigten Rationalisten zu zählen, ich meine bei Keil. Der ehrliche Stäudlin, der zuweilen einen sehr warmen religiösen impetus bekommen hat, hatte sich im Jahre 1807 in dem Programm: de interpretatione librorum novi testamenti historica non unice vera, mit Wärme dafür ausgesprochen, daß die moralisch-religiöse Interpretation der historischen zur Seite gehen müsse. Keil, der Verfasser der Hermeneutik des N. T., vertheidigt sich in einem Aufsatze in den Analekten von Keil und Tschirner, St. I. Stäudlin hatte davon gesprochen, daß „Jesus allen Zeitaltern ewige unabänderliche und himmlische Weisheit habe offenbaren wollen und es daher keineswegs eine allgemein gültige und sichere Regel der Erklärung sey, daß man den Sinn seiner Aussprüche immer so bestimmen müsse, wie er sich für seine ersten Zuhörer am besten schicke." Keil entgegnet, daß Jesus allen Zeitaltern unabänderliche Wahrheit habe geben wollen, sey zweifelhaft, „denn" — fährt er fort — „so wahr es auch ist, daß die wesentlichsten Lehren des Christenthums dem Plane der Vorsehung zu Folge allen künftigen Zeitaltern als ewige Wahrheiten gelten sollten, so zweifelhaft scheint es mir gleichwohl zu seyn, ob Jesus von diesem Plane der Vorsehung Kenntniß gehabt, und daher bei seinen Aussprüchen auf die Nachwelt Rücksicht genommen habe und habe nehmen können." Stäudlin verlangt zum Verständniß des N. T. einen homo per divinum spiritum emendatus et pius und beruft sich auf 1 Cor. 2, 13. 14. Keil entgegnet, ein ἄνθρωπος ψυχικός sey vielmehr ein solcher, der Vorurtheile habe, und diese hätten auch religiöse Menschen oft. Allerdings ist es nicht nöthig, mit Stäudlin die Forderung aufzustellen, daß neben der historischen Interpretation auch eine religiöse statt finden müsse, aber wie läßt sich ein religiöser Schriftsteller historisch richtig auslegen, ohne mit Herz und Geist auf seinen religiösen Standpunkt einzugehen?

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 27. Juni. № 51.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Doch nicht Alles in der heiligen Schrift wollte sich der Ansicht fügen, als böte sie keine anderen Früchte dar als die, welche auch der gesunde Menschenverstand in seinem Märkischen Sandboden zu zeitigen gewußt hatte. Theils gab es gewisse dicta probantia, welche mehr die alte als die neue Lehre zu bestätigen schienen, theils stellten sich Weissagungen und Wunder in den Weg, an denen das Schifflein des gesunden Menschenverstandes zu zerschellen Gefahr lief. Es war damals noch nicht die neueste Methode bekannt, solcher ungefügen Unbequemlichkeiten sich massenweise zu entledigen, nämlich durch Unächtheitserklärungen der Bücher des Neuen Testaments. So mußte man denn an jeden einzelnen Stein besondere Hebel anlegen. Da konnten denn die Mittel nicht verschmäht werden, die sich schon in der Socinianischen Exegese ziemlich abgebraucht hatten; Verwerfung einzelner dicta probantia als unächt, wie z. B. die Taufformel bei Teller; Änderung der Lesart, wie von Bahrdt am Anfange des Evangeliums Johannis, oder Socinianische Exegese, wie z. B. von Semler und Anderen bei Joh. 8, 58., 17, 5., 10, 30. Über andere Anstöße hob die Accommodationstheorie hinweg, wie z. B. über die Aussprüche Jesu vom Teufel, vom Weltgericht. So kam man in Betreff der dicta probantia wohl oder übel in's Reine. Einen härteren Widerstand setzte der Felsblock der Wunder entgegen. Es wurde der Versuch gemacht, den Felsen zu umschiffen, indem man erklärte, daß diese Mirakel, bloß den wundersüchtigen Juden zu Liebe geschehen, nicht weiter zu beachten seyen. „Damals" — sagt Damm zu seiner Übersetzung des Matthäus — „bei den hartnäckigen oder äußerst eingenommenen Juden für ihre Ceremonien und bei anderen über ihre Landesgebräuche eifrigen Völkern, mußte durch Wunder gleichsam gelautet werden: uns und allen unpartheiisch Denkenden ist die Lehre an und in sich einlenchtend und göttlich genug; und uns gehen alle damals geschehenen Wunder gar nicht so an, als ob sie der Grund unseres Beifalls seyn müßten, sondern die Lehre selbst ist der Grund desselben. Damals waren die Wunder gut und nöthig, uns dienen sie wenig." „Es bleibt unläugbar," sagt Semler, „daß nach der Anzeige Christi und Pauli, miracula, um der ungläubigen und unfähigen Zuschauer willen, welche einmal dergleichen erwarteten, damalen stattgefunden haben. Wer also zu eigenem Nachdenken auf die Lehren und Sachen aufgelegt ist, erhält keinen Zusatz der Einsicht der Wahrheit und Richtigkeit durch erzählte miracula." Bald offenbarte sich indeß, daß die Auskunft, welche bei den dicta probantia, auch hier nicht zu verschmähen sey; es sey nur der Sprachgebrauch der Zeit gehörig zu berücksichtigen, so helfe schon die bloße Exegese von den miraculis befreien. Freilich gehört eine gewisse Prosa dazu, um mit jenen Alltäglichkeiten sich zu befreunden, welche nach Subtraktion des Wunderbaren stehen blieben; allein eben an Prosa hatte man ja einen überflüssigen Vorrath. So war man denn nicht wenig erfreut, wenn z. B. der Prediger Eck die himmlischen Heerschaaren mit ihrem Lobgesange, von denen Luc. 2. die Rede ist, entfernte und dieselben durch eine Laterne ersetzte, mit irgend einem Rufe unbekannten Inhalts von irgend einem Bethlehemitischen Anonymus verbunden. Was Eck für das N. T. geleistet, leisteten Hezel, Bahrdt u. A. für das A. T., vgl. auch das Buch: Kritik und Erklärung der im Hebräischen Staate sich ereigneten Wunderbegebenheiten von Josua bis auf Jesus, Altenburg 1802. Doch waren auch Einige, welche das klare Eiweiß dieser natürlichen Wundererklärungen noch mit einem Beisatze zu versehen wußten, der es schmackhafter machte; von Bahrdt und Venturini wurde das Ingredienz der Sentimentalität hinzugethan und das salzlose Eiweiß, umschwommen von der süßen Sauce eines empfindungsvollen Romans, den christlichen Lesern dargeboten. In der Art sind z. B. die ihrer Zeit weit verbreiteten Bahrdtschen Werke: „Briefe über die Bibel im Volkstone" (1782) und „Ausführung des Plans und Zwecks Jesu, in Briefen an Wahrheit suchende Leser" (1784) geschrieben. Da verschwindet z. B. Jesus bei der „sogenannten" Himmelfahrt hinter dem Berge, um sich zu der engeren Versammlung der „höheren Brüder" zurückzuziehen: dramatisch wird der Schmerz geschildert:

„Alle (schluchzend): Ach Gott — du scheidest! Jesus: Fasset euch, meine Lieben! verlaßt euch fest auf Gott, der mein und euer Vater ist! Gott segne euch! Die zwei Vertrauten Jesu (kommen den Jüngern immer näher — einer zum andern): Wie die armen Leute so in die tiefste Schwermuth versunken sind! wahrhaftig ein rührender Anblick! unaussprechlicher Jammer und völlige Trostlosigkeit ist auf ihrem Gesichte gezeichnet! siehe, wie sie starr in die Wolken sehen! sie bemerken uns noch nicht. Johannes (mit einem tiefen Seufzer — läßt seine Augen sinken und erblickt die fremden Männer — voll Schrecken zu den Anderen): Brüder — ach — Engel Gottes nahen uns! Alle (zusammenbebend): Was, Engel Gottes?" u. s. w.

Darauf erscheint Jesus in der „Mutterloge;" dort wird dann später auch der Plan berathen, wie er unversehens hinter einem Gebüsch dem nach Damaskus reisenden Paulus erscheinen soll; dort sind die Jünger am Pfingstfeste versammelt und:

„es schlägt in dem Saale ein, wo die Brüder versammelt sind; der Blitz läuft an den Teppichen hin, mit welchen die Wände behangen sind, an welchen die Brüder herumsitzen, daß es aussieht, wie wenn Allen die Köpfe brennten; das ist ein kalter Schlag, der nicht zündet, aber der ganze Saal ist schier mit Feuer und Schwefeldampf erfüllt; ein schrecklicher Donnerknall begleitet diesen Blitz."

Allerdings gab es auch schon damals unter der negativen Parthei solche, welche auf den Weg hinwinkten, der von der neuesten Neologie betreten worden ist. So bemerkt z. B. ein Recensent von Eck's Wundergeschichten in dem neuen Journale von Ammon, Hähnlein, Paulus, Jahrgang 1795, St. 10.: Seine Erklärungen genügten nicht, weil er 1. zu oft dieselben Ursachen zu Hülfe nehme, Blitz und Erdbeben; 2. weil er die „Anekdoten aus dem Zeitalter der Evangelisten" als historisch beglaubigt voraussetze; 3. weil er immer voraussetze, daß die Jünger Jesum richtig verstanden hätten.

Nach unserer Ansicht war es nicht die Exegese und Kritik, welche den dogmatischen Standpunkt jener Periode umgestaltet hat, sondern Exegese und Kritik sind vielmehr durch den veränderten dogmatischen Standpunkt umgestaltet worden. Die dogmatische Richtung dieser Zeit bezeichnen wir als die der Abstraktion. Wir verstehen unter Abstraktion dasjenige Verhalten zu den Objekten, bei welchem der Geist von der Vernunft, von den Gedanken, welche in den Objekten liegen, absieht und die Objekte nur auf eine formelle Weise auf die Denkgesetze bezieht, wo also das Interesse nicht auf die Wahrheit der Erkenntniß, sondern auf ihre Richtigkeit (durch richtige Definition und Schlüsse) gerichtet ist. Das Grundgesetz der formalen Logik ist das der Identität und des Widerspruchs: Jedes ist sich nur selbst gleich. Hiemit wird eine Mannichfaltigkeit von Bestimmungen, auch von sich widersprechenden Bestimmungen, die in einer concreten (zusammengewachsenen) Einheit zusammengehen, geläugnet, und was alsdann übrig bleibt, sind allerdings einfache und auf den ersten Blick verständliche, aber auch sehr dürftige Bestimmungen. Hätte man sich wirklich auf die Objekte eingelassen und in sie versenkt, so würde man erkannt haben, daß der Widerspruch in allem Lebendigen existirt, denn alles Lebendige ist ein Werdendes und alles Werden ist die Einheit von Seyn und Nichtseyn; man hätte erkannt, daß die wahre Freiheit nicht ohne das Moment der Nothwendigkeit, die wahre Menschheit nicht ohne das Moment der Einheit mit der Gottheit u. s. w. ist. Diese abstrakte Denkweise konnte sich mit dem Mannichfaltigen nicht befreunden, denn das Mannichfaltige erschien als das sich Widersprechende und schlechthin Ausschließende; so konnte sie auf dem Gebiete der Politik nicht verschiedene Staatsverfassungen stehen lassen, sondern nur einer Geltung gewähren und in dieser einen mußte Alles zurückgeführt werden auf die Freiheit und die Gleichheit; so konnte sie in den Religionen die Wahrheit nur in dem finden, was das Gemeinsame in ihnen ist, und gelangte auf diese Weise zu der sogenannten natürlichen Religion, welche, da sie von allen näheren Bestimmungen des Christenthums absah, auch die allerärmste seyn mußte. Gott und Tugend, etwa auch Unsterblichkeit blieben als Residuum zurück. Jemehr sich auf diese Weise dem Individuum die objektive Welt entzog, desto egoistischer beschränkte es sich auf sich selbst. Die psychologischen Untersuchungen über das Ich und dessen Ideenassociationen auf theoretischer Seite, die Glückseligkeitslehre auf praktischer nahmen das ganze Interesse in Anspruch. Mit dem materialistischen Systeme des la Mettrie und des Baron Holbach, welche durch den Atheismus am meisten zur Beförderung der Glückseligkeit wirken zu können glaubten, traf im letzten Endziele der Eudämonismus von Steinbart in seiner Glückseligkeitslehre des Christenthums zusammen, welcher die Moral zum bloßen Mittel der Glückseligkeit, d. h. nach seiner eigenen Definition „des herrschenden Vergnügtseyns des menschlichen Gemüths," herabwürdigte.*) Das war die Zeit, wo der würdige Spalding über die Nutzbarkeit des Predigtamts schreiben konnte, und Adelung über die Nutzbarkeit der Empfindungen. (Auch Spalding spricht von nutzbaren Gefühlen.) Was die Dinge, ja was Gott an sich sey, war nicht mehr die Frage, sondern nur, was der Mensch dadurch profitiren könne.

(Fortsetzung folgt.)

Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Von Joh. Ramsauer. Oldenburg 1838. Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. VIII u. 103 S. in gr. 8.

Eine flache, gemeine Ansicht von der Welt und ihrem Verhältniß zum Reiche Gottes spöttelt wohl über die riesenhaften Gestalten in der Geschichte, welche, nachdem sie als Könige und Fürsten, Minister und Heerführer, Weltumsegler und Entdecker neuer Wissenschaften und Künste die Welt mit regiert und den Lauf der Begebenheiten mit geordnet, von allen diesen großen Weltdingen sich in ein enges Kämmerlein, in ein einfaches Klausen- oder Familienleben zurückziehen, um mit ihrem Gott und Erlöser allein zu seyn, und sich auf Tod und Auferstehung gleichsam durch eine Wanderung nach Jerusalem vorzubereiten. Wer aber in der Größe der Welt den Keim der Nichtigkeit und in dem stillen Kämmerlein eines Herzens, das mit Gott verkehrt, zugleich den größten Dom des Himmelreichs entdeckt hat, der findet solche Übergänge eben so natürlich, als die Übergänge von der weißen Blüthenpracht in die unschein-

---

*) Das eben so seichte als freche Buch von Steinbart erlebte drei Auflagen und einen Nachdruck, und würde gewiß noch länger in Kraft geblieben seyn, wäre es nicht durch den Kantianismus um seinen Kredit gekommen. Vorzüglich erbost sich der Verf. auch gegen Augustin als gegen einen Menschen, der „wegen seiner Unwissenheit in der Religion" gar keines Ansehens in der Kirche werth sey! — Und wie viel mag Steinbart von Augustin's Schriften gelesen haben? —

baren Früchte. Unsere Zeit hat auch Riesengestalten allerlei Art, in den Palästen und Hütten, welche treu mit der Welt gekämpft, auch für und gegen solche, oft tief in die Welt hineingeschleudert wurden, gleich einem Paulus wohl den Herrn verfolgten, zuletzt aber von ihm ergriffen wurden, damit sie Andere ergriffen. Zu diesen Riesengestalten der neueren Zeit, damit es nicht auffällig erscheint, mag hinzugesetzt werden: in kleinen Ausgaben von dritter und vierter Größe, sind viele Pädagogen aus der Pestalozzischen Schule, manche Turner aus dem Geschlecht von 1810 — 1818 und manche Philosophen aus der Fichteschen Schule zu zählen. Was die Schellingsche Schule und die Hegelsche in dieser Hinsicht geleistet haben, und was der neu erwachte Kunstgeist zur Angenehmmachung des Reiches Gottes beiträgt, das bleibe hier unberührt, besonders deshalb, weil in diesem Gebiet eine Aussöhnung von dem Reiche Gottes mit der Welt statt findet, welche große Bedenklichkeiten hat. Anders ist es mit dem Pestalozzianismus, mit dem Turnen, mit dem Kampf gegen die Franzosen, mit der Fichteschen Philosophie; sie ließen das Christenthum neben bei liegen; sie hatten andere Größen als das Neue Testament, andere Ziele als das Kreuz und die Auferstehung zum ewigen Leben. Aber grade indem das Reich Gottes aus den Augen gesetzt und für die Welt, doch göttlich aufopfernd und hingebend, gekämpft wurde, kam das Reich Gottes inwendig in die Kämpfer, und der Herr war bei ihnen, ehe sie es sich versahen, und er saß bei ihnen zu Tische, ehe sie es merkten.

Zu diesen tüchtigen Gestalten, welche im Kampfe mit der Welt haben den Kampf mit dem Fleische erlernt, und deren sich der Herr schon erbarmt hatte, als sie noch voll Eitelkeit, Weltsinn und hoffärtigem Wesen waren, gehört auch Johannes Ramsauer, ein Mann, den der Berichterstatter von seiner Lebensbeschreibung schon vor fünf und zwanzig Jahren gern hätte kennen gelernt, mit dem er in mancherlei Lebensberührungen wohl gestanden, den er aber nie gesehen hat, der den ersten Brief von ihm bald erhalten soll, von dem er den ersten Brief vor Kurzem erhalten hat, mit dem er sich aber innig verbunden fühlt, weshalb er denn auch sich, auf Veranlassung von Seiten der Redaktion dieser Blätter, freudig entschlossen hat, wenn auch kein Recensent, doch ein Anzeiger des vorliegenden Büchleins zu werden, obgleich er sonst im Bewußtseyn seiner Ungeschicklichkeit für dergleichen Arbeiten, sie nicht zu machen pflegt. Der Anzeiger las zuerst die vorliegende Lebensbeschreibung in Diesterweg's jetzt eingegangenem pädagogischem Deutschlande (Berlin, Plahn), und von allen darin vorkommenden Lebensbeschreibungen zog ihn diese am meisten an; ja er muß sagen (wenn er einige wenige, z. B. die Handelsche, Ewichsche und Kopfsche ausnimmt) fast allein; weil in ihr Geist und Leben sich offenbart. Es war ihm daher die zweite, selbstständig erscheinende, vielfach vermehrte Ausgabe dieser Lebensbeschreibung sehr willkommen, von welcher der Verfasser selbst sagt, daß sie durch die Vermehrung ein ganz neues Werk geworden sey, was denn auch der Berichterstatter als solches wieder von Neuem durchgelesen und in seinem Wirkenskreise unter Lehrern verbreitet hat. In der Vorrede zu dieser neuen Ausgabe sagt der Vers.; „Erfahren habe ich Vieles, an und außer mir. Den tiefsten Eindruck unter allen Erfahrungen hat aber die auf mich gemacht, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum besten dienen;" — und an einer anderen Stelle: „Reichlich belohnt für diese meine kleine Arbeit würde ich seyn, wenn durch dieselbe auch nur einige Eltern oder Lehrer die Überzeugung gewönnen, daß nicht die Masse der Kenntnisse und Fertigkeiten die Hauptsache sey, worauf es bei dem Unterricht sowohl, wie bei der Erziehung ankömmt, sondern Gründlichkeit; und noch mehr würde es mich freuen, wenn durch dieselbe auch nur ein Lehrer mehr zur Überzeugung käme, daß er nur dann ein glücklicher Lehrer und Erzieher werden könne, wenn ihm das Evangelium das Höchste und Wichtigste ist, nach dem er sich in seinem Berufe richtet." — Hieraus ersehen die Leser wohl schon, daß das vorliegende Buch keineswegs bloß für Lehrer geschrieben ist, sondern daß besonders Eltern wie auch Staatsbeamte viel daraus lernen können. Es ist kein Schulbuch, sondern ein Lebensbuch. — Daß der Verf. hat reiche Erfahrungen machen können, erhellt aus folgenden drei Zügen seines Lebens:

1. S. 3. sagt er: „Als der Französischen Revolution wegen 1796 — 1799 auch in der Schweiz, besonders in der östlichen, Hungersnoth und Elend eintrat, wanderten aus den Kantonen Uri, Schwyz ꝛc. 3500 Knaben und Mädchen von 7 — 14 Jahren nach den Kantonen Basel, Neuburg, Zürich, Bern. Wiewohl ich zu solchen ganz armen Kindern nicht gehörte, gab meine Mutter meinen Bitten doch nach, und ich verließ im Februar 1800 mein väterliches Haus und wanderte mit 44 Knaben fort. — Auf der Reise machte ich die Erfahrung: je ärmer, unordentlicher und ungebildeter die Knaben waren, welche auswanderten, desto weniger Charakter und Überwindungskraft zeigten sie. Von 3500 Kindern blieben nur 200 bei ihren Pflegeeltern." S. 5. heißt es: „In Oberburg, wo wir zur Auswahl in Reih und Glied gestellt wurden, wurden von den vornehmeren Leuten zuerst die schönsten, und von den reichen Bauern die gesundesten und stärksten Knaben gewählt. Mich ließ man lange Zeit stehen. Endlich stellte mich ein Bauer zu vierzehn anderen. In Schleumen wurden wir funfzehn wieder in Reih und Glied gestellt, die Frau v. Werth trat aus ihrem schönen Hause, mit dem Vorsatze, zwei von uns zu nehmen. Alle standen mausestill und schüchtern da; ich allein drehte mich munter um und schrie einige Mal: „„I wäs, wie alt das Huos ischt"" (über der Hausthür stand die Jahrzahl der Erbauung). Das gefiel der guten Frau und sie nahm mich."

2. Der Verf. ward ein Schüler Pestalozzi's, rückte herauf zum Tischdecker, zum Unterunterlehrer, zum Unterlehrer und zum Oberlehrer. Über die Stellung der Unterlehrer sagt er S. 26 u. f.: „Besonders streng hatten es diejenigen Unterlehrer, welche Pestalozzi's Schüler gewesen waren, denn von diesen forderte er zu jeder Zeit viel mehr als von den anderen Lehrern, sie sollten ganz dem Hause leben, Tag und Nacht für

das Wohl des Hauses und der Zöglinge besorgt seyn. Alle Lasten, alle Unannehmlichkeiten, alle häuslichen Sorgen sollten sie tragen helfen, für Alles verantwortlich seyn. So mußten sie z. B. in den freien Stunden, d. h. wenn sie keinen Unterricht zu ertheilen hatten, bald täglich einige Stunden im Garten arbeiten, bald Brennholz spalten, ja einige Zeit des Morgens früh die Stuben fegen, oder auch abschreiben. — Als pädagogisches Hausgesetz galt: „„daß kein Lehrer etwas thun, oder haben durfte, was nicht auch jedem Zöglinge erlaubt war. Also kein Lehrer durfte eine eigene Stube haben, kein Lehrer rauchen, kein Lehrer allein spazieren, kein Lehrer zur Erholung in's Wirthshaus gehen, oder Bücher, oder Zeitungen lesen."" — Oft, wenn wir glaubten, dies strenge Leben nicht mehr aushalten zu können, sagte Pestalozzi noch zu uns, daß Tausende Gott auf den Knien danken würden, wenn sie an unserer Stelle wären. — Es gab Jahre, in denen keiner von uns nach drei Uhr Morgens im Bette gefunden wurde, und man arbeitete Sommer und Winter von drei bis sechs Uhr. Wußte oder konnte Einer in irgend einem Fache mehr als der Andere, so gab Jener Diesem Unterricht, und der Vierzigjährige schämte sich nicht, bei dem Sechzehnjährigen Unterricht zu nehmen." —

Zwanzig Jahre alt ward der Verf. Oberlehrer, und er gibt S. 35. also an, was er an einem Aufsichtstage, welcher bei ihm stets der dritte Tag war, zu thun hatte: „Morgens 2—5½ schreiben bei Pestalozzi, jedoch nicht alle Tage; 5½—6 zum Aufstehen läuten und das Haus auf die Beine bringen; 6—7 frei, oder einen fehlenden Lehrer ersetzen und nachsehen, ob Alles im Gange sey; 7—7½ zum Gebet läuten, das Pestalozzi hält, nachsehen, ob keiner wegbleibt, und dem Gebete beiwohnen; 7½—8 Aufsicht über die sich Waschenden, Kämmenden ꝛc. und zum Frühstück führen; 8—9 läuten, nachsehen, frei; 9—10 läuten, dann Rechenstunde; 10—11 länten, Aufsicht im Hofe, Geometriestunde; 11—12 läuten, nachsehen, Zeichenstunde; 12—1 läuten, Aufstellen der Zöglinge, auf den Spielplatz führen, die Spiele leiten, zum Mittagessen läuten" — doch genug; es geht so bis Abend 9 Uhr fort, und öfter schloß sich an einen solchen Tag von 9—12 Uhr noch eine Conferenz, und wohl gar noch bis 1½ Uhr das Nachtwächteramt an.

3. „Im Oktober 1816 bekam ich einen doppelten Ruf nach Stuttgart, nämlich a) als Lehrer der Prinzen A. und P. von Oldenburg, Söhne erster Ehe Ihrer Majestät der Königin von Würtemberg und Großfürstin von Rußland, und b) als Vorsteher und Lehrer einer bedeutenden Elementarschule für Kinder gebildeter Eltern. — Im September 1820 zogen die Durchlauchtigsten Prinzen A. und P. zu ihrem Großvater, dem Herzog von Oldenburg, ich folgte ihnen und errichtete eine Schule für Töchter aus den gebildeten Ständen. — Im Jahre 1826 wurde ich auch als Lehrer der Herzoginnen Amalie und Friederike von Oldenburg angestellt [wovon erstere jetzt Königin von Griechenland ist] und habe schon seit bald zwanzig Jahren das Glück, fürstlichen Kindern einen zusammenhängenden Unterricht zu ertheilen, folglich auch vielfache Gelegenheit gehabt, Erfahrungen zu machen über den Unterricht und die Erziehung von Prinzen und Prinzessinnen, und Vergleichungen anzustellen über die Lebens- und Denkart und den Entwickelungsgang der Kinder ganz verschiedener Stände. — Es sind mir meine technischen Fertigkeiten, besonders auch die Kenntnisse und praktischen Erfahrungen in den verschiedenen Gewerben bei meiner Stellung als Lehrer von Prinzen und Prinzessinnen ganz besonders zu statten gekommen. Denn im Durchschnitt lernen Fürstenkinder grade am wenigsten das gewöhnliche Leben und Treiben der Menschen, ihre Mühen und Sorgen, ihre Beharrlichkeit, ihre Kunst und überhaupt ihren Fleiß aus eigener Anschauung kennen, und oft auch deswegen die Menschen nicht genug achten." — Der Berichterstatter muß dies aus voller Überzeugung bestätigen, und kann es, da er ebenfalls das Glück gehabt hat, eine Zeitlang eine Prinzessin zu unterrichten. Er hat oft die allergewöhnlichsten Dinge mit ihr besprochen, z. B. das Leben der Handwerker, und ihre einzelnen Beschäftigungen, und konnte sich oft nicht genug darüber wundern, welch eine Unkunde er auf diesem Gebiet bei seiner Schülerin vorfand. Der Verf. fährt aber S. 83. fort: „Als ich die Stelle bei den Prinzen A. und P. angenommen hatte, meinten viele meiner Freunde, daß es eine Schande für mich wäre, Privatlehrer und Fürstendiener zu werden, und daß ich mehr im Großen für Volksbildung wirken solle. Die guten Leute kannten aber die Sache nicht. Die Fürsten, und namentlich die Deutschen, stehen edler und größer da, als Menschen wähnen, die Dienen für eine Schande halten. Aber wer dient denn nicht? — Nur heut zu Tage will Niemand mehr dienen, und Niemand mehr gehorchen. — Auf den größeren oder kleineren Wirkungskreis kömmt es wahrlich nicht an — und kann sich ein Mensch noch so vielseitig nützlich machen, so hat doch nur der Theil seines Wirkens einen bleibenden Werth, der auch in der Ewigkeit seine Währung behält. Deshalb achte ich einen einfachen, frommen Dorfschulmeister, dem es gelingt, seine Schüler für das Wort Gottes zu erwärmen, als Lehrer und Christen höher als den gelehrtesten Professor, der tausend Zuhörern alle Gelehrsamkeit beibrächte, den Weg zur Seligkeit ihnen aber erschwerte. Einen anderen Maaßstab einer wahren, ewig geltenden Wirksamkeit eines Lehrers und Erziehers kenne ich nicht, als den, wie er das Evangelium achtet oder achten lehrt. Keineswegs verachte ich seine Geschicklichkeit und Gelehrsamkeit. Im Gegentheil, ich halte sie für herrliche, vortreffliche, menschliche Eigenschaften, nach der jeder Christ auch ernstlich trachten muß, nur soll er sie dem Evangelium unterordnen.".

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 30. Juni. № 52.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Es war diese abstrakte Richtung nicht ursprünglich auf Deutschem Boden entstanden. In Bezug auf die Religion war sie zuerst hervorgetreten in England, in jener Periode, wo in diesem Lande die religiöse und politische Gährung eine Mannichfaltigkeit religiöser Richtungen und Partheien entstehen ließ, wie sie in Europa wohl noch nie zu irgend einer Zeit mit einander in Conflikt getreten sind. Was Wunder, wenn derjenige, der weder durch innere Erfahrung, noch durch Forschung in sich selbst ein ganz unzweifelhaftes Zeugniß für eine bestimmte Religionspartei gewonnen hatte, sich vor dieser Mannichfaltigkeit nicht anders zu retten wußte, als indem er das allen Gemeinsame herausgriff. In einer Vorrede gibt der Englische Deist Herbert von Cherbury ausdrücklich an, daß die Betrachtung der kämpfenden Religionspartheien ihn zu seinem Deismus geleitet hätte. So entstand auf der ersten Stufe der Latitudinarismus, welcher mehr oder weniger ein über die Confessionen hinausgehendes Christenthum, so der Naturalismus, der über alle bestimmte Religionen hinausgehende natürliche Religion lehrte. Was in England Lehre war, wurde in Frankreich in Bezug auf Staat und Religion That. Der erste Artikel unseres Aufsatzes hat historisch belegt, wie überaus groß der Einfluß jener Englischen Theologie auf die Deutsche gewesen ist. Mit vieler Wahrheit wurde in einer Versammlung der Bibelgesellschaft in London gesagt: Wenn England durch seine Bibelgesellschaften dahingewirkt habe, Deutschland das Wort Gottes wiederzugeben, so sey dies nur ein gerechter Ersatz, denn durch seine deistischen Schriften habe es Deutschland den Glauben entrissen. Bei einem Theile der Deutschen Theologen war der Boden für diese natürliche Religion durch eine Philosophie vorbereitet worden, welche vorzugsweise der Abstraktion huldigte.*) Aus dem logischen Principe der ratio sufficiens und des principium contradictionis hatte die Wolfsche Philosophie mit ermüdender Strenge der Methode das Gebäude aller Wissenschaften aufgerichtet. Von formellen Definitionen ausgehend, welche nur dafür sorgen, daß die auf empirischem Wege uns zugekommenen Vorstellungen in Form des Denkens wiedergegeben werden, hatte sie durch formelle Schlüsse fortgebaut, sich immer nur um die Richtigkeit des Denkens und um Übereinstimmung des Gedankens mit der Vorstellung des Gegenstandes und mit sich selbst, aber nicht um die Einheit bekümmert. Nach dieser Methode ist von Wolf zuerst in schlußgerechter Strenge eine theologia naturalis durchgeführt worden (1736, 2 B.). Die Glaubensmysterien zu erklären und zu beweisen hat er nicht unternommen; er hat sie aber auch nicht bestritten. Er blieb in dieser Beziehung bei dem stehen, was von Leibnitz in seiner Abhandlung „über die Übereinstimmung des Glaubens mit der Vernunft" gesagt worden war. Hier hatte nämlich der große Philosoph logische und physische Nothwendigkeit unterschieden, die logische, welche auch Gott nicht ändern kann, daher nichts wider die Vernunft seyn kann, die physische, die er abändern kann, daher es Mysterien gibt über die Vernunft, mit anderen Worten, mit den veritates aeternae muß auch die Offenbarung übereinstimmen, aber nicht mit den veritates contingentes. *) So kam es denn, daß die Vernunft der Wolfianer sich entweder beschied, dogmatische Sätze einfach stehen zu lassen, wie die Lehre von der Ubiquität des Leibes Christi im Abendmahl, wo nämlich das Mysterium mit veritates contingentes, mit physikalischen Wahrheiten zusammenhing; oder aber mit der formal-logischen Rechtfertigung der Sache genug gethan zu haben glaubte, wie wenn den Socinianern gegenüber das Dogma der Dreieinigkeit von dem Vorwurfe des Widerspruchs durch die Bemerkung gerechtfertigt wurde, daß ja die Dreifachheit von der Gottheit in einer anderen Beziehung ausgesagt würde, als die Einheit.**)

*) Wiewohl nicht grade viele gelehrte Theologen als eigentliche Wolfianer auftraten, so ist doch die Philosophie viel studirt worden und hat einen allgemeineren Einfluß geübt. Noch kurz vor Wolf's Rückkehr nach Halle (1740) hatte ein besonderes Königl. Mandat in Preußen den Candidaten der Theologie das Studium der Philosophie, insonderheit der Wolfschen zur Pflicht gemacht. Es findet sich in den Acta eccles. T. III. S. 893. abgedruckt und ist datirt vom 7. März 1739.

*) Genau eingehende Untersuchungen über diesen Punkt vom Wolfschen Standpunkte aus findet man in dem seiner Zeit viel verbreiteten und in drei Auflagen erschienenen Werke von Canz: Philosophiae Leibnitianae et Wolfianae usus in theologia per praecipua fidei capita. Lips. 1749.

**) Canz a. a. O. §. 1039, sagt von der Trinität: Βάϑος procul omni dubio est veritas, quam exploratam habemus, secundum quaestionem: *an sit?* nequaquam vero secundum quaestionem: *quomodo.* Id exemplo Trinitatis constat, in cujus doctrina βάϑος inesse, nemo Christianorum, si a sola Socinianorum impietate discesseris, negaverit unquam. Novimus *quod sit* Personarum in una *Dei* natura Ternio, ignoramus autem *quomodo?* Quod si Sacro-Sanctus ille Personarum Ternio *cum axiomate philosophico* collideretur, quod non tantum *physicae*, sed *geometricae* etiam necessitatis veritate commendaretur, sane et ipsa

Hatte nun die Philosophie die natürliche Religion von den positiven Elementen (den articuli puri) so scharf abgesondert, hatte sie für jene in strengen Syllogismen Beweise aufgestellt, bei diesen aber sich höchstens begnügt, sie von dem Vorwurfe logischer Widersprüche zu rechtfertigen: so war es wohl nahe gelegt, daß den Freunden der Philosophie diese articuli puri als ein mehr unwesentlicher Appendix erschienen, die natürliche Theologie aber als das Wesentliche, und die Stimmen, die von England und Frankreich aus die natürliche Religion anempfohlen, fanden desto willigere Aufnahme.*) Sogar rechtgläubige Theologen fingen damals an, die natürliche Religion in besonderen dogmatischen Vorlesungen vorzutragen, wie z. B. Christian Wilhelm Franz Walch's Grundsätze der natürlichen Gottesgelahrtheit, Göttingen 1760, welcher Schriftsteller übrigens mehr dem Empirismus als dem Wolfianismus sich anschließt. Als Grund dieser besonderen Vorlesungen gibt Walch an, daß es einmal dahin gekommen sey, daß selbst die ersten Grundsätze der natürlichen Religion lebhafte Bestreitung erführen, daher denn zunächst die natürliche Religion als das Fundament aller Religion festzustellen sey. Da auch in unserer Zeit noch Manche eine solche Trennung als angemessen ansehen möchten, so ist darauf aufmerksam zu machen, daß dieselbe eigentlich mit einer Fiktion verknüpft ist. Die Verfasser der natürlichen Theologien haben in der Regel die innerhalb des Christenthums gangbaren Vorstellungen von Gott, Tugend, Unsterblichkeit zu Grunde gelegt; hätten sie wirklich nur festgehalten, was z. B. über Gott allen Religionen das Gemeinsame ist, so wäre ihnen das völlig bestimmungslose und abstrakte être suprême übrig geblieben, dessen Adoration Robespierre dekretirte. — Noch genauer als die Wolfsche Philosophie traf die Popularphilosophie, welche die Wolfsche Schulform aufgegeben und sich dem Empirismus zugewandt hatte, mit der Geistesrichtung zusammen, aus welcher die natürliche Religion der Engländer hervorgegangen war. Was die natürliche Theologie dieser Schule von der Wolfschen vorzüglich unterscheidet, ist der Mangel an Sicherheit und Plerophorie, der sich mit dem Mangel an strenger Demonstrationsmethode zugleich eingestellt hatte. In der Abhandlung von Garve (im fünften Theile seiner Versuche) „über das Daseyn Gottes" wird die Annahme des Theismus nur als die beste der vorhandenen Hypothesen durchgeführt, und auf die Analogie des menschlichen Geistes im Verhältnisse zu einem von demselben hervorgebrachten Kunstwerke gestützt. Durch so unsichere Beweisführungen wurde denn auch der natürlichen Religion der Boden so unsicher gemacht, daß schärfer blickende Männer, wie Lessing, darauf keinen festen Fuß fassen zu können glaubten.

Wie diese abstrakte Richtung bewirkte, daß die historische Forschung über Geschichte und Lehren des Christenthums, abstrahirend vom christlich-dogmatischen Bewußtseyn, geführt wurde, so wurde auch andererseits wiederum die Richtung auf die natürliche Theologie durch die historische Forschung genährt. Denn wurde in dem Wechsel der kritischen und dogmatischen Ansichten, eben weil es ein Wechsel war, nur der Wechsel des Irrthums gesehen und nicht das wechselnde Gewand der mehr oder minder vollkommen aufgefaßten Wahrheit, so glaubte auch die historische Betrachtung sich nur an dasjenige halten zu dürfen, was in allem Wechsel identisch blieb. So wurde die dogmatische Wahrheit auch von dieser Seite aus etwas überaus Einfaches, aber auch etwas überaus Dürftiges und Armes. Wir haben in dem ersten Artikel S. 779. einen Gedanken von Semler angeführt, welcher geeignet gewesen wäre, den Urheber desselben zu einer concreteren geschichtlichen Behandlung zu leiten; aber nur selten machte er von der dort niedergelegten Ansicht Gebrauch. Auch aus der Lektüre der Dogmengeschichte des geistreichen Baumgarten-Crusius, so wie seiner biblischen Theologie wird dem Leser nur der Eindruck unendlicher Mannichfaltigkeit, nicht aber der einer organischen Entwickelung der geschichtlichen Ansichten entgegentreten und eben damit ein Skepticismus in Bezug auf jede bestimmter gestaltete Dogmatik entstehen.

(Fortsetzung im nächsten Heft.)

quaestio: *an sit? neganda foret*, nec ullum plane βάθος esset hic admittendum.

*) Vorzüglich wohl aufgenommen war in dieser Zeit: Jakob Foster's Betrachtungen über die vorzüglichsten Stücke der natürlichen Religion und der gesellschaftlichen Tugend. Leipz. 1751. 2 Thle.

Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Von Joh. Ramsauer. Oldenburg 1838. Druck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung. VIII u. 103 S. in gr. 8.

(Schluß.)

Aus diesen drei Zügen bekommt der Leser ein kleines Bild von dem Knaben, Jüngling und Mann, der sich in dem vorliegenden Buche dargestellt hat. Der Berichterstatter hofft, dadurch jeden Leser zu reizen, das Buch selbst zu lesen. Er wird von dem Verf. in kurzen Worten in das Leben der Schweizer, in die Anstalten Pestalozzi's in Burgdorf, München Buchsee und Ifferten, in ein Erziehungsinstitut in Stuttgart, und in eine Mädchenschule in Oldenburg eingeführt. Es begleitet ihn ein Mann, der die Sprache der Armen und der Reichen, der Bettler und der Fürsten versteht; er kann sich mit einer Anzahl herrlicher Sprüche über Erziehung und Unterricht bereichern, er begegnet manchen bekannten Schulmännern, als Pestalozzi und seinen Gehülfen, so wie Bräm, Blochmann, Lange und auch einer edlen Fürstin; er lernt viel über das Verfahren in einzelnen Lehrgegenständen, besonders im Zeichnen, in der Raumlehre und Weltkunde, aber was mehr werth ist als Alles, er erfährt, wie aus einem begabten, eingebildeten Jüngling unter Gottes Beistand ein entschieden christlicher Mann wird.

Möchten alle Jünger Pestalozzi's, der gleich Moses das gelobte Land nur sehen, aber nicht betreten konnte, der aber nicht wie Moses am Munde Gottes, sondern mit zerrissenem Gemüth starb, möchten alle seine Jünger Ramsauer nachgehen; namentlich auch darin, daß sie mit frischen Kräften bei Christus und nicht im Lebensbankerut ankommen. Durch solche Männer kommen wir vorwärts. Der Herr aber möge den geliebten Ramsauer in der Demuth erhalten! So schön seine Lebensbeschreibung auch ist; es bleibt immer ein gewagtes Spiel, selbst zur Ehre Gottes, sein eigener Biograph zu seyn. Die Darstellung bewegt uns da leicht, beim besten Willen möglichst erbaulich und belehrend alles zu machen, und in treuer Wahrheitsliebe doch die Nützlichkeit eine kleine Herrschaft über die Wahrheit gewinnen zu lassen. Der Berichterstatter hat nichts der Art gefunden; aber sollte der Verf., was leicht möglich wäre, veranlaßt werden, wieder eine neue Ausgabe von seinem Leben zu liefern, so möchte derselbe ihm doch rathen, es nicht weiter auszuspinnen, sondern mit Einordnung des Anhanges an die gehörigen Stellen, und mit Beifügung der Seitenzahlen zu dem Inhaltsverzeichniß es so zu lassen, wie es ist. Um aber den Lesern dieser Zeitschrift noch deutlicher, als es bisher geschehen ist, zu zeigen, daß Ramsauer, der ehemals im Pestalozzischen Institut als ein Kraftmensch oft anstieß, und Gelehrte und Künstler, durch Verachtung ihrer hohen Weisheit und Kunst, in seiner Beschränktheit beleidigt, jetzt ein Jünger des Herrn ist und als solcher in Liebe Alles achtet, was auch nur nach dem Höchsten strebt, aber vor Allem die Köstlichste von allen Perlen sucht, mögen hier noch einige Stellen aus dem Buche ihren Platz finden.

1. S. 28.: „Wäre das Schulwesen in der Schweiz nicht so erbärmlich, und die ersten Besucher und Lobpreiser [der Pestalozzischen Anstalt] praktische Schulmänner und erleuchtete Christen gewesen, so würde man nie zu dem Wahne gekommen seyn, daß alles Heil des Unterrichts und der Erziehung nur von Ifferten ausgehen könne."

2. S. 32. sagt er über eine sehr günstige Charakteristik, welche Lehmann in der Schulzeitung von ihm als einem Pestalozzischen Lehrer in Ifferten gemacht: „Ich erröthe nicht, wenn ich sage, daß hier die Wahrheit gesprochen ist, hingegen darüber, daß ich hinzusetzen muß: „„und doch hatte ich ein Herz ohne Liebe, und regte die Schüler nur äußerlich an, während ich in gar Vielem noch sehr unwissend war. Ja ich bin mir von keinem einzigen Schüler (deren ich doch Hunderte von jedem Alter hatte) bewußt, daß ich mit Bewußtseyn sein Herz veredelt, oder ihm einen besseren Sinn beigebracht hätte.""

3. S. 68. erzählt der Verf., daß ihm auf Besuchen bei seiner Mutter nicht wohl gewesen sey, weil er ihre fromme Denkart nicht verstanden, und sich sehr erhaben über die einfache Frau gefühlt habe, und fügt dann hinzu: „So wenig sie mich zurechtzuweisen wagte, so sehr wirkten ein Mal ihre Thränen auf mich, die ich nie vergessen werde. Ich sagte ihr nämlich, bei meinem Besuche 1809, daß ich keinen Teufel glaube, und daß, wenn er sey, er nur kommen und in der Nacht ein

Mal an meinem Bette rütteln solle. Erschrocken lehnte sie sich an die Thürpfosten und wischte die Thränen aus ihren Augen. Diese Thränen, so viel ich weiß die einzigen, die sie über mich geweint,*) wirkten mehr als alle Gegenrede. Auch verlor sie weiter kein Wort über diese Rede, betete aber gewiß desto eifriger für mich, und der Herr hat ihr Gebet erhöret; denn ich fühlte es oft. — Und dies ihr Gebet hat mich gewiß auch zum Glauben gebracht. — Ja die Mütter sind es recht eigentlich, welche die Kinder erziehen."

4. S. 73.: „Wehe thut es mir immer, wenn ich Schüler habe, die nur durch den Hebel des Ehrgeizes lernen, denn so bequem dieses auch für die Lehrer ist, eben so traurig ist es, daß Geist und Herz solcher Kinder nicht mehr rein und wahr sind, und daß nicht die Liebe zu Vater und Mutter und Lehrer und nicht das Interesse am Unterrichtsfach diesen Eifer hervorbringen. Solche Schüler haben auch nicht mehr die rechte Freudigkeit und kindliche Heiterkeit." —

5. S. 89.: „Es kann mich oft betrüben, wenn ich von einem guten Kopf sprechen höre und sehen muß, wie derjenige, dem dieser zu mangeln scheint, immer nur mit dem ersteren verglichen wird. — Seht auf den Glauben, seht auf das Herz, und thut doch nicht immer, wie wenn wir nur für diese Spanne Zeit geboren wären!"

6. S. 91.: „Ich habe sowohl an meinen eigenen, wie auch an fremden Kindern vielfach erfahren, wie es einen Schulverstand, einen Schwatzverstand und einen Lebensverstand gibt, welche drei sehr zu unterscheiden sind."

7. S. 102.: „Zu einer harmonischen Bildung gehört, daß die Kinder von der frühesten Jugend an in der Furcht Gottes erzogen werden, und sobald sie lesen können, sich aus dem Worte Gottes durch Auswendiglernen einen Schatz erwerben, den kein Rost und kein Feuer verzehrt und den keine Motten fressen können. Ferner, daß sie im elterlichen Hause vor Allem gehorchen lernen, dann bald auch zu kleinen Handreichungen und so für das praktische Leben, für das Interesse und die Treue im Kleinen angehalten werden, dann aber auch, daß sie ihre gehörige freie Zeit bekommen ꝛc."

Das ganze Buch schließt also:

1. „In meinem elterlichen Hause lernte ich bis in mein zehntes Jahr beten und gehorchen;

2. in Schleumen: laufen, klettern und springen;

3. bei Pestalozzi vom elften bis sechs und zwanzigsten Jahre arbeiten, denken und beobachten;

4. auf meinen verschiedenen Reisen selbstständiger werden und mir selber helfen;

5. in Würzburg und Stuttgart bescheidener seyn und einigermaßen die Welt und das Familienleben und

6. in Oldenburg das Wort Gottes kennen, Freud und Leid gleichmüthiger ertragen, wohl wissend von wem und wofür sie gegeben, und noch vielseitiger erfahren, daß wir zwar auf einer sehr schönen, merkwürdigen Erde woh-

*) Die Parenthese habe ich, lieber Ramsauer, weggelassen.

nen, daß auf dieser aber nur Mühen und Sorgen, d. i. ein gar unruhiges Treiben und gegenwärtig ein Zeitgeist herrscht, den zu beherzigen es sich sehr der Mühe lohnt, daß man aber dennoch hienieden sehr glücklich seyn und sich sehr gut auf das künftige bessere Leben [„unter Gottes Gnadenbeistand," setzt der Berichterstatter hinzu] vorbereiten könne."

Möge denn auch der Gott aller Gnaden (1 Petr. 5, 10.), der den Verfasser vorliegenden reichen Büchleins zu seiner ewigen Herrlichkeit in Christus Jesus berufen hat, ihn durch die Leiden dieser Zeit immer mehr vollbereiten, stärken, kräftigen, gründen!

Nachrichten.

(Armenien.) Das lehrreiche Werk: Missionary Researches in Armenia by Smith and Dwight, missionaries from the American board of missions, eröffnet uns sehr interessante, wenn auch keineswegs erfreuliche Blicke in die unter uns wenig bekannten Zustände der Armenischen Kirche. Wir suchen die in dem Buche zum Theil hie und da zerstreuten Nachrichten über diese Kirche zu einem Gesammtbilde zu vereinigen und geben unseren Lesern zuvörderst eine Skizze über das Verhältniß des Armenischen Patriarchen zu der Ottomanischen Pforte, so wie zu den übrigen Bischöfen und den Primaten seiner Nation.

Der Stuhl des Patriarchen der Armenier zu Constantinopel hat sein Daseyn seit der Einnahme dieser Stadt durch die Türken im Jahre 1453; Sultan Mahomet II. setzte ihn ein. — Die Armenischen Primaten der Hauptstadt erwählen und ernennen den Patriarchen, welcher aber dann noch von dem Sultan durch einen Firman bestätigt werden muß. Seine Absetzung vom Amte geht denselben Weg, wie seine Einsetzung. Jedoch wenn er nicht von den Primaten darum gebeten wird, versucht der Sultan die erstere nur sehr sehr selten; dann aber setzt er den einen ab und den anderen ein, ganz nach ihrem Belieben.

In geistlichen Dingen steht der Patriarch dem Range nach nicht höher als die anderen Bischöfe. Er kann eben so wenig, wie einer von ihnen allein, einen Bischof ordiniren, noch das Mairon (heilige Öl) weihen. Aber in einem mehr weltlichen Sinne ist er das Haupt der Armenischen Kirche in der Türkei, durch ihn allein kann diese Kirche, ihre Beamten oder ihre einzelnen Glieder als solche mit der Regierung in Verbindung treten; und auch allein durch ihn beaufsichtigt die Regierung die kirchliche Einrichtung. Mit einem Worte, er wird von dem Sultan als das verantwortliche Oberhaupt seiner Sekte angesehen. Deshalb ist er natürlich mit ansehnlicher Gewalt bekleidet. Diese Gewalt ist durch die feierlichsten Firmans der Regierung festgesetzt, welche, da sie selbst aus politischen Rücksichten das Amt geschaffen, auch für die Aufrechthaltung desselben interessirt ist. Der Patriarch, als Bischof von Constantinopel, übt in seinem eigenen Sprengel seine Gewalt über Priester und Volk direkt aus. Während unsere Berichterstatter sich daselbst aufhielten, fiel ein Beispiel vor, daß er zwei Priester festsetzen ließ, weil sie zum Papstthume übergetreten waren. Der eine verlangte den Schutz Rußlands, und wurde deshalb dem Reis-Effendi übergeben und befreit; der andere blieb so lange im Gefängnisse des Patriarchen, bis sein Widerruf ihm die Thür desselben öffnete. In anderen Provinzen erstreckt sich die Ausübung seiner Gewalt bloß auf die Bischöfe; aber

sie sind von ihm so abhängig, daß sein Einfluß in ihren Diöcesen sehr groß seyn muß. Er beruft sie, entsetzt sie und verbannt sie sogar in entlegene Theile des Reiches. Zwar muß er für eine jede Handlung der Art einen Firman von der Regierung haben; aber ein Wink von ihm, von einigen Piastern begleitet, reicht hin, um Alles zu erlangen. Des Patriarchen Gerichtsbarkeit erstreckt sich so weit wie die des Reiches, mit Ausnahme dessen, was zum Patriarchat von Jerusalem gehört. Doch muß man bedenken, daß in einem so despotischen und ungeordneten Reiche, wie die Türkei ist, dieses ganze System vielen Unregelmäßigkeiten unterworfen seyn muß. Da des Patriarchen Macht von dem Sultan entlehnt ist, wird des ersteren Auctorität gewiß da nicht beachtet werden, wo der letztere unfähig ist, seinen Befehlen Gehorsam zu verschaffen.

Die Geldangelegenheiten der Kirche dürfen nicht übersehen werden. Der Patriarch zahlt dem Sultan einen jährlichen Tribut, welcher Mukattaa (Zahlungsfrist) genannt wird, weil er in verschiedenen Terminen ausgezahlt wird, und dies ist die einzige regelmäßige Abgabe, welche die Regierung von der Armenischen Kirche oder deren Beamten, als Geistlichen, zu erwarten hat. Jedoch ist jeder neue Patriarch verpflichtet, unter die Hauptbeamten der Pforte beträchtliche Geschenke zu vertheilen, um den Bestätigungs-Firman zu erhalten. Solche pekuniäre Verpflichtungen sind Quellen nicht geringer Verlegenheiten; dennoch will der Patriarch sie nicht auf die Primaten und Bischöfe wälzen, denn er würde so die Vortheile verlieren, die er daraus zieht, wenn er die Summen, welche nöthig sind, um jene Ausgaben zu bestreiten, einsammeln läßt. — Da der Patriarchalische Stuhl weder Ländereien noch Fonds hat, so ist die Frage wichtig, woher er denn ein Einkommen bezieht, das diesem Tribute, diesen Geschenken und seinen fortlaufenden Ausgaben gleich sey. Als Bischof von Constantinopel hat der Patriarch in seiner Diöcese all die Quellen bischöflichen Einkommens, welche anderen Bischöfen gemein sind, außerdem aber zahlt ihm der Bischof jeder anderen Diöcese einen jährlichen Mukattaa, dessen Einsammlung er sich selbst vorbehält. Jeder neue Bischof einer Diöcese gibt dem Patriarchen bei seiner Einsetzung ein Geschenk, den Umständen nach größer oder geringer. Auch gibt es noch außerordentliche Quellen der Einnahme, zu denen man zuweilen seine Zuflucht nimmt. Wenn jedoch der Patriarch zu tief in Schulden geräth, als daß er sich selbst herausheljen könnte, so stehen ihm die reichen Armenier der Hauptstadt oft großmüthig bei.

Es ist lehrreich die Verfahrungsweise einer Hierarchie, welche von einer Muhamedanischen Macht geschaffen ist und aufrecht erhalten wird, genauer zu betrachten. Die Wahl eines Patriarchen sowohl als seine Absetzung ist eine fruchtbare Quelle von Intrignen, Kämpfen und Bestechungen. Die Primaten können nicht immer einstimmig seyn. Da sie keine regelmäßig organisirte Körperschaft bilden, ja da ihre Anzahl nicht einmal bestimmt ist, so geschieht es leicht, daß mehr als ein Candidat auf Stimmenmehrheit Anspruch macht. Da das Patriarchat ein Gegenstand des Ehrgeizes ist, so gehen in solchem Falle die verschiedenen Partheien zu weit, als daß eine von ihnen nachgeben könnte, wenn hier nicht die Stimme eines mächtigen Schiedsrichters entscheidet. Natürlich übernimmt die Pforte das Amt dieses Schiedsrichters, und das einzige Gewicht, das die Wage der Entscheidung zum Neigen bringt, ist — Geld.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Herausgegeben

von

E. W. Hengstenberg,

Dr. der Phil. u. d. Theol., der letzteren ord. Prof. an der Universität zu Berlin.

Dreiundzwanzigster Band.

Juli bis December 1838.

Berlin,

bei Ludwig Oehmigke.

Inhalt.

I. Aufsätze.

Seite

Vorwort ... 1
Reiseberichte aus dem Morgenlande. (Fortsetzung) ... 49
Vgl. Jahrg. 1837 S. 665. 674. 705. 761. 776.
Der Erzbischof von Cölln ... 52
Lesefrüchte:
Union und Symbole in Rheinbaiern ... 59
Ungehörige Vertheidigung der Union in Preußen ... 65
Röhr's christologische Predigten ... 67
Kochensche Christologie ... 92
Die Rückbildung des Christenthums zur Religion Ammon's 257
Stabilität und Sterilität des Rationalismus ... 259
Hessen-Darmstadt ... 265
Hessen-Kassel ... 266
Verbesserte Bibelübersetzung ... 495
Der Verfall der Hegelschen Schule ... 694
Die religiöse Dummdreistigkeit ... 820
Ein Brief an die Redaktion mit Bemerkungen eines Mitarbeiters begleitet ... 69
Von der Composition der christlichen Gemeindegottesdienste ... 73
Erwidernde und erläuternde Bestätigung des Aufsatzes: Der Eid, ein Gottesdienst ... 97
Charakter und Christenthum. III. Pädagogisch ... 105
Vgl. Jahrg. 1837 S. 513. 625.
Der katholische Klerus in Frankreich ... 129
Vgl. Jahrg. 1837 S. 753. 809.
Neue Hoffnungen für den Pentateuch ... 153
Schluß 245
Das Vorurtheil gegen den Eid ... 169
Der Entwurf einer Agende für die Protestantische Kirche in der Pfalz und Dr. Paulus in Heidelberg ... 185
Eschenmayer's Conflikt zwischen Himmel und Hölle ... 205
Wie die Portugiesischen Juden, Brüder Cappadose zu Amsterdam, auf verschiedenen Wegen zu Christo kamen. Niedergeschrieben von dem einen noch lebenden Bruder, dem Arzt Dr. Cappadose. Für Christen und Juden. Aus dem Französischen. Berlin 1838 ... 207
Bettine ... 209
Über die Rechtfertigung und ihre richtige Stellung zur Heiligung mit Rücksicht auf Jakobus 2, 14 ff. und seinen scheinbaren Gegensatz zu Paulus ... 241
Die jüngsten Schriften des Consistorialrathes und Prof. Dr. Dav. Schulz in Breslau (1. Die christliche Lehre vom Glauben mit

Seite

einer Beilage über die Erbsünde. Leipzig, 1834. 2. Die Geistesgaben der ersten Christen, insbesondere die sogenannte Gabe der Sprachen. Breslau, 1836) ... 273
1. Hesperiden von Joh. Friedr. v. Meyer. Prosaische Schriften, erste und zweite Sammlung. Poetische Schriften, erstes und zweites Buch. Kempten, 1836. — 2. Tobias. Ein episches Gedicht von Joh. Friedr. v. Meyer. Kempten, 1831 ... 294
Über die Stellung evangelischer Christen zur Köllnisch-Römischen Streitsache ... 307
Die katholische Frage ... 321
Der Erzbischof von Cölln ... 329
Beitrag zur Entscheidung zwischen tiefsinnigen Mythen und einfältigen Zeugnissen ... 335
Zur Verständigung über die Unionssache. (Des Consistorialrath Dr. Köthe in Allstädt und des Pred. Kämpfe in Magdeburg Schriften in dieser Angelegenheit) ... 345
Herr Dr. Vischer in Tübingen ... 365
Betrachtungen eines Laien über die neue Betrachtungsweise der Evangelien des Dr. Strauß. Göttingen 1837 ... 368
Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden. (Vgl. Jahrg. 1832 S. 345.) ... 377
Fortsetzung S. 441. 737
Sendschreiben an J. Görres von Heinrich Leo. Halle, 1838 385
Erklärung von sechzehn Geistlichen der Diöcese Hanau ... 395
Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens. Mit besonderer Berücksichtigung auf Pestalozzi und seine Anstalten. Von Johann Ramsauer. Oldenburg, 1838 ... 404
Bemerkungen über die fünf Hauptstücke ... 417
Über eine Ausstellung gegen Dr. Marheineke's Belenchtung des Athanasius ... 432
Über die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit des Papstthums oder des Primats vom Katholicism ... 433
Herr Dr. Dav. Schulz in Breslau und die Denuncianten ... 459
Zur Lehre von der Idee des Sonntags ... 460
Lutherischer Separatismus ... 468
Die Katholische Kirche Frankreichs. (Tharin's Klagen und Hoffnungen) ... 473
Fortsetzung S. 497. 534. 568
Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amts. Eine offene Erklärung von E. B. J. Lützelberger, ehemaligem evangelischen Pfarrer zu St. Jobst bei Nürnberg. Nürnberg, 1838 ... 481

Seite

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre. Dritter Artikel. Neuere Zeit. Hasenkamp-Menkensche Theorie. Fortsetzung ... 489
Vgl. Jahrg. 1834 S. 2. 521. 585. Jahrg. 1837 S. 113. 153. 182. 517.

Verbindung und Trennung von Kirche und Staat in Nordamerika 519

Die Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst ... 545

Unterhaltungen zur Schilderung Göthescher Dicht- und Denkweise. Ein Denkmal von Karl Friedrich Göschel. Schleusingen, 1834—1838 ... 577

Die Presbyterianische Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ... 593

Die Hegelingen. Aktenstücke und Belege zu der s. g. Denunciation der ewigen Wahrheit, zusammengestellt von Dr. Heinrich Leo. Halle, 1838 ... 596

Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Provinz Sachsen. Von Rudolf Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Leipzig, 1838 ... 601

Die Anfänge des Jansenismus ... 620

Die Wahrheit. (Ein Beitrag zur christlichen Theologie) ... 641

Beleuchtung der Schönherrschen Irrthümer, auf Veranlassung der Schrift: Verstand und Vernunft im Bunde mit der Offenbarung Gottes durch das Anerkenntniß des wörtlichen Inhaltes der heiligen Schrift. Zwei Abhandlungen von Heinr. Diestel und Joh. Ebel. Leipzig, 1837 ... 673
Fortsetzung 721

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Selbstgespräche. Von Dr. Strauß. In der Zeitschrift: Der Freihafen, Gallerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Litteratur, Gesellschaft und Wissenschaft. Mit Beiträgen von Carus, Gans, König, Mises, Varnhagen von Ense, dem Fürsten von Pückler, Rosenkranz, Strauß, Theodor Mundt, Kühne u. A. Drittes Heft ... 697

Zu dem Streite über das letzte Mahl des Herrn ... 777

Katharina, Churfürstin und Markgräfin zu Brandenburg. Zur Vorfeier des dreihundertjährigen Reformations-Jubiläums in der Mark Brandenburg. Berlin, 1838. In Commission bei Wilhelm Besser ... 816

Antiprotestantismus des Herrn Dr. Strauß ... 817

II. Litterarisches und litterarische Anzeigen.

a) Litterarisches.

Vorlesungen über Glauben und Wissen als Einleitung in die Dogmatik und Religionsphilosophie von Dr. Joh. Ed. Erdmann, außerordentl. Prof. der Philosophie in Halle. Berlin, 1837 ... 233

Entgegnung an Herrn Dr. Hase ... 289

b) Litterarische Anzeigen.

Predigten von Dr. Friedr. Heinr. Ranke, Consistorialrath und Dekan. Erlangen, 1837 ... 315

Denkschrift des evangelischen Prediger-Seminariums zu Friedberg für das Jahr 1838, herausgegeben von Dr. Ph. P. Eröß-mann, Direktor des Seminars. Gießen, 1838 ... 465

Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften:

I. Monatsschriften.

Jugendblätter, eine Monatsschrift zur Beförderung wahrer Bildung, herausgegeben von C. G. Barth und L. Hänel, Stuttgart in Commission bei J. F. Steinkopf ... 812

II. Heiliges Land und heilige Geschichte.

Helon's Wallfahrt nach Jerusalem. Hundert und neun Jahr vor der Geburt unseres Herrn. 4 Bändchen. Elberfeld bei Büschler, 1820 ... 825

Die Taufe im Jordan. Aus dem zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche. Ebendas. 1822 ... 825

Volksbilderbibel in funfzig Darstellungen aus dem Neuen Testamente von Friedr. v. Oliver mit Text von Gotth. Heinrich v. Schubert. Gotha, bei Perthes ... 827

Sieben und vierzig Stellen der heiligen Schrift, aus den Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes erläutert und in schönen Holzschnitten bildlich dargestellt. Bern in der Redaktion des Christ und in Basel bei Spittler, 1836 ... 829

Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien, mit Abbildungen. Fünfte verb. Ausgabe. 1838 ... 830

Biblische Geographie für Schulen und Familien, mit Abbildungen und einer Karte des heiligen Landes. Dritte verb. Ausg. 1838 830

Biblische Naturgeschichte für Schulen und Familien, mit Abbildungen. Dritte verb. Ausgabe ... 830

Die Geschichte der christlichen Kirche bearbeitet von W. Leipoldt, Pastor an der evangelischen Gemeinde Unterbarmen. Schwelm, 1834 ... 830

Festbüchlein. Ein Geschenk für die christliche Jugend von M. G. Hochstetter, Pfarrer in Simmozheim. Stuttgart, 1836. Balzsche Buchhandlung ... 831

Kleines Festbüchlein für Christenkinder. Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein. Mit Abbildungen ... 831

Weihnachtsbüchlein. Ein Geschenk für Kinder, enthaltend ein und zwanzig Betrachtungen über Luc. 2, 1—40. und Matth. 2, 1—23. von Theodor Karl Georg Woltersdorf, weiland Ober-Consistorialrath und erster Prediger bei der St. Georgenkirche in Berlin ... 832

Biblische Poesien für Kinder vom Verf. des armen Heinrich. Mit Abbildungen. Zweite Sammlung. Stuttgart bei Steinkopf, 1838 ... 832

III. Nachrichten.

I. Europa.

Schreiben des Herrn Landrathes des Wreschener Kreises im Großherzogthum Posen, Herrn v. Grevenitz, an einen Freund der Mäßigkeitssache in Berlin. Aus den von Herrn Polizeirath Merker herausgegebenen „Beiträgen" ... 43

Holland ... 62. 260. 453

Über die in der Evangelischen Kirche der ehemaligen Pfalz gebräuchlichen Gesangbücher ... 86

Die Wirksamkeit der Mäßigkeitsvereine in Großbrittanien. Schreiben an den Herausgeber ... 168

Kurhessen ... 375

Waadtland. (Aus einem Schreiben an den Herausgeber) ... 452. 753

Ostfriesland (vgl. Jahrg. 1837 S. 806.) ... 455. 662

Rheinlande ... 637

Königreich Sachsen. Erklärung einiger Evangelisch-Lutherischen Geistlichen, betreffend die vom Herrn P. Stephan und seinen Anhängern veranlaßten Zerwürfnisse in der Sächsischen Landeskirche ... 676

Der Gesangbuchstreit in Naumburg ... 708

Von der Böhmischen Gränze ... 751

England. Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden. Berichterstattung von 1838 ... 758

Die Griechische Kirche in Griechenland und der Türkei ... 790

II. Asien.

Armenien ... 415. 446. 511. 536. 590. 733

III. Afrika.

Orient (Ägypten) ... 316

IV. Amerika.

Das religiöse Leben in den Nordamerikanischen Freistaaten ... 671

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 4. Juli. № 53.

Bemerkungen über die fünf Hauptstücke.

Dr. Martin Luther spricht (Tischreden I, 9.): „Ich wiewohl ich ein alter Doktor der heiligen Schrift bin, so bin ich doch noch nicht aus der Kinderlehre gekommen und verstehe die zehen Gebote Gottes, den Glauben und das Vaterunser noch nicht recht; ich kann's nicht ausstudiren, noch auslernen; aber ich lerne noch täglich daran und bete den Katechismum mit meinem Sohn Hansen und mit meinem Töchterlein Magdalenen. Wann verstehet man doch durchaus und gründlich das erste Wort im Vaterunser, da man sagt: der du bist in dem Himmel? So habe ich auch gedacht nachzutrachten den zehen Geboten, und wenn ich nur an dem ersten Wort habe angefangen, das da also lautet: Ich bin der Herr dein Gott, so bin ich schier in dem Wörtlein Ich blieben und kann das Ich noch nicht verstehen." Diese Worte Luther's mögen uns ein Gegengewicht seyn wider die Geringschätzung derer, welche die Hauptstücke nur als das ABC, als die dürftigen Anfangsgründe des christlichen Religionsunterrichtes, als Milchspeise für Kinder und etwa das niedere Volk betrachten, worüber gebildetere Leute hinaus wären und geschicktere Lehrer sich erheben müßten. Man glaubte wohl auch eine Zeit lang, sie ganz entbehren und als veraltet aus dem Volksunterrichte beseitigen und neuere Leitfäden an ihre Stelle setzen zu können. Indeß war man doch häufig noch so billig, um des alten kirchlichen und volksthümlichen Ansehens willen, sie den modernen Leitfäden noch beizudrucken oder beizubinden, auch in den Schulen, besonders auf dem Lande, sie noch auswendig lernen zu lassen. Jener Zusammenhang ist indeß ein ganz äußerlicher, und wenn dieses Auswendiglernen nicht dazu angewendet wird, einen stets gegenwärtigen Grundtext zu bilden, auf dessen fester Basis der folgende Religionsunterricht so auslegend als anwendend immer höher und weiter sich ausbaut, so sind und bleiben die Hauptstücke eben nur etwas auswendig Gelerntes ohne inwendige Aneignung, eine im Gedächtnisse mühsam und doch unnütz niedergelegte Masse. Wie wenig ein solcher Mechanismus einer guten Unterrichtsweise entspricht, wie überhaupt da, wo auf einer niederen Stufe etwas gelernt wird, was eine höhere nicht weiter fortführt, sondern ohne Anknüpfung in anderer Weise wieder von vorn anfängt, kein innerlich zusammenhängender Lehrgang stattfindet, ergibt sich von selbst.

Daß nun aber die fünf Hauptstücke des Katechismus vor Allem dazu geeignet sind, jenen Grundtext des Unterrichts im Christenthume zu bilden, folgt erstlich aus ihrer durchaus biblischen Grundlage. Wenn die Religion überhaupt und die christliche insbesondere, insofern sie nicht von Menschen erdacht, sondern von Gott gegeben ist, ein wechselseitiges Verhältniß zwischen Gott und Menschen oder ein Bund zwischen ihnen ist, so muß sich's darin wechselseitig sowohl um das Verhalten des Menschen gegen Gott, als um das Verhalten Gottes gegen den Menschen handeln. Die heilige Schrift bewegt sich daher stets in der Wechseldarstellung dessen, was der Mensch ist und thut und thun soll gegen Gott, und was Gott ist und thut gegen den Menschen, ihm verheißt, mittheilt u. s. w., und stellt in ihrem Mittelpunkte, in Christo, Beides, das Göttliche und das Menschliche, als vereinigt dar. Es theilt sich sonach auch da, wo man nicht der Ordnung des Katechismus folgt, die christliche Lehre in die beiden Hauptstücke der Glaubens- und Sittenlehre; das genügt jedoch nicht, da hienach wohl zwei Seiten erscheinen, aber nicht das Verbindende beider, wodurch die Religion recht eigentlich zum Bunde wird, genugsam hervortritt, nämlich das Gebet und die Sakramente des Neuen Bundes, wovon die drei letzten Hauptstücke handeln. Was aber der Hauptmangel jener Glaubens- und Sittenlehren in einer Menge neuerer Leitfäden ist, das ist der Mangel eines biblischen Grundtextes. Den Haupttext bildet hier individuelles Menschenwort, in einer Reihe oft sehr abstrakter Sätze aufgestellt, welchem dann zu mehrerer Bekräftigung das göttliche Wort biblischer Sprüche in Noten untergesetzt wird. Daß trotz der angefügten Noten der Text zu wenig Gewicht und Nachdruck hat, macht sich von selbst fühlbar. Anders im kirchlichen Katechismus. Da ist der Text des ersten Hauptstücks nicht eine Reihe menschlicher Sittenregeln mit angehängten oder selbstbeliebig zusammengefügten Sprüchen, sondern vielmehr jene zehn göttlichen Sprüche selbst, welche in unmittelbarer Ansprache an den Menschen den gedrungenen Kern der Offenbarung des heiligen Gesetzes Gottes bilden. Diesen mächtigen göttlichen Geboten ist dann in Luther's Worten die menschliche Auffassung gleichsam als eine Wiedergebung ihres Eindrucks oder als Antwort untergeordnet, die von der göttlichen Heiligkeit und Güte durchdrungen, immer trefflich mit den Worten beginnt: „Wir sollen Gott fürchten und lieben." Im dritten Hauptstücke ist der Text unmittelbares heiliges Gebets Wort des Herrn selbst, in der von ihm gegebenen Ordnung der sieben Bitten; im vierten und fünften heben sich die hochwichtigen Einsetzungsworte der Sakramente als der dominirende Text hervor. Etwas anders verhält es sich und muß es sich verhalten mit dem Texte der drei Artikel im zweiten Hauptstücke; er ist nur dem Stoffe nach biblisch, indem er ihren Glaubensinhalt kurz zusammenfaßt in die Glaubensform des Bekenntnisses, weil es hier eben nicht bloß auf die Lehrsätze und das Wissen darum, sondern auf das Glauben daran ankommt.

Dies führt zum zweiten großen Vorzuge des Katechismus, welcher darin besteht, daß, was er mit den Haupttexten des göttlichen Wortes verbindet, nicht ein bloß individuelles menschliches Wort, sondern das Wort der christlichen Kirche ist. Dies gilt vornehmlich von dem Glaubensbekenntnisse des zweiten Hauptstückes, welches seit uralten Zeiten das Bekenntniß der gesammten Christenheit ist, und selbst durch die mannichfachen Spaltungen derselben diese herrliche Gemeinsamkeit nicht verloren hat, so daß auch die darauf vollzogene Taufe in allen christlichen Confessionen volle Gültigkeit hat. Solche Gemeinschaft ist glaubensstärkend, liebefördernd, herzerhebend und selbst ein Zeugniß dessen, was der Glaube im dritten Artikel bekennt. Zwar nicht von dieser allgemeinen christlichen Geltung, wie das apostolische Bekenntniß, aber dennoch von universeller Bedeutung für die Evangelische Kirche Deutscher Nation sind Luther's Erklärungen der Hauptstücke, die eben so wie seine Bibelübersetzung kirchliches Ansehen erlangt haben, und ähnlich dieser, trotz mannichfacher Versuche, durch keine anderen verdrängt, auch durch keine anderen übertroffen sind. Ist es ein Segen gewesen für die Deutsch-Evangelische Kirche bei ihrer mannichfachen Zersplitterung, Einen Deutschen Bibeltext in Luther's geist- und kraftgesalbter Sprache sich bewahrt zu haben, wie sollte es nicht ein Segen seyn, durch alle evangelischen Gemeinden hindurch von derselben feurigen Zunge Einen Katechismustext zu haben, da ja seinem Begriffe nach der Katechismus nichts Anderes seyn soll, als ein kurzer Inbegriff, ein kirchliches Compendium des Bibelwortes und Glaubens. Wo bleibet die kirchliche Gemeinschaft, wenn jedes Kirchspiel ein anderes Lehrbuch des christlichen Glaubens, ja, wo zwei oder drei Geistliche, vielleicht deren zwei oder drei hat? Wo bleibet die Gemeinschaft, wenn es für Katechumenen- und Schulunterricht in niederen und höheren Ständen keinen gemeinsamen Grundtext christlichen Bekenntnisses mehr gibt, sondern die volksthümlichen Hauptstücke etwa nur dem niederen Volke zugewiesen, für vornehme Leute aber sonderthümliche Leitfäden begehrt werden.

Ein solches Hervorheben gemeinsamer Grundlagen — meinen Manche — führe zu eintöniger Buchstäblichkeit, der entgegen man freie und eigenthümliche Geistesregungen im Gebiete des religiösen Unterrichtes behaupten müsse. Dieser Einwand hat eben so viel Bedeutung, wie wenn Jemand den Predigten todte Buchstäblichkeit vorwerfen wollte, weil sie an biblische Texte als deren erbauliche Auslegungen und Anwendungen gebunden sind. Dann vielmehr herrscht recht eigentlich der tödtende Buchstabe, wenn man den Geistlichen statt der Texte die Predigten vorschreibt oder in den Mund legt. Dies nun thun im Gebiete der Katechetik jene neueren weit ausgesponnenen Leitfäden und Lehrbücher für obere und untere „Religionsklassen." Sie geben nicht einen gedrungenen, kernigen, kräftig anregenden Text, der den Lehrer zur Auslegung seines reichen Inhalts auffordert, sondern sie geben lange und breite Ausführungen, häufen abstrakte Distinktionen und Deduktionen, und machen Entwickelungen und Nutzanwendungen auf eine Weise vor, daß der Lehrer nichts Anderes zu machen hat, als sie nachzumachen. Dies geschieht dann leicht, das Buch in der Hand, mit einer Wörtlichkeit, die eben nichts Anderes ist als geistlose Buchstäblichkeit, und die dann auch auf die auswendig lernenden Schüler übergeht; und statt daß solche, alles vorexplicirende Religionsbüchlein die Selbstthätigkeit der Lehrer wecken sollten, sind sie vielmehr nur Krücken und Brücken unselbstständigen Lehrgangs. Diese mögen allerdings bei dem schwersten aller Lehrgegenstände, bei dem Religionsunterrichte für Viele Bedürfniß seyn; nur aber möge man sie dann nicht dem Katechismus gegenüber rühmen, als wären sie einer freien und selbstthätigen Geistesregung förderlicher, als er. Es verhält sich umgekehrt. Der Umfang der dem Gedächtnisse einzuprägenden Hauptstücke ist nicht so groß und weitläufig, daß sie als eine Gedächtnißbeschwerung angesehen werden könnten; sie sind ein kurzes und gutes Compendium oder Handbüchlein (weshalb auch der Katechismus Enchiridion heißt), kurz und bündig genug, um Lehrern und Schülern zur selbstthätigen Auslegung und Aneignung freien Spielraum zu lassen, und gut und tüchtig, um durch Kraft und Fülle und praktischen Nachdruck in den lebendigen Grundgedanken biblischer Wahrheit fest zu erhalten. Dabei ist die Form von Frage und Antwort nicht so, daß jene diese in den Mund legt, sondern es wird nur die äußere Einrahmung dadurch gebildet.

Den höchsten Vorzug aber gibt dem Katechismus sein Inhalt durch alle fünf Hauptstücke hindurch. Daß die zehn Gebote in ihrer machtvollen Nachdrücklichkeit die rechte göttliche Summa des ganzen Sittengesetzes sind, kann Niemand läugnen, der sie schriftmäßig erkundet hat. Ihre Ordnung ist eine innerlich nothwendige. Das erste, zugleich das Princip aller übrigen, gehet so wie objektiv auf Gott, den Quell alles Lebens, so subjektiv auf den Mittelpunkt unseres Lebens, auf das Herz, welches, dem Höchsten geweiht, kein anderes höchstes Gut, keinen höheren Schatz (Matth. 6, 21.) haben soll, als den Herrn seinen Gott, ihn als den heiligen, allmächtigen Herrn Himmels und der Erden über Alles fürchten und als seinen Gott, der sich in Güte und Gnade so tief zu ihm herabgelassen, über Alles lieben, und dem so Allmächtigen als Allgütigen über Alles vertrauen soll, weil, was mehr gefürchtet oder geliebt wird, oder worauf mehr vertraut wird, als auf Gott, ein Abgott, ein Götze für uns ist. Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über; wer Gott von ganzem Herzen fürchtet und liebt, der ruft seinen Namen an und heiligt ihn als die Offenbarung seines heiligen Wesens; darum handelt das zweite Gebot von der rechten Anrufung oder nützlichen Führung des göttlichen Namens und verbietet seine Entweihung; denn Gott wird den nicht ungestraft lassen, der seinen heiligen Namen, welcher über alle Namen ist, nicht ehret und anruft, sondern unehret und unnützlich macht. Aber die Frömmigkeit ist und soll nicht bloß eine Sache des Einzelnen, gleichsam nur ein Privatverhältniß des Menschen zu Gott seyn; die Gottesfurcht und Gottesliebe, sich äußernd in der Anrufung und Verkündigung des göttlichen Namens, soll eine heilige

Gemeinschaft des Gottesdienstes stiften. Darum sind, obwohl das ganze Leben dem Dienste Gottes geweiht seyn soll, doch heilige Zeiten und heilige Orte ausgesondert, an denen dies vornehmlich, an denen es in Gemeinschaft geschehen soll; und so wie daher dieses dritte Gebot, von der Heiligung des Feiertags, in unverkennbarem innerem Zusammenhange mit dem dritten Artikel des Glaubens von der Heiligung, von Anbeginn an die Gemeinschaft der Gläubigen, oder die Kirche begründet, so enthält es auch alle hieher gehörigen Pflichten des Menschen. So umfassen diese drei Gebote der ersten Tafel die Pflichten gegen den dreieinigen Gott im innigsten Zusammenhange. — Es schließen sich daran in nothwendiger Folge an der Spitze der zweiten Tafel die Pflichten gegen Eltern und Obrigkeiten, als gegen diejenigen, welche nächst Gott unsere Väter und Herren sind, wie denn aus der väterlichen Gewalt alle obrigkeitliche sich entwickelt. Es ist uns geboten, sie zu ehren, sie höher zu halten als uns selbst, weil sie nicht, wie der Nächste, uns gleich, sondern über uns stehen; und auf der Erfüllung dieses Gebotes ruht alle irdische Wohlfahrt, welche durch Empörung gegen die von Gott geordnete Unterthänigkeit unter Eltern und Herren überall zusammenbricht. Aus dem kindlichen, untergeordneten Verhältnisse entwickelt sich das brüderliche, beigeordnete zu Allen, die mit uns auf gleicher Linie stehen, und da heißt es denn: Du sollst nicht tödten, nicht hassen (1 Joh. 3, 12—15.), sondern lieben deinen Nächsten als dich selbst (3 Mos. 19, 17. 18.). Der aus dem Familienverbande zur Selbstständigkeit herausgetretene Mensch ist, wenn er zur geschlechtlichen Reife gediehen, zu einer neuen Verbindung, zur Ehe, bestimmt; auf Heiligung dieser Verhältnisse bezieht sich das sechste Gebot. Die irdische Grundlage der Familie und aller menschlichen Verhältnisse ist das Eigenthum, auf dessen Heilighaltung und rechte Erwerbung, Erhaltung und Austauschung sich das siebente Gebot bezieht. Das Wort und den Namen, den großen Geistesverkehr der Rede, umfaßt das achte Gebot, die Lüge bannend. Das neunte und zehnte Gebot, zurückgehend auf die Gesinnung des Herzens, erheischen die Reinheit desselben von aller bösen Lust, von dem Neide und von dem Geize oder der Selbstsucht, welche als die Wurzel alles Übels die Erbsünde des Menschen ist. Vortrefflich geht nach Luther's Erklärung durch alle Gebote als Princip und innere Einheit derselben das erste hindurch mit den Worten: „Wir sollen Gott fürchten und lieben," und knüpft den Schluß der Gebote: „Ich, der Herr dein Gott, bin ein starker eifriger Gott" wieder mit dem Anfang durchdringend zusammen. Da jedes Gebot sowohl verbietend als gebietend ist, so soll uns die Furcht vor dem heiligen Eifer Gottes wider das Böse abhalten von allem Verbotenen, und die Liebe Gottes uns antreiben zu allem Guten und Gebotenen. Diese Gesinnungen allein, nicht aber Menschenfurcht und Menschergefälligkeit oder die Nützlichkeit sind es, woraus eine Gesetzerfüllung hervorgeht, die Gott gefällt, und deren Ermangelung Alle vor ihm zu Sündern macht, welche der Erlösung bedürfen; denn durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde; es ist der Zuchtmeister auf Christum, und weiset, so wie das A. in's N. T., in das zweite Hauptstück hinüber.

Vergleicht man mit diesem göttlichen Compendium des Sittengesetzes die Sittenlehre eines neueren Leitfadens, wie z. B. des Zerrennerschen (3te A. Leipz. 1837), so sieht sie gleich darin schon, selbst in wissenschaftlicher Hinsicht, dem ersten Hauptstücke bei weitem nach, daß ihr die Einheit und der Eindruck des obersten Princips fehlt, welches dort alle Gebote geistlich und innerlich verknüpft, und stets das Bewußtseyn der heiligsten Sanktion sowohl der Gebote als der Verhältnisse, worauf sie sich beziehen, rege erhält. Was die Ordnung anlangt, so sind aus zwei Tafeln drei gemacht, indem die Pflichten in Bezug auf Menschen, wie gewöhnlich, geschieden sind in Pflichten gegen uns selbst und in Pflichten gegen andere Menschen, wobei es geschieht, daß die Pflichten des vierten Gebotes aus den ersten die letzten werden und nur denen gegen die Thiere vorangehen. Ja Niemeyer im „Lehrbuch der Religion für obere Religionsklassen" scheut sich nicht, die Pflichten gegen sich selbst den Pflichten gegen Gott voranzustellen, und so das Selbst zum Mittelpunkt aller Sittlichkeit zu machen. Dahin kommt es, wenn man es besser machen will als Gott. Was ist wohl natürlicher, was der Entwickelung des Menschen und seiner Pflichtgebiete, zumal beim Unterrichte der Kinder, angemessener, als die menschlichen Pflichten zu beginnen mit den Pflichten der Ehrerbietung und des Gehorsams der Kinder gegen die Eltern, so wie gegen die Vorgesetzten und Obrigkeit überhaupt, und auf diese, eben wegen des Unterordnungsverhältnisses zunächst an die Pflichten gegen Gott sich anreihenden Pflichten, dann diejenigen, welche auf die brüderlichen, ehelichen, besitzlichen u. a. Verhältnisse sich beziehen, folgen zu lassen? Und wenn nun Jemand die Pflichten der ersten Tafel erfüllt hat, hat er dann nicht für das Beste seiner Seele in Wahrheit und Weisheit gesorgt? und wenn er das vierte Gebot erfüllt, begründet das nicht der ausdrücklichen Verheißung Gottes gemäß die irdische Wohlfahrt? und wenn dem Menschen, weil derlebendige Gott, von dem allein alles Leben ist, gebietet: „Du sollst nicht tödten," alles Leben und also auch das seinige geheiligt ist, also daß er nicht nur mörderischer That, sondern auch jeder tödtlichen Leidenschaft und Gesinnung sich enthält, und wenn er sich keusch und züchtig hält in Gedanken, Worten und Werken, und nicht stiehlt, sondern als ein guter Haushalter arbeitet, nicht lügt noch trügt, sondern so wie Anderer, so auch seine Ehre und Treue wahrt, hat denn ein solcher Mensch nicht in der ersten und zweiten Tafel zugleich alle sogenannten Selbstpflichten erfüllt, so daß es keiner besonderen Tafel für dieselben mehr bedarf?

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Armenien.) (Schluß.) Der Candidat, der für seine Bestätigung den höchsten Preis bietet, wird bestätigt; so oft aber einer seiner

zurückstehenden Nebenbuhler mehr bietet, wird die Bestätigung widerrufen und diesem gegeben. Selbst das Mukattaa, obgleich der Betrag desselben festgesetzt ist, wird zu solchen Zeiten erhöht. So wird nun das höchste Amt einer christlichen Kirche förmlich versteigert; ein Muselmann hält den Hammer in seinen Händen und nimmt das Gebot der Meistbietenden an. So wird hier, wie in vielen anderen Fällen, ein Streit unter den Christen gradezu zu einer Quelle des Einkommens für den Türken. Wie kann man erwarten, daß er dem Übel abhelfen werde, besonders da seine religiösen Vorurtheile mit seinem Eigennutze gemeinschaftliche Sache machen? Doch gibt es ein wichtiges Gegenmittel gegen dieses Übel, nämlich daß die Primaten, welche das Übel durch ihre Spaltungen erzeugen, genöthigt sind, aus ihren eigenen Börsen beizusteuern, wenn der Betrag der Bestechungen die Hülfsquellen des Patriarchen übersteigt. Die gegenwärtige Geschichte des Patriarchats ist wenig mehr als eine Geschichte von Intriguen. In dem siebzehnten Jahrhundert wurden während funfzig Jahren vierzehn Personen zum Amte des Patriarchen erhoben, von denen einer nicht mehr als neunmal gewählt und abgesetzt wurde. Die ganze Anzahl der Wahlen und Absetzungen war beinahe vierzig, und ein Priester nahm sechs Jahre lang den patriarchalischen Stuhl ein, ehe er ordinirter Bischof war. Viermal behielten die Primaten, anstatt einen Patriarchen zu wählen, das Amt in ihren Händen, und bei einer Gelegenheit erhöhten sie das Mukattaa von 100,000 zu 140,000 Akcheh (eine Münze nach Chardin vom Werthe eines demi-sol, 120 auf einen Thaler), um die Erlaubniß, es zu behalten, damit zu erkaufen. Ein Vartabed (Mönchspriester) überflügelte sie aber, indem er es zu 400,000 Akcheh erhöhte, und noch ansehnliche Geschenke hinzufügte. Durch die Macht seiner Feinde aber ward er in ein öffentliches Gefängniß geworfen und seinem Leben durch Gift ein Ende gemacht.

Die Anstellung der Bischöfe ist ebenfalls eine ergiebige Quelle von Intriguen und Bestechungen. Da nämlich der Patriarch sich ein reiches Einkommen zu verschaffen wünscht, so gibt er, wenn mehrere Candidaten da sind, auch seinerseits das Amt dem, der ihm das größeste Geschenk anbietet. Dieses Einsetzungsgeschenk bewirkt auch schon an und für sich die größtmögliche Wandelbarkeit des bischöflichen Amtes; denn je öfter ein Bischof abgesetzt und ein anderer eingesetzt wird, desto öfter fließt es in die Schatzkammer des Patriarchen. Da jedoch das Volk der in Rede stehenden Diöcese, das zuletzt immer zu diesen Bestechungen beisteuern muß, sich Gehör zu verschaffen weiß, wenn seinen Gefühlen und seiner Börse zu übel mitgespielt wird, so ist dies ein mächtiges Gegenmittel gegen diese schlechte Verfahrungsweise. Ein anderes Gegenmittel ist noch, daß die meisten Bischöfe sich Partheigänger unter den Primaten, von denen der Patriarch selbst abhängig ist, zu verschaffen wissen. Auf diese Weise suchen sie die Intriguen zu untergraben, die gegen sie geschmiedet werden können.

Sektirung und freie Duldung findet nicht statt. Jede Sekte von Rajahs (d. h. alle nicht Muhamedanische Unterthanen) bilden nach der Vorstellung der Regierung eine eigene Nation, und müssen demzufolge einen Repräsentanten oder ein verantwortliches Oberhaupt in der Hauptstadt haben. Die Griechen und Armenier haben ein solches Oberhaupt an ihren Patriarchen, die Juden an ihrem Ober-Rabbiner, und werden demnach als tolerirte Sekten anerkannt. Die päpstlichen Armenier wurden lange Zeit als unter dem Patriarchen der Armenischen Kirche stehend angesehen. Auf den Patriarchen allein kam es an, ob er sie tolerirem oder der Verfolgung der Regierung aussetzen wollte. — Letzteres geschah wirklich im Anfange des Krieges mit Rußland. Der Sultan fand es nämlich für nöthig, den Patriarchen zu erinnern, daß er für das Betragen seiner Heerde verantwortlich sey. Der Patriarch verpflichtete sich von Neuem dazu; doch nahm er die päpstlichen Armenier, welche er alle mit Namen angab, davon aus, weil sie seine Auctorität nicht anerkennen. Deshalb die schreckliche Verfolgung, welche über sie kam, und die in den entlegensten Theilen des Reiches gefühlt wurde. Die Zahl dieser päpstlichen Armenier zu Constantinopel war vor der Zeit ihrer Verbannung, im Anfange des Krieges mit Rußland, 27,000. Die Meisten von ihnen wohnten in Pera und Galata, wo sie die Gesellschaft und den Schutz der Franken genossen. Sie hatten keine eigene Kirchen, sondern wohnten dem Gottesdienste in den Lateinischen Kapellen bei, deren es an den beiden genannten Orten sechs oder sieben gibt. Vor ihrer Verbannung standen sie, wie oben bemerkt, unter dem Patriarchen der Armenier; ihre Priester durften kein geistliches Gewand tragen und bei Taufen, Heirathen und Begräbnissen mußten sie sich an die Armenischen Geistlichen wenden, und ihnen die Kosten zahlen. Seit ihrer Rückkehr sind sie aber eine der anerkannten Sekten des Reiches. Gleich den anderen Christen in der Türkei, welche den Glauben Roms angenommen haben, stehen sie in besserem Ansehen sowohl ihres Reichthums als auch ihrer Bildung wegen, als ihre Landsleute, was sie wahrscheinlich ihrer engeren Verbindung mit Europäern verdanken, für die sie sehr eingenommen sind. Denn es ist ja bekannt genug, daß es mit zu der Politik der päpstlichen Missionen gehört, das Nationalgefühl bei ihren Proselyten auszurotten; an die Stelle desselben tritt das Band, das sie an die Römische Kirche und deren Glieder fesselt. Mit den päpstlichen Griechen des Archipelagus ging dies sogar so weit, daß Viele von ihnen, welche ächter Griechischer Abkunft waren, es für einen Schimpf hielten, Griechen genannt zu werden. Die päpstlichen Armenier hingegen haben den Namen ihrer Nation beibehalten, aber sie sind den Franken mehr als ihren Landsleuten zugethan. Daß die päpstlichen Europäer, welches auch ihr Stand sey, sich nur nach Papisten umsehen, wenn sie eines Eingeborenen bedürfen, kann man sich wohl leicht vorstellen. Dies geschieht aber auch von Protestanten, welche in der Türkei leben, wodurch sie, ohne es zu wissen, den Einfluß der Römischen Kirche verstärken.

Wir fügen nun, ehe wir zu einem anderen Abschnitte des uns vorliegenden Werkes übergehen, aus dem wir uns Mittheilungen auf ein ander Mal vorbehalten, noch Einiges über die von uns oft erwähnten Primaten zu Constantinopel bei. Die Armenische Kirche, berichten unsere Verfasser, erkennt im Allgemeinen bis zu einer gewissen Ausdehnung die Stimme der Laienschaft in ihrem Regimente an. Überall finden wir Personen, welche für ihre Mitbürger stehen und handeln. In der Hauptstadt, wo Fragen, das Nationalinteresse betreffend, zur Sprache kommen, handeln solche Personen natürlich als die Repräsentanten ihrer Nation. Wenigstens werden die Primaten in diesem Lichte von der Regierung betrachtet. Wir konnten nicht erfahren, ob sie auf andere Weise, als durch die allgemein ausgesprochene, öffentliche Meinung gewählt werden. Wer durch Reichthum, Geburt oder Talente seinen Einfluß als Primas geltend machen kann, der ist ein Primas. Deshalb kann natürlich ihre Anzahl nicht bestimmt werden; doch sind ihrer gewöhnlich nicht mehr als vier und zwanzig. Sie sind außerordentlich reich, und stehen gewöhnlich mit der Regierung oder deren Beamten als Banquiers in Verbindung.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 7. Juli. № 54.

Bemerkungen über die fünf Hauptstücke.

(Schluß.)

Gewiß, wer bedenkt, daß die Selbstsucht die Wurzel aller Sünde in dem Menschen ist, daß daher die Selbstliebe überall nicht sowohl antreibender, als beschränkender Verpflichtung bedarf, weil jeder Mensch von Natur nur zu sehr sich selbst liebt, der wird es sehr weise finden, daß die Selbstpflichten in den zehn Geboten keine besondere Tafel bilden, sondern in die erste und zweite mit aufgenommen sind. Denn eben dadurch erhalten sie durch die Gottes- und Nächstenpflichten jene nothwendige Beschränkung, welche den Egoismus fern hält, weil jede Pflicht sich auf das Selbst nicht bloß um des Selbstes, sondern auch um Gottes und des Nächsten willen bezieht, so daß diese verschiedenen Pflichten nicht sowohl neben einander, als vielmehr in einander sind; denn die Sorge für die Seele und für den Leib, die uns Gott nicht bloß unsertwillen gegeben, ist immer Etwas, was wir nicht bloß uns, sondern auch Gott und unseren Nächsten schuldig sind. So wie es wenigstens jeder Vater bedenklich und der Selbstsucht Vorschub thuend finden würde, wenn sein Kind ihm zuerst die Pflichten, die es gegen sich selbst hat, und dann hinterdrein die, welche es auch gegen seine Eltern hat, vorzählen würde, so ist auch die Vorordnung besonderer Pflichten gegen das eigene Selbst vor die Pflichten des vierten oder gar des ersten Gebots gewiß bedenklich.

Erwägen wir nun, wie geistig und innerlich die Gebote schon im A. T. gefaßt sind, z. B. das erste 5 Mos. 6, 4. 5., das fünfte 3 Mos. 19, 16—18., wie ausdrücklich nicht bloß die böse That, sondern auch die böse Lust im neunten und zehnten Gebot verboten ist, beachten wir ferner, wie der Herr selbst das Gesetz der Bergpredigt an das Gesetz des Sinai knüpft, wie der Apostel Paulus alle Gebote im Gesetz der Liebe zusammenfaßt Röm. 13, 9 f., und wie demnach die christliche Kirche stets den Dekalog oder die zehn Gebote als den inhaltschwersten Auszug und Inbegriff des göttlichen Sittengesetzes betrachtet hat, so muß man jede nicht daran sich anschließende Sittenlehre im katechetischen Unterrichte als verfehlt ansehen. Sie ist es selbst der Form nach schon darum, weil ihr der göttliche Nachdruck, die gebietende Majestät der Gebote fehlt, die in ihrem kräftigen Lapidarstyl mit wenig Worten so viel sagen und mit gleicher Strenge die innere Gesinnung wie die äußere That richten in grader Ansprache an das menschliche Herz, so daß mit dem erhabenen Vorwort zu allen: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst u. s. w. jedes den Eindruck macht, welchen die Lutherische Erklärung in den Worten ausspricht: Wir sollen Gott fürchten und lieben, daß wir u. s. w. Vergleicht man damit den matten, zerflossenen Styl der Sittenlehre in den modernen Leitfäden, dieses Verwaschen des Gesetzes und der Gebote in Lehre und Belehrungen und selbstbeliebige Versicherungen, diese gehäuften Definitionen und unnützen Begriffsspaltungen, so muß man bekennen, daß es nicht wohlgethan ist, die göttliche Richtschnur durch eine menschliche zu verdrängen, und an die Stelle des ersten Hauptstückes Satzungen eigener Wahl zu setzen.

Es wird aber gestritten, ob dem ersten Hauptstücke mit Recht die erste Stelle gebühre, ob es nicht besser sey, das Gesetz oder die Sittenlehre auf die Glaubenslehre oder das Evangelium folgen zu lassen. Es läßt sich sehr Vieles für das Letztere sagen und namentlich auch eine große katechetische Auctorität dafür anführen, das ist der treffliche Heidelberger Katechismus, welcher, in drei Theile sich theilend, das Gesetz erst im dritten unter der schönen Aufschrift „von der Dankbarkeit" abhandelt. Wenn nun aber derselbe ausgezeichnete Katechismus im ersten Theile von der Sünde und dem menschlichen Elend handelt, um dadurch die Lehre von der Gnade und Erlösung im zweiten Theile vorzubereiten, so kann er dies doch auch nur mit Beziehung auf das Gesetz, durch welches Erkenntniß der Sünde kommt, weshalb denn auch gleich die erste Frage des ersten Theiles lautet: Woher erkennst du dein Elend? Antwort: Aus dem Gesetze Gottes. Es gebühret demnach — und so wird jener Streit über die Stellung des Gesetzes vor oder nach dem Glauben am einfachsten ausgeglichen — dem Gesetze eine zwiefache Stellung sowohl vor als nach demselben, erstlich vor demselben, damit der Mensch durch den Zuchtmeister zur Erkenntniß seiner selbst und seiner Sünde komme, und getrieben werde im Glauben sich zu wenden zur Barmherzigkeit des Vaters und zu suchen die Erlösung und Versöhnung durch Christum und die himmlischen Kräfte der Heiligung durch den heiligen Geist in der heiligen christlichen Kirche. Zweitens aber auch nach dem Glauben, der in der Heiligung die Liebe und durch sie den neuen Gehorsam bewirkt, tritt das Gesetz als Norm und Form des neuen Lebens wiederum hervor, nun aber, da der Mensch durch den Glauben und die Liebe geheiligt und ein Kind Gottes geworden ist, nicht mehr in der Form des Sollen's, sondern in der Form des Wollen's. Die Gebote werden zu Gebeten im dritten Hauptstück; dem ersten Gebote entspricht die Anrede, worin der, welcher durch den Geist zum Sohne und durch den Sohn zum Vater als sein Kind gekommen ist, den Herrn seinen Gott nun als seinen himmlischen Vater anruft; dem zweiten Gebot entspricht die erste, dem dritten die zweite Bitte, und die dritte Bitte umfaßt die ganze Erfüllung des göttlichen Willens in allen irdischen Verhältnissen, die ein Abbild der himmlischen werden sollen. Dazu, daß der göttliche Wille auf Erden ge-

schehen kann, bitten wir um Erhaltung unseres irdischen Lebens durch das tägliche Brodt; bitten, daß begangene Versündigung uns vergeben, künftige von uns abgewehret werde, und wir von allen zeitlichen und ewigen Folgen der Sünde oder von dem Übel erlöset werden mögen. So hat das ganze Gebet des Herrn eine durchaus sittliche Richtung, und wer es weiß, daß das apostolische Wort: Betet ohne Unterlaß! das ganze christliche Leben zu einem Dienste Gottes verklären will, wird wahrlich im dritten Hauptstücke des Lutherischen Katechismus jenes dritte des Heidelberger „von der Dankbarkeit" nicht vermissen. Sollte aber Jemand einwenden, daß hieraus Wiederholungen entständen, so hat er nicht erkannt, oder nicht genugsam erwogen, daß die Religion eine Wechselwirkung Gottes und des Menschen in sich begreift, wonach herab und hinauf das göttliche Verhalten menschliches, und das menschliche wieder göttliches bedingt, und daß das Verhältniß des Menschen zu Gott *vor* und *nach* der Erlösung ein wesentlich verschiedenes ist. So wie das Gesetz dem Glauben vorangeht und nachfolgt, so auch wiederum der Glaube ihm. Das Gesetz geht aus vom Gesetzgeber, und dieser offenbart im Eingange der zehn Gebote sein allmächtiges Daseyn, seine Herrlichkeit und Güte in den inhaltschweren Worten: Ich bin der Herr dein Gott! welche Worte den Glaubensgrund aller Gebote enthalten. Hieran läßt sich das Nöthige von Gottes Daseyn, wie es nicht von Menschen erst bewiesen zu werden braucht, sondern wie er es selbst (*ich bin*) durch seine Offenbarung in der Schöpfung und Gesetzgebung unwidersprechlich beweist, so wie auch von den hieher gehörigen Eigenschaften Gottes, die nur nicht zu sehr zersplittert werden dürfen, anknüpfen. Es gibt nur Einen Beweis des Daseyns Gottes, den nicht Menschen erfunden haben, sondern den er uns selbst durch seine Selbst-Offenbarung gegeben hat, gleichwie die Sonne nicht erst durch menschliches Licht entdeckt zu werden braucht, sondern durch ihr eigenes strahlendes Licht sich als daseyend Allen, die Augen haben, kund thut.

Wie das Gesetz Gottes dadurch, daß es durch Selbst- und Sündenerkenntniß das Bedürfniß der Liebe und Gnade weckt, hinüberführt vom Thun der Menschen zu den Wohlthaten Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, oder zum zweiten Hauptstücke, ist schon oben angedeutet worden. Muster- und meisterhaft ist nun die Art und Weise, wie *Luther* die drei Artikel des Glaubens nicht sowohl explicirt, als vielmehr, worauf es vor Allem ankommt, soll anders der Glaube aus einem historischen ein lebendiger werden, applicirt. Es springt in die Augen, daß seine Erklärung nicht eigentlich eine Auseinandersetzung des großen objektiven Inhalts der Artikel beabsichtigt, die der Lehrer nach bestem Vermögen ausführen mag, sondern daß sie darauf hingeht, die ganze Größe des Objekts in eine lebendigst individualisirende Anwendung auf das Subjekt, auf diesen gegenwärtig seinen Glauben bekennenden Menschen zu concentriren. Darum wird der unermeßliche Artikel von der Schöpfung aus der Weite und Breite, womit er alle Zeiten und Räume in einer Allgemeinheit umfaßt, die das Individuum verschwinden läßt, zusammengefaßt in dem glaubensfreudigen:

Ich glaube, daß *mich* Gott geschaffen hat sammt allen Creaturen, mir Leib und Seele u. s. w. gegeben hat und noch erhält u. s. w. Wie sehr wird dadurch das unendliche Thun des Allmächtigen zur nächsten, lebendigen, Alles, was in und an dem Menschen ist, durchdringenden Gegenwart, und wie wird sofort dadurch in dem Glauben an die speciellste Vorsehung ein *persönliches* Verhältniß des Menschen zu Gott begründet, ohne welches die Religion nur in großen, aber hohlen Allgemeinheiten sich bewegt. Die Worte „und das Alles aus lauter väterlicher, göttlicher Güte und Barmherzigkeit, ohn' all' mein Verdienst und Würdigkeit" stellen dieses Verhältniß auf den innersten und innigsten christlichen Grund, indem sie zugleich dem Spiegel der göttlichen Herrlichkeit gegenüber den Menschen sich selbst in seiner gänzlichen Verdienstlosigkeit erkennen lehren; und die Schlußworte: „für das Alles ich ihn zu loben u. s. w." zeigen uns sofort den Glauben in seiner sittlich verpflichtenden und wirkenden Kraft. Kurz, in dieser Erklärung ist Alles nicht bloß Lehre, sondern *Leben*, und darum ist sie, obwohl nur einige Zeilen umfassend, keineswegs ein bloßes Bruchstück des Vielen, was über den ersten Artikel gesagt werden kann, sondern sie ist das Hauptstück, sie ist die Spitze der ganzen, auf der breitesten Basis ruhenden Pyramide. Jeder auch noch so gelehrte Unterricht, der es nicht bis zu dieser Spitze bringt, der den Menschen nicht aus den allgemeinen Wahrheiten heraus, welche so leicht ohne alles *Resultat* für das Leben zugegeben werden, zur speciellsten persönlichen Aneignung der göttlichen Wohlthaten erhebt, bleibt auch mehr nur eine Gedächtniß- oder Verstandessache, die nicht in den Mittelpunkt des Lebens trifft, nicht den Bund des Menschen mit Gott knüpft. Wer kann, um auf *Luther's* Wort zurückzukommen, wer kann in dieser Beziehung, sey er auch der gelehrteste Theologus, den Katechismus auslernen?

Der Mensch, welcher der sittlichen Verpflichtung des ersten Artikels nicht genügt, sondern als Sünder mit Undank und Ungehorsam die Liebe des Schöpfers vergolten hat, kann dieser Liebe nicht mehr aus den Wohlthaten der Schöpfung sich getrösten, und nicht daran sich aufrichten zur Wiedervereinigung mit Gott, noch die Hoffnung der Vergebung auf sie gründen; denn je größer sie sind, um so größer ist die Schuld des Undanks, die ihn drückt und verurtheilt, also daß er sich im Bewußtseyn seiner Sünde und mannichfachen Verschuldung als einen „verlorenen und verdammten Menschen" erkennen muß, der nur durch die erlösende Gnade Gottes und die rechtfertigende Gerechtigkeit des Gottes- und Menschensohnes, welcher das Gesetz erfüllet hat gehorsam bis zum Tode am Kreuze, Philipp. 6, 6 ff., wieder mit Gott verbunden und selig werden kann. So schließt sich der zweite Artikel an den ersten an, und es ist auch hier wiederum hervorzuheben, wie trefflich *Luther* in der Erklärung den historischen Inhalt desselben in Saft und Blut verwandelt hat, indem er die Menschwerdung des ewigen Sohnes, so wie sein Leiden und Sterben in der Knechtsgestalt und seine herrliche Erhöhung dahin vornehmlich bezieht, „daß ich sein eigen sey und in seinem Reiche unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und

Seligkeit." Hier im Glauben an den Mittler ist der Mittelpunkt des Christenthums, weil wir in ihm Gott für uns haben und seiner Liebe gewiß über alles Widrige siegen und Sünde, Tod und Teufel überwinden können (Röm. 8, 31 ff.). So wie nun aber Niemand zum Vater kommt, ohne durch den Sohn, so zu dem Sohne Niemand ohne durch den heiligen Geist, der uns in der christlichen Kirche durch das Evangelium beruft, erleuchtet, heiliget und in der Gemeinschaft der Heiligen dereinst auch zur Vollendung führet und durch das Gericht hindurch zum ewigen Leben, wenn wir Glauben gehalten bis an's Ende. So schließt der dritte Artikel, von Luther mit gleicher Lebendigkeit individualisirt wie die beiden ersten, das ganze Hauptstück von dem christlichen Glauben an den dreieinigen Gott, auf dessen Namen und Bekenntniß alle Christen getauft sind.

Wie sich das dritte Hauptstück an das zweite schließt, ist schon oben bemerkt worden; es ist daher nur noch Einiges über das vierte und fünfte zu sagen, welche von den beiden göttlichen Siegeln des Neuen Bundes zwischen Gott und Menschen handeln, den wir die christliche Religion nennen. Während das Gebet eine Erhebung der Seele zu Gott ist, ihm Lob und Dank und selbstverläugnende Ergebung in seinen Willen als Opfer des Geistes darbringt, und seine heiligende helfende Gnade und seinen Segen für Zeit und Ewigkeit erfleht, ist das Sakrament dagegen nicht Etwas, was der Mensch gegen Gott thut, sondern umgekehrt vielmehr, was Gott gegen den Menschen thut, ihm darbringt und zueignet. Die Sakramente, als sichtbare, von Gott selbst verordnete und inhaltschwere Zeichen und Siegel der unsichtbaren Verheißungen und Güter der Gnade, sind die Unterpfänder der Erhöhrung des gläubigen Gebetes, der Mittheilung der erbetenen Güter. Durch die Taufe im heiligen Namen des Vaters, Sohnes und Geistes wird der Mensch, das Kind des Fleisches und Blutes (Joh. 3, 5 ff.), ein Kind der Gnade, ein Kind Gottes, geheiligt durch den Namen Christi, ein Glied des Reiches seines Geistes, an dem, wenn es im Glauben steht, Gottes guter und gnädiger Wille geschehen soll bis an des Lebens Ende, welches als das Ziel des täglichen Sterbens des alten und Auferstehens des neuen Menschen (Frage 4.) die Vollendung der Taufe in den Tod Christi ist (Röm. 6, 3 ff.). Durch das heilige Abendmahl, als das Sakrament der Speisung mit dem Brodte und Tranke des Lebens (Joh. 6, 48 ff.), empfängt das christliche Leben der Getauften und Unterwiesenen zu seiner Confirmation und Recreation kraft des Wortes Christi die himmlische Nahrung aus seinem heiligen Wesen und damit zugleich die Vergebung der reuig erkannten Sünden, die Bewahrung vor der Macht des Versuchers und die Gewißheit der Erlösung von dem Übel und des ewigen Lebens durch den Erlöser, der seinen Bund ewiglich hält allen denen, die an ihn von Herzen glauben. Mit diesem heiligen Sakramente, dessen Feier als Liebesbund mit dem Herrn und seiner Gemeinde die Gipfelpunkte des christlichen Lebens und Kultus bildet, und welches daher mit Recht ein eigenes Hauptstück, und nicht eine bloße Partikel der Glaubens- oder Sittenlehre ausmacht, endet der Katechismus als mit der Krone des Ganzen.

Zeit und Raum gebricht, hier mehr in das Einzelne der Hauptstücke unseres kirchlichen Katechismus einzugehen; aber die gemachten Bemerkungen werden genügen, ihn gegen die Geringschätzung sicher zu stellen, in die er unverdientermaßen bei Manchen gefallen ist, die weit davon entfernt sind, etwas Besseres aufstellen zu können, wie denn auch noch keiner der unzähligen Leitfäden, die man an seine Stelle zu setzen gesucht hat, ihn nur erreicht, geschweige denn übertroffen und noch viel weniger die kirchliche Anerkennung desselben erworben hat. Leicht ist es, an einzelnen Stellen zu mäkeln und dieses oder jenes anders zu wünschen, eben so wie bei der Bibelübersetzung; aber obwohl Luther keineswegs diese seine Werke für unverbesserlich gehalten, so hat sie doch Keiner bis jetzt dem Ganzen nach besser gemacht! wenigstens muß man dies Niemand schon darum glauben, weil er es von sich selber oder seinen Freunden versichert. Die Grundtexte, die Hauptstücke, müssen, so wie es zu allen Zeiten der Christenheit gewesen (vgl. das so lehr- als geistreiche Buch: die altchristlichen Lehrstücke, ihr Inhalt und Zusammenhang von E. A. Ackerman. Nürnb. 1832) stets die biblischen Grundlagen und Grundprincipien des christlichen Religionsunterrichts bleiben, und die Lutherischen, gleichfalls in der Bibelsprache gehaltenen Erklärungen geben zu ihrer so wissenschaftlichen als praktischen Entwickelung die fruchtbarsten Winke und Weisungen. Wer es daher unangemessen findet, daß auch in den höheren Schulklassen beim Religionsunterrichte, ohne daß deshalb die Freiheit des Lehrgangs durch buchstäbliche Anschließung zu beschränken wäre, anknüpfende Rückbeziehungen auf die Hauptstücke genommen werden, um eben dadurch, was in unteren Klassen schon gelernt worden, zu einem immer entwickelteren Eigenthume des religiösen Bewußtseyns zu erheben, der hat gewiß die Hauptstücke noch nicht gründlich studirt, noch nicht richtig schätzen gelernt und verkennt die organische Fortentfaltung christlicher Lehre, welche nur dadurch möglich ist, daß derselbe, allen Christen aller Klassen gemeinsame Grund zu einer immer bestimmteren Explikation und Applikation erhoben, daß dasselbe Senfkorn des Glaubens zu einer immer reicheren Entfaltung erzogen, nicht aber, daß verschiedenartige Pflanzen neben einander gesetzt werden. So haben z. B. höchst ausgezeichnete Theologen nicht nur der Vorzeit, sondern auch der Gegenwart ihre ganze Dogmatik an das apostolische Symbolum angeknüpft. Der Unterschied höherer und niederer Erkenntnißstufen darf am allerwenigsten im Gebiete der Religion die Einheit und Allgemeinheit der christlichen Grundwahrheiten, der Hauptstücke aufheben, wie frei auch die Nebenstücke sich gestalten und ausbreiten mögen. Die religiöse Aristokratie, wonach für höhere Stände ein anderes vornehmeres Christenthum beliebt und gewünscht wird, als für niedere, ist die drückendste unter allen, weil sie eben das dem Menschen nimmt, was durch alle anderen Unterschiede der Stände und auch der Bildungsklassen hindurch das Band der Einheit und der Ausgleichung vor Gott ist.

Es erscheint daher so weise als angemessen, wenn das Königliche Provinzial-Schulcollegium von Schlesien zu Breslau in einer, durch das Hohe Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten sämmtlichen Provinzial-Schulcollegien zur

Kenntnißnahme übersandten Verfügung vom 6. September 1836 bemerkt: „Um der Disharmonie zwischen den Grundlagen des Religionsunterrichts in den höheren und niederen Schulen zu begegnen, erscheint es zweckmäßig, daß auch in den oberen Klassen der Gymnasien auf den Katechismus von Zeit zu Zeit zurückgegangen und bei den Hauptstücken der christlichen Glaubens- und Sittenlehre der Text desselben in das Gedächtniß der Schüler zurückgerufen, auch unter Hinweisung auf den nationalen Charakter der Lutherischen Katechismus- und Bibelsprache denselben zur Pflicht gemacht werde, sich den Katechismus ganz und von den Bibelsprüchen so viel als möglich dergestalt einzuprägen, daß sie dieselben jederzeit ohne Anstoß wiederzugeben im Stande sind. Eine geistvolle Behandlung dieser Lehrstoffe wird für die gereifteren Schüler um so anziehender werden, je mehr sie darthut und anschaulich zeigt, wie die höchsten Wahrheiten des Christenthums in demselben enthalten sind, und je mehr sie für dasjenige, was die Schüler auf den untersten Stufen des Unterrichts nur unklar aufgefaßt haben, einen der fortgeschrittenen Verstandeskraft angemessenen Gesichtspunkt eröffnet. Das Königl. Ministerium der Geistlichen- und Unterrichts-Angelegenheiten hat auf unsere Anzeige, daß der Rektor des hiesigen Elisabethanum, Herr Prof. Reiche, einen solchen Versuch mit dem Gebrauche des Lutherischen Katechismus gemacht habe, hierüber besonderes Wohlgefallen geäußert und verfügt, daß dies auch in den anderen Gymnasien der Provinz geschehen solle."

Sollte es nach diesem allen Lehrer an Elementar- oder Bürgerschulen geben, welche es unter ihrer Würde halten, auf die Hauptstücke des Katechismus ihren Religionsunterricht zu bauen oder zu beziehen, so könnte ihnen zum Schlusse auch nur ein Wort Luther's entgegengehalten werden, welcher in der Vorrede zum großen Katechismus, dessen Studium gleichfalls nicht genug empfohlen werden kann, *) schon von Leuten spricht, die da „meinen, der Katechismus, welcher der ganzen heiligen Schrift kurzer Auszug und Abschrift ist, sey eine schlechte, geringe Lehre, welche sie mit einemmal überlesen und dann alsobald können das Buch in Winkel werfen und gleichsam sich schämen, mehr darinnen zu lesen." Denen erwidert er: „Ich bin auch ein Doktor und Prediger, ja so gelehrt und erfahren, als die alle seyn mögen, die solche Vermessenheit und Sicherheit haben; noch muß ich täglich lesen und studiren, und kann dennoch nicht bestehen, wie ich gerne wollte, und muß ein Schüler des Katechismi bleiben und bleib's auch gerne. Derhalben bitte ich solche vermessene Heiligen, sie wollten sich um Gottes willen bereden lassen und gläuben, daß sie wahrlich, wahrlich nicht so gelehrt und so hohe Doktores sind, als sie sich lassen dünken und nimmermehr gedenken, daß sie diese Stücke ausgelernt haben oder allerdings genug wissen, ob sie es gleich dünkt, daß sie es allzuwohl wissen. Denn ob sie es gleich auf's allerbeste wüßten und könnten (das doch nicht möglich ist in diesem Leben) so ist doch mancherlei Nutz und Frucht dahinten, so man's täglich lieset und übet mit Gedanken und Reden, nämlich daß der heilige Geist bei solchem Lesen, Reden und Gedenken gegenwärtig ist, und immer neu und mehr Licht und Andacht dazu gibt, daß es immerdar besser und besser schmecket und eingehet."

S—s.

*) Ein vorzügliches Hülfsbuch zur Erklärung des kleinen Katechismus durch den großen und andere bewährte Schriften gibt Ch. H. Schott Enchiridion, der kleine Katechismus durch Dr. Martin Luther mit Einleitung und Erläuterung besonders für Prediger und Schullehrer. Leipzig 1833.

Über eine Ausstellung gegen Dr. Marheineke's Beleuchtung des Athanasius.

Die „katholische Frage" rügt als kirchliche Gleichgültigkeit des Herrn Dr. Marheineke, daß er, in einem der Allgemeinen Kirchenzeitung ohne Zweifel willkommenen Muster von Liberalität, das Seligwerden von eines Jeden persönlicher Frömmigkeit und Rechtschaffenheit abhängig mache, ohne die große Bedeutung der kirchlichen Gemeinschaft in dieser Beziehung anzuerkennen. Dieser Vorwurf scheint nicht gegründet zu seyn. Die betreffende Stelle lautet nämlich in ihrem Zusammenhange:*) „Einheit und Allgemeinheit, weil sie überhaupt Prädikate alles Vernünftigen sind, so sind sie auch nach unserer Überzeugung nothwendige Eigenschaften der christlichen Kirche; aber der Charakter der Katholicität ist jetzt, nachdem die christliche Kirche in die Entzweiung mit sich selbst übergegangen, durch sie selbst vertheilt an die Griechische, Lateinische und Evangelische Kirche — wiewohl nicht in gleichmäßiger Weise. Denn wohl glauben wir, daß man in jeder Kirche selig werden kann, weil dies von eines Jeden persönlicher Frömmigkeit und Rechtschaffenheit abhängt und die wahre Gemeinde Christi, wie es in unseren symbolischen Büchern heißt, ihre Bekenner hat in der ganzen Welt, selbst unter dem Papst, selbst unter dem Türken; aber doch machen wir noch dabei einen großen Unterschied unter den verschiedenen christlichen Kirchen und halten es nicht für gleichgültig oder einerlei, welcher derselben man angehört, weil es wirklich in der einen oder anderen erschwert oder erleichtert ist, selig zu werden, je nachdem auf dem einigen Heil in Christo bestanden oder von ihm abgewichen wird auf bloße Menschensatzungen und Wahngedanken." Dieser Zusammenhang macht den Vorwurf einer falschliberalen Indifferenz unstatthaft, scheint vielmehr dasselbe Princip auszudrücken, was in richtiger und scharfer Bestimmtheit von der „katholischen Frage" (Ev. K. Z. S. 334.) aus Hollaz angeführt wird.

—

Ein Leser.

*) Beleuchtung des Athanasius von J. Görres. Eine Recension von Dr. Ph. Marheineke. (Aus den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1838" besonders abgedruckt.) Berlin 1838, S. 19.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 11. Juli. № 55.

Über die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit des Papstthums oder des Primats vom Katholicism.

(Eingesandt.) *)

Um für die Frage von der Trennbarkeit oder Untrennbarkeit des Katholicisms von dem Absolutism oder der autokratischen Form des Kirchenvorsteheramts im Gegensatz einer nichtautokratischen, einen richtigen Standpunkt zu gewinnen, finde ich es, bei der noch herrschenden Unklarheit der Begriffe hierüber, für nöthig, einige noch wenig erkannte Principien des Organisms jeder — weltlichen wie religiösen — Societät oder Association voranzuschicken, wenn schon die weitere Entwickelung dieser Principien nicht der Gegenstand gegegenwärtigen Aufsatzes seyn kann.

Ich behaupte also erstens, daß man freilich im Irrthum ist, falls man die autokratische Form der Regierung oder Dirigirung *) einer Societät mit der Despotie vereinerleit, da doch jede Regierungsform despotisch oder nichtdespotisch gehandhabt werden kann, und eine Autokratie nur dann zur Despotie ausschlägt, wenn selbe der Stufe der Evolution und Gesittung der Societät nicht mehr entspricht, welche diese erlangt hat und gegen erstere hemmend wirkt, sohin nur durch Gewalt und List noch erhalten werden kann. **) Ich behaupte aber auch zweitens, daß man gleichfalls im Irrthum ist, wenn man, wie dieses noch dermal allgemein geschieht, zwischen dem monarchischen und republikanischen (corporativen) Element der Regierung oder Direktion einen positiven Gegensatz annimmt, und die Solidarität beider verkennt, welche indeß für das Socialleben nicht minder gilt, als für das organische Leben, in welchem wir das dem monarchischen Element entsprechende Hauptleben in der Normalität des Organisms, so wenig in Opposition mit dem, dem republikanischen Element entsprechenden Gliederleben sehen, daß vielmehr das Eine in seiner Entwickelung, Erstarkung und Freiheit mit dem Anderen nur immer gleichen Schritt hält. Wenn schon freilich die bisherige Geschichte der Societäten von dieser natürlichen Solidarität beider jener Elemente nur wenige Beispiele, desto mehr aber von ihrer krankhaften Opposition aufweiset, so daß bis dahin meistens das monarchische Hauptleben durch seine falsche Concentration (mit welcher die wahre Concentration unterdrückt bleibt, folglich mit ihr die wahre Expansion) sich nur gegen und auf Kosten des corporativen oder republikanischen Gliederlebens begründen zu können meinte, so wie letzteres auf jenes. Mit welchem wechselseitigen Entgründungsstreben (als dem wahrhaft beiderseitig revolutionärem) sich aber beide von ihrer alleinigen und gemein-

*) Die Redaktion glaubt durch diese Bezeichnung eine Vermittelung zwischen entgegengesetzten Bedenken zu treffen, welche sich ihr in Bezug auf diesen Aufsatz darboten. Auf der einen Seite erschien es unthunlich, der Mittheilung eines Katholischen Gelehrten, der eben als solcher auftritt, in einer Evangelischen Kirchenzeitung ohne alle Bezeichnung und Unterscheidung einen Platz mitten unter den Mittheilungen der Mitarbeiter zu gewähren, welche der Evangelischen Kirche angehören. Auf der anderen Seite aber sprachen noch bedeutendere Gründe gegen die Nichtaufnahme. Die Stimme eines angesehenen Katholischen Gelehrten (den Namen wird jeder kundige Leser aus den Anfangsbuchstaben erkennen), die sich von einem Orte her vernehmen läßt, der sich mehr und mehr als das Centrum des Deutschen Katholicismus geltend macht, dient dazu, das Vorgeben unserer Gegner auf seinen wahren Gehalt zurückzuführen, welche sich das Ansehen geben als kämpften sie in geschlossenen Reihen gegen uns, während in unserem Lager eitel Zwietracht sey. Und, was noch weit wichtiger ist als das, der Herr Verf., indem er mit einer in seinen Verhältnissen sehr ehrenwerthen Freimüthigkeit gegen zwei Hauptlehren seiner Kirche, oder wie er meint, einer einzelnen Parthei in seiner Kirche auftritt, und sich in Bezug auf sie unserer Kirche anschließt, gewinnt für uns die Bedeutung eines Zeugen der Wahrheit, und belebt unsere Hoffnung, daß diese mehr und mehr in seiner Kirche Raum gewinnen werde, eine Stärkung, die grade jetzt recht an der Zeit ist, da so manche Erscheinungen auf das Gegentheil hinführen, der Irrthum sich mehr und mehr zu befestigen, und der Widerstand, den er findet, meist nicht von der Wahrheit, sondern von dem vollendeten Irrthum auszugehen scheint. — Übrigens sind wir überzeugt, daß der verehrte Einsender sich irrt, wenn er meint, ungeachtet seiner Opposition gegen die Auctorität des Papstes und der Tradition, noch ganz auf dem Boden der Katholischen Kirche zu stehen. Im Jahre 1517 war das so, aber seit der Reformation und dem Tridentinischen Concil hat sich die Sache wesentlich geändert. In der Kirche vor der Reformation waren die Evangelische Kirche und diejenige, welche jetzt die Katholische genannt wird, zugleich beschlossen; die Existenz der letzteren datirt sich erst vom Tridentinischen Concile her, und katholisch ist nur, was mit den Beschlüssen desselben übereinstimmt. Alle Instanzen aus den Kirchenvätern können nicht beweisen, daß eine Lehre nicht katholisch, sondern nur, daß der jetzige Katholicismus nicht der ursprüngliche sey. — Wir bemerken noch, daß wir absichtlich die sehr eigenthümliche Rechtschreibung des Herrn Verf. beibehalten haben.

Anmerk. der Red.

*) Man sollte für die religiöse Societät nicht das Wort: Regieren, sondern: Dirigiren brauchen, weil zwar für die weltliche Societät gilt, daß Regieren das Zwingen in sich schließt, nicht aber für die religiöse Societät.

**) Mit dem Progreß der Societät muß nämlich die Regierungsform progrediren, wie mit ihrem Regreß regrediren, und es ist falsch, wenn man in jeder Nation nur einen unbedingten Progreß der Societät annimmt, in allen Zeiten.

samen Begründung ausschließen; nämlich von jener beiden höheren darum unfaßlichen Mitte, in welcher allein das sociale Thun und Ruhen basirt ist. Ich sage unfaßliche, weil beiden unsubjicirbare out of reach beider, somit beiden Gesetz seyende Mitte, weil das, was Haupt und Glieder, oder vielmehr das Hauptglied und die übrigen Glieder desselben Leibes organisch verbinden nicht nur aneinander binden, d. h. verflochten oder wechselseitig verpflichtet hält und halten soll, weder mit dem Hauptglied noch mit einem oder auch den übrigen Gliedern allen zu vereinerleien ist. Weswegen auch die Subordination dieser Glieder unter das Haupt doch nur in der Subordination beider unter ein und dasselbe beiden höhere Princip — als Autor und Autorität beider begründet wird, dessen innere Gegenwart sohin das Haupt so gut in jedem ihm untergeordneten (nicht unterworfenen, sondern frei sich ihm untergebenden) Glied, als dieses in jenem anzuerkennen und zu respektiren hat. *) — Wenn aber schon das hier Gesagte im Allgemeinen sowohl für die Vorsteher der weltlichen als für jene der religiösen Societät gilt, so ist doch diese Geltung, somit also auch der Begriff eines Oberhaupts, für beide diese Societäten nicht dieselbe, und zwar darum nicht, weil das wirkliche Oberhaupt der religiösen Societät (nach dem Begriff aller älteren Religionen, besonders nach jenem des Christenthums) in dieser sichtbaren Societät zwar nicht als abwesend, aber als unsichtbar allgegenwärtig in ihr anerkannt wird, wogegen das Oberhaupt einer bloß weltlichen Societät selber nur vereinzelt, somit sichtbar und nicht allgegenwärtig oder central in ihr besteht. Wie sich denn Christus als Haupt der Gemeinde oder Kirche doch zugleich mit ihr demselben Gott dienend erklärt.

* * *

Wenn allgemein die Erkenntniß und Annahme derselben Wahrheit die Basis alles Einverständnisses — so wie (was zwar nicht bemerkt wird) die gemeinsame Befangenheit von ein und demselben Irrthum die Wurzel alles Nichteinverständnisses ist, — so könnte es wohl seyn, daß der den Katholiken und Protestanten noch gemeinsame Irrthum von der Identität und Untrennbarkeit des Katholicisms und Papisms die Wurzel wäre, aus welcher die Differenz zwischen beiden erst hervorging, und welche noch immer selbe unterhält, ungeachtet des Anscheins einer Indifferenz (welche sie Toleranz nennen), wie denn hier gilt, daß wer nicht für den anderen ist, wenigstens im Herzen wider ihn ist, und eine solche (bloß polizeilich erhaltene) Toleranz keine hinreichende Bürgschaft für die Ruhe der Societät gibt, so wie sie diese schwach, weil in sich ungeeint hält. *) Wobei denn nicht in Abrede zu stellen ist, daß eine solche unter Indifferenz sich versteckt haltende sociale Differenz dem reliiren den Geist des Christenthums (als Menschenthums par excellence) nicht, wohl aber jenem Geist entspricht, welchen die Schrift als homicida bezeichnet. Welches Nichtsicheinanderverstehen und Einverstehen der Menschen, nicht zwar in anderen, sondern nur in religiösen Dingen, übrigens auch ihrem Verstande selber zu schlechtem Ruhm gereicht, und eigentlich als Skandal der Intelligenz angesehen werden muß. **)

Da der eigentliche Zweck gegenwärtigen Aufsatzes vorerst nur die Wiederanregung der vorliegenden Frage ist, womit also behauptet wird, daß diese Frage wirklich noch nicht gelöset ist, so scheint es vor Allem nöthig, jene gegentheilige Behauptung zurückzuweisen, welche selbe längst und zwar durch die gleiche Anciennetät des Katholicisms und Papisms, somit geschichtlich beantwortet ausgibt. Da nun aber eine solche Nachweisung des Irrigen dieser letzteren geschichtlichen Behauptung bereits in älteren und neueren Schriften vorliegt, so will ich mich mit Berufung auf selbe, hier bloß mit Anführung einiger jener Stellen aus zwar nur wenigen älteren Kirchenlehrern begnügen, welche indeß, wie man zu sagen pflegt, in dieser Hinsicht schlagend sind und keinen Zweifel darüber lassen, daß nicht bloß bis in's dritte und vierte, sondern wenigst bis in's siebente Jahrhundert die ersten katholischen Theologen jene behauptete Id-

*) So z. B. existirt das Volk freilich eben so wohl von Gottes Gnaden als dessen Regent, wenn aber das Volk nicht aus des letztern Gnade besteht, so besteht der Regent noch minder aus des Volks Gnade. Hierauf beruht der Begriff der das göttliche Recht handhabenden Obrigkeit von Gott, welche darum keiner andern Sanktionirung bedarf, ja diese zu vermeiden hat, weil, wie die Geschichte lehrt, die einsetzende Macht auch die wieder absetzende ist. Wohl aber sollen Staat und Kirche im offenkundigen Bund, jener zum Besten der äußeren socialen Freiheit der Menschen, diese der innern Freiheit stehen.

*) Ich bin so wenig los von dem, den ich hasse, als von dem, den ich liebe, nur finde ich mich durch den Haß gebunden und unfrei, durch die Liebe (nicht Leidenschaft) frei. — Der rohe Unverstand vermengt aber das sociale Freiseyn mit dem Losseyn, so wie man höchst unvernünftig von einem Losseyn von Gott spricht, da doch der sogenannte Gottlose der Gottunfreieste ist. Übrigens hat sich erst wieder kürzlich ein solcher latenter sich Sociallosmachungs- oder Excommunikationstrieb zwischen Katholiken und Protestanten gezeigt, in den Anforderungen in Betreff der gemischten (wie sie sagen halbschlächtigen und unreinen) Ehen. Wobei ich nur bemerke, daß eine solche Excommunikation nicht bloß bei den Juden, sondern bei den Griechen, Römern und Galliern im Brauch war, von welch' letzteren Cäsar das Interdikt mit den Worten bezeichnet: os, orare, vale, communio, mensa negatur.

**) Wahrhaft frei sind die Menschen von und gegeneinander nur, wenn sie einander befreiend sind, und nur wenn der Mensch, wie gesagt, für den anderen ist, ist er in potentia wie actu nicht gegen ihn. Mit all euren negativen Pflicht- und Tugendlehren constituirt ihr darum doch nur eine äußerlich, polizeiliche mechanische weil lieblose, nicht eine vitale Association. Wie denn mit der Abnahme dieser inneren oder religiösen Societät als der von Innen attrahirenden die bürgerliche Societät in demselben Verhältniß gespannt, von Innen drückend, comprimirend und für Regierte und Regierende schwer wird. Wenn es aber unverständig ist, die bürgerliche Societät ohne der religiösen constituiren zu wollen, so scheint es doppelt unverständig, erstere gesichert zu glauben, so lange in der religiösen Societät selber noch ein separirendes, zwieträchtiges Princip herrscht, d. h. so lange selbe noch — unchristlich ist.

tität des Begriffs des Katholicisms und des Primats nicht nur nicht anerkannten, sondern selber gradezu widersprachen.*) — So also sagt Epiphanius (im vierten Jahrhundert) in Haeres. 55.: „Daß wenn man von der wahren Kirche urtheilen will, man nicht auf die Succession der lehrenden Personen, sondern auf jene der Lehre sehen müsse." — So sagt Cyprian († im dritten Jahrhundert) in prol. Concil. Carthag. de baptiz. Haeret.: „Daher darf kein Bischof in der Welt sich zum Bischof der Bischöfe aufwerfen, oder durch Drohungen (und Sperrung der Spiritualien) einen Glaubens- und Handlungszwang auflegen." — In demselben Sinne sagt Theodoretus († im fünften Jahrhundert) in Sermon. 16.: „Unter allen Ketzereien ist keine schlimmer und furchtbarer als die, welche in unseren Zeiten ihr Haupt so stolz und mächtig erhebt, die Ketzerei nämlich, welche die eben so ungerechte als unverständige Forderung an die Menschen macht, daß sie auf ihren Verstand (somit auf ihr Wissen und Gewissen) verzichten, ihre Religion nicht prüfen, nicht nach eigener religiöser Überzeugung oder Gewißheit forschend, nur blindlings glauben sollen" (d. h. andere Menschen etwa gegen ein billiges Honorar für sich Wissen und Gewissen haben lassen). So wie derselbe Kirchenlehrer (Interpret. Epist. ad Philip. c. I.) sagt: „Möchten doch alle Bischöfe nie vergessen, daß ihre Macht aus einer bloß menschlichen und willkührlichen Einrichtung herrührt, und daß zu den ersten Zeiten der Christenheit zwischen einem Bischof und Priester kein innerer (die Geistesmacht betreffender) Unterschied war."**) — Augustinus († im fünften Jahrhundert) sagt (in Serm. 270. in Die Pentec.): „*Et ego dico tibi tu es Petrus:* quia ego petra, tu Petrus; neque enim a Petro petra, sed a petra Petrus, quia non a Christiano Christus, sed a Christo Christianus. *Et super hanc Petram aedificabo ecclesiam meam.* Non supra Petrum quod tu es, sed supra Petram quam confessus es. (Retract. l. I. c. 21.) — was auch früher Ambrosius († im vierten Jahrhundert — de Incarnatione Dom. sacram. c. 5.) sagt: „Fides est ergo ecclesiae Fundamentum, non enim de Persona (carne) Petri sed de ejus (et omnis hominis) Fide dictum est: quia Portae Mortis ei non praevaluunt." — Endlich spricht sich Gregor der Erste († im siebenten Jahrhundert), welcher als Bischof in Rom selber in der Reihe der Päpste aufgeführt wird, am bestimmtesten gegen den

*) Wobei nicht außer Acht zu lassen ist, daß diese Kirchenlehrer unter Einheit der Kirche als Weltkirche immer ihre innere und äußere Einheit zugleich verstunden, folglich das Papstthum keineswegs als wenigst zur äußeren Einheit der Kirche nothwendig ansehen, und also noch minder die Assistenz der Kirche auf jene des sogenannten Kirchenhaupts reduciren. Von welcher Assistenz gilt, daß nicht aus der Legitimität der letzteren auf jene der ersteren so wie ihrer Fortdauer als Assistenz geschlossen werden muß.

**) Mit dieser Dignität des Priesters als solchen und nicht als Ordensgeistlichen, macht einen auffallenden Contrast jener Servilism in Bezug auf seine geistlichen Vorsteher, welchem man den katholischen Priester neuerdings unterwerfen will.

Begriff des Primats aus, indem er (Epistol. ad Anastas. ad Maurit., und ad Sabinianum) sagt: „Seit dem Anfange der christlichen Kirche hat man kein Beispiel, daß sich irgend ein Bischof den Namen eines allgemeinen (Oberbischofs) beilegte. Man sah nämlich ein, daß, sobald sich ein Bischof den allgemeinen nennt, und er das Unglück hat, in irgend einen Irrthum zu fallen, die ganze Kirche Gefahr laufe, zusammenzustürzen, und daß folglich die Einwilligung in einen solchen Vorzug (Primat) eine wahre Gotteslästerung und Verläugnung des Glaubens ist." — Wer nun Lust und Beruf hat, die hier angeführten so wie mehrere andere Kirchenlehrer derselben Zeit nachzuschlagen, der wird sich auch der Überzeugung nicht erwehren können, daß der spätere Urstand und Bestand des Papstthums nicht in der katholischen Religion als solcher, sondern in dem Hinzutritt und Verwickelung weltlicher Interessen und Zwecke mit den eigentlich kirchlichen zu suchen ist, wie denn die Geschichte beweiset, daß dieses Papstthum wenigst eben so gut das Werk weltlicher Regenten als der Römischen Bischöfe war und zu jener ihren politischen Zwecken noch häufiger gebraucht und mißbraucht ward, als dieses von Seiten der letzteren geschah.*) Wobei übrigens die Frage von der zeitlichen Nothwendigkeit oder Nichtnothwendigkeit dieser Conformirung des geistlichen Kirchenregiments dem weltlichen und dieser Punktualisirung des ersteren**) hier ganz nicht in Betracht kommt, und nur jene Mystifikation nachgewiesen werden soll, welche das Papstthum mit dem Christenthum als von gleichem Datum so wie von gleich göttlichen Ursprung und Einsetzung mit letzterem ausgibt. Ich sage: Mystifikation, weil, wenn die Doctores romani keine neueren und besseren Beweise für dieses Ausgeben vorbringen können, als ihre von Jahrhundert zu Jahrhundert nur wiederholten, sie sich auch des ihnen gemachten Vorwurfs nicht erwehren können, daß sie dem Dogma der Homificatio verbi jenes der Papificatio Christi, so wie dem Dogma der Transsubstantiation der sakramentalen Materie jenes der Transsubstantiation eines nichtheiligen Menschen, bloß durch den Wahlakt von nichtheiligen Menschen, in einen Patrem et Dominum Sanctissimum***) anhingen, und daß sie mit ihrer

*) Man erinnere sich z. B. nur, wie oft die weltlichen Regenten gegen ihre Feinde von der zu jener Zeit fürchterlichen Waffe des päpstlichen Interdikts Gebrauch machten.

**) Diese Punktualisirung oder dieser Absolutism hat das Kirchenvorsteheramt den Weltmächten gleich gemacht und somit wahrhaft säkularisirt. Womit einerseits die Kirche leichter vom Staat, aber auch dieser leichter von der Kirche angreifbar und verletzbar ward. Übrigens hat die neuere Geschichte jene Meinung sattsam widerlegt, als ob die autokratische Form des Kirchenregiments der Felsen für die Autokratie im weltlichen Regiment sey, da grade in den Römisch-Katholischen Ländern die Revolution ihren mehrsten Zündstoff fand.

***) „Ihr aber sollt euch nicht Rabbi (großer Lehrmeister) nennen lassen, denn Einer nur ist euer Lehrmeister, ihr aber seyd alle Brüder. Und Niemand auf Erde sollt' ihr euren Vater nennen, denn Einer ist euer Vater, welcher in den Himmeln ist. Auch sollt' ihr euch nicht

Vorstellung eines Vikarius Christi als individuellen und alleinigen Repräsentanten und Vermittlers des Christs mit der Welt, den Begriff eines Repräsentanten mit jenem eines — Surrogats vermengten.

Die Frage über das Primat ist aber eigentlich nur eine secondaire Frage, indem ihre Lösung jene der Frage über das Verhältniß der Schriftautorität zur sogenannten Traditionsautorität voraussetzt, weswegen ich es um so mehr für gut finde, auch über dieses letztere Verhältniß mich hier auszusprechen, als die noch herrschenden Begriffe hierüber noch ziemlich vag sind. — Ich bemerke also vorerst, daß diese Unterscheidung von Schrift und Tradition darum unklar und unbestimmt ist, weil man unter letzterem Wort bald die nur mündlich fortgepflanzte, bald die gleichfalls nur geschriebene Lehre versteht. Man weiß nämlich, daß nur in den ersten Zeiten des Judenthums unter Tradition eine ausschließend nur mündlich fortgepflanzte, nie geschriebene Lehre gemeint war; daß aber in späterer, namentlich in Christi Zeit, auch die Juden unter Tradition die gleich dem Gesetz (Sepher) geschriebenen Aufsätze der Ältesten verstunden, von welchen ihnen Christus vorwirft, daß sie solche dem Gesetz als der Schrift par excellence vorzögen. — Forscht man aber dem Verhältniß von Wort und Schrift, besonders in Bezug auf jenes „heimliche Sagen" der Juden, tiefer nach, somit in Bezug auf die Überzeugung, welche hiedurch ein Mensch durch einen anderen Menschen gewinnen kann, so zeigt sich's, daß, so wie das Selbstüberzeugtseyn des Menschen kein von sich selber überzeugtseyn, selbes eben so wenig das von einem anderen Menschen überzeugtseyn ist;*) wie denn der Mensch, er sey so hoch gradirt als er will, seine Selbstüberzeugung nicht unmittelbar oder transfusionistisch und beliebig einem anderen mittheilen kann, und des Menschen ganzes Vermögen (Pflicht und Recht) sich darauf beschränkt, dahin zu wirken, daß dasselbe Princip, welches in ihm die Überzeugung hervorbrachte, auch im anderen Menschen frei wird und zur Sprache kommt; und daß folglich die Menschen im Grunde nur von dem überzeugt sind, was sie sich unmittelbar selber weder sagen noch schreiben können.**) Was sich schon im Wissen und Lernen der sogenannten exakten Wissenschaften (namentlich in der Mathematik) erweiset, indem der Lehrer dem Hörer zwar die aufgegebene Construktion bekannt machen, nicht aber den Beweis ohne dem eigenen Thun (Nachconstruiren) des letzteren ihm geben kann. Anerkennt nun aber jeder Mensch in seinem Wissen und Gewissen (sey es freiwillig oder nicht) die Gegenwart einer höheren Macht, so soll er diese Gegenwart letzter auch in jedem anderen Menschen anerkennen und respektiren. Woraus sich ergibt, daß in letzter Instanz nicht der Mensch dem Menschen Auctorität ist, so wie hieraus das Rechtswidrige alles Wissens- und Gewissenszwangs oder aller logischen Verknechtung einleuchtet, welche die Wurzel aller religiösen Verknechtung ist, so wie hinwieder auf diese alle bürgerliche Verknechtung sich basirt, weil keine Leibeigenheit ohne Gemüth- und Geisteigenheit besteht, und weil der Despot mit bloß äußerer Gewalt nichts ausrichten würde, falls ein innerer (geistiger) Servilism nicht den äußerlich verknechteten Menschen auch innerlich verknechtet hielte. Weswegen auch alle Zwiste des weltlichen und geistlichen Despotisms nur als Familienzwiste zu betrachten sind, indem der Despot des Pfaffen nicht minder bedarf als dieser jenes. So wie der freisinnige Regent, welcher des Menschen äußere Freiheit in Bezug auf andere Menschen und die Natur will, der Mitwirkung des Priesters zur innerlichen Entknechtung bedarf.**)

(Schluß folgt.)

Vorsteher (Fürsten) nennen lassen, denn Einer ist euer Vorsteher, der Gesalbte." Matth. 23, 8.

*) Die Sylbe: Ge in den Worten Gewißheit und Gewissen sagt so wie *Con* im Lateinischen und Französischen, *Syn* im Griechischen ꝛc. einen Pluralis im Wissen aus, wie das Wort: Überzeugung einen Zeugen. Weswegen es grundfalsch ist, wenn die Logiker behaupten, daß das Selberwissen ein von selber oder Alleinwissen sey; wie es falsch ist, wenn man im Gewissen das Wissen seines Gewußtseyns verkennt, nämlich von einem sich als unterschieden kund gebenden Wissenden.

*) Die Künstler sagen, daß man ein Kunstwerk nicht versteht, wenn man nicht in den Geist des Bildners eingedrungen ist, welcher also dem Beschauer vergegenwärtigbar seyn muß. Wenn der außer mir zu mir Sprechende nicht auch in mir hört, d. i. mein inneres Ohr mir öffnet (Apstelgesch. 16, 14.), so vernehme und verstehe ich ihn nicht. Wie denn auf diesem Zwiegespräch eines und desselben in und außer mir sich kund gebenden, alle Sensation und alles Einverständniß beruht, und es einen geringen Scharfsinn beweiset, wenn die Philosophen nur in religiösen Dingen dieses Gesetz des Zwiegesprächs nicht wollen gelten lassen.

**) Man sieht hieraus den Irrthum jener Französischen Publicisten und einiger Theologen ein, welche lediglich in einem gänzlichen Losseyn und Indifferenz des Staats und der Kirche das Heil beider suchten, weil sie an keinen Bund beider glaubten, der nicht eine Conjuration wäre. — Übrigens schließt der hier aufgestellte Begriff der Mitwirkung des Priesters mit der weltlichen Regierung jenen seiner freien Stellung zur letzteren ein, somit alle Bureaudienstbarkeit in seiner priesterlichen Funktion aus: so wie die Universalität der christlichen Kirche als Weltkirche oder Weltinnung und Corporation alle Nationaluniformirung des Priesters ausschließt und kein Priester eines Landes dem eines anderen ein fremder seyn soll.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 14. Juli. № 56.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Verfolgen wir nunmehr den Prozeß der Abstraktion in seiner Entwickelung, so richtete sich zunächst die Polemik gegen die kirchliche Dogmatik, oder, wie sie mißbilligend genannt wurde, Schultheologie. Da sie die vielhundertjährigen Resultate der Reflexion, oder auch Spekulation über die biblischen Sätze enthielt, so war sie concreter, reicher als die biblische Theologie: eben aus diesem Grunde ging das Verlangen der abstrakten Richtung zunächst auf eine einfache biblische Theologie. Das Verlangen nach einer solchen war auch an sich nicht zu mißbilligen; nur hätte sie nicht sollen in der Absicht aufgestellt werden, eine wissenschaftliche Dogmatik und in specie die kirchliche zu verdrängen, sondern vielmehr um sie zu läutern und ihren Ausbau zu fördern. Durch praktisches Interesse geleitet, hatte schon der Hallische Pietismus darauf gedrungen, auf den einfachen biblischen Inhalt der Dogmen zurückzugehen, und wir verdanken diesem Streben unter Anderem das vortreffliche und erbauliche Buch von Freylinghausen: Grundlegung der Theologie, welches in vielen Ausgaben verbreitet worden ist und noch jetzt, auch wegen der trefflichen Auszüge aus Luther, recht sehr empfohlen zu werden verdient. Aber auch die durch den Pietismus geförderte Beschäftigung mit der Exegese und die zunehmende Behandlung derselben von grammatisch-historischem Standpunkte aus, wirkte darauf hin, die hergebrachte kirchliche Dogmatik in Verruf zu bringen, insofern man zu entdecken glaubte, oder wirklich entdeckte, daß eine große Anzahl biblischer Beweisstellen falsch angewendet und sogar manches unbegründete Resultat aus der Schrift abgeleitet worden sey. Der erste Versuch einer im Gegensatze zur Schultheologie verfaßten rein biblischen Dogmatik ging von dem nachher mehr als Geographen, denn als Theologen berühmt gewordenen, achtbaren Büsching aus, der unter Semler's Anleitung die Inaugural-Dissertation verfaßt hatte: Diss. inaugural. exhibens epitomen theologiae e solis sacris litteris concinnatae et ab omnibus rebus et verbis scholasticis purgatae. Gotting. 1756. Wie er um dieser Dissertation willen in Göttingen von dem theologischen Lehrstuhle zurückgehalten und am Ende von dieser Universität vertrieben wurde, hat er uns selbst in seiner ausführlichen, vieles Lehrreiche enthaltenden Lebensbeschreibung dargelegt. Selbst Baumgarten, sein geliebter Lehrer, erklärte sich gegen ihn, denn auch von seinen Beweisführungen und Beweisstellen hatte Büsching vieles fahren lassen. Nächstdem ist das Bahrdtsche Werk zu nennen: Versuch eines biblischen Systems der Dogmatik, 2 Bände, Gotha und Leipzig 1769. 70., welches in eine Periode des Verfassers gehört, wo er seiner späteren Erklärung zufolge erst von einigen Strahlen des Aufklärungslichtes beleuchtet gewesen war. Die dicta probantia wurden zuerst einer neologischen Kritik unterworfen von Teller in seiner Topice, 1761. Auf eine ausführlichere, gelehrte Arbeit dieser Art legte es Semler an in seinen: Historischen und kritischen Sammlungen über die sogenannten Beweisstellen in der Dogmatik. — Auch die rein biblischen Dogmatiken schienen jedoch immer noch zu viel Bestimmungen zu enthalten, und eine noch größere Simplifikation wurde denselben zu Theil durch die sogenannte populäre Dogmatik. Bahrdt in seinem Sendschreiben an den Staatsminister, Freiherrn von Zedlitz, über das theologische Studium auf Universitäten, Berlin 1785, erklärt sich gegen die ganze hergebrachte Art der gelehrten Theologie mit folgenden Argumenten:

„Es sind a) gar die Kenntnisse nicht, die er (der Student) einst wieder lehren soll. Diese Collegia verschaffen ihm b) die Fertigkeit nicht, gemeinnützige Kenntnisse populär vorzutragen. Sie helfen c) nichts dazu, daß er Muster, Rathgeber und Vorgänger seiner künftigen Gemeinde in Absicht auf Wirthschaft und Kinderzucht werde. — Ich sage noch mehr. Ich sage, 1. der Student kann nicht das Mindeste von dem allen brauchen, wenn er in's Predigtamt kommt. Er tritt bettelarm in seinen Dienst, weil es ihm an Materialien für die Kanzel, für die Schulkinder und für's Krankenbette durchaus fehlt. 2. Es schadet ihm vielmehr die Erlernung dieser theologischen Weisheit. Sein Kopf bekommt eine falsche Richtung. Die steife Methode und schwerfällige Ausdrucksart klebt ihm zeitlebens beim Volksunterrichte an. Und da er auf der Universität gewöhnt wurde, Alles auf eine gelehrte Art zu denken, so macht ihn diese Gewöhnung unfähig, seine Begriffe auf eine den Volksfähigkeiten angemessene Art zu entwickeln und vorzutragen. 3. Selbst sein Herz verliert dabei. Die Religion erscheint ihm als gelehrter Kram. Sie wird ihm eine Sammlung von Definitionen, Distinktionen, Demonstrationen, Polemisationen u. s. w. Er sieht sie nie in ihrem wah-

ren, natürlichen und leichten Gewand, in ihrer ächten Schönheit, wie sie dem Verstande Licht und dem Herzen Wärme für's Gute und unerschütterliche Ruhe mittheilt." U. s. w.

Es sind die populären Dogmatiken zu erwähnen von Gruner 1771, von Leß 1779, von Grießbach 1779, 86.

In der simplificirten biblischen Dogmatik fand sich immer noch eine Mannichfaltigkeit von Lehrbestimmungen; die fortschreitende Abstraktion warf die Frage auf: was und wieviel von denselben als wesentlich anzunehmen sey? Zwischen articuli fundamentales und non fundamentales hatte auch schon die ältere Dogmatik einen Unterschied gemacht — wie Hase im Hutterus bemerkt, der Anfang zur Begründung einer ächt christlichen Toleranz. Natürlich mußte die Abstraktion dieser Periode die articuli fundamentales bedeutend reduciren. Anfangs hielt man sich bei der Bestimmung, den allgemeinsten Sinn der Sätze der biblischen Theologie als fundamental gelten zu lassen, und nahm als unwesentlich die, wenn auch richtigen Folgerungen aus jenen Sätzen, oder die genauere Bestimmung der biblischen Sätze an. So heißt es in einer Stelle der allg. Deutschen Bibliothek, 4ter Band 1stes Stück, S. 166.:

„Allgemein verbindliche Glaubensartikel sind nur die, welche Gott selbst zu glauben geboten und den Glauben mit der ewigen Seligkeit ausdrücklich verbunden hat. Diejenigen Sätze, welche gleichsam die Theorie, die Vorstellungsart dieser Glaubenslehren enthalten, und sie zur Unterscheidung von anders Denkenden genauer bestimmen; ingleichen diejenigen, welche um des Zusammenhangs willen mit jenen unentbehrlichen Glaubenslehren wahr und nothwendig sind, sind nur für diejenigen verbindlich, welche diesen Zusammenhang, das ganze System einsehen können und sollen, oder sich über die Theorie des Glaubens mit anders Denkenden einlassen müssen: das ist für Lehrer."

Schon Semler hatte gefunden, daß „der größere Theil der Bibel nur die natürliche Religion wiederhole, die auch sonst schon dem Menschen bekannt sey," ein kleinerer Theil aber derselben die „sehr wenigen Sätze" vortrage, welche die heilige Schrift von der natürlichen Religion unterscheide, nämlich „über die Möglichkeit der besten Vereinigung mit Gott und die Übereinstimmung mit allen seinen über uns gehabten Endzwecken" (s. den zweiten Artikel S. 772.). Brachte man nun den Grundsatz in Anwendung, daß, was am öftersten und ausführlichsten in der Schrift mitgetheilt sey, auch als das Wesentliche angesehen werden mußte, so war man sofort bei der natürlichen Religion als den Fundamentalartikeln des Christenthums angelangt. So wurde denn nun auch selbst von Theologen, die nicht grade eine extreme Richtung verfolgten, mit Beiseitelassung der Lehren von der Sünde und von der Person Christi, das Christenthum auf die sogenannten drei Hauptartikel zurückgeführt: Gott, Rechtschaffenheit, Unsterblichkeit, wie z. B. bei Jerusalem in seinen Betrachtungen über die vornehmsten

Wahrheiten der Religion und in den nach seinem Tode herausgegebenen fortgesetzten Betrachtungen. Noch reducirter erscheint der Inhalt bei Basedow, Betrachtungen über die wahre Rechtgläubigkeit, 1766, S. 29.: „Um selig zu werden, oder der Hauptinhalt der wahren, zur Seligkeit alle Menschen leitenden Religion ist reine Liebe gegen Gott und wahre thätige Liebe gegen den Nächsten erforderlich."

Somit war man schon bei der natürlichen Theologie angelangt, indem man sich noch auf dem biblischen Gebiete zu befinden wähnte oder vorgab. Die Beschaffenheit dieser natürlichen Theologie näher auseinanderzusetzen, ist nicht erforderlich, da sie eben dem modernen Rationalismus vulgaris zum Grunde liegt. Derselbe hat sich zwar dagegen gesträubt, mit dem Naturalismus identificirt zu werden, indem der Naturalismus vielmehr als identisch mit dem Materialismus oder Pantheismus anzusehen sey.

(Fortsetzung folgt.)

Über die Trennbarkeit oder Untrennbarkeit des Papstthums oder des Primats vom Katholicism

(Schluß.)

Wenn aber, wie gesagt, die Juden in späteren Zeiten unter Tradition nur geschriebene Lehren verstunden und ihren Schriftgelehrten nur das Recht der Schirmung, Auslegung und Anwendung derselben zugestunden, wenn ferner in den ältesten Zeiten des Christenthums und besonders nachdem der Canon der heiligen Schriften einmal fixirt war, die christlichen Priester in demselben Verhältniß zu letzteren stunden, so hat sich dagegen in späteren Zeiten die Meinung geltend gemacht, erstlich daß den Concilien mit dem Oberhaupt der Kirche, endlich daß diesem ganz allein absolute und mit der Schrift völlig in Dignität gleiche Auctorität zukömmt. Offenbar ging man nun hiebei einerseits von der falschen Voraussetzung aus, daß diese Schriften um nichts besser seyen als jedes von Menschen hinterlassene, geschriebene Gesetz, d. h. daß sie ein Todtes seyen, über welchem keine höhere Persönlichkeit wacht, und welches also einer materiell gegenwärtigen Person, als einer lex viva, bedürfte, wobei man also doch wieder zu einer unsichtbaren Assistenz seine Zuflucht nahm, und nur diese den Aussprüchen der Schrift entgegen, auf ein einziges Individuum contrahirte, monopolisirte und gleichsam accaparirte. — So wie man andererseits aus dem wahren Satz, daß das mündliche Wort dem in Schrift gefaßten vorgehen mußte, die falsche Folge zog, daß dieselbe frühere Integrität der mündlichen Lehre in denselben sichtbar sich folgenden Lehrern unverändert fortdauern würde und müßte, da ja eben die in Schriftfassung der Summa dieser Lehre im Christenthum, wie früher im Judenthum, jedem bevorstehenden Verfall der mündlichen Lehre Ziel und Schranken setzen sollte,

hiemit aber das mündliche Wort dem in Schrift bereits verfaßten nicht bei- sondern für alle Zukunft als klassisch, d. h. als leitend und orientirend oder constituirend, untergeordnet ward. Wie denn selbst der auferstandene Christus seinen Jüngern die (von Ihm, wie Er sagte, zeugende) Schrift auslegte. — Nachdem man aber einmal dieser Würdigung der Schrift entgegen die Nothwendigkeit eines fortbestehenden äußeren, vorzüglich nur an Einem Individuum haftenden Orakels statuirt oder fingirt hatte, so war es nur consequent, wenn man die Schrift zur mündlichen Lehre der oder vielmehr des Kirchenvorstehers als fortwährend in demselben Verhältnisse seyend darstellte, in welchem jene bei Fixirung des Canons war, woraus denn auch folgte, daß man wohl die Schrift, nicht aber jene infalliblen Lehrer vermissen und entbehren könne, weil ja an diese eben so sicher als an Christus und seine Apostel, als sie noch sichtbar unter den Menschen herumgingen, sich halten konnte. —

Wenn es schon weder recht noch klug gethan ist, einen Krieg (Principienstreit) anzufangen, so wäre es doch nicht minder unrecht und unklug, falls man, nachdem ein solcher Streit sich einmal unbeabsichtigt entzündete, der Nachforschung und freien Diskussion über dessen eigentliche Wurzel*) sich entziehen, oder selbe verwehren wollte. Was protestantischer Seits nicht minder als katholischer Seits gilt, indem z. B. die ersten Reformatoren in Deutschland zwar unmittelbar den Absolutism im Kirchenregiment angriffen, selben indeß nicht tilgten, sondern nur nationalisirten, womit aber die äußere Einheit der Kirche als Weltkirche und Weltcorporation verletzt ward. Indem diese Reformatoren ferner mit mehrerem Unwesentlichen des Katholicisms auch das Wesentliche desselben weg- und gleichsam dem Papstthum nachwarfen**), bestärkten sie dieses. Wozu endlich in neueren Zeiten ein falscher Rationalism kam, welcher sich um so breiter machte, je weniger er in die Tiefen des natürlichen und religiösen Lebens eindrang, und je weniger er also von beiden verstund, und welcher Rationalism mit Christus und Christenthum eben so leicht als mit Papst und Papstthum tabula rasa machen, ja mit letzteren nicht anders als durch eine radikale Exstirpation des ersteren fertig werden zu können vermeinte. So wie umgekehrt die Französischen Revolutionärs das Christenthum zu tilgen meinten, wenn sie das Papstthum beseitigten.

F. B.

*) Bekanntlich hat man die erste Wurzel des Reformationsstreits nicht in Deutschland, sondern in Rom und Paris zu suchen.

**) Wie das Unrecht nur von dem Theil des Rechts fortlebt, das man ihm gegen sich läßt, so gilt dasselbe vom Irrthum.

Nachrichten.

(Armenien.) Wir setzen unsere neulich begonnenen Berichte über Armenien fort, indem wir zu denjenigen Schilderungen unserer damals citirten Gewährsmänner übergehen, welche den inneren Zustand der Armenischen Kirche unmittelbarer charakterisiren. In Benkly-Ahmed, heißt es S. 84 ff. der angeführten Schrift, einem Dorfe in Türkisch-Armenien, wohnten wir den Abendgebeten in der dort einzigen Armenischen Kirche bei. Das Dorf besteht ungefähr aus funfzig bis sechzig Armenischen und sieben bis acht Griechischen Häusern. Die Kirche ist, wie alle anderen Häuser, unter der Erde. Da die Griechen hier keine eigene Kirche haben, so verrichten sie ihren Gottesdienst in der Armenischen Kirche an einem besonderen Altar neben dem der Armenier. Nach der Vorstellung des gemeinen Volkes besteht der Unterschied beider Sekten größtentheils in den verschiedenen Beugungen des Körpers, wodurch sie ihre Andacht ausdrücken. Die verschiedene Sprache ist für sie von geringerer Bedeutung. Doch sind sie nicht immer so geneigt, ihre Andacht an demselben Orte zu verrichten; in Benkly-Ahmed ist es die Noth, die sie dazu zwingt.

Nach beendetem Gottesdienste knüpften wir eine Unterredung mit den Priestern an, welche den Dienst versehen hatten. Sie waren außerordentlich unwissend. Nach unserer Europäischen Kleidung hielten sie uns für Russen, denn sie wußten nicht, daß andere Nationen sie auch tragen. Von dem Daseyn anderer Europäischer Völker hatten sie wohl schon etwas gehört, aber den Namen Amerika hatten sie nie aussprechen hören. (Ähnliche Unwissenheit haben wir in Armenien größtentheils gefunden.) Als sie hörten, daß wir von einem unbekannten Welttheile (Amerika) kämen, war ihre erste Frage, ob wir Christen, Muselmänner oder Heiden wären, oder, um in ihrer Sprache zu reden, ob wir auch Anbeter des Kreuzes wären, ein Ausdruck, der für den Armenier eben so viel wie die Benennung: Christ, bedeutet. Unsere Antwort führte sie zu anderen Fragen, durch welche sie erforschen wollten, zu welcher Sekte wir gehörten. Die erste betraf die Zeiten und Arten unserer Fasten, eine Frage von großer Wichtigkeit für sie, da das Fasten in der That fast das einzige Unterscheidungsmittel der ihnen bekannten Sekten ist. Wir erwiderten ihnen, daß wir es wohl für die Pflicht eines Christen hielten, zuweilen zu fasten, daß aber, da die Bibel keine bestimmten Zeiten dazu festgesetzt hätte, wir es den einzelnen Kirchen und Personen überließen, zu fasten, wenn sie es für ihre Erbauung nothwendig hielten; daß wir indeß keinen Unterschied zwischen Speisen machten, und uns bei unserem Fasten aller Nahrungsmittel enthielten. Dies schien ihnen ein so sonderbares Christenthum, daß sie sich nicht zu sagen scheuten, wir kämen ihnen wie Türken vor. Wir erwiderten ihnen, daß ihnen die Unterscheidung von Tagen und Speisen von Concilien vorgeschrieben wären, welche für uns keine Gültigkeit haben, da wir die Bibel allein als unseren Führer anerkennen. Sie schienen zum Streite nicht aufgelegt zu seyn, und gingen über diese Differenzen leicht hinweg, indem sie sagten, daß sie zufrieden wären, wenn wir an denselben Gott glaubten. Und an denselben Heiland, fügten wir hinzu. Darauf fragten sie uns, wie wir das Kreuz machten: denn die Art und Weise, wie dies geschieht, ist ein anderes Unterscheidungszeichen aller nicht protestantischen Christen. Als wir ihnen nun sagten, daß das Bekreuzen gar nicht zu unseren Gebräuchen gehörte, waren sie über unsere Ketzerei so verwundert, daß sie uns kaum noch für Christen halten wollten.

Unterredungen ähnlicher Art hatten wir oft auf unserer Reise; denn fasten und sich bekreuzen, das sind die beiden religiösen Haupt-

principien der Armenier. Ihre Lehren und Gebräuche in diesen beiden Punkten sind im Allgemeinen folgende: Wie die Griechen und fast alle Orientalischen Kirchen fasten die Armenier am Mittwoch und am Freitage. Diese Tage, sagen sie, sind von den Aposteln dazu festgesetzt worden, weil Christus am Mittwoch voraussagte, daß einer der Seinen ihn verrathen würde und diese That wirklich am Freitage vollbracht wurde. Außerdem haben sie noch Fasten, welche eine Woche lang und noch länger dauern, so daß sie jährlich 156 Fasttage haben. Doch sind dies keine eigentlichen Fasttage; auch werden sie von den Armeniern bloß Vigilien genannt. Sie geben zwar zu, daß die Propheten, Christus und die Apostel im eigentlichsten Sinne des Wortes gefastet haben, und daß dies auch Gott am wohlgefälligsten sey; die Vigilien aber seyen eingesetzt worden, weil unsere geistliche Kälte uns zum eigentlichen Fasten unfähig mache. Doch konnten wir nicht erfahren, ob ihnen an irgend einem Tage oder zu irgend einer bestimmten Tageszeit eigentliches Fasten geboten ist; dies scheint nur in ganz besonderen Fällen und in einigen Klöstern statt zu finden.

An den Fasttagen sind den Armeniern sogar Fische und Milchspeisen verboten; auch nehmen sie, wie die Griechen, nicht einmal Schnecken, Schellfische und Fischrogen davon aus. Mit einem Worte, keine animalische Speise wird ihnen erlaubt. Olivenöl, Sesamöl, Wein so wie alle destillirten geistigen Getränke sind ihnen ebenfalls verboten. Jeder Fasttag ist diesen strengen Gesetzen unterworfen. Wollte Jemand fragen, warum ihm eine so schwere Last auferlegt ist, so würde man ihm antworten, daß sogar diese Frage schon sündig sey. Die Väter haben dies Alles auf Gottes Befehl angeordnet, daher ist es eines Jeden Pflicht, zu gehorchen; kann Einer dies nicht thun, so muß er dennoch glauben, daß die Gesetze gut und tadellos sind, und daß es seine eigene Schuld ist, wenn er es nicht einsieht. Die Klügeren und Gebildeteren des Volkes wissen aber sehr gut, daß sie die Sünde eben so wohl wie gewisse Arten von Speisen meiden sollen und daß die Demuth der Seele allein diese Fasten Gott angenehm machen kann. Arbeit wird an diesen Tagen nicht verboten, auch sind zu denselben keine besonderen Gottesdienste festgesetzt. Alle verbotenen Speisen werden, mit Ausnahme des Öls, mit großer Gewissenhaftigkeit gemieden; nur hat leider der Gebrauch der berauschenden Getränke so überhand genommen, daß sie sogar an den Fasttagen genossen werden.

Die Armenier haben eine außerordentlich tiefe Ehrfurcht vor dem ächten Kreuze, an dem ursprünglich unser Heiland starb; sie schreiben ihm die Kraft zu, die Versöhnung zwischen Gott und Menschen zu vermitteln und uns vor allem Übel zu schützen, und glauben, daß es das Zeichen des Menschensohnes seyn wird, welches am Tage des Gerichts am Himmel erscheinen wird, von Osten ausgehend und das ganze Firmament bis nach Westen bedeckend. Viele Nachahmungen dieses Kreuzes werden von Metall oder anderen Materien angefertigt, um in Kirchen oder anderswo gebraucht zu werden. Um diese Kreuze zu weihen, wäscht man sie mit Wasser und Wein, als Symbol des Wassers und Blutes, das aus unseres Heilandes Seite floß; dann wird es mit dem Weine gesalbt zum Zeichen des Geistes, der auf Ihn herabstieg und auf Ihm blieb. Dabei werden passende Stellen aus den Psalmen, den Propheten, den Episteln und Evangelien verlesen; endlich betet der Priester

folgendermaßen: Daß Gott dieses Kreuz mit der Macht des Kreuzes ausrüsten möge, an welches er selbst genagelt ward, so daß es die Kraft habe, Teufel auszutreiben, alle Krankheiten der Menschen zu heilen, und den Zorn Gottes zu besänftigen, welcher wegen unserer Sünden vom Himmel auf uns herabfällt; daß diese Kraft demselben so innewohnen möge wie dem ursprünglichen Kreuze, daß Er es zu Seinem Tempel und Throne und zum Schwerdte Seiner Gewalt machen möge, so daß unsere Anbetung desselben nicht der geschaffenen Materie, sondern Ihm, dem alleinigen, dem unsichtbaren Gotte dargebracht wird. Wenn diese Ceremonie an einem Kreuze vollzogen worden ist, dann darf es gegen Osten aufgestellt werden, als ein Gegenstand der Anbetung und des Gebetes, während es für Götzendienst und einen völligen Bruch des zweiten Gebotes gelten würde, also mit einem ungeweihten Kreuze umzugehen. Denn durch die Consekration wird Christus unzertrennlich mit demselben vereint; es wird sein Thron, sein Sitz, sein Schwerdt im Kampfe gegen Satan, so daß die Anbetung nicht dem Kreuze, sondern Dem dargebracht wird, welcher in und auf demselben ist. Das leibliche Auge sieht das bloße Kreuz; aber das Auge des Geistes erblickt die göttliche Gewalt, die mit demselben vereint ist. Darum, sagt ein ausgezeichneter Armenischer Schriftsteller, wenn du, der du an Gott glaubst, das Kreuz siehest, so wisse und glaube, daß du Christus siehst, der sich über dasselbe neigt; und wenn du vor dem Kreuze betest, glaube, daß du mit Christo redest, und nicht mit der todten Materie. Denn Christus ist es, der die Anbetung empfängt, die du dem Kreuze darbringst; Er ist es, der die Gebete deines Mundes hört, und die Bitten deines Herzens erfüllt, wenn du sie Ihm im Glauben vorträgst.

Außer diesen Nachbildungen des Kreuzes machen sie, wie alle nicht protestantischen Christen, oft das Zeichen des Kreuzes. Folgendes ist ihre Lehre darüber: Sich bekreuzen ist das Zeichen eines Christen, denn so wie jeder Hirt seine Heerde an einem Zeichen erkennt, so erkennt Christus die Schafe seiner Heerde daran, daß sie das Zeichen des Kreuzes machen. Die Apostel führten zuerst diese Ceremonie ein, und es ist die erste Pflicht der Eltern, ihre Kinder darin zu unterrichten, denn wenn letztere es unrichtig machen, so fällt der größere Theil dieser Sünde auf die Eltern zurück. Durch dieses Zeichen suchen sie darzuthun: 1. den Glauben an die Dreieinigkeit, da sie die drei Personen der Gottheit dabei anrufen; 2. den Glauben an das Erlösungswerk Jesu Christi; denn daß sie die Hand von der Stirn zum Magen führen, bedeutet, daß Christus vom Himmel auf die Erde herabgekommen sey, und die Linie mit der Hand von der linken nach der rechten Brust soll zeigen, daß er die Seelen, welche in der Hölle waren, befreite und sie des Himmels würdig machte. — Sie machen das Zeichen des Kreuzes bei jedem Sonnenauf- und Niedergang und bei vielen anderen Gelegenheiten, wenn sie z. B. ein wichtiges Geschäft anfangen, wenn sie Abends zu Bette gehen und Morgens aufstehen, beim Essen, Trinken, Waschen, Anziehen, wenn sie Abends spät ausgehen oder irgend einen gefährlichen Ort betreten. Die Wohlthaten, die sie davon erwarten, sind, daß es ihre Gebete Gott wohlgefällig und ihr Werk leicht macht, daß es sie vor dem Betruge der bösen Geister schützt, und ihnen die Kraft verleiht, gegen die Sünde zu kämpfen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 18. Juli. № 57.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Will man den Namen Naturalismus in diesem Sinne fassen, so ist ja allerdings der Rationalismus davon verschieden; allein es ist auch von Hahn in seiner bekannten Dissertation: De rationalismi, qui dicitur, vera indole, mit reicher Gelehrsamkeit nachgewiesen worden, daß vielmehr im Sprachgebrauch der früheren Zeit unter Naturalismus immer das System verstanden wurde, in welchem „die natürliche Kenntniß Gottes und seines Willens aus dem Lichte der Natur für hinlänglich zur Seligkeit gehalten wird," wie sich z. B. Rambach (1738) ausdrückt. Eben so hat derselbe würdige Theologe a. a. O. gezeigt, daß der Naturalismus in dem angegebenen Sinne auch Rationalismus genannt wurde.*)

Je glücklicher man sich fühlte, den Schatz der einfachen natürlichen Religion aus den heiligen Schriften herausgesichtet zu haben, desto unbedenklicher wurde aller übrige Inhalt derselben der freiesten Beurtheilung preisgegeben, und diese erreichte denn auch schon am Anfange des Jahrhunderts einen Grad der Dreistigkeit, über welchen hinaus zu gehen man kaum für möglich gehalten hätte. Schon 1802 nämlich erschien von Bauer, Professor in Altdorf, eine Mythologie des Alten und Neuen Testaments.

Es drängt sich noch die Frage auf, auf welche Weise in diesen Prozeß der Aufklärung die Kantsche Philosophie eingegriffen habe. Ihr Hauptergebniß bestand darin, daß der Verstand, auf Gott, Freiheit, Unsterblichkeit gerichtet, mit sich selbst in Widerspruch gerathe, daß nur das Moralgesetz eine absolute Gewißheit habe, dieses setze der Mensch autonomisch; eben damit setze er denn auch voraus, daß Gott, Freiheit und Unsterblichkeit eine Realität hätten; so erscheinen diese drei Postulate als drei Hypothesen. Erstaunend unbequem und störend traten diese Lehren in die Masse der aufklärenden Theologen hinein, welche sich im Besitze ihrer natürlichen Theologie so sicher und geborgen gewußt hatten und eben von dieser, wie von einer festen Burg aus, desto gleichgültiger auf die dunkeln Lehren der positiven Religion herabgeblickt hatten. Die Mißstimmung der aufklärenden Parthei gegen diese „vonvornige Philosophie" war allgemein; Mendelssohn, Nikolai, Garve, höchst verdrossen darüber, daß sie nicht mehr auf der Höhe der Zeit stehen sollten, versuchten eine ohnmächtige Polemik, in welche auch Herder, wiewohl aus anderen Ursachen, einstimmte. Nur wenige, aber tüchtige Theologen wählten den neu aufgegangenen Stern mit Entschiedenheit zu ihrem Führer, vornehmlich Tieftrunk (später Professor der Philosophie in Halle), Stäudlin, Ammon, K. L. Nitzsch und K. Ch. R. Flatt. Eine vorzügliche Bedeutung ist Tieftrunk zuzuschreiben, der gleich in seinen ersten Schriften „Einzig möglicher Zweck Jesu" und „Censur des protestantischen Lehrbegriffs" mit der Kühnheit eines Reformators auftrat und in der That einen ausgebildeten philosophischen Rationalismus aufgestellt hat. Er macht seiner Zeit Verheißungen, denen ähnlich, wie sie jetzt von der Philosophie des absoluten Wissens ausgehen: „Eben die Uneinigkeit," sagt er, „und die ihr immer folgende rege Untersuchung sind es, welche die biblische Litteratur zu der jetzigen Höhe gebracht haben, daß, ob sich gleich die Theologie in einem so harten Gedränge befindet, wie fast nie, es doch nur noch Eines Schrittes bedarf, und zwar des letzten unter allen, um allen vorhergehenden Bemühungen die Krone aufzusetzen; um von den langwierigen und labyrinthischen Zwistigkeiten zum graden Tempel des Friedens einzulenken, und so mit festen Tritten zu dem Tempel reiner und unwandelbarer Wahrheiten einzukehren." Das glaubte und hoffte man damals! „Das Einzige also," sagt er ferner, „was jetzt noch zu thun übrig bleibt, ist eine wissenschaftliche Bearbeitung der Religion." —

Vorzüglich fand die von Kant verlangte moralische Inter-

*) Mit dem Namen Rationalismus wurde in der That stets die Richtung bezeichnet, welche die Offenbarung verwirft, und nur in einem Falle ist dieser Name anders angewendet worden. Er wurde nämlich auch auf einige Holländische, vom Cartesianismus influirte Theologen angewendet, welche im Sinne des Hegelianismus die Vernunftmäßigkeit aller geoffenbarten Lehren, auch der Mysterien, behaupteten. Der Merkwürdigkeit wegen ziehen wir aus der recht interessanten Schrift von Röell: Dissertatio de religione rationali, A. 4. Franeker 1700, einen Hauptsatz aus; §. 160.: „Si vero talis sit revelatio, ut ejus divinitas clare et distincte percipi, et evidentissimis signis ab omni sive illusione diabolica, sive imaginatione atque impressione melancholica discerni possit; si res quoque revelata talis, ut quanquam sibi relicta Ratio nunquam suis eam viribus assequi et per se intelligere potuisset, cum eo tamen, quod Ratio de deo, de homine, de vero et falso, bono et malo Dei nomine dictat, conveniat, et in conscientia hominis testimonium inveniat, vel saltem eo usque Rationi se approbet, ut credi sine ullius certae veritatis abnegatione queat; sique adeo fides, amor, obsequium, cultus, non inconsulta persuasione, sed indubitatis nitantur argumentis, quae vel ex Ratione petantur, vel a Ratione dijudicentur et approbentur: nemo dubitat, quin hic se homini manifestandi, hominemque docendi ac ducendi, modus sit Deo homineque dignissimus, et Religio illi superstructa rationalis."

pretation, als deren Repräsentant namentlich Penzenkuffer aufgetreten war, bei den Vertheidigern der grammatisch-historischen Interpretation allgemeine Mißbilligung. Allmählig indessen gingen die Resultate dieser Philosophie in das allgemeine Bewußtseyn über, vornehmlich durch den mißverstandenen Satz, daß der Mensch, da die theoretische Erkenntniß der Objekte ihm verschlossen, auf den Glauben angewiesen sey. Gläubige Christen fanden so in ihm den kräftigsten Vorbereiter des Glaubens, und der gute Jung-Stilling ging in einer gewissen Periode seines Lebens in der Verehrung für diese Philosophie so weit, daß er in seinem „Heimweh" dem einzuweihenden Christen, der in den Ruinen von Theben durch Prüfungen von Krokodilen und Feuers- und Wassersgefahr hindurchgedrungen ist und sich bewährt hat, im innersten Heiligthume als höchstes Ordensgeheimniß — die Kantsche Kritik der reinen Vernunft mittheilen läßt! Aber auch rationalistische Theologen, welche den Wolfschen Dogmatismus der Popularphilosophie zum Opfer gebracht hatten, ließen sich jenen mißverstandenen Satz wohl gefallen, nur daß sie eben bei dem Glauben sich auf die Trias der natürlichen Theologie zu beschränken für gut fanden: Gott, Freiheit, Unsterblichkeit. Und auch jenes Principat, welches der Königsberger Moses der praktischen Vernunft und der Moral gegeben hatte, ließen sich diejenigen wohl gefallen, die schon vorher die Rechtschaffenheit für den Kardinalpunkt des Christenthums erklärt hatten. Überhaupt hat diese Philosophie im Ganzen eine gewisse verständige Trockenheit und Gemüthlosigkeit, welche der aufklärenden Parthei zusagen mußte — welche mattherzige, blaßfarbige Ausdrücke, welche spießbürgerliche, genügsame Ansichten, wenn von den innigsten Interessen des Menschen die Rede ist,*) nicht anders wie wenn die Aufklärer von ihrer klapperdürren „Rechtschaffenheit," oder von der „Brauchbarkeit der christlichen Religion," oder von der „allezeit vergnügten Gemüthsverfassung," als dem Ziele des menschlichen Daseyns sprechen; nur Ein Gegenstand ist, bei dem sich Kant's Sprache hebt, dann aber auch wirklich im Innersten ergreift, so oft er von der „Majestät des Sittengesetzes" und von dem, von jedwedem außer ihm selbst liegenden Motive unabhängigem Gehorsam, der ihm zu leisten sey, redet. War doch auch die niedrige Stellung, welche das Gefühl in dieser Philosophie erhielt, daß es an sich bloß sinnlich seyn sollte, ohne Vernunftinhalt, daß, nach Krug's weiterer Ausführung, es nur eine dunkle Vorstellung seyn sollte, die, mit jedem Schritte weiter in die Aufklärung hinein, sich in ihre dunkle Schattenwelt zurückzieht, den kühl räsonnirenden Stimmführern der Zeit, welche von keiner Philosophie wußten, die Fleisch und Blut im Menschen wird, ganz willkommen.

Wäre Kant wahrhaft von dem Rationalismus verstanden worden, so hätte derselbe auch gar nicht vermeiden können, mit Fichte und Schelling die fernere Bewegung der Philosophie mitzumachen, welches indeß allein von dem scharfsinnigen J. E. Chr. Schmidt geschehen ist, der wenigstens bis Fichte mitging, so hätte jener Rationalismus von Kant und von Tieftrunk lernen müssen, den ideellen Gehalt der positiven Dogmen aufzusuchen — denn hierin hat Kant's Buch: „Religion innerhalb der Gränzen der Vernunft" und Tieftrunk's: „Recension des protestantischen Lehrbegriffs" und „Religion der Mündigen" vom Standpunkte der Zeit aus in der That Beachtungswerthes geleistet. Weil es aber diesen gewöhnlichen Rationalisten zu unbegreiflich vorkam, wie ein Kant in der Lehre von der Erbsünde und Versöhnung philosophische Ideen finden konnte, so gingen sie in ihrer Gedankenlosigkeit so weit, auf das Datum der Herausgabe jenes Kantschen Werkes hinzuweisen, daß es nämlich unter dem Wöllnerschen Ministerium erschienen war! Nun ließe sich freilich wohl ein Theologe in Deutschland nachweisen, dessen Dogmatik nach dem respektiven Ministerienwechsel in Perioden gebracht werden könnte, aber Kant so etwas Schuld zu geben, ist doch der deutlichste Beweis, daß man weder von dem Charakter dieses Philosophen, noch von seinem Systeme das Mindeste verstanden hat. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Wenn er z. B. die Freundschaften in die ästhetische, pragmatische und moralische eintheilt, und die pragmatische als diejenige erklärt, die sich mit den Zwecken anderer Menschen, ob zwar aus Liebe, beläftigt und ein Ideal des Wunsches sey, die moralische als das völlige Vertrauen zweier Personen in wechselseitiger Eröffnung ihrer geheimen Urtheile und Empfindungen, so weit sie mit beiderseitiger Achtung gegen einander bestehen kann, diese existire hin und wieder. Oder wenn er die Ehe — fürchterlich zu sagen — also definirt: „Die Verbindung zweier Personen verschiedenen Geschlechts zum lebenswierigen, wechselseitigen Besitz ihrer Geschlechtseigenschaften." !! —

Nachrichten.

(Waadtland. Aus einem Schreiben an den Herausgeber.)

Der Kanton Waadt fängt an, sich mit dem Ordnen seines Kirchenwesens zu beschäftigen. Der Staatsrath hat eine Versammlung von Geistlichen, als Abgeordneten der verschiedenen Klassen, einberufen, um in dem Sitzungssaal des großen Raths über die Grundlagen der Kirchenverfassung öffentlich zu berathschlagen. Diese Berathungen haben drei Wochen gedauert und stets eine zahlreiche Menge von Zuhörern herbeigezogen, welche alle Plätze jenes großen Saals besetzt hielten. Die Verhandlungen boten viel Merkwürdiges dar. Die Versammlung erkannte einhellig, mit Ausnahme einer Stimme, als Grundlage der Kirche die Nothwendigkeit an, ihren Glauben zu bekennen und demgemäß der Helvetischen Confession treu zu bleiben. Der einzige Prediger, der mit großer Beharrlichkeit dem Glaubensbekenntniß sich widersetzte, erklärte, sein Glaube und seine Lehre seyen jenen Symbolen gemäß, und aus ganz anderen Beweggründen bestreite er die Verpflichtung der Geistlichen, sich an das Glaubensbekenntniß zu halten. Eine andere der wichtigen Fragen, mit denen die Versammlung sich beschäftigte, war die wegen Zulassung von Laien in die Kirchenbehörden; gegen die Zulassung erklärte sich eine Stimmenmehrheit von sechs Stimmen. Für dieselbe sprachen die Herren Burnier, Vinet, Grenier, Chapuis ꝛc, und gegen dieselbe die Herren Bauty, Golliez, Gauthey, Dufournet u. A. Übrigens waren Alle in Bezug auf die Aufrechterhaltung des Glaubensbekenntnisses mit einander einverstanden gewesen. Da die Ma-

jerität nicht beträchtlich war, so ist es wahrscheinlich, daß der gesetzgebende Körper die Zulassung der Laien gestatten wird.

Zugleich wird der Kanton Waadt die Organisation seiner hohen Schule vollenden. Es ist eine vollständige Erneuerung der Akademie gesetzlich festgestellt, und sämmtliche Lehrstühle der theologischen, juristischen und schönwissenschaftlichen (philosophischen) Fakultät — eine medicinische Fakultät gibt es nicht — sind für erledigt erklärt worden. Die Gelehrten, Ausländer wie Eingeborene, die sich darum bewerben wollen, haben sich an den Präsidenten des Unterrichtsraths in Lausanne zu wenden. Die vier zu besetzenden Lehrstühle der Theologie sind die der 1. systematischen, 2. geschichtlichen, 3. exegetischen und 4. praktischen Theologie. Die jetzigen Professoren der beiden letzteren werden ohne Zweifel einen Ruf erhalten; wogegen für die beiden ersteren noch keine anerkannte Lehrer vorhanden sind und sie daher wahrscheinlich zum Gegenstande der Bewerbung werden gemacht werden.

Ein Umstand, der erwähnt zu werden verdient, ist, daß der Staatsrath mehrere Eingeborene und Fremde beauftragt hat, sich als Sachverständige mit der Organisation der neuen Akademie zu beschäftigen. Dies ist ein liberaleres Verfahren, als man an vielen Orten zu sehen gewohnt ist. Unter den vom Staatsrath berufenen Sachverständigen, die dem Kanton Waadt nicht angehören, befinden sich die Herren v. Sismondi, v. Rougemont, St. Beuve, de Candolle, Merle d'Aubigné in Genf und Landamman Tillier von Bern.

(Holland. Aus einem Schreiben an den Herausgeber.)

In dem geistigen Zustande meines Vaterlandes herrscht keineswegs, wie ich Ihnen versichern kann, ein Stillstand, sondern im Gegentheil ein Fortgang; auf der einen Seite ein immer stärkeres Hervortreten des Geistes der Ungerechtigkeit und des Unglaubens, aber auf der anderen Seite auch zunehmende Helle, Scheidung des Lichts und der Finsterniß. Ein Werk, welches hier in der That Epoche gemacht hat, ist eine, von dem Teylerschen Verein vor anderthalb Jahren gekrönte Schrift des Predigers van der Willigen in Thiel: „Über das Wesen des Christenthums oder das, was, zum Unterschiede vom Örtlichen und Zeitlichen, für alle Zeiten bleibend und für alle Völker gültig ist.“ Diese Schrift, in der alle Hauptwahrheiten des Christenthums geläugnet oder auf Schrauben gestellt werden, ist für die Niederlande ungefähr dasselbe, was für Deutschland das Straußsche Werk. Sie hat Einige mit fortgerissen, die in ihrer Neologie nun noch weiter gehen als früher; jedoch hat sie auch sehr Vielen die Augen geöffnet und sie erkennen lassen, zu welcher Höhe der Unglaube sich zu versteigen schon begonnen hat, und wie der Gräuel der Verwüstung schon in das Heiligthum selbst gekommen ist. Sogar das Journal de la Haye hat sich mißbilligend darüber ausgesprochen, und der König hat den Verfasser der Schrift, der früher Präsident der Provinzial-Kirchenbehörde von Geldern war, bei einer Gelegenheit, wo es sich um seine Beförderung handelte, übergangen. Die Nederlandsche Stemmen sind mit schonungsloser Strenge gegen das Werk aufgetreten, und ihre Recension hat großes Aufsehen und große Bewegung hervorgebracht und dazu beigetragen, Vielen die Augen über die Sache zu öffnen. Gegenwärtig, wo von der genannten Schrift eine zweite Ausgabe in kleinerem Format erschienen ist, sind zwei tüchtige Theologen, die Herren Dr. le Roy und Engel, die Ihnen aus meinen früheren Mittheilungen einigermaßen bekannt seyn werden, mit einer Widerlegung derselben beschäftigt. — Ungefähr zu der nämlichen Zeit oder etwas später, als die van der Willigensche Schrift, ist eine andere, von dem Verein zur Vertheidigung der christlichen Religion gekrönt, erschienen, die in einem ganz anderen Geiste

abgefaßt und worin die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung auf eine sehr bündige und gründliche Weise entwickelt und vertheidigt worden ist. Der Verfasser ist Herr Dr. Vincke, seit einiger Zeit Professor der Theologie zu Utrecht. Auch von dem vor einem halben Jahre zum Professor der Orientalischen Sprachen in Leyden ernannten Dr. Rutgers erwartet man viel Gutes für die Sache der Gottseligkeit und Wahrheit. Ein anderer Lichtpunkt in unserem kirchlichen Zustande ist der bessere Geist, der in der Waalschen Kirche unseres Vaterlandes hervorzutreten anfängt. Besonders auf sie ist das Glaubensleben, welches in unseren Tagen in den Kirchen Frankreichs und der Schweiz sich offenbart, von Einfluß; und die Sprachgemeinschaft ist Ursache, daß man davon weit mehr Kenntniß nimmt, als in der Niederdeutschen Kirche geschieht. An vielen Orten beginnt die rechtgläubige rein christliche Kirchenlehre wieder zu Ehren zu kommen, und das Elend des Menschen in seinem natürlichen Zustande und die Nothwendigkeit des wahrhaftigen und lebendigen Glaubens an Christum wieder gepredigt zu werden. Es ist eine Bewegung zum Guten da, und möge nur unser Auge geöffnet werden, um sie wahrzunehmen, und so auch das Kleine in dieser Hinsicht nicht geringschätzig anzusehen.

Was die Kirchentrennung betrifft, so geht es damit nicht vorwärts, und Sie dürfen den Angaben christlicher Blätter in Frankreich und anderen liberalen Ländern (z. B. der Archives du Christianisme etc.), die sich vom Eifer für gottesdienstliche Freiheit und was sonst dahin gehört, fortreißen lassen, in dieser Beziehung nicht unbedingt trauen, da diese Berichte meistentheils aus der Zeitschrift der Separirten (aus der Reformatie) entlehnt sind. Es herrscht an vielen Orten viel Beschränktheit, Einseitigkeit und Uneinigkeit unter diesen kleinen Gemeinden, und die Vorstellung unter den Besseren von ihnen, daß alle diese Verirrungen und Verkehrtheiten wohl durch Kirchenbann und Kirchenzucht beseitigt werden könnten, ist wahrlich sehr übertrieben. Die Verfolgungen, die gegenwärtig noch gegen sie statt finden, haben nicht viel mehr zu bedeuten, da sie die öffentliche Meinung nicht für sich haben (obgleich sich dieselbe auch nicht stark gegen die Verfolgungen ausspricht, was aber der Anhänglichkeie des Volkes an das Haus Oranien beizumessen ist). Übrigens sind im verflossenen Jahr einige sehr gute Predigten und andere sehr nützliche Schriften, die im Ganzen alles Lob verdienen, von einigen Predigern der Separirten herausgegeben worden. Jedoch ihre Erwartung, daß das ganze Volk des Herrn in den Niederlanden sich ihnen anschließen werde, ist keineswegs in Erfüllung gegangen; im Gegentheil, je mehr Leben in dem Körper der nicht separirten Kirche sich offenbart, um so mehr muß die separirte Gemeinde abnehmen und zusammenschrumpfen.

Eine neue Erscheinung in unserer theologischen Welt ist eine, gewöhnlich viermal des Jahrs herauskommende Zeitschrift, die von den Professoren der theologischen Fakultät der Universität Gröningen redigirt wird. Diese Zeitschrift, die ihrem Inhalte nach sehr viel Übereinstimmendes mit dem Geiste und der Richtung der Schleiermacherschen Schule in Deutschland hat, zeigt viele Eigenthümlichkeit und Gründlichkeit, und es kann seyn, daß sich aus dieser Schule, wie aus der Schleiermacherschen, eine zum Besseren vorschreitende Richtung entwickelt; jedoch zur Zeit hat die Zeitschrift, Wahrheit in Liebe betitelt, noch eine der rechtgläubigen Kirchenlehre in jeder Hinsicht entgegengesetzte Richtung. Prof. de Groot, von dessen Schrift über die Bekenntnisse ich Ihnen früher einige Nachricht gab, steht an der Spitze der Unternehmung. Es würde sich in der That der Mühe lohnen, wenn Sie sich damit näher bekannt machten, da es eine vielbedeutende Erscheinung in unserer theologischen Litteratur ist, obwohl andererseits auch eine beklagenswerthe, wie man sie nennen kann, so lange die

großen und theuren Wahrheiten, die dem Christen in der Taufe und dem Abendmahl des Herrn dargelegt werden (die Dreieinigkeit und die Versöhnung), nicht fest und entschieden bekannt werden.

(Ostfriesland.)*) Das im sechsten Hefte der Ev. K. Z. vom December 1837 Nr. 101 u. 102. aufgenommene Schreiben eines Ungenannten über den traurigen Zustand und den tiefen Verfall der Reformirten Kirche in Ostfriesland, besonders mit Bezug auf Emden, las ich, wie alle redlich denkende Glaubensbrüder, die mit mir vom Gegentheil überzeugt sind, mit großem Unwillen, und finde ich mich deshalb gedrungen, folgende Mittheilungen der Redaktion jener theologischen Zeitschrift zur gefälligen Aufnahme zuzusenden, um dadurch die etwaigen schiefen Ansichten, welche ein mit unserem kirchlichen Zustande unbekanntes Publikum aus jenem Aufsatze entnehmen möchte, zu berichtigen. Seit der gesegneten und heilvollen Reformation, welche in Ostfriesland besonders in Emden in den Jahren 1519 und 20 vorzüglich durch Aportanus ihren Anfang nahm, zu gleicher Zeit als Zwingli in der Schweiz und Luther in Deutschland auftrat, ist wohl kein protestantisches Land anzuweisen, in welchem sich die Bekenner des christlichen Glaubens mehr an den Inhalt des göttlichen Wortes in aller Einfachheit gehalten und sich unter einander weniger entzweit haben, als eben hier. Zwar behaupteten an den verschiedenen Orten durch überwiegende Mehrzahl entweder die Reformirten oder die Lutheraner ihren Vorzug im Äußeren, dennoch befreundeten sich die einzelnen Mitglieder beider Confessionen und ihre Prediger durch einen ächt christlichen Glauben im Innern und die christliche Brunderliebe zeigte sich durch Einigkeit des Geistes, wo das Wort des Kreuzes ernstlich verkündigt ward.

In Emden waren bis zum Jahre 1775 nur drei, und zwar Reformirte Kirchen, nämlich die Große-Kirche, ein altes ehrwürdiges Gebäude, die Gasthaus-Kirche, früher eine Franziskaner-Klosterkirche**) und die Neue-Kirche, welche im Jahre 1646 durch freiwillige Beiträge der Gemeinde erbaut wurde. Den hier im sechzehnten Jahrhunderte freundschaftlich aufgenommenen reformirten Flüchtlingen aus England und Frankreich wurde es gestattet, ihren öffentlichen Gottesdienst in ihrer Muttersprache in einem besonderen Lokale wahrzunehmen; doch vereinigten Erstere sich bald mit der Holländisch-Reformirten Gemeinde; Letztere aber, die aus Frankreich Geflüchteten, blieben bis heute selbstständig, haben ihre eigene Kirche und zählen ihren neunzehnten Prediger.

Wenn gleich die äußere kirchliche Verfassung in dem benachbarten Königreiche Holland ganz anders als die hiesige ist, so zog es dennoch die Mutterkirche*) vor, in der genauesten Verbindung mit Holland zu stehen und die Holländische Sprache als ihre Kanzelsprache zu betrachten.

Hiedurch wurden die angehenden Theologen bisher veranlaßt, auf Holländischen Universitäten zu studiren, und dieses hatte wiederum zur Folge, daß beide Kirchen in einem Geiste vereinigt blieben. Es kann zwar nicht geläugnet werden, daß von Alters her in den meisten Gemeinden, besonders aber in Emden unter den Predigern und Gemeindegliedern, verschiedene Ansichten hinsichtlich des reformirten Lehrbegriffs statt fanden, und eine Mehrzahl der strengen Calvinistischen Orthodoxie sich hinneigte und dieselbe gemäß der Holländischen sogenannten Formulieren van Eenigheid, der Confessio Belgica und besonders der Beschlüsse der Canones Dordraceni, eifrig vertheidigte; wohingegen Andere einfach sich an die Bibel und den Ostfriesischen Katechismus hielten;**) demungeachtet gestaltete sich die Ostfriesische Kirche schon im Jahre 1576 als rein biblisch, indem sämmtliche Prediger als Mitglieder des Cötus, einen Entwurf, „die Ordnung und Lehre der Ostfriesischen Kirche betreffend," unterzeichneten, worin es, Inhalts der noch vorhandenen Akten des Cötus, hinsichtlich der Lehre also heißt: Maximo labore semper incubuit Coetus in hoc, ut dissidiis, contentionibus et rixis repressis, consensus doctrinae inter Pastores esset, eaque incorrupte, pure et sincere doceretur, ut est in libris Propheticis et Apostolicis comprehensa et explicata.

(Schluß folgt.)

---

*) Der Herausgeber überläßt es den Lesern zu beurtheilen, inwiefern diese Mittheilung ihrem Zwecke gemäß zur Widerlegung der früheren, und inwiefern sie vielleicht derselben wider den Willen des Herrn Verf. zur Bestätigung dient. Er hat absichtlich die höchst leidenschaftlichen Ausdrücke des Herrn Verf., eines Geistlichen, ganz unverändert beibehalten. Sie gehören mit zur Sache. Sehr lieb würde es uns seyn, wenn noch andere Stimmen aus Ostfriesland sich in diesen Blättern über denselben Gegenstand vernehmen ließen.

Anmerk. der Red.

**) Das hiesige Gasthaus war ehedem ein Franziskanerkloster, welches anfänglich von den Gaudenten und nachher von den Observanten bewohnt wurde. Von diesen Mönchen waren zuletzt noch sieben übrig geblieben, welche im Jahre 1595 das ganze Kloster der damals hier regierenden Gräfin Anna übergaben, und dafür jeder ein ansehnliches Geschenk bekamen. Auf Anordnung der Gräfin wurde das weitläufige Gebäude des Klosters sogleich in ein Gasthaus verändert und die Kirche zur Wahrnehmung des Gottesdienstes für die Reformirten eingerichtet. Bis heute hat sie sich als solche behauptet und werden auch in ihr die Probepredigten der Candidaten abgehalten, welche durch den Cötus examinirt sind. Der Cötus, ohne Zweifel das erste und älteste von allen protestantischen, rein geistlichen Collegien, im Jahre 1544 auf Befehl der Gräfin Anna von dem großen Johannes a Lasco errichtet und aus allen reformirten Predigern Ostfrieslands bestehend, versammelt sich noch jetzt in einer großen Stube in diesem Gasthause, der Cötus-Saal genannt.

*) Mutterkirche nannte sich von Alters her die reformirte Gemeinde in Emden, weil sie ein Zufluchtsort der Flüchtlinge während des sechzehnten Jahrhunderts war; weil sie die reine Lehre des Evangeliums in aller Einfachheit bewahrte und sich als eine getreue Mutter für die benachbarte Kirche der Niederlande bewährte. Daher die schöne Holländische poetische Aufschrift der Gedächtnißmünze des Vierziger-Collegiums dieser Stadt vom Jahre 1689, welche im Jahre 1820 von dem sel. Herrn Hofman, dem damaligen Rektor an der Lateinischen Schule hieselbst, beinahe wörtlich in Deutschen Versen folgendermaßen übersetzt ist:

„Emdens Wieg auf Frieslands Saum
Sah man an dem Strome kaum
Doch der Gottheit Gnadenblick
Strahlt sie an; — an Macht und Glück
Steigt sie mächtig nun empor
Eilt beneidet Städten vor!
Sie, als gute Mutter, schloß
Die Verfolgten in den Schoß:
Holland sucht in seiner Noth
Zuflucht vor dem Martertod,
Bei dir Emden, bei dir fand
Schutz der Brabantiner Land,
Himmlisch Licht, das vor dir sprang,
Brachte Rom den Untergang.
Schlüssel einst für Niederland
Schloß vom Deutschen Vaterland!
Zuflucht findst du selbst in Noth,
Bleibst du treu dem großen Gott."

**) Der Ostfriesische Katechismus wurde im Jahre 1544 von den sämmtlichen Predigern zu Emden verfaßt und von dem Cötus zum Gebrauch für alle reformirten Prediger dieses Landes bestimmt. Der Heidelberger hat ihn aber nach und nach zu verdrängen gewußt, so daß er sich jetzt nur auf Emden und auf einige Dörfer, nahe bei der Stadt, die Herrlichkeiten genannt, beschränkt, und daselbst des Sonntags zum Grund der Nachmittagspredigt gelegt wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 21. Juli. № 58.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Auseinandersetzung der Umgestaltung, welche Exegese und Dogmatik erfahren hatte, wollen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Gestaltung der praktischen Theologie werfen. Dieser wurde in dem Zeitraume, über welchen wir gesprochen haben, eine Aufmerksamkeit zugewendet, wie noch in keinem einzigen anderen: Abhandlungen über den Volksunterricht — dies war der Name, den man dem Amte des Geistlichen beilegte —, Lehrbücher der Homiletik, Werke über Geschichte des Predigtwesens drängten einander. Im graden Gegentheile hiemit ist unsere Zeit an Werken dieser Art arm; ganz natürlich, denn damals meinte man, mit der Theologie fertig zu seyn, und jetzt will sie sich erst wieder bauen. Die Beschäftigung mit der wissenschaftlichen Theologie gewährte nur noch ein historisches Interesse, desto größer mußte also der Eifer für die praktische Theologie werden, und es war ganz consequent, wenn Bahrdt in seinem Sendschreiben an den Minister Zedliz darüber klagte, daß man so dem historischen Interesse solchen Aufwand von Zeit widme, welche die angehenden Theologen viel besser hätten dazu benutzen können, auch noch in der Medicin, Ökonomie, Vieharzneikunde u. s. w. einige Fortschritte zu machen. Die Aufklärung des sogenannten Volksunterrichts von materieller Seite hatte zunächst den Ballast der positiven und wie man meinte unvernünftigen Glaubensartikel bei Seite zu schaffen, damit die großen, einfachen Wahrheiten der natürlichen Religion ihren ungetrübten Einfluß auf die Gemüther ausüben könnten. Auch diese natürliche Religion concentrirte sich bald unter Mitwirkung der Kantschen Philosophie auf die Moral, und so entstanden jene fast ausschließlich moralischen Predigten, worin als Meister von ihrer Zeit bewundert worden Spalding, Teller, Zollikofer; und wo diese Vorträge, wie bei Spalding und Zollikofer, der Ausfluß eines von Frömmigkeit lebendig bewegten Herzens waren, haben sie auch ergriffen. Überhaupt dürfte die Bemerkung zu machen seyn, daß wir zuweilen mit Unrecht geneigt sind, das Quantum der subjektiven Frömmigkeit der Männer jener Zeit unbedingt nach dem Quantum ihrer Dogmen abzumessen. Es wird ja aber nicht geläugnet werden können, daß die einfachste Wahrheit der natürlichen Religion, wenn sie nur im kräftigen Glauben festgehalten wird, einen mächtigen Einfluß auf das Leben auszuüben geeignet ist, und so verhielt es sich damals mit Manchen, die wir in die Klasse der Aufklärer setzen. So schreibt z. B. ein Anhänger von Kant, der berühmte und talentvolle Professor Kraus, der ungeachtet mancher originellen einzelnen Ansichten doch im Allgemeinen auf dem religiösen Standpunkte seiner Zeit zu stehen scheint, mit allem Ausdrucke der Wahrheit in einem vertrauten Briefe an seinen Freund: „Nach meinen Begriffen ist Aufrichtigkeit und Lauterkeit die Grundlage und unerläßliche Bedingung aller Religion, deren Wesen in dem lebendigen und geläufigen Gedanken besteht, daß meine Seele jeden Augenblick durch und durch geschaut wird von ihm, von dem ich alle meine Kraft zu denken, zu empfinden und zu handeln habe." Werden die Philosophen, die sich jetzt einer inhaltsvolleren Philosophie erfreuen, während sie die Erhaltung dieser Gesinnung zur Hauptaufgabe ihres Lebens machen, während alle Christen jenes Reichthums der Glaubenslehren sich dankbar bewußt sind, sagen können, daß das Streben jenes Philosophen in ihrem eigenen Leben in voller Kraft vorhanden sey?

Die moralischen Predigten erschienen als wahrhaft volksmäßig, und desto mehr, je mehr sie sich auf individuelle Verhältnisse bezogen, wie z. B. bei Herrn Teller. Allein am Ende schien es, als ob auch nicht einmal der Vortrag der Moral dem Berufe eines Volkslehrers genug thäte, man verlangte eine vielseitigere Wirksamkeit desselben, und so traten die Predigten über Landwirthschaft auf von Schlez und Hahnzog, über die Kuhpocken von Merkel, über die Schädlichkeit des Kaffee von Salzmann, über einige Landesgesetze von Krause u. s. w. So endigte die Beseitigung der theologischen Wissenschaft am Ende auch mit der Beseitigung der Religion selbst. Mit der Depotenzirung des Inhalts der Predigten ging die der Form Hand in Hand. „Durch den Kopf zum Herzen oder auch nur wiederum zum Kopf!" war der Wahlspruch. Die Forderung der Beredsamkeit wurde ausdrücklich aufgegeben, weil sie sich mit der Belehrung nicht vertrage; gegen die Bibelsprache wurde polemisirt, weil sie voll unverständlicher Hebraismen sey. Der Hebraismus Gottes Gnade sollte verdeutscht werden Beifall, Glaube = Religion, erleuchten = aufklären, Wiedergeburt = Besserung, Heiligung = Ausbesserung u. s. w. — Die Nachwirkung dieser traurigen Periode ließ sich glücklicherweise durch die Predigten nicht fixiren, leider aber wurde sie stereotypirt durch die Liturgien und Gesangbücher. War je ein theologisches Zeitalter unberufen, den liturgischen Theil des Gottesdienstes zu reformiren, so war es dieses; dennoch wurde aller Orten schleunig an's Werk geschritten, gleich als hätte man

gewußt, man habe keine Zeit zu verlieren und uneingedenk dessen, was der Dichter sagt:

Fools rush in, where angels fear to tread.

Es ist geschehen und noch seufzt die gegenwärtige Zeit unter dem unendlichen Schaden. Die kürzlich erschienene Kritik der Gesangbücher der Provinz Sachsen von Stier gibt einen neuen, gründlich ausgearbeiteten und überzeugenden Beweis von der furchtbaren Entwürdigung, welche die Kirche durch jene aufklärerischen Reformen des Kultus erlitten hat. Mit Dankbarkeit gegen Gott ist es anzuerkennen, daß es den Gemeinden gelang, wenigstens ein Kleinod aus dem allgemeinen Schiffbruche zu retten — die Lutherische Bibelübersetzung, denn auch nach dieser hatte der Zeitgeist seine Hand ausgestreckt, um sie den Gemeinden zu entreißen und ihnen statt dessen das Produkt seiner eigenen Weisheit darzubieten.

Es ist uns nun noch übrig, auf die extensive Verbreitung der neuen Lehre einen Blick zu werfen.

(Fortsetzung folgt später.)

Herr Dr. Dav. Schulz in Breslau und die Denuncianten.

Es ist in neueren wie in älteren Zeiten viel von Delationen und Denunciationen, als einer schlechten Sache, die Rede gewesen, während sie oft auch für Sache der Pflicht erklärt worden sind, wenn der Beruf oder die Gefährlichkeit des anzuzeigenden Beginnens und Treibens gewisser Menschen dazu aufforderten. Immer aber hat man unter Denunciation eine bei einer Behörde meist insgeheim gemachte Anzeige begangener Verbrechen oder gefährlicher Unternehmungen verstanden. Herr Dr. Dav. Schulz hat nun aber in einer kürzlich in der Leipziger Zeitung erschienenen Anzeige unerwarteter Weise eine Recension seiner neuesten Schriften für eine Denunciation erklärt, und so die Zahl der Denuncianten außerordentlich vermehrt, weil nach dieser Begriffsveränderung alle Darlegungen der wissenschaftlichen Gebrechen, Verirrungen und Vergehen vor dem Forum des gebildeten Publikums, folglich alle Recensionen, wenn sie nicht panegyrisch sind, in die Kategorie der Denunciationen treten. Die fragliche Recension der Schriften des Herrn Dr. Schulz im Maiheste dieser Zeitung enthält aber eine treue Darlegung der eigenen Erklärungen des Verfassers, seiner Angriffe auf die öffentlich anerkannte Lehre der Kirche und die Bekenner derselben, und versucht theils die Grundlosigkeit, theils die Bedenklichkeit und Schädlichkeit seiner Behauptungen zu zeigen. Da nun Herr Dr. Schulz seine Schriften selbst dem Publiko vorgelegt hat, wie die Recension derselben dem Publiko vorgelegt worden ist, so erscheint der Verf. als Selbstdenunciant, und alle Verfasser tadelswürdiger Schriften sind solche Denuncianten nach dem bekannten *si lucrasses* —. Was aber das Wichtigste ist, wie viele und welche leidenschaftliche Denunciationen gegen die anerkannt tüchtigsten

und achtbarsten Männer sind bereits von Herrn Dr. Schulz in seinen öffentlichen Beurtheilungen bei dem urtheilenden und richtenden Publiko eingereicht worden! Wir erinnern nur an die jüngsten, animosen, auf Vernichtung aller Ehre ausgehenden Angriffe auf Herrn Dr. Tholuck. Wundern darf er sich daher wohl nicht, wenn ein Freund der Wahrheit nicht in seinem Tone, aber nach den Forderungen der strengsten Gerechtigkeit ihn einmal an sein Selbstwerk und dessen ungemeine Gebrechen erinnert. Begreiflich ist es uns aber, daß eine solche Beurtheilung ihm als Denunciation erschienen ist, da ihm nach seiner Anzeige in der Leipziger Zeitung seine Irrthümer und theologischen Vergehen bisher etwas ganz Verborgenes geblieben und in dem Grade Geheimniß sind, daß er schon im Voraus, noch ehe ihm und dem Publiko in der Fortsetzung die Denunciation der übrigen Fehler und wissenschaftlichen Verirrungen zugegangen ist, sich anheischig macht, sie in ihrer ganzen Nichtigkeit und Verwerflichkeit darzustellen. S. A.

Zur Lehre von der Idee des Sonntages.

In Tholuck's Litt. Anzeiger Nr. 32. des laufenden Jahrgangs wird die Schrift von Liebetrut: „Der Tag des Herrn und seine Feier" mit vieler Anerkennung beurtheilt; doch unter einigen Ausstellungen macht der Referent auch diese, der Verf. habe die Idee des Sonntags selbst nicht ganz richtig aufgefaßt und entwickelt. Bei dieser Gelegenheit sagt der Ref. über den Sonntag zur Berichtigung Folgendes: „Es ist der Tag der gemeinsamen Feier, in welchem nach einem natürlichen und unabweislichen Bedürfnisse das Bewußtseyn der christlichen Gemeinde als einer geistig verbundenen Gemeinschaft sich concentrirt, und seinen äußeren Ausdruck findet. Dieses aus dem Glauben an den auferstandenen, und durch die Mittheilung des Geistes in seiner Kirche immerdar gegenwärtigen Erlöser hervorgehende Gemeinschaftsgefühl muß gegen alle einseitigen Auffassungen der Idee des christlichen Sonntags, welche erst dadurch ihren wahren Werth und ihre rechte Bedeutung, mit einem Worte, ihre volle Wahrheit erhalten, auf's Allerstärkste hervorgehoben werden." — Diese trefflichen Worte sind allerdings ganz geeignet, zu beweisen, daß der Feiertag nothwendig sey, und daß der christliche Feiertag nothwendig der Sonntag sey; indem sie die drei Momente in Eins verketten: Feier der Auferstehung Christi — Feier seiner Gegenwart in der Gemeinde, durch den heiligen Geist, und Feier der Gemeinschaft der Christen mit ihm und untereinander durch diese Gegenwart seines Geistes. Wir glauben jedoch nicht, daß der Ref. mit diesen Worten die innerste und allgemeinste Idee des Feiertags im Reiche Gottes überhaupt entwickelt hat, und müssen namentlich das in Anspruch nehmen, was er gegen Liebetrut's Bemühungen, die Idee des Feiertags durch die Vergleichung des Sonntages mit dem Sabbath zu ermitteln, geäußert. Der Ref. sagt nämlich:

„Wenn er (Liebetrut in der angeführten Schrift) nicht in die Meinung, als sey eine Betrachtung des christlichen Sonntags, abgesehen von seinem Zusammenhange mit dem jüdischen Sabbath eine einseitige, ungenügende und unwirksame, gleichsam festgebannt wäre, so würden wir auch ohne Zweifel eine durch ihre Einfachheit ansprechendere, und dabei doch gründliche Entwickelung der Idee des christlichen Sonntags von ihm erhalten haben, aber jene Meinung hat einen sehr nachtheiligen Einfluß ausgeübt. Indem er nachzuweisen versucht, daß die Idee des jüdischen Sabbath wesentlich dieselbe sey mit der des christlichen Sonntags, verliert er das eigenthümlich Christliche fast ganz aus den Augen u. s. w." — Die leitende Idee des Tages des Herrn ist nach dem Verf. diese: „Das Leben überhaupt in seinem naturgemäßen Wechsel der Wirksamkeit und Ruhe zu ordnen und fortzubilden." — Der Ref. sagt dagegen: „Auch wenn wir die Ruhe im Sinne des Verf. auffassen, nach welchem sie nichts anders seyn soll, als „„die Wirksamkeit nach innen, die innerlich ruhende, zu Gott erhobene,"" finden wir doch in jener Formel die wesentliche Idee des Sonntags nicht ausgesprochen."

Zu dieser Verhandlung erlaube man folgende kurze Bemerkungen. Wenn auch die Charakterisirung des Herrntages oder des Feiertages, wie er sich als der innere gemeinsame Kern im jüdischen Sabbath und im christlichen Sonntage findet, dem genannten Herrn Verf. nicht ganz gelungen seyn möchte, so hat doch der Ref. über seine Schrift in Tholuck's Anzeiger, so bündig seine Kritik auch in vieler Beziehung gewesen ist, zu rasch wohl die Folgerung gemacht, die Entwickelung der Idee des Sonntags werde verhindert, wenn man denselben mit dem Sabbath gemeinschaftlich betrachten wolle. Darin scheint uns vielmehr Liebetrut ganz im Rechte zu seyn; um so mehr, da auch der Ref. wohl die Begründung der Nothwendigkeit des Sonntags, nicht aber seine eigentliche Idee gegeben hat.

Die Alttestamentliche Sabbathordnung war gegründet auf das lebendige Verhältniß Gottes zur Welt, insbesondere auf den Unterschied zwischen der Gottesarbeit in den sechs Tagewerken, und zwischen der Gottesfeier in der vollendeten Schöpfung. Gott hörte auf zu schaffen; Gott ruhete am siebenten Tage; dies war das rationelle Motiv für den Israeliten, den siebenten Tag als Sabbath dem Herrn zu heiligen; die lebendige Grundlage also für das Sabbathsgebot. Was soll das heißen: Gott ruhete am siebenten Tage? Die Ungläubigen finden in diesem Ausdruck einen kindischen Anthropomorphismus; von manchen Gläubigen wird die Apologie des biblischen Ausdrucks: Gott ruhte — abgeschlossen mit dem Wort: Gott hörte auf zu schaffen. Der Brief an die Hebräer führt uns weiter in seinem vierten Capitel, in welchem wohl die Grundelemente für die christliche Erkenntniß des Sabbaths enthalten sind. „Wer zu seiner Ruhe gekommen ist, der ruhet auch von seinen Werken, gleichwie Gott von seinen.' heißt es V. 10. im genannten Capitel. Hat Gott aufgehört zu wirken, als die Schöpfung vollendet war? Er wirket bisher; er setzt seine Schöpfung fort in der Erhaltung der Welt. Soll der Christ aufhören zu wirken, wenn er zur Seelenruhe im Glauben gekommen ist? Erst dann kann und soll er zur rechten Wirksamkeit kommen, und seinen Glauben in einem Reichthum guter Werke offenbaren. Er soll also von seinen Werken ruhen, wie Gott von den seinen ruhte am siebenten Tage. Was war die Spitze, das Ziel und der letzte Endzweck der irdischen Weltschöpfung? Der Mensch, das Menschenherz und seine Seligkeit in der Liebe Gottes. Als das Menschenherz vollendet war, da kam Gott zur Ruhe, er hatte in ihm seinen Endzweck erreicht, Gott ruhte im Menschenherzen, indem der Mensch in Gott ruhte. Bis dahin war das Gotteswirken nach seiner Gestalt eine Arbeit gewesen, eine Arbeit, die von der ersten, stürmischen, chaotischen Grundlegung ausging, und sich durch die Tagewerke gleichsam wie durch schwere Kämpfe und Prozesse fortbewegte, bis sie immer mehr in's Klare, in's Feine, Stillere und Höhere auslaufend in dem vollendeten Bilde Gottes ihren Zielpunkt erreichte, und in eine große Gottesfeier überging. Vom wilden Chaos war die Arbeit ausgegangen; im schönen Kosmos, mit dem Gottesbilde gekrönt, hörte sie auf. Denn nun ward sie Feier. Gott hörte nicht auf zu wirken, aber sein Wirken am siebenten Schöpfungstage war stille Entwickelung, Erhaltung und Bewegung des Geschaffenen: Erziehung des Menschengeschlechts insbesondere.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Ostfriesland.) (Schluß.) Wie denn auch seit mehreren Jahren alle reformirten Prediger Ostfrieslands beim Antritt ihres Lehramts von Seiten der Hohen Landesbehörde die Confirmation unter der Bedingung erhalten, daß sie die heilsame Lehre des Evangeliums nach Inhalt der heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments, ihrer angewiesenen Gemeinde vortragen, ohne auf eine oder andere symbolische Schrift hingewiesen oder durch dieselbe gefesselt zu werden.

Diese Freiheit hat, wie oft und wie sehr auch getadelt, die schönsten Früchte getragen. Ist doch „das Band," wie der sel. Helias Meder*) sich ausdrückt, welches unsere Kirche und kirchliche Lehre unauflöslich macht, die durch Jesum gepredigte, durch den Geist eingegebene und durch Männer Gottes beschriebene, evangelische Glaubens- und Sittenlehre; ja das Fundament der Propheten und Apostel, wovon Jesus Christus der Eckstein ist und auch nichts Anderes."

Obgleich die Ostfriesische Reformirte Kirche zu ihrem liturgischen Gebrauche sich der nämlichen Formulare bei der Taufe, bei der ehelichen Einsegnung, bei der Einführung von Predigern, Aeltesten und Diakonen, wie die Niederländische bedient, ohne indessen an dieselben gebunden zu seyn; so hat doch die Emder Gemeinde ihr eigenes Abend-

*) Helias Meder war ein würdiger und gelehrter Prediger der reformirten Gemeinde zu Emden, welcher während der Jahre 1789 bis 1825 in Vereinigung mit seinen damals lebenden würdigen Collegen Slevoigt, Penon, Kater, Krut, Olf, Pantekock und anderen jetzt noch mit Segen wirkenden Boten des Herrn seinen Dienst getreu und zur Ehre seines großen Senders wahrgenommen, und sich durch seinen Eifer für die reine Lehre Jesu in der Gemeinde und durch seine Schriften in der gelehrten Welt einen ruhmwürdigen Namen erworben hat.

mahls-Formular und ihre besonderen Fragen an die Eltern bei der Bedienung der Kindtaufe.

Wie unvollkommen immerhin der Zustand unserer Kirche seyn möge, man kann dennoch, dem Herrn sey Lob! mit Recht behaupten, daß sein Wort rein und lauter verkündigt wird, daß die Geistlichen sich besonders dem exegetischen, historischen und systematischen Theile der Theologie mit Fleiß und Mühe widmen, daß sie für den Unterricht der Jugend in der Religion emsig sorgen, und da ihnen die Aufsicht über die Schulen anvertraut ist, die Mitglieder der Gemeinde schon von Jugend auf für die öffentliche Aufnahme in die Kirche vorbereiten. Überall werden die aufgenommenen Mitglieder von Zeit zu Zeit in ihren Wohnungen aufgesucht und zum Guten ermahnt. Des Sonntags wird ihnen auf den Dörfern zweimal, auf einigen auch dreimal, und in den Flecken und Städten, wenigstens in Emden, immer dreimal Gelegenheit gegeben, die Kirche zu besuchen und durch die Predigt des göttlichen Wortes unterrichtet und erbaut zu werden.

Die Lehren vom absoluten Determinismus und der unbedingten Gnadenwahl werden zwar nicht mehr nach dem Typus der Dortrechter Synode vertheidigt, aber die laxen Grundsätze der zum Socinianismus hinneigenden Remonstranten höret man auch keineswegs von irgend einer Kanzel vortragen. Welchen Einfluß das Lesen der Englischen, Französischen, Deutschen und Niederländischen Forscher auf Manchen haben mag, es wird doch von keinem Geistlichen, wenigstens nicht öffentlich, einer falschen Aufklärung die Hand geboten. Man findet weder solche, welche mit eiskalter Vernunft das Wesen des Christenthums zu verdrängen suchen, noch solche, die geleitet von dunkeln Gefühlen, einem groben Mysticismus huldigen. Vor beiden Extremen wird vielmehr ernstlich gewarnt und mit Sorgfalt dahin gestrebt, die Laien auf dem ebenen Wege zu halten und zu leiten.

Wie in Ostfriesland im Allgemeinen, so wird in Emden insbesondere von allen sieben reformirten Predigern*) in brüderlicher Liebe und Eintracht das Wohl der Gemeinde auf alle Weise beherzigt. Sie predigen das Wort Gottes als des Fußes Leuchte und als ein Licht auf dem Wege des Lebens. Nach dem Inhalte desselben wird Jesus Christus als der einzige Erretter verlorener Sünder angepriesen und der Gemeinde zugerufen: Die ihr mühselig und beladen seyd, wendet euch zu Ihm, zu Ihm allein, mit Verläugnung eigener Weisheit und Gerechtigkeit, mit wahrer Reue über die Sünde, als die Ursache alles Elends, mit herzlicher Begierde, um das sanfte Jesusjoch auf sich zu nehmen, Ihm sich ganz zu ergeben und von ihm zu lernen Sanftmuth, Demuth, kurz, wahre Tugend, die ohne Glauben an Jesum nicht bestehen kann und nur in demselben ihren Werth hat. Nach dem Inhalte des göttlichen Wortes wird fortwährend die Nothwendigkeit der Wiedergeburt und der Erneuerung durch den heiligen Geist vorgestellt und dabei an's Herz gelegt und zur Pflicht gemacht, um bei einer beständigen Wachsamkeit und einem anhaltenden Streite ein gläubigbetendes Leben zu führen, in der Versicherung, daß zufolge der Verheißungen des Evangeliums, die Arbeit im Herrn wohlgelingen wird.

Möge immer noch einiges Heidenthum statt Christenthum, Vernunftthum statt Bibelthum, Götzendienst statt Gottesdienst gefunden wer-

*) Unter diesen sieben Geistlichen ist auch der Französisch-reformirte Prediger mitgerechnet.

den; jeder Unbevorurtheilte wird dennoch die evangelische Rechtgläubigkeit, die historisch-grammatische Schriftauslegung, die biblisch-praktische Predigtweise der Geistlichen und die eben daraus entspringende Bibellust und Bibelkenntniß und Kirchlichkeit des Volkes anerkennen müssen, wie scharf sein Blick in unsere kirchlichen Verhältnisse auch seyn möge.

Hiemit soll keineswegs unserer Kirche ein vor anderen Ländern hervorragender, glänzender Zustand vindicirt werden. — Nein, auch hier müssen die Boten des Heils oft ausrufen mit Jesaias, mit Johannes, mit Paulus: Wer hört unsere Predigt? — Wem ist der Arm des Herrn geoffenbart? indessen liefern doch die des Sonntags gefüllten Räume der Tempel den schlagendsten Beweis von dem kirchlichen und religiösen Sinn der Gemeinde. Mag auch der wohlwollende Hirte mit herzlichem Leidwesen auf die sich nur zu häufig offenbarende, aus Arbeitescheu und Trinklust entstandene Armuth hinblicken, so erhebt sich doch wieder sein Herz mit freudigem Dank gegen Gott, und kann er es auch als einen Beweis des sittlichen Lebens anführen, daß nach dem Geburtsregister der reformirten Gemeinde zu Emden, welche beinahe 7000 Seelen groß ist, in derselben im Jahre 1837 nur sieben uneheliche Kinder geboren sind.

Weit entfernt ist also der kirchliche Zustand unseres Landes und dieser Stadt von dem wilden Zelotengeschrei, welches im obgenannten Aufsatze gegen das tiefe Verderben der Ostfriesischen und der Emder Reformirten Kirche, so wie auch gegen den Unglauben und den Indifferentismus ihrer Prediger erhoben worden. Mag immerhin in jenem Schreiben Manches gesagt seyn, dem Wahrheit zu Grunde liegt (eine halbe Wahrheit ist oft schlimmer als eine ganze Lüge); so kann doch jeder unbefangene Leser, und wenn er auch nicht im Mindesten mit dem hiesigen kirchlichen Zustande bekannt wäre, die Einseitigkeit, Ungerechtigkeit und lieblose Verketzerungssucht des Verfassers nicht verkennen. Wahrlich, es wird auf diesem Wege kein geistliches Leben angeregt werden und das Verurtheilen von Männern, welche schon lange aus ihrem Wirkungskreis, dem sie getreu vorstanden, durch den Tod weggenommen sind, wird den Beifall der Frommen nicht finden, viel weniger eine heilsame und gesegnete Wirkung hervorbringen. Wehe dem Menschen, durch welchen Ärgerniß kommt! Das wahre Wesen des Christenthums ist Liebe und die Liebe kann Alles, Eins kann sie nicht. Die Liebe weiß Alles, Eins weiß sie nicht. Die Liebe sieht Alles, Eins sieht sie nicht. Was kann sie nicht? — Weder richten noch verdammen. Was weiß und siehet sie nicht? — Nicht die Fehler des Nächsten, nicht den Splitter im Auge des Bruders. Richtet nicht, sagt Jesus Matth. 7, 1., auf daß ihr nicht gerichtet werdet. Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden, und mit welcherlei Maaß ihr messet, wird euch gemessen werden. Was siehst du aber den Splitter in deines Bruders Auge und wirst nicht gewahr den Balken in deinem Auge? Oder wie darfst du sagen zu deinem Bruder: Halt, ich will dir den Splitter aus deinem Auge ziehen? Und siehe, ein Balken ist in deinem Auge. Du Heuchler, ziehe am ersten den Balken aus deinem Auge; danach besiehe, wie du den Splitter aus deines Bruders Auge ziehest. Es kann aber jenem Verfasser im eigentlichen Sinn das Wort des Apostels zugerufen werden:

„So wir uns selber richteten, so würden wir nicht gerichtet."

1 Cor. 11, 31.

Emden, im Mai 1838.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 25. Juli. № 59.

Litterarische Anzeige.

Denkschrift des evangelischen Prediger-Seminariums zu Friedberg für das Jahr 1838, herausgegeben von Dr. Ph. P. Cröß-mann, Direktor des Seminars, erstem Professor der Theologie und Stadtpfarrer daselbst. Gießen 1838.

Diese Schrift gibt uns erfreuliche Kunde von dem ersten Lebensjahre eines, zu praktischer Vorbildung künftiger Prediger von der Großherzogl. Hessischen Regierung in Friedberg neben dem dasigen Schullehrer-Seminar und Taubstummen-Institut gestifteten Prediger-Seminars. Die gleichzeitige Stiftung eines solchen Seminars im Großherzogthum Baden beweist, wie sehr an verschiedenen Orten das Bedürfniß gefühlt wird, den meist so wenig vorbereiteten Übergang der Candidaten der Theologie zum Predigtamte in geistlicher Weise zu vermitteln und anzubahnen. Daß dies durch das Universitätsstudium unter oft theoretisch und praktisch gleich unpraktischen Professoren nur sehr unvollkommen geschieht, daß auch bei der größten wissenschaftlichen und christlichen Tüchtigkeit der Lehrer ein oder das andere praktische Collegium in den letzten Semestern, mitten unter den ungeistlichen Einflüssen des Studentenlebens, keine Vorschule geistlicher Amtsführung darbieten kann, ist nur zu klar. Einzelne dazu dienende Anstalten, wie das Hospitium des protestantischen Klosters Loccum im Hannöverschen, das Seminarium zu Wittenberg stehen so vereinzelt mit der kleinen Zahl ihrer Zöglinge in großen Ländern, daß der Durchgang durch dieselben nur als Ausnahme von der Regel erscheint, während es umgekehrt seyn sollte. Wo nun nicht etwa noch Stiftseinrichtungen und geordnete Vikariate, wie im Würtembergischen, bestehen, da ist es wahrlich ein Jammer zu sehen, welchen rohen Neulingen, gegen das apostolische Verbot 1 Tim. 3, 6., das heilig köstliche Amt oft übergeben werden muß. Solchem Schaden der Kirche entgegen zu wirken, werden die neuen Seminarien in Baden und Hessen beflissen seyn, wozu wir ihnen um so mehr den Segen des Herrn wünschen, als dadurch auch in anderen Ländern ähnliche zu errichten, Anstoß und Vorbild gegeben werden wird. Das Hessische Seminar hat drei Professoren, die zugleich Stadtpfarrer in Friedberg sind; der erste, welcher Direktor der Anstalt ist, hat als solcher keine seelsorgerlichen Geschäfte bei der Gemeinde; es ist gegenwärtig der bisher als Professor der praktischen Theologie in Gießen angestellte Dr. Cröß mann. Die Entfernung der Anstalt von der Universität, wo zuvor der wissenschaftliche Cursus der Candidaten vollendet seyn muß, der Zusammenhang derselben mit dem Schullehrer-Seminar in Friedberg, wodurch den Candidaten die erwünschteste Gelegenheit gegeben wird, sich zum wichtigen Geschäft der Schul-Inspektion vorzubilden, die Unterordnung unter die kirchliche Oberbehörde, so wie die Verbindung mit der Kirchengemeinde der kleinen Stadt, sichert der Anstalt ihren kirchlichen Charakter und das specifische Gepräge einer Vorbereitungsschule zum geistlichen Amt und Beruf. In dieser Hinsicht verdient das Hessische Seminar weit den Vorzug vor dem Badenschen, welches in Heidelberg sich nicht über ein gewöhnliches Universitäts-Institut erheben und den Studententon nicht loswerden wird. Erfreulich ist die Art und Weise, wie die Nothwendigkeit eines solchen Seminars zur kirchlichen Predigerbildung von dem Abgeordneten Köhler (gegenwärtig Superintendent und Prälat in Darmstadt) in der Ständeversammlung motivirt worden ist. Wir heben aus seiner Rede folgende Stelle hervor, die als eine seltene Äußerung im dürren Gebiete der Kammerreden Aufbewahrung verdient und zugleich Zeugniß gibt, daß die von der Universität Gießen ausgehende traurige Rationalisterei nachgrade in Darmstadt unerträglich zu werden beginnt. „Meine Herren," so sprach der wackere Abgeordnete (Denkschrift S. 46.), „es gibt eine Rationalisterei und Aufklärerei, welche das Volk um alle Kraft des christlichen Glaubens, um allen sittlichen Werth der Religion betrügt, und Nichts, als seichte, trost- und gehaltlose Reflexionen und Räsonnements in Kirchen und Schulen vernehmen läßt, und so allmählig im Volke selbst ähnliche Urtheile und Anmaßungen einer eingebildeten Weisheit erzeugt, was zu jener falschen Volksbildung führen muß, deren ich vorhin erwähnt habe. Hiebei, m. H., kann und darf der Staat und die Kirche nicht gleichgültig bleiben; es liegt im Interesse beider, dafür zu sorgen, daß der angehende Geistliche, bevor ihm eine Gemeinde — ein Heiligthum für den gewissenhaften Mann — anvertraut wird, sein verschiedenartiges Wissen, was er auf Universitäten von Professoren dieser oder jener theologischen Schule eingesogen hat, für den unmittelbar praktischen Zweck, an der Hand der Erfahrung und Lebensweisheit sichtet und sondert, damit er ausscheiden lerne, was für die Praxis und das Leben gehört von demjenigen, was der Schule, der theoretischen Forschung allein verbleiben muß, um auf diese Weise nicht bloß als ein theoretisch gebildeter, sondern auch als praktisch befähigter Mann, nicht bloß als ein Jünger der Wissenschaft, sondern auch als würdiger Diener der Kirche in sein Amt einzutreten. Ich glaube gewiß, m. H., diese Rücksicht ist ganz besonders wichtig und vorzüglich dazu geeignet, um Ihr lebhaftes Interesse für die Anstalt in Anspruch zu nehmen, welche die Staatsregierung zu errichten beabsichtigt."

Dieses ehrenwerthe Wort zeigt eine Kluft zwischen theologischer Wissenschaft und Praxis, Schule und Kirche, die freilich

nicht in der Natur der Sache liegt, sondern nur in jener subjektiven, kraftlosen, unkirchlichen Weise, wie die Wissenschaft auf der dortigen Hochschule, an der das Reformationsfest von 1817 ohne alle reformatorische Wirkung vorübergegangen ist, betrieben wird; und dies ist gewiß höchlich zu beklagen, weil auf diese Weise doch dem Seminar, so wie dem pastoralen Streben und kirchlichen Leben überhaupt, das feste Fundament einer gediegenen theologischen Heilserkenntniß fehlt, wonach die Wurzel alles christlichen Lebens, der Glaube, statt den wandelbaren Subjektivitäten einen sicheren Halt und Grund zu bieten, vielmehr selbst in ihr unsicheres, friedloses Treiben mit hineingezogen wird. Eine solche theologische Unsicherheit tritt denn auch sowohl in dem Vorwort als in der Abhandlung des Herausgebers und in den praktischen Arbeiten der Denkschrift hervor, unter denen die Antrittspredigt des Prof. Sell und die Predigt des Candidaten Bender am meisten christliche Salbung haben. Es wäre ganz am Orte gewesen, im Vorworte zu erklären, daß das Seminar keiner Schulparthei, keiner Sekte, keinem Egoismus-selbstbeliebiger Meinungen, sondern der Evangelischen Kirche, welche, auf den Versöhner gegründet, das Wahre aller Gegensätze in ihrem schriftmäßigen Bekenntnisse einigt und nur das Unwahre und Einseitige ausschließt, dienen solle und wolle. Hier ist die wahre hohe Mitte im Mittelpunkt der evangelischen Confession. Dagegen meint nun Herr Dr. Crößmann, sein eigener Standpunkt sey der rechte Mittelpunkt der Kirche; denn der liege in der Mitte zwischen denen, welche mit Bahrdt dächten „so spräch ich, wenn ich Christus wär," und denen „welche das Heil der Welt in schwüler Verdüsterung suchen und die Singvögel blenden zu müssen glauben, damit sie desto besser schlagen." Wenn damit zwei äußerste Extreme bezeichnet werden sollen, die etwa wie Nord- und Südpol auseinanderliegen, so ergibt sich, wie unbestimmt und unförmlich die dazwischen liegende Mitte ist, und wie viele Partheien und Verirrungen noch darin Raum haben, so daß hiemit die prätendirte „Stellung in der Mitte" eine ganz unbestimmte, selbstbeliebige ist, und je nach gegebenem Anstoß pendelmäßig hinüber und herüber schwankt. Sie ist um so unklarer, da der eine jener Gegensätze nur in der Phantasie des Verf. existirt, und selbst so nicht einmal einen reinen Gegensatz des anderen bildet; denn ist etwa der Bahrdtianismus, Wegscheiderianismus u. dgl. keine Verdüsterung des Himmelslichtes der Offenbarung, damit das eigene qualmende Lämpchen leuchten möge? und wen meint denn eigentlich Herr Crößmann unter denen, die das Heil der Welt in schwüler Verdüsterung suchen? etwa diejenigen, welche, dem dunkeln Neulicht der „Rationalisterei und Aufklärerei" widersprechend, behaupten, das Licht der Welt sey nicht erst im neunzehnten Jahrhundert aufgegangen, sondern habe auch die vergangenen Jahrhunderte der Christenheit kräftig erleuchtet und in ihnen eine Erkenntniß und ein Bekenntniß der ewigen Wahrheit gewirkt, was man erst sollte lernen verstehen, ehe man sich erlaubt, es zu verschmähen. Wer den Wiederaufgang der alten Sonne der Wahrheit nach der Nacht des Unglaubens eine Verdüsterung nennt, weil Nachtvögel von ihrem Lichte geblendet werden, neigt sich selbst zu diesem Geschlechte hin, zu welchem bekanntlich nicht bloß Nachtigallen gehören, die den scheidenden Tag beseufzen, sondern auch Nachteulen, welche den wiederaufgehenden verwünschen. Jemehr es Herrn Dr. Crößmann gegeben ist, in einer blühenden, rednerischen Sprache zu schreiben, um so mehr hat er sich vor den, nicht von Geist, sondern von Wind aufgeblasenen Redensarten des Zeitgeistes zu hüten, nicht Jeden, der sich Lucifer nennt, für einen Lichtgeist, oder auch nur für einen „Lichtfreund" zu halten, und vor Allem eines gründlichen Studiums der Theologie seiner Kirche sich zu befleißigen, wonach ihm gar Manches als licht erscheinen wird, was Eulenaugen für finster erklären und als Weisheit sich bewähren wird, was der Welt thöricht (1 Cor. 1, 21.) und unvernünftig erscheint, weil sie unvernünftig ist. Dann wird auch das Friedberger Seminar, ähnlich dem Wittenberger unter Heubner, in Wahrheit auf dem Grunde der Kirche ruhen und von ihrem Geiste geleitet und erfüllt werden, welcher mehr ist, als der Crößmannsche, Zimmermannsche und andere Geister, und das S. 60. sehr zweckmäßig vorgeschriebene Studium der kirchlichen Bekenntnißschriften wird für die Seminaristen nicht ein bloß historisches oder kritisches seyn, sondern sie zum rechten gemeinsamen und tief praktischen Schriftverständniß führen, worauf die Protestantische Kirche sich erbaut hat, insonderheit zur rechten heilsamen Erkenntniß des Artikels von der Erlösung und Rechtfertigung, in quo sita sunt et consistunt omnia, quae contra Papam, diabolum et universum mundum docemus, testamur et agimus; quare oportet nos de hac doctrina esse certos, et minime dubitare, Schmalkald. Art. S. 305.

Lutherischer Separatismus.

Von den Herren Ehrenström und Kellner ist eine neue Streitschrift gegen die Widersacher ihrer Lutherischen Kirche erschienen, woraus recht deutlich hervorgeht, daß diese Männer nicht die universelle Sache der Lutherischen Kirche überhaupt, sondern die partikularistische desjenigen Häufleins führen, welches sie selbst S. 171. „unsere Lutherische Kirche" nennen, in welcher „seit 1830 die Privatbeichte und die Kirchenzucht wieder aufgekommen ist," auch „die Aufnahme neuer Mitglieder von einer sorgfältigen Prüfung ihrer biblischen Erkenntniß und ihres Lebenswandels abhängig gemacht wird, auch der kleine Bann statt findet, zu welchen Bedingungen sich immer nur Wenige verstehen werden." Diese Kirche will vom Staat „gesondert" und ihm „coordinirt" seyn, hinter welchen, wenn auch unklaren Ausdrücken, jedenfalls eine andere als die frühere Lutherische Consistorialverfassung steckt, wonach die Kirche, wenn auch nicht mit dem Staate vermischt oder in ihn verwandelt, doch auch nicht von ihm gesondert und abgeschieden, sondern mit ihm verbunden war. Jedenfalls würden sowohl diese Ansprüche, die nur occasionell mit der Agende und Union zusammenhängen, als auch jene, die sich ganz davon sondern lassen, und in rein

Lutherischen Ländern, welche am Verfall der Kirchenzucht leiden, eben sowohl zur Sprache und zum Streit kommen können, einen Riß und eine Spaltung in dem Preußischen Kirchenwesen erzeugt haben, auch ganz abgesehen von Union und Agende. Die Wiederaufrichtung der Privatbeichte und der Kirchenzucht seit 1830 so wie die Aufnahmsprüfung unterscheidet gegenwärtig die Lutherische Kirche der Herren Ehrenström und Kellner von der anderer Lutherischer Länder, so daß schwerlich ein Lutherischer Christ aus Sachsen, Hannover oder Holstein von ihnen als Mitlutheraner anerkannt wird, wenn er sich nicht zuvor einer „sorgfältigen Prüfung seiner biblischen Erkenntniß und seines Lebenswandels" so wie den Gesetzen ihrer Kirchenzucht unterwirft, zu welchen Bedingungen sich allerdings nur Wenige verstehen werden. Und zwar wird es nicht bloß der fleischliche Leichtsinn seyn, der die Weltkinder davon abhält, sondern es werden auch ernste Bedenken seyn, welche Kinder Gottes davon abhalten. Nicht als verkennten diese den hohen Werth der Privatbeichte, oder als wären sie gleichgültig gegen den traurigen Verfall der Kirchenzucht; aber je mehr dieser Verfall mit dem Verfall des Glaubens und des Geistes zusammenhängt, der durch die Predigt des Glaubens empfangen wird, und die Kirche lebendig baut und bindet, um so weniger werden sie glauben, durch Disciplinargesetze zunächst das Verfallene wieder erbauen zu können, um so mehr werden sie die lebendige Predigt des Glaubens für das Eine, was Noth thut, halten, um den Geist wieder in die Todtenbeine zu bringen, die nur durch ihn organisch verbunden werden, während sie ohne ihn entweder gar nicht oder nur mechanisch zusammenhängen, und durch vorläufige Disciplinargesetze entweder ganz auseinander gesprengt, oder nur zu einem Schein des Lebens klappernd verkettet werden ohne Lebenshauch der Liebe. Was Luther, der Prediger des Glaubens und seiner Gerechtigkeit, so schwer fand, damit sind diese neuen Lutheraner in einer viel schwereren Zeit so leicht fertig, und statt für den überall in allen seinen Artikeln verkannten und verläugneten Glauben etwas zu thun, und namentlich in dem Königlichen und Herzoglichen Sachsen der so offenkundigen als kläglichen Union mit dem gemeinsten Rationalismus entgegenzuarbeiten, schreien sie sich heiser gegen eine Agende, deren erster Zweck die Abwehr dieses Rationalismus gewesen ist, und wollen auf den mächtigen Unterbau der alten Lutherischen Symbole, ohne deren wichtigsten Inhalt irgend wieder neu in das öffentliche kirchliche Leben hineingeführt zu haben, ein klein eng Kirchlein bauen, worin „nur Wenige" Platz zu finden hoffen dürfen. Der Aufforderung, auch angefochtenes Terrain der Lutherischen Kirche dennoch zu behaupten, sie auch ohnerachtet der Union und der Agende auf dem unverrücklichen Grunde der Augsburgischen Confession aufrecht zu erhalten, wozu von Oben herab die dankenswerthesten Zugeständnisse gemacht sind, ja sie in der gesunden Kraft der Wahrheit gegen die kranke Unwahrheit weiter auszubreiten, stellen sie S. 185. den klugen Satz entgegen, „daß die Krankheit ansteckend sey und nicht die Gesundheit," und verwundern sich dann noch über die Weisheit dieses Gedankens mit Ausrufungszeichen und Fragezeichen. Ja, ihr absonderlichen Lutheraner, ihr habt ganz recht; die Krankheit ist ansteckend; darum nur weit hinweg von allen Kranken ihr gesunden Leute, auch ihr Ärzte und Geistlichen, damit ihr nicht angesteckt werdet, hinweg von den Sündern ihr gerechten und heiligen Leute, damit ihr nicht etwa verunreinigt werdet, hinweg von den Irrenden ihr Prediger der Wahrheit, damit ihr ja der Gefahr des Irrthums nicht zu nahe kommt. Christus zwar spricht: die Kranken bedürfen des Arztes, damit er ihnen Gesundheit, die Sünder eines Heilandes, damit er ihnen seine Gerechtigkeit mittheile, und die im Finstern sitzen eines Führers, der sie erleuchte. Ihr aber seyd zu sonderlich dazu, weil euch die erbarmende, die duldende Liebe Christi fehlt; ihr wollt, wie die Donatisten, eine Kirche der Reinen, der Vollkommenen, d. h. die so sind, wie ihr seyd; ihr seyd mit einem Worte Separatisten, wie sie in reformirten Ländern gleichfalls vorkommen, und würdet es ohne Union und Agende ebenmäßig seyn, so daß diese jetzt euch nur noch als Vorwand dienen. Doch wir wollen über euch nicht richten. Ihr leidet um des Gewissens willen, und das ist ehrenwerth und erhebt euch weit über die vielen faulen Miethlinge, die, um nur in äußerer Ruhe und Vergnüglichkeit zu bleiben, ihr Gewissen in Alles zu schmiegen wissen; aber es sind unter euren Gegnern auch Christen, die, wenn auch äußerlich weniger angefochten, doch innerlich vielleicht mehr leiden wie ihr, weil sie die Noth, den Verfall, den Unglauben, die Zuchtlosigkeit in Kirche und Staat erkennen, beklagen, beweinen und dennoch es für ihre Pflicht halten, in dem vielfach gefährdeten Hause auch unter widrig gesinnten Leuten noch auszuhalten und zu retten, was sich retten läßt, während es gewiß angenehmer ist, sich zeitig selbst in Sicherheit zu bringen und mit lauter gleichgesinnten Brüdern sich eine neue Hütte zu bauen. Dies bemerken wir, weder um uns zu erheben, noch um euch herabzusetzen, mit denen wir denselben Glauben bekennen, sondern um euch nur zu der billigen Anerkennung zu bewegen, daß ihr nicht allein auf Dornen geht, nicht allein mit Christo leidet. Es würde unwürdig seyn, euch bitten oder locken zu wollen, zurückzukehren in euere früheren Verhältnisse des lieben Friedens, der lieben Ruhe und Gemächlichkeit oder auch nur des täglichen Brodtes wegen; nein, was Männer sind von gleichem Glaubensernste, wie ihr, die können euch nur bitten, mit ihnen in göttlicher Traurigkeit und Geduld auf Hoffnung zu leiden und zu arbeiten in und an der bestehenden Kirche, damit sie bestehen bleibe auf den alten Fundamenten trotz aller Neuerungen, und also Licht und Recht und Heil in den evangelischen Gemeinden des Landes nicht untergehe. Daß solche Männer mit euch den antisymbolischen Unionsleuten Widerstand thun, beweisen mehrere Artikel dieser Kirchenzeitung.

Schließlich muß bemerkt werden, daß diejenigen, welche im Abendmahle bei der Verkündigung des Todes Christi nur Brodt und Wein austheilen und zu empfangen meinen, und also den Leib des Herrn nicht recht unterscheiden, in dieser Beziehung noch als ungläubig anzusehen sind. Solchen, insofern sie diese

ihre Meinung confessionell gemacht, den Empfang des Leibes, und Blutes Christi, dessen vollen Segen sie nur entbehren, ganz abzusprechen, ist ganz gegen die Consequenz der Lutherischen Lehre von der manducatio infidelium, so daß, wenn man sich dafür doch auf ein Zeugniß Luther's berufen will, dies ihn nur mit sich selbst in Widerspruch bringen heißt, wie dies auch schon in der Schrift der Prediger zu Augsburg angedeutet ist, Walch Th. 17. S. 2476.

Zur Lehre von der Idee des Sonntages.

(Schluß.)

Dieser Gegensatz von Arbeit und Feier ist bei der Ausmittelung der Idee des Feiertages sehr wichtig. Auch der Mensch arbeitet, um zu feiern, feiert, um zu wirken; soll wirken, wie Gott wirkt, und ruhen, wie Gott ruht von seinen Werken, und in beidem, in seinem Wirken wie in seinem Ruhen, bleibt er an Gottes Wirken und Ruhen gebunden. Wirkt Gott in seiner Arbeit, so gedeiht sein Werk, ruht Gott in seiner Ruhe, so ist's wahre Feier. Die Arbeit Gottes war ein stürmisches, graduell anstrebendes, aus dem Groben in's Feine, aus dem Äußeren in's Innere fortschreitendes Wirken — doch nur der Erscheinung nach; ein unendlich starkes Ringen des schöpferischen Geistes mit den Massen, Stoffen der Schöpfung; der Geist Gottes schwebete auf den Wassern. Freilich nur der Erscheinung nach in der Natur war die schöpferische Thätigkeit Gottes eine so heiße Arbeit, nicht aber im Wesen und Grunde selbst, wie die Naturphilosophie behauptet. Gott sprach: es werde; und es ward. Doch hat sich in dem schweren, stürmischen, allmähligen und graduellen Modus, wonach die Schöpfung zum Kosmos wurde, das eigentliche Wesen aller Arbeit ausgedrückt. Die Arbeit ist das dunkle, schwere, ansetzende und absetzende, erst allmählig in's Klare kommende Ringen mit dem Stoffe; die Förderung des Werkes von dunkler Gestaltlosigkeit und Tiefe hinauf in's Lichte und Klare. Ein vollbewußtes, ganz klares, freies, den ganzen Zweck anschauendes, mit allen Mitteln gewaffnetes Wirken ist schon eine Art von Feier. Besonders aber ist die reine, organische Entwickelung irgend einer vollbrachten Schöpfung als Feier zu betrachten.

Der Israelit wie der Christ also bedürfen der Feier und des Feiertages. Sie sollen ruhen von ihren Werken, wie Gott von seinen. Sie sollen von der Arbeit in der Materie zur Feier im Geiste kommen, und durch die Feier im Geiste immer mehr zum gedeihlichen Arbeiten in der Materie, zum völligen Besiegen und geistigen Gestalten derselben. Sie sollen ruhen in Gott, wie Gott ruhen will in ihren Herzen, damit sie in Gott wirken können, und Gott in ihnen wirke. Der Israelit aber feiert deswegen den siebenten Tag, weil er im Werkbund steht, und unter dem Gesetz, und weil seine religiöse Entwickelung geht von Außen nach Innen. Erst muß er sich zerarbeiten in den sechs Arbeitstagen, dann ist er müde geworden und bedarf der Ruhe, dann hat das Gesetz ihn mühselig gemacht, daß er der Gnade bedarf und in ihr ausruhen kann. Der Christ aber feiert den ersten Tag der Woche, denn er steht im Gnadenbund unter dem Evangelium; er ruht vorab in dem Troste, daß Christus Alles vollbracht hat, feiert im Glauben seinen Sieg über die Welt, der in der Auferstehung Christi zur Erscheinung gekommen ist, und bezwingt durch diese evangelische Ruhe vorab die Mühe und Arbeit des Lebens, auch der geistlichen Kämpfe in seinem Herzen. Mit diesem Geiste der Feier geht er in die Tagewerke des Lebens hinein, die ihm immer mehr sonntäglich verklärt werden, je besser, tiefer er seinen Sonntag zu feiern gelernt hat. Daraus ergibt sich nun das Gemeinsame in dem inneren Wesen des Sabbath und des Sonntags. Auch erklärt es sich aus dem Gesagten, wie es mit der vollbrachten Erlösung dahin kommen mußte, daß der Sabbath dem Sonntage Raum machte. Bis dahin hatte die geistige neue Schöpfung, die Erlösung in schwerer Arbeit nach ihrem Zielpunkte gestrebt; nun war das Ziel erreicht; das vollendete, entwickelte, bewährte Ebenbild Gottes war vorhanden; Christus in seinem Siegesschmuck war die Gottesruhe auf Erden geworden; von ihm aus konnte sich das neue, göttliche Leben in reiner Entwickelung durch die Menschheit verbreiten.

Für das Volk Israel in der Wüste war das Eingehen in das gelobte Land und das Eingehen in die Ruhe Gottes identisch; Beides fiel nämlich im Glauben zusammen. Die Gläubigen allein kamen in das gelobte Land, sie allein kamen auch zum Frieden. Insofern also war Canaan die Ruhe Gottes; dort kam sein Werk zur Vollendung und Feier in den Herzen der Gläubigen und in ihrem lebendigen Kultus. Insofern aber das Israelitische Leben nur eine Typik des Christenlebens war, und nur einzelne Israeliten gläubig waren, hatte auch Josua (Hebr. 4, 8.) das Volk noch nicht zur Ruhe gebracht. Darum ist noch eine Ruhe vorhanden dem Volke Gottes (V. 9.). Der innere Sabbath der Gläubigen ist ihnen gegeben in dem Siege und in der Gnade Christi — ihr äußerer Sabbath aber vollendet sich in ihrer Vollendung droben; droben also ist die vollendete Gottesruhe, auch die örtlich offenbar gewordene: denn auf der vollendeten Feier des Friedens mit Gott beruht das Ausruhen von aller Mühe und Kampfesarbeit, und mit diesem Ausruhen ist das Wohnen im Himmel, in einer durch den Geist verklärten Welt eins und dasselbe. So wie sie aber in dem Vater und in dem Sohne ruhen, so ruht der Vater mit dem Sohne in ihnen (Apok. 21, 22.). Dieses Einseyn ist ihre Seligkeit, der ewige Sonntag.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 28. Juli. № 60.

Die Katholische Kirche Frankreichs.

Tharin's Klagen und Hoffnungen.

Nachdem wir in unseren letzten Berichten über Frankreich die religiösen Zustände dieses Landes mit besonderer Rücksicht auf die Katholische Kirche nach den Erzählungen zweier Deutschen, eines Protestanten und eines Katholiken, geschildert haben, wird es für unsere Leser nicht ohne Interesse seyn, wenn wir sie mit einer erst in diesem Jahre erschienenen Schrift eines früheren Französischen Bischofs selbst bekannt machen, der uns als Repräsentant des gesammten katholischen Klerus seines Vaterlandes gelten kann. Diese Schrift führt den Titel: Les gémissements et les espérances de la religion catholique en France, ou de l'état présent et de l'avenir de l'église de France par Mgr. Tharin, ancien évêque de Strasbourg. Wir folgen dem einfachen Gange des Buches, indem wir die bedeutendsten Fakta und Reflexionen, die es enthält, so weit sie neu und charakteristisch sind, ausheben. Das erste Capitel beschäftigt sich mit den Gesinnungen der herrschenden Dynastie gegen die katholische Religion. Es ergeht sich zunächst in Klagen über die antikatholische Tendenz Louis Philipp's, die er, um den irreligiösen Revolutionsmännern, denen er seinen Thron verdankte, zu gefallen, von vornherein an den Tag zu legen gezwungen gewesen sey. Durch verschiedene Ordonanzen vom Jahre 30 wurden die den kleinen Seminaren zugewiesenen Stipendien, die den Hülfspriestern zugesicherten Unterstützungen, so wie das Gehalt der Kardinäle eingezogen; das Einkommen des Erzbischofs von Paris ward um die Hälfte verringert. Der Klerus ließ keine Klage hören: er zeigte, daß er von Anfang an auf die Härte des neuen Regimes gefaßt sey. Indeß die ersten Wahlen zur Wiederbesetzung der erledigten Bischofsstühle, welche nur im Interesse der neuen Politik vorgenommen wurden, erregten den Schrecken aller ächten Katholiken und den zahlreichen Widerspruch der religiösen und legitimistischen Journale. Einer der ernannten Geistlichen durch die Opposition, die sich unter dem Klerus kund gab, beunruhigt, entsagte seiner Stelle und erhielt zum Ersatze den Titel eines Bischofs in partibus infidelium. Ein anderer, dessen Aufführung lebhaftere Befürchtungen erregte, und dem dessenungeachtet der Papst Gregor XVI. die Bulle nicht verweigern zu dürfen glaubte, weil es an entscheidenden canonischen Gründen fehlte, um seine Ernennung zu verwerfen, erfuhr die Demüthigung, daß er keinen einzigen Französischen Bischof auffinden konnte, der darin willigte, ihn zu weihen, und er konnte die bischöfliche Consekration nur von den Händen eines Spanischen Prälaten erhalten, eines früheren Bischofs von Carthagena, der in der Stadt Aix zurückgezogen lebte. Da keiner der Französischen Bischöfe, an welche sich der Neuerwählte gewendet, die Funktionen eines assistirenden Bischofs hatte verwalten wollen, so bedurfte der consekrirende Prälat einer besonderen Autorisation des Papstes, um allein diese erhabene Ceremonie zu vollziehen. Sie ging in einem Königreiche, welches achtzig Bischöfe zählt, wie auf jenen entfernten Missionsposten vor sich, wo die äußerste Schwierigkeit, drei Bischöfe zu einer Weihe zu vereinigen, den obersten Priester bestimmt, von der durch die heiligen Canones festgesetzten, allgemeinen Regel zu dispensiren. — Dieser unvorhergesehene, einmüthige, passive Widerstand verfehlte seinen Eindruck auf das Gouvernement keineswegs; es erkannte, daß es in seinem Interesse liege, gegen die Ansicht des Klerus und der ihm anhängenden religiösen Parthei nicht zu hart zu verstoßen, und seit der Zeit hat Louis Philipp zahlreiche Ernennungen für das Episkopat vorgenommen, in welchen Tharin einen wahren Segen der göttlichen Vorsehung anerkennt, welche in den gefährlichsten Zeitumständen mit mütterlicher Sorgfalt über das Heil der Kirche Frankreichs wache.

Louis Philipp erkennt bei der schwankenden Grundlage, auf der sein noch unbefestigter Thron ruht, daß er sich zu hüten habe, durch die Unterdrückung der katholischen Religion seinem Gouvernement neue Verlegenheiten zu bereiten. Vielleicht würde er selbst wünschen, sie offen zu beschützen, um die Volksleidenschaften zu besänftigen und im Zaume zu halten. Aber von der anderen Seite entgeht ihm nicht, daß eine Protektion der Art das lebhafte Geschrei der heftigsten Feinde seiner Krone erregen und der Masse seiner eifrigsten Anhänger mißfallen würde. Deshalb, meint unser Bischof, hat der König beschlossen, die katholische Religion nicht zu verfolgen und ihr keinen begünstigenden Schutz angedeihen zu lassen. Die Hulderweisungen seines Gouvernements werden sich vorzugsweise auf die Protestanten und selbst auf die Juden erstrecken; indeß wird man dem katholischen Kultus in dem Innern der Tempel nicht die freie Übung verweigern, welche ihm durch die neue Charte und durch die Gesetze des Königreichs zugesichert ist, und man wird treulich dem Klerus die für ihn in den Kammern votirten Fonds austheilen, wie man sie den dissidirenden Sekten austheilt. Nicht verfolgen, nicht begünstigen, das ist nach der Ansicht unseres Berichterstatters in zwei Worten das politische System, welches man eingeführt hat, um die Beziehungen des Gouvernements zu den Dienern der katholischen Religion festzustellen.

Der Klerus hoffte nicht, daß ein seiner Religion günstigeres System von den Männern der Juli-Revolution befolgt werden würde. Aber bei der traurigen Nachricht der protestan-

tischen Ehebündnisse, welche die herrschende Dynastie geschlossen, ist nach Tharin das katholische Frankreich in Erschütterung gerathen und in Seufzer ausgebrochen, und diese Ehen sind durch eine große Anzahl der Anhänger des gegenwärtigen Regimes, wie durch die legitimistischen Schriftsteller, laut getadelt worden. Der Nationalstolz ist durch den widrigen Gedanken beleidigt, daß eine Hugonottin eines Tages auf dem Throne von Frankreich sitzen könnte, und daß, nach einer anderen Voraussetzung, es nur der Geburt eines Kindes und zweier Todesfälle bedürfe, um die Zügel des Staates in der Eigenschaft einer Regentin in ihre Hände zu legen. Um den Eindruck, den dieser Vorfall im Publikum hervorgebracht hat, zu schwächen, hat der Herzog von Orleans die Tribune der Pairskammer bestiegen, um daselbst sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Er hat betheuert, daß er sehr guter Katholik sey; er hat versprochen, daß wenn er Kinder bekäme, sie in der Religion seiner Familie erzogen werden sollten, und um seine Heirath, die mit dem Flecken der Heterodoxie behaftet war, zu rechtfertigen, hat er sich auf die Freiheit der Kulte berufen, welche durch die Charte von 1830 garantirt sey. Der Marquis v. Dreux-Brezé und die Gazette de France haben diese Apologie zu widerlegen gesucht. „Es scheint," erwiderte die letztere, „daß der Herzog v. Orleans von der Freiheit der Kulte keinen Begriff hat, denn er hat die Freiheit, Protestant oder Katholik zu seyn, mit dem Rechte verwechselt, eine Protestantin zu heirathen, wenn man Katholik ist und wenn man sich einen guten Katholiken nennt. Ohne Zweifel hat ein Sprößling der Familie Orleans die Freiheit, eine Tochter Muhamed's oder die des Herrn Rothschild zu heirathen, aber hieße das als guter Katholik handeln?" — Die beiden protestantischen Verbindungen, welche in dem Zeitraume von einigen Monaten geschlossen worden waren, erregten besonders Betrübniß und Unruhe in den katholischen Herzen, als die Journale Frankreich die Art und Weise enthüllten, in der sie gefeiert worden waren. Man sah den Herzog v. Chartres und die Prinzessin Marie aus der Katholischen Kapelle in das Protestantische Bethaus wandern, um hinter einander ihre Ehe durch den Diener Jesu Christi und durch den Diener Luther's (sic!) einsegnen zu lassen. So vollzogen sie nach Tharin's Meinung die sich widersprechenden Akte zweier Kulte, und machten die ganze Welt glauben, daß in ihren Augen alle Religionen gut seyen; was sehr deutlich beweisen würde, daß ihrer Ansicht zufolge keine Religion göttlich und wahr ist, und daß es demnach keine gebe, die gut sey, indem Gott, welcher die Wahrheit ist, nicht durch Kulte geehrt werden kann, welche den Irrthum zur Triebfeder und zur Grundlage haben.

Weniger ungerecht dürfte Tharin's Entrüstung über das indifferente Verfahren des Herzogs v. Nemours seyn, nur daß sich in seiner Schilderung wieder seine durchgehende Grundanschauung recht schroff herausstellt: nur der Katholicismus sey die wahre Religion, ihm gegenüber sey Lutherthum und Calvinismus nicht nur dem Judenthum, sondern auch dem Muhamedanismus und wohl gar dem Heidenthume gleich zu achten.

Ein anderer Prinz desselben Hauses, sagt er, der nach den Afrikanischen Küsten geeilt war, um daselbst Lorbeeren zu pflücken, verübte dort nur eine einzige bemerkenswerthe Handlung: dieser Abkömmling des heiligen Ludwig legte den Grundstein zu einer Moschee. — Karl X. habe besser seine ihm vom Himmel ertheilte Sendung und die Ehre Frankreichs verstanden, als er vom Bey von Tunis einen Landstrich auswirkte, auf welchem sich eine Katholische Kirche unter der Anrufung des heiligen Ludwig's erheben sollte, an eben dem Orte, an welchem derselbe seine große Seele Gott wiedergab. Es sey für die Freunde der katholischen Religion betrübend zu sehen, daß der jüngere Sohn Louis Philipp's eine äußerliche Huldigung dem Muhamed darbringt und sein älterer Sohn sich vor Luther in den Staub wirft (se prosterne devant Luther).

Aus den berichteten Thatsachen zieht nun unser Verfasser den gewiß nicht voreiligen Schluß, daß die katholische Religion keine Hoffnung ihres Triumphes auf die gegenwärtig in Frankreich herrschende Dynastie gründen könne.

Das zweite Capitel unseres Buches handelt von den Gesinnungen der Männer von Einfluß gegen die katholische Religion. Dies sind nicht die Republikaner, unter denen die Religion eine große Anzahl erklärter Feinde zählt, sondern Louis Philipp berief die gemäßigten Männer der Juli-Revolution, welche in Frankreich eine constitutionelle Monarchie aufrecht erhalten wollen, zu Macht und Ansehen, und wählte sie der Zeit und den Umständen gemäß in den Reihen der Doktrinäre und in denen des tiers parti. Die Doktrinäre betrachtet unser Verf. in Masse als Menschen, die in Hinsicht auf den Glauben indifferent sind; einige seyen Feinde des Katholicismus und sie wünschten das Mittel zu finden, um Frankreich protestantisch zu machen, weil sie von den aufrichtigen Katholiken keine feste Stütze für den Thron zu erhalten hoffen, den sie aufgerichtet haben. Was die Männer vom tiers parti betrifft, welche von den Doktrinärs durch eine Nüance ihrer liberalen Ideen getrennt sind, so scheinen sie sich in einer noch größeren Entfremdung von den Dienern der katholischen Religion zu befinden. Dupin, das Haupt dieser Parthei, habe seine Mißgunst gegen den Klerus kund gegeben, als er, statt seine Geduld zur Zeit des Unglücks zu bewundern, gegen ihn den bitteren Sarkasmus schleuderte: „Der Klerus spiele den Todten." — Dennoch schienen weder die Doktrinäre noch die Glieder des tiers parti zur offenen Verfolgung der katholischen Religion aufgelegt, sie würden sich aber glücklich schätzen, sie zu ihren Füßen in der Sklaverei zu erhalten. Nichts schildere besser die Gesinnungen dieser Männer gegen sie, als der von den Deputirten in den ersten Tagen der Revolution gefaßte Beschluß, den Artikel, welcher die katholische Religion als Staatsreligion proklamirte, aus der Charte zu streichen. Durch diese schmachvolle Unterdrückung sey es laut und feierlich erklärt worden, daß das Gouvernement durchaus keine Religion habe, denn kein anderer Kultus sey als Staatsreligion an die Stelle des katholischen Kultus gesetzt worden. — Die von den Revolutionsmenschen aus niederem Stande damals an heiligen Örtern, Einrichtungen

und Personen verübten Frevel wurden vom Gouvernement stillschweigend geduldet und wenn die Gerichtshöfe einige Excesse bestraften, so war die den Schuldigen auferlegte Züchtigung so leicht, daß sie einem neuen und gröberen Schimpfe gleich sah. Die Unterdrückung und die Knechtschaft lastete auf dem Klerus in gleicher Weise in den Städten und auf dem Lande. Hier erschien die Vereinigung mehrerer Geistlichen verdächtig, und die Pastoren der benachbarten Kirchsprengel wurden gezwungen, von einander isolirt zu leben, indem sie ihre Besorgniß und ihren Schmerz nicht in das Herz eines Freundes ausschütten konnten; dort blieben die Retraiten gewaltsam suspendirt; hier maßte sich ein unwissender und grober Maire eines Dorfes das Recht an, seinem Pfarrer Gebete vorzuschreiben, und pflanzte die dreifarbige Fahne vor dem Heiligthum auf; dort entzog ein Präfekt, welcher auch die Liturgie zu regeln Anspruch machte, willkührlich einem Priester sein mäßiges Gehalt, weil er sich weigerte, in ihm die Autorität eines Bischofs anzuerkennen. In der ganzen Ausdehnung von Frankreich hatte die Religion viel zu leiden, sowohl von den Agenten der Macht, als von Seiten einer gottlosen Volksmasse. Die ersteren verübten besonders überall willkührliche Gehaltverkürzungen. Allmählig legte sich dieser tyrannische Haß gegen den Klerus. Diese mildere Gesinnung ward zuerst durch den Ausbruch der Cholera herbeigeführt. Der Klerus vergaß die ihm angethane Unbilde und eilte mit Hingebung den Nothleidenden zur Hülfe. Zu Marseille trugen die Geistlichen die Leichname, welche ohne Begräbniß blieben, auf ihren Schultern, und überall zeigten sie sich unerschrocken im Angesichte des Todes, wie man sie ruhig und geduldig im Augenblicke der Verfolgung gesehen hatte. Der Erzbischof von Paris eröffnete auf seinem Landsitze ein Asyl für die armen Waisen, deren Väter seine Wohnung beraubt und geplündert hatten. Ein anderer Grund der Annäherung zwischen den Männern, die dermalen am Staatsruder stehen und der katholischen Geistlichkeit, lag in den zahlreichen Komplotten, Emeuten und Attentaten der in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuschten Republikaner. Jene Männer sannen über den Charakter ihrer größten Feinde nach; sie bemerkten, daß die Hauptanstifter der Unruhen und Verbrechen, welche den Thron bedrohten, sich durch einen gänzlichen Unglauben auszeichneten, und da sie die Nothwendigkeit der Religion, um die Volksleidenschaften zu fesseln, erkannten, so wurden sie dem Klerus allmählig weniger feindlich gesinnt. Diese veränderte Stimmung gegen die Geistlichkeit bei den Männern und Agenten der Macht brachte glückliche Früchte für die katholische Religion hervor. Ungerechtigkeiten wurden im Interesse der großen und kleinen Seminare wieder gut gemacht, die Brüder des christlichen Unterrichts, so wie der Klerus selbst, erhielten die ihnen geraubten Unterstützungen zurück und die einzelnen Bedrückungen, welche die Geistlichen in ihren geheiligten Amtsverrichtungen störten, sind weniger häufig geworden. Dennoch bleiben die Männer von Einfluß, nach Tharin, im Wesentlichen ihrem Systeme des Indifferentismus treu. Die Minister sehen ruhig dem unheiligen Treiben Chatel's zu, der Aufführung irreligiöser und unmoralischer Theaterstücke, der Verbreitung lasterhafter Schriften, so wie der Entweihung des Sabbaths und der fortdauernden Profanation der Kirche der heiligen Genoseva, die bekanntlich zum Pantheon umgewandelt worden. Zu diesen gerechten Klagen gesellt sich nun freilich wieder auch die des beschränkten Partheieifers, darüber nämlich, daß es „den von der Sucht des Proselytismus beseelten Protestanten gestattet werde, Schmähschriften unter das Volk zu verbreiten, in denen die Ketzerei Beleidigung, Satyre und Verläumdung gegen den Klerus ausspeit."

Wenn es im Systeme des Gouvernements liegt, die Religion nicht zu verfolgen, so sieht doch die Verweigerung des Schutzes, welche ihre Diener oft erfahren, einer Verfolgung sehr ähnlich. Zur Unterstützung dieser Behauptung beruft sich Tharin auf ein in ganz Frankreich durch die Journale allgemein verbreitetes Faktum, das er in folgender Weise berichtet: Es existirt ein Französischer Bischof, welcher zu einer der edelsten Familien des Königreichs gehört, und der sein glänzendes Vermögen ganz zu Werken der Religion und Menschenfreundlichkeit verwendet. Nachdem er in einer großen Anzahl von Städten den Völkern als Missionar das Evangelium gepredigt, hat er in seiner Diöcese die Liebe und den Eifer eines Apostels entwickelt; dieser Prälat ist Herr v. Forbin-Janson, Bischof von Nancy. Sein Geist, seine Talente, sein liebenswürdiger Charakter, seine Uneigennützigkeit, seine inbrünstige Bekümmerniß um das zeitliche und ewige Heil seiner Diöcesanen, alle religiösen und socialen Tugenden, mit denen er begabt ist, machen ihn zu einem Gegenstande der Achtung und Liebe seines Klerus und der Gläubigen, die seiner Sorge anvertraut sind. Im ganzen Departement, welches das seiner Jurisdiktion unterworfene Territorium bildet, gibt es gegen ihn nur eine elende Verbrüderung gottloser oder leidenschaftlicher Menschen, welche geschworen haben, ihm die Rückkehr in seine Diöcese zu verweigern, und die eine traurige Ehre darin suchen, ihn zum Opfer ihrer gehässigen Tyrannei zu machen. Der Haß seiner unversöhnlichen Feinde erklärt sich nur durch den Widerwillen, den sie gegen den Eifer eines Apostels empfinden; und zufrieden, diesen Haß durch ein willkührliches Exil zu stillen, kümmert es sie nicht, den Wünschen der Gläubigen, der Freunde der Religion , der gemäßigten Männer, eines achtbaren Klerus entgegenzuarbeiten, welche in Masse gegen die ihrem Bischof zugefügte Ungerechtigkeit Einspruch thun; aber sie werden unterstützt und sie triumphiren.

Umsonst streut Herr v. Forbin-Janson in dem Lande, von dem er fern gehalten wird, reichliche Almosen aus; umsonst läßt er in seinen Pastoralschreiben seine Feinde die rührendsten Worte des Friedens, der Milde, der Versöhnlichkeit hören; umsonst bezeugte er zur Zeit des Unglücks, als die Cholera den Schrecken in seiner Diöcese verbreitete, den glühendsten Wunsch, den Kranken, welche von der Ansteckung ergriffen waren, zur Hülfe zu eilen, ungeachtet der Gefahr, selbst von der Krankheit befallen zu werden; umsonst hat er im Geiste friedfertiger Nachgiebigkeit großmüthig darin gewilligt, einen Theil der Leere,

welche seine Abwesenheit in seinem ausgedehnten Sprengel zurückließ, durch die Gegenwart und die Arbeiten eines Coadjutors auszufüllen; umsonst hat er sich endlich an die verschiedenen Minister der Justiz und des Kultus, welche auf dem Schauplatze erschienen sind, der Reihe nach gewendet, um wie die übrigen Bischöfe die Freiheit zu erhalten, mitten unter seiner Heerde zu residiren. Die Gesetze des Königreichs sichern ihm diese Freiheit als ein Recht zu; die Gesetze der Kirche schreiben ihm die Residenz als eine Pflicht vor; wohlan! jedesmal wenn das Gerücht von seiner Rückkehr sich zu Nancy im Publikum verbreitet, stößt eine kleine Anzahl von Furien ein Geschrei des Hasses aus und läßt heftige Drohungen gegen seine Sicherheit, selbst gegen sein Leben vernehmen. Ohne Zweifel hängt es vom Ministerium ab, dieser Verletzung aller Rechte ein Ziel zu setzen, oder seine Schwäche wäre so groß, daß es in Frankreich keine Regierung mehr gäbe, die Freiheit und das Leben der Bürger zu schützen. Und dennoch, um nicht einigen Revolutionsmännern zu mißfallen und unter dem leeren Vorwande, daß die Gegenwart eines Hirten in der Mitte seiner Heerde Unruhen verursachen würde, haben die Minister der Justiz und des Kultus sich standhaft auf die Seite der Verfolger gestellt, und man hat es selbst gewagt, diesem Prälaten während mehrerer Jahre seinen Gehalt zu verweigern, unter Angabe des unglaublichen Beweggrundes seiner Nichtresidenz in seiner Diöcese. Heißt das nicht die Böswilligkeit, die Ungerechtigkeit und den Spott auf seinen höchsten Grad treiben? Dieses Faktum allein gibt den Maaßstab für die Gesinnungen ab, welche die Männer des Einflusses gegen die Diener der katholischen Religion hegen.

Eine Probe von der lethargischen Sorglosigkeit, mit welcher das Gouvernement dem Mangel einer religiösen Erziehung der Jugend zusehe und diese indifferente Richtung sogar positiv befördere, gibt uns unser Verf. in folgender Schilderung: Es existirt zu Paris eine Normalschule, in welcher die Lehrer der Universität gebildet werden. (Die Universität bezeichnet in Frankreich bekanntlich die weitverzweigte Körperschaft des gesammten Lehrstandes.) Diese künftigen Lehrer der Französischen Jugend werden daselbst in einem praktischen Atheismus auferzogen, denn es gibt in diesem Institute weder einen Kapellan, noch gemeinsame Gebete, noch eine Messe des Sonntags; man ertheilt daselbst keinen religiösen Unterricht, man schreibt daselbst keinen Akt irgend eines Kultus vor. Die Minister sagen demnach zu den jungen Männern, welche berufen sind die Lehrstühle der Collegien und Akademien (nach unserer Ausdrucksweise: der Gymnasien und Universitäten) zu besteigen: Habet Religion oder habet keine, das gilt uns gleich; lebet wie Menschen oder wie das Vieh, das ist eure Sache, nicht die unsere; seyd selbst

schlimmer als das Thier, das der Vernunft beraubt ist; statt den Schöpfer zu ehren, lästert ihn, was kümmert das uns? Wir sehen in euch nur Verkäufer des Lateinischen und Griechischen; wir verlangen von euch einzig und allein die Wissenschaft; was die Religion und die Sitten betrifft, so ist dies im gesellschaftlichen Verkehr eine zu geringfügige Sache, als daß wir Zeit hätten, daran zu denken; andere viel wichtigere Dinge nehmen unsere Sorge und unsere Bemühungen in Anspruch. Fromm oder gottlos, tugendhaft oder zügellos werdet ihr mit demselben Erfolge die Laufbahn des Unterrichts durchmachen; in einem wie in dem anderen Falle erwarten euch Titel, Ehrenbezeugungen, Gehalte und Würden. Wahrlich, man würde vergeblich alle Gegenden der Erde durchwandern, um bei irgend einem Gouvernement eine gleiche Gottvergessenheit zu finden; man würde sie nirgends wahrnehmen bei keiner Sekte, bei keinem Volke. Ein solches System des Indifferentismus in Sachen der Religion erregt Schauder und Widerwillen.

Wir enthalten uns aller Untersuchung, wie weit die diesen Schilderungen, welche allerdings den Charakter der Partheidarstellung an sich tragen, zum Grunde liegenden Fakta gegründet seyn mögen und ob die Richtigkeit der Thatsachen im Allgemeinen vorausgesetzt, die für dieselben gewählte Beleuchtung nicht übermäßig ungünstig für die linke, hingegen übermäßig günstig für die rechte Seite ausgefallen sey: so viel ist ja auch aus anderweitiger Kunde gewiß, daß den wenigstens in die Erscheinung tretenden Tendenzen der gegenwärtig in Frankreich herrschenden Dynastie und ihrer Diener gegenüber selbst der katholisch-papistische Klerus dieses Landes immer noch als theilweiser Vertreter und Träger der Wahrheit betrachtet werden kann, indem doch sein System mit viel reicheren Elementen des Christenthums durchwebt ist, als der Indifferentismus der Gegenparthei. Doch wie der Irrthum, obgleich er überall an der Wahrheit haftet, deshalb keine Entschuldigung verdient, so ist auch die Wahrheit, wenn sie selbst vom Irrthume umhüllt ist, nicht berechtigt, ihm absolut strafend gegenüberzutreten, noch fähig, ihn siegreich zu bekämpfen. Tharin schließt das zweite Capitel seiner Schrift mit den Worten: „Wir haben gesagt, daß die katholische Religion keine Hoffnung des Triumphes auf die neue Dynastie zu gründen habe; hier wollen wir hinzufügen, daß sie auch keine auf die Männer von Einfluß setzen dürfe." — Diese Behauptung scheint unbezweifelt richtig. Ob aber die Schuld nur einseitig sey, ist freilich eine andere Frage, auf deren Bejahung wir dem Verf. nicht zustimmen können.

(Fortsetzung folgt nächstens.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 1. August. № 61.

Die Gründe der freiwilligen Niederlegung meines geistlichen Amts. Eine offene Erklärung von E. C. J. Lützelberger, ehemaligem evangelischen Pfarrer zu St. Jobst bei Nürnberg. Nürnberg, 1838. 8. 179 S.

Ein Buch, was uns nähere Kunde von einer Thatsache gibt, die nicht vereinzelt dasteht; die, wenn sie auch in der nächsten Zukunft keine bedeutenderen Folgen nach sich ziehen sollte, doch immer ein wichtiges Krankheitssymptom unserer Kirche in der Gegenwart uns zeigt.

Der ehemalige Pfarrer zu St. Jobst bei Nürnberg, Herr Lützelberger, legt uns in dieser Schrift mit einer großen Ehrlichkeit und Offenheit die Gründe dar, die ihn bewogen haben, sein Amt niederzulegen; und er läßt uns dabei zugleich Blicke in seine Lebensgeschichte thun, woraus wir sehen, was dies Resultat herbeigeführt habe. Herr Lützelberger hat in den Jahren 1820 — 24 in Erlangen studirt; hier ergriff ihn, wie er sagt, die wiedererwachende Begeisterung für den alten Kirchenglauben; von Kindheit auf mit Achtung vor der heiligen Schrift erfüllt, dankte er Gott, daß er aus dem so weit gediehenen Abfall uns wieder erretten wolle. Daß diese Begeisterung indeß ihn zu tieferen dogmatischen oder philosophischen Forschungen, ja zu gründlichem Studium der Bibel geführt habe — daß vor allen Dingen eine lebendige Erkenntniß seiner Sünde und des menschlichen Verderbens überhaupt ihm aufgegangen sey, davon findet sich in der ganzen Schrift nicht die leiseste Andeutung. Daß Luther und seine Nachfolger die Bibellehre richtiger gefaßt hätten als die Rationalisten, und daß diese Lehre etwas Ehrwürdiges und Heiliges sey, das scheint der einzige Grund seiner auf der Universität gefaßten Überzeugung von der Wahrheit der kirchlichen Lehre gewesen zu seyn. So erhob sich denn gegen dieses auf Sand erbaute Haus — wie es gewiß in unserer, vielleicht noch mehr in der folgenden Zeit bei Vielen der Fall seyn wird — der niemals bei dem Verf. recht geleitete, durch ein höheres Licht an seine Stelle gewiesene gemeine Menschenverstand. Zuerst, sagt er, habe ein tieferes Studium, besonders der Paulinischen Schriften, ihm das Irrige der kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit und von der gänzlichen Verdorbenheit des Menschen und der Seligkeit allein durch den Glauben ergeben. Er schreibt nämlich dem Johannes und Paulus eine Art von Arianischer Vorstellung zu: der Logos sey ein Mittelwesen zwischen Gott und der Welt; ohne um das Widersinnige und Heidnische einer solchen Vermengung von Gott und Welt und den Widerspruch sich zu kümmern, in dem eine solche Lehre mit allen übrigen der beiden Apostel stehen würde. Es verlohnt sich durchaus der Mühe nicht, die Trivialitäten, die der Verf. hierüber beibringt, als kämen sie zum ersten Male zum Vorschein, und die jede gründliche Glaubenslehre und Schriftauslegung ihm widerlegt, hier näher durchzugehen. Merkwürdig ist aber seine wahrhaft seltene Aufrichtigkeit. Es hatte sich inzwischen in Baiern eine merkwürdige Veränderung zugetragen, welche wir größtentheils mit seinen eigenen Worten hier erzählen wollen.

Früher, erzählt er, habe man in Baiern bei der Ordination der Bekenntnißschriften nicht erwähnt, sondern in der Instruktion an die Candidaten heiße es bloß: „Der Pfarrer als Prediger solle die Lehre Jesu Christi und seiner Apostel, so wie sie in der heiligen Schrift enthalten ist, in Übereinstimmung mit demjenigen, was daraus in den symbolischen Büchern der Evangelisch-Lutherischen Kirche wiederholt worden ist, gewissenhaft und treu vortragen." Diese zweideutige Formel sey von den kirchlichen Behörden sehr lax gedeutet worden. Seitdem habe sich aber Alles sehr geändert. „Die Überzeugung, daß nur im alten Kirchenglauben die wahrhaft frei und selig machende Wahrheit zu finden sey, und alle Abweichung davon in's Verderben führe, hat sich immer mehr der Gemüther bemächtigt, und vor Allem sind solcher Überzeugung diejenigen geworden, welche an der Spitze der Evangelischen Kirche in Baiern stehen. Dadurch geschah es, wie es ja auch in Preußen und anderen Ländern geschehen ist und geschieht, daß die früher bestehenden Ordnungen in kirchlichen Dingen, die durch die Zeit stillschweigend außer Übung gekommen waren, wieder in Erinnerung gebracht, und die Forderung an die Lehrer der Kirche, in ihrer Lehre mit den kirchlichen Symbolen sich in Übereinstimmung zu setzen, allmählig immer ernster und stärker gestellt ward.... Bei der Dienstentlassung des Kirchenraths Stephani zu Gunzenhausen hieß es in der Entscheidung des Königl. Staatsministeriums vom 14. November 1831 ausdrücklich: „„daß bei Führung eines Lehr- und Pfarramts die Zugrundlegung der Kirchenlehre unerläßlich sey."" Ja selbst bei den Schullehrern wurde dieselbe Verordnung in Erinnerung gebracht unterm 15. April 1835: „„Jeder Versuch, von der Kirchenlehre abweichende Ansichten und Vermuthungen als religiöse Wahrheiten zu verbreiten, oder Zweifel zu erregen und das Ansehn des göttlichen Worts zu schmälern, ist an ihnen eben so streng, als an den Geistlichen selbst, zu ahnen.""

Der Verf. fährt nun darauf fort zu zeigen, daß in der That in allen Ländern Deutschlands, selbst im Königreich Sachsen, dem bekannten Sitz des Rationalismus (mit Ausnahme allein der Baierschen Rheinpfalz), eine Verpflichtung auf die Kirchenlehre noch fortbestehe, und daß es schlechterdings unverantwortlich sey, mit Eidesformeln, Ver-

sprechen, Instruktionen, die man annehme, unwürdige Deuteleien zu treiben. Ja, er geht noch einen Schritt weiter, und beweist, daß die Forderung, der Kirchenlehre gemäß zu lehren, nicht nur eine überall gesetzlich-rechtmäßige sey, sondern daß, ehe ein anderes gemeinsames Bekenntniß angenommen sey (und mit den von Rationalisten vorgeschlagenen habe es bis jetzt noch nirgends glücken wollen), nothwendig doch die alten noch fortbestehen müßten.

Aus diesem Allen leitet nun der Verf. den ersten Grund her, weshalb er sich genöthigt gesehen habe, sein Amt niederzulegen: „Er habe sich überzeugt, daß die Bekenntnißschriften, auf die er verpflichtet sey, mit der Bibel nicht übereinstimmten."

Merkwürdig ist es nun aber, in dieser Schrift zu sehen, wie er, bergab gleichsam in Schuß gekommen, vergeblich sich zu halten versucht, und das nächste Bedenken, welches er aufstellt, das vorige noch weit überbietet. Wer die Bekenntnißschriften mit der Bibel vergleicht um zu untersuchen, ob sie aus ihrer angeblichen Quelle auch wirklich hergeflossen seyen, würde dies gewiß nicht thun, hielte er die heilige Schrift nicht für seinen göttlichen Glaubensgrund. Nun kann man sich als Resultat einer solchen Vergleichung bei Manchen allerdings denken, daß der Glaubensgrund der Schrift stehen bliebe, obwohl sie gegen einzelne symbolische Lehren viele Einwendungen zu machen hätten; wie denn z. B. die höchst ungründliche Weise, mit der selbst von gläubigen Theologen, in der Dogmatik, wie auch ganz vorzüglich in der Exegese, die Lehren von der Dreieinigkeit, vom heiligen Geist, von der Versöhnung ꝛc. oft behandelt werden, höchst bedenkliche Zweifel in jugendlichen Gemüthern erwecken muß, denen selbst der Weg, historisch sich mit der Kirchenlehre gründlich bekannt zu machen, wenn auch nicht versperrt, doch von Niemandem geöffnet wird. Es kommt aber immer darauf an, mit welchem tieferen Herzensbedürfniß man an eine Untersuchung dieser Art geht. Solche, in denen, wie es bei unserem Verf. der Fall gewesen zu seyn scheint, nicht sowohl der Druck der Sünde und die von daher entstandenen Zweifel und Dunkelheiten die Sehnsucht nach Licht und Freiheit erzeugt haben, sondern nur ein oberflächliches Interesse an abstrakter Wahrheit, die werden immer, wenn sie Ein Joch, ihrer Meinung nach, abgeschüttelt haben, bald ein anderes eben so, ja noch schwerer drückendes auf ihren Schultern finden, und nun geht es immer weiter und weiter in die bodenlose Freiheit und Befreiung von aller objektiven Fessel der Wahrheit hinein. Haben wir es nicht, besonders seit zwanzig Jahren wie ganz auf's Neue, erlebt, daß es so den Zweiflern in der Römischen Kirche überall zu gehen pflegt? Woher kommt es doch, daß unter den vielen Tausenden, ja Millionen, die neuerlich in Frankreich, Spanien und Italien von der Römischen Kirchenlehre abgefallen sind, kaum hie und da einer die evangelische Wahrheit findet, da doch nicht bloß im Reformationszeitalter, sondern in diesem Jahrhundert noch in Deutschland so viele Hunderte von Katholiken sie wirklich gefunden haben? Daher kommt es, weil der Ausgangspunkt ihrer Zweifel ihr Verstand ist, den die vielen widersinnigen Lehren ihrer Kirche empören, und der eben deshalb nach jener negativen, abstrakten

Freiheit trachtet, welche nicht den an der Wahrheit haftenden Irrthum durch die Wahrheit, sondern Irrthum und Wahrheit auf gleiche Weise negirt. So auch unser Verf. Zu dem obigen kam bald noch ein zweiter Grund hinzu, weshalb er sein Amt niederzulegen sich genöthigt sah.

Dieser war: „Meine frühere Überzeugung von der göttlichen Autorität der Schrift vermag ich nicht mehr festzuhalten, d. h. ich kann nicht mehr Alles, was die Schrift erzählt und lehrt, für wahr und richtig ansehen, und sie daher auch nicht mehr für eine göttliche und heilige Schrift annehmen, deren Wort ich verpflichtet seyn und unbedingt vertrauen könnte." Wie der Verf. zuerst mit so großer Redlichkeit die elenden Deuteleien abwies, mit welchen man seine Verpflichtung, der Kirchenlehre gemäß zu lehren, sich und Anderen zu entkräften sucht: so zeigt er nun auch hier mit derselben Gradheit, daß, wenn die heilige Schrift im protestantischen Sinne die alleinige Glaubensnorm seyn solle, man unmöglich dies und jenes aus ihr herausnehmen und beseitigen könne, was man nicht glauben und annehmen möge; denn in diesem Falle würde sich die heilige Schrift von menschlichen Büchern, namentlich Predigt-, Gesang-, Agenden-, symbolischen Büchern, höchstens gradweise unterscheiden durch ein etwas größeres Maaß von Wahrheit und Zuverlässigkeit. Sondern, solle die Annahme einen bestimmten, festen, etwas sagenden Sinn haben, so könne sie nichts Anderes aussprechen wollen als: Alles, was in der Bibel steht, in Geschichte und Lehre, ist wahr, richtig, untrüglich und unzweifelhaft, und zwar wörtlich, d. h. wie sie es selbst meint und versteht, nach ihrem eigentlichen Sinne. Auf höchst treffende Weise zeigt der Verf., wie der oberste Grundsatz der evangelischen Kirchenlehre von der Autorität der heiligen Schrift unmöglich bestehen könne mit dem Markten und Dingen, mit dem semirationalistischen Anzweifeln bald dieser, bald jener Geschichte und Lehre, wie sie sich auch gläubige Theologen fortwährend gestatten. Da ist bei einigen Jesu übernatürliche Geburt zu Bethlehem wahr, aber die Versuchungsgeschichte eine mißverstandene Parabel; da ist bei anderen Jesu Heilung von Blinden und Tauben wahr, aber die Heilung der Dämonischen soll, der evangelischen Geschichte zum Trotz, ein innerlich-moralischer Heilungsprozeß seyn, kein physisches Wunder; da soll die Auferstehung wahr seyn, die Himmelfahrt schon bedenklicher, und von der Pfingstgeschichte nur der innerliche, geistige Vorgang, nicht aber das Reden in fremden Zungen; da soll Paulus zu Philippi nicht einen Wahrsagergeist ausgetrieben, sondern ein Lügengewebe zerrissen haben. Von dieser Halbheit hätte Strauß uns kurirt haben sollen. Höchst charakteristisch ist nun aber, was unser Verf. von kritischen Zweifeln gegen die heilige Schrift sich auswählt, um dadurch die göttliche Autorität der Bibel zu vernichten: die chronologischen Schwierigkeiten in der Geschichte des Jakob! Hier zeigt sich nun wieder recht, wie nothwendig den Verf. seine Zweifelsucht immer weiter führen mußte. Wer die großen Geheimnisse des Reiches Gottes, den Sündenfall und die Erlösung, in ernstem Ringen nach Licht und Freiheit, immer klarer hat verstehen lernen, dem wird die Enthüllung derselben der feste Haltpunkt, von dem ihm allmählig eine Schrift-

wahrheit nach der anderen klar wird. Wie ist es wohl möglich, auf die Wahrheiten der heiligen Schrift das nicht anzuwenden, was doch sonst von jeder menschlichen Kunst und Wissenschaft gilt? Wer kann die Idee, die einem großen Gebäude zum Grunde liegt, jemals zu erkennen hoffen, wenn er sein Studium mit einem Fensterzierrath oder dem Sockel an irgend einer vielleicht durch Schuld der Menschen schadhaft gewordenen Stelle beginnt? Wer kann die geflügelten Töne einer Musik durch ein Bann- und Zauberwort plötzlich mitten in einer Dissonanz zu Eis erstarren machen, und nun verlangen, daß diese Krystallisation einen befriedigenden und wohlthuenden Eindruck gewähre? Hat nicht mit Recht ein Schulmann erinnert, wenn man der Jugend auf Schulen zu früh die Geschichte der Philosophie in einer Reihe von Lehrsätzen der auf einander folgenden Philosophen vortrüge, diese ihnen erscheinen würden wie eine auf unbegreifliche Weise durch die ganze Geschichte sich hinziehende Genossenschaft tolerirter Rasender? Ist es Niemandem aus seiner Kindheit bekannt, mit welcher Evidenz ganz verständige Knaben den horrenden Unsinn der Buchstabenrechnung darzuthun wußten, wie man wohl Zahlen, aber nie a und b und c addiren könne? Und das sollte in der die ganze Weltgeschichte und alles Göttliche und Menschliche umspannenden Wissenschaft der Gottesgelahrtheit anders seyn? Gewiß wird der Verf. nicht behaupten wollen, daß er gründliche und tief gehende Studien der Theologie, und namentlich der Exegese gemacht habe; was sich von Spuren theologischer Kenntnisse in seinem Buche findet, geht nicht über das in den Collegienheften Erbeutete und nachher durch Lektüre von Journalen und ein Paar neu erschienene Schriften frisch Erhaltene hinaus. Über die Chronologie des Lebens Jakob's mit ihm zu streiten, würde daher vergebliche Mühe seyn;*) bald würde die Schöpfungsgeschichte, oder die Arche Noah, oder die Völkertafel, oder der Babylonische Thurmbau, und so fort bis zum Tempel des Ezechiel, ihm noch weit ergiebigere Fundgruben öffnen. Ist der rechte Standpunkt verloren, wird Alles schief angesehen, so gewährt auch der treueste Prospektus keine Anschauung mehr, nichts erscheint in seinen wahren Verhältnissen.

Und so zog denn den Verf. das Gesetz der Schwere von dem Berge Gottes mit immer beschleunigterem Laufe in die Tiefe hinab. Seit dem Erscheinen des Straußschen Buches überbot er seine beiden früheren Gründe, die ihn zur Niederlegung seines Amts bestimmten, noch durch einen dritten: „Die Überzeugung, daß die Messias-Idee des A. und N. T. überhaupt keine göttliche sey, auch habe Jesus sich für den Christus weder gehalten noch ausgegeben." Sonderbar erscheint es nur, daß der Verf. uns seine drei Gründe in genetischer Folge aufzählt, da doch jeder spätere den oder die früheren verschlingt, wie Pharao's magere Kühe die fetten, ohne daß man's merkt, daß sie sie gefressen haben, und sie mager

*) Doch wird dieser Punkt nächstens noch besonders in diesen Blättern besprochen, und Herrn Lützelberger gezeigt werden, daß, wenn sonst seiner Umkehr nichts entgegensteht, dies sie nicht hindern kann.
Anm. des Herausgebers.

und häßlich blieben wie vorhin — d. h. ohne daß die gierige Zweifelsucht durch ihren Fortschritt befriedigt wäre. Ist die letztgewonnene Überzeugung des Verf. begründet — und er geht damit noch um ein Bedeutendes hinaus über Strauß — dann ist das, was wir bisher heilige Schrift, selbst Neues Testament nannten, ein so leeres nichtiges Lügengewebe, daß es sich gar nicht der Mühe lohnt, das Verhältniß desselben zu der Kirchenlehre noch weiter zu prüfen. In diesem letzten Abschnitt führt nun der Vers. aus, wie fast alle Bestandtheile des Matthäus, Marcus und Lucas von Anfang bis zu Ende eine weit spätere Zeit verriethen; wie das Evangelium des Johannes, in Bezug auf das Strauß so eben in der Vorrede zu der dritten Auflage seines Werkes erklärt hat, an seinen Zweifeln zweifelhaft geworden zu seyn, ja die Persönlichkeit des Johannes selbst, erdichtet seyen, da Johannes vielmehr ein engherziger Judaist und Gegner des Paulus gewesen sey, wie aus Gal. 2. hervorgehe ꝛc., und stellt nun das Resultat seiner Forschungen dahin fest, daß Jesus der eheliche Sohn Joseph's und der Maria gewesen, als Sittenlehrer unter den Juden aufgetreten sey, nie aber sich für den Messias ausgegeben habe, sondern erst nach seinem durch den Haß der von ihm beleidigten Priester veranlaßten Kreuzestod von seinen unangenehm getäuschten Jüngern dafür erklärt worden sey. Bei diesem Abschnitte könnte es dem Verf. etwas Leichtes werden, einzusehen, wie alle seine wie Strauß'en's Zweifel wo anders als im Verstande wurzeln. Bei jeder anderen Geschichtsquelle würde ein Mann von dem Scharfsinn eines Strauß, wenn er sonst kein Interesse oder keinen Trieb zum Zweifeln hätte, sich schämen, solche Bedenken für der Rede werth zu halten, wie er sie aufgeworfen hat. Treffend ist ihm gezeigt worden, wie höchst unsicher Luther's Geburt zu Eisleben sey; die unmotivirte weite Reise der Eltern, deren Gründe noch dazu die Quellen verschieden angeben, im Zustande der höchsten Schwangerschaft der Mutter, im November, der dringende Verdacht einer Erdichtung, weil Eisleben Luther's Todesort war, und man den Todestag der Heiligen ihren Geburtstag nannte; wie unsicher sein Auftreten in Worms, wovon man in den Reichsakten nichts finde ꝛc. Bedenken der Art beseitigt jeder gründliche Historiker leicht, ja es ist eine seiner Hauptaufgaben es zu thun, und er unterzieht sich ihr gern — und doch ist keine weltliche Geschichte alter Zeit auch nur entfernt so beglaubigt, wie die evangelische. Hier tritt aber ein weit stärkerer Grund noch hinzu, der das Zweifeln uns verleiden müßte, wenn die Sucht nicht aus der inneren Entfremdung von den Schriftwahrheiten immer wieder hervorwüchse. Alle bisherigen Versuche, eine andere Geschichte an die Stelle der beglaubigten evangelischen zu setzen, haben bisher noch immer in den äußersten Abgeschmacktheiten geendet. Kann man sich etwas Alberneres denken, als das Bestreben von Strauß, Jesum zu einem ganz gewöhnlichen jüdischen Lehrer herabzusetzen und jedes bedeutendere und sinnvollere Wort aus seinen Reden hinwegzukritisiren, sodann aber der Gemeinde zu Jerusalem die Erdichtung der tiefsinnigsten Lehren, welche seit achtzehnhundert Jahren die größten Geister beschäftigt haben, anzudichten! Hat man nicht von jeher mit Recht auf den unge-

heuern Contrast zwischen der reichen Gedankenfülle der apostolischen Schriften und der großen Armseligkeit nicht bloß der apokryphischen Machwerke, sondern selbst der apostolischen Väter aufmerksam gemacht? Und doch soll auf einmal nicht bloß das größte Ereigniß der Weltgeschichte, sondern auch die alle folgenden Jahrhunderte beherrschende Wahrheit aus den Träumen und Dichtungen einer Versammlung entstanden seyn, deren Glieder alle von äußerer Armuth gedrückte, aber an natürlichen Gaben gewiß noch ärmere Juden in Jerusalem sind! Ferner, die Auferstehung Christi ist gewiß eines der größten Wunder, aber es ist wahrhaft gering gegen dasjenige, was Strauß an dessen Stelle gesetzt hat. Die Apostel, die trostlos am Rande des Abgrundes aller ihrer irdischen Hoffnungen bei Jesu Kreuze stehen, die Weiber, die Jesum einbalsamiren wollen, ja bald darauf die „fünfhundert Brüder auf einmal," auf deren lebendiges Zeugniß sich viele Jahre nachher Paulus noch berufen konnte, Alle, Alle sehen vom Sonntag Morgen an plötzlich Visionen, eine über die andere, und weil sie es so sehr wünschen, erscheint ihnen Allen auch Christus als vom Tode erstanden; und auf diese Visionen gründen sie ihren Welt und Tod überwindenden Glauben, mit dem sie, den Juden ein Ärgerniß und den Griechen eine Thorheit, Christum den Gekreuzigten verkündigen! Solche Abgeschmacktheiten vorzubringen würde Jedermann sonst sich schämen, er würde es wenigstens vorziehen, einstweilen von zwei Wundern das weniger abentheuerliche, das von den Evangelisten erzählte, zu glauben; aber die bittere Noth zwingt dazu, es geht nicht anders.

Wer sieht es nicht Straußen's Buche an, daß die kritischen Gründe nur eigentlich das äußere Gewand, die leicht durchsichtige Hülle sind, in der der krasseste Naturalismus, die Läugnung des Geistes und seine Herabwürdigung zur Natur gekleidet ist? Das Individuum, die Person ist nichts; die Gattung ist Alles in Allem. Das Individuum hat keine Wahrheit, keine Freiheit, keine Unsterblichkeit; es hat keine Persönlichkeit; die Gattung allein ist die große Göttin, die freie, die unsterbliche. Was von der Natur gilt, daß in ihr die einzelnen Individuen ein an und für sich gleichgültiges, vorübergehendes Daseyn haben, weil es der Natur nur auf die Erhaltung der Gattung ankommt, das wird auf den Menschen übertragen, den wir nach der heiligen Schrift als das Ebenbild Gottes bisher für den Herrn der Natur hielten. Darum wird nun Alles geläugnet, was den Menschen zu mehr als einem Naturprodukt machen möchte; jede wunderbare Manifestation des heiligen und gnädigen Gottes in einer zum Fleisches- und Naturdienst hinab geknechteten Sünderwelt muß hinweggeschafft werden aus der Geschichte, damit der Mensch desto gewisser und ungestörter in seiner Thierheit sich befestige. In einer so ganz in's Materielle hinein gekehrten Zeit wie die unsrige, in welcher die Macht der Idee über die Sinnlichkeit im Großen und Ganzen so gut wie nichts mehr vermag, findet, höchst charakteristisch, Strauß eine immer mehr zunehmende Herrschaft des Geistes über die Materie, darum weil die Wagen jetzt schneller fahren, und die Schiffe jetzt schneller segelu und die Waaren jetzt leichter ausgetauscht werden als sonst; die zunehmende Macht des Geistes also erweist sich in dem immer verfeinerten Dienst der Sinnlichkeit, in der immer wachsenden Gewalt der fleischlichen Begierden.

Ein ähnliches Bedürfniß ist es nun auch, was unseres Verf. Zweifel in's Leben gerufen hat. Strauß ist Herrn Lützelberger zu spekulativ; sein dürres Glaubensbekenntniß, das er an die Stelle der drei christlichen Artikel setzt, ist folgendes: „1. Ich glaube an Einen Gott, den Urheber der Welt, den Vater aller Menschen. — 2. Ich glaube an alle Menschen, als Gottes Kinder und meine Brüder, theilhaftig göttlicher Natur und bestimmt zum göttlichen Leben. — 3. Ich glaube an eine Geistesgemeinschaft Gottes und seiner Kinder, an eine Fortdauer des menschlichen Geistes und eine gnädig gerechte Entscheidung." Dem entsprechen dann nun drei Sätze der Moral, die Jeder sich leicht abstrahiren kann. Warum sind denn nun aber nicht alle Menschen mit diesem so einfachen Glaubensbekenntnisse zufrieden? Warum quälen sie sich denn mit so vielen Unbegreiflichkeiten, die sie zu jedem dieser Artikel hinzufügen? Sind sie denn allzumal ganz närrisch geworden, daß sie statt solche einfache, triviale Sätzchen anzunehmen, lieber Folianten und Bibliotheken voll schreiben von Untersuchungen, und den Kopf sich mit den leersten Grübeleien zerbrechen? Ist es wirklich Narrheit oder Tollheit, die sie dazu treibt, so hat es doch seine Schwierigkeit, sie so schlechtweg für „Gottes Kinder, göttlicher Natur theilhaftig," zu halten; dann möchten sie doch mit drei solcher Streukügelchen, dem Billiontheile eines Grans der verdünntesten Theologie und Philosophie, schwerlich zu kuriren seyn.

Sollten diese Gedanken — sollte eine genauere gründlichere Erforschung des tiefen und reichen Inhalts der biblischen Lehre nicht den offenbar ehrlichen und aufrichtigen, ehemaligen Pfarrer zu St. Jobst noch auf die rechte Spur zurückleiten können? Wir haben nicht „Gotteslästerung!" geschrien bei seinen, wenn auch noch so starken Äußerungen; seine unbedingte Wahrhaftigkeit, seine selbstverläugnende Gewissenhaftigkeit haben uns Achtung eingeflößt; wir versprechen uns sogar hie und da von seinem Buche eine heilsame Aufregung. Wendeten sich seine Blicke, statt die Bibel und die Glaubenslehre kritisch zu sichten, wozu ihm, wie er bei einiger Bescheidenheit erkennen muß, die Kräfte und Mittel fehlen, auf die Sichtung des eigenen Herzens; sähe er da die unbegreifliche Übermacht der Finsterniß über das Licht, des Bösen über das erkannte Gute; überzeugte er sich dann mit Schmerz, daß Gott der Urheber dieses Bösen, und so lange es in ihm herrscht, sein Vater nicht seyn, er also auch nicht Gottes Kind und göttlicher Natur theilhaftig seyn, und in Geistesgemeinschaft mit Gott nicht stehen könne: wie dankbar würde er dann mit den so lebhaft geschilderten jugendlichen Gefühlen der Verehrung zu dem Buche aller Bücher zurückkehren, und das Amt eines Verkündigers des Heils, getauft mit dem heiligen Geiste, von Neuem suchen! —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 4. August. № 62.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

Dritter Artikel.

Neuere Zeit. Hasenkamp-Menkensche Theorie.

Fortsetzung. (Vgl. Jahrg. 1837 S. 535.)

Was wir gleich im Anfang dieser Abhandlung bemerkten, daß nicht sowohl die Genugthuungslehre, als vielmehr die Versöhnungslehre selbst das Ziel der Gegner sey, das finden wir hier auffallendst bestätigt. Die Kirchenlehre von der stellvertretenden Genugthuung wollen die Menkenianer angeblich bekämpfen, und siehe da, die Versöhnungslehre fällt unter ihren Händen zusammen; ein schlagender Beweis, wie nur in jener diese Bibellehre ihre wissenschaftliche Begründung hat.*) Den Beweis für die Behauptung, daß die Menkenianer wirklich die biblische Versöhnungslehre aufheben, brauchen wir wohl, nach dem Gesagten, nicht erst zu führen; es wäre nur Wiederholung. Grade durch die Versöhnungslehre aber ist die Kirche Christi stets der rationalistischen wie der mystischen Erlösungslehre, welche im Grunde nichts Anderes als eine von Gott unterstützte, und höchstens von Christo ermöglichte moralische Selbsterlösung ist, wie sie von Pelagius aus auch in die Katholische Kirche semipelagianisch sich einschlich als das Gift, das die ganze Heils- und Gnadenordnung zerstört, entgegengetreten. Es ist klar, wie nahe die Erlösungslehre mit der Rechtfertigungslehre zusammenhängt. Diese ist die Frucht aus jener Wurzel. In ihr ruht das ganze Gewicht der ersteren; ja ohne Beziehung auf die Rechtfertigung verliert auch die Lehre über Versöhnung ꝛc. ihre Bedeutung und sinkt zur bloßen theologischen Streitigkeit herab. Jede ganze oder theilweise Verwerfung der kirchlichen Erlösungs- und Versöhnungslehre hat eine Verwerfung oder Modificirung der Rechtfertigungslehre nothwendig zur Folge. Wir werden daher, wenn wir nun noch die thetische Seite der Menkenschen Erlösungstheorie darstellen, auch ihre Stellung zur Rechtfertigung des Sünders vor Gott in's Auge fassen müssen. **)

Wenn sich die Ansicht des gemeinen Rationalismus dahin ausspricht, daß des Menschen Selbsterlösung (und folglich auch Rechtfertigung) in keinem Causalzusammenhange mit Christi Leiden und Sterben steht, so unterscheiden sich die Menkenianer darin, daß sie eine solche Causalität nachweisen wollen, indem sie nämlich die Tendenz des Lebens, Leidens und Sterbens Christi darein setzen, daß er die Sünde ihrem Wesen nach in sich selbst vernichtet habe. Hasenk. S. 317. „Wie das Wort Versöhnung Wegschaffung eines unreinen Stoffes bedeutet, und deshalb im A. und N. T. häufig die Wörter Reinigung, Heiligung, Entsündigung gebraucht werden, so war es der eigentliche Zweck der Sühnopfer, die Zerstörung des sündlichen Stoffes anschaulich zu machen. Nur bildlich wurde die Heiligung der Unreinen zur Reinigkeit gezeigt, indeß die Vergebung der Sünde im Wesen und Wahrheit durch die wörtliche Erklärung Gottes geschah, und zwar im Blick auf die im Tode Christi zu verwirklichende Sündenvertilgung. Von dieser Sündenvernichtung kann auch allein in den Handlungen, welche mit den Opferthieren vorgenommen wurden, eine Darstellung nachgewiesen werden." S. 323.: „An sogenannte Strafgerechtigkeit ꝛc. konnte dem Israeliten bei den Opfern kein Gedanke kommen; sie waren ihm ein Unterpfand, daß Gott nicht ruhen noch rasten werde, bis er durch die Geistesfülle des unter Leiden und Tod verherrlichten Messias die Sünde gänzlich werde vernichtet haben." Kürzer drückt sich Menken aus (Homil. über Hebr. S. 99.): „Idee des Opfers ist, daß die Sünde selbst geopfert werde;" und S. 150.: „Das Israelitische Sündopfer war eine symbolische Lehre und Unterweisung, daß die Sünde selbst aufgeopfert, getödtet werden müsse." — Was nun diese Vorbilder andeuteten, ist in Christo wirklich geschehen. „Nun war," sagt Hasenkamp S. 334., „in Christo durch die göttliche Zeugung und durch die Geburt von einer Sünderin

*) Dies wird in der Allg. Litt. Zeitung 1835 Nr. 212. geschickt gegen Bähr von einem Recensenten seines Colosserbriefes angewendet. Der Recensent erklärt nämlich Bähr's Polemik gegen die Rationalisten für unwissenschaftlich und gehaltlos, wenn er zu 1, 14. die Erlösung durch die Lehre Christi verwirft, da er alsbald 1, 20. „sich selbst als einen Rationalisten zeigt, und die durchaus biblische satisfactio vicaria verwirft, grade die Lehre, durch welche er allein seine Ansicht rechtfertigen könnte." „Er zeige doch," sagt Rec. ferner, „wie Befreiung von der Sünde (außerdem) anders zu Stande komme als durch bessere Einsicht."

**) Grade diese Beziehung wird von den Menkenianern zu wenig beachtet. Von der Rechtfertigung ausgehend läßt sich die kirchliche Versöhnungslehre nicht entbehren. Dieser zwingenden Consequenz, die einem offenen Gemüth, wenn es nicht grade von Reflexionen umnebelt ist, unverborgen bleibt, müssen wir die höchst überraschende Äußerung Menken's in seinen hinterlassenen Homilien (Homiletische Blätter, Bremen 1835, — eine sehr dankenswerthe Gabe aus seinem Nachlasse!) zuschreiben, wenn wir nicht lieber eine Untreue des Gemüths gegen das System darin sehen wollen. Er sagt nämlich S. 262. zu Micha 6, 6—8.: „Es ist kein gutes Zeichen, wenn so viel gefragt wird, wo nicht Eine Frage nöthig ist. Das Eine Bekenntniß, die Eine Bitte, das Eine Glaubenswort in der Richtung zu der Versöhnung, die Gott einst im Bilde und nachher in ewiger Wesenheit, Wahrheit und Wirkung in dem Blute Jesu Christi dargestellt hat: „„Gott sey mir dem Sünder versöhnt,"" hätte gethan, was alle diese und andere Fragen ꝛc. nicht konnten ꝛc."

ein Mensch aufgestellt, der, was allen anderen unmöglich war, über das Erbübel der Sünde nicht nur die Herrschaft behaupten konnte, sondern der auch, sofern er sich nicht, gleich dem ersten Adam, durch den Feind von Gottes Worten ablenken ließ, den verborgen lebenden Giftkeim zu tödten und das Sündenübel unter Leitung und Mitwirkung seines Vaters gänzlich in sich zu zerstören, und unsere Natur vollkommen zu reinigen und zu heiligen vermochte." Nachdem hierauf Hasenkamp ausführlicher im Leben Jesu diesen Sieg über die Sünde nachgewiesen, fährt er schließlich S. 342. fort: „So gelang es ihm, daß er in unserem sündlichen Fleischesrock ein unschuldiges und unbeflecktes Lamm blieb, unsere Sünden an seinem Leibe opferte, sein Blut rein und entsündigt für uns vergoß und uns heiligte und versöhnte." Eben so Menken, Homil. S. 106.: „Er hat sich nicht nur von aller wirklichen Sünde rein erhalten, er hat, was viel mehr sagt, die Sündlichkeit der menschlichen Natur, und das ist noch keine wirkliche Sünde,*) die auch in ihm war, vom ersten Beginn seines Lebens an so überwunden, so verläugnet und gekreuzigt, daß es nie eine Sünde werden konnte, und fort und fort so aufgeopfert, bis sie endlich bei dem Rufe: Es ist vollbracht! völlig ganz und ewig vernichtet war. Darum konnte sein Kreuz, das Todeszeichen der Sünde, das Siegeszeichen des Lebens für die Menschen werden. Er hat die Gestalt des sündlichen Fleisches in seiner Person aufgehoben. Er ist also zur Sünde gemacht,**) da er den schmählichen Leib des Fleisches anzog, da er die verachtetste aller Geistergestalten, die Gestalt des sündlichen Fleisches annahm. Er hat sich selbst geopfert, da er durch fortgesetzte Überwindung und Aufopferung diese Gestalt in sich vernichtete. Er ist das versöhnende Sündopfer der Welt geworden, da er in seiner Person die Sündlichkeit der Menschennatur aufopferte und vernichtete, diese Natur in seiner Person unsündlich machte, die sündliche Menschennatur in seiner Person Gott und Engeln und Teufeln unsündlich darstellte, wie er sie hernach, als er in den Himmel einging, auch unsterblich dargestellt hat." Eben so Dippel: „Christus hat in seinem Fleische eben durch Leiden die versuchende Sünde bezwungen, sie endlich gar getilgt, und an dem Kreuz in den Tod gebracht, und hiemit auch unsere Sünde und alte Geburt par avance mit sich geopfert." „Die Erlösung geschieht durch das Blut des ewigen Bundes, durch Leiden und Absterben, in welchem die Menschheit des zweiten Adam's selbst hat müssen erlöst, herausgerissen, vollendet und hernach selig gemacht und verherrlicht werden."

So zweideutig nun Menken sich zu halten bestrebt, so unterliegt es, anderweitigen Aussprüchen gemäß, doch keinem Zweifel, in welchem Sinne die von Christo vernichtete Sünde zu fassen sey; nämlich nicht als Schuld, auch nicht eigentlich

*) Man bemerke die Zweideutigkeit, die in das Wort wirklich gelegt ist.

**) Worin denn? in der Sündhaftigkeit die keine Sünde war? Und wenn sie keine war bei Christo, so hat er also unsere Sündhaftigkeit nicht aufgehoben, denn unsere ist Sünde.

als Handlung,*) sondern als Sündhaftigkeit, als das Sündige und Sündigende im Menschen, „das Erbübel, der sündliche Stoff," wie Hasenkamp ausdrücklich sagt, und ihn mit dem „Krankheitsstoff im Körper" parallelisirt (S. 318.). Wenn nun aber Christi Erlösungswerk darin bestand, daß er die Sünde in ihm selbst vernichtete, so konnte dies natürlich nur geschehen, wenn Christus diesen sündlichen Stoff, dieses Erbübel in sich selbst hatte. Das behauptet denn auch die Hasenkamp-Menkensche Theorie unzweideutig, wie folgende Stellen beweisen.

Hasenkamp, Zeitschr. S. 328.: „Schuldlos in seiner göttlichen Natur, ließ der Eingeborene sich vom Vater für uns Menschen des von Adam auf uns fortgepflanzten Fleisches und Blutes theilhaftig, und so viel eigentlicher zur Sünde machen, als jenes Thier, welches nach der Handauflegung nur als die Sünde gedacht und also genannt wurde." S. 331.: „Um aber die in Christo geschehene Versöhnung richtig zu fassen, müssen wir auf die bereits berührte Annahme unserer sündlichen Natur von Seiten Jesu Christi zurückgehen." Mit Beziehung auf Stellen wie Joh. 1, 14., Röm. 1, 3., 9, 5. u. a. sagt Hasenkamp S. 333.: „Diese Stellen lehren uns schon, Jesus habe nicht eine menschliche Natur angenommen, wie sie Adam hatte vor dem Fall, sondern die eines Abraham, David's und der Väter in der ganzen Messiaslinie."**) S. 334.: „Was Jesus von Maria empfing heißt in der Sprache der heiligen Schrift der alte Mensch, Röm. 6, 6." S. 338.: „Er trug wahrhaftig an seinem Leibe der Welt Sünde, Gott hatte durch die Geburt von der Maria unser Aller Sünde auf ihn geworfen." Eben so Menken Anl. S. 83.: „Jesus ist der ganzen menschlichen Natur, wie sie nach dem Falle ist, von Maria seiner Mutter theilhaftig geworden."***) Eherne Schl. S. 81.: „Unsere Sünde, die menschliche, adamitische, die Sünde, wie sie der Menschennatur, so wie sie sich in allen irdischen Adamiten findet, anhängt, die uns Allen eigene Sünde, die hat er vernichtet an seinem Leibe, am Leibe seines Fleisches, oder an sich, sofern er in Gestalt des sündlichen Fleisches war." Denn er „nahm nicht eine Menschennatur an, wie sie war, als sie aus der Hand Gottes kam, vielmehr eine solche, wie sie nach dem Falle in Adam war und in allen seinen Nachkommen ist." (Homil. S. 99 ff.) Desgleichen eherne Schl. S. 75., wo Menken so weit geht, ihm die Entäußerung von aller göttlichen Natur abzusprechen! — Was nun davon zu halten, daß Menken sagt, diese Sündhaftigkeit sey nicht wirklich Sünde, ist nun wohl leicht zu abstrahiren. Dippel ging auch hier kühner und consequenter zu Werke, wenn er (Wegweiser I. 207.) behauptet, Christus sey seiner menschlichen Natur nach „selbst

*) Vgl. Steiger, Petribr. S. 286.

**) Warum nicht auch eines Kain, eines Ahab, Herodes, Judas? hatten diese eine andere menschliche Natur?

***) Zur Verdeutlichung siehe noch S. 65.: „Alle Menschen werden sündlich geboren," und S. 67.: „Den Zustand und die Beschaffenheit des Menschen von Natur beschreibt Paulus Röm. 7, 7—24."

des Heils bedürftig und unter dem Fluch gewesen" und habe „der Teufel mit seinem Schlangensamen einen Sitz darinnen gehabt;" so wie er eben so consequent zugibt, daß das Versöhnungsopfer „ein Vorbild sey des inneren Mittleramts." „Er wollte zeigen, wie man die einwohnende Sünde besiegen könne; dies war die Ursache, warum Christus sollte leiden. Es sollte ein Jeder dabei erkennen, wie weit man es in der Verläugnung bringen könne ꝛc." (Hauptsumma §. 15 ff.) Wir weisen noch darauf hin, daß dieser Irrthum einer ganzen Anzahl von Mystikern eigen gewesen. Antoinette Bourignon, Poiret, der unter dem Namen Alethophilus und Theomilus auf mehrerern Traktaten genannte Baron v. Metternich, Fende, Edelmann, J. H. Reiz — haben alle ihren Irrthum in der Rechtfertigung durch diesen Irrthum in der Persönlichkeit Christi in mehr oder weniger plumper Weise zu bestätigen gesucht.

Was die Begründung dieser Ansicht betrifft, so beruft sich Hasenkamp zunächst auf die Lebensgeschichte Jesu, sodann auf einige apostolische Aussprüche. In Bezug auf das Leben Christi im Ganzen sagt er S. 334 f.: „In der genauesten Harmonie mit dem, was wir über die Beschaffenheit seiner angenommenen Menschheit gesagt haben, steht die Art und Weise, in welcher die Evangelisten von seinen Schicksalen und seiner Behandlung, von seinen Thaten und Äußerungen, seinen Kämpfen und Siegen, und insonderheit von der durch seinen Tod geschehenen Versöhnung reden." In specie wird hervorgehoben seine Taufe, Beschneidung, Versuchung, Leiden und Tod.

Von der Beschneidung sagt er S. 335 f.: „Nun war dieser Ritus von Gott eingesetzt zum Zeichen, daß der Mensch etwas habe in seinem Wesen, welches auf schmerzliche Weise weggeschafft werden müsse, und daß jeder Israelit zu solcher Reinigung geweiht werde." „Hat denn bei Jesu die Beschneidung solche Bedeutung nicht gehabt? War sie bei ihm allein eine viel leerere Ceremonie, oder lediglich zum Schein vollzogen? Wir könnten zu solchen Gedanken nur berechtigt seyn, wenn die heilige Schrift diese sonderliche Ausnahme bemerklich machte. Sie sagt aber im Gegentheil Col. 2, 11.: In welchem ihr auch beschnitten seyd mit der Beschneidung ohne Hände, durch Ablegung des sündlichen Leibes im Fleisch, nämlich mit der Beschneidung Christi." — Hiegegen ist nun Folgendes zu sagen. Daß die Beschneidung eine symbolische Handlung war, welche die Reinigung von Sünde andeutete, ist nicht zu läugnen; sie war aber mehr noch, sie war zunächst Bundeshandlung, die ihre wesentliche Beziehung hatte auf den die Reinigung selbst Vollbringenden. Der die Reinigung Vollbringende konnte aber nicht selbst der der Reinigung Bedürfende seyn.*) So wenig Christus, der Hohepriester, für sich und seine eigene Sünden erst Opfer bringen mußte, wie die andern Hohenpriester, Hebr. 5, 3., eben so wenig hat er sich um seinetwillen beschneiden und

*) Wie Menken (ehern. Schl. 85.) selbst wörtlich bekennt; und sich deshalb abmüht, aus der Sünde und Sündlichkeit keine Sünde zu machen!

taufen lassen, Matth. 3, 15.*) Er war das Heilige, das von der Maria geboren ward, Luc. 1, 35. Wenn er sich aber dennoch der Beschneidung unterwarf, so geschah nur, was Gal. 4, 4.**) von ihm gepriesen wird, daß er sich, um die zu erlösen, die unter dem Gesetz und Fluch sind, selbst unter das Gesetz begab, und ward ihnen auch in dieser Beziehung, jedoch ohne Sünde, gleich.***) — Was aber die angeführte Stelle Col. 2, 11. betrifft, so ist sie ungeschickt genug angewendet. Denn der Genitiv Christi in den Worten „mit der Beschneidung Christi" ist nicht objektiv, sondern subjektiv zu fassen, „die Beschneidung, die Christus gibt und anerkennt" (vgl. Steiger), und ist grade der leiblichen Beschneidung entgegengesetzt (vgl. Bähr). Von der am Leibe Christi selbst geschehenen Beschneidung ist also gar nicht die Rede. Wie aber die in und von Christo begründete geistliche Beschneidung näher zu verstehen sey, geben die folgenden Verse 12 — 14. an: „In dem, daß ihr mit ihm begraben seyd durch die Taufe ꝛc. und hat euch mit ihm lebendig gemacht ꝛc. und hat uns geschenkt alle Sünden, und ausgetilgt die Handschrift ꝛc." Wie daher diese Stelle einen Beweis geben solle, daß Christus um seiner Sünden willen beschnitten worden sey, vermag ein gesunder Sinn wohl nicht einzusehen. Was zweitens die Taufe Christi betrifft, so haben wir bereits den Grund angeführt, den Jesus selbst von seiner Johannistaufe, Matth. 3, 15., gibt. Hasenkamp aber meint S. 337.: „Als Johannes auf Befehl Gottes mit seiner Taufe hervortrat, hätte Jesus an derselben ohne Heuchelei Theil nehmen können, wäre nichts an ihm gewesen, worauf diese Taufe Beziehung hatte?" — Johannis Taufe war Bußtaufe zur Bekehrung auf den Messias. Da nun Jesus, wie Hasenkamp selbst bekennt, „keine Buße zu thun hatte," so kann hier Christus nicht den übrigen Menschen gleichgestellt werden. Im Übrigen ist dieser wesentliche Unterschied auch deutlich genug in dem dabei stattgefundenen anderweitigen Ereigniß, der Geistestaufe (Joh. 1, 33.) angedeutet, und zugleich die höhere Bedeutung dieser Taufe Jesu ausgesprochen. „Sie sollte nach Gottes Willen zugleich der Moment seiner Salbung mit dem Geiste, seiner feierlichen Inauguration zum messianischen Königreiche seyn." Olshausen zu Matth. 3, 13.

In gleicher Weise wird von Hasenkamp die Versuchung

*) Πρέπον ἐστί, der Nothwendigkeit entgegengesetzt. Olshausen z. d. St.

**) Freilich meint Hasenkamp, Christus hätte nicht können unter das Gesetz gethan werden, wenn er nicht „durch die Geburt von seiner Mutter etwas geerbt hätte, wider welches dasselbe von Gott gerichtet war." Kurz, Christus mußte eben vor Allem sein eigener Heiland werden!

***) Wer mehrere Gründe dafür wissen will, findet sie Gerh. ll. th. XX. c. III. §. 16. — Sehr schön sagt Bernhard (serm. II. de circumc.): Quare voluerit Christus circumcidi, non est quaerere Christianis. Propter hoc circumcisus est, propter quod natus, propter quod passus; nihil propter se, sed omnia propter electos etc.

und das Leiden und Sterben Christi zum Beweis seiner Sündigkeit angeführt. Der Frage über die Versuchungsmöglichkeit konnte sich natürlich Hasenkamp ganz überheben, da er die Sünde selbst in Christus setzt. Wir können sie daher gleichfalls hier ruhen lassen, und verweisen auf Ullmann's Abhandlung von der Unsündlichkeit Jesu. Einiges wird unten vorkommen müssen. — Vom Leiden und Sterben heißt es, Hasenkamp 340.: „Wissend, daß dies Übel („„das Feindliche in seinem Fleisch und Blut"") seiner Natur nach, wie es Elend und Tod hervorgebracht hatte, nur unter heißen Nöthen von seinem heiligen Geiste könnte verzehrt werden, deutete er schon frühe darauf hin, daß das in ihm vom Fleisch Geborene nicht in's Himmelreich eingehen würde ꝛc." „Sündlichkeit und Sterblichkeit gehören nothwendig zusammen," sagt Menken, und folgert daher aus dem Sterben Jesu seine Sündlichkeit. Vermuthlich steht Joh. 10, 18. dem, nach Menkenschen Lieblingsausdruck, nicht entgegen!! — Auch das nicht, daß, wie Menken sagt, die Sündigkeit Jesu keine Sünde sey, und daß, wie Hasenkamp sagt, Jesus sein Blut rein und entsündigt vergossen habe? — Welche Widersprüche!

Außer diesen Deduktionsgründen berufen sich aber die Menkenianer auch auf bestimmte Aussprüche der Apostel, die wir noch betrachten müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Verbesserte Bibelübersetzung.

In einer Recension der Schriften Stier's und Grashof's für Emendation der Lutherischen Bibelübersetzung in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, Nr. 116—118., von Herrn Pfarrer Lange in Duisburg wird der Vorschlag gemacht, durch eine aus zwei Deputirten der Consistorien und eben so viel der Synoden, der Bibelgesellschaften und der theologischen Fakultäten in Preußen bestehende Commission eine emendirte Lutherische Bibel zu veranstalten und diese dann als Preußische „Landesbibel" einzuführen. Solcher Vorschlag, wenn er auch ausführbar wäre, möchte schon darum ganz unräthlich seyn, weil, zumal seit Auflösung des corporis Evangelicorum, das letzte Band äußerer Gemeinschaft mit allen evangelischen (Lutherischen und reformirten) Christen Deutscher Nation, die gemeinsame Bibel, unverbrüchlich heilig zu halten, und das landschaftliche oder staatliche Princip, welches in unserer Kirche schon Raum genug hat, um keinen Schritt weiter auszudehnen seyn möchte. Gibt es schon jetzt in Preußen strenge Lutheraner, welche über die „Königlich-Preußischen Landeschristen" (s. die Schrift von Ehrenström und Kellner) sich aufhalten, welches Mißtrauen, welcher Widerspruch würde gegen eine solche „hochkirchliche" Landesbibel entstehen. Soll denn aber die Lutherische Bibel ganz unemendirt bleiben? Herr Pfarrer Lange deutet selbst die einfache Weise an, wie dies in den wenigen Stellen, wo es ein erhebliches Bedürfniß ist (dahin gehören nicht solche Änderungen, wie z. B. die von Meyer, Matth. 1, 20.: „indem er aber solches im Sinn führete" statt „indem er aber also gedachte"), nicht nur geschehen kann, sondern auch schon ohne allen Anstoß geschehen ist. Er führt nämlich als Beweis der Nothwendigkeit einer Emendation die Stelle an Eph. 3, 19.: Christum lieb haben ist besser denn alles Wissen, welches doch eigentlich heißen müsse „die Liebe Christi, die alle Erkenntniß übersteigt." Diese Verbesserung findet sich aber parenthetisch schon längst in allen Halleschen Bibeln,*) und es läßt sich nicht absehen, warum nicht auch in einigen anderen Stellen ähnliche Verbesserungen vorerst wenigstens eingeklammert werden könnten. So läge die Änderung der ganzen Kirche und allem Volke vor Augen und kein Mißtrauen würde sich erheben, weil der alte Text nicht unter der Hand bei Seite gebracht würde. In Gewissensachen von solcher Bedeutung hat weder ein Einzelner noch auch irgend eine Commission Vollmacht für die Gesammtheit; der Gegenstand muß öffentlich dem Urtheil der ganzen Kirche unterstellt werden und dies kann nur dadurch geschehen, daß Jeder im Stande ist, die geschehenen Änderungen leicht zu übersehen, ohne darum zwei Bibeln neben einander legen und dann wählen zu müssen. Ein solches offenes Verfahren ist man dem heiligen Nationaleigenthum des Lutherischen Bibeltextes schuldig, und unbedenklich könnte die Initiative dazu auch ein einzelner Mann, der kirchliches Vertrauen genießt, ergreifen. Ist dies unausführbar, so ist es tausendmal besser, bei dem Einen alten unveränderten Text zu bleiben, als der Gefahr eines Schisma zwischen Biblia variata et invariata sich auszusetzen. Dies kann um so zuversichtlicher behauptet werden, da keiner der behaupteten Mängel der Lutherischen Übersetzung die Substanz des Glaubens oder das Heil der Seelen irgend gefährdet, wie Schott in seiner Geschichte derselben (Leipzig 1835) dargethan, und Jedem auch eine unbefangene Vergleichung zeigt, während dagegen Entzweiungen über Änderungen und Neuerungen großen geistlichen Schaden stiften könnten, so daß es jedenfalls gerathener seyn möchte, einen zweiten Luther zu erwarten, als durch Commissionen das Werk des ersten umzuändern.

*) Luther selbst hat in der ersten Ausgabe des N. T. von 1522 übersetzt: „Die Liebe Christi, die alle Erkenntniß übersteigt," und erst später: Christum lieb haben ꝛc.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 8. August. № 63.

Die Katholische Kirche Frankreichs.

Tharin's Klagen und Hoffnungen.

(Fortsetzung.)

Das dritte Capitel der Tharinschen Schrift handelt von den Gesinnungen der Nation gegen die katholische Religion. Unser Verf. schildert uns die Angriffe, welche dieselbe, abgesehen von der jetzt herrschenden Dynastie und ihren Dienern, schon vor und während der Revolution von 1789, unter dem Kaiserreiche und selbst während der Restauration entweder durch Waffen der Gewalt oder des Geistes, welcher Scharfsinn, Witz und Verläumdung zum Sturze der verhaßten Feindin aufbot, zu erleiden gehabt habe. Deshalb habe die katholische Religion in Frankreich sehr tiefe Wunden zu heilen. Zu Paris sey die Klasse der Tagelöhner und Arbeiter, welche in den Werkstätten und Fabriken beschäftigt sind, ein unwissender und roher, irreligiöser, verderbter und wilder Pöbelhaufe, welcher nach dem Schlusse der Woche keine andere Erholung kenne als das Übermaaß des Genusses und der Ausschweifung; er stürze sich in die Wirthshäuser und in die Örter der Schande, statt die Tempel zu besuchen. Beim Anblick der blutigen Zwistigkeiten und der entsetzlichen Verbrechen, welche täglich vor die Gerichtshöfe gelangen, und deren immer zunehmende Zahl eine schauerliche Verderbniß bezeugt, haben selbst die Revolutionsjournale lebhafte Bestürzung ausgedrückt und das Gouvernement, über die Fortschritte des Übels erschreckt, hat die Nothwendigkeit empfunden, ihm einen Damm entgegenzusetzen; in dieser Absicht unterstützt es jetzt die Schulen der Brüder, welche neuerdings zum Unterricht der erwachsenen Handwerker errichtet worden sind, eben so wie die, welche der Erziehung der Kinder bestimmt sind. Dennoch läßt es so viele andere Ursachen einer tiefen Verderbniß bestehen, daß die Mittel, welche es anwendet, um ihren Lauf zu hemmen, keineswegs mit dem Zwecke, welchen es erreichen zu wollen scheint, im angemessenen Verhältnisse stehen. — Was die Handel treibende Klasse betrifft, welche in Paris so reich und so zahlreich ist, so lebe sie in der beklagenswerthesten Gleichgültigkeit in Hinsicht auf die Religion. Das Gewühl der Geschäfte verschlingt ihre Gedanken und ihre Neigungen; indem sie keinen anderen Kultus als den des Goldes und des Vergnügens kennt, sucht sie nach den Anstrengungen des Tages nur im Theater und in den Festen der Wollust ihre Zerstreuung. Die Liebe zum Gelde, der Egoismus, die Eifersucht gegen den Adel, selbst der Durst nach Auszeichnungen und Macht bilden die Hauptzüge ihres Charakters; man kenne die Parthie, welche sie in der Juli-Revolution ergriffen habe, und dies reiche hin, um den Maaßstab für ihre religiösen Gesinnungen abzugeben. — In dem Bürgerstande, welcher, sich vom Schauplatze der öffentlichen Geschäfte fern haltend, ruhig von den Einkünften seines Vermögens lebe, finde sich mehr Religion und gute Sitte, als in den beiden anderen so eben geschilderten Volksklassen; er sey freier von heftigen Leidenschaften, mehr mit häuslichen Sorgen beschäftigt, und so finde die Religion in dieser friedlichen Lage weniger Hindernisse zu überwinden. — Groß aber sey das Übel unter den Ärzten, den Advokaten, Rechtsgelehrten, den Litteratoren und Gelehrten. Unter diesen verschiedenen Klassen gebe es weniger positiven Haß gegen das Christenthum, als gänzlichen Indifferentismus gegen jede Art der Religion. Unglücklicherweise sey ihre Anzahl groß. — Was den Adel anbetrifft, so sey dies diejenige Klasse, welche am meisten den Interessen der Religion zugewendet ist. Die Revolutionen, denen sie mehrere Male als Opfer gefallen ist, habe einen großen Theil der philosophischen Vorurtheile zerstreut, von denen sie angesteckt war; zwar sind bei ihr nicht alle jene Vorurtheile gefallen, denn selbst wenn ein früher herrschender Irrthum in allgemeinen Mißkredit geräth, läßt er doch noch lange Zeit Spuren seines Durchzuges durch das Reich der menschlichen Intelligenz zurück, und das nützlichste Buch, welches man, Tharin's Meinung zufolge, heut zu Tage veröffentlichen könnte, wäre vielleicht ein Werk, in dem man mit den Waffen der Wissenschaft und des Talentes die Vorurtheile bekämpfte, welche vom Jansenismus (!) und der Scheinphilosophie herstammen. Denn diese irrthümlichen Ansichten leiten die öffentliche Meinung über eine Menge von wichtigen Fragen irre, selbst unter den Personen, welche laut ihre Achtung vor der Religion bezeugen.

Dies ist, fährt unser Verf. fort, in wenigen Worten die Ansicht, welche wir uns in religiöser Beziehung vom Geiste der Massen in der Hauptstadt Frankreichs gebildet haben; es ist eine Stadt der Geschäfte und des Vergnügens, ein Heerd der Irrthümer und des Verderbens; es ist die Hauptstadt der Revolutionen. — Aber wenn der Geist der Massen in religiöser Beziehung in Paris schlecht zu nennen ist, so findet sich dennoch in dieser Stadt eine große Anzahl von Menschen, welche aufrichtig der Religion ergeben sind, selbst unter denjenigen Klassen, welche am meisten herabgewürdigt und von den Irrthümern des Jahrhunderts angesteckt sind; ja man sieht daselbst eine Menge von ausgezeichneten Schriftstellern, welche alle ihre Talente und alle ihre Zeit der Vertheidigung der heiligen Lehren widmen. In dieser Stadt, deren Einfluß so mächtig auf die Provinzen Frankreichs und auf die Nationen Europas ist und in der sich alle Extreme berühren, bemerkt man zur Seite der brutalsten Irreligion, des stupidesten Indifferentismus und der frechsten Libertinage, zahlreiche und glänzende Beispiele

lebendigen Glaubens, heroischer Liebe und glühenden Eifers für die Ausbreitung der Religion. — Diejenigen Ortschaften nun, welche in Hinsicht auf Religiosität am schlimmsten beschaffen sind, sind die Dörfer und Städte, welche in einem Umkreise von vierzig bis funzig Lieues von Paris entfernt liegen. Der Quelle des Übels benachbarter, haben diese Gegenden viel mehr als die ferner gerückten Provinzen den verderblichen Einfluß der Hauptstadt erfahren; die gottlosen und unmoralischen Bücher, die Schmähschriften gegen den Klerus, die Brandbriefe des Liberalismus sind daselbst durch die unermüdlichen Sendlinge der revolutionären Propaganda in viel größerer Zahl als anderswo verbreitet worden; besonders die nahe an Paris gelegenen Landsitze betrüben die Blicke des ehrbaren Mannes durch das Schauspiel der Laster dieser großen Stadt, ohne ihn durch das ihrer Tugenden zu erquicken. Aber im Westen und Süden von Frankreich ist der Glaube noch lebendig, es existiren selbst im Norden und Osten des Königreichs eine Menge von Kirchspielen, wo Religion und Frömmigkeit in Blüthe stehen, und besonders die Provinzen, deren Einwohner ein eigenes Idiom reden, waren eben durch die Unkenntniß der Französischen Sprache gegen die Plage der Ansteckung geschützt.

Nach diesem flüchtigen Überblicke über die Gesinnungen der Nation gegen die katholische Religion schickt sich unser Verf. an, uns seine Gedanken über die religiöse Bewegung, welche sich unter ihr vorbereitet, auseinanderzusetzen. — Es ist gewiß, fährt er fort, daß sich jetzt weniger Haß gegen den Klerus als zur Zeit der Restauration vorfindet. In dieser Epoche legte man ihm böswilliger Weise ein sehr ausgedehntes politisches Gewicht bei, einen ungeheuren Einfluß bei der Austheilung der Würden und Ämter. Dieses Gewicht und dieser Einfluß waren nur Hirngespinnste, dazu erfunden, ihn verhaßt zu machen; aber man glaubte ziemlich allgemein an die vermeintliche Macht des Klerus, und die Feinde der Religion oder die Gleichgültigen, welche nur vom Ehrgeize getrieben waren, faßten deshalb einen lebhaften Abscheu gegen die Diener des Heiligthums. Indeß die siegreiche Parthei machte in der Trunkenheit ihres Triumphes sonderbare Geständnisse durch die Organe ihrer politischen Meinung. Unter den Journalisten der Revolution rühmten sich die Einen, funfzehn Jahre hindurch Komödie gespielt zu haben, die Anderen erklärten rund heraus, daß sie nie Furcht weder vor der Congregation, noch vor der Priesterparthei gehabt hätten, und daß, wenn sie sich bestrebt hätten, so viel Haß und Verachtung auf den Namen eines Jesuiten zu laden, dies nur in der Absicht geschehen wäre, um unter diesem Namen die Legitimisten selbst mit größerem Erfolge zu bekämpfen. Diese seltsamen Geständnisse haben nicht wenig dazu beigetragen, einer Menge von Betrogenen die Augen zu öffnen, welche in ihrem Glauben an die periodischen Blätter und die übrigen Schriften des Liberalismus sich eine schreckhafte Vorstellung von dem politischen Einflusse der Jesuiten, der Congregation und der Priesterparthei gebildet hatten; sie haben deutlich erkannt, daß sie sich wie Kinder vor der Erscheinung lächerlicher Gespenster gefürchtet hatten und ihr thörichter Haß hat sich besänftigt. — Es ist überdies notorisch, daß seit der Juli-Revolution der Klerus beim Gouvernement nicht eben in Gunsten steht. Die der katholischen Religion übelgesinnten Personen hassen also ihre Diener jetzt weniger, weil sie sie nicht mehr fürchten, weil der Stand der Erniedrigung und der Leiden, in dem sie sich befinden, jene von jeglicher Besorgniß befreit, daß Männer, welche durch ihre religiösen Tugenden Achtung verdienen, vor ihnen bei der Vertheilung von Stellen den Vorzug erhalten könnten. Obgleich nun dieser Haß nur eingeschläfert, nicht vernichtet ist, obgleich er wahrscheinlich unter anderen Umständen mit erneuter Heftigkeit erwachen würde, so findet doch jetzt die aufgeklärte Klasse, welche sich ehemals sehr feindlich gegen den Klerus bewies, von Seiten ihrer Leidenschaften weniger Hindernisse zu überwinden, um sich der Religion zu nähern und ihre Vorschriften zu erfüllen; und daher kömmt es ohne Zweifel, daß einzelne Bekehrungen bewirkt worden sind, welche unter dem früheren Gouvernement nicht statt gefunden hätten, daher kömmt es ferner, daß ein Offizier, ein Zögling der polytechnischen Schule in Uniform die Sakramente in einer Kirche frei empfangen können, ohne daß sie die Sarkasmen der Ungläubigen zu fürchten haben. Zur Zeit der Restauration war es nicht also; Schmähungen und Zurücksetzungen trafen die Zöglinge der polytechnischen Schule, welche ihre Frömmigkeit an den Tag legten, und die leere Beschuldigung heuchlerischen Ehrgeizes war unter der Armee so verbreitet, daß ein Offizier sich mit einem außerordentlichen Muthe waffnen mußte, um sich den heilsamen Übungen des Christenthums hinzugeben. Wenn jetzt wenig religiöse oder selbst irreligiöse Leute sehen, daß eine Militärperson, ein junger Mensch, welcher zur Rechts- oder Arzneischule gehört, der Messe beiwohnt, am heiligen Tische vor dem Heilande der Welt in lebendigem Glauben seine Knie beugt, so sagen sie: Dieser Mensch gehorcht der Stimme seines Gewissens, er folgt seiner inneren Überzeugung, und keine Lästerungen stören ihn in der Verrichtung seiner Andacht. — Mit derselben Freiheit beobachtet man heut zu Tage in Frankreich das Fastengesetz; wenn ein Mal unter tausenden ein vorwitziger Laffe einer früheren Gewohnheit zufolge sich einen schlechten Spaß erlaubte, so würde er in demselben Augenblicke durch den lebhaften Tadel seiner fröhlichen Tischgenossen zum Schweigen gebracht werden. Es ist also jetzt weniger aktiver Haß gegen die Religion vorhanden, mehr Achtung vor ihr und eine freiere Ausübung ihres Ritus, als zu der Zeit, wo die Frömmigkeit auf dem Throne sitzend den Argwohn und das Mißtrauen der Ungläubigen und Ehrgeizigen erregte.

Einen süßen Trost gewährt nach Tharin den Freunden der Religion die sichtbar veränderte religiöse Stimmung der jetzigen Französischen Jugend. Mehrere von einer aufrichtigen Liebe zur Wahrheit geleitet, öffnen endlich ihre Augen dem Lichte und werden gläubig; Andere vereinigen sich zur gemeinsamen Lektüre von Werken, in denen die mit Evidenz geführten Beweise für das Christenthum von ihrem Geiste die Irrthümer verscheuchen, welche sie durch die Lesung der philosophischen Schriften eingesogen hatten; noch Andere, von ihren abentheuer-

lichen Geistesfahrten mitten unter der unendlichen Leere der Systeme ermüdet, oder durch Blendwerke, die sie für eitel erkannt haben, so wie durch tausend betrogene Hoffnungen niedergeschlagen und verwirrt, suchen eine heilsame Ruhe in den Lehren der Religion. Endlich obgleich die Masse, von der Seuche des Jahrhunderts angesteckt, einer strafbaren Gleichgültigkeit in Glaubenssachen hingegeben bleibt, indem sie mehr mit politischen Diskussionen, profanen Studien, Geschäften und Vergnügungen, als mit dem Suchen nach Wahrheit beschäftigt ist: so findet dennoch unter der neuen Generation, welche überlegt und nachdenkt, eine sehr fühlbare Bewegung nach der Religion hin statt. Der größte Theil der jungen Leute, welche noch nicht das Glück haben, an ihre Göttlichkeit zu glauben, sprechen wenigstens von ihr wie von einer Wissenschaft, welche eine ernste Prüfung verdient, statt sie mit hochmüthiger Herabwürdigung wie einen Aberglauben und eine Fabel zu behandeln. Und merkwürdige, und mitten unter zahlreichen Gegenständen der Betrübniß wahrhaft trostreiche Thatsache! die Verachtung, welche sie ihr früher bei jeder Gelegenheit bezeugten, die schütten sie jetzt mit vollen Händen über Voltaire und über die anderen Stimmführer der Scheinphilosophie aus. Und doch waren diese schuldigen Urheber so vieler antichristlichen Systeme und so viel beklagenswerthen Unheils noch vor acht Jahren für die Jugend die Gegenstände ihrer Anbetung und ihrer fanatischen Bewunderung. — Man begreift nicht, fährt unser Verf. fort, wie das Gouvernement von einem solchen Schwindelgeiste ergriffen seyn konnte, daß es grade diesen Augenblick gewählt hat, um an der Vorderseite eines Tempels diesen Männern der Lüge und des Unglücks göttliche Ehre zu erweisen. Aber die Religion, tief über einen solchen Schimpf betrübt, erhielt kürzlich eine Linderung ihres Schmerzes, als 458 junge Männer aus den Schulen zu Paris bei der Deputirtenkammer eine Petition mit ihren Unterschriften einreichten, um es zu erlangen, daß die Kirche der heiligen Genofeva ihrer ursprünglichen Bestimmung wiedergegeben würde.

Indeß, ehe das Heil, welches diese religiösen Symptome verkündigen, über Frankreich aufgehe und erglänze, ständen allem Anscheine nach diesem Lande noch neue und schreckliche Kämpfe bevor. Denn ungeachtet der trefflichen Keime, welche man im Inneren der Nation bemerkt, sey der sociale Körper daselbst von moralischen Krankheiten zerwühlt und unterminirt, welche alle Anzeichen einer bejammernswerthen Auflösung an sich trügen.

Das Landvolk, weit entfernt davon, wie die unterrichtete Jugend sichtbare Fortschritte zur Religion hin zu machen, ist im Gegentheil seit dem Jahre 1830 weniger religiös und ungeregelter in seinen Sitten geworden. Ein Geist der Unabhängigkeit, welcher ihm immer verderblich ist, bringt es dahin, das Joch des Gehorsams gegen seine Pfarrer, welche es von seinen Pflichten unterrichten, abzuschütteln. Die Männer, welche zu den Ämtern der Maire, der Adjunkten, der Municipalräthe berufen werden, aus den Gliedern der Revolutionsparthei erwählt, haben den Klerus in der Verwaltung seines Dienstes bedrängt, und an vielen Orten dauert dieses System der Unterdrückung

noch fort. Natürlich übt ein Beispiel der Art, welches von den lokalen Behörden selbst gegeben wird, den schädlichsten Einfluß auf die Klasse der Landleute aus, und wenn in mehreren Diöcesen diese zahlreiche Bevölkerung, welche die Masse der Nation bildet, Ehrfurcht vor ihren Pastoren und Treue gegen die religiösen Übungen bewahrt, so sind doch leider in einer sehr großen Anzahl von Kirchspielen der Glaube und die Frömmigkeit auf eine betrübende Weise in Abnahme gekommen. Man erzählt von einem Dorfe in der Normandie, wo ein Bauer nicht seine Osterpflicht erfüllen kann, ohne auf dem Markte und den öffentlichen Plätzen gröblich insultirt zu werden. — In den Städten haben Glaube und Frömmigkeit weniger Ursache zur Betrübniß als auf den Dörfern. Zu Lyon, zu Marseille, zu Toulouse und in anderen großen Städten empfängt die Religion von Seiten der Gläubigen die süßesten Tröstungen; und das gebieterische Bedürfniß einer christlichen Erziehung wird so allgemein empfunden, daß im Anfange des Jahres 1837 vier und neunzig Städte um Schulen, welche unter Leitung der Brüder ständen, nachsuchten. — Aber es herrscht in Frankreich eine Liebe zum Golde, ein Durst nach Macht und Ansehen, und ein Fieber der Unabhängigkeit, welche in vielen Gegenden den Fortschritten des religiösen Geistes unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen; alle unreine Quellen der Verderbniß bleiben überdies den menschlichen Leidenschaften geöffnet und der furchtbare Hebel der Presse treibt an verschiedenen Punkten des Königreichs die kothigen Wasser einer tiefen Unsittlichkeit in das Innere der Familien.

„Es ist unmöglich," dies ist die Endbetrachtung zu der unseren Verf. dieser ganze Abschnitt geführt hat, „daß bei einem solchen Stande der Dinge die Religion gedeihe, und wenn man uns fragt, auf welchem soliden Grunde denn die Hoffnung einer glücklichen Zukunft für sie ruhe, von der wir so eben unsere Leser unterhalten haben, so antworten wir, daß seit funfzig Jahren alle Gebäude, welche nach den Theorien und durch die Männer der Revolution errichtet worden sind, das eine nach dem anderen nach einer kurzen Dauer über den Haufen gestürzt sind; daß Gott nach seinem Wohlgefallen das Herz der Herren dieser Welt lenkt oder sie wie irdene Gefäße zerbricht, wenn sie sich gegen sein Gesetz hartnäckig ungehorsam erweisen; daß die göttliche Vorsehung unvorhergesehene Begebenheiten herbeiführen wird, welche ihrer unendlichen Weisheit zu geschickten Werkzeugen dienen werden, um der Kirche Frankreichs, welche so oft durch sie von drohenden Gefahren gerettet worden ist, einen dauernden Frieden zu verleihen, und wir wiederholen bei dieser Gelegenheit mit Freude, daß der sichtbare Verfall der Scheinphilosophie, dieser furchtbarsten Feindin des Katholicismus im vorigen Jahrhundert, uns von der glücklichsten Vorbedeutung zu seyn scheint. Dem Katholicismus also, welcher immer noch voll Leben, ungeachtet seiner Verluste und seiner Schmerzen, mitten aus so vielen Prüfungen und Kämpfen hervorgegangen ist, muß endlich doch der Sieg verbleiben.

Die Wahrheit wie der Irrthum, das Gute wie das Übel, steigen aus den höheren Klassen der menschlichen Gesellschaft in

die niederen Stände herab, und weil die Wahrheit anfängt unter der aufgeklärten Klasse wiederum ihre Herrschaft einzunehmen, so wird sie später von da aus auch unter die arbeitende und landbauende Bevölkerung sich verbreiten. Die Gleichgültigkeit in Glaubenssachen, welche die Masse der Nation erfrieren und erstarren läßt, ist ein vorübergehendes Übel; alle Mittel, sie mit Erfolg zu bekämpfen, sind in dem Klerus und einem sehr ansehnlichen Theile der Französischen Gesellschaft gegeben. Überdies leben alle Völker von Glaubensüberzeugungen, wahren oder falschen, und diese Gleichgültigkeit ist keine Glaubensüberzeugung, welche die Geister, die natürlicher Weise begierig sind, die Wahrheit kennen zu lernen, befriedigen könnte: sie ist eine Entkräftung, eine Apathie, eine Krankheit des Herzens, über welche die Kirche, die vom Himmel herabgestiegen ist, um die Völker zu regeneriren, unter glücklicheren Umständen triumphiren wird. Was bedarf es aber, um diesen Triumph herbeizuführen? Einen Mann, . . . eine Begebenheit . . .

Die Betrachtungen, welche wir in den folgenden Capiteln entwickeln werden, flößen uns den Glauben ein, daß dieser Mann des Heiles erscheinen wird, daß diese Begebenheit unter Leitung einer barmherzigen Vorsehung eintreffen wird." — So weit unser Verf. Wir enthalten uns vorläufig aller Reflexionen über seine, vielleicht manchem unserer Leser sehr sanguinisch erscheinenden Hoffnungen. Sähe Tharin mit eben so festem Gottvertrauen und freudiger Erwartung dem Wiederaufleben des reinen Evangeliums von Jesu Christo, dem Gekreuzigten, entgegen, setzte er eine eben so sichere Hoffnung auf die Unerschütterlichkeit des Grundsteines, als er den seiner Meinung nach wieder zu bewerkstelligenden Überbau von Heu, Stroh und Stoppeln für feuerfest hält, so hätten wir seinen an sich viel Schönes enthaltenden Worten nichts weiter hinzuzusetzen, als etwa die auch dann noch ihre Statt habende Mahnung, daß uns zwar verheißen sey, die wahre Kirche Christi sollen die Pforten der Hölle nicht überwältigen, daß wir aber auch wissen, Welt und Reich Gottes werde bis zum Ende der Tage im Kampfe liegen, ja die Ungerechtigkeit werde zuletzt noch überhand nehmen auf Erden, so daß wir uns also wenigstens vor der allzu sicheren Erwartung zu hüten haben, als werde in unserer Zeit die Kirche Jesu Christi flugs einen glänzenden Triumph über alle Lande feiern.

(Fortsetzung folgt nächstens.)

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Als der schlagendste gilt ihnen Hebr. 9, 28.: „Also ist Christus einmal geopfert, wegzunehmen Vieler Sünden. Zum anderen Male aber wird er ohne Sünde erscheinen, denen die auf ihn warten, zur Seligkeit." „Damit sagt der Apostel, daß Christus bei seiner ersten Erscheinung nicht ohne Sünde erschienen sey," schreibt Menken (Homil.); und Hasenkamp S. 333.: „wonach er das erste Mal nicht ohne Sünde, sondern mit derselben erschienen ist und erscheinen mußte, weil er sie durch sein eigen Opfer hinwegthun sollte." — Der Gegensatz, der in diesen Worten des Apostels hervorgehoben wird, wird auch von der orthodoxen Lehre nicht geläugnet. Ob aber dies erste Erscheinen Christi mit Sünde eine Imputation, oder, im Menkenschen Sinne, eine Inhäsion und Inhabitation der Sünde in sich schließe, das scheint aus dieser Stelle selbst nicht entschieden werden zu können; und es scheint daher allerdings nur die Berufung auf die Analogie des Glaubens, mit Tholuck z. St., übrig zu bleiben. Eine solche Berufung ist aber bei den Gegnern ohne Kraft. Indeß läßt sich bei genauerer Betrachtung dennoch aus den Worten der Stelle selbst darthun, daß der Apostel nicht an eine in Christo wohnende Sündhaftigkeit, sondern lediglich an die von Christo imputative auf sich genommenen Sünden der Menschen gedacht hat. Er sagt nämlich, Christus sey einmal geopfert, um Vieler Sünden wegzunehmen. Nun kann zwar der Singular ἁμαρτία als Gesammtbegriff für die einzelnen Sünden gebraucht werden; nicht aber der Plural ἁμαρτίαι (noch dazu mit πολλῶν) für die Sünde schlechthin, als Sündhaftigkeit. Wenn aber der Gegensatz, daß Christus das erste Mal mit Sünde erschien, wirklich aus den Worten, daß er das andere Mal ohne Sünde erscheinen werde, gefolgert wird, so ist das ohne Sünde seyn aus dem mit Sünde erschienen seyn zu erklären. Dieses „Mit Sünde erscheinen" (ein Ausdruck, der in der Bibel nicht vorkommt) ist aber auf das Schärfste bestimmt und sein Inhalt angegeben in den Worten προσενεχθεὶς εἰς κ. τ. λ. gleichsam als ein Opfer, parallel den Worten des V. 26. διὰ τῆς θυσίας πεφανέρωται. Dies wird bestätigt durch die Parallelstelle 1 Petr. 3, 18. χριστὸς ἅπαξ περὶ ἁμαρτιῶν ἔπαθε, δίκαιος ὑπὲρ ἀδίκων, wo die Menkenianer das περὶ ἁμαρτιῶν: „wegen seiner eigenen Sündhaftigkeit" übersetzen müßten. Dies ist aber, so wie überhaupt das erste Erscheinen Christi mit Sünde im Menkenschen Sinn, so entschieden schriftwidrig, daß man nur die einzige Stelle Hebr. 4, 15. ansehen darf, wo ausdrücklich steht: χωρὶς ἁμαρτίας Hier es aber für παράπτωμα (Thatsünde) nehmen, und die Sündhaftigkeit ausschließen, ist eben so inconsequent als unexegetisch. — Offenbar ist es nun durchgreifender Gedanke unserer Stelle von V. 12. an, das Opfer Christi als ein für allemal geschehen und ein für allemal gültig darzustellen, welches nicht wiederholt werden könne, und nicht wiederholt zu werden brauche. Zwar werde Christus einmal wieder erscheinen, aber nicht zu einem abermaligen Opfer, sondern um seine Erlösten einzuführen in die ewige Freude. Man mag daher das χωρὶς ἁμαρτ. mit Grotius auf τοῖς ἀποδεχ. beziehen, oder auf Christus, die Beziehung auf's Opfer Christi bleibt immer. Dem Menkenschen Irrthum von der Sündhaftigkeit Christi aber ist diese Stelle ganz entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 11. August. № 64.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Fortsetzung.)

Die zweite Stelle, die für denselben angeführt wird, ist 2 Cor. 5, 21. (vgl. Hafenkamp S. 333. S. 328., Menken eherne Schl. 84. 95., Homil. 106.), nicht anders als ob dastände, Gott hat ihn zum Sünder gemacht, statt zur Sünde. Der Ausdruck ἁμαρτία ist aber augenscheinlich mit Beziehung auf das Opfer gewählt, welches im A. T., nachdem es an die Stelle des Sünders getreten, und „an sich rein" (ἄμωμος, sagt Petrus von Christo) die Sünde des Sünders auf sich genommen, gradezu Sünde genannt wurde, wie Hasenkamp selbst erkennt S. 320. So wenig nun aber das Thier selbst ein sündiges Wesen ward, weil es Sünde genannt wurde, so wenig kann dieser Schluß auf Christum gemacht werden, sondern bei beiden gilt der gemeinsame Grund der Opferidee.*) — Der Ausdruck γνόντα ist offenbar prägnanter als das Wort ποιήσαντα, und bezeichnet eben das, daß Christus nicht bloß keine Sünde gethan, sondern schlechthin aller Sünde fremd sey. („Adeo a peccato fuit alienus, ac si prorsus peccatum ignoraret" Estius.) Eben so widerspricht die ganze Fassung des Satzes der Menkenschen Auffassung. Denn wer ist der μὴ γνούς? Nach Menken der Logos vor seiner Menschwerdung. Nach Paulus ist es derselbe, der zur Sünde gemacht worden, und in welchem wir Gerechtigkeit haben. Das ist aber nur der Menschgewordene, der, an sich heilig, die Sünde auf sich nahm. Demnach hätte Paulus im Menkenschen Sinne sagen müssen: Gott hat den, der von der Sünde wußte, der sündig war, von der Sünde frei gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden; wie etwa Hasenkamp S. 343. sagt, daß Christus sein Blut entsündigt vergossen; oder wie Menken Schl. S. 96., daß „nur durch den, der unsündlich geworden, konnte den sündlichen Menschen geholfen werden." — Endlich ist auch der zweite Satz unserer Stelle: auf daß wir in ihm würden δικαιοσύνη, gegen die Menkensche Auffassung der ἁμαρτία als sündliches Fleisch. Kurz, so viel Worte, so viel Gegenbeweise!*)

Die dritte Stelle ist Röm. 8, 3., vgl. Menken eherne Schl. S. 75. 84., Anl. 83., Homil. 106 f., Hasenkamp 343 f. Die Stelle lautet nach Luther: Was dem Gesetz unmöglich war, sintemal es durch das Fleisch geschwächet ward, das that Gott, und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches, und verdammte die Sünde im Fleisch durch Sünde. — In besonderen Betracht kommen hier die beiden Ausdrücke ὁμοίωμα und κατέκρινε. Auffallend ist es aber für's Erste, wie die Menkenianer, die doch sonst sehr schnell sind, Luther's Übersetzung zu corrigiren (z. B. gleich bei κατέκρινε), das Lutherische Gestalt der Sünde (ὁμοίωμα) sich so wohlgefallen lassen, und es sogar im Sinne der Gleichartigkeit nehmen, was ganz falsch ist. Denn so wahr es einerseits ist, daß Christus, was die Substanz und das Wesen der menschlichen Natur betrifft, gleichartig ist, eben so gewiß ist, daß er, was die besondere Beschaffenheit oder Bestimmtheit derselben, die Sünde (σὰρξ ἁμαρτίας) betrifft, nur ähnlich ist, wie ihm denn die Schrift in dieser Beziehung, sowohl an unserer Stelle als anderwärts (Phil. 2.), nur das ὁμοίωμα beilegt, und sich überall vor jenem Mißverständniß verwahrt. So z. B. Hebr. 2, 14., wo das παραπλησίως absichtlich deshalb gesetzt zu seyn scheint. Denn was hätte den Apostel sonst abgehalten, bloß zu sagen: καὶ αὐτὸς μετέσχε? Was sollte damit Anderes ausgedrückt werden, als was derselbe Apostel Hebr. 4, 15., da wo er von den einzelnen Manifestationen dieser Incarnation spricht, κατὰ πάντα χωρὶς ἁμαρτίας nennt?**) Christus hat Alles angenommen, was ohne Sünde angenommen werden konnte, oder so weit es nicht von der Sünde inficirt war. Dies ist der Maaßstab seiner Menschwerdung. — Man vergleiche zu ὁμοίωμα in unserer Stelle die neueren Commentare von Tholuck, Reiche, Köllner, Olshausen, de Wette. Zum richtigen Verständniß dieser Stelle gehört übrigens die richtige Einsicht in das Verhältniß der Sünde zur menschlichen Natur, worauf auch Reiche eingeht. Sehr trefflich setzt es Marheineke (Dogm. §. 389 f.) kurz auseinander, dessen Worte wir zur Beleuchtung der Sache beisetzen wollen. „Die Sünde kann nicht als identisch mit der menschlichen Natur,

*) Der Grund, warum Olshausen ἁμαρτία nicht für Sündopfer nehmen will, ist wohl nicht zureichend. Dem Sinne nach nimmt jedoch auch er es dafür. — Die älteren Dogmatiker und Exegeten (Calov), und selbst Luther nahmen hier eine metonymia abstr. pro concr. (aber freilich nicht im Menkenschen Sinn) an, und zwar als Emphase, wie man etwa einen lasterhaften Menschen ein Laster nennt. Offenbar über die Grenze biblischer Reinheit und Wahrheit hinaus.

*) Consequent müßten die Menkenianer Gal. 3, 13. auch ein reales zum Fluch werden annehmen, so daß Christus ein an ihm selbst und um seinetwillen Verfluchter sey. Vor welcher Consequenz Dippel sich nicht scheute.

**) Bengel, Gnom. ad. l.

sondern diese nur als behaftet damit, und als ein an und für sich ihr Äußerliches, aber doch zugleich Innerliches begriffen werden. Als ein Äußerliches ist sie ein Zufälliges, als ein Innerliches ein Zuständliches; als jenes ist sie ihr Fremdes (die menschliche Natur ist gut), als dieses ihr Eigenes, obwohl in dieser Eigenheit nicht Eigenschaft oder Qualität, doch in ihrer Natürlichkeit Gegründetes. Fern von jener Natürlichkeit und dieser Zuständlichkeit der Sünde ist allein der Gottmensch; sie kann unter keinem Gesichtspunkte, weder als Minimum der Sündhaftigkeit vom Anfang an, noch als mit der Zeit erst überwundene Bestimmtheit seines Daseyns, als an oder aus ihm hervorgekommen, gesetzt werden. Er allein offenbart vielmehr in sich die menschliche Natur in ihrer Integrität, und zeigt, daß die Sünde nicht eine absolute Nothwendigkeit der menschlichen Natur oder diese selber sey. Er ist auch nicht etwa nur der Sündlose oder Unsündliche, sondern, daß er dieses Negative ist, hat seinen Grund im Positiven, darin, daß er der Heilige, seine Bestimmtheit die an und für sich göttliche Heiligkeit ist. Und nur als dieser Heilige kann er der Versöhner der Welt seyn mit Gott." — Man sieht, wie auch ohne Polemik, bloß von der Bewegung des Begriffs aus, der Menkenianismus bis auf seine feinsten Nüancen als Einseitigkeit und darum Unwahrheit von der Wahrheit sich ablöst und von ihr ausgeschieden wird. — Betrachten wir nun das zweite in Frage kommende Wort unserer Stelle, κατέκρινεν, welches Luther übersetzt „verdammte." Ohne uns auf eine weitläufige Erörterung dieser Stelle einzulassen, heben wir nur hervor, was zur Widerlegung der Menkenschen Ansicht nöthig ist. „Das Wort verdammte," sagt Hasenkamp S. 344., „ist in unserer Deutschen Übersetzung durchaus unrichtig, indem das Verdammen ja dem Gesetz nicht nur nicht unmöglich, sondern seine eigentliche Funktion war. Darum kann es nicht anders als durch vernichtete übesetzt werden." Eben so Menken, eherne Schl. 84.: „In unserer Übersetzung heißt es verdammte. Es ist aber die Rede von dem, das dem Gesetz unmöglich war. Die Sünde zu verdammen, war dem Gesetz nicht unmöglich; dazu war es da, und das that es ꝛc." Für's Erste nun ist es eine ganz grundlose Voraussetzung, daß sich das ἀδύνατον τ. ν. speciell auf κατακρίνειν bezieht, welche Beziehung mehr durch Luther's Zusatz, „das that Gott," verursacht zu werden scheint. Vielmehr ist das ἀδύνατον allgemeiner zu fassen,*) mehr auf das in den vorangehenden Capiteln Besprochene, ja gleichsam auf das Hauptthema zu beziehen, daß das Gesetz den Menschen nicht freimachen, erlösen, gerechtmachen könne, seine eigene Forderung an ihn in ihm nicht realisiren, sein eigenes δικαίωμα (V. 4.) nicht realisiren konnte. Das κατακρίνειν gibt nun die specielle und eigenthümliche Art der Erlösung durch die Sendung des Sohnes an, wodurch das vom Gesetz geforderte, aber nicht Ermöglichte (das ἀδύνατον), erfüllt wurde (ἵνα τὸ δικαίωμα τ. ν. πληρωθῇ, V. 4.). Richtiger würde der Sinn heraustreten, wenn Luther, nachdem er einmal den im Text

*) Wie schon von Grotius bemerkt worden.

nicht befindlichen Zusatz, „das that Gott," machte, fortgefahren wäre, indem er seinen Sohn sandte und ꝛc. — Für's Zweite ist zwar zuzugeben, daß κατακρίνειν hier nicht im bloß deklarativen Sinn verdammen (improbare, als verdammlich bezeichnen) heiße, wie die meisten Kirchenväter es genommen haben; daß aber κατακρίνειν im realen Sinn ein Vernichten sey, ist eben so falsch und dem Wort selbst fremd. Nirgend heißt κατακρίνειν schlechthin vernichten. Will man das Wort vernichten hier gebrauchen, so ist es durchaus nur als ein dynamisches, mit dem Verdammen (eigentlich Verurtheilen, zum Tode verurtheilen) wesentlich zusammenhängendes zu fassen. Die Sünde ist in Christo von Gott gerichtet, wie der Satan, aber nicht vernichtet. Ihre Macht, ihr Recht, ihre Schuldforderung, womit sie den Sünder belastete, in ihrer Macht behielt, und dadurch seine Freiheit, sein Leben im Geiste Gottes hinderte und unmöglich machte, trotz aller Mahnung des Gesetzes — dies Alles ist aufgehoben, durch richterlichen Urtheilsspruch gebrochen. — Indeß, selbst wenn man das κατακρίνειν als vernichten nimmt, so ist damit das Menkensche Dogma von der inhäsiven Sündlichkeit Christi nichts weniger als begründet, ja sogar wenn man das ἁμαρτίαν ἐν τῇ σαρκὶ*) auf Christus bezieht, wie von den meisten neueren Exegeten geschieht. Noch weniger die Ansicht, daß Christus diese Sündhaftigkeit durch allerlei Leiden ꝛc. in sich vernichtete. Die alten Dogmatiker bemerken richtig, daß nicht Χριστὸς (der Mensch, wie die Menkenianer voraussetzen), sondern θεὸς Subjekt des Satzes ist. Hält man dieses fest, so läßt sich der Sinn unserer Stelle ganz einfach so darstellen, V. 1—3: Es droht kein κατάκριμα mehr dem Gläubigen, die Sünde bringt ihm keine Verdammniß mehr, da über sie in Christo das κατάκριμα ergangen, da Christus für uns das Gericht der Sünde, das κατάκριμα, über sich ergehen ließ; ὁ θεὸς κατέκρινε τ. ἁμαρτ. ἐν τῇ σαρκὶ Χοῦ, d. i. Gott verdammte = strafte die Sünde in Xp. — So bleibt dem κατακρίνειν seine genuine Bedeutung. An Röm. 8, 3. schließt sich 1 Petr. 2, 24., „welcher unsere Sünde selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holze," wo die Menkenianer verstehen, unsere, d. i. wahrhaftige Sünde habe er in seinem Leibe gehabt und geopfert. Wir können uns hier begnügen auf Steiger's Auslegung dieses Briefs zu verweisen, der besonders folgende fünf Punkte gegen diese Menkensche Auffassung geltend macht: a) daß die Sünde nicht etwas Somatisches sey, b) daß nach dieser Ansicht Christus doch nur seine Sünde, nicht unsere, vertilgt habe, c) daß wenn es anders

) Hier scheint große Unbestimmtheit bei den Exegeten. Man fragt, ob αὐτοῦ sc. Χοῦ, oder τῶν ἀνθρώπων zu ἐν τῇ σαρκὶ zu suppliren sey? Zuerst muß gefragt werden, was zu ἁμαρτίαν zu suppliren sey. Die Menkenianer ergänzen ganz unbiblisch αὐτοῦ;) es ist lediglich τῶν ἀνθρώπων zu ergänzen, wenn biblisch verfahren werden soll. Alsdann ist weder ἐν τῇ σαρκὶ αὐτοῦ, noch ἐν τῇ σαρκὶ τῶν ἀνθρώπων irrthümlich, doch hat ersteres den biblischen Sprachgebrauch in anderen Stellen für sich.

*) Hier wird überall falsch Χριστὸς als Subjekt des Satzes vorausgesetzt.

wäre, der sündhafte Status der Menschen aufgehört haben müßte, d) daß ἁμαρτίαι nie Sündhaftigkeit heißt, e) daß ἁμαρτ. ἀναφέρειν nicht gradezu „die Sünde opfern = tilgen" heißen könne.

Hasenkamp führt noch Eph. 2, 14. 15. an, so daß er die Worte „in seinem Fleisch" (Luther: durch sein Fleisch) nicht mit καταργήσας, sondern mit ἔχθραν verbindet: „die Feindschaft in seinem Fleische wohnend," und καταργήσας nicht mit Luther „aufhebend," sondern wieder „vernichtend" übersetzt (S. 348 f.), so daß die Stelle so lautet: „Er ist unser Friede, der aus Beiden Eins hat gemacht, und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, indem er die Feindschaft in seinem Fleisch (S. 340. heißt es: „das Feindliche in seinem Fleisch und Blut"), das Gesetz der Gebote in den Satzungen vernichtete." Diese Verbindung der Worte ist rein willkührlich, und durch nichts zu rechtfertigen.*) Τὴν ἔχθραν ist offenbar Apposition zu μεσότοιχον; man mag nun das Verhältniß zwischen Heiden und Juden, oder richtiger, das Verhältniß zwischen Gott und Menschen darunter verstehen, so kann weder die Feindschaft im Fleische Christi, d. i. das sündliche Fleisch Christi, die Scheidewand seyn, noch kann diese specielle Feindschaft als der νόμος τῶν ἐντολῶν erklärt werden. Eben so willkührlich ist es, καταργεῖν für vernichten zu nehmen. Es heißt vielmehr unkräftig, ungültig machen, und bezieht sich zunächst auf τὸν νόμον. Die einzig richtige Stellung und Verbindung der Worte möchte Harleß haben, s. dessen Commentar z. d. St.

Daß Hasenkamp auch noch Röm. 6, 6., „daß unser alter Mensch mitgekreuzigt ist," in diesem Sinne, als die Christo angeborene Sündhaftigkeit, nimmt, ist nach dem Bisherigen kaum mehr der Erwähnung werth. — Hebr. 4, 15. haben wir schon oben berührt. Nur ist hiebei die sichtbare Verlegenheit zu bemerken, die die Menkenianer hier wieder in Widerspruch mit sich selbst bringt. S. 85. eherne Schl. sagt Menken: „Wenn die Schrift sagt: Er sey versucht worden allenthalben gleich wie wir, so setzt sie hinzu: doch ohne Sünde; nicht damit zu sagen, er habe in jeder Versuchung überwunden, keine Versuchung habe ihn zur Sünde vermocht, sondern die ganz eigene Art seiner Versuchung anzudeuten, daß er auf eine solche Weise versucht sey, daß es eigentlich keine Versuchung, aber Anfechtung, Prüfung war, so daß keine Sünde dabei statt fand; da wir aus keiner Versuchung, wenn wir auch überwinden, nach der Natur der Sache, ohne Sünde herauskommen können,**) indem Versuchung eben darin besteht, wenn der Mensch von seiner eigenen Lust gereizt und gelockt wird. Eine solche Lust, will die Schrift sagen, war nie, und kam nie in sein Herz. Was aus der ewig reinen und klaren Tiefe seines sündefreien Herzens nicht als Sündiges und Versuchendes kommen konnte, das mußte täuschend ꝛc. von Außen her an ihn gebracht werden ꝛc." Hasenkamp drückt es folgendermaßen aus: „Alle Adamiten werden durch den Willen des Fleisches von einem Manne und einem Weibe erzeugt, und das Sündliche hat in ihnen Allen dermaßen das Übergewicht, daß auch die Besten unter ihnen wirkliche Sünder wurden, und Gottes Wort selbst sie Alle dafür erklärt und für sie die Unmöglichkeit bezeugt, von Sünden unbefleckt zu bleiben. In dem Erlöser aber sollte das Göttliche dem Menschen überwiegend zu Hülfe kommen ꝛc."

Fassen wir nun die ganze Erlösungstheorie zusammen, so besteht sie darin: „Christus hat selbst an der Sündhaftigkeit theilgenommen, hat dieselbe aber zu keiner wirklichen Sünde ausbrechen lassen, sondern alle Versuchung dazu überwunden, die Sündhaftigkeit selbst aber durch sein Leben, Leiden und Sterben in sich vernichtet und so zu sagen hinausgeopfert, wobei das Göttliche in ihm überwiegend ihm zu Hülfe kam." — Im scholastischen Zeitalter würde dieser Theorie sogleich die Frage entgegengehalten worden seyn: Cur Deus homo? wozu der Sohn Gottes? warum konnte das nicht von einem Menschen geschehen, dem Gott etwas mehr moralische Kraft gab ꝛc.? Und in der That möchte die Antwort nicht so leicht seyn. Indeß wollen wir bei der Sache stehen bleiben und fragen: Was hat nun eigentlich Christus hiemit für den Menschen bewirkt? wie steht's nun mit dem Sündenverhältniß des Menschen zu Gott, wie steht's mit seiner Rechtfertigung?

Was hat Christus eigentlich bewirkt? „Das große Wort, womit er seinen Kampf endete, und sich als Sieger fühlte: Vollendet! bezog sich zunächst auf ihn selbst, und seine eigene Vollendung als Menschensohn war überhaupt der erste, nächste und höchste Zweck seines irdischen Daseyns. Nur der vollendete Menschensohn konnte der im Himmel erhöhte Menschensohn und der Versöhner seiner Brüder werden." Diese Worte weisen auf eine andere eigenthümliche Lehre der Menkenianer, auf das ausschließliche Hoheprieſterthum im Himmel. Menken sagt, Anl. S. 105.: „Jesus Christus ist Hoherpriester im Himmel, und zwar sitzend auf dem Thron der Majestät; er war es nicht und ist es nicht auf Erden." Bekanntlich ist dies auch der Irrthum der Socinianer.*) Der Recensent der Homilien Menken's im Litt. Anzeiger 1833 Nr. 4 ff. billigt diese Ansicht als schriftgemäß und findet es unbegreiflich, daß die Orthodoxie das Erlösungswerk mit dem Tode Christi abschließt. Wir müssen aber beides entschieden abweisen, weder die heilige Schrift läßt das Hoheprieſteramt mit der Himmelfahrt beginnen, noch lassen die orthodoxen Lehrer der Kirche es mit dem Tode schließen; viel weniger das Erlö-

*) Hasenkamp bemerkt zwar, er habe wörtlich übersetzt! Das ist nicht zu läugnen, aber die Interpunktion der Worte hat er sich selbst gemacht!

**) Merkwürdig hiezu ist eine Stelle Menken's in seiner Anleitung ꝛc. S. 37.: „Die Geschichte Adam's, Abraham's, Hiob's, der Israeliten, Jesu Christi sind Prüfungsgeschichten, und werden als solche in der Bibel ausdrücklich angegeben!"

*) Cat. Rac. c. 13. quaest. 8.: „Annon Christus erat sacerdos, antequam in coelos ascenderet, et praesertim cruci affixus penderet? *Non erat.*"

sungswerk, wie auch nur die flüchtigste Ansicht der Dogmatiken lehrt. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Armenien.) Einen sehr wichtigen Artikel des Armenischen Glaubensbekenntnisses macht die Lehre von dem Zustande der abgeschiedenen Seelen aus. Es ist oft behauptet worden, daß die Armenier glauben, die Seelen der Abgeschiedenen seyen in einem bewußtlosen Zustande vom Tode an bis zum Gerichte; diese Behauptung aber ist falsch. Einige und wahrscheinlich auch die Meisten sagen wohl, daß die Belohnung der Gerechten und die Strafe der Gottlosen erst bei der Wiedervereinigung der Seele mit ihrem Körper vollkommen seyn werde, doch ist der allgemeine Glaube, daß die ersten in einem Zustande der Freude, die letzten in einem Zustande des Elendes sich befinden, und daß sie von einander getrennt sind. Ein Armenischer Bischof erklärte uns, daß die, welche ohne Beichte und einer Todsünde schuldig sterben, graden Weges zur Hölle fahren; daß diejenigen hingegen, welche bloß erläßliche Sünden begangen, und gebeichtet, communicirt und Buße gethan haben, gleich in den Himmel kommen, und daß die, welche zwar gebeichtet und communicirt, aber nicht hinlänglich Buße gethan haben, nur dann in den Himmel kommen, wenn die Kirche für sie betet. Als wir ihn fragten, setzen unsere Verfasser hinzu, was aus den letzten werden würde, im Falle daß die Kirche nicht für sie betete, sagte er mit einiger Verlegenheit: Nun, wenn sie keine Todsünden begangen haben, so gehören sie in den Himmel; aber so, wie ich gesagt, erklärt es die Kirche. — Folgendes ist ein Auszug der Bestimmung eines Concilium der hohen Geistlichkeit über diesen Punkt, welches vor einigen Jahren zu Constantinopel gehalten wurde:

Nach der Lehre des heiligen Gregor Lusavorisch wird den Geistern der Verstorbenen auf folgende Weise vergolten. Die Heiligen werden Christo nahe seyn; denn, sagt er, wo ich bin, da soll mein Diener auch seyn (Joh. 12, 26.). Und ferner, wenn der Tod dem irdischen Leben ein Ende gemacht hat, so kehrt der Geist zu Gott zurück, der ihn gegeben, der Körper hingegen zu dem Staube, aus dem der Schöpfer ihn gebildet. Die Engel und die Geister der Heiligen kommen den Geistern der Heiligen und Gerechten mit Psalmen, Hymnen und geistlichen Liedern entgegen, und der allmächtigen Herrlichkeit und Majestät der heiligen Dreieinigkeit lobsingend, führen sie sie vor das Angesicht Gottes und sagen ihm Dank, daß seine Barmherzigkeit die, so berufen sind, in sein Reich und seine Herrlichkeit versetzt hat.

Die Seelen, in denen die heilige Liebe zu Christo fest geworden, bleiben nicht im Tode, sondern werden gerettet, und durch die Gnade des heiligen Geistes werden ihnen die Pforten des ewigen Lebens geöffnet. — Wir beten aber für diejenigen, welche in erläßlichen Sünden gestorben sind, so wie auch für die, welche zwar für begangene Todsünden hienieden nicht hinlängliche Buße gethan, doch aber Vergebung ihrer Sünden empfangen haben (d. h. von dem Priester absolvirt worden sind). Denn so hat uns St. Lusavorisch gelehrt: Laßt der Gläubigen, welche Sünde begangen, aber gebeichtet, Buße gethan und das Sakrament der Erlösung empfangen haben, in dem Opfer Christi (der Messe), im Gebete, in Allmosen und anderen guten Werken gedacht werden, daß sie durch die guten Thaten der sie überlebenden die Krone des ewigen Lebens gewinnen mögen. — Der Ort, wo die Geister der Abgeschiedenen sich befinden, welche der Fürbitte der Kirche benöthigt sind, wird von uns gayar (d. i. Wohnung) genannt, nicht aber, wie bei Anderen kavaran (d. i. Ort der Buße) oder makravan (d. i. Ort der Reinigung). Wir glauben aber, daß unbußfertige, ruchlose und ungläubige Sünder von dem Augenblicke ihres Todes an verlassen und in der Hölle auf ewig verdammt sind.

Man sieht, fahren unsere Vers. fort, daß diese Lehren sich wenig von denen der Römischen Kirche unterscheiden. Die Armenier verwerfen zwar eben so allgemein und hartnäckig wie die Griechen den Ausdruck Fegefeuer; aber der Begriff liegt ihnen sehr nahe. Zwar hat die allgemeine Stimme das Concilium, dessen Worte wir so eben angeführt, der Hinneigung zum Papstthume beschuldigt, doch sind die Aussprüche desselben von allgemein anerkannter Autorität.

Die Kirche befolgt in ihrer Praxis ganz dieselben Lehren. Für die Seelen der Verstorbenen werden fortwährend Gebete gehalten, Messen gelesen und Allmosen gespendet, die letzteren in der Hoffnung, daß das Verdienst derselben dem Verstorbenen so zugerechnet werde, als wenn er sie selbst gegeben hätte. Außer den Geldvertheilungen und anderen Liebesgaben, welche auch unter den Papisten gewöhnlich sind, haben die Armenier noch eine besondere Art der Mildthätigkeit; das ist nämlich das Opfer eines Thieres, sey es eines Schafes, eines Ochsen oder irgend eines anderen reinen Säugethieres oder Vogels. Die Priester führen das Opferthier vor die Kirchthüre und legen Salz auf den Altar nieder; dann lesen sie Abschnitte aus der Schrift vor, welche für diese Gelegenheiten besonders ausgewählt sind und beten, den Namen des Verstorbenen erwähnend, und die Vergebung seiner Sünden erflehend. Dann reichen sie dem Thiere das Salz und tödten es. Ein Theil desselben gehört dem Priester, ein anderer wird unter die Armen vertheilt und von dem Überbleibsel wird ein Gastmahl für die Freunde des Verstorbenen zubereitet. Nichts darf bis zum anderen Morgen übrig bleiben. Diese Opfer sind keine Sühnopfer, wie die der Juden, denn auch nach dem Glauben der Armenier sind diese durch den Tod Christi aufgehoben, sondern sie gelten für ein verdienstliches Werk zum Besten des Dürftigen gethan. Sie haben immer, wenigstens in neuerer Zeit, eine besondere Beziehung auf die Todten und werden gewöhnlich obgleich nicht nothwendig an dem Tage dargebracht, wo Messe für dieselben gelesen wird. Auch an den großen Feiertagen der Heiligen und an den Festen, des Herrn Festtage genannt, finden sie statt. Besonders zu Ostern werden gewöhnlich ein oder mehrere Thiere geopfert; die ganze Gemeinde steuert dazu bei und vertheilt das oder die Opfer unter sich. Doch auch dies ist zum Gedächtniß der Todten. Nerses Sharshall, gestützt auf die Autorität des Katholikos Isak des Großen erzählt uns den Ursprung dieser Opfer auf folgende Weise: Als das Armenische Volk durch die Predigt St. Gregor's Lusavorisch das Christenthum annahm, kamen die bekehrten heidnischen Priester zu diesem und baten ihn, daß er ihnen Mittel des Unterhalts anweisen möchte, da die Opfer, von denen sie früher gelebt hatten, nun nicht mehr statt fanden. Er verordnete demgemäß, daß ein Zehntheil der Erzeugnisse des Feldes ihnen gehören sollte, und daß das Volk statt der Götzenopfer nun dem wahren Gotte, im Namen der Verstorbenen und als eine Liebesgabe an die Hungrigen, Opfer darbringen sollte. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 15. August. № 65.

Geschichtliches aus der Versöhnungs- und Genugthuungslehre.

(Schluß.)

Grade im Blutvergießen am Kreuz ist die von Christo geschehene Versöhnung ausgedrückt, und als dieser Versöhner zunächst ist er unser Hoherpriester, so wie im Akte des Opferns selbst der objektive Akt der Sühnung und Versöhnung liegt; und es ist eine plumpe Vorstellung, daß Christus erst bei seiner Himmelfahrt sein Opferblut in's Allerheiligste getragen. Der Akt der Versöhnung am Kreuz ist aber ein Akt der Ewigkeit, und darum ist Er ein Priester in Ewigkeit und hat ein unvergängliches Priesterthum, daher er auch selig machen kann immerdar die durch ihn zu Gott kommen, und lebet immerdar und bittet für sie (Hebr. 7, 24. 25.). Nachdem er als Hoherpriester sein Opfer für die Sünde am Kreuz geopfert, das ewiglich gilt, sitzt er nun zur Rechten Gottes; und mit diesem einen Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiligt werden (Hebr. 10, 12. 14.). Die durch den Hohenpriester im Himmel für den Einzelnen effektuirte (subjektive) Erlösung ist eine Frucht der am Kreuz geschehenen Sühnung, und wesentlich auf sie basirt. Das ist Bibel- und Kirchenlehre; und nur so hat Christus durch sein Leiden und Sterben uns etwas erworben, nur so ist es wahr, daß wir Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, Röm. 5, 10., daß der Gerechte für uns Ungerechte gelitten, 1 Petr. 3, 18., daß wir vom Fluch losgekauft sind, dadurch, daß Er ein Fluch für uns ward, Gal. 3, 13. Wir müssen also sagen, daß Christus im Menkenschen Sinne durch sein Leiden und Sterben uns nichts erworben, für uns zunächst nichts bewirkt habe. — Indeß bleiben wir noch dabei stehen und fragen, wie denn Christus sich selbst vollendet habe? Setzen wir nämlich mit den Menkenianern auch nur ein Minimum von positiver Sündhaftigkeit in die menschliche Natur Christi, so kann diese durch kein Leiden, Quälen und Sterben materiell fortgeschafft werden, da dieses selbst nur moralische, nothwendige Folge jener ist, wie Menken selbst sagt: „Sündhaftigkeit und Sterblichkeit gehören nothwendig zusammen." Eben so wenig konnte sie dadurch aufgehoben werden, daß Christus sie zu keiner Thatsünde ausbrechen ließ, sondern, „wachsamer als der erste Adam," durch Hülfe seiner Gottheit alle Versuchung überwand; damit ist im Grunde nichts Anderes bewirkt, als daß die Sündhaftigkeit eben nur Sündhaftigkeit geblieben; und mit all den Ausdrücken, in denen sich Menken in der oben angeführten Stelle (Homil. S. 106.) mit sichtbarer Verlegenheit erschöpft, kommt er doch nicht weiter vom Fleck. Wäre Christus im Zustande Adam's vor der Sünde, also mit der bloßen formalen Möglichkeit zu sündigen, erschienen, und hätte, wachsamer als der erste Adam, diese bewahrt, so hätte es einen Sinn; allein dem widerstreiten ja die Menkenianer, weil in diesem Falle Christus nur imputative mit unseren Sünden, durch freiwillige Übernahme der Sündenschuld, in Verbindung gekommen, was sie eben läugnen, und daher behaupten müssen, er sey realer Weise mit unseren Sünden behaftet gewesen.

Nehmen wir jedoch, trotz aller Unbegreiflichkeit an, daß Christus durch sich selbst im physischen und moralischen „heißen Kampfe" sich durch Überwindung der in ihm gewesenen Sündhaftigkeit vollendet, so hätte er ja eben nur sich vollendet. Zwar sagt Menken (Homil. S. 106.), Christus habe in seiner Person die Sündlichkeit der Menschennatur aufgeopfert und vernichtet, sie in seiner Person unsündlich gemacht, sie in seiner Person Gott und den Teufeln unsündlich dargestellt;" allein er kommt eben doch nicht über die Persönlichkeit Christi hinaus und zu unserer Person nicht herüber, um so weniger, als er schon von vornherein doch einen Unterschied zwischen der Sündhaftigkeit Christi und der unsrigen zu machen gezwungen ist. Und wenn man etwa auch durch einen logischen Sprung herüberkäme, so ist die Menschennatur hartnäckig genug in der Wirklichkeit das Gegentheil zu beweisen, indem die Sündhaftigkeit gewaltig tief selbst in der Natur des Wiedergeborenen steckt.

Dieses Doppelproblem nun, wie die Sündhaftigkeit der Natur in Christo, für sich und für uns vernichtet worden, gesteht denn auch Hasenkamp ganz offen, nicht lösen zu können. „Zu demonstriren," sagt er 345. f. Zeitschr., „wie der Sünde Zerstörung in Christo Jesu geschehen, und wie der Mensch gewordene Sohn Gottes durch das Wandeln im Fleisch und Blut und durch das Sterben in demselben eine Segensquelle geworden ist, wird Niemand sich unterfangen; dem thörichten Verlangen danach kann nur geantwortet werden: das Wie hat Gott nicht geoffenbart,*) und das ist eben der Punkt unserer Schuldigkeit in der Gottesverehrung, daß wir das deutlich geoffenbarte Was glauben, wo das Wie nicht einzusehen ist." Doch, meint er S. 346., werde es „dem Einen und dem Anderen eine Hülfe dazu werden, wenn er erfährt, daß aus den ersten drei christlichen Jahrhunderten keine andere Vorstellung über die Versöhnung bekannt ist, als die nun vorgetragene." Hierauf citirt er in Deutscher Übersetzung zwei kleine und unbe-

*) Nach der orthodoxen Auffassung der biblischen Erlösungslehre ist das Wie allerdings auch geoffenbart, und in der Genugthuungslehre wissenschaftlich erfaßt und festgehalten.

deutende Stellen des Irenäus, als die einzigen „deutlichen Äußerungen" aus jenem Zeitraum, worin Irenäus von der Menschwerdung Christi und von der Verdammung und Vernichtung der Sünde spricht, und Hasenkamp sie ohne Weiteres in seinem Sinn erklärt.

Wenn nun die Opferung Christi, in seinem Leiden und Sterben im Menkenschen Sinn nur die Reinigung und Heiligung zur Absicht und Folge hat, so zwar, daß für den Begriff der Versöhnung, wie wir dargethan, gar kein Raum bleibt, so folgt von selbst, daß sie auch mit der Sündenschuld des Menschen in keinem unmittelbaren Zusammenhang steht, und daß die Vergebung der Sünde, die Gerechtigkeit des Menschen, oder seine Rechtfertigung von diesem Opfertod völlig unabhängig sey. Wie sehr aber dies der heiligen Schrift entgegen, und wie solches von ihr selbst fast auf jedem Blatte widerlegt wird, brauchen wir wohl nicht erst noch zu beweisen. Wir haben daher bloß kürzlich darzulegen, daß unsere Folgerung ganz der Menkenschen Theorie gemäß sey. Es sagt aber Hasenkamp S. 279.: „Daß aber nur der auf Christum blickende Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet sey, und nur denen die Sünden vergeben wurden, welche auf seine Todesstrafe sahen, ist aller Geschichte vor Christo und seinem Tode zuwider ꝛc. Wenn Jesus selbst zu so manchem reuigen Sünder sprach: dir sind deine Sünden vergeben, so hat er ihnen gewiß nicht die Bekanntschaft mit dem Geheimniß seines Todes zugetraut. Der Glaube an jedes Wort und Zeugniß, an jede Verheißung und Drohung Gottes macht vor Gott wohlgefällig." Hier ist nun also nicht mehr Christus unsere Gerechtigkeit (1 Cor. 1, 30.), und nicht Christus im Glauben der Grund und die Kraft der Seligkeit, sondern der Glaube selbst, und zwar der Glaube an jedes göttliche Wort. Wozu, wenn dem so ist, die ganze Heilsanstalt in Christo? Das Gesetz verhieß Leben, drohte Tod, und ist göttliches Wort — und das sollte den Sünder Gott wohlgefällig machen, wenn und weil er die Drohung glaubte?

Doch es geht uns hier wie mit manchen anderen polemischen Aussprüchen unserer Gegner, sie haben nur augenblickliche Gültigkeit, und werden von dem Nachfolgenden von selbst wieder stillschweigend aufgehoben. Denn daß eine Sündenvergebung nothwendig, können sie nicht läugnen, so wenig als die Sündenschuld selbst; und daß dieselbe an den Opfertod Christi schriftgemäß geknüpft sey, gleich wenig. Da sie aber alles das, was den inneren Zusammenhang beider wirklich vermittelt, verwerfen, so bleibt ihnen nichts übrig, als zum Quid pro quo der Scotistischen Acceptilationstheorie*) ihre Zuflucht zu nehmen, was von Hasenkamp so nebenbei mit wenig Worten S. 344. geschieht, indem er schreibt: „Dieser für alle Menschen untergangene Tod ist mit der dabei bewiesenen herrlichen Tugend von so großem Werth und Gewicht, daß er alle Schulden und Schanden aller Sünder aufwog, und es ist mit

*) Wobei wir auf den zweiten Artikel unseres Aufsatzes, 1834 Nr. 66 ff., besonders Nr. 77., verweisen.

demselben eine Segensquelle entstanden, aus der aller Schaden aller Übertretungen reichlich vergütet werden kann. Darum hat Gott in diesem Tode Jesu von Rechtswegen die Tilgung der ganzen Menschenschuld erkannt ꝛc." Womit zu vergleichen S. 287.: „So darf Matth. 20, 28. das Wort Lösegeld nicht so genommen werden, als habe Jesus gedacht, er wolle seinem Vater für Viele etwas zahlen, denn nach dem ganzen N. T. hat Gott eben den Ruhm, daß er keine Zahlung verlangt, sondern als der weitherzige Schuldherr die ganze ungeheure Schuld der Welt, ohne sie Christo anzurechnen, erläßt." —

Wenn wir nun die Hasenkamp-Menkensche Erlösungstheorie als eben so in sich selbst unhaltbar, wie der heiligen Schrift unangemessen und der christlichen Erfahrung fremd erkannt und dargestellt haben, so fühlen wir uns gedrungen, schließlich noch das wiederholt zu bemerken, daß, was Wahres in der Einseitigkeit der Menkenschen Lehre liegt, der orthodoxen Lehre keineswegs fremd ist. Auch sie weiß und erkennt, daß die Macht der Sünde und des Satans gebrochen sey für den, der da ist des Glaubens an Jesum. Aber es ist ihr das nur ein Moment der ganzen Erlösungslehre, und hat daher nur in ihr Wahrheit. Ihr wurzelt die Heiligung auf demselben Boden mit der Rechtfertigung, aber sie vermengt weder noch verwechselt sie beide. Wenn aber von den orthodoxen Dogmatikern unserer Kirche theilweise, aus polemischen Gründen, die Heiligung, um das Moment der Rechtfertigung mehr hervorzuheben, systematisch zu sehr getrennt erscheint und das Gemeinsame beider mehr zurücktritt, so ist es allerdings ein Verdienst der neueren Zeit, den Zusammenhang mehr hervorzuheben und nachzuweisen, so wie die stellvertretende Stellung Christi zur Menschheit, worauf Rechtfertigung und Heiligung ruht, mehr in der Totalität seines Lebens, und in der Bedeutung seiner Erniedrigung und Ensarkosis überhaupt zu begreifen.*) Wo sich aber solches Bestreben in Einseitigkeit verliert, verliert es sein Verdienst, denn es tritt in den Dienst der Unwahrheit. — Übrigens gilt das Gesagte nicht einmal von der hier dargelegten Theorie, welche, wie gezeigt, einem ganz anderen Boden entwachsen als die neueren Bestrebungen hierin, und von vornherein nicht auf Einheit der Erkenntniß des im Lehrbegriff als Mannichfaltigkeit auseinandertretend Erscheinenden ausging, sondern dieser Mannichfaltigkeit als Einseitigkeit gegenübertritt und daher vom Anfang an sich als Irrthum gestalten muß.

Ehe wir unsere Abhandlung abschließen, geben wir noch zur Charakteristik der neueren Zeit, und um die im Laufe unserer Untersuchung gemachte Bemerkung über die subjektive Zersplitterung derselben in der Versöhnungslehre in den Extremen anschaulich zu machen, in kurzem Abriß die

de Wettesche Versöhnungslehre.

Sie befindet sich in der bekannten Lateinischen Abhandlung de morte Jesu expiatoria (opusc. theol. Berol. 1830) niedergelegt, aus der wir Folgendes ausheben.

*) Vgl. zweiten Artikel 1834 S. 589. — Besonders ist hier Schleiermacher zu nennen.

Nachdem im ersten Theile der gedachten Schrift die Frage: ob die Juden zu Jesu und der Apostel Zeiten einen solchen Messias erwarteten, der durch sein Leiden und Sterben die Sünde versöhnen würde? dahin beantwortet ist, daß sie eher alles Andere, als dies erwarten konnten, da im A. T. zwar von dem Leiden des Messias, aber nur als Typus des Israelitischen Volks selbst, die Rede sey, und der Begriff einer Versöhnung durch den Tod eines Menschen ganz unbekannt gewesen, wenn die Juden auch den Opferthieren etwas dergleichen zuschrieben; im N. T. aber natürlich dann auch nichts davon vorkommen könne:*) so wird im zweiten Theil, der für uns die Hauptsache enthält, untersucht, was denn Jesum bewogen habe, in den Tod zu gehen, und was er selbst von seinem Tode sage, mit Anwendung auf die Aussprüche der Apostel. — Wir nehmen die letzte Frage zuerst vor. Über Matth. 20, 28 bemerkt de Wette, das λύτρον sey nach Exod. 21, 31., Spr. 6, 35., Jes. 45, 13. pretium pro redimendo captivo solutum, und es bedeute diese Stelle, daß Christi Tod die Menschen von der Sündenstrafe befreien sollte; aber auf welche Weise dies geschehen sollte, sey nicht gesagt, und λύτρον schließe eine expiatio nicht ein. Der Sinn dieser Stelle sey demnach mit Rücksicht auf Prov. 21, 18., Jes. 53, 3.: „daß Jesus den Tod an der Sünder Statt (loco peccatorum) gelitten, welche selbst die Strafe hätten leiden sollen." — Mit diesem einen Ausspruch scheint nun freilich die orthodoxe Lehre so ziemlich anerkannt zu seyn; allein de Wette behauptet nun, daß diese Redensart weder zu urgiren, noch im eigentlichen Sinn zu nehmen sey, sondern mehr metaphorisch); und der Hinblick auf die Stelle Jes. 53., wo de Wette den Sinn fand, daß die Propheten dadurch, daß sie ihre Lehre standhaft bis zum Tod bekannten, das Heil des Volks suchten, gebe unserer Neutestamentlichen Stelle auch keinen anderen Sinn, als daß Jesus „durch seine mit dem Tode bestätigte Lehre die Menschen vom Elend der Sünde befreit habe." S. 141.

Im Abendmahl, fährt de Wette fort, vergleiche Jesus seinen Tod mit jenem Opfer, durch welches der Bund mit Jehovah bestätigt worden. Exod. 24. Demnach wollte Jesus nur bezeichnen, daß durch seinen Tod seine Religion bestätigt werden würde. Ein höchst passender Gedanke, meint de Wette, denn „sancitam esse Jesu morte religionem christianam, quis unquam dubitat?" Da aber Jesus zu verschiedenen Zeiten verschiedener Metaphern sich bedient habe, um den Zweck seines Todes anzuzeigen, so erhelle daraus, daß man keinen eigentlichen Sinn dahinter suchen dürfe. „Neque enim eadem mors nunc λύτρον, nunc sacrificium foederis esse potest." S. 142.

Das Resultat ist: die Lehre vom versöhnenden Tod Christi hat kein Zeugniß Christi für sich. De Wette will aber auch beweisen, daß Jesus diese Lehre gar nicht habe haben können, und zwar aus Joh. 4, 24,*) wo sich Jesus selbst widersprechen würde, wenn er noch die Nothwendigkeit seines Opfertodes zur Seligkeit gelehrt hätte (S. 146.). — Denn auch Christi Opfer als solches, sagt er, schwächt die Frömmigkeit, indem es dem Gewissen eine Ruhe gibt, welche sich der Mensch durch seine eigene Kraft erwerben soll. Denn darin eben besteht die Vortrefflichkeit der christlichen Religion, daß sie dem Menschen in seiner eigenen Brust das Heil zu suchen befiehlt. S. 147.

Auch in symbolischer Bedeutung kann diese Lehre nicht genommen werden, sagt de Wette ebendaselbst weiter, denn Christus hat alle Symbole verworfen. Nur die Taufe Johannis hat er beibehalten, weil er wußte, daß sie seiner Religion nicht schade, obgleich er den Mißbrauch, der damit getrieben worden, nicht voraussah. Das Abendmahl aber gehört nicht zur Religion selbst, und Christus hat es wohl nicht als einen von allen Christen zu beobachtenden Ritus aufgestellt.

Was die Apostel betrifft, so läugnet de Wette nicht, daß sie die Lehre vom Versöhnungstode Christi haben. Woher? Von Jesu, der sich des Bildes vom Versöhnopfer bedient habe mit Beziehung auf Jes. 53., wo die zum Heil des Volkes Schmach und Tod erleidenden Propheten mit einem Versöhnungsopfer für die Sünden des Volkes verglichen werden. Es sey aber nicht zu glauben, daß Jesus eigentlich gesprochen, wohl aber haben es die Apostel aus seinem Munde eigentlich genommen; denn sie waren von mancherlei Aberglauben und Vorurtheilen nicht frei, waren dazu noch ungelehrt und schwerbegreifend, wie manche Beispiele in den Evangelien beweisen. S. 144. Hätte aber Jesus ihre Irrthümer ihnen nehmen wollen, so würde er ihnen allen Glauben an seine Lehre genommen haben. Ließ er sie ihnen aber, so konnte er denken, daß sie desto eifriger seyn würden! S. 145. — Paulus insonderheit hat sich dieser Lehre bedient, um die Juden zu überzeugen, daß ihre Opfer nicht mehr gelten und nothwendig seyen. „Den Paulus könnte man mit Recht den zweiten Christus nennen." S. 148.

Wir sind nun begierig zu hören, wie de Wette den Tod Christi motivirt, warum denn Christus gestorben sey? De Wette geht hiebei im Allgemeinen von der Weise aus, die Christus in seinem messianischen Beruf befolgte. Da erscheint nun Jesus als ein (kluger) Mann, der sich für geeignet und bestimmt hielt, die messianische Zeit zu verwirklichen, und hielt sich also für den Messias; versuchte mancherlei Weise, das Volk auf's Richtige zu bringen, täuschte sich aber immer an der Gesinnung des Volks. Er machte daher seine Pläne weiter, redete vom zukünftigen Gericht, ewiger Seligkeit und Strafe, in der Meinung, die Juden dadurch zur Annahme seiner Lehre geneigt zu machen (S. 127.). Aber auch darin betrog er sich. Immer blieb das Auge der Israeliten auf das Glück des messianischen Reichs gerichtet, obgleich er es auf ferne Zukunft hinausgescho-

*) Bei Joh. 1, 29. kann de Wette eine Anspielung auf einen versöhnenden Tod Christi nicht verkennen; da er aber bewiesen, daß Johannes der Täufer eine solche Vorstellung nicht haben konnte, so darf sie natürlich auch in diesen Worten nicht gesucht werden.

*) Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.

ben, und wollten seine Lehre („omnem salutem in animi morumque emendatione et verae pietatis affectatione quaerendam esse" p. 123.) nicht verstehen. Dabei stand überdies zu befürchten, daß, wenn der Erfolg der Erwartung nicht entspräche, sie ihn für einen Betrüger halten, und ganz verlassen müßten. Dieser Knoten konnte nur durch seinen Tod gelöst werden. Er hoffte mit Recht, seine Jünger würden nach seinem Tode die irdischen Hoffnungen abwerfen und ihren Geist auf's Himmlische richten (Joh. 16, 13.). Es war ihm zur inneren Gewißheit geworden, daß er sich dem Tode weihen müsse. Und in der That that dies seine Wirkung; er hatte seiner Sache gut gerathen („causae suae optime consuluit"), und zugleich seinem Herzenswunsch Genüge gethan. S. 129. Denn je sanguinischer seine Hoffnung über die Gründung des Gottesreichs waren, desto niedergeschlagener war er, als er der Menschen Blindheit, Bosheit und Verkehrtheit im Übermaaß erfahren; er ergab sich einem gewissen heiligen Schmerz und einer Trauer, die ihm nicht länger unter den Lebenden zu verweilen zuließ. Fühlend, daß er auf Erden wie ein Verbannter sey, suchte er das himmlische Vaterland! (S. 130.) — — als ein sanguinisch-melancholischer Selbstmörder! —? Nein, de Wette hilft sich; zu dieser inneren Nothwendigkeit, sagt er, kam auch eine äußere. Er hatte sich den Haß der Zeitgenossen im höchsten Grade zugezogen, so daß er nur mit Verläugnung der Wahrheit ihren Nachstellungen und ihrer Unterdrückung entgehen konnte. Es war also gar nicht nöthig, den so erwünschten Tod freiwillig zu suchen, Jesus durfte ihm nur nicht feige ausweichen (S. 130.); da er überdies durch Stellen des A. T., die er auf sich deutete (Dan. 7, 13., Jes. 52, 13., 53, 12.) in seinem Todesentschluß bestärkt wurde! —

Dies ist de Wette's romantische Versöhnungslehre.

Verbindung und Trennung von Kirche und Staat in Nordamerika.

Die Männer, welche sich berufen fühlen, im Sinne der Englischen Dissenters und der Amerikanischen Gemeinden das Festland Europas zu evangelisiren, ziehen unsere Aufmerksamkeit auf sich, nehmen unser ernstliches Nachdenken in Anspruch durch einen Satz, welcher uns und dem ganzen durch das Mittelalter, durch Papstthum und Reformation hindurchgegangenen christlichen Europa, nothwendig als fremd, ja als befremdend erscheinen muß. Dieser Grundsatz ist: die Vereinigung von Kirche und Staat, die Staatskirche, ist die Wurzel des theoretischen und des praktischen Unglaubens, des Rationalismus, des Unitarismus. Darum ist es die erste Bedingung, die conditio sine qua non, wenn das lebendige Christenthum wieder erweckt, eine wahre Gemeinde der Gläubigen wieder aufgerichtet werden soll, es muß diesem vorangehen die Scheidung von Kirche und Staat. Damit der Leib Christi wieder Raum gewinnen könne, beseelt von seinem Geiste, dazu ist als äußere, als negative Bedingung nothwendig, daß man das bloße Schattenbild der christlichen Gemeinde, den Staat, scheide von dem, was unmittelbar zum Reich Gottes gehört. Das sind die Grundsätze, womit unsere überseeischen Nachbarn angefangen haben, Europas Festland gleichsam zu magnetisiren; der Rapport ist offenbar angeknüpft. Dieser Grundsatz aber wird von Leuten aufgestellt, welche es gut und ehrlich meinen mit dem Reiche Gottes, von Männern, welche der Kirche Christi Opfer bringen, ihrer Kirche allerdings und ihrem Glauben. Wer bringt aber einer Gemeinschaft, einer Überzeugung Opfer, welche nicht die seinige ist? — Dadurch, daß Christus für uns geopfert, für mich, für dich, darum ist er der Unsrige, der Meinige, der Deinige. —

Was wollen wir sagen? wollen wir diesen Rath grade von der Hand weisen? das wäre wohl eben so schlimm und unevangelisch, als ihn ohne Prüfung hinnehmen. Prüfet Alles und das Gute behaltet.

Es liegt vor uns eine kleine Brochüre: L'union de l'église et de l'état dans la nouvelle Angleterre, considérée dans ses effets sur la religion aux états unis. Par un Americain. Der Verfasser ist ohne Zweifel ein namhafter Mann, welcher im Namen mehrerer Gesellschaften, besonders der Amerikanischen Mäßigkeitsvereine, verschiedene Länder Europas wiederholt und regelmäßig durchreist. Erschienen ist unsere Schrift 1837 in Paris bei J. J. Risler, rue de l'oratoire, dem Buchhändler der evangelischen Gesellschaft. Unser Amerikaner wurde auf seinen Reisen in Europa öfters um eine Erklärung angegangen, wie es denn komme, daß in einem Lande, dessen Bevölkerung von so frommen Vorfahren abstamme, daß in einem solchen Lande der Socinianismus und Universalismus sich erheben und so stark um sich greifen konnte. Der Socinianismus ist eigentlich ein Unkraut, aufgeschossen in dem üppigen Boden des überbildeten Italiens, wo geistige und weltliche Despoten den Hohn und Zweifel gegen das Heilige säete, zwar oft wieder ausrauste, aber stets von neuem säete. Was aber von unseren Führer Universalismus genannt wird, das war namentlich in England hervorgekeimt nach den Gräueln und den Tollheiten der Revolution und der sich verdrängenden Sektenherrschaften an dem üppigen Hofe halb katholischer, halb ungläubiger König mit protestantischer Maske. Läugnet der Socinianer die Gottheit Christi, so stellt der Universalist der Prädestination die ewige Seligkeit Aller entgegen, indem er am Bösen die Bosheit, indem er an der Sündhaftigkeit die Herrschaft über und unsere Knechtschaft wegdisputirt. Welcher Orkan hat die Keime des Unkrauts über das Weltmeer getragen? aber noch schwerer ist es zu lösen, wie dieser Samen in einem fremdartigen Boden wurzeln und sich ausbreiten konnte. Das menschliche Herz ist allenthalben dasselbe, allein es entwickelt gewisse Triebe doch nur unter gewissen Verhältnissen und die Gestalt welche der Eine innere Grund des Unglaubens annimmt, ist doch bedingt durch eben diese äußeren Verhältnisse. — Die Frage zu beantworten ist nun die Aufgabe, welche unser Amerikaner sich stellt. — (Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 18. August. № 66.

Verbindung und Trennung von Kirche und Staat in Nordamerika.

(Fortsetzung.)

Das Gebiet der Freistaaten des nördlichen Amerikas ist groß. Der Schauplatz, auf welchen unsere Aufmerksamkeit sich zu richten hat, zieht sie zum Glück etwas zusammen; wir concentriren die Frage auf Neu-England, auf die östlich vom Hudsonfluß gelegenen Staaten, also auf Konnektikut, Rhodeisland, Massachusetts und New-Hapshire. Der Mittelpunkt dieser Länder ist Boston, während New-York sich schon als Holländische Ansiedelung verräth. Hier ist die Heimath dieser kaum halbchristlichen Lehren; dieser symbolisch gewordene Schwachglaube hat sich nur von hier aus mit der Kolonisation nach anderen Punkten der Freistaaten verbreitet.

Die Aufgabe ist nun aber in dem Grade innerlich schwieriger geworden, in welchem die äußere Beschränkung des zu betrachtenden Gegenstandes uns die Erörterung zu erleichtern scheint. Denn grade hier war es, wo die ersten Ansiedelungen von den Frommen im Lande gegründet wurden, von Christen, welche ihr heiß geliebtes Vaterland, dessen Sitten und Herkommen sie auch jenseits des Oceans bewahrten, welche dieses ihr Vaterland verließen um ihres Glaubens willen. „Die solches thun, die geben zu verstehen, daß sie ein Vaterland suchen; und zwar nicht bloß ein solches wie dasjenige, aus welchem sie ausgezogen. Denn was hinderte sie, wieder dahin zurückzukehren? Sondern sie begehrten eines besseren Vaterlandes, eines himmlischen." Darum war auch ihr Lieblingsname der der Pilgrime. Sie waren großentheils von den besten, wohlhabendsten Familien des Mutterlandes, nicht wenige Männer und Frauen von hoher, ja vielmehr von tiefer Bildung. Sie wußten in allen Dingen menschlicher Ordnung sich zu fügen, nur ihr Gewissen hielten sie für reichsunmittelbar im Reiche Gottes. Die erste Ansiedelung ward gemacht 1620 in der Bai von Massachusetts, wo die Stadt Plymuth, hinter Cape-Cod, südöstlich von dem späteren Boston, angelegt wurde. Es waren an hundert Kolonisten von der Gemeinschaft der Independenten oder Congregationisten; Browniſten nannte man sie damals. Selbige waren 1608 mit ihrem geistlichen Vorsteher aus England ausgewandert, da man ihnen dort nicht gestatten wollte, Gott auf ihre Weise, nach ihrem Glauben, Gebete und geistige Opfer zu bringen, die kleine Gemeinde zu erbauen und zu ordnen. In der Republik Holland war man eben auch nicht sehr duldsam gegen die Unterthanen, deren Glauben nicht ganz mit dem herrschenden Landesglauben übereinstimmte. Allein man gefiel sich, Ausländer nach einem anderen Maaß zu messen und zog deren von allerlei Volk und Glauben in's Land. Unsere Browniſten waren im Herzen gut Englisch geblieben und es that ihnen wehe, daß nach wenigen Geschlechtern ihre Kinder ganz mit den Eingeborenen ihres jetzigen Aufenthalts zusammengeschmolzen seyn sollten. Es war ihnen, als seyen sie hier nur im Exil, oder wie die Söhne Jakob's in Ägypten. Auch der Glauben der kleinen Gemeinde schien also sich auflösen zu müssen. Darum wollten sie ausziehen in ein Land, das ihnen der Herr weisen würde. Sie sahen sich als Pilgrime, als Fremdlinge des Herrn, als eine Gemeinde von Missionaren an. In den fünf Artikeln, welche sie zu Leyden aufsetzten, um die Beweggründe zu diesem neuen Zuge wie in einer Bekenntnißschrift auszusprechen, heißt es: Wir müssen Erwähnung thun der großen Hoffnung, die in uns ist und des inneren Verlangens, die Grundlagen zu legen, oder doch die Wege anzubahnen für die Verbreitung und das Fortschreiten des Evangeliums vom Reiche Christi in diesen entlegenen Gegenden der Erde; sollten unsere Anstrengungen auch nur als Signalpfähle dienen, denjenigen den Weg zu zeigen, welche später sich zu einem so guten Werke hergeben wollten. — Diesen ersten Ansiedlern folgten 1628 andere, welche Salem, und 1630 wiederum neue, welche Boston gründeten. Durch die Revolution in England auf sich selbst zurückgeführt, bildeten sie seit 1652 Einen Staat. Die Revolutionen und Restauration in England verdrängten verschiedene Gemeinschaften von Dissenters. Es ist ein erhebender Anblick, diese halbfreiwilligen Verbannten, welche das damals noch minder bezähmte Weltmeer durchschifften, Gott zu dienen in evangelischer Freiheit und Kraft. Wohl gaben auch die heidnischen Mütter ihren Töchtern in den jungen Hausstand Feuer mit vom Hausaltare, und heidnische Staaten den auf Kolonisation ausziehenden Bürgern die heilige Gluth vom Altare des Gottes, den die Stadt besonders verehrte. Aber diese Pilgrime Christi trugen das heilige Feuer in ihrem Herzen, auf daß sie selbst verzehrt würden dem Herrn ein wohlgefälliges Opfer. Wie an innerem Reichthum, so nahm auch an äußerer Zahl und Stärke das neue Volk beinahe wunderbar zu. Um 1700 zählte man schon 100,000 Seelen. Obgleich die Fortschritte der Bevölkerung durch die Französischen Kriege 1745 bis 1749, und 1754 und 1763, namentlich aber durch den Freiheitskampf von 1775 bis 1783 gehemmt wurden, zählten doch diese Staaten, nämlich die obgenannten mit den dazugekommenen und meist dazu bevölkerten Maine und Vermont, jetzt um drittehalb Millionen Einwohner.

Diese Bevölkerung, mit dem Meere, den Wilden, mit den Urwaldungen kämpfend, blieb anfangs sich beinahe selbst überlassen, erst als die Niederlassung sich etwas bedeutender gemacht,

nahm die Englische Regierung mehr Rücksicht auf sie, setzte ihnen Beamte und bezog Zoll und Steuern. Siebzig Jahre lang wurden die Beamten, selbst die Gouverneurs und Richter, von ihnen gewählt; denn sobald die Kolonie sich ausdehnte, machte sich dieses Bedürfniß geltend, und während im Anfang die Landgemeinde die wichtigeren Fälle selbst abgemacht, wurden nun Repräsentanten gewählt. Allein die gesetzgebende Körperschaft und die meisten Ämter blieben stets durch die freie Wahl der Kolonisten besetzt. Die Englische Revolution hatte über die Einführung des Reiches Gottes auf Erden, über das unter uns zu bauende geistige Jerusalem nicht bloß Berechnungen, Hoffnungen, Ahnungen und ein sehnsüchtiges Harren erregt, nicht bloß Ideen verbreitet, sondern in ihrem Glauben handfeste Leute wollten dem Himmelreich Gewalt anthun. Man wollte die evangelische Gleichheit vielmehr, als die evangelische Freiheit aufrichten, wie denn Revolutionen nicht sowohl zu dieser, als zu jener führen. Manches erinnert an die Besseren unter den Deutschen Wiedertäufern. Man wollte aber nicht das Gesetz auflösen, sondern seine Gewalt recht stark und eisern machen. Diese Leute lebten beinahe mehr im Alten als im Neuen Bunde; die Psalmen waren ihre Kirchenlieder, sie trugen Vornamen meist aus dem Alten Bunde. Viele in der Revolution wollten nur Gott zum unsichtbaren König, nur das göttliche Gesetz solle regieren. Das war auch mehr oder weniger der Glauben und der Wille dieser Ansiedler; darum fühlten sie sich aus dem Vaterlande in die neue Welt, als in ein ihrem Verlangen gelobtes Land getrieben. Und mußte hier nicht Alles, was sie umgab, Ebenbilder des gelobten Landes darbieten? Auch sie waren in diesem Winkel der Erde von der Welt abgeschieden, mit Gott allein; auch sie trennte das Meer und die Wüsten schlossen sie ein, wie einst Israel. Die heidnischen Wilden, waren das nicht die Canaaniter, die Jebusiter und Pheresiter? Ja sie waren von Gott ausgesondert, ein priesterlich Volk, sein Königreich zu gründen. Die Geistlichen hatten auf die Gesetzgebung, als die Ausleger des göttlichen Gesetzes, den größten Einfluß, die berufenen Männer sollten Moses und Josua nachfolgen; der König von England war Gottes Statthalter auf Erden, aber seine Gewalt ging nur so weit, als sie durch die gut verbrieften, guterworbenen Gerechtsame, als sie durch das Gewissen und seine unmittelbaren Rechte nicht beschränkt wurde. Abgötterei ward als Majestätsverbrechen mit dem Tode bestraft; dem Strafgesetzbuch lagen die zehn Gebote und das Gesetz Mosis zu Grunde, wie dem Rechte anderer Staaten, welche sich auch christlich nannten, das Römische Recht. Die Bibel war der Grund- und der Eckstein der ganzen Verfassung. Dieser christliche Staat, nach dem Bedürfniß der bei weitem größten Majorität auf diesen Grundlagen ruhend, folgte nur dem natürlichen Triebe der Selbsterhaltung, indem er sich durch Gesetze zu erhalten suchte. Die zu bewältigenden Elemente kamen ihm aber theils von Außen, theils aus seinem eigenen Inneren durch die Kinder der Gemeinde, welche durch die Taufe dem Herrn geweiht, dennoch mit dem angeborenen Verderben menschlicher Natur aufwuchsen. Von Außen aber drohte Gefahr, da bei nunmehr vermehrter Sicherheit, Auswanderer um irdischer Hoffnungen oder Noth willen nachfolgten. Namentlich glaubten Schwärmer und protestantische Ascetinen, wie Madame Hutchinson, hier Raum zu finden, ihre Lehre zu verbreiten, wie zu gleicher Zeit die landesflüchtige Katholikin Bourignon in Nordstrand ihre Kirche zu kolonisiren suchte. Diese theosophische Kolonisation charakterisirt diese Zeit der herrschenden Orthodoxie. — Die Gesetze waren hier, in Neu-England, sehr streng und blutig, wie im damaligen England, und unterscheiden sich dadurch sehr von den Tendenzen des benachbarten Quäkerstaats von Penn.

Wer die bürgerlichen Rechte in Anspruch nehmen wollte, mußte Mitglied dieser Kirche seyn, Mitglied der herrschenden Kirche. Man glaubte, ohne dieses könne der christliche Staat, darein sich die Kirche aufgelöst hatte, durchaus nicht bestehen. Die Kinder Israel sollten ja auch durch Einen Glauben zusammengehalten werden, welcher zugleich das den Staat, das Volk zusammenfassende Band war. Gab man zu, daß zur Kirche nur diejenigen gehören, welche sich zu einem bestimmten Glauben bekennen, so mußte man, bei der obwaltenden Verwirrung der Begriffe, oder vielmehr der Reiche und der Gewalten, alle weiteren Folgen zugeben. Wer wollte aber jene Grundfrage bestreiten? — Schon 1646 wurden Petitionen, von Tausenden unterschrieben, den gesetzgebenden Körperschaften und dem Parlament überreicht, worin die von der herrschenden Dissenterkirche Dissentirenden klagen und bitten, daß man ihnen die Rechte freier Menschen nicht vorenthalten wolle. Zwar überall sehen wir die Minoritäten durch die herrschenden Majoritäten niedergehalten, aber auf Nordamerika, zuerst auf der Kirche und dann auf dem Staate, lastet die verhängnißvolle Verwechselung der beiden Begriffe: Freiheit und Herrschaft, absolute Herrschaft der Majorität. — Die bestehende Gesetzgebung mußte viele Heuchler und Namenchristen machen, die Kirche mit ihren todten Gliedern zu einem ungestalten Körper. Schon 1662 wird gemeldet, daß durch diese Ordnung der Dinge bei den Dissentirenden gegen Kirche, Christenthum und Religion überhaupt beklagenswerthe Vorurtheile sich festsetzten.

Wie anderen Orts über Thronfolge und Legitimität Verordnungen gegeben werden, wie die Katholische, die Bischöfliche Kirche ihre Ordnungen hat, um die Weihen in der Kirche zu erhalten und so die zum Kirchenregiment nöthigen Gewalten und Machtvollkommenheiten per manus tradere, so sah sich nun unsere Independentenkirche in die Nothwendigkeit gesetzt, Institutionen zu machen, wodurch der heilige Geist, als der Mittelpunkt des nationalen, wie des kirchlichen Lebens, festgehalten werden möchte. Der weht aber wo er will, und läßt sich nicht in ein Kanal- und Schleusensystem menschlicher Ordnungen und Satzungen einsperren, leiten, vertheilen, aufsparen auf die Tage der Dürre, wie einst die Priester thaten, den Nilschlüssel in der Hand. — Der Widerwillen gegen den Gewissenszwang, welcher verlangte, daß man nicht bloß seine Unterschrift zu einem Bekenntniß gab, sondern auch die Kirche, das

Abendmahl besuche, sich der Zucht und Sitte der herrschenden Kirche unterwerfe, wenn man die Bürgerrechte ausüben, wenn man auch nur seine Stimme bei den Wahlen der Beamten abgeben wollte, dieser Widerwille stieg so sehr, daß bald Tausende lieber diesen Vortheilen entsagten, als daß sie diesem Zwange sich fügten. So bestand denn schon neben den Gliedern der Kirche eine sich mehrende Volksklasse, von der Kirche geschieden, ja in Feindschaft mit ihr. Es gibt uns dieses ein merkwürdiges Nebenstück zum jetzigen Amerika, wo zwar auch die sich zur Kirche Bekennenden von den davon „Freien" sich bestimmt scheiden. Allein jetzt genießen diese aller bürgerlichen Rechte, und das muß der Feindschaft und dem Vorurtheil den Stachel nehmen und der Kirche die erste äußere Bedingung des Sieges, des wahren, inneren Sieges gewähren. Damals wurde aber in den Familien eine Frage von großer, schwerer Wichtigkeit besprochen und erörtert. Man glaubte, und es verräth sich darin eine vielleicht unbewußte, tiefere Einsicht in das Wesen der Kindertaufe, man glaubte, Eltern, welche nicht selbst zur christlichen Gemeinschaft gehören, können ihre Kinder auch nicht zur Taufe bringen. Was hätte sie aber auch dazu bewegen können, was Anderes als die Absicht, den Kindern dadurch den Genuß der politischen Rechte zu erleichtern. Allein, welcher Schmerz für eine christliche Familie, nicht bloß einen Sohn, sondern auch die Enkel und eine ganze Nachkommenschaft in Leichtsinn und Trotz der Verdammniß entgegen gehen zu sehen. In Konnektikut wurde die Frage zuerst öffentlich besprochen, sofort kam sie 1657 vor eine Versammlung von Geistlichen, 1662 vor eine General-Synode. Beide Versammlungen sprachen sich für eine juste milieu aus, für eine Art Interim. Die alten Grundsätze wurden nicht ausdrücklich aufgegeben, der Tempel, das Heiligthum nicht selbst den Unreinen geöffnet, welche ja auch nicht danach verlangten; aber es sollte eine Art Vorhof der Heiden aufgerichtet werden. Man nannte diese Auskunft the half-way (halb Wegs), covenant plan, die Ordnung des halben Bundes. Dadurch wurde festgestellt: Es ist Pflicht derer, welche in ihrer Kindheit getauft worden, daß sie, wenn sie zu einem Alter gekommen sind, wo sie selbstständig handeln können, selbst wenn sie nicht in dem Stande, in der Verfassung sind, um am Abendmahl des Herrn Theil zu nehmen, daß sie durch eigene Erklärung die in ihrem Namen übernommene Verpflichtung bestätigen. Es ist die Pflicht der Kirche, sie daran zu erinnern, daß sie gehalten sind, diese Verpflichtung zu erfüllen; wenn sie aber trotz dieser Einladung sich weigern, oder wenn sie fortfahren, auf eine skandalöse Weise zu leben, so setzen sie sich der Censur der Kirche dafür aus. Wenn sie dagegen den Grundlagen der Religion adhäriren, wenn ihr Leben frei ist von Skandal, wenn sie feierlich die in ihrem Namen übernommene Verbindlichkeit bestätigen (solemnly own the covenant), indem sie sich und ihre Kinder dem Herrn heiligen, indem sie für diese die Taufe begehren, so sehen wir kein Hinderniß, daß diesen die Taufe verweigert werden sollte. Über die Kinder der diese Bedingungen nicht Erfüllenden, ob sie dennoch zur Taufe zugelassen werden sollten, darüber ward nichts

bestimmt. Es scheint, daß diese Leute des halben Bundes zu allen bürgerlichen Rechten wieder zugelassen wurden. Obgleich der gesetzgebende Körper diese Auskunft angenommen hatte, erfuhr dieselbe doch viel Widerspruch und Widerstand in den einzelnen Landestheilen. Erst 1696 nahm man das Gesetz in Konnektikut an.

Die meisten ehrbaren Leute erfüllten nun die Bedingung, bestätigten ihr Taufgelübde, ließen ihre Kinder taufen. Allein alsbald stellte sich auch eine Folge heraus, welche recht gründlich die Verwerflichkeit eines solchen kirchlichen Gesetzthums zeigte. Sehr Viele, welche bisher alle nothwendigen Bedingungen erfüllt hatten, um als Glieder der Kirche, also auch als Bürger betrachtet zu werden, besuchten nun die Kirche und namentlich das Abendmahl nicht mehr, hielten sich nun zu den bloß ehrbaren Christen; denn das genügte ja, um bürgerlich stimmfähig und wählbar zu seyn. Nun war der eigentlich priesterliche Theil der Gemeinde, welcher das Brodt des Altares aß, in stetem Abnehmen.

So fingen denn nun schon um 1680 einige Theologen an, vom Abendmahl eine neue Lehre aufzubringen, welche an die laxen Grundsätze der Katholischen Kirche seit Erschlaffung der Pönitenzordnung und namentlich an die von den Jesuiten verfochtenen Principien erinnert. Die Reformirte Kirche in ihrer Strenge, also auch die bisherige Amerikanische Kirche, hatte nur die zum Abendmahl zugelassen, welche von dem kirchlichen Sittengericht für würdig erachtet wurden, nur die Gläubigen, die wahrscheinlich lebendigen Glieder der Gemeinde. Nun aber wurde das Mahl des Herrn Allen, namentlich auch den Ungläubigen, als ein Mittel der Überzeugung, der Bekehrung und Wiedergeburt angepriesen. Berühmte Theologen hielten öffentliche Disputationen über diesen Artikel, und die Neuerer waren im Vortheil. Derselbe Increase Mather, welcher die Halbwegs-Auskunft verwarf, stellte auch dieser Lehre einen im Ganzen nicht siegreichen Widerstand entgegen. Von 1680 bis 1740 drängte sich eine große Menge in die Kirche und zum Tische des Herrn, nur auf diesen Grundsatz hin. Es genügte, daß man erklärte, man halte es für seine Pflicht, sich einem Bekenntniß anzuschließen, da man ein Alter erreicht, da dieses anständig scheine. Jetzt war freilich keine Gefahr mehr, daß die zusammengeschmolzene, aber compakte Gemeinde (church members in full communion, Glieder der Kirche in voller Gemeinschaft), durch die Majorität der Exoterischen, der ehrbaren Christen, welche nicht Tischgenossen Christi waren, unterdrückt würde; aber die jetzige Gemeinde sah der Gemeinde der Väter vor funfzig Jahren auch so wenig gleich, als irgend einer anderen christlichen Gemeinschaft. So weit war man gekommen, indem man dem Reich Gottes durch gesetzliche Zwangsmittel hatte Gewalt anthun wollen. Wie die Gemeinden, so wurden nun bald auch die Geistlichen, von welchen zum Theil diese schädlichen Concessionen ausgegangen waren. Wo man aber das ewige Recht des Menschen und des Christen anerkennt, da braucht man nicht dergleichen nothwendige schädliche Concessionen zu machen. Die ganze Verfassung war so wenig auf

evangelische Grundlagen erbaut, so wenig auf evangelische Weisheit, daß die wahre evangelische Freiheit offenbar dem einen Theile so fremd war wie dem anderen. Jetzt begnügen sich nur wenige Gemeinschaften in den Freistaaten mit so allgemeinen Erklärungen der ihnen Beitretenden. „Beinahe alle christliche Gemeinschaften bei uns verlangen nun, daß diejenigen, welche ihre Mitglieder werden wollen, bezeugen, daß sie bekehrt seyen durch die Lehren, wozu sie sich bekennen, und durch die Wirkung der Religion auf ihr Herz." Und warum ist es jetzt also, wie kann es jetzt also seyn? weil weder die Gemeinde noch der Aufzunehmende etwas Zeitliches, politische Vortheile sucht in dieser Aufnahme, in dieser Anschließung, sondern weil sie beide ein himmlisches Bürgerrecht darunter meinen.

Während der wiederholten Kriege ging der Samen der Unsittlichkeit und des Unglaubens immer mehr auf. Dazu kam, daß die bedeutendsten Männer, welche an der Spitze des Freiheitskampfes gegen England standen, Unitarier waren. Die Begeisterung für sie war so groß, daß die Menge sich nicht überzeugen konnte, Männer, wie der Gouverneur Bowdoin, General Knox, Präsident Adams, der Richter Parsons, seyen im Irrthum. Boston war der Mittelpunkt des Unitarismus, von der Läugnung der Dreieinigkeit also benannt, welcher nach dem Arminianismus und der Lehre von der Seligkeit Aller mehr und mehr in seiner Nacktheit sich zeigte. Boston wurde nun immer bedeutender, der Mittelpunkt Neu-Englands, und grade hier war der Heerd der Neuerung. Eine feinere Bildung verschaffte hier den unitarischen Schriften von Priestley, Belsham und Lindsey Eingang. Dazu kam aber noch ein eigenthümlicher, die Wahl und Besoldung der Geistlichen betreffender Umstand. — In dem ursprünglichen Kirchenstaat der Independenten oder der Congregationisten wurde die Besoldung der Geistlichen aus dem Betrag der Communsteuer bestritten. Daher haben alle Bürger, welche mitbezahlen, Einfluß auf die Besetzung der Stellen und zwar in Massachusetts, wo Boston liegt, namentlich so, daß der „Congregation," das heißt den bezahlenden independentischen Bürgern von der „Kirche" (church) oder „Gemeinde" im engeren Sinn ein Pfarrer präsentirt wird. Diese Kirche besteht aus den wirklichen Mitgliedern der Independentengemeinde, aus denen die in voller Gemeinschaft (full communion) stehen. Die Congregation nun kann den Vorgeschlagenen annehmen oder ablehnen, und so hat es die oft gegen die orthodoxe Independentenkirche feindselige Majorität der Congregation in ihrer Gewalt, die orthodoxen Prediger nicht zuzulassen. Aber an vielen Orten bilden die Unitarier und Universalisten selbst in der „Kirche," in der eigentlichen Independentengemeinde, die Majorität; dann räumen die Altgläubigen gewöhnlich das Feld und überlassen den Neuerern die Kirchengüter, sich auf dem alten Glauben von Neuen zu constituiren. — Die Opposition gegen eine allgemeine Steuer für die Kirche des einen Theils der Bevölkerung hatte in Massachusetts die gesetzgebende Körperschaft zu einer Maaßregel vermocht, welche theils hier die Vereinigung von Staat und Kirche bis 1833 erhielt, theils dem Unitarismus und allerlei Sekten die Mittel bot, sich zu constituiren. Es sollte nämlich Jeder fortwährend in die Gemeindekasse seinen Steuerbeitrag für den Kultus bezahlen, doch so, daß man bestimmen durfte, für welche dieser Beitrag verwandt werden sollte. So wurden Viele, welche sich um gar keinen Kultus kümmerten, genöthigt, irgend einen, und dann gewiß den unitarischen oder überhaupt einen die früher herrschende Landeskirche anfeindenden Kultus, wenigstens durch ihr Geld zu unterstützen. So ist denn noch jetzt durch die Nachwirkung des früheren Zwangsgesetzes Massachusetts der Mittelpunkt des Unitarismus, während er, und überhaupt der seichte Schwachglauben, nicht leicht Vereinigungen bildet, und sich der Kirche gegenüber in gleichgültiger Unthätigkeit hält.

Angesichts dieser Thatsachen nun sollten wir es nicht natürlich finden, daß jeder orthodox-reformirte Amerikaner die seit zwanzig Jahren in Neu-England nach und nach erfolgte Trennung von Kirche und Staat segnet? Nun bekennt sich Jeder zu keiner Kirche oder zu der Kirche, bei welcher er seine Befriedigung findet; indem er derselben nun Geldopfer bringt, wird sie gleichsam mehr seine Kirche und zwar desto mehr, je freiwilliger diese Opfer sind; während früher den Unkirchlichen die erzwungenen Beiträge zum Feind der Kirche machten. Und wenn nun der Amerikaner auf die Europäischen Gemeinden seine Augen richtet, wenn er, der in Allem an beinahe leidenschaftliche Thätigkeit gewöhnt ist, zu bemerken glaubt, daß wir schlafen, daß Unglauben und Schwachglauben, ja Feindschaft und Spott gegen das göttliche Wort unter uns herrsche, wollen wir es ihm übel nehmen, ihm böswillige Absichten unterschieben, wenn er uns aus eigener Erfahrung die Trennung von Kirche und Staat als das sicherste Mittel anräth, die Gemeinde Christi zur Kraft und Freiheit des Geistes zu erheben? Wir aber sehen, wie die Vermengung und Auflösung der Kirche und des Staats in Einen Kirchenstaat oder Eine Staatskirche die Amerikaner auf das andere Extrem geführt hat, welches in ihrer Lage wohl die einzige Rettung war, namentlich bei ihrem extremen Charakter.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 22. August. № 67.

Verbindung und Trennung von Kirche und Staat in Nordamerika.

(Schluß.)

Wir mögen ihnen entgegenhalten, daß sie einst durch äußere Mittel, durch eiserne Bande des Gesetzes den Geist gefangen nehmen wollten, daß sie jetzt wieder durch äußere Mittel uns die wahre Freiheit, welche doch eine unsichtbare Gabe Gottes ist, verheißen. Aber wir wollen doch den wohlgemeinten Rath und die Erfahrung, die kostbare Erfahrung eines christlichen Welttheils nicht geringschätzen. So lieb uns die Verbrüderung der seit mehr als einem Jahrtausend über unserem Welttheil waltenden Mächte ist, der Kirche und des Staates, so wachsam müssen wir schauen und Zeugniß ablegen, daß nicht die eine den anderen zum Schatten, zu seinem eigenen Schatten mache; denn wenn auch nur ein Schatten des Zurückgesetzten übrig bliebe, auch dieser Schatten würde sich von dem nur scheinbar erstarkten Leibe losreißen. Indem der Staat sich zum Schirmvogt der Kirche macht, gewährt er die Bürgschaft, daß die verschiedenen Gemeinschaften in Verträglichkeit und Ruhe neben einander leben, sich mit Waffen des Geistes allein bekämpfend. In einem solchen Kampfe aber liegt schon die Versöhnung, denn er führt zur Wahrheit. Die also gewährte Ruhe, wie der Kampf, fördert die rechte christliche Wissenschaft, welche wir keineswegs mit mißtrauischen Augen betrachten, wie Manche der überseeischen Brüder vielleicht thun. Damit, daß der Staat diese mehr *negative* Handreichung thut, damit leistet er Großes, wo er aber mehr thun will und *positiv* in das Reich Gottes eingreifen, in die Vermittelung zwischen Gott und der Gemeinde, zwischen Gemeinde und Gemeinde, zwischen Gemeinde und ihren Gliedern, da schadet er dem Reich Gottes und sich selbst; welchem mehr? das ist schwer zu entscheiden. Unsere überseeischen Brüder handhaben nur den freien, öffentlichen Verein als den Hebel, als das Werkzeug des Reiches Gottes auf Erden. Dadurch entsteht viele Lebendigkeit, aber auch viel Leidenschaftlichkeit und Unstätigkeit, mehr strenger Eifer als tiefe Erkenntniß. Wir aber, haben wir über der Bequemlichkeit und dem Wissen und dem Aufspeichern, haben wir darüber nicht unseren aufopfernden persönlichen Eifer, die gemeinsame, geordnete Thätigkeit der Gemeinde gar zu sehr verknöchern lassen? Die Staatskirche ist ein schöner Schwerpunkt, an welchen die freien Vereine sich anlehnen mögen, damit auf jede Weise das Reich Gottes gefördert werde. Geschieht dieses aber genug? *geschieht es auf die rechte Weise?* beschämt uns nicht die Thätigkeit, der schon mit Erfahrung gepaarte Eifer dieser überseeischen Brüder? beschämt uns nicht in Manchen die katholische Schwesterkirche? Und endlich dürfen wir, namentlich auch wegen jenes obersten Grundsatzes unserer Amerikanischen Brüder, die Schlußfrage nicht abweisen: Veranlaßt nicht der Staat, indem er manche Thätigkeit des kirchlichen Regiments und der Verwaltung selbst ausübt, so gut er es kann, veranlaßt er dadurch nicht, daß die Thätigkeit, daß die Kräfte der Gemeindeglieder einseitig auf die Erkenntnißseite sich werfen? Wird dadurch nicht das Wachsthum manch faulen Wissenstriebes, mancher tauben Blüthe, mancher faulen Frucht gefördert, indem die Leute mehr Fragen aufbringen, als sie gleichsam durch ein geordnetes, thatkräftiges Gemeindeleben verarbeiten? Denn auch in den geistigen Kräften, auch in den Gnadengaben ist eine Harmonie, ein Gleichgewicht; wie die That blind ist ohne die rechte christliche Erkenntniß, so ist die Erkenntniß ohne die freudige, geordnete Thätigkeit ein eiteles Gerede.

* * *

Dem vorstehenden interessanten Aufsatze, der die wichtigsten und praktischsten Fragen unserer Zeit berührt und anregt, und nach so vielen Seiten hin zu denken gibt, lassen wir noch einige Bemerkungen folgen, welche auf die Grundwahrheiten aufmerksam machen sollen, auf welche es hiebei ankommt.

Ob Kirche und Staat verbunden oder getrennt seyn sollen, darüber ist auf dem *bloßen* Wege der Erfahrung zu einem gründlichen Urtheile nicht zu gelangen. Der Verfasser der oben gedachten Brochüre weist nach, daß in *Neu-England* die Verbindung von Kirche und Staat seit 1630 den Rationalismus und Unglauben befördert hat; allein die Verbindung von Kirche und Staat seit *Constantin* hat nicht bloß das Römische Reich, sondern die ganze Germanische Welt christianisirt, und der Reformation des sechzehnten Jahrhunderts mit ihren die gesammte Christenheit umfassenden Wirkungen den Weg gebahnt; auf dieser Verbindung beruht unsere christliche Sitte und Bildung mit allen darin enthaltenen Geistesfunken und Lebenskeimen.

Wir müssen daher dem Begriffe der Kirche, des Staats und der Verbindung beider näher treten.

Die *Kirche*, der Leib Christi, des zweiten Adam's, des Herrn vom Himmel, — erbauet von Seinem Geiste, durch Sein Wort, — geschützt und regiert von ihrem zur Rechten Gottes sitzenden Haupte, — ausgerüstet mit den Kräften der zukünftigen Welt, und gewaffnet mit der Verheißung, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen sollen, ist ihrem inneren Wesen nach selbstständig und keiner fremden Hülfe oder Stütze bedürftig, sie hat das Privilegium, auch im Erliegen zu siegen und die Gewißheit, daß sie alle Reiche der Welt überdauern

wird; um ihretwillen verschonet und erhält Gott die Welt und Alles was darinnen ist.

Aber wie ihr Haupt in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt hat, so ist auch ihre Herrlichkeit in Gott verborgen. Sie ist ein Kreuzreich. Ihr Haupt, — der Schöpfer aller Dinge — bedurfte einer Jungfrau, von ihr geboren, einer Krippe, darein gelegt, der Windeln, darin eingewickelt zu werden. Er bedurfte der Handreichung der Weiber, die ihm dienten. So bedarf die Kirche der Fürsorge und der Handreichung des Staates. Denn wie Er war, so ist auch sie in dieser Welt. So weit geht ihre Niedrigkeit auf Erden, daß vor Gericht, wo es darauf ankommt, daß ihr irdisches Besitzthum geschützt werde, sie den Minderjährigen gleichgeachtet und dem Patronat der Gutsherren, der Schirmvogtei der Obrigkeiten unterworfen ist.

Sie ist ferner, als der Waizen auf dem Acker mit Unkraut, als der Fischzug im Netz mit faulen Fischen vermengt. Ihre Glieder sind zum Theil Kinder in Christo, die noch fleischlich sind. Unglaube aber und Fleisch unterliegt dem Gesetze Gottes, diesem Zuchtmeister auf Christum, denn es ist dem Gnadenregiment des Geistes nicht unterthan. Und das Schwerdt des Gesetzes ist der Obrigkeit übergeben. So kann also auch die Kirche, — die, als der lebendigste Organismus, mit leidet und thut, was ihre Glieder leiden und thun —, bis zur Zeit der Erndte und des Auslesens der Fische, bis alle Christen zum vollkommenen Mannesalter Christi erwachsen sind —, dem Amte des Gesetzes, welches die Obrigkeit führt, und der Gemeinschaft, welche dieses Amt stiftet, dem Staate sich nicht entziehen.

Wenn sie aber auch könnte und dürfte, so würde sie dem Staate sich nicht entziehen wollen. Die Liebe selbst dringt sie, selbst auf Gefahr ihrer Reinigkeit, sich mit ihm auf das Innigste zu verbinden. Ihr Haupt aß mit den Zöllnern und Sündern, und ihr sollte etwas Menschliches fremd seyn? Ihr eigentlichstes Geschäft ist, die Menschheit zu durchsäuern mit dem himmlischen Sauerteig — Alles neu zu machen —, wie könnte sie den Staat ungesäuert lassen, in welchem die Natur des Menschen, dieses geborenen Königs, sich erst vollendet? Den Staub und Schweiß, die Wunden, mit denen sie bei dieser Arbeit bedeckt wird, trägt sie mit Ehren, und selbst, wenn sie ein Glied dabei verliert, muß sie es als in einem Kriege, zu dem sie von Gott berufen war, verloren ansehen. Ein solches Glied ist z. B. die Kirchenzucht, welche freilich leichter in einer Herrnhuther Kolonie oder in einer kleinen engverbundenen Dissentergemeinde gehandhabt und erhalten wird, als in einer Kirche, wie die Bischöfliche Englands, die das Wort und den Geist Christi in das Parlament und vor den Thron von Großbritannien bringen, und damit die Beschlüsse durchdringen soll, von denen die Schicksale der halben Welt abhängen. Der Herr aber, unser Arzt, kann und wird das ausgestochene Auge, den abgehauenen Arm wiederherstellen, wenn sie ernstlich darum bittet. Ja, eine verschuldete Niederlage sogar soll dem Soldaten, der gegen den Feind zu Felde liegt, der friedliche Bürger, der in der Heimath geblieben ist, nicht bitter vorwerfen, sondern in Demuth sich selbst prüfen, wie er in gleicher Probe

bestanden seyn würde. So wenn eine Kirche, die einen Staat unter den Gehorsam Christi bringen oder darin erhalten soll, hie und da dem Weltgeist unterlegen ist, den sie in der Kraft des heiligen Geistes zu überwinden berufen war.

Andererseits ist auch der Staat, den das Amt der Obrigkeit zusammenhält, selbstständig. Gott selbst hat dieses Amt, welches ein Amt seines Gesetzes ist, zur Rache über die Übelthäter und zum Lobe der Frommen, in der ganzen Welt, nicht bloß innerhalb der Kirche seines Sohnes, verordnet, und der Obrigkeit das Schwerdt verliehen, durch welches sie sich von der Kirche unterscheidet, denn diese ist ein Reich nicht von dieser Welt, sonst würden, sagt der Heiland, seine Diener darum kämpfen. Das Gesetz Gottes, seine Gerechtigkeit, ist auch den Heiden offenbar (Röm. 1, 18. 19. 32.), denen seine Gnade in Christo verborgen ist. Staat und Kirche dürfen daher nicht vermenget werden, so wenig als Gesetz und Evangelium. Aber das Gesetz ist durch die Sünde geschwächt; darum kann dasselbe, darum kann insbesondere das Amt des Schwerdtes des Gesetzes, die Obrigkeit, sein Ziel, die Menschen dem Willen Gottes unterthänig zu machen, nicht erreichen. Christus ist des Gesetzes Ende; er ist gekommen, dasselbe zu erfüllen. Darum bedarf der Staat der Kirche; ohne sie ist er eine Frage ohne Antwort, eine Schuld ohne Zahlung, ein Lauf ohne Ziel, ja ein Lauf im Finstern, denn selbst die Erkenntniß des Gesetzes Gottes, des eigentlichen Lebensprincips des Staates, ist durch die Sünde verdunkelt und wird erst durch die Gnade wiederhergestellt. Irgend eine Religion, eine Lehre von Gott, vom höchsten Gut, von des Menschen Verhältniß dazu, und eine, solcher Lehre gemäße Praxis muß jedem Staate zum Grunde liegen, und die Handlungen jeder Obrigkeit leiten; schon die alten Heiden erkannten, daß man ohne Götter keine Stadt bauen könne. Aber nur die wahre Religion, das Christenthum, kann die Mängel des Staates wirklich ausfüllen, seine Bedürfnisse wahrhaft befriedigen.

So viel, um die Selbstständigkeit der Kirche und die des Staates, die Unzulässigkeit ihrer Vermengung, und die Nothwendigkeit ihrer Verbindung in's Licht zu stellen.

Wenden wir diese Grundsätze auf Neu-England an, so ergibt sich, daß die Pilger Recht hatten, indem sie Kirche und Staat verbanden, wodurch sie so viel für die Verbreitung des Christenthums, und für die innige Durchdringung des ganzen Lebens in ihrem neuen Vaterlande mit wahrer Religion gethan, und ihren Enkeln bis auf den heutigen Tag eine reiche Erbschaft geistlichen Segens gesichert haben. Unrecht aber hatten sie, indem sie Kirche und Staat vermeintlich identificirten und in der That vermengten. Sie verloren über der Einheit den Unterschied aus den Augen; sie sanken in das Alte Testament zurück, wo der Unterschied zwar vorhanden, aber nur im Keim, in der allein äußerlich sichtbaren Einheit verhüllet, vorhanden war. Kinder Gottes, Heilige und Geliebte, und — wahlfähige Staatsbürger verschmolzen in einen Begriff, als hätte Christus gesagt: Mein Reich ist von dieser Welt. Der verkannte Unterschied machte sich aber dennoch geltend; die Glieder des

halben Bundes (half-way covenant) gewannen staatsbürgerliche Rechte, drängten sich nun aber auch in die Kirche ein, welche, zur Strafe für ihre Übergriffe in das Gebiet des Staates, dadurch verweltlicht wurde. Im Verlauf der Zeit trat der barocke Zustand ein, daß nur noch darauf gehalten wurde, daß jeder Staatsbürger irgend einer Religion, gleichviel welcher, angehörte, und zu irgend einer Kirche, gleichviel welcher, beisteuerte, wodurch nun, wie der Verf. der Brochüre zeigt, die Unitarier (Nationalisten) und Universalisten gewissermaßen von Staatswegen gezwungen wurden, sich als Gemeinden zu constituiren und Kirchen zu errichten. Nun war der Übergang zu dem dem ursprünglichen Princip entgegengesetzten Extrem nicht mehr ferne, nämlich zu der jetzt in Nordamerika herrschenden Tendenz, Kirche und Staat ganz auseinanderzureißen, in welcher wiederum die Anerkennung des Unterschiedes wahr, die Verkennung der Einheit irrig ist. Jene Wahrheit, die Anerkennung des Unterschiedes von Kirche und Staat, und somit der geistlichen Natur und Selbstständigkeit jener, trägt jetzt in Nordamerika die schönsten Früchte; sie reinigt die Kirche, und gibt ihr die männliche, Ehrfurcht gebietende, wahrhaft christliche Haltung, die freie Bewegung und die frische Thätigkeit, wovon diese Blätter schon so viele Darstellungen enthalten haben, und wodurch sogar die schädlichen Folgen der Verkennung der nothwendigen Verbindung von Kirche und Staat einigermaßen verdeckt und selbst gemildert werden. Denn so geistig und mächtig ist ihrer Natur nach die christliche Kirche, daß, wo sie lebendig ist und der Hauch aus Gott in ihr weht, der Staat in gewissem Maaße von ihr durchdrungen, durch sie christianisirt werden kann, auch wenn, wie in Nordamerika, die Christen die organische Verbindung beider theoretisch verwerfen. Dazu kommt, daß unter den Abkömmlingen der Pilger sich unbewußt noch viel von dem Geiste, der kein anderes Vaterland kannte, als Zion, erhalten, und daß Nordamerika an allen Erweckungen, die den Englisch redenden Christen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert zu Theil geworden sind, reichlich Theil genommen hat. Aber die verderblichen Wirkungen des Ableugnens der wichtigen Wahrheit, daß Kirche und Staat berufen sind, sich zu verbinden, müssen dennoch eintreten. Die Entfremdung vieler Menschen, ja ganzer Ortschaften und Gegenden von der christlichen Kirche und ihren Gnadenmitteln, der Untergang der christlichen Volks-, Orts- und Standessitten, und somit die Profanirung aller äußeren Lebensverhältnisse und des Staats selbst, endlich die Untergrabung der tiefsten und festesten Grundlagen des Staats und dessen endlicher Umsturz sind die nothwendigen Folgen dieses Irrthums, wenn er sich weiter entwickelt und reif wird, Folgen, deren Spuren schon jetzt in Nordamerika sichtbar sind, die aber der Herr durch wahre Erleuchtung der Seinigen auch in diesem Stücke mit der Kraft seines Wortes und Geistes in Gnaden abwenden wolle.

Die Katholische Kirche Frankreichs.

Tharin's Klagen und Hoffnungen.

(Fortsetzung.)

Das vierte Capitel unserer Schrift handelt von dem katholischen Klerus in Frankreich. Daß Tharin denselben sowohl in Hinsicht auf seine Wissenschaft als seine Sittlichkeit sehr zu erheben strebt, kann uns nicht Wunder nehmen. Was den letzten Punkt betrifft, so haben wir früher selbst schon berichtet, daß die gegenwärtige Französische Geistlichkeit wirklich im Ganzen eine achtbare Sittenreinheit bewähren soll, und bei dem Preise der Wissenschaftlichkeit dürfen wir, um nicht alles Lob Tharin's auf Rechnung der Partheidarstellung zu schreiben, nie vergessen, daß in Frankreich, die exakten Wissenschaften ausgenommen, dabei ein kleinerer Maaßstab herrschend ist als in Deutschen Landen. Merkwürdig ist das Zeugniß, welches unser Verfasser gelegentlich den Jesuiten zu Theil werden läßt. Später, sagt er, traten die Jesuiten (nämlich unter der Restauration) an die Stelle der Väter des Glaubens, und die unpartheiische Geschichte bezeugt und alle wahre Freunde der Religion wissen, daß in diesem berühmten Orden die Wissenschaft stets zur Seite der strengsten und liebenswürdigsten Tugend glänzt; der Tugend, welche die strengste gegen die Kinder des heiligen Ignatius ist, die liebenswürdigste gegen die Jugend und die Weltmenschen. Aber die Jesuiten leiteten mit entschiedenem Erfolge acht kleine Seminare, in welchen eine Menge junger Leute, die zu den ersten Familien des Königreichs gehörten, eine sehr religiöse und monarchische Erziehung genossen. Dies war ihr großes Verbrechen in den Augen des Liberalismus. — Interessant ist ferner die Selbstrechtfertigung Tharin's, welche er bei der Gelegenheit einstreut, wo er die Anschuldigung der Gegner wegen des im Allgemeinen herrschenden bischöflichen Ehrgeizes zurückweist. Und wenn es uns erlaubt ist, von uns in dieser Schrift zu sprechen, so fährt er in der Vertheidigungsrede seiner Amtsgenossen fort, so erklären wir, daß wir durch die Schmähungen, welche so freigebig durch die Revolutionsjournale an uns verschwendet worden sind, uns immer für sehr geehrt gehalten haben, daß aber nie ein wahres Wort an allen jenen Abgeschmacktheiten war, welche sie ernsthaft und im lamentablen Tone in Hinsicht auf jenes geheime Comité, von ihnen Camarilla genannt, austischten, worin die Geschäfte des Königreichs nach ihrer Behauptung früher geregelt wurden, als sie im Conseil des Königs erörtert wurden. Sie ertheilten mir den Titel eines Präsidenten der Camarilla, und ich erfuhr nur durch ihre Leser, daß dieses geheimnißvolle Comité existirte, daß ich der Präsident und daß der und der Herr vom Hofe ein einfaches Mitglied desselben wäre, obgleich er viel fähiger als ich gewesen wäre, den Vorsitz darin zu führen. Dieses Faktum ist bezeichnend für die Unwissenheit oder die Lügenhaftigkeit der Revolutionsschriftsteller in dem leidenschaftlichen Kampfe, welchen sie gegen den Klerus aufregten; dies ist der einzige Zweck, weshalb ich hier seiner Erwähnung thue.

Die wichtigsten Abschnitte unseres vierten Capitels sind aber ohne Zweifel die, welche die Gesinnung und die Stellung des Französischen Klerus zur gegenwärtigen Regierung, so wie zum Römischen Stuhle aussprechen. Der Hauptvorwurf, sagt unser Verf., welchen man gegenwärtig dem Klerus macht, ist der, daß er weder das Gouvernement liebe, noch die Ordnung der Dinge, welche seit 1830 besteht. In der That, diese Ordnung der Dinge ist herrlich, so daß sie die Bewunderung und die Liebe des Klerus verdient! Ihr hattet ein billiges Gouvernement versprochen und die Auflage, welche das Volk bezahlt, ist um mehr als zweimalhundert Millionen erhöht! Ihr hattet die Freiheit versprochen, und niemals seit der Herrschaft Robespierre's hat man so viel willkührliche Verhaftungen, so viel vor erfolgter Entscheidung der Tribunale verlängerte Einkerkerungen, so viel Haussuchungen und andere liberale Sanftheiten gesehen! Ihr hörtet nicht auf, gegen die Hofleute zu deklamiren, und euer Herz schien zitternd vor Liebe zur Gleichheit zu schlagen, und ihr habt nur an die Stelle der Geburts-Aristokratie, welche auf Dienstleistungen gegen den Staat gegründet war, die egoistische Aristokratie der neuen Emporkömmlinge treten lassen. — Der Klerus liebt nicht das Gouvernement! Aber wie kann er ein Gouvernement lieben, welches weder protestantisch, noch jüdisch, noch katholisch, sich gleichgültig gegen jede Religion erweist? Um ein solches Gouvernement zu lieben, müßte er selbst jedes religiösen Gefühls beraubt seyn. Nun, Gott sey Dank, so ist es mit dem Klerus Frankreichs nicht bestellt. — Der Klerus liebt nicht das Gouvernement! Aber das Gouvernement ist aus seiner Gleichgültigkeit gegen die Religion, welche es durch eine feierliche Akte proklamirte, nur herausgegangen, um die Rabbinen der Synagogen zu besolden, um die Schulen und die Kirchen des Protestantismus zu vervielfältigen, um eine Katholische Kirche in ein Pantheon, welches den Häuptern der Gottlosigkeit gewidmet ist, zu verwandeln, um sich an den protestantischen Bündnissen zu erfreuen, welche im Schoße der herrschenden Dynastie geschlossen wurden. Sind das etwa Ansprüche auf Erkenntlichkeit und Liebe von Seiten des Klerus? — Der Klerus liebt nicht das Gouvernement! Aber das Gouvernement achtet den Tag des Herrn nicht; es setzt keinen mächtigen Damm dem Strome der Gottlosigkeit und der Unsittlichkeit entgegen; es opfert unter allen Umständen die Religion der Politik auf; es läßt den Klerus auf den Straßen durch Bauern, auf den Kreuzwegen durch Possenreißer, auf den Theatern durch Schauspieler und in schändlichen Schmähschriften durch ungläubige und protestantische Schriftsteller beschimpfen. Sind das etwa unbestreitbare Ansprüche auf Erkenntlichkeit und Liebe von Seiten des Klerus?

Der Klerus, sagt ihr ferner, ist der neuen Dynastie nicht ergeben, er bewahrt seine Anhänglichkeit an die verbannten Prinzen. Aber wenn er seine alte Anhänglichkeit an tugendhafte Fürsten, welche ihn zur Zeit ihrer Macht mit Achtung und Liebe behandelt haben, abschwüre, weil sie jetzt unglücklich und umherirrend auf dem Boden der Fremde sind, wäre er nicht undankbar, niedrig, verächtlich in euren Augen? Und wenn ihr ihn, wie Mehrere unter euch, bei jeder neuen Revolution, welche einen Thron zerbricht, ein Reich umstürzt, sich vor der Macht des Augenblicks in den Koth hinstrecken sähet, würdet ihr ihn nicht, und diesmal mit Recht, der Begierde und des Ehrgeizes anklagen? Der Klerus ist fest in seinen Principien, er beharrt in den Gesinnungen, welche ihm Lehren einflößen, die er nicht selbst erfunden, sondern die der Himmel ihm anvertraut hat. Ist das ein Verbrechen? Sollte er, um euch zu gefallen, seinen Glauben und seine Neigungen den Vorurtheilen des Jahrhunderts, den Grillen des Glückes, den Interessen eines Tages, welcher kein Morgen erleben wird, aufopfern? Der Klerus leidet mit Geduld; er schweigt, und wenn er den Mund öffnet, so geschieht es, um den Völkern das Evangelium zu verkündigen, um die zu segnen, welche ihm fluchen, um die Armen zu trösten, den Bekümmerten, den Kranken und Sterbenden beizustehen. Er beobachtet die Gesetze, er ermahnt nicht die Völker zum Aufruhr, er erweist sich als einen Freund der Ordnung, er predigt die Lehren des Friedens, der Gerechtigkeit und der Vergebung, er betet selbst für das Oberhaupt des Staates, für die Männer, welche Frankreich regieren. Was verlangt ihr noch mehr? — Abfall von seinen Überzeugungen, Undankbarkeit gegen erhabene Wohlthäter, Niederträchtigkeit in seinen Gesinnungen! Wenn er um diesen Preis eure Gunst erkaufen und euren Schutz genießen sollte, so würde er die Ketten eines Sklaven und das Beil des Henkers vorziehen. — Aber während ihr ihm Vorwürfe macht, so finden Menschen, welche eine der eurigen entgegengesetzte Meinung hegen, daß er zu viel für das gegenwärtige Gouvernement thut, und nicht genug im Interesse der verbannten Prinzen handelt: sie machen ihm ein Verbrechen daraus, daß er öffentlich für den König der Franzosen betet. Diesen antworten wir: die Kirche betet für die ganze Welt, für die Fürsten und für die Völker, für die Ketzer und für die Juden, für ihre Beschützer und ihre Verfolger. Jedenfalls ist Louis Philipp de facto König, in dieser Eigenschaft ist er gegenwärtig Oberhaupt des Staates nun, um seine Pflichten zu erfüllen und Jedem das zu ertheilen was ihm gebührt, sind ihm gewiß Fürbitten dringend nöthig mitten unter den Verführungen der Macht ist das Heil seine Seele zahlreichen Gefahren ausgesetzt, so wie das Heil seine Lebens mitten unter einem Haufen nichtswürdiger Mörder. Für ihn in den Kirchen und während des Gottesdienstes beten, da heißt also nicht nur ein durch das Gesetz Gottes erlaubtes und durch den Gebrauch der Kirche autorisirtes Werk verrichten, sondern es heißt auch einen großen Akt christlicher Liebe vollziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 25. August. № 68.

Die Katholische Kirche Frankreichs.

Tharin's Klagen und Hoffnungen.

(Fortsetzung.)

Nachdem wir von der Wissenschaft, den Sitten, den Tugenden des katholischen Klerus in Frankreich gesprochen haben, so fährt unser Verfasser fort, so wünschen wir ihm mit Freude Glück zu seiner unveränderlichen Ergebenheit gegen den Stuhl des heiligen Petrus. Von diesem erhabenen Stuhle herab, der immer unerschütterlich mitten unter den Thronen sieht, welche fallen, unter den Dynastien, welche dahinscheiden, den Reichen, welche krachend einstürzen und sich erheben, um wieder zu sinken, ertönt der größte Theil der Orakel der Katholischen Kirche. Die allgemeinen Concilien können sich nur selten versammeln, aber die Römischen Priester, Nachfolger des heiligen Petrus, deren Kette niemals abbricht, erben die Vorrechte, welche dem Oberhaupte des Apostel-Collegiums bewilligt wurden, nämlich das ihnen anvertraute Gut der Offenbarung unversehrt zu erhalten. Wie Petrus ist der Papst die Grundfeste der Kirche, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen werden; wie Er, empfängt er die Schlüssel des Himmelreichs zu binden und zu lösen, und sein Richterspruch auf Erden ist gültig im Himmel; wie Er ist er eingesetzt, um seine Brüder im Glauben zu stärken, und seine dogmatischen Entscheidungen, an alle Bischöfe der katholischen Christenheit gerichtet, erleuchten die Gläubigen, donnern neue Irrthümer nieder, ehe sie Zeit haben zu wachsen, und beständig seit achtzehn Jahrhunderten wurden die Urtheile des apostolischen Stuhles mit Ehrerbietung aufgenommen, wie das Urtheil Gottes selbst, welcher den Sinn seines Wortes und die Überzeugung der Gläubigen durch die mächtige Stimme seines Statthalters auf Erden festsetzt und leitet. Ohne diesen unbeweglichen Mittelpunkt der katholischen Einheit würden die religiösen Streitigkeiten unendlich seyn, und indem die Geister beständig bei jedem Winde der Lehre hin und her schwankten, würde die Kirche Jesu Christi den Blicken des Weltalls nur die Verwirrung der Hölle darbieten. Aber dorthin laufen aus und schlingen sich für immer fest die heiligen Bande der Einheit des Glaubens, der Einheit des Kultus, der Einheit der Verwaltung, und die Katholische Kirche triumphirt immerdar über den Irrthum, weil sie immer ihrem von oben unterstützten Haupte verbunden, unveränderlich schön bleibt im Glanze der Weisheit und der Wahrheit, so wie sie zur Zeit ihres Ursprunges war. — Glücklich also die Nationen, welche sich nie von der Römischen Gemeinschaft losreißen; der Glaube wird in ihnen nicht untergehen! Glücklich die Bischöfe, welche zur Zeit der heftigen Verfolgungen sich erinnern, daß wenn sie auch „Hirten der Völker, sie doch Petri Schafe sind;"*) sie werden im stärksten Sturme keinen Schiffbruch leiden! Glücklich die Priester und die Gläubigen, welche sich ihren dem Römischen Oberpriester verbundenen Bischöfen unterwürfig zeigen; sie werden weder die Beute der Ketzerei, noch des Schismas seyn, sie werden gelehrige Kinder Gottes und der Kirche bleiben. Aber wenn zu Zeiten der Verfolgung oder des Schwindels ihr oberster Hirte dahin gerathen sollte, die Bande der Gemeinschaft mit Rom zu zerreißen, so müßten sie auf der Stelle sein Banner verlassen, und sich unter den Hirtenstab Petri reihen; denn nahe bei ihm findet sich das Heil, fern von ihm der Tod.

Wenn nun Tharin hinzufügt, dies seyen die Gesinnungen, von denen die Kirche Frankreichs in den verschiedenen Zeiten ihrer langen Dauer sich beständig gegen den heiligen Stuhl beseelt gezeigt habe, so ist dies eine kleine historische Unrichtigkeit, die man ihm, da er sich einmal, wie wir so eben gesehen, in einen so begeisterten Schuß für das Papstthum hineindeklamirt hat, bei dem ihm leicht selbst, wie seinen Lesern, Hören und Sehen vergehen konnte, freundlich zu gute halten muß. Dennoch scheint selbst ihm, dem eifrigen Papisten, noch unbewußt ein Gallikanisches Element geblieben zu seyn, indem er sich über das freilich, wie er meint, auch von den ultramontanen Lehrern als übertrieben anerkannte Unterfangen Lamenais, die Prärogativen des heiligen Stuhles über die Gränzen der Wahrheit hinaus zu erhöhen und die Autorität der Bischöfe so viel als möglich zu erniedrigen, sehr ärgert. Nachdem er sich nun in Lobpreisungen über das unterwürfige Benehmen des Französischen Klerus bei Gelegenheit der päpstlichen Verdammungsbulle des Abbé Lamenais ergangen, dessen fanatische Revolutionslehren wir übrigens mit ihm von Herzen des Abscheus würdig halten, schließt er diesen Abschnitt mit der zu dem Ausdrucke prophetischen Schwunges sich erhebenden Versicherung, daß eine Kirche, welche so streng an Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Einheit, festhalte, niemals untergehen könne.

Das fünfte Capitel führt die Überschrift: Von den vergeblichen Anstrengungen des Protestantismus und zweier anderer Sekten, in Frankreich die herrschende Religion zu werden. Seit dem Aufhören der in Frankreich durch den Protestantismus entzündeten Bürgerkriege, — so beginnt unser Verf. —, hatten die Schüler Luther's und Calvin's für die Ausbreitung ihrer Lehren niemals einen Eifer der Proselytenmacherei gezeigt, welcher dem ähnlich gewesen wäre, der sie in diesem Augenblicke bewegt. Die Gunstbezeugungen, welche sie seit der Juli-

*) Ausspruch Bossuet's in seinem discours sur l'unité de l'église.

Revolution vom Gouvernement erhalten, die Wahl zweier Protestanten, welche nacheinander zum Ministerium des öffentlichen Unterrichts berufen wurden, die Bündnisse, welche von den Prinzen und Prinzessinnen der herrschenden Dynastie mit Deutschen, zur Lutherischen Sekte gehörigen Familien geschlossen worden sind, und die Ungunst, welche die Männer der Macht auf den katholischen Klerus geworfen, schmeicheln ihnen ohne Zweifel mit der süßen Hoffnung, ihre Genossenschaft werde eines Tages die herrschende Religion in Frankreich werden. Sie haben sich also mit einem unermüdlichen Feuereifer an's Werk begeben, in der Absicht, unter den Katholiken zahlreiche Bekehrungen zum Protestantismus zu bewirken. — Nachdem uns Tharin nun die Klagen des ami de la religion vom 12. Oktober 1837 über den fanatischen Ausbreitungstrieb des Protestantismus in Frankreich mitgetheilt, fährt er selbst also fort: Minister, welche aus Grundsatz gegen jede Religion gleichgültig sind, welche keine Stütze im katholischen Klerus zu finden hoffen, um den Einfluß ihrer Parthei aufrecht zu erhalten, lächeln ohne Zweifel vor Freude beim Anblicke dieser Intriguen und dieser Manöver, welche der Protestantismus anstellt. Vielleicht wiegen sie sich mit der Hoffnung ein, daß wenn die Zahl der Protestanten in Frankreich einen beträchtlichen Zuwachs erhält, der Thron, welchen sie erhoben haben, auf einer viel sicherern Basis ruhen werde. Ein Doktrinär hat gesagt, daß, „um Frankreich zu orleanisiren, man es protestantisiren müßte," wie man zu den schönen Zeiten des National-Convents sagte, daß, „um es zu republikanisiren, man es dekatholicisiren müßte," ein Styl, der eben so barbarisch ist wie der Gedanke, dessen treuer Ausdruck er ist. Was nun immer die Hoffnung des Ministeriums in dieser Hinsicht seyn mag, so viel ist gewiß, daß es den protestantischen Genossenschaften ein besonderes Wohlwollen erweiset, dessen unausbleibliche Folge ist, sie zur Proselitenmacherei, von der sie sich beseelt zeigen, noch mehr zu ermuthigen. Bücher, in denen man die katholischen Dogmen, welche ihnen mißfallen, unterdrückt hat, sind auf Befehl des Gouvernements an die Primärschulen vertheilt worden; beträchtliche Summen sind bewilligt worden, um Tempel zur Ehre Luther's und Calvin's zu erbauen, und ihren Jüngern Schulen zu eröffnen; und man hört nicht auf, die protestantischen Predigerstellen zu vervielfältigen, gleich als ob man Frankreich vom Busen des Katholicismus losreißen wollte, um es zu den Füßen eines abtrünnigen und verheiratheten Mönchs und eines ehrlosen, gebrandmarkten Geistlichen zu werfen (pour la jeter aux pieds d'un moine apostat et marié, et d'un clerc infâme, marqué d'un fer chaud). — Als die Journalisten der Dynastie von der Hochzeitfeier des Herzogs v. Chartres Bericht erstatteten, offenbarten sie deutlich genug ihre Hinneigung zum Protestantismus. Das Journal des Débats, anerkanntes Organ der Doktrinärparthei, nachdem es in einigen Zeilen der katholischen Ceremonie kalt Erwähnung gethan, verbreitete sich mit Wohlgefallen über die Lutherische Ceremonie, indem es im pomphaften Style die Rede des protestantischen Predigers, die Einfachheit, die Würde, die Majestät des protestantischen Kultus lobte; und ganz neuerdings hat der Graf v. Montalivet in einem an die Präfekten gerichteten Cirkular, worin er ihnen die Mittel angibt, eine Gesellschaft, welche gute Bücher herausgab, zu unterdrücken, offen kund gethan, wie theuer ihm dieser Kultus (in politischer Beziehung) ist. Ein ausgesprochener Beschwerdepunkt gegen diese nützliche Gesellschaft ist, daß sie zum Zweck hat, Schriften über den Protestantismus auszubreiten; der Minister bezeichnet diese als Werke, welche der religiösen Freiheit zuwider laufen. Und doch sieht man nicht, daß er von den Beleidigungen, welche der katholischen Religion durch die thätigen Sendlinge der protestantischen Propaganda zugefügt werden, sonderlich gerührt sey; er ist keineswegs über ihre Intriguen und ihre Kühnheit erschrocken; ohne Zweifel glaubt er nicht, daß sie der religiösen Freiheit zuwider laufen. Aber eine Gesellschaft, welche gute Bücher herausgibt, setzt sich zum Zweck, in Frankreich Schriften über den Protestantismus zu verbreiten, und alsobald beunruhigt er sich, kömmt er in Aufruhr; er beeilt sich, den Präfekten das Mittel anzugeben, eine so verbrecherische Unternehmung zu vereiteln, von welcher er in seiner tiefen Weisheit glaubt, daß sie der religiösen Freiheit zuwider laufe. Damit also diese Freiheit geachtet werde, wäre es nach der Ansicht des Ministers nothwendig, daß die Agenten des Protestantismus jegliches Recht hätten, in nichtswürdigen Schmähschriften (d'outrager dans d'infâmes libelles) den Glauben, den Kultus, die Pfarrer der Katholiken zu mißhandeln, ohne daß es diesen erlaubt wäre, die Verläumdung von sich abzulehnen und den Schimpf zu rächen. . . . . Und, wenn man ihnen so die Hände und Füße gebunden hätte, daß sie sich nicht mehr vertheidigen könnten, so würde Herr v. Montalivet, um sie zu trösten, herbeikommen und ihnen sagen: Ihr seyd frei! — Nun macht Tharin Vorschläge, diesen Machinationen entgegenzuarbeiten und die Protestanten selbst zu erleuchten. Es reiche dazu hin, sie mit der Geschichte ihrer skandalösen Stifter, mit dem Wechsel und den Veränderungen, welche in ihren Kirchen statt gefunden, bekannt zu machen und ihnen den katholischen Glauben, so wie er wirklich ist, darzustellen, und nicht so wie ihn betrügerische protestantische Prediger unwissenden und leichtgläubigen Personen einbilden. Besonders räth er zur Verbreitung der Bossuetschen Schriften und katholischer Traktate zur Widerlegung des Protestantismus. Er meint ferner, die Minister seyen mit Blindheit geschlagen, daß sie die protestantische Sekte begünstigen zu müssen glaubten, da diese von jeher, besonders in Frankreich und Genf, ihrer Mutterstadt, demokratischen Prineipien zugethan gewesen sey. Auch die Lutheraner im Elsaß, unter denen er sich drei Jahre lang aufgehalten habe, hegten ganz dieselben Gesinnungen. Überdies sey die Gefahr eines neuen blutigen Religionskrieges, welche die Minister durch ihre unkluge Partheilichkeit nährten, im südlichen Frankreich sehr groß, indem daselbst unter der katholischen Bevölkerung eine feurige Anhänglichkeit an ihre Religion und eine sehr starke Antipathie gegen die Protestanten herrschend sey. — Übrigens, fährt unser Verf. fort, sprechen wir es mit vollkommener Überzeugung aus, die Hoffnung, den Protestantismus in Frankreich

dem Katholicismus sein Scepter und den Ruhm der herrschenden Religion entreißen zu sehen, ist nur eine leere Täuschung, eine lächerliche Chimäre. — Indem die Stifter des Protestantismus das Dogma von der Untrüglichkeit der Kirche, den einzigen Stützpunkt des Glaubens, aufgegeben haben, haben sie damit den Grund zu seinem Untergange gelegt, sie haben in sein Herz hinein den nagenden Wurm versetzt, welcher den Leichnam im Grabe zum Staube zurückführt, denn durch dieses einzige Faktum haben sie allen Sekten, allen gefährlichen Neuerungen Thür und Thor geöffnet. Sehet auch einmal, wie seit drei Jahrhunderten ihr großes Werk vorgeblicher Reform schnell entartet ist. Sie lehrten, daß die heiligen Schriften das Wort Gottes enthielten, und daß, nach dem Privatverständniß (?!) ausgelegt, sie die einzige Regel des Glaubens seyen; nun, der größte Theil der Diener der protestantischen Religion will heut zu Tage in den heiligen Schriften nicht mehr sehen als dem Irrthum unterworfenes Menschenwort. Indem sie die klärsten Texte der Offenbarung in einem willkührlichen, allegorischen Sinne fassen, nehmen sie weder Weissagungen, noch Wunder, noch Geheimnisse, noch selbst die Gottheit Jesu Christi an; sie haben anfangs der Kirche Stillschweigen auferlegt, jetzt legen sie Gott selbst Stillschweigen auf; sie geben nicht zu, daß er gesprochen habe, um sie zu unterrichten, denn sie glauben nicht seines Lichtes zu bedürfen. Für den größten Theil der Lutherischen Prediger Deutschlands ist die Augsburgische Confession nur ein altes Papier, welches in Fetzen auseinander geht, und wenn Calvin mit seinen alten Irrthümern und mit einer großen Macht bekleidet, aus seinem Grabe hervorginge und nach Genf zurückkehrte, so würde der erste Akt der Autorität, welchen er daselbst verübte, der seyn, weite Scheiterhaufen anzuzünden und die Mitglieder des ehrwürdigen Consistoriums als eben so viele Michel Servet's hineinzuwerfen und zu verbrennen. Die Masse der protestantischen Pastoren ist also eine Vereinigung von Menschen, welche von jeder Autorität in Glaubenssachen unabhängig sind, welche, indem sie sich für erleuchteter als ihre Lehrer hielten, einer nach dem anderen zuerst in den Socinianismus, dann in den Deismus, endlich in das finstere Chaos des Skepticismus gefallen sind. Und was die betrifft, welche noch die Principien des Christenthums bewahren, so werden sie entweder Katholiken, oder sie nähern sich dem Katholicismus, und daher kömmt es ohne Zweifel, daß man heut zu Tage in Deutschland gelehrte Lutherische Schriftsteller sieht, welche die Päpste von den Verläumdungen ihrer Sekte reinigen und historische Denkmäler zur Ehre Gregor VII., Innocenz III., Leo X. errichten. — In England sey die Verwirrung noch größer als in Deutschland (?), die Sekten unzählig, der Übergang zum Katholicismus nicht selten, dessen Vorzüge von den Lehrern der Universität Oxford in Abhandlungen laut und öffentlich anerkannt werden. — Es sey demnach in den protestantischen Genossenschaften alle Einheit der Lehre, der Verwaltung und des Kultus aufgehoben. Der Protestantismus existire nur noch dem Namen nach, es herrsche vollkommene Anarchie in seinem Innern; diese häretische und schismatische, durch die Zeit abgenutzte Kirche, welche einige Weisen des Jahrhunderts gerne an die Stelle des Katholicismus schieben möchten, ist ein hagerer, seiner alten Lebenskraft beraubter Körper, sie ist ein altes, mit den zerrissenen Mänteln Luther's und Calvin's bedecktes Weib, ganz runzlich, ganz kraftlos, ganz gebeugt unter der Last der Jahre und der Altersschwäche, welche nicht genug Kraft und Leben mehr in sich hat, um sich elendiglich einherzuschleppen und ihre Lästerzunge (sa langue de vipère) auf den Gassen und Straßenecken zu bewegen, und wenn sie sich unterhalten und zahlreiche Bewunderer um sich versammeln will, so werfen die Vorübergehenden auf sie, ohne stille zu stehen, einen verächtlichen Blick und lächeln mitleidig beim Anblick ihrer scheußlichen Figur, ihres grotesken Putzes und ihrer ehrsüchtigen Ansprüche; nur einige arme und leichtgläubige Leute hören ihr mit offenem Munde zu, weil sie sie für ihre Bewunderung bezahlt, und sie gehen, ihr Geld in der Tasche, davon, dümmer oder boshafter als sie waren, ehe sie sie gesehen und gehört hatten. — Ist dies nicht in der That die sonderbare Aufnahme, welche der Protestantismus in Frankreich findet und die Wirkung, welche er hervorbringt, wenn er seine Prediger und seine Libellisten mitten unter die katholische Bevölkerung sendet? Er zeigt sich ihr überhäuft mit den Gunsterweisungen des Gouvernements, er vernachlässigt kein Mittel, die Verführung auszubreiten .... Wo aber sind die Dörfer und die Städte, welche sich unter seine abgenutzte Fahne sammeln? Die satyrischen und verläumderischen Schriften, welche sie vertheilen, sind, es ist wahr, so beschaffen, daß sie den Glauben unwissender und roher Leute erschüttern, das Vertrauen, welches sie ihren Hirten schuldig sind, verringern können; aber sie dehnen das Gebiet des Protestantismus nicht weiter aus, höchstens gewinnen sie dieser unruhigen Sekte eine kleine Anzahl armer und lasterhafter Handwerker, deren beflecktes Gewissen sie mit einigen Stücken Geld erkaufen. Unter dieser der Verführung zugänglichen Menschenklasse, weisen dennoch einige diesen niedrigen Preis des Abfalls zurück und bleiben Katholiken, die anderen nehmen ihn an und besuchen nicht häufiger die Tempel Calvin's als die Tempel Jesu Christi. Welches ist denn nun das Resultat aller dieser Schliche und Intriguen? In den unwissenden Klassen die Religion durch den Materialismus zu ersetzen, die Zahl der schlechten Bürger und der verderbten Familienväter in Frankreich zu vermehren, den Haufen der Diebe, der Mörder, der Meuterer zu vergrößern, indem man den einzigen Zaum zerbricht, welcher die gierigen und viehischen Leidenschaften der Menge zügelt. — Nun folgt eine neue Tirade über die demokratischen Umtriebe der Protestanten, dann schließt der Bischof mit den Worten: Die Minister, Beschützer der Sekten des achtzehnten Jahrhunderts, bereiten demnach mörderische Waffen, um den Augenblick ihres Sturzes zu beschleunigen; man möchte sagen, sie seyen entschlossen, sich selbst zu entleiben. — Endlich gibt uns Tharin noch einige andere Gründe an, warum der Protestantismus sich keine Rechnung auf Ausbreitung in Frankreich machen dürfe; es fehle ihm der Reiz der Neuheit, seine Tempel seyen schmucklos, sein Kultus, dürr und trocken, ermangele aller Wirkung auf

Phantasie und Herz; ferner vergesse der Protestantismus, daß er, selbst als er von fanatischen und rebellischen Armeen unterstützt war, Frankreich nicht erobern konnte, und daß er aller Mittel des Erfolges beraubt ist, welche ihm in anderen Gegenden zum Triumphe verholfen haben. Damals lieferte er den Fürsten alle Güter des Klerus in die Hände; in Frankreich aber hat der Klerus zu Anfang der Revolution vom Jahre 89 sie alle verloren. Er bot den von der Heiligkeit ihres Standes abgefallenen Priestern und Ordensgeistlichen die Ehe an; aber in Frankreich hat der Klerus sie immer in Masse zurückgestoßen als eine ruchlose Verletzung seiner Versprechungen und seiner Pflichten. Er befreite die Gläubigen vom Joche der Beichte, des Fastens und der Enthaltsamkeit, was die Religion, wenn auch nicht sehr gut reformirt, doch sehr bequem machte; aber in Frankreich haben die Menschen ohne Religion, die schwachen und ihren Pflichten untreuen Katholiken nicht nöthig, Protestanten zu werden, um sich von diesen Übungen zu dispensiren, welche der Tugend nützlich sind, grade weil sie der Natur schmerzhaft sind. Sie übertreten frei die Gesetze der Kirche; aber fast alle wollen wenigstens ihre Ehebündnisse durch einen katholischen Priester einsegnen lassen, die letzten Sakramente empfangen und ihre Asche der Erde anvertrauen, welche die sterbliche Hülle ihrer Vorfahren aufgenommen hat; sie sind als Katholiken geboren und sie halten darauf, daß ihre Kinder nicht die alte Religion ihrer Familie und ihres Vaterlandes abschwören. Ohne Zweifel ist dieses durchgehende Gefühl der Grund davon, daß die öffentliche Meinung sich gegen die protestantischen Ehen ausgesprochen hat, welche kürzlich die Prinzen der herrschenden Dynastie geschlossen haben. — Heut zu Tage ist man in Frankreich aufrichtiger Katholik, oder man ist Deist, Atheist, Skeptiker, Indifferentist; aber man verläßt nicht den Katholicismus, um in einer Synagoge beten zu gehen, oder um das Abendmahl in einem Tempel Luther's oder Calvin's zu feiern. — Zuletzt spricht unser Verf. noch von den eitlen Anstrengungen des St. Simonismus und der neuen Französisch-Katholischen Kirche des Abbé Chatel, sich in Frankreich auszubreiten.

Seine, man kann wohl sagen pöbelhaften Ausfälle gegen die Protestantische Kirche und seinen fanatischen Ketzerhaß mit gleicher Münze zu bezahlen, halten wir nun zuvörderst für entschieden unwürdig; er kann ja auch dadurch bei allen Verständigen nur seiner Sache schaden, und ihr nur bei denen nützen, die solcher Förderung und Stärkung ihrer Gesinnung schon von selbst nicht mehr bedürfen. Ob wir berechtigt sind, den Vorwurf der Verläumdung und Intrigue, den er so oft vorbringt, auf ihn zurückzuschieben, mag Jedermann selbst beurtheilen, welcher die reine Gesinnung und den heiligen, hingebenden Eifer kennt, mit welchem die evangelische Gesellschaft in Frankreich ihr Werk, ihren Mitbrüdern die Botschaft des Heiles zu bringen, begonnen hat. Ob sie die unendlichen Schwierigkeiten dieses Beginnens, welche Tharin zum Theil sehr treffend aufzeigt, gehörig erwogen hat, ist freilich eine andere Frage. Dennoch kann, was Vielen als sanguinische Hoffnung erscheint, in sich nur festes

Vertrauen auf die Allmacht des Herrn seyn, welches freudig laut wird, obgleich die Ergebung in Seinen verborgenen Willen ihm schweigend zur Seite steht. Was Tharin von dem gegenwärtigen Zustande des Protestantismus sagt, enthält leider viel Wahrheit, doch gibt er unverständiger Weise dem Principe des Protestantismus Schuld, was nur aus der Verkennung seines Principes hervorgegangen ist. Wer die Autorität des Wortes Gottes nicht mehr als bindende Norm seiner Erkenntniß, wer den Glauben an Christum den Gekreuzigten nicht mehr als einziges Mittel seiner Rechtfertigung anerkennt, der hat auch aufgehört, Protestant zu seyn; und wenn er sich dennoch so nennt, so lügt er. Aber keine Macht der Erde kann den Abfall des Herzens vom Worte Gottes und von Christo, dem Grunde des Heiles, hindern und beschränken; Dragonaden wirken keine Bekehrung. Der wahre Protestant würde auch noch über den Verfall der Kirche seufzen, wenn es selbst gelänge, durch Hülfe des weltlichen Armes die alte Orthodoxie wiederherzustellen, ohne daß der Arm des Herrn den alten Glauben wiedererweckte. Darum kann er aber auch in der dermalen noch größeren äußeren Einheit der Katholischen Kirche, die er freilich an sich nicht gering achtet, bei nicht geringerem, ja bei vielleicht größerem inneren Verfalle keinen Vorzug im Verhältniß zu der seinigen erblicken. Tharin freilich würde glauben, daß es um Religion und Kirche seines Vaterlandes sehr gut bestellt sey, wenn der Klerus zu seinem alten Ansehen gelangte, Fürsten und Fürstendiener sich vor ihm beugten, das Volk in blinder Unterwürfigkeit ihm huldigte; und eine fanatische Anhänglichkeit an die Lehren seiner Kirche, bei der das Herz immerhin unwiedergeboren bleiben könnte, eine äußerliche Moralität und eine treue Erfüllung aller kirchlichen Pflichten und päpstlichen Gebote, das würde ihm ein Paradies auf Erden dünken. Solche Freuden und Hoffnungen verschmäht der Protestant. Er spricht mit dem Psalmisten: Wo der Herr nicht das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Er kennt kein compelle intrare, sondern er überläßt dem heiligen Geiste, dem rechten Thürhüter, das Hineinführen in den Tempel Gottes und in die ewigen Hütten, die nicht von irdischer Pracht, sondern nur von himmlischer Herrlichkeit strahlen. Doch um diesen Glanz zu schauen, dazu muß freilich das Auge des Geistes geöffnet seyn; wo das Herz am Mammon hängt, da sieht es hier keine Gestalt noch Schöne. — Wenn übrigens Tharin nur vom Verfalle des Protestantismus in unserer Zeit spricht, so entging seinen Blicken seine wieder beginnende Erhebung. Oder ist es etwa jener in Socinianismus, Deismus, Scepticismus ausgeartete Protestantismus, welchen die evangelische Gesellschaft in Frankreich verkündigt? Der Protestantismus bedarf zu seiner eigenen Wiederherstellung nicht nothwendig der Wiederherstellung seiner alten Formen. Wo Wort Gottes und Christus ist, nämlich ganz und rein, da ist auch Protestantismus. Wie der Phönix geht er stets verjüngt aus seiner Asche hervor und schwingt seine Flügel himmelan, derselbe Wundervogel und doch ein anderer, der alte und doch ein neuer. Diese Eigenschaft theilt er mit dem Evangelium, weil er das lautere Evangelium ist. Wir sprechen getrost: nicht Luther und Calvin, sondern Christus; unser Gegner mag es uns eben so getrost nachsprechen: nicht Gregor und Innocenz, sondern Christus!

(Schluß folgt nächstens.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 29. August. № 69.

Die Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.

Jesaia 34, 13—15.

Von Anfang an hat sich der Menschengeist gegen den Gottesgeist frevelhaft aufgelehnt. Er will nicht gehen, wohin das geoffenbarte Wort ihn zu führen verheißen, er will nicht glauben, was die Himmelsboten geschrieben und besiegelt, sondern der begehrliche Hochmuth soll sein Führer, das Wissen und das Wie-Gott-seyn das Ziel seines ungestümen Rennens seyn. Glauben und Wissen, wie unsere Schulen sagen, oder Christenthum und Ketzerei, wie die Väter es nannten, haben sich immer bekämpft. Der Glaube hat mit allerlei Volks sich herumgeschlagen, am meisten mit der Philosophie des natürlichen Menschen; denn sie hat ja recht eigentlich in der hochmüthigen Menschenseele ihren Ursprung und behauptet, „der Mensch dürfe und solle sich selbst des Höchsten für würdig achten, könne von der Macht und Größe seines Geistes nicht groß genug denken.“*) Die Philosophie meint auch, ohne sie sey der Glaube ewig ein „stagnirendes Wasser“ gewesen und habe keine Entwickelung und Geschichte erhalten können. In diesem Sinne, wenn das Wissen sich als Herr über den Glauben stellen will, ist der Satz unwahr. Das Verhältniß ist vielmehr dieses. Wie ein starkes Volk, wenn es oft kämpfen muß, seine Waffen und Kriegszüge je nach der Weise seines Feindes einrichtet, ja oft Beides gradezu von ihm entlehnt oder nachahmt, um zu seiner eigenen Tüchtigkeit noch die Schlagfertigkeit des Gegners zu haben und mit desto geringerer Aufopferung seines Blutes einen schnelleren Sieg zu erfechten: so hat auch der Glaube nicht verschmähet, von den gegen ihn streitenden Philosophen die Waffen, d. h. die Form zu nehmen oder nachzuahmen und so den Feind mit seinem Rüstzeuge zur Unterwerfung zu zwingen. Die Einwürfe gegen das Christenthum sind stets nur vom endlichen Verstande ausgegangen und dem Inhalte nach alle Tage dieselben gewesen; nur die Form war bei jeder Philosophie anders, und nur sie ist für die Dogmatik, deren Inhalt — die Lehre des Herrn und seiner Apostel — sich immer gleich bleiben wird, das Verändernde, Bewegende und Bestimmende, das Formgebende gewesen. Der Zweifel hat die eigenthümliche Natur, daß er jedem Menschen, der ihn noch nicht in dieser Form grade selbst gehegt hat, neu und eben erst entstanden scheint, ungeachtet dieselben Einwürfe gegen den Glauben immer und immer schon gemacht sind, ungeachtet gegen das Wesen des Christenthums keine einzige Philosophie etwas durchaus Neues vorgebracht hat. Genug, der Kampf ist gewesen und wird seyn, so lange noch der Hochmuth in der Welt ist, so lange noch die Schlange aus dem Paradiese zischt: Werde wie Gott! Gehorche nicht, glaube nicht! sondern herrsche, sey wissend! Aber in praktischer Beziehung ist das katholische Mittelalter von der protestantischen Neuzeit sehr verschieden. Sonst bewegte sich die Philosophie innerhalb des Glaubens und es hieß: Crede ut intelligas! Kam es zu einem Bekämpfen, stellte Jemand unchristliche Lehren auf, so war er ein Ketzer, und Ketzer durften nicht öffentlich lehren. Man kann nicht sagen, daß die Philosophie drum schlechter dran gewesen wäre; es gab an Einer Universität (Paris) zu gleicher Zeit mehr scharfsinnige Philosophen, als jetzt vielleicht in Deutschland zusammengenommen. Sie durften aber nicht lehren, was sie wollten, was etwa ihre subjektive Beliebigkeit ihnen eingab; sondern sie standen unter dem Gesetze der Kirche, des Glaubens, und waren, weil sie das Gesetz wollten, wahrhaft frei. Nachdem Luther gegen das Menschenwerk, welches sich um den Glauben geschlungen, seinen kühnen Kampf unternommen hatte, nachdem als Princip der Protestantischen Kirche die Freiheit des Glaubens, d. h. das willige und gewollte Sich-fügen unter die Lehre der heiligen Schrift, wie sie die symbolischen Bücher unserer Kirche enthalten — nicht das willkührliche Meinen und Reflektiren und Räsonniren — festgestellt war: so traten bald auch hier die Wissenshelden auf und griffen die kaum erst gerettete Bibellehre mit den alten, nun aber auf's Neue geschärften Waffen an. Das protestantische Deutschland hat in kürzester Zeit viele Philosophen und viele philosophische Systeme, viele Bekämpfer des Glaubens gehabt. Fragt man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so liegt er theils in der Verwechselung der Freiheit mit der Willkühr, indem man meinte, daß auch das noch zur protestantischen Glaubensfreiheit gehöre, wenn die Spötter Nichts von Christus, Nichts von der Bibel, ja Nichts von Gott wissen wollten; theils in dem Mangel eines Kirchenregiments im Sinne der alten Zeit, weil wir keine Kirchenzucht mehr haben und Alles reden lassen müssen, bis der Staat, der nach seinem Principe allerdings eine andere — und im Sinne der Glaubensverächter größere — Freiheit gewähren kann, sich in's Mittel legt, und, sobald das Geschwätz auch auf Sitte und Gesetz verderbend wirkt, den Volksverführern Schweigen gebietet. Was für Früchte die Philosophie im vorigen Jahrhunderte getragen hat, wollen wir hier nicht ausführen. Aber erinnern mögen wir an die Religionsbücher der Illuminaten, die in der Französischen Revolution den großen Erndtetag hielten; erinnern an

*) Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. 1. Bd. Einleitung.

die Irrlehren des Königsberger Philosophen und an die Arbeiter, die er alle geworben, und von denen auch noch jetzt Manche sich's sauer werden lassen, den Leuten den alten so fest eingewurzelten Aberglauben, wie sie's nennen, aus den Köpfen zu bannen; erinnern an die unzähligen Kirchen und Schulen, die noch heutiges Tages manchen Festcyklus hindurch nichts von der Predigt des Gekreuzigten vernehmen. Faktisch ist der Rationalismus oder das verständige Zerstören des historisch Berechtigten, nicht erst gestern und heute widerlegt, sondern er hat eigentlich sich selbst schon den Tod bereitet in den Schreckenstagen von Paris; wenn auch das Princip desselben, d. h. die Form des verständigen Reflektirens, erst nachher vollkommen einerseits durchgearbeitet, andererseits sieghaft bekämpft ist. Noth lehrt beten. Und so hatte auch das Mißlingen jenes kühnen Wagnisses, den Menschenverstand auf den Gottesaltar zu setzen, hatte das Würgen und Blutvergießen manche Seele wieder zum Herrn getrieben und an's heilige Gottesbuch gefesselt, und es war ein Bedürfniß nach der reinen Christuslehre wieder erwacht, und man suchte, aber nicht in der Kirche — woraus sie längst und meist verschwunden war —, sondern in den Schulen der Philosophen, ob die den Himmel wieder aufbauen könnten, den Philosophie eingerissen hatte. Die Philosophie dieses Jahrhunderts schien sich zum Christenthume zu wenden und jenes Forschen befriedigen, jene Sehnsucht stillen zu wollen. Jacobi, Fichte, Schelling — sie Alle drängten sich zum Glauben hin und gestanden offen, wie weit ihre Wissenschaft gehe, was sie unbegriffen für den Glauben übrig lassen mußten. Bei ihnen sah man noch deutlich genug: hier ist die Philosophie, dort ist das Christenthum, und der Forschende konnte prüfen und wählen, ob er auf Menschenwort oder auf Gottes-wort leben und selig werden wolle. Das änderte sich. Hegel trat auf und behauptete, das Christenthum begriffen und begrifflich dargestellt, die Wahrheit des Glaubens und der Vorstellung mit seinem Denken erfaßt und zugleich gegen alle Angriffe gesichert zu haben. Was das freilich für ein Christenthum sey, wo Gott der Vater das An-sich, Gott der Sohn das Für-sich, und Gott der heilige Geist das An-und-für-sich des Gedankens ist; wo der Geist der Welt und der heilige Geist nicht mehr mit einander streiten, sondern versöhnt, ja ein und derselbe Geist sind; wo von keinem Jenseits der ewigen Pein oder ewigen Seligkeit gesprochen wird; wo der Mensch weder Unsterblichkeit des Geistes, noch Auferstehung des Fleisches erwarten darf, sondern zufrieden seyn soll mit dem Selbstbewußtseyn, welches er bewiesener Maßen in der Gegenwart habe und darum auch nie verlieren könne: was das für ein Christenthum sey, wollen wir, den Glaubenssätzen unserer Kirche gegenüber, nicht weiter ausführen. Aber — und dies ist von großer Wichtigkeit — Hegel meinte es ehrlich und wollte das Christenthum, wollte keine Kirche zerstören und auf den Trümmern derselben ein Gemeindehaus der Humanität gründen. Mag auch seine Dialektik ein Meisterstück von Zwangjacke seyn, und wer sie einmal angezogen, nimmer wieder frei werden und

in eines anderen Herrn Dienste treten; mag auch seine Sprache Quadern gleich seyn, schwer zu heben und schwerer zu handhaben: es ist gut, denn Wenige lassen sich knechten, und Wenige haben großes Sprachtalent. Die Wenigen aber, welche ihn wirklich verstehen, wissen auch recht gut, daß ihre Philosophie nicht eher aufhören darf, an sich zu bauen und zu bessern, als bis sie den ganzen Inhalt des christlichen Glaubens begriffen hat, und sie werden auch fort und fort arbeiten, ob sie das Unmögliche möglich machen und durch das Wissen mit Gott vereinigt werden können. Dies sind die Hegelianer der rechten Seite, und diese verdienen Anerkennung wegen ihres achtbaren Strebens.

Nun hat sich aber noch eine linke Seite gebildet, welche nicht etwas Neues mit ihrem Denken erringen will, sondern welche immer wieder das Alte und längst vor der Revolution Verbrauchte neu aufputzt und mit Hegelscher Terminologie verbrämt, und also den Zeitgenossen als neueste Mode vom Palais royal aushängt. In einzelnen Schriften haben diese Junghegelianer oder Junghegeliter schon längst ihr Unwesen getrieben, sie haben's zum „Leben Jesu" gebracht und den Verfasser desselben zu ihrem Führer genommen. Ihre Zwecke sollen theoretisch seyn, sind aber praktisch, gegen Kirche und Glauben. Um aber praktisch zu wirken, ist heut zu Tage nichts sicherer fördernd als eine Zeitschrift, ein Journal, das man so zum Zeitvertreib in müßigen Stunden liest und überall lesen kann, das in die Menge kommt und doch unter so Vielen manche wahrlose Herzen finden muß, in denen seine Lehre Wurzel schlagen kann. Was diese Parthei der Hegelphilosophen eigentlich wolle, ist kaum schwer zu sagen. Unter der Hülle schöner Redensarten, worin Weltgeist, Freiheit, Versöhnung, Unendlichkeit, Selbstbewußtseyn u. s. w. obenan stehen und alle drei Zeilen einmal vorkommen müssen, predigen sie vom mythischen Christus, vom endlichen Aufhören oder Aufgehobenwerden der Kirche als solcher, von Kampf gegen die Orthodoxie oder gegen den Kirchenglauben,*) von der Nothwendigkeit und Natürlichkeit der Revolutionen gegen Kirche und Staat, von neuen Welt-

*) Auch der Dr. Ruge sagt S. 1011.: „Es ist nicht die Aufgabe der Wissenschaft, das krasse Dogma zu rechtfertigen, es ist nicht die Aufgabe, den unvollkommenen Ausdruck vorstellender (!) und gläubiger Menschen an die Stelle der Philosophie zu setzen, und je mehr das dogmatische Unwesen einreißt und je mehr eine aberwitzige Rechtfertigung der trübsten Verirrungen der Orthodoxie die freie Wissenschaft der Philosophie verunehrt und verhöhnt, um so dringender wird es, diesen Kehricht der Gedankenlosigkeit hinauszuwerfen und in den Schlamm des gemeinen Bewußtseyns zurückzutreiben; denn nicht diese Avancementsorthodoxie (sic!), nicht dies Zittern und Zagen vor dem scharfen Schwerdte des unerbittlichen Begriffs ist die Philosophie der Zeit; ihre Aufgabe ist vielmehr die, an und für sich die Wahrheit zu begreifen und durch die Form der philosophischen Wahrheit die unwahre Form des Dogmas, die ewig nur Wahrheit seyn soll, nie ist, zu zerbrechen und den Geist, der in trüben Bildern und Vorstellungen gefangen sitzt, in sein lichtes Reich der Freiheit zu versetzen."

religionen, von dem breitgetretenen Begriffe der Humanität und mitunter auch von der größeren Berechtigung der Sinnlichkeit, oder, wie wir's nennen, der Sünde u. s. w. Das Alles aber trägt nicht mehr das Gepräge der Wissenschaftlichkeit, sondern scheint nur in einem nothwendig-dialektischen Zusammenhange und Fortgange zu seyn; wo es eine strengere Haltung annimmt, da hat man getreuere oder freiere Excerpte aus Hegel's reichhaltigen Werken, und wer die kennt, braucht all diesen Wortschwall nicht. Aber das ist allerdings auch der Zweck dieser linken Seite, den Hegel zu ersetzen, denen, welche vielleicht in ihrem Leben keine Zeile von ihm gelesen hätten, unter jenem neuen Modegewande, in welches mit fleißiger Hand Hegelsche Blumen gestickt sind, die Ärmlichkeit ihrer eigenen abgetragenen Allerweltstracht vorzulegen und zur eigenen Bekleidung anzubieten. Freiheit, und nochmals Freiheit, und wiederum Freiheit, das ist der ewige Refrain ihrer neuen Marseillaise. Aber sie sagen nicht, was sie für eine Freiheit meinen, ob die alte christliche Freiheit, oder die Modedame der Pariser Salons, oder die aus der Einleitung der Rechtsphilosophie. Dabei wiederholen sie dies liebliche Wort, das manchem Gutgesinnten, wenn er's in gewisser Gesellschaft hört, gleich angst und bange macht „vor dem Mißbrauch rasender Thoren," sie wiederholen es, um solche neue Scheidemünze in Cours zu setzen, in der richtigen Voraussetzung, daß, wenn auch Jeder nicht grade Kupfergeld gern in Haufen auffammelt, sondern lieber ächtes Gold nimmt, hie und da doch einige Stücke zurückbehalten werden, um im Nothfalle einmal zu scheiden, was nicht vereinigt bleiben soll. Und diese Münze an den rechten Mann zu bringen, fällt den Leuten gar nicht schwer, sie sprechen nicht in einer Sprache, unaufhebbaren Quadern vergleichbar, — nein, das sind kleine Pflastersteine, etwa wie die Pariser zu ihren Barrikaden gebrauchen, Jeder kann sie heben und handhaben, Jeder diese Worte verstehen. Da ist nicht die Rede von einer Negation der Negation, von Subjekt-Objekt, von reflektirtem Ansichseyn, von objektiv gewordener Differenz, von substanzieller Identität, von synthetischer Einheit der Apperception u. s. w., solche Ausdrücke scheuet das große Publikum, und die linke Seite schreibt für die Gebildeten, will diese in ihren Ideenkreis ziehen, will diese theoretisch vorbereiten und zu praktisch brauchbaren Staatsbürgern machen, und dazu muß man verständlich seyn. Aber nicht bloß verständlich, auch geistreich, pikant ist diese Sprache, so geistreich, daß man um Einen geistreichen Einfall, ehe man ihn verschweigen soll, Gott, Welt, Himmel, Alles in die Luft sprengt, mag nun dieser Gedankenblitz zünden und Herzen verbrennen, oder in die eigenen Wolken zurückschlagen — das beschwert das Gewissen der linken Seite nicht. Durch dieses geistreiche Reden zieht sich aber, wie der rothe Eigenthumsfaden der Englischen Marine durch die Taue der Schiffe, eine Korallenschnur Hegelscher terminorum hindurch, so gut geordnet und zierlich vertheilt, daß, wer sie sonst nicht verstanden, sie hier nicht zu verstehen braucht, weil die Übersetzung bald daneben steht, oder daß diejenigen, welche aus wahrhaftiger Liebe zur Erkenntniß — welche jene Leute wie ein Handwerkszeichen aushängen — auch die Philosophie nicht vorübergehen, angelockt und verführt würden zu der Meinung, als sey schon hier das reine Gold der Wahrheit zu finden, weil der Glanz der Bundessprache ihnen entgegenleuchtet.*) — Wenn man aber diesen Junghegelianern sagt, sie hätten eine revolutionäre Tendenz, so fangen sie an zu schimpfen und unziemliche „Witze zu reißen;" denn das verstehen sie noch weit besser, als weiland die Berliner Toleranzprediger, welche unter Anführung eines Illuminatenobersten, des Nicolai berüchtigten Andenkens, jeden Gelehrten von nobler Gesinnung aus der Litteratur „herausbissen." Ohne uns auf Belege aus Schriften einzulassen, beweisen wir die unruhige Tendenz also: So viele Bürger ein Staat hat, so viele besondere Individualitäten hat er auch; Jeder meint, glaubt, denkt, will und thut etwas Anderes, als die Übrigen: — eine natürliche Mannichfaltigkeit („Punktualität"). Daneben gibt es gewisse Hauptrichtungen, bald von Mehreren, bald von Wenigeren bekannt und vertreten. Da sind Pietisten, Mystiker,

*) Die Sprache ist sinnlicher Ausdruck des Geistes, Form für seine Äußerung, aber als bestimmte, als diese Sprache Ausdruck dieses bestimmten Volksgeistes in seiner Borniertheit oder „Besonderung" Die Griechen hatten eine feine, philosophisch gebildete Sprache, waren auch jenes feine, philosophische Volk. Die Römer, so sehr sie jene nachahmten, blieben bei ihrer beschränkten Sprachbildung weit hinter der philosophischen Ausbildung ihrer Vorbilder zurück, sie waren auf ihre Eigenthümlichkeit bornirt, und konnten nur so viel von der Griechischen Philosophie aufnehmen, als sie von jenem Individuellen aufgaben, als sie von der fremden Sprache sich aneigneten. Und doch war es nichts Ursprüngliches, nichts dem Vorbilde Adäquates. So ist's bei den Schülern Hegel's. Jedes Wort des Meisters hat seinen bestimmt ausgeprägten Begriff von Hegel erhalten; wer das Wort verstehen will, muß den Begriff desselben erfassen, muß sich durchaus borniren auf den Hegelschen Standpunkt, seiner eigenen Individualität entäußern und bei den terminis nicht mehr an das denken, was er früher darunter verstanden. Wer früher demagogische Freiheit mit diesem Worte meinte, hat sich dieses Sinnes zu entschlagen und sich Hegel auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Wohl, wer's kann! Aber doch bleibt immer noch ein Residuum von dem selbstständig gewesenen Individuellen zurück, es bleibt das demagogische Wildholz, und darauf wird das schwache Reis des — in seiner ursprünglichen Erdscholle starken — Edelbaumes gepfropft, und es steht bei dem Himmel, ob er durch Regen und Sonnenschein das zwiewüchsige Gepflänz gedeihen lassen will. Aber dieser Regen und Sonnenschein kommt nicht auch den Gottlosen, sondern will erbeten seyn in demüthiger Geduld. Beten — Demuth — Geduld: das gehört zum Gedanken. Denken ist Beten, Selbstvergötterung ist Demuth und Geduld ist eiteles Vertrauen auf die eigene Herrlichkeit. Und wenn's so ist, woher soll da das Gedeihen gegeben werden? Wird nicht das schwache Edelreis vom geilen Wildholze verzehrt werden? Die sieben mageren Kühe in Ägyptenland verzehrten auch die sieben fetten Kühe, und da sie die hineingefressen hatten, merkte man nicht an ihnen, daß sie die gefressen hatten, und waren häßlich, gleichwie vorhin. Die sieben mageren Kühe deuteten aber auf sieben unfruchtbare Jahre, und es kam eine schreckliche Hungersnoth über das ganze Land. Werden wir zur rechten Zeit sammeln?

Rationalisten, Juden, Heiden, — da sind Liberale, Loyale, Ultraliberale, Ultramontane, und jede Richtung sucht ihre Anhänger zu mehren, aber so, daß sie ihnen ihr individuelles Wesen läßt. Sie Alle sind — nach Hegel selbst — berechtigt und machen das Perpetuum agens des Staatslebens aus. Wenn aber Jemand auftritt und spricht: Ihr Alle habt keine Wahrheit;*) wir allein sind die Begünstigten; wer nicht Hegelianer ist, wird nicht gehört; und dieses Princip allein soll und muß in die Weltgeschichte eingebildet werden, muß die Herrschaft erhalten über alles Andere, was da „seicht und unklar und dumm und lichtscheu" ist; wenn Jemand Einen solchen — dem concreten Gehalt des wirklichen Lebens gegenüber — abstrakten Gedanken zur Herrschaft bringen will: so ist das ein Revolutionär, d. h. ein solcher, welcher, ohne Rücksicht auf historisch-berechtigte und vernünftig-begründete Verhältnisse, die Theorie in's Leben einführen und durch dieselbe sich zum obersten Herrscher im Rathe der Weisen machen will. Wenn die Junghegeliter sich um die Geschichte bekümmern und sie nicht bloß aus dem Munde „chronikenlesender alter Weiber" lernen wollten, so würden sie in den Vorläufern jeder auf abstrakte Verstandessätze basirten Revolution Geistesverwandte antreffen und von ihnen sogar Taktik lernen können. Denn machen diese Herren es anders als einst die Pariser, wenn sie schrieben:**) „La partie qui gouverne doit respecter la partie qui enseigne (i. e. les philosophes) et ne pas croire surtout en savoir plus qu'elle" — oder die Encyklopädisten:***) „Nous sommes les vrais prophètes du genre humain, nés pour instruire et pour juger les autres hommes. Le genre humain est notre pupille, notre sagesse met l'univers à nos pieds." Sie sind die Beherrscher der Wissenschaften; wer nicht Hegelianer ist, „wird abgethan," „darf nicht mitreden," „sitzt nicht am Webstuhl der Zeit," „muß in den Koth getreten werden," „ist ein Dummkopf," und wie die zahllosen Hetzereien noch weiter heißen.

Der Versammlungssaal dieses Convents, wo nun freilich des Lebens und der besseren Debatten wegen, auch Opponenten sich finden, ist in den „Hallischen Jahrbüchern für Deutsche Wissenschaft und Kunst." Ehe wir aber zu einer Charakteristik derselben übergehen, haben wir erst eine Remonstration des Herausgebers, Dr. Ruge, in dem Aufsatze: „Die Denunciation der Hallischen Jahrbücher" zurückzuweisen. Er will keinen Unterschied zwischen Alt- und Junghegelianern zugeben, und will aus Hegel's Werken bewiesen haben, worin er von seinem Meister abweiche. Den Unterschied macht ein Gleichniß deutlich. Füllt man guten, edeln Wein in ein neues wohlgezimmertes Faß und bewahrt ihn darin auf, so erhält er sich nicht bloß in seiner ersten Güte, sondern wird von Jahr zu Jahr besser und dient noch den Enkeln einst bei Ehrengelagen zu süßer Labe und wohlthätiger Stärkung. Wer aber am Reinen und Einfachen sich nicht genügen lässet, sondern, Confusa liebend, den Wein vom guten Fasse abnimmt und auf einer Biertonne anfetzt, in welcher noch Hefen und Barmen vom Biere zurückgeblieben waren, der wird bald den Schaden erfahren: der Wein wird kahnig, schal, abgestanden und sauer. Die berauschende Kraft hat er zwar noch nicht verloren; aber wer mag ihn trinken? Zecher, die von fremden Gelagen kommen und nur der Füllung halber zugreifen, oder arme Schlucker, die weder den Kratzer vom edlen Weine, noch das Kahnige vom Geisthaltigen unterscheiden können, denen nur am Rausche was liegt, ob's Bier oder Wein oder Bier-Wein ist: das gilt ihnen gleich. — Wenn aber der Herausgeber der Jahrbücher einen gelehrten Nachweis über seine Abweichungen von Hegel verlangt, so möge er erst etwas Anderes schreiben als Schimpfwörter und Stichwortgehäckse; denn da findet sich bei Hegel nichts zur Vergleichung. Wir erinnern uns nämlich, außer seinen praktischen Anwendungen der Hegelschen Entwickelungsstufen und -stüfchen auf die Hallischen Professoren, und außer der Charakteristik Heine's*) nichts zusammenhangend Philosophisches von ihm in den Jahrbüchern gelesen zu haben. Oder verlangt er, daß man die *disjecta* membra seines Philosophengeistes wie Fragmente alter Klassiker behandele und darüber Bücher voll Citate und gelehrter Untersuchungen, die ihm doch so sehr verhaßt sind, mache? Er wird sie uns ersparen, weil wir schon Beispiele bringen müssen, welche wie das Gegenbild unseres Bildes Zeugniß ablegen.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Ganz anders ist der Satz: Nur ein Christ hat Wahrheit — oder Extra ecclesiam nulla salus!

**) Mercier: Notions claires sur les gouvernemens. Paris, 1787. T. I. p. 1.

***) Dict. Encyclop. art. *Gloire* art. Encyclop. — v. Haller: Restauration der Staatswiss. Bd. I. S. 115.

*) Worin nachgewiesen wird, daß die Poesie Heine's das Princip der Häßlichkeit habe. Ein Vortheil für Ästhetik und Deutsche Litteraturgeschichte. Allein eine innerlich kräftige und von einem durchweg edeln und gläubigen Streben beseelte Natur hat auch für solche Nachweise, wenn das Schlechte und Unschöne, das Gottlose und sittlich Wurmfraßige gegeißelt oder verurtheilt werden soll, einen bestimmten Ton entweder verwerfenden Ernstes oder des vernichtenden Hohnes. Letzteres wäre das Schwerste. In jenem Aufsatze geht aber ein Witzjäger auf den anderen los, wird nur frivoler Spott und Hohn getrieben. Es ist kein sittlicher Ernst in jener Charakteristik eines Jungdeutschen; der Verfasser kann wohl so nicht gegen die jungdeutsche Principlosigkeit wirklich gekämpft zu haben meinen und darauf stolz seyn wollen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 1. September. № 70.

Die Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.

Jesaia 34, 13—15.

(Fortsetzung.)

Die Mehrzahl der Studirenden in Halle besteht aus Theologen; die Lehrstühle dieser Fakultät sind mit Männern besetzt, welche nach ihren individuellen Überzeugungen die wichtigsten dogmatischen Richtungen nicht bloß vertreten, sondern sogar mit anführen. Die neueste Nüance aber der Glaubenswissenschaft, welche durch das Studium der Hegelschen Philosophie bedingt ist, hat in der theologischen Fakultät noch keinen Vertreter gefunden. Der erste Hegelianer in Halle war unter den Philosophen Hinrichs, den seine Anhänger den Fels der Terminologie nennen, und von welchem allerdings manche tiefer gehende Anregung auf einzelne Gemüther ausgegangen ist. Und wenn seine Wissenschaft ihn zu diesem oder jenem unchristlichen Resultate führen sollte, was er aber als unmittelbarer und treuester Schüler Hegel's nicht sehen möchte, so würde er in seinem kindlich-naiven Gemüthe doch die Consequenz des Wissens für seinen Glauben schwerlich machen. Neben ihm trat Rosenkranz mit größerem, aber wegen seiner Wirkungsveränderung kürzeren Einflusse auf. Billroth nach ihm starb viel zu früh, als daß seine gründlichen theologischen Studien, welche auch seiner Philosophie den eigentlichen Schultypus zu nehmen anfingen, für die Studirenden hätten ausgebeutet werden können. Erdmann ist seit einiger Zeit an seine Stelle getreten, und wegen der ihn als Anhänger der rechten Seite charakterisirenden Richtung den Studirenden ein vielgehörter und beliebter Lehrer, den Privatdocenten ein die Wissenschaft gefährdender Professor geworden. Noch immer ist aber in die theologische Fakultät selbst kein Lehrer der neuen Form gekommen.

So sind und waren die Verhältnisse, als mit dem Januar d. J. die ersten Blätter der Hallischen Jahrbücher erschienen, herausgegeben von dem Privatdocenten der Philosophie, Dr. Ruge, und dem Lehrer am Königl. Pädagogium, Dr. Echtermeier, welcher Letztere aber außer dem Anfange eines Correspondenzartikels über Halle und einer recht wackeren Untersuchung über den Verfasser des Simplicissimus, seiner Kränklichkeit halber nichts weiter geliefert und überhaupt wenig Antheil an den Redaktionsgeschäften genommen hat. Hallische Jahrbücher sind es — die dritte wissenschaftliche Zeitschrift, da die Allg. Litt. Zeitung den Rationalismus, Tholuck's Anzeiger den Supernaturalismus repräsentiren — und man erwartet mit Recht, daß namentlich Gelehrte aus Halle Beiträge für dieselbe liefern. So ist's aber nicht. Denn wenn auch anfangs mehrere Aufsätze aus Halle eingegangen waren, wenn selbst Leo, dessen Standpunkte eine hegelisirende Tendenz so fern liegt, eine für den Glauben zeugende Kritik des Ellendorfschen Buchs über den heiligen Bernhard lieferte; so sind sie in letzterer Zeit seltener geworden, so hat sich selbst Leo nach einer fulminanten Erklärung gegen die ganze „junghegelsche Rotte"*) aus dem Verzeichnisse der Mitarbeiter streichen lassen. Das darf uns nicht wundern. Denn wer von den Hallischen Docenten möchte unter einer Regierung wissenschaftliche Exkursionen machen, welche den Reisenden so ganz besondere Bemerkungen in den Reisepaß schreibt und damit Allem, was sie liefern könnten, ein Signalement aufprägt, dessen Prädikate einem Lehrer wahrlich keine treuen und vertrauensvollen Schüler verschaffen werden? Wer, sag' ich, möchte an einem Journale mitarbeiten, worin er mit dem Nichtscheit einer so einseitigen und ungerechten, als bitteren und verletzenden Kritik gemessen ist? Wir meinen den Correspondenzartikel über Halle, in welchem der Herausgeber die Kategorien der Hegelschen Phänomenologie auf die Hallischen Professoren anwendet. Da sitzt er auf seinem dreibeinigen Comptoirschemel und schreibt Pässe für wissenschaftliche Reisen etwa nach diesem Schema. Tholuck — Professor der Theologie in Halle. Charakter — Gefühlstheolog. Kennzeichen — geistreich, warm, zum Theil gläubig, zum Theil ungläubig, unphilosophisch, dem Prineip der frommen, guten Gesinnung unterworfen, eifrig, partheimachend, unbestimmt, unfaßbar u. s. w. Geburtsort — Fichtianismus. Begleitung — Jacobi, Vorfühler des Fichtianismus. Besondere Bemerkungen — hört bei Erdmann philosophische Vorlesungen. — Aber so ergeht es nicht bloß Tholuck, sondern allen Professoren der Theologie wird das Horoscop auf obige Weise gestellt und das Resultat gezogen, sie wären überwunden, wenn ein Theolog „aus der neuesten Philosophenschule käme und Vorlesungen hielte." Aber wiederum nicht bloß die Theologen, sondern auch die Medieiner, Juristen, Philologen, Historiker werden vorgeladen, über Alle wird Musterung gehalten, und das Endurtheil lautet: Sie sind keine Hegelianer, NB.! keine Junghegelianer, können also bei ihren Reisen immerhin gestört und gehindert werden. Und das Alles hat der Herausgeber geschrieben, welcher Privatdocent ist und viele Collegia ankündigen soll. Alle jene Wissenschaften hat er studirt und kennt ihre Prineipe und Resultate, und ihre Vorzüge und Mängel, und ihre Repräsentanten und Lehrer. Welche

*) S. Vorrede zur zweiten Auflage des Sendschreibens an Görres.

Gelahrtheit! Man sieht, er durchschaut seine Leute auf den ersten Blick und eignet sich zum Polizeipräfekten. Damit wir nun aber auch die ernsthafte Seite solchen Recensirunwesens hervorheben, so ist unbezweifelt, daß solche Beurtheilungen, wenn sie, wie doch nicht zu vermeiden, jungen Studirenden in die Hände fallen, das Vertrauen zu Grunde richten, das unbefangene Aufnehmen des zu Lernenden in ein voreiliges Räsonniren über den Lehrer verstimmen und somit manches unverwahrte Gemüth seinem natürlichen Standpunkte ganz und gar entfremden. Es frägt sich darum, was die Jahrbücher selbst für einen Glauben preisen und predigen, was sie an die Stelle jener durch ihre Wissenschaft überwundenen Autoritäten setzen. Und hier wird denn einem Referenten das Herz schwer und traurig, und er weiß nicht, ob er widerlegen oder klagen, oder zürnen oder verdammen, oder Alles zugleich thun soll.

Man kann bei dem Urtheile über eine Zeitschrift nicht auf alle Aufsätze eingehen, kann sie ohne Verdruß des Lesers nicht einmal alle erwähnen, sondern hat sich nur an diejenigen zu wenden, welche an Umfang die bedeutendsten, in der Form die geistreichsten, an Inhalt die wichtigsten sind. Denn daß in den Jahrbühern von einem jungen Theologen, Georg Funke,*) der sich vergebens abmüht, Leosche Geschichtskritik, Tholucksche Dogmatik und Hegelsche Philosophie unter Ein oberstes Princip zu bringen, eine Charakteristik Dräseke's, aber nicht als Kanzelredners, sondern als Predigtverfassers, und eine Beurtheilung der Haseschen Kirchengeschichte, welcher die philosophisch-schematische Entwickelung fehlen soll, oder welche noch nicht Hegelisch ist, geliefert wird, und daß darin nicht nur keine Angriffe gegen Kirche und Glauben vorkommen, sondern in gewisser Weise Begründungen desselben: das kann uns nicht bewegen, den Inhalt solcher Aufsätze als Tendenz der Jahrbücher überhaupt anzugeben. Vielmehr werden die folgenden Stellen überwiegend ein Anderes darthun. S. 679.: „Das historische Wissen der Theologie hält es für überflüssig, ihr Selbstbewußtseyn dabei zu betheiligen. Es weiß genau, was die Schrift und die Väter wissen, aber es weiß durchaus nicht, was es nun selbst weiß, so unendlich wichtig ist ihm die Kenntniß der Anderen, daß es darüber ganz vergißt, sich selbst auf das Wissen von Gott und seinem Wesen zu legen. Das letzte Interesse der Schrifterklärung ist denn aber doch immer diese Aufnahme in's eigene Wissen, in's Selbstbewußtseyn — Glauben und Philosophie." S. 1029.: „Was das Faktum der Offenbarung betrifft, so muß es freilich für Alle, denen offenbart wird, sie mögen Philosophen oder Bauern seyn, nun ein Faktum seyn, es muß wohl geschehen seyn, weil es ihnen nun nicht mehr überlassen ist, die Offenbarung zu beginnen. Christus ist und ist gewesen, aber der objektive Prozeß seiner Geschichte besteht

*) Außer ihm hat noch W. Vatke, dessen theologische Richtung wir als bekannt voraussetzen, einen Aufsatz über Rothe's Buch: Die Anfänge der christlichen Kirche und ihrer Verfassung — geliefert; die einzigen Theologen von Fach, welche etwas für die Jahrbücher geschrieben haben. Was wir im Folgenden anführen, kommt von Nichttheologen.

nicht aus Fakten, sondern die heilige Geschichte ist Geschichte des Geistes und im Geiste, nicht Thatsache, Faktum, das nun vorbei wäre, sondern geschehende und immer wieder in Fluß gesetzte Glaubens-, Geistes und Gemüthsbewegung. Kein Punkt daraus ist ein endliches Faktum, sobald Christus sein Inhalt ist, d. h. sobald er gläubig aufgefaßt wird; sey es das Leben oder der Tod, so ist er überall dieselbe unendliche Wahrheit und nicht mehr Faktum, sondern geistiger Prozeß, nicht Thatsache, die vorliegt, sondern gegenwärtige That, die mich bewegt, meine eigene." *)

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Armenien.) Zu Schmiädzin in Persisch Armenien wohnten wir einer großen Messe bei. Der Anzug des fungirenden Bischofs machte den ersten wichtigen Theil der Messe aus, denn ein besonderes Gebet oder eine Betrachtung wird bei jedem Stücke, das er anlegt, hergesagt. Bei dieser Ceremonie sind jedoch keine Zeugen zugegen; während des wird in der Kirche gesungen. Dann tritt er in dieselbe ein: er trägt einen glänzenden Mantel von schwerem Goldstoff mit einem breiten aufrecht stehenden goldgestickten Kragen; seine Mitra ist von demselben reichen Stoffe, vorn und hinten mit einer Sonne von in Gold gefaßten Brillanten geschmückt. Nachdem er seine Hände im Angesicht Aller gewaschen und das Bekenntniß seiner Sünden vorgelesen hatte, empfing er von einem Assistenten die Absolution; dann zog er sich wieder in die Sakristei zurück, um das Brodt und den Wein zur Consekration zu bereiten. Ein wenig Wein, nicht, wie in der Römischen Kirche, mit Wasser vermischt, wird in den Kelch gegossen; auf den Rand des Bechers wird eine kleine silberne, zierlich geschmückte Schüssel gestellt, in der ein dünnes Stück ungesäuertes, mit verschiedenen heiligen Symbolen und Lettern gestempeltes Brodt liegt. Gebet und Räuchern mit Weihrauch begleiten jeden Theil der Ceremonie, welche jedoch in der Sakristei vollzogen wird.

Endlich trat der Bischof wieder in die Kirche; in prächtiger Procession ging er in einem Kreise durch die ganze Versammlung, und betrat den Hochaltar. Nach einer Reihe von Gebeten las ein Diakonus das Evangelium des Tages und das Nicänische Glaubensbekenntniß vor;**) dann ging Letzterer mit allen fungirenden Geistlichen in die

*) Das Alles scheint eine gewisse Wahrheit zu haben, ist aber, näher besehen, nur eine Flucht vor dem auf Golgatha gekreuzigten und dann auferstandenen Christus, und eine Vermischung des Weltgeistes mit dem heiligen Geiste, durch welchen der Herr alle Tage bei seiner Kirche bleiben will bis zum Tage des Gerichts.

**) Man versicherte uns, daß die Armenier sich weder des apostolischen noch des Athanasianischen Glaubensbekenntnisses bei ihren Gottesdiensten bedienen. Folgendes ist eine buchstäbliche Übersetzung ihrer Abänderung des Nicäischen Glaubensbekenntnisses: Wir glauben an Einen Gott, den allmächtigen Vater, den Schöpfer Himmels und der Erde, der sichtbaren und der unsichtbaren Dinge.

Und an Einen Herrn Jesum Christum, den Eingeborenen Gottes des Vaters, d. i. von des Vaters Wesen; welcher Gott von Gott, Licht von Licht ist, wahrer Gott von wahrem Gotte, gezeuget, nicht geschaffen, gleichen Wesens mit dem Vater, durch den Alles im Himmel und auf Erden, Sichtbares und Unsichtbares, geschaffen wurde, der für uns Menschen und zu unserer Seelenrettung vom Himmel herabstieg, Fleisch wurde, Mensch wurde, der durch den heiligen Geist von der heiligen Jungfrau Maria vollkommen geboren wurde, wodurch er Leib

Sakristei zurück, um die Elemente zu holen. Sie waren sorgfältig verhüllt; mehrere Gemälde wurden nebenher getragen, und eine Processión folgte. Der Bischof mit entblößtem Haupte empfing sie in seine Hand und betete: Nimm dieses Opfer von uns an, und vollende es zu dem Mysterium des Leibes und Blutes deines eingeborenen Sohnes; gib, daß dieses Brodt und dieser Wein denen, so es genießen, ein Mittel werden möge zur Vergebung ihrer Sünden. Zu gleicher Zeit wurde die Gemeinde aufgefordert, sich durch Gruß und Kuß auf die Erscheinung Christi vorzubereiten. Der Diakonus empfing den Gruß von dem Bischofe, begrüßte den Catholikus, und von diesem aus verbreitete sich die Ceremonie durch die ganze Versammlung, indem Einer sich über des Anderen Schulter beugte, als ob er ihn küssen wollte.

Dann folgte die Consekration. Der Bischof segnete das Brodt, indem er über demselben das Zeichen des Kreuzes machte, sagte Dank, indem er aufwärts blickte, brach es, indem er eine Krume herausnahm; und indem er die Worte der Verwandlung: „Nehmet, esset, dies ist mein Leib," aussprach, hob er es über seinem Haupte in die Höhe, damit die Gemeinde es sehen und anbeten könne. Ganz eben so war auch die Ceremonie mit dem Weine. Da der Bischof der Versammlung den Rücken zukehrte, so konnte sie ihn weder sehen noch hören; sie sah bloß die Elemente, als sie in die Höhe gehoben wurden. Nun folgten Gebete, daß die Messe sich wirksam erzeigen möchte an allen Communikanten, an allen Gläubigen, lebenden oder todten, und besonders an denen, deren Name besonders erwähnt worden war. Dann tauchte der Bischof das Brodt in den Wein, nahm es zwischen den Daumen und Zeigefinger jeder Hand, und indem er den Kelch ebenfalls zwischen seinen flachen Händen hielt, wandte er sich wieder zur Versammlung, und rief aus: Heilig, heilig, laßt uns mit Heiligkeit den verehrten Leib und das Blut unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi genießen, welcher, vom Himmel kommend, jetzt unter uns getheilt ist. Dies ist Leben, Auferstehung, Vergebung und Erlösung von unseren Sünden. Dann wandte er sich um, und stellte die Elemente auf den Altar zurück; ein prächtiger Vorhang, der herabgelassen wurde, verhüllte das Folgende vor unseren Blicken. Wir vernahmen bloß den Gesang der Assistenten, welche in einem Halbzirkel um den Altar standen. Nach dem Canon mußte er aber jetzt das Brodt in vier Theile brechen, es weinend küssen, und es dann, nach vielen Gebeten und Anrufungen, essen und den Wein mit Furcht und Zittern trinken, die Worte sprechend: Möge dein unverweslicher Leib uns Leben geben, und dein heiliges Blut Vergebung und Erlösung von den Sünden. Dann wurde der Vorhang weggezogen und ein Diakonus rief aus: „Nahet euch mit Furcht und Glauben, und genießt mit Heiligkeit." Der Bischof wandte sich nun wieder mit den Elementen um, und die Kirchendiener riefen auf der Seite des Volkes aus: „Unser Gott und unser Herr ist unter uns erschienen, gesegnet sey, der da kommt im Namen des Herrn." Acht oder zehn Frauen traten vor und communicirten, und, wie in der Griechischen

Kirche, wurden auch hier Stückchen unconsekrirten Brodtes unter die übrige Versammlung vertheilt.

Die Ceremonie dauerte eine Stunde und vierzig Minuten. Ein Abschnitt aus dem Evangelium wurde verlesen, zwar in einem ziemlich deutlichen aber singenden Tone; die tiefste, erbaulichste Stille herrschte in der Versammlung. Dann und wann richtete ein Diakonus einen Spruch an diese, und der Bischof wandte sich oft ringsum, indem er ein kleines silbernes Kreuz schwang und die Worte ausrief: „Friede sey mit euch." Die meisten Gebete jedoch wurden leise und in einem undeutlichen Tone gesprochen, die anderen wurden ganz von dem unharmonischen Gesange von zwanzig bis dreißig Geistlichen übertönt. Dazu kam noch, daß vier oder fünf Diakonen, welche zur rechten Seite des Altars standen, bei den wichtigsten Stellen mit einer Menge silberner Glöckchen klingelten, und daß die großen Glocken des Doms auch häufig ertönten. Lichte wurden fortwährend angezündet und wieder ausgelöscht und mit dem Gebrauche des Weihrauchs war man nicht sparsam. Das Ganze glich mehr einem Schaugepränge als einem Gottesdienste. Doch war in den Gesichtern der Meisten die tiefste Andacht zu lesen. Sie knieten bei jedem Theile des Gottesdienstes nieder und küßten den Boden, indem sie viele Zeichen des Kreuzes machten. Ihre Andacht schien aber doch den höchsten Grad zu erreichen, als ihnen die Elemente nach der Consekration gezeigt wurden.

Folgendes ist der Auszug eines Gebets, das auf die Consekration folgt: Möge dieses Opfer uns Allen, die wir nahe sind, Rechtfertigung, Vergebung und Erlösung von unseren Sünden verleihen. Gib durch dasselbe Liebe, Beständigkeit und ersehnten Frieden der ganzen Welt, der heiligen Kirche, allen rechtgläubigen Bischöfen, Priestern und Diakonen, den Königen der Welt, den Prinzen und den Völkern, den Reisenden und Seefahrern, denen, welche in Banden, in Gefahren und Trübsalen sind, denen, welche mit den Wilden kämpfen. Gib durch dasselbe der Luft Milde, den Feldern Fruchtbarkeit, und denen, welche an Krankheiten daniederliegen, schnelle Hülfe. Gib durch dasselbe alle denen, welche in Christo schlafen, die ewige Ruhe, unseren ersten Eltern, den Patriarchen, Propheten, Aposteln, Märtyrern, den Bischöfen, Ältesten, Diakonen und allen Gliedern der heiligen Kirche. Suche uns auch mit ihnen heim, o du gnädiger Gott.

Wir sehen hieraus, wie auch schon gesagt worden ist, daß das Opfer, welches der Priester darbringt, mit dem Opfer Christi für gleichbedeutend gehalten wird. Aus dem Gesagten, so wie aus der Ansicht, daß es nicht nothwendig sey, die Elemente der Messe selbst zu genießen, folgt natürlich, daß nur Wenige an dem Genusse des Abendmahls Theil nehmen. Obgleich in allen Sprengeln, welche die hinlängliche Anzahl von Priestern haben, die Messe täglich gefeiert wird, so communiert doch nicht leicht ein Anderer als die fungirenden Geistlichen jährlich mehr als zweimal, nämlich zu Weihnachten und zu Ostern. Mehr als sieben Mal communicirt Niemand jährlich, aber auch Keiner weniger als einmal. Jedoch wird dieser Handlung eine große Wirksamkeit zugeschrieben, und die consekrirten Elemente werden zur letzten Ölung den Sterbenden gereicht. Die Armenier genießen das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, bloß indem jedem der Communikanten das in Wein getauchte Brodt in den Mund gesteckt wird. Die Kinder dürfen von dem Augenblick der Taufe an dasselbe genießen.

Gleich der Päpstlichen und den Griechischen Kirchen läßt die Armenische keine anderen Sekten an dem Genusse des Abendmahls Theil nehmen, obgleich dies der Ansicht widerspricht, daß man auch außerhalb ihres Schoßes selig werden könne. Einige Geistliche behaupteten zwar, daß ein Armenier wohl mit anderen Sekten communicíren dürfe, wenn er sich an einem Orte befindet, wo keine Armenische Kirche ist,

---

Seele und Geist und Alles, was wirklich im Menschen und nicht bloß in der Einbildung ist, empfing. Er litt, wurde gekreuzigt und begraben, und am dritten Tage erstand er und fuhr mit demselben Körper gen Himmel, und setzte sich zur Rechten des Vaters nieder; mit demselben Körper und in des Vaters Herrlichkeit wird er kommen zu richten die Lebendigen und die Todten, dessen Herrschaft kein Ende ist.

Und wir glauben an den heiligen Geist, den unerschaffenen, den vollkommenen; der im Gesetze der Propheten und Evangelien geredet hat; der am Jordan herabstieg, von Ihm predigte, der gesandt ward, und in den Heiligen wohnte. Und wir glauben an Eine einzige, allgemeine und Apostolische Kirche, an Eine Taufe zur Reue, Vergebung und Erlassung der Sünden; an die Auferstehung der Todten, an das ewige Gericht über Leib und Seele, an das Himmelreich und an ein ewiges Leben.

und daß Fremde wohl zur Armenischen Communion zugelassen würden, wenn sie zuvor gebeichtet und ihr Glaubensbekenntniß abgelegt haben. Das will aber nur wenig sagen; denn einem Armenischen Priester beichten oder zu seiner Kirche übertreten, wird für ein und dasselbe gehalten. Wenn ein Armenier unter den gewöhnlichen Umständen das Sakrament von dem Geistlichen einer anderen Sekte empfinge, so würde er als nicht mehr zur Armenischen Kirche gehörig betrachtet. Nur nachdem er seine Sünde gebeichtet und Buße dafür gethan hat, würde er wieder in den Schoß der Kirche aufgenommen werden.

Die Beichte ist eine nothwendige Vorbereitung auf die Communion, und wird während des ersten Theils der Messe am westlichen Ende der Kirche gehalten. Man hat in den Armenischen Kirchen keine Beichtstühle. Der Geistliche, dem gebeichtet wird, sitzt auf der Erde auf Türkische Manier; er legt seine Hand auf das Haupt des Beichtenden, der ihm zur Seite kniet, und dasselbe auf seinen Schoß oder seine Schulter gelegt hat. So lauscht er auf die Worte der Beichte, deren vorgeschriebene Form also ist:

„Ich habe gesündigt gegen die heilige Dreieinigkeit, gegen den Vater, den Sohn und den heiligen Geist; und ich bekenne vor Gott und der heiligen Mutter Gottes, und vor dir, heiliger Vater, all die Sünden, die ich begangen habe. Denn ich habe in Gedanken, Worten und Werken gesündigt, willkührlich und unwillkührlich, wissentlich und unwissentlich. Ich habe gegen Gott gesündigt. Ich habe mit meinem Geiste und seinen Fähigkeiten, mit meinem Gemüthe und seinen Empfindungen, mit meinem Körper und seinen Sinnen gesündigt. Ich habe mit den Fähigkeiten meines Geistes gesündigt durch List und Thorheit, durch Kühnheit und Feigheit, durch Verschwendung und Geiz, durch Zerstreuung und Ungerechtigkeit, durch Liebe zum Bösen, durch Verzweiflung und Mißtrauen. Ich habe gegen Gott gesündigt. Ich habe mit den bösen Neigungen meines Gemüths gesündigt, durch List, Bosheit, Rachsucht, Neid, Eifersucht, Zügellosigkeit, unkeusche Neigungen und abscheuliche Unreinheit der Phantasie. Ich habe gegen Gott gesündigt. Ich habe durch die Begierden meines Körpers gesündigt, durch Sinnlichkeit, Faulheit, träge Lust zum Schlafe; durch die Handlungen meines Körpers und durch verschiedene Arten unreiner Handlungen, durch die unkeuschen Worte, die meine Ohren gern vernommen, durch die Schamlosigkeit meiner Augen, durch die Begierden meines Herzens, durch die Wollust meines Mundes, durch Unenthaltsamkeit, Unmäßigkeit im Essen und Trinken. Ich habe gegen Gott gesündigt. Ich habe gesündigt durch die üble Rede meiner Zunge, durch Lügen, falsch Schwören, Meineid, Hader, Zank, Verläumdung, Schmeichelei, Afterrede, Müssiggang, Spott, unnütze Worte, durch Ketzerei, Fluchen, Murren, Klagen, üble Nachrede und Gotteslästerung. Ich habe gegen Gott gesündigt. Ich habe mit jedem Gliede, mit jedem Gelenke meines Körpers gesündigt; mit meinen sieben Sinnen und meinen sechs Verrichtungen; ich habe gesündigt, indem ich mit Füßen stieß, umherschlenderte, zur Rechten und Linken schweifte; ich sündigte gegen Alles, was vor mir war, und dem hinter mir gab ich ein böses Beispiel. Ich habe gegen Gott gesündigt. Ich habe gesündigt, indem ich die sieben Übertretungen, die Todsünden beging: durch alle Arten von Stolz, Neid, Zorn, Müssiggang, böser Lust, Unmäßigkeit und unreiner Begierde. Ich habe gegen alle Gebote und Verbote Gottes gesündigt; denn ich habe weder gethan, was er befohlen, noch unterlassen, was er verboten hat. Ich habe das Gesetz empfangen, und nicht gehalten. Ich bin zu den Rechten des Christenthums eingeladen worden, und bin unwürdig erfunden. Obgleich ich das Böse kannte, habe ich mich mit Wissen und Willen erniedrigt, und habe aus eigenem Antriebe die guten Werke unterlassen. Weh mir! Weh mir! Weh mir! Was soll ich sagen? oder was soll ich noch bekennen? Denn meine Übertretungen können nicht gezählt, meine Sünden nicht alle gesagt werden. Meine Qualen können mir nicht erlassen werden; meine Wunden sind unheilbar. Ich habe gegen Gott gesündigt. Heiliger Vater, dich habe ich zum Fürbitter und zum Vermittler der Versöhnung mit dem eingeborenen Sohne Gottes. Dich flehe ich an, daß du durch die Macht, die dir gegeben ist, mich von den Banden der Sünde erlösest."

Dieses Sündenbekenntniß wird auch jeden Morgen in der Kirche noch vor den Gebeten gesagt. Wir haben noch viele unziemliche und anstößige Ausdrücke ausgelassen. Dem Volke ist es ganz unverständlich, da es, so wie die meisten Gebete, in der alt Armenischen Sprache gehalten wird.

Außer diesem allgemeinen Sündenbekenntniß, welches der Beichtvater dem Beichtenden Wort für Wort vorsagt, verlangt Ersterer gewöhnlich noch ein Bekenntniß der besonderen Sünden, welche auf dem Gewissen lasten. Dann folgt die Absolution in folgender Form: „Möge ein barmherziger Gott dir gnädig seyn. Möge er dir all deine bekannten und vergessenen Sünden verzeihen. Und ich, kraft meines priesterlichen Amtes, und kraft des göttlichen Gebotes: „„Was ihr auf Erden lösen werdet, das soll auch im Himmel gelöset seyn,"" ich spreche dich frei von aller Verbindung mit deinen Sünden, in Gedanken, Worten und Werken, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich gewähre dir wieder den Zutritt zu den Sakramenten der heiligen Kirche. Möge Alles, was du vornimmst, ein gutes Werk werden, und dich im künftigen Leben zur Herrlichkeit führen. Amen."

Das Volk glaubt fest, daß wenn der Priester diese Absolution ausgesprochen hat, die Sünden vergeben sind.

Die Genugthuung, die dritte der Handlungen, in welche die Römische Kirche das Sakrament der Buße getheilt hat, wird auch von den Armeniern anerkannt und zur Ausübung gebracht. Die Beichte ist bekanntlich der zweite Akt dieses Sakraments. Wir fürchten aber sehr, daß der erste Theil desselben, nämlich die Zerknirschung des Herzens, nur selten für wesentlich erachtet und noch seltener gefühlt wird.

Auf unsere Anfrage erklärten die Armenier einstimmig, daß man nie in ihrer Kirche Beichtgeld zahle. Wir sahen zwar, daß die Frauen, welche am Morgen communicirten, dem Geistlichen vor oder nach der Absolution ein Stück Geld in die Hand steckten; vielleicht waren sie aber Pilgrime, welche vor der Communion, der letzten Handlung ihrer Pilgrimschaft, dem Kloster die Abgaben zahlten, welche von Besuchenden dieser Art gefordert werden. Solche Wallfahrten stehen unter den Armeniern als eine Art guter Werke in hohem Rufe. Das größte Verdienst hat eine Wallfahrt nach Jerusalem, nach dem Kloster des heiligen Johannes, des Vorläufers, in der Nähe von Musch, und nach Echmiädzin. Durch eine Wallfahrt nach ersterem Orte bekömmt man den Titel Mukdesy und steht in großem Rufe der Heiligkeit. Jetzt sind diese größeren Wallfahrten jedoch äußerst selten. Jedes Kloster, wo ein Heiliger gestorben ist, oder seine Überreste aufbewahrt werden, wird als Wallfahrtsort mehr oder weniger besucht.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 5. September. № 71.

Die Hallischen Jahrbücher für Deutsche Wissenschaft und Kunst.

Jesaia 34, 13—15.

(Schluß.)

S. 191.: „Es ist allerdings nicht mehr in Abrede zu stellen, daß in der Sphäre, in welcher die Lebensfrage des Jahrhunderts verhandelt wird, alle bisher noch irgendwie geltenden Autoritäten ihr Ansehen, ihre Macht und Gültigkeit eingebüßt haben. Mit anderen Worten: Alles, was bisher um irgend einer Form willen gegolten, hat sich jetzt seinem Inhalte, seiner Wirksamkeit nach zu verantworten. Alles, was bisher als Wahrheit geglaubt worden, hat sich als wesentliche Wahrheit zu legitimiren; was als Recht und Pflicht von einer formellen Autorität gesetzt und geboten war, das hat sich als vernünftig zu rechtfertigen. Das wissenschaftliche Denken hat alle angeblichen Wahrheiten, das mit der Vernunft vereinigte Gewissen alle Gesetze und Gebote vor seinen Richterstuhl gezogen. Was Allen gelten soll, muß sich Allen als wesentlich allgemein bewahrheiten können.*) Eben darum, weil alle die äußeren Bande gelöst sind, durch welche die Autorität bisher die Menschen zu kleineren und größeren Gemeinschaften vereinigt hatte,**) ist die Forderung um so strenger geworden, die Bande heilig zu halten, welche, in der höheren Natur des Menschen wurzelnd, sich stätig aus ihr wiedererzeugen und nur von Unnatur und vom Wahnsinn verläugnet werden können. — Diese Bande sind innere Folgerichtigkeit des Denkens und Übereinstimmung des Wortes (!) mit dem Denken." ***) — Läßt man die Bibel nicht mehr gelten, so natürlich noch weit weniger die Symbole; sie werden als päpstlich und hierarchisch verworfen. S. 1126.: „Der Autorität einer Kirche gegenüber, welche ausschließlich in ihrer Hierarchie die stete Präsenz der göttlichen Herrschgewalt verehrt und darum jeden ihr Widerstrebenden als einen Verbrecher anzusehen befugt ist, — dieser Autorität gegenüber kann nur die Vernunft schlechthin eine Geltung ansprechen, welche in dem eingeborenen, von Allen und Jedem für sich geforderten Rechte der Glaubensfreiheit auch eine schlechthin allgegenwärtige, allerheiligste Offenbarung Gottes erkennt; denn, wer ein solches Recht nur auf diesen oder jenen partikularen Glaubensinhalt gründen wollte, der stellte sich hiemit entweder der päpstlichen Kirche nur gleich, oder gar auf einen noch beschränkteren Grund, falls er wie die übermeisten Reformatoren (— so Carové über die Männer unserer Kirche! —), die Präsenz Gottes willkührlich auf eine kleine Anzahl von Gläubigen beschränkte."*) Nach solchen Voraussetzungen kann es uns denn auch nicht mehr befremden, über Christus selbst folgende für die einzige Wahrheit — denn wie sollte nicht ein Hegelianer, dessen „vollendetes Selbstbewußtseyn Gottesbewußtseyn" (S. 1101.) ist, der selbst die Vernunft und wohl auch die Wahrheit seyn will, immer nur Wahrheit reden? — ausgegebenen Meinungen zu vernehmen: S. 1081 f.: „Ich weiß recht wohl, daß Strauß kein Hegel, kein Kant, kein Luther, noch viel weniger gar ein Christus ist. — Aber darum darf man das Gemeinsame, was er mit jenen Heroen **) hat, nicht verkennen, denn weder tritt bei ihm die positive, noch bei jenen die negative Seite so weit zurück, als es scheint. Oder was war denn der Stifter unserer Religion anders, als der erste große und durchdringende Rationalist, der erste große, von Sokrates vorgebildete Ketzer, den die Orthodoxen seiner Zeit an's Kreuz schlugen?***) Die damaligen Schriftgelehrten meinten grade eben so ohne das Positive in ihrer Religion nicht bestehen zu können, wie die jetzigen. Die Katholiken hielten Luther grade eben so für einen reinen Zerstörer, wie die jetzigen katholischen Protestanten die neue Kritik für rein demolirend halten. Man sagt gegen Strauß, was Jahrhunderte und Jahrtausende heilig gehalten, solle nicht mit frevelhafter Hand eingerissen werden; ganz eben dasselbe wurde gegen Jesus

*) D. h. alle Menschen sollen werden wie die Sophisten in Athen, nichts gelten lassen, sondern die Wurzeln der Kirche und des Staats mit ihrer zweifelnden Reflexion anroden; denn was die Frucht solchen Beginnens ist, lehrt die Geschichte, ja die Geschichte unserer Tage.

**) In unserem Vaterlande gibt es, Gottlob! noch solche Bande, haben wir noch einen Staat und eine Kirche und für beide anerkannte Gesetze mit Autorität. Was soll der Laie von solchen Äußerungen machen? Soll er lösen, was noch gebunden ist?!

***) Der Christ sagt: Gehorsam dem Gesetze des Königs, und Glauben und Liebe nach dem Gebote des Erlösers. Im Himmel fragt man nicht: Was hast du gedacht? sondern: Wie hast du geliebet?

*) Nur die Gläubigen, deren Anzahl freilich gering ist und durch solch Treiben noch geringer werden muß, sollen selig werden, sollen Gott schauen. So lehrt es die Bibel.

**) Wie ganz anders Hegel von Heroen und weltgeschichtlichen Menschen zum Unterschiede von Christus urtheilt, findet man in der Einleitung zur Philosophie der Weltgeschichte S. 30 ff.

***) Ähnliches der Art, nur politische Vergleichungen anwendend, so daß Christus als der gegen die aristokratischen Juden kämpfende Demokrat dargestellt wird, hat schon die Rahel (Briefw. I. Th.) gesagt. Das war aber eine Frau, wenn auch eine geistreiche. Ihr kann man's nicht allzu übel nehmen; denn Weiber haben nicht nach der Wahrheit zu forschen. Aber was soll man sagen, wenn Männer, die sich doch die Meister des Gedankens und seiner Welt nennen, so etwas nachbeten?!

und Luther vorgebracht, ganz eben dasselbe gegen jeden Fortschritt des menschlichen Geistes nicht nur in den höheren, sondern auch in den niederen, die äußere Kulturgeschichte betreffenden Sphären; so hat man die Entdeckung des Kopernicus, so die Buchdruckerkunst als etwas Teuflisches bekämpft, und der Bauer urtheilt über einen neuen einfacheren Pflug ganz eben so, wie der Supernaturalist über das Leben Jesu von Strauß. Von jeher hat sich die Menschheit gegen ihre Wohlthäter, am meisten gegen die Befreier des Geistes, mit Händen und Füßen gesträubt, und ist mit Spießen und Stangen auf den Geist losgegangen; denn „„aus Gemeinem ist der Mensch gemacht und die Gewohnheit nennt er seine Amme."" Man gestehe, daß die Mitarbeiter der Hallischen Jahrbücher weit gehen, daß sie den Beinamen „Hallisch" mißbrauchen, nicht etwa weil Halle keinen weiteren Antheil an ihrem Unwesen nimmt, sondern weil die Hallische Universität nächst Wittenberg in früherer Zeit das festeste Bollwerk des Protestantismus gewesen ist gegen die seichten und unverständigen, aber nach ihrer Weise vom reinsten Lichte der Vernunft erleuchteten Schildknappen des Unglaubens: man wird immer noch Ähnliches, eben so Unchristliches, eben so Witziges, eben so Verständliches zu allen Zeiten finden, nur daß es nicht immer und so wohlfeil in gleich elegant verzierten Pillenschachteln zu bekommen war. Vergebens aber haben wir nach einer Stelle gesucht, die an ekelhafter Witzfrevelei derjenigen gleichkäme, welche wir vom Herrn Herausgeber selbst in seinem übelberüchtigten Aufsatze gegen Leo lesen, und vor deren Mittheilung wir uns lange scheueten bald wegen der Tendenz der Kirchenzeitung, die wir zu beschmutzen fürchten, bald weil es heißen könnte, an einem litterarischen Gamin zum Ritter werden zu wollen, wenn man von einer solchen Kritik des berühmten Geschichtschreibers auch nur Notiz nähme. Allein auch in dies Gemälde komme Vollständigkeit, und so darf denn der dunkle Grund mit seinem Erysimum alliaria und Peucedanum officinale nicht bloß skizzirt werden. S. 1193. heißt es: „Wenn es wahr wäre, daß in der Lehre des heiligen Augustinus und in den Briefen des Apostel Paulus die christliche Menschheit die ihr genügende Fassung der Wahrheit fände, so könnten wir allerdings uns alle weitere Mühe des Ringens und Strebens, des Erkennens und Thuns, des Hauens und des Schießens ersparen, und das Buch des Geisteslebens zumachen, die Weltgeschichte gliche dem Vogel Wendehals, der das Gesicht gegen den Steiß drehen kann, und es käme nur immer darauf an, wer am besten zu jener Gestalt des primitiven oder Augustinischen Gottesbewußtseyns zurückzukrebsen verstünde, oder die Weltgeschichte gliche einem Menschen, der fortdauernd sich überschlüge, und wenn die Beine oben wären, so wäre die schlechte Zeit, die in den Krallen des Pelagianismus, Nationalismus u. s. w. läge, wenn aber der Kopf oben wäre, dann wäre die gute Zeit und es regierte das Zeichen des heiligen Augustinus, die Lehre von der Gnadenwahl und der sündigen Menschen Erlösung. Es ist aber nichts umsonst geschehen, meine Herren Ritter vom Unverstande, und die Zeit der Aufklärung, des Rationalismus, die jetzt jeder Schulknabe

glaubt schimpfen zu können, ist eine bei weitem höhere Entwickelung des christlichen Geistes, als seine primitive Fassung oder die dogmatische Bildung des heiligen Augustinus, ist eine Gestalt des durch die Reformation befreieten Geistes."*)

Wenn also das Glaubensbekenntniß jener Leute nicht mehr heißt: Wir glauben an Jesum Christum, Gottes eingeborenen Sohn, unseren Herrn u. s. w., sondern vielmehr: Wir glauben an Jesum Christum, den ersten großen, von Sokrates vorgebildeten Ketzer, den ersten großen, durchdringenden Rationalisten, den Wohlthäter des Menschengeschlechts, gelitten unter den Schriftgelehrten, gekreuzigt von den Orthodoxen seiner Zeit, gestorben und begraben, wieder auferstanden zu vollendetem Selbstbewußtseyn der Person, d. i. Gottesbewußtseyn, überall dieselbe unendliche Wahrheit, geistiger Prozeß und unsere eigene gegenwärtige That, die uns bewegt — und: Wir glauben an den heiligen Geist, die spekulative Einheit des Ansich und Fürsich, an eine geschehende und immer wieder in Fluß gesetzte Glaubens-, Geistes- und Gemüthsbewegung, an eine Unsterblichkeit des Selbstbewußtseyns und eine ewige Seligkeit durch Folgerichtigkeit des Denkens und Übereinstimmung des Wortes mit dem Denken: — kann man sich wundern, wenn sie meinen, „aus dem Christenthume könne Niemand heraus, ihr Leben sey sein Leben?" (S. 65.) An sie gehet allerdings nicht der Ruf des Jüngers: Ich habe wider dich, daß du die erste Liebe verlässest! sondern vielmehr der: Gedenke, wovon du gefallen bist; und thue Buße und thue die ersten Werke! Denn ihr Glaube ist nicht unser Glaube; ihre Liebe nicht unsere Liebe; ihre Hoffnung nicht unsere Hoffnung.

Wenn wir jetzt prüfend auf unsere Kirche blicken und ihren Zustand vergleichen mit dem, was aus ihr zu Ende des vorigen Jahrhunderts geworden war, so können wir allerdings von einer Erhebung derselben sprechen, so dürfen wir reden und rühmen von einem Besserseyn und zuversichtlich hoffen auf ein Besserwerden. Denn der Herr hat viele Herzen erwecket und zu sich berufen, auf daß sie die einst verlassene Stätte seines heiligen Geistes wieder erfüllten mit Buß- und Betpsalmen, damit sie, schmeckend und fühlend, wie lieblich der Herr ist, dann auch Dank- und Jubellieder anstimmeten für das unverdiente Gnadentheil, das er ihnen wieder hat zukommen lassen. Noch ist's freilich an vielen Orten gar wüste und leer in den Gotteshäusern, noch fehlt es an bußfertigen und zerschlagenen Herzen fast überall, und der Herr kann nicht einkehren, wo Hoffahrt der Schmuck und Hochmuth die Salbe ist. Noch sind wir nicht völlig heraus aus den Klammern des Welt- und Zeitgeistes, welcher immerdar sein „Licht und Freiheit!" ruft und die Kinder dieser Welt verführet, daß sie an eine andere Gnade, als

*) Das haben Katholiken und Protestanten der Reformation nachgesagt, zum Spotte aller gründlichen Geschichtskenntniß von den ersten Keimen der christlichen Kirche an. Als ob der Rationalismus eine neue Erfindung, wie etwa die Dampfwagenspekulationen, wäre! Aber freilich jener uralte Rationalismus paßt nicht in die Construktion, welche mit Luther die Freiheit des Geistes beginnt.

des Herrn, an eine andere Seligkeit, als in dem Herrn, an einen anderen Sieg, als durch den Herrn glauben sollen. Ach! und wenn es nur eine scheingerechte Fassung des rechten Glaubens wäre, wenn nur das Herz daraus Demuth und Bußfertigkeit lernen könnte! Wenn es nur bleiben sollte in der alten Kirche, bei welcher der Herr zu seyn verheißen in alle Ewigkeit! Irren ist ja so menschlich, und kann, wer beim Herrn bleibt, wer seine fortwährende Offenbarung in der Kirche gläubig annimmt, wohl noch vergeben werden! Nur wahrhaftigen Eifer, und der Herr wird euch schauen lassen seine ewige Herrlichkeit! Schauen, sage ich, werdet ihr, was ihr hier glaubet. Aber nur die heilige christliche Kirche führet zu dieser endlosen Seligkeit. Und wer von ihr abfällt oder gar sie noch mehr zu leeren und zu veröden gedenkt, wer auf den Trümmern des uralten Gotteshauses einen anmuthigen Tempel voll Schönheit und Liebreiz für einen anderen Gott, als den Gott der Christen, gründen, wer ein Haus der Humanität — einer ohne Christus so gar nichtigen Abstraktion! — zur Aufnahme und Pflege der neuen Weltreligion bauen will: der wird nimmermehr schmecken die Süßigkeit des Herrn, sondern je nach dem Maaße des Bewußtseyns bei seinem Irrthume, wenn es nur ein solcher ist, in's Gericht gerufen werden. Wir können und mögen nicht richten. Das sey ferne von uns! Wer will den ersten Stein aufheben? Aber das ist unsere Pflicht, den Gläubigen die Augen zu öffnen, auf daß sie sehen, was um sie her vorgeht, und wie wieder einmal auf kurze Zeit ein Geschlecht gegen den Herrn streitet. Wir theilen darum aus einem der vielen Aufsätze Carové's, dessen Zirkel in Frankfurt a. M. wohl nicht mehr unbekannt ist, eine Stelle mit, worin er offen die Gründung einer neuen Kirche ausspricht.

S. 197 ff.: „Wir müssen allerdings als unbestreitbare Thatsache dahinnehmen, daß noch eine große Anzahl von Juden an dem uralten Glauben ihrer Väter festhalten, dem zu Folge der Ewige, Allmächtige sich die Israeliten zu seinem Volke erkohren, ihnen sein, nur für sie, aber auf immer verbindliches Gesetz durch Moses offenbart, ihnen durch Propheten stets von neuem dessen Beobachtung eingeschärft, sie für ihren Ungehorsam durch schwere Gerichte gestraft, aber zugleich ihnen die ursprüngliche Weissagung immer wiederholen lassen, daß Herrschaft über alle anderen Völker der Lohn ihres Gehorsams oder ihrer Reue seyn werde, eine Herrschaft, welche ihnen durch einen göttlichen Gesandten und Gesalbten, den Messias, zu Theil werden sollte; daß endlich im Talmud und den Rabbinen ihnen die von Gott verordneten Mittel dargeboten seyen, sich würdig zu machen zur Erlösung aus ihrem noch fortdauernden Strafzustande und zur Rückführung aus der Zerstreuung in das ihnen von Anfang zugeschworene heilige Land. — In diesem Glauben ist eine objektive Consequenz. — Eben so müssen wir als unbestreitbare Thatsache anerkennen, daß noch eine große Anzahl von Christen an dem mehr als anderthalbtausendjährigen Glauben festhalten, wonach der Ewige, Allmächtige seinen eingeborenen Sohn zu seinem auserwählten Volke herabgesendet, als den verheißenen Messias, der Mensch

geworden, aber verschmäht, der Gotteslästerung beschuldigt und dem Kreuzestode überliefert worden von dem Volke der Juden, welches selbst dessen Blut auf sich und seine Nachkommen herabgezogen; wonach ferner dieser Gekreuzigte durch seinen stellvertretenden Tod alle diejenigen vom Tode erlöst, die, von Gott dem Vater berufen, durch Gott den Geist an Jesum, als Gott den Sohn, als Christum, als den Erlöser, glauben und in der Gemeinschaft seiner Gläubigen sterben: hingegen alle diejenigen als Feinde Gottes anzusehen seyen, die, wie die Juden, den Heiland kennend, ihm starrsinnig widerstreben; wonach endlich am Ende der Zeiten — Christus — als triumphirender Messias — zum letzten Gericht kommen werde, um seine Auserwählten in die verheißene ewige Seligkeit einzuführen, alle Übrigen der ewigen Verdammniß auszuliefern. — Auch in diesem Glauben ist objektive Consequenz. — Aber noch eine dritte Thatsache und mit ihr einen dritten weltgeschichtlichen Schmerz müssen wir in Erinnerung bringen, in welchen sich diejenigen theilen, die, durch Beschneidung oder Taufe dem Volke oder der Kirche der Auserwählten angehörig, durch die geistige Bewegung der neuesten Zeit über die Schranken beider Gemeinschaften hinausgerissen, entweder jeden bestimmten Glauben eingebüßt, oder einen universelleren Glauben gewonnen haben, der jedoch bis jetzt noch sowohl der theoretischen Ausbildung, als einer bestimmten Stätte der Gottesverehrung und einer staatsbürgerlichen Anerkennung ermangelt.*) — Die hier zu erwähnende Thatsache ist keine andere, als die allmählige Durchbrechung und Auflösung jener Schranken durch den Geist der Forschung und das allgemein menschliche Gefühl, durch das mit Gewalt erweckte Bedürfniß individueller geistiger Freiheit und die durch Gewaltthätigkeit hervorgerufene Gefühlsidee der Humanität, welche beide nur die Heischesätze sind der höchsten Idee eines schlechthin universalen Gottes. — Dies sind die Grundelemente jenes neuen, die Welt jetzt umgestaltenden Glaubens, der, aus dem Zusammentreffen aller Volks- und Zeitgeister geboren, erst in die Kirche, dann auch in die Synagoge eingedrungen, immer allgemeiner das Sehnen nach glorreicher Verjüngung erweckt." — —

So reden die neuen Apostel, und ist bei ihnen eine Freude und ein Frohlocken, daß der Unglaube seine Schaaren mehrt und die Kirche Christi immer kleiner und dürftiger werden soll. So weit ist's freilich mit uns noch nicht gekommen, wie in unserem Nachbarlande Frankreich, wo auch eine neue Kirche nach der anderen gegründet wird, nicht auf Christi Wort gebauet, sondern leicht und vergänglich auf Menschenwort gestützt. Dort werden freilich auch durch eine größere Zahl junger unsittlicher und in Lüsten aller Art ganz ertränkter Leute die Schranken, nicht bloß des Gesetzes — denn dafür ist es das Land der Revolutionen —, sondern sogar der Sitte, der Familienpietät,

*) Die Hallischen Jahrbücher erscheinen unter Sächsischer Censur in Leipzig. Preußen ist ihnen übrigens das Land, wo ihr Princip des freien Gedankens herrschendes Staatsprincip seyn soll.

des Anstandes sogar zernagt; und davor fürchtet man sich bei uns, weil der Nachdruck unserer Gesetze zu stark und wirksam, das allgemeine Nationalurtheil zu bestimmt und energisch ist. Denn daß auch die Hallischen Jahrbücher, dieses viel- und süßredende Organ der Junghegelianer, hie und da gewisse Lieblingssätze des jungen Deutschlands nachsprechen, wie „daß es recht gut sey, wenn von Zeit zu Zeit ein neuer Ausfall gegen den Schillerschen Standpunkt der negativen Moral gewagt und das Recht der Sinnlichkeit nachdrücklich reklamirt werde" (S. 523.), daß „Treue gegen das der Geliebten gegebene Wort nicht unbedingt Pflicht sey, weil jede bestimmte sittliche Macht nur eine bedingte Geltung haben dürfe" (S. 521.), daß sie sogar Gutzkow, den kühnsten Fahnenträger der jungdeutschen Frivolität, als geistvollen Vorläufer einer neuen Epoche, welche die von ihm angeregten Ideen auch wahrhaft poetisch zu gestalten wissen werde, betrachten (Intelligenzbl. S. 19.): alles das zeigt nur, wie jeder Trunkene, und hätte er sich auch durch das götterselige Schwelgen aus dem Brunnen des allgemeinen Weltgeistes berauscht, nicht in einem höheren Zustande seiner Seele lebt, sondern immer hinuntergezogen wird in den Sumpf der gemeinen Sinnlichkeit, und daß jede Sünde, wie sie in der Welt umhergeht und um Seelen feilschet, in diesem Predigen von der Schönheit des Sinnenkitzels, ihr Kainszeichen an der Stirne trägt, das Keiner übertünchen, Keiner ausschneiden kann.

Wir haben uns lange, vielleicht für manche Leser, denen an einer bloßen Anzeige, daß wieder ein Feind in die Kirche eindringen wolle, Genüge geschehen wäre, zu lange mit den Hallischen Jahrbüchern beschäftigt. Aber wie ehedem die Schüler des Königsberger Philosophen, so gewinnen auch jetzt die sogenannten Schüler Hegel's der linken Seite einen immer größeren Einfluß, lehren und wollen lehren die liebe Jugend unseres Vaterlandes, sie sind schon eine gewisse puissance geworden und suchen durch ihr Tagblatt einen sicheren Standpunkt zu erringen, von welchem die Menge zu bearbeiten sey. Das Christenthum kennt solche Richtungen schon aus den ältesten Zeiten her. Es hat seine Gnostiker gehabt, welche auch „eine vorgeblich höhere Weisheit vor der Menge der Gläubigen voraus haben" wollten, welche auch „allerlei Lehren der endlichen Verstandesphilosophie mit den Glaubenssätzen in Verbindung brachten," welche auch „von dem wesentlich praktischen Charakter des Christenthums, vermöge dessen Alles hier nur auf Erkenntniß der Sünde, Aneignung der Erlösung und die daraus hervorgehende Heiligung, durch den in Liebe thätigen Glauben, bezogen wird," nichts wissen mochten. Das waren, und noch dazu in einer Zeit, wo die Schaaren der Gläubigen noch nicht so mächtig, ihr Rüstzeug noch nicht so wohlbereitet war, ganz anders begabte und weit gefährlichere Gegner, als diese himmelstürmenden — Zwerge. Aber sie sind bekämpft, mag auch manche arme Seele durch ihre Irrlehren verführt seyn, sie haben schweigen müssen. Und so wird es fortgehen. Alle Gegner des Glaubens werden unterliegen müssen, wenn auch viele Herzen

das Gift ihrer Rede begierig einsaugen und von dem Herrn sich abwenden — alle Feinde der Kirche sollen gefällt werden: das hat der Herr selbst gesagt, und darum sind wir getrost in dem Herrn und hoffen auf ihn; denn er spricht: „und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeinde, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!"

Die Katholische Kirche Frankreichs.

Tharin's Klagen und Hoffnungen.

(Schluß.)

Wir haben bisher meistens nur die Klagen unseres Verf. vernommen, wir wollen nun schließlich sehen, auf welchem Grunde seine Hoffnungen ruhen. Das sechste Capitel seiner Schrift eröffnet uns die Aussicht in das frohe Reich der gläubigen Zuversicht. Es führt die Überschrift: Für die gegenwärtige Epoche tröstliche Betrachtungen über die Verfolgungen und die Siege der Katholischen Kirche. Es beginnt mit der gewiß von allen Christen in ihrer unerschütterlichen Wahrheit anerkannten Bemerkung: „Immer bekämpft, niemals besiegt zu werden, das ist der eigenthümliche Charakter der Wahrheit, welche vom Himmel hernieder gestiegen ist, um die Welt zu erleuchten und zu bessern." Dies ist die Bestimmung der Katholischen Kirche auf Erden, fährt Tharin dann fort, weil sie die Trägerin und Bewahrerin der geoffenbarten Wahrheiten ist. Jesus Christus hat ihr Verfolgung und Triumph bis an's Ende der Tage verkündet. Er hat seine Apostel in die Welt gesendet, wie Schafe mitten unter die Wölfe; er hat ihnen vorhergesagt, daß sie von Allen gehaßt seyn würden und daß sie dennoch eine sichtbare, universelle Gemeinschaft stiften würden, die so lange bestehen sollte, als die Welt selbst. Er hat zu ihnen gesprochen: Gehet hin, lehret alle Völker; taufet sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und ich bin bei euch bis an der Welt Ende.

Nun gibt Tharin einen geschichtlichen Überblick aller Schicksale der christlichen Kirche, welche diese Weissagung des Herrn bestätiget hätten. Was alle Weisen von Griechenland und Rom nicht vermocht, das haben zwölf ungelehrte Fischer einer gehaßten und verachteten Nation in's Werk gesetzt. Die Apostel, ohne irgend ein menschliches Hülfsmittel, um unüberwindliche Hindernisse zu übersteigen, bewirkten in den Gemüthern der Menschen die staunenswertheste religiöse und moralische Umwälzung, welche jemals statt gehabt; sie gründeten das Christenthum und durch sie triumphirte in der Welt die Wahrheit über den Aberglauben des Heidenthums. Damit dieses große Werk noch sichtbarer das Zeichen seines göttlichen Ursprunges an sich trüge, ließ Gott in seiner unendlichen Weisheit es zu, daß die Kirche drei Jahrhunderte hindurch durch grausame Verfolgungen geprüft ward.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 8. September. № 72.

Die Katholische Kirche Frankreichs.

Tharin's Klagen und Hoffnungen.

(Fortsetzung.)

Schon ließ Diocletian in seinem thörichten und barbarischen Stolze eine Säule errichten, um den künftigen Zeitaltern den Sturz des Christenthums zu verkündigen; aber bald straften die Begebenheiten diese übermüthige Vorhersagung Lügen, denn die Kaiser wurden aus unerbittlichen Peinigern, die sie gewesen waren, Christen, und die Katholische Kirche ward zugleich die Mutter und die Königin der Nationen. — Doch bald folgten neue Heimsuchungen, um in den Gliedern der Kirche den Glauben zu stärken, die Tugend zu reinigen. Der Frieden, welchen Constantin ihr gab, ward schnell gestört durch die Verfolgung Julian's, des Apostaten, so wie durch das Auftreten der großen Ketzereien. Beide traf schleunig die Rache des Herrn, und der katholische Glaube, statt zu erlöschen, empfing durch die Verfolgungen des Irrthums einen größeren Glanz der Wahrheit, denn er bemächtigte sich der menschlichen Intelligenz und ward auf den Concilien und in den Schriften der Väter und Lehrer der Kirche, der größten Männer ihres Jahrhunderts, öffentlich und feierlich bekannt gemacht. Noch andere Leiden erwarteten die Schüler Jesu Christi. Unzählbare Barbarenhorden stürzten sich vom Norden herab, brachten Tod und Verwüstung mitten in das erschreckte Europa, schonten weder Priester noch Jungfrauen, weder Heiligthümer noch Klöster; aber Gott in seiner Barmherzigkeit erweckte bald siegreiche Könige zur Befreiung seiner Kirche, bald führte er die Barbaren selbst zum Bekenntniß des Glaubens.

Was die schrecklichen Kinder Muhamed's anbetrifft, so wurden sie ihrerseits durch Karl Martel und Karl den Großen besiegt und im Orient durch die christlichen Fürsten bedrängt, welche verbündet waren, um das Grab des Herrn zu erobern und um Europa von der muselmännischen Herrschaft zu befreien. Aber sie hatten schon die Verwüstung mitten unter den berühmten Kirchen Asiens und Afrikas angerichtet; indeß um die Verluste, welche die katholische Christenheit auf dem Boden, wo ihre alte Wiege gestanden, erlitten hatte, im Voraus zu ersetzen, waren ganze Völkerschaften der Barbaren in ihren Schoß aufgenommen worden, im Aussterben begriffene Ketzereien hatten ihr ihre verirrten Kinder wiedergegeben, und die Fackel des Glaubens warf ein immer helleres Licht im Occident, in dem Maaße als es im Oriente schwächer ward. — Diese göttliche Fackel erlischt also niemals im Weltall; wenn eine Nation das Unglück hat, die Finsternisse des Irrthums ihrem Glanze vorzuziehen, so leuchtet sie bei einem anderen Volke. Die Geschichte liefert uns schlagende Beispiele von diesem göttlichen Schutze, welcher niemals die wahre Kirche verläßt. Als der Protestantismus ihr eine zahlreiche Bevölkerung entriß, so sendete die Vorsehung den Franz Xaver, den bewunderungswürdigsten Apostel der neueren Zeit, nach Indien und Japan, um für sie neue Eroberungen zu machen, und da die Thore der neuen Welt, welche von Columbus entdeckt war, den Boten des Evangeliums geöffnet blieben, so kamen die Bewohner beider Indien herbei, um die Thränen der Gattin Jesu Christi zu trocknen (essuyer les larmes de l'épouse de J. C.), und sie ersetzten in der katholischen Christenheit die fanatischen Schüler Luther's und Calvin's. — Endlich hat in diesen letzten Zeiten der göttliche Schutz der Katholischen Kirche nicht gefehlt; nicht nur hat er ihr ihr schönes Besitzthum in Frankreich erhalten und die Zahl ihrer Kinder durch den Dienst der verbannten Französischen Priester vermehrt, sondern er hat sich auch sichtbar in zwei Thatsachen kund gegeben, die zu glänzend sind, als daß wir sie hier mit Stillschweigen übergehen könnten. — Als Pius VI., glorreichen Andenkens, nachdem er auf Befehl des Direktoriums aus der Hauptstadt seiner Staaten entführt und von Exil zu Exil auf dem Französischen Boden umhergeschleppt worden, zu Valenzia unter den Händen seiner Feinde gestorben war, so schrien starke Geister, Philosophen aus der Schule von Voltaire und Diderot, in der Trunkenheit ihrer Freude, daß der letzte Papst gestorben wäre, und daß das christliche Rom im Begriff stände, mit ihm in's Grab hinabzusteigen. Aber ihre ruchlose Freude war von kurzer Dauer, und ihre lächerlichen Vorhersagungen wurden bald durch ein denkwürdiges Ereigniß blosgestellt. Ein von der Römischen Kirche getrenntes Volk eilt von den eisigen Gegenden des Nordens herbei, um die Armeen des Direktoriums aus Italien zu vertreiben: der Sieg schreitet vor ihm her, es treibt schnell die tapferen Truppen, welche sich bemühen seinen Marsch aufzuhalten, jenseits der Alpen zurück, und alsbald geben die zu einem Conklave vereinigten Kardinäle Pius VI. einen würdigen Nachfolger in der Person Pius VII. Nachdem sie ihre Mission erfüllt, erleiden die Russen, von Suwarow angeführt, nur noch Unglücksfälle; aber Rom hat seinen hohen Priester, und die gottlosen Menschen, welche einige Monate vorher in der Hitze ihres einfältigen Stolzes gesprochen hatten: Der letzte Papst ist todt, bemerkten plötzlich einen anderen auf dem ewigen Stuhle thronend, den sie für immer umgestürzt glaubten. — Ein wenig später ward ein siegreicher Krieger, dessen glühende Seele von einem schrankenlosen Ehrgeiz beherrscht ist, das Werk-

zeug der Vorsehung, um in Frankreich den Abgrund der Anarchie zu schließen, das Schisma zu dämpfen, die Altäre des katholischen Kultus aufzurichten, und alsbald standen die Propheten des Unglaubens bestürzt, so eitel erschienen ihnen ihre Gedanken; und ihr Erstaunen, ihre Verwirrung vermehrte sich, als sie Pius VII. auf eben dem Boden von Frankreich, welcher das Grab des Papstthums hatte seyn sollen, umgeben von Zeugnissen der Achtung und der Liebe sich herannahen sahen, um daselbst den neuen Kaiser zu salben, dessen Stirn vom Glanze so vieler Siege strahlte. Nachdem sie gesagt hatten: Der letzte Papst ist todt, schrieen Mehrere: Der Finger Gottes ist da. — Indeß Napoleon, von ungezügeltem Ehrgeize verblendet, ward Verfolger der Kirche, nachdem er ihr Beschützer gewesen. Er will aus Rom die zweite Hauptstadt seines Reiches machen, und, das Erbtheil des heiligen Petrus verletzend, gibt er es seinem Sohne, den er zum Könige von Rom proklamirt. Pius VII. widersetzt sich; wie sein Vorfahr wird er aus den Mauern seiner Hauptstadt gerissen und gefangen nach Frankreich geführt. Aber alsobald erklärt sich der Himmel gegen seinen Unterdrücker. Die Verfolgung, welche auf dem Statthalter Jesu Christi lastet, ist das Zeichen des Verfalls seiner Waffen, und der Allmächtige, welcher zum Meere gesprochen, indem er ihm das Sandkorn zum Damme gesetzt: Bis hieher und nicht weiter! sprach zum Eroberer Europas: Dein Degen, welcher die Könige zittern machte, soll sich an dem halberstorbenen Leibe eines Greises brechen, der meine Stelle auf Erden einnimmt. Alsbald fängt die Herrschaft des Mannes, dem nichts bisher widerstanden, in Spanien zu wanken an, seine furchtbarste Armee geht darauf in den Eisfeldern Rußlands zu Grunde, und eine Reihe schrecklicher Unglücksfälle stürzt ihn für immer vom Throne. Auf einem Felsen einer wüsten, im Ocean gelegenen Insel endigt er sein Leben und seinen Ruhm in Gewissensbissen und vor langer Weile. Aber schon hatte wieder der gemeinsame Vater der Gläubigen in dem freudetrunkenen Rom seine Tiara aufgesetzt und beherrschte die Kirche, gestützt auf den Arm des Herrn. — Wer nicht absichtlich eine dichte Binde vor seine Augen legt, muß nothwendig in diesem wunderbaren Zusammentreffen von Begebenheiten einen besonderen Schutz Gottes gegen die Katholische Kirche anerkennen. Er hat diese Kirche mit dem Blute seines Sohnes befestigt, er will nicht, daß sie untergehe, und damit ihre Kinder ihre Lehren achten, und ihr unterworfen bleiben, umgibt er sie in den großen Epochen ihrer Trübsale mit glänzenden Zeugnissen seines Schutzes und seiner Liebe. — Indeß die Zeit ihrer Prüfung ist noch nicht vorüber; wir sehen sie in Frankreich erniedrigt, in Portugal, in Spanien, in der Schweiz, in Preußen und Polen verfolgt. Doch wenn auch die Kirche von neuem noch tiefer verwundet, noch härter gestoßen werden sollte, so wird dies nur dazu dienen, das bezeugt uns die Geschichte von achtzehn Jahrhunderten, auch ihren Sieg desto herrlicher hervorstrahlen zu lassen. — Was auch geschehen möge, ruft Tharin seinen Glaubensbrüdern zu, Kinder Gottes, fürchtet nichts; erinnert euch im Augenblicke des Sturmes an die Wunder der vergangenen Zeiten, und wartet mit Vertrauen noch größere ab, wenn sie zum Heile der Kirche nothwendig sind! — Hiemit spreche ich nicht nur meine eigenen Gedanken aus; bei allen frommen und erleuchteten Männern der Gegenden, welche ich durchreiset, habe ich eine gleiche Empfindung angetroffen, nämlich die Erwartung neuer Trübsale für die Kirche und das feste Vertrauen einer nahen und glänzenden Zukunft für dieselbe. Übrigens ist es nicht diese Vorhersehung der Zukunft, worauf unsere unerschütterliche Hoffnung ruht, wir stützen sie auf einen sicherern Grund. In den heiligen Schriften lesen wir das Versprechen der Unsterblichkeit, welches der Kirche gegeben ist, und die Geschichte offenbart uns die herrliche Erfüllung dieses Versprechens.

Wir haben diesen Reflexionen unseres Verf. Folgendes hinzuzufügen: Sie ruhen sämmtlich auf der Voraussetzung, diese bestimmte Römisch-Katholische Kirche ist einzig die wahre, ihr gehören ausschließlich alle Verheißungen des Wortes Gottes an, um ihr Heil und ihr Verderben bewegen sich allein alle Begebenheiten der Weltgeschichte. Wer diese Prämissen theilt, dem muß Tharin's Räsonnement ganz bündig, seine Hoffnung wohl begründet erscheinen, bei dem Gegner seiner Hypothese findet nothwendig das Gegentheil statt. So lange die von den Aposteln Jesu Christi gestiftete Kirche vom Geiste Jesu Christi beseelt war, war ihre wunderbare Errettung aus der Noth allerdings ein Zeichen des besonderen Schutzes ihres Herrn. So unter den Verfolgungen des Heidenthums und in ihren Kämpfen mit dem Arianismus. Was diese Kirche im Laufe der Jahrhunderte geworden ist, davon möge gleichfalls die Geschichte, auf die sich Tharin so zuversichtlich beruft, die unpartheiische Geschichte Zeugniß ablegen. Gottes Geist hatte sich wahrlich nicht an diesen Römischen Kirchenkörper verdungen und verkauft. Er harrte, wie einst zu den Zeiten Noah's, hundert und zwanzig Jahre in Geduld, als aber der in die Lüste der Erde versunkene Leib sich nicht mehr von ihm strafen ließ, denn er war ganz Fleisch geworden, da entfloh der Geist des Herrn, weil er zu sehr betrübt war. Er ließ den entseelten Leichnam, der sich fortwährend schmückte und den Namen suchte, als ob er lebe, obgleich er doch todt war, zürnend zurück, und schuf sich einen neuen Leib ohne äußere Gestalt noch Schöne, aber von sprechender Ähnlichkeit mit jenem Urleibe der ersten Jahrhunderte der christlichen Kirche, welcher gleichsam als der innere, verborgene und dem irdischen Auge unsichtbare Auferstehungsleib aus der Hülle des Todesleibes, der sich im Laufe der Zeiten an ihn angesetzt und ihn umgab, sich losrang und dem vom Himmel stammenden Blicke seine geistige Herrlichkeit von neuem offenbarte. Der Evangelisch-Katholischen Kirche gegenüber erklären wir zuversichtlich die Römisch-Papistische für die Kirche der Lüge; und alle äußeren Fortschritte und Triumphe können so wenig erweisen, daß sie die Kirche der Wahrheit ist, als die Wunder des Antichrists am Ende der Tage erweisen werden, daß er der Mann Gottes und ein Prophet des Herrn sey. Wenn Gamaliel spricht: Ist das Werk aus Gott, so wird

es bestehen, so kann dies nur von einem Werke gelten, bei dem es eben noch zweifelhaft ist, ob es nicht etwa aus Gott sey, wo aber das Wort Gottes selbst entschieden hat, ein Werk sey wider Gott, da kann sein Bestehen und Zunehmen uns nicht mehr über seinen Ursprung zweifelhaft machen oder täuschen. Endlich gestehen wir willig zu, daß dem schrankenlosen Unglauben der neueren Zeit gegenüber die Römisch-Katholische Kirche immer noch in ihrer theilweisen Berechtigung dasteht, denn sie beugt sich doch immer noch vor dem Herrn und Erlöser der Welt, wenn sie auch manche Götzen neben ihn auf seinen Altar gestellt hat. Sicherlich war, was Napoleon gegen Papst und Kirche gefrevelt, mit in sein Sündenregister verzeichnet, obgleich wir zweifeln, daß, was er früher ihnen Gutes erwiesen, ihm im Himmel sonderlich hoch angerechnet worden, und bestreiten, daß er nur als Feind des Statthalters Christi vom Herrn der Heerschaaren gestürzt worden sey.

Das siebente Capitel unserer Schrift beginnt mit einer weitläufigen und vollständigen Rekapitulation des Inhalts der vorigen Capitel. Nachdem Tharin wiederum einen Überblick über die meistens ungünstigen Zustände der Katholischen Kirche in Frankreich gewonnen, bricht er in die besorglichen Worte aus, daß, da die Versprechungen der Unsterblichkeit der Katholischen Kirche im Allgemeinen und dem Stuhle Petri, nicht aber der Kirche Frankreichs gegeben seyen, diesem Lande leicht zur Strafe seines Abfalls das Heil entzogen werden könnte. Dennoch hegt er ein lebhaftes Vertrauen, daß diese schreckliche Züchtigung sein Vaterland nicht treffen werde. Seine Hoffnung beruht auf folgenden Gründen, einmal auf dem überhandnehmenden gänzlichen Verfalle der aus dem Protestantismus hervorgegangenen, früher in Frankreich so weit verbreiteten Scheinphilosophie, so wie auf den vergeblichen Anstrengungen des Protestantismus selbst, dem Katholicismus sein Terrain abzugewinnen, in welchen Bestrebungen die übrigen Sekten noch erfolgloser sich abmühen. Da nun der Mensch von Natur begierig ist, die Wahrheit kennen zu lernen, jene Afterweisheit des Philosophismus aber, so wie der alten und modernen Sekten, Frankreich nicht befriedigt, sondern mit Verachtung und Widerwillen erfüllt, so werde es zuletzt in Masse zum Glauben der Katholischen Kirche zurückkehren. Ferner fängt die Religion wiederum an, unter der unterrichteten Jugend ihre Herrschaft einzunehmen, so wird sie ihrer Seits wie einst der Unglaube aus den gebildeten Klassen in die niederen Stände sich verbreiten. Die jetzige Wahl der Bischöfe ist durchaus für die Interessen des wahren Katholicismus günstig zu nennen, der Klerus des zweiten Ranges ist nicht nur musterhaft in seinem Betragen und in seinen Amtsverrichtungen, sondern auch mit den festesten Banden an den Stuhl des heiligen Petrus geknüpft. Eine Kirche, von solchen Hirten geleitet, könne nimmer zu Grunde gehen. Ja schon jetzt entdecke man in Frankreich alle Keime einer zukünftigen Wiedergeburt. Man bemerkt im Busen der wahrhaft christlichen Familien eine eben so erleuchtete als ächte Frömmigkeit, und die Hingabe für den Erfolg

der guten Werke ist daselbst bewunderungswürdig, besonders in Paris. In allen Diöcesen gibt es Klöster von himmlischer Inbrunst beseelt, von wo aus die glühendsten Gebete für die Erhaltung des Glaubens sich zum Himmel erheben, und wo heilige Opfer zur Sühnung der Verbrechen der Gegenwart dargebracht werden. Der Kultus der erhabenen Mutter Gottes, unter deren Schutz Ludwig XIII. auf den Rath des heiligen Vincenz von Paula sein Königreich stellte, macht daselbst trostreiche Fortschritte, welche der Himmel durch staunenswerthe Bekehrungen und wunderbare Gunsterweise ermuthigt. Diese Thatsachen seyen durch so authentische und so achtbare Zeugnisse bestätigt, daß man sie nicht verwerfen könne, ohne jegliche geschichtliche Gewißheit zu läugnen. — Endlich fehlt es der Kirche Frankreichs nicht an ausgezeichneten Predigern und apostolischen Männern; sie sind zahlreich so wie die Schriftsteller, deren Talent ausschließlich der Vertheidigung der heilsamen Lehren gewidmet ist, und die religiösen Institutionen bieten alle nur wünschenswerthen Hülfsquellen dar, um den verschiedenen Klassen der Gesellschaft eine vortreffliche Erziehung zu geben. Hieher sind die Brüder der christlichen Schulen und die Mitglieder anderer analoger Associationen, die Klöster und die frommen Frauen-Congregationen zu rechnen. — Aber, fährt nun Tharin fort, wie wird sich dieser Triumph der katholischen Religion in Frankreich, Gegenstand so vieler Gebete und Wünsche, vollführen? Hier, antwortet er mit beredtem Schweigen, möchten wir unseren Lesern freimüthig die tröstlichen Gedanken mittheilen können, die uns die Voraussicht der politischen und religiösen Begebenheiten einflößt, welche die Zukunft in ihrem Schoße zu verbergen scheint; aber wir würden uns in eine gefährliche Laufbahn begeben, wo strenge Gesetze die Feder des Schreibers brechen. Da wir den Entschluß gefaßt haben, die Gränzen, welche sie gezogen haben, nicht zu überspringen, so unterdrücken wir die Seiten, welche wir über zwei sehr wichtige Ereignisse geschrieben hatten, deren Folgen für die Religion unermeßlich seyn würden. Das Gesetz legt uns Stillschweigen auf; wir werden schweigen. — Es ist uns dennoch erlaubt zu sagen, daß um unsere Hoffnungen für den religiösen Stand der Dinge zu realisiren, eine Veränderung des Systems nothwendig zu seyn scheint, und daß Gott es durch eins der wirksamen Mittel herbeiführen wird, welche niemals seiner unendlichen Weisheit fehlen. Nichts ist beständig unter der Sonne, besonders in der Zeit, in welcher wir leben. Seit einem halben Jahrhunderte haben wir einen reißend schnellen Wechsel der Gouvernements erlebt, so daß die ältesten kaum das Jünglingsalter erreicht haben und in der Blüthe ihrer Jahre in's Grab gesunken sind. — Indeß, fügt Tharin hinzu, habe er dergleichen Berechnungen nicht nöthig, um mit Vertrauen den Triumph der Kirche zu erwarten. Eine Systemsveränderung im Gouvernement könne auch durch die bloße Gewalt der Meinung bewirkt werden. Wenn die religiöse Bewegung, welche sich in der gebildeten Klasse, besonders unter der Jugend, kund gebe, immer stärker und allgemeiner würde, so müßte wohl das Gouverns-

ment von selbst seinem Indifferentismus in Glaubenssachen entsagen. — Übrigens, da Gott einmal den Triumph der Kirche Frankreichs beschlossen zu haben scheine, müsse man in Hinsicht auf die Wahl der Mittel ganz in seinem Willen ruhen. — Aber in welcher Epoche wird dieser Triumph der Katholischen Kirche Frankreichs eintreten? Gott allein, lautet die Antwort, kennt den Tag und die Stunde; dessenungeachtet ist es erlaubt, Vermuthungen über diesen Gegenstand anzustellen, und wenn man uns um unsere Meinung fragt, so erwidern wir, daß diese glückliche Zukunft uns sehr nahe scheint. — Die Betrachtungen, auf welche wir unsere Hoffnungen gestützt haben, so schließt dieses Capitel, sind nicht alle von der Art, um einen großen Eindruck auf jene armen Philosophen zu machen, welche die Wirksamkeit Gottes in den Begebenheiten der Welt, welche aus seinen Händen hervorgegangen ist, thörichter Weise läugnen. Auch sprechen wir nicht zu ihnen; wir wenden uns an die Menschen des Glaubens, welche sich über die Leiden der Kirche betrüben, und wir hegen die Zuversicht, daß sie unsere trostreiche Sprache verstehen werden, weil wir unsere Gedanken aus der reinen Lichtquelle, die man allein in der Religion findet, geschöpft haben. Wir haben überdies nicht vernachlässigt, die Zeitgeschichte, wie die der vergangenen Zeiten, zum Zeugnisse aufzurufen, und sie haben uns so frappante Thatsachen zur Unterstützung unserer Behauptungen geliefert, daß die Vernunft hinzu getreten ist, um die süße Hoffnung, welche der Glaube uns einflößt, zu bestätigen.

Das achte und letzte Capitel unseres Werkes führt die Überschrift: Beginn des Triumphes der katholischen Religion in Spanien, ihre Fortschritte in England, ihre Hoffnungen in Beziehung auf mehrere andere Staaten, heilsame Wirkungen, welche im ganzen Europa ihr Triumph in Frankreich hervorbringen wird. — Man bemerke in Spanien, so beginnt es, die ersten Strahlen des Tages, welcher den Triumph der Katholischen Kirche beleuchten muß. Auf dieser Halbinsel werden harte Kämpfe geführt, um die beiden Ungeheuer der Gottlosigkeit und der Anarchie niederzuschmettern. — Nun folgt eine Schilderung der Großthaten des Don Carlos, und die bestimmte Versicherung, daß er siegen werde. Die Europäische Diplomatie und die Männer, welche Spanien kennen, zweifelten heut zu Tage keinen Augenblick an dem endlichen Gelingen der Karlistischen Sache. Noch einige muthigen Kämpfe und Don Carlos wird glorreich seinen Thron einnehmen, gestützt auf Gott, auf sein Recht und seinen Degen. Dieser Prinz wird der Heiland Spaniens werden und der Beschützer der katholischen Religion in diesem Königreiche. — Was die Portugiesische Nation anbetrifft, so sende sie Blicke voll Hoffnung und voll Liebe nach der gastfreundlichen Küste, wo ihr König im Exile lebt und schon mache sie edle Anstrengungen, um dem Don Miguel den Weg zum Throne zu bahnen. Dieser wegen seiner politischen Principien unwürdig verläumdete Fürst könne zum Zeugniß seiner väterlichen Güte die kindliche Liebe anführen, welche die Masse des Portugiesischen Volkes gegen ihn empfindet; er wird die Früchte davon erndten, die legitime Königswürde durch einen innigen Bund mit der Religion verknüpft, wird in naher Zukunft die traurigen Spuren der Vergangenheit verwischen. Wir bemerken also mit Freude auf der Spanischen Halbinsel den Beginn des großen Triumphes der Katholischen Kirche. — Gott wird sein Werk fortsetzen und schon schreitet es selbst in England zu seinem glücklichen Ziele. Die dortige Reformbill habe die früher aristokratische Constitution zu einer demokratischen umgeschaffen und die Fortschritte der republikanischen Parthei verkündigen England eine schreckliche Katastrophe. Doch beschäftigt uns hier nur der religiöse Gesichtspunkt. Merkwürdiger Umstand! Die Männer der Anarchie, welche sonst fast überall die katholische Religion hassen und sie mit Wuth bekämpfen, arbeiten auf dieser berühmten Insel zu ihren Gunsten. O'Conell ist der Mirabeau Englands. Sicherlich erkennen die Katholiken in Masse nicht die anarchischen Meinungen O'Conell's an; aber seit drei Jahrhunderten durch die Englischen Minister und die Tories unterdrückt, werden sie als die Verbündeten der radikalen Parthei betrachtet, und in der That, sie handeln mit Kraft, um das demüthigende Joch abzuschütteln, unter dessen Last sie leiden und seufzen. Es ist also Grund zu glauben, daß die politische Revolution, welche sich in England vorbereitet, ihre Fesseln brechen und ihr Schicksal erleichtern wird; sie werden davon die Früchte sammeln, so wie die Belgischen Katholiken von dem Sturze des Thrones des Königs von Holland in den Niederlanden Nutzen gezogen haben. Dann wird die Englische Kirche mit ihren enormen Mißbräuchen, ihres Geldeinflusses beraubt, für das Volk ein Gegenstand des Schimpfes und des Spottes werden. Die katholische Religion hingegen wird in den Gemüthern alle Herrschaft wiedergewinnen, welche ihre mächtige Feindin darin verloren haben wird. Die Hinneigung zum Katholicismus, welche sei einem halben Jahrhunderte die tugendhafte Bevölkerung des Landes empfindet, wird dann stärker und hinreißender werden und die Bekehrungen, die schon so häufig sind, werden sich vervielfältigen. Man möchte sagen, daß in England eine große Anzahl aufgeklärter Männer nur einen günstigen Augenblick erwartet, um sich unter das alte Banner des Katholicismus zu reihen.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 12. September. № 73.

Unterhaltungen zur Schilderung Götheſcher Dicht- und Denkweiſe. Ein Denkmal von Karl Friedrich Göſchel. Schleuſingen, Verlag von Conrad Glaſer. Drei Bände. 1834—1838.

Die Bemühungen des ehrwürdigen Göſchel, das Chriſtliche in zwei der bedeutendſten geiſtigen Erſcheinungen unſerer Zeit, nämlich in der Hegelſchen Philoſophie und in der Götheſchen Dicht- und Denkweiſe darzuſtellen, die mannichfachen Beziehungen des Gemeinſamen zwiſchen den Leiſtungen der beiden geprieſenen Geiſter der neueren Zeit und dem unvergänglichen Weſen des Chriſtenthums nachzuweiſen, kann man als eine ſehr ehrenwerthe und fruchtbringende Lebensarbeit dieſes Schriftſtellers bezeichnen. Denn es handelt ſich bei dieſen Bemühungen darum, zwiſchen der gegenwärtigen Zeitbildung, wie ſie in Hegel und Göthe culminirt, und zwiſchen dem Ernſt des chriſtlichen Gemeindelebens in ſeinen Überzeugungen und Beſtrebungen eine Vermittelung herbeizuführen, ſo weit dieſes der Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe gemäß iſt. Eine ſolche Vermittelung aber iſt dringend nöthig, weil einerſeits der allgemeine Gottesſegen in der geiſtigen Bildung der Gegenwart nicht verloren gehen darf für die Gemeinde Chriſti, noch weniger aber mit Verachtung zurückgewieſen und verſchmäht werden darf in der ängſtlichen Befangenheit einzelner ihrer Glieder, und weil andererſeits die Kinder der Welt, welche ſich den neuen geiſtigen Richtungen der Gegenwart hingeben, durch ihre eigenen glänzenden Autoritäten zurückgeführt oder hingeführt werden müſſen auf Chriſtum, ſo wie der Apoſtel Paulus die Athener durch ihre Poeten zur Erkenntniß des Evangeliums anleitete. Wer freilich zu einer ſolchen Vermittelung Beruf hat, der muß auf manche Verkennung von den zwei entgegengeſetzten Seiten, die er geiſtig zu fördern hat, gefaßt ſeyn. Und einer ſolchen zwiefachen Verkennung kann auch Göſchel wohl, trotz der feſten und bedeutenden Anerkennung, die er genießt, nicht ganz entgehen. Diejenigen, welche ſich das Eitelſte und Äußerlichſte der genannten Geiſter aneignen, rechnen es ihm gerne als eine Schwäche des frommen Gemüthes an, daß er darauf ausgeht, chriſtliche Grundtöne in den bezeichneten Produkten der Weltlitteratur zu ſuchen, und ſie meinen in ſeiner Auffaſſung eine pietiſtiſche Trübung derſelben zu erblicken, wodurch ihnen der friſche Weltglanz dieſer Lichter verloren gehe. Man dürfte ſich aber nicht darüber wundern, wenn auf der anderen Seite Stimmen laut würden, welche ihm den Vorwurf machten, er wolle Licht und Finſterniß mit einander vermengen. Es geſchieht hoffentlich nicht, aber wenn es nicht geſchieht, ſo wird es mehr durch den warnenden Takt der Liebe zu einem Manne, der ſich ſo unverholen zu Chriſto bekennt, als durch den freien Blick verwandter Überzeugung verhütet. So denken wohl Manche, es ſey nun einmal eine Liebhaberei und Wunderlichkeit des trefflichen Mannes, die man ihm nachſehen müſſe. Aber dieſe ſtolze Nachſicht hätte ſich wohl ein ſolcher Interpret zu verbitten, denn es handelt ſich ja nicht bloß darum, daß wir ihn nur reden laſſen, ſondern daß wir ihn hören, daß wir etwas von ihm lernen, daß wir uns den Segen aneignen, den er uns nach ſeinem Beruf aus dem Walten Gottes in den geiſtigen Bewegungen der Gegenwart zuwendet. Daß Göſchel aber zu dem bezeichneten Interpreten-Amt einen beſonderen Beruf hat, kann nicht geläugnet werden. Er iſt vertraut mit dem inneren Weſen des Chriſtenthums, wie es in ſeinen Quellen ſich kund gibt, und wie es durch die Gemeinde und durch das chriſtliche Herz hindurchſtrömt. Und eben ſo iſt er vertraut mit dem Geiſte der Schriften, der weltlichen Autoritäten, von denen die Rede iſt. Liebe, Tiefſinn und Feſtigkeit macht ihn zu dem glücklichen Interpreten; die Liebe, welche ſich nicht mit bitterem Vorurtheil von einer Erſcheinung nach dem Gerüchte ſofort abwendet, ſondern das Menſchliche als das Verwandte anſieht; der Tiefſinn, der nicht nur eingehen, ſondern auch eindringen kann in das geiſtig Neue und Originale; und die Feſtigkeit, welche ſich um die Urtheile und Mißverſtändniſſe zur Rechten und zur Linken nicht kümmert, indem es ſich darum handelt, das Gefundene nach reinſter und innerſter Überzeugung mitzutheilen. Wir ſind dabei weit entfernt, ihn um dieſes entſchiedenen Berufes willen in den betreffenden Leiſtungen für infallibel zu halten, oder vorauszuſetzen, daß ihn die Liebe zu ſeinen Autoritäten nicht manchmal in der Anerkennung zu weit geführt habe. Im Gegentheil halten wir dafür, daß einzelne ſeiner Deutungen, nicht nur als Ausdeutungen unbewußter chriſtlicher Ahnungen oder Anklänge in den betreffenden Produkten, ſondern auch als unwillkührliche Umdeutungen der urſprünglichen Ausſagen, als Sinnverbeſſerungen geliebter Rede zu betrachten ſind. Es iſt eine offenbare Thatſache, daß die Reſultate, welche Göſchel aus der Hegelſchen Philoſophie gezogen hat, in einem grellen,

durchgreifenden Widerspruch stehen mit denen, welche Andere gezogen haben aus demselben System; und hier würde es ein bloßer Machtspruch des günstigen Vorurtheils seyn, wenn man ihm von vorne herein die entscheidend richtige Auffassung zusprechen wollte. Zu der kritischen Riesenarbeit, diese große Streitfrage mit einem Schlage zu lösen, wird sich so leicht Keiner gerüstet glauben. Lassen wir aber auch diese Frage dahingestellt, so kann sich der denkende Christ, namentlich der Theologe, leicht davon überzeugen, daß die Hegelsche Philosophie mit dem Segen der philosophischen Forschung aller Jahrhunderte, und der christlichen Mystik und Theosophie reich befruchtet ist, möchten diese substantiellen Elemente auch mit ihren eigenen Grundprincipien nicht stimmen, und es ist höchst dankenswerth, daß ein kundiger Interpret diesen Schatz frischer, neu vermittelter Einsichten für die Gemeinde ausbeutet, namentlich in einer Zeit, da so Manche in Gefahr sind, ihre christlichen Überzeugungen durch träges, einsichtsloses Handhaben derselben zu unwirksamen Satzungen verwelken zu lassen. Es ist z. B. ganz gewiß ausgemacht, daß Sokrates und Plato keine Christen gewesen sind, und doch hat das Bemühen, in den Schriften Beider das Christliche aufzusuchen, einen guten Klang, und schönen Segen. Will man dann auch einstweilen den Verdacht, welchen unverkennbare Widersacher der christlichen Wahrheit dem Hegelschen Systeme bereitet haben, nicht auf Göschel's Versicherung hin aufgeben, so hat man doch zuzusehen, was man Gutes und Erfrischendes durch Göschel aus Hegel's Schriften lernen könne, und in wie weit man ihm zur Anerkennung und zum Danke verpflichtet sey. Dasselbe gilt von Göthe. Wir wollen hier um Göthe's Canonisation nicht handeln; auch Göschel gibt zu, daß er ein lässiges Kirchkind gewesen sey. Doch wollen wir unsere Überzeugung, daß der Verf. in der fraglichen Anerkennung Göthe's zu weit gehe, nicht verhehlen. Wenn auch der Vorwurf, daß Göthe „bei dem Volke Christi nicht habe stehen mögen," mannichfach zu modificiren seyn möchte durch die Erinnerung an das Verhältniß zwischen ihm und Stilling, zwischen ihm und Lavater, und an sein freundliches Verhalten gegen die Gemeinde in manchen Beziehungen, so läßt sich doch der Totaleindruck der Entfremdung in dieser heiligen Gemeinschaftsfrage nicht wegbringen. Wenn Göthe über vielen pietistischen Unarten geringerer Christen stand, so liegt der Gedanke wohl nahe, daß er sich eben sowohl um sie, zur Förderung ihrer christlichen Lebenskunst, hätte in etwas bemühen können, als er sich manchmal mit der Ausbildung mittelmäßiger Schauspieler in der dramatischen Kunst große Mühe gab. Das Princip der Liebe Christi bewirkt, wo es als Kraft der Wiedergeburt wirksam ist, auch zu dem Kleinsten im Himmelreich ein wesentlich anderes, wenn auch nicht überall ausgesprochenes, Verhältniß, als zu dem Größesten außerhalb. Man muß eingestehen, daß Göthe in einer größeren Schlichtheit und Natureinfalt stand, als die namhaftesten Bekenner des Evangeliums, mit denen er Umgang hatte, wovon schon allein der verschiedenartige Styl Zeugniß geben möchte, und daß er also wohl selbst vermöge eines starken, natürlichen Wahrheitssinnes, manches Anstößige in der Weise des ehrwürdigen Lavater finden mochte. Aber wenn Dieser und Andere als Zeugen Christi ihm nicht gewachsen waren, so ist er damit nicht entschuldigt; es stellte sich nur um so deutlicher sein Beruf heraus, die Innigkeit von ihnen anzunehmen, und sie in der Wahrheit der Form zu übertreffen zum Segen der Welt. Ist aber nun einmal ein unverkennbarer Freund des Evangeliums in der Anerkennung Göthe's zu weit gegangen, so müssen wir doch diese Erscheinung als eine beinahe nothwendiggewordene bezeichnen, weil nämlich die christliche Gemeinde in ihrer Verurtheilung zu weit gegangen war. Man hat den Dichter vielfältig dargestellt als einen Apologeten der Sünde und des praktischen Antichristenthums; und es nicht im Mindesten in Anschlag gebracht, daß er sich namentlich für die kirchliche Orthodoxie gegen die Neologen, für die christliche Ordnung gegen die Wüstlinge, für die gottergebene Entsagung gegen die freche, räuberische Willkühr der Selbstsucht sehr bestimmt ausgesprochen. Man hat ihn für einen Apologeten der Gottesverachtung gehalten, weil er den Trotz des Prometheus gegen den heidnischen Zeus mit objektiver Wahrheit dargestellt; für einen Apologeten des Selbstmords, weil er Werther's Verirrungen mit ergreifender Kraft geschildert, obwohl er ihn selber als einen Verirrten bezeichnet; für einen Apologeten des Ehebruchs in den Wahlverwandtschaften, obwohl in diesem Roman schon das ehebrecherische Gelüsten mit dem Zagen bestraft, und über die Tendenzen nicht etwa eines fleischlich liederlichen, sondern eines bürgerlich legalen Ehebruchs ein schauerliches, von bösen Vorzeichen begleitetes Gericht gehalten wird. Diejenigen, welche meinen, all diese Verkennung und Wegwerfung schade nichts, und es sey im Gegentheil für die Sache des Herrn etwas Förderliches, wenn man in solchen Gegensätzen nur immer das Schlimmste sage, bedenken es nicht, daß diese Maxime in dem Jesuitismus auf's Äußerste getrieben — und gerichtet ist, und daß der Herr in seiner göttlichen Unpartheilichkeit solche Dienste nicht anerkennen kann. Auch hier bleibt die Regel feststehen, ja hier gilt sie ganz besonders, daß das Unrecht seinen eigenen Herrn schlägt, und wenn im Interesse des ungeläuterten christlichen Gemeingefühls eine Menge solcher unwahren oder halbwahren Vorurtheile, Unbilligkeiten, Maaßlosigkeiten der Verurtheilung ausgegangen sind, so fällt die Last dieses Unrechts auf die Gemeinde zurück, und man hat sich dann nicht zu wundern, wenn ihr die siegreiche, durchgreifende Ausbreitung in der Welt vielfältig verkümmert wird. In einem solchen Falle wird durch den entgegengesetzten Schritt freier, kühner Retraktation eine Schuld beseitigt, ein fluchartiges Hemmniß hinweggethan, wofür man dem Organe einer solchen Wirksamkeit zum großen Danke verpflichtet ist, vorausgesetzt, daß die Reinheit des christlichen Zeugnisses, der Ernst des christlichen Lebens salvirt bleibt, wie es bei Göschel unverkennbar der Fall ist. Diejenigen unserer

Leser, welche mit den obengenannten Schriften des Verf. noch nicht bekannt seyn sollten, möchten wir mit diesen Worten zum Gebrauch und Genuß derselben einladen. Eine vielseitige Erfrischung und Erweiterung der christlichen Einsicht, Belebung und Befestigung der christlichen Überzeugung, eine reiche Ausbeute zur Erbauung für Geist und Herz wird den Unbefangenen dabei gewiß zu Theil werden. Eine eingehende Beurtheilung dieser Schriften würde, bei ihrem diskursiven Charakter, indem sie Commentare geben zu sehr mannichfaltigen Stücken und Aussprüchen der Göthe'schen Poesie, viel zu weit führen. Wir beschränken uns also darauf, über den Inhalt der beiden ersten Bände in aller Kürze zu berichten, und aus dem dritten einige Proben mitzutheilen.

In dem ersten Bande wird zunächst das Knabenmährchen „der neue Paris" besprochen. In diesem Mährchen findet der Interpret die Bestimmung Göthe's allegorisch ausgesprochen; wobei er das Einzelne des Mährchens sehr sinnreich deutet. Auch bespricht er mit apologetischer Absicht die Mißverhältnisse, welche zwischen dem Dichter und seiner Zeit nach verschiedenen Seiten hin eintreten mußten. Als ein verwandtes Stück wird „Hans Sachsen's poetische Sendung" unmittelbar darauf besprochen. Hier führt uns der Interpret in die ernste und innige Gemüthswelt des christlichen Gemeindelebens tief hinein. Er zaudert keinen Augenblick, sich zu dem Geiste eines alten, holperichten Trostliedes zu bekennen, und seine Liebe zu dem Schuster-Dichter zu äußern, den ja auch Göthe wieder mit schöner Herzenskühnheit, Trotz der ästhetischen Vornehmthuerei seiner Zeitgenossen, zu Ehren gebracht hat. Die folgenden Stücke: Wilhelm Meister's Lehrbrief, eine Paraphrase, — der Tetraeder, zu Wilhelm Meister's Lehrjahren, — Wilhelm Meister's Wanderbuch, eine Paraphrase, — Bruchstück eines Geleitsbriefes oder Wegweisers zu den Wanderjahren — behandeln viele interessante Capitel der Lebensweisheit und Lebensführung. Mit einem außerordentlichen Gelingen hat der Verf. einzelne bedeutende Momente dieser Litteratur auf christliche Lebensfragen angewendet, wobei die Meinung geäußert werden muß, daß ihm Einsicht gegeben ist durch den Glauben an solchen Stellen, wo der Dichter kaum die Ahnung haben mochte, des Tiefbedeutsamen, das er redete; z. B. da, wo von dem zerbrochenen Schlüssel des geheimnißvollen Kästchens die Rede ist. Der Schlüssel ist bei genauerem Besehen nicht zerbrochen, sondern in glatten Bruchstücken auseinandergegangen, welche durch magnetische Kraft wieder sich zusammenfügen. So ist das, was wir zerbrochen, verbrochen haben in der göttlichen Wirklichkeit kein Zerrissenes, Unheilbares; die Gnade stellt es wieder her in's Gute, in's Ganze. Hierauf folgt die Erklärung des Mährchens: die neue Melusine. In der Rochus-Kapelle, eine Gewissensfrage, gibt uns der Interpret ein höchst anmuthiges und lehrreiches Bruchstück aus einer von ihm selber gemachten Rheinreise mit speciellen Beziehungen auf Göthesche Dichtung. Unter der Überschrift: Faust und Mephistopheles, wird der Schluß in dem zweiten Theile des Faust besprochen, das aufsteigende Seligwerden des Faust. Der Verf. gibt diesem kühnen Wagniß des Dichters seine Zustimmung. Wir wollen gestehen, daß wir uns in diese Bekehrung des ergrauten Sünders jenseits durch Kinder und Weiber nicht finden können; doch würde eine ausführliche Debatte mehr Zeit und Raum erheischen. In der Erklärung des nachfolgenden Mährchens: das neue Reich, kommen die Gegensätze in den bürgerlichen Zeitverhältnissen auf eine interessante Weise zur Sprache. „Fast scheint es auf den Chiliasmus eines neuen Jahrtausends hinauszukommen." Den Schluß des ersten Bandes bildet das Stück: Aus dem Briefe des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Mit Recht findet der Verf. in diesen Briefen sprechende und schöne Dokumente dafür, daß Göthe in seinen jüngeren Jahren sich einsichtig und ernst mit christlichen Interessen beschäftigt habe. —

(Schluß folgt.)

Die Katholische Kirche Frankreichs.

Tharin's Klagen und Hoffnungen.

(Schluß.)

Im Norden von Deutschland ist der Protestantismus die herrschende Religion; der König von Preußen erkläre sich öffentlich für ihren Beschützer und ihr Haupt, und seine Politik beruhe auf dem Einflusse, welchen ihm dieser Titel in den protestantischen Staaten gibt. Er richte die Liturgie nach seinem Gutdünken ein, und um dem wandernden Leichname der vorgeblichen Reform ein wenig Nerven und Leben zu geben, möchte er alle Sekten in eine einzige zusammenschmelzen; aber da die alten Symbole Luther's und Calvin's durch zahlreiche Systeme ersetzt sind, so existirt in den Geistern eine unheilbare Trennung, welche dreimalhunderttausend Soldaten nicht ersticken werden; der Eifer des Königs von Preußen, den Protestantismus aufrecht zu erhalten und fortzupflanzen, hindere nicht, daß auch in seinen Staaten, wie anderswo, die Litteratoren und Gelehrten, welche das Bedürfniß sicherer Glaubensüberzeugungen empfinden, sich zum Katholicismus hinneigen. Es gibt selbst glänzende Bekehrungen unter ihnen, und wir haben schon bemerklich gemacht, daß die Lutherischen Schriftsteller in ihren historischen Untersuchungen eine Redlichkeit und Unpartheilichkeit an den Tag legen, welche die gegen den Römischen Hof verbreiteten Vorurtheile zerstreuen. — In Baiern widmen Professoren von großem Talente, welche die Lehrstühle der Universität München einnehmen, mit Eifer ihre Feder und ihre Arbeiten der Ausbreitung der heilsamen Lehren, und zwei unter ihnen haben so eben eine lichtvolle Apologie der Aufführung des Herrn Erzbischof von Cölln herausgegeben, welche eine tiefe Sensation

in den Gemüthern erregt. — Es ist lebhaft zu wünschen, daß in Östreich die Bischöfe ihre Stimme erheben, um die Reform der antikatholischen Gesetzgebung Joseph's II. zu erlangen. Der Klerus hatte diesem philosophischen Kaiser nur zu sehr nachgegeben; die jetzige katholische Geistlichkeit zeigt sich von besseren Gesinnungen beseelt. Der Kaiser Franz hatte schon einen Reformplan entworfen; doch gehen in Östreich Reformen äußerst langsam vorwärts, die Bischöfe müssen diese letztere durch die lebhaftesten Bitten beschleunigen und herbeiführen; sie werden dabei am Fürsten Metternich eine heilsame Stütze finden. Man berichtet uns, daß der Muth und die Leiden des ehrwürdigen Erzbischofs von Cölln in dieser Hinsicht eine glückliche Reaktion unter dem Östreichischen Klerus hervorgebracht haben; laßt uns die Vorsehung dafür preisen. — In der Schweiz lastet in mehreren Kantonen von Seiten der Liberalen eine harte Verfolgung auf dem katholischen Klerus, während er in anderen Gegenden, wo der Protestantismus die herrschende Religion ist, frei Kapellen und Kirchen baut. — In Polen befolgt das Russische Gouvernement seit der letzten Revolution ein für die katholische Religion unheilvolles System; sie ist unterdrückt, verfolgt. Man kann nur glühende Gebete zum Himmel emporsenden, daß der Kaiser Nikolaus, dessen Seele erhaben und großmüthig ist, sich eines Tages als ihr Beschützer erweise nach dem Beispiele seines Bruders Alexander, dessen Herz katholisch war. — Auch schmeichelt sich Tharin mit der Hoffnung, der Beherrscher von Rußland werde noch einst, durch politische Conjunkturen bestimmt, gerne in die Unabhängigkeit Polens willigen, welche das Signal zur völligen Wiederherstellung des Katholicismus in diesem Lande seyn würde. — In Italien endlich sey der Glaube unter allen Klassen der Gesellschaft noch sehr lebendig; die Jesuiten, die Brüder der christlichen Schulen, die Damen des heiligen Herzens vermehren dort ihre Institute zum großen Vortheile der christlichen Erziehung beider Geschlechter. Von der anderen Seite wirken der Jansenismus und die Verzweigungen geheimer Gesellschaften dem ächten Katholicismus feindlich entgegen. Doch bis die Epoche des Heils eintrete, wo Schriftsteller, Prediger, Mönchsorden und religiöse Congregationen die Früchte ihrer jetzt schon eifrigen Thätigkeit erndten werden, verbreite vorläufig Rom und Modena durch das Talent ihrer Schriftsteller einen lebhaften Glanz der Wahrheit, und der würdige Nachfolger des heiligen Petrus, Gregor XVI., weiß in der Kirche seine mächtige Stimme zu erheben, um das heilige Vermächtniß des Glaubens und der Disciplin unversehrt zu erhalten. — Auch in fernen Ländern entfalten unermüdliche Missionare, zum Troste des gemeinsamen Vaters der Gläubigen, eine rüstige Mitwirkung zur Vermehrung der Kinder der Katholischen Kirche. — Nach diesem flüchtigen Gemälde von dem Zustande der katholischen Religion kann man sich überzeugen, daß in Spanien, in Portugall, in England, Deutschland und mehreren anderen Gegenden des Weltalls, Mittel der Regeneration für die Völker, und Hoffnungen des Sieges für die Kirche vorhanden sind. — Aber diese Hoffnungen werden sich besonders in der denkwürdigen Epoche verwirklichen, wo sie ihre alte Herrschaft über das Herz der Franzosen wiedergewinnen wird, denn kein Land übt auf die Nationen Europas einen moralischen und politischen Einfluß aus, welcher dem Frankreichs ähnlich wäre. Frankreichs Vorgang in der unterwürfigen Anerkennung der ächt katholischen und monarchischen Principien würde von unermeßlichem Erfolge begleitet seyn, und es scheine der göttlichen Weisheit würdig, die Nation, welche so viel Unheil über die Völker gebracht hat, auch wiederum als Heilsspenderin für dieselben zu gebrauchen. Dann würden die menschlichen Leidenschaften schweigen und sich zu den Füßen der Katholischen Kirche demüthigen, welche die Verwahrerin der Wahrheit ist und der durch den Gottmenschen Verfolgung und Triumph verheißen worden sind. — Doch dürfe man auf menschliche Berechnungen nicht zu viel Gewicht legen, Gott habe sich oft wunderbare Begebenheiten zur Hindurchführung seiner Absichten vorbehalten; für die Gläubigen reiche es hin, daß der Sieg der Katholischen Kirche gewiß ist, wenn sie auch die Mittel des Sieges nicht kennen. — Nun folgt ein Aufruf an die treuen Kinder Gottes, welche über das Land des heiligen Ludwig zerstreut sind, der mit folgenden Worten schließt: Vielgeliebte Kinder der Kirche, dies müssen eure Gedanken am Tage der letzten Trübsal seyn, welche euch vielleicht in einer nahen Zukunft vorbehalten ist. Gott hat aus Gnaden zu viele Keime des Heils in den Schoß der Französischen Kirche gestreut, er hat euch zu vielen Grund zu einer heiligen Hoffnung gegeben, als daß es euch erlaubt seyn sollte, euch einem Geiste der Furcht zu überliefern. Sprechet vielmehr im Augenblicke der Prüfung, mit einem Gefühle unerschütterlichen Vertrauens, mit einem eisernen Muthe, welchen kein Unglück zu brechen im Stande ist: Das Reich der Gottlosen ist vergänglich .... Die Stunde unserer Befreiung wird schlagen .... Laßt uns beten und kämpfen. Gott ist mit uns!

So weit unser Verfasser. Die Kritik der Tendenz seiner ganzen Schrift, wie sie besonders im letzten Capitel oft schneidend hervortritt, wissen wir nicht kürzer und treffender auszusprechen als mit dem Worte des Herrn Joh. 18, 36.: Mein Reich ist nicht von dieser Welt!

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 15. September. № 74.

Unterhaltungen zur Schilderung Götheſcher Dicht- und Denkweiſe. Ein Denkmal von Karl Friedrich Göſchel. Schleuſingen, Verlag von Conrad Glaſer. Drei Bände. 1834 — 1838.

(Schluß.)

Der zweite Band theilt uns zuerſt eine Reihe von Skizzen aus Göthe's Leben mit, in denen ſich der religiöſe Sinn des Dichters, und ſein freundſchaftliches Verhältniß zum Chriſtenthum auf mannichfaltige Weiſe ſpiegelt. Wir wollen die einzelnen Stücke wenigſtens nennen: Göthe und Stilling, — die Harzreiſe im Winter, — Trilogie der Leidenſchaft, — Göthe und Schiller, oder die Metamorphoſe der Pflanzen, und die Kantſche Philoſophie, — die Geheimniſſe, — Göthe in Seegefahr, — die Vorſehung und die Bettelleute, — Göthe und die Fürſtin Gallizin, — die Reſignation, — die Wahlverwandtſchaften. In dem letztgenannten Aufſatze ſagt der Verf. Einiges zur Vertheidigung des vielbeſprochenen Romans, wie er auch ſchon im erſten Bande gelegentlich darauf gekommen iſt. Er ſagt: „Die Wahlverwandtſchaften enthalten nach des Verf. eigenen Bekenntniſſen einen aus dem Leben ſelbſt entnommenen Commentar zu Matth. 5, 28. in Verbindung mit Joh. 8, 7." Wir machen hier noch darauf aufmerkſam, daß das junge Deutſchland, welches mit Begierde die ſchon vorhandenen Werke, welche ſeine Denkweiſe geltend machten, wieder hervorzog, an den Wahlverwandtſchaften mit ſcheuem Gewiſſen vorbeigegangen iſt, und ausdrücklich ſelbſt den Roman geſcholten und beſeitigt hat. Die zweite Hauptüberſchrift in dieſem Bande lautet: Anklage und Vertheidigung. Es iſt ein Dialog, der ſich auf Knapp's bekanntes Gedicht: Nachruf an Göthe, bezieht, und den der Verf. als einen „Prozeß ohne Endurthel" bezeichnet. Wir wollen dieſen Prozeß mit geziemender Beſcheidenheit ohne Endurthel laſſen; je länger der Prozeß fortdauert, deſto williger werden die Partheien endlich zum billigſten Vergleich. Das bekannte Gedicht hat zarte Schönheiten und iſt mit unverkennbarer Liebe in edler Schonung und Scheu für den Schatten des Dichters geſchrieben; allein die Unterſcheidung zwiſchen den löblichen und unlöblichen Werken Göthe's, wo denn ſelbſt Prometheus mit auf die ſchlimme Seite muß, und wo auch die Wahlverwandtſchaften der gewöhnlichen Verkennung unterliegen, zeugt von einer mehr enthuſiaſtiſchen als forſchenden Auffaſſung und Behandlung des Gegenſtandes. Der Verf. gibt jedoch auch in dem Prozeſſe ſchon dem trefflichen Dichter die gebührende Anerkennung mit dem Ausdrucke der Liebe. Hierauf folgen noch drei höchſt bedeutende Stücke: Gott, Gemüth und Welt. Eine Paraphraſe nebſt Zugabe. — Zur Gottes-, Geiſtes- und Naturphiloſophie. Zur Einleitung in die Farbenlehre. — Kind und Löwe. Novelle. Die beiden erſteren Aufſätze enthalten viel Schönes, was in das Gebiet der Religionsphiloſophie einſchlägt, über das Verhältniß Gottes zur Welt, über das Geſetz der Polarität, über Pantheismus und Atheismus, über Gottes Walten und Gottvertrauen u. ſ. w. in einer hin und wieder etwas aphoriſtiſchen Form; einen köſtlichen Genuß gewährt hier die weitere Verarbeitung der Götheſchen Farbenlehre. Es müßte höchſt intereſſant ſeyn, dieſe Grundzüge der Farbenlehre mit v. Meyer's Gedanken über die Farben in ſeinen proſaiſchen Hesperiden zu vergleichen; dies aber würde eine eigene Arbeit erfordern. Mit Recht hat der Verf. große Freude an der ſchönen, tiefſinnigen und myſtiſch frommen Novelle Göthe's: Kind und Löwe, und die Erklärung derſelben iſt ganz geeignet zu einem volltönigen Schluſſe des zweiten Bandes. Viel Inniges und Erbauliches aus der Feder des Interpreten wechſelt hier mit den lieblichen und rührenden Glaubenszeichen und erbaulichen Liedertönen des Dichters ab. Der dritte Band der „Unterhaltungen" behandelt kleine Sprüche der Götheſchen Dichtung, wie ſchon die Inhaltsanzeige beſagt: Vorwort. — Sprüchwörtlich. Zweihundert und neun Sprüche. — Aus den Epigrammen von Venedig. Zwölf Xenien. — Verſchiedenes. Vier und vierzig Betrachtungen. Dieſen Band wollen wir nun ſchließlich durch Mittheilung einiger Proben charakteriſiren.

„Nur heute, heute nur laß dich nicht fangen
So biſt du hundertmal entgangen."

„Es kommt Alles auf den gegenwärtigen Augenblick an. Darum ſorge nicht für den morgenden Tag, ſondern richte deine ganze Sorge und Aufmerkſamkeit auf den heutigen Tag. Nur heute, heute nur ſey auf deiner Hut: aber es iſt immer heute. Heute iſt der Anfang, und vom Anfange hängt viel ab; nur heute laß dich nicht verlocken, nur heute widerſtehe, und du haſt viel gewonnen. Wer dem erſten Anlaufe widerſtanden hat, der hat einen großen Sieg errungen. Unterliegſt du heute, ſo wächſt der Feind mit jedem Tage; widerſtehſt du ihm aber in Zeiten, ſo wird er mit jedem Tage ohnmächtiger werden."

Bei dem Neuteſtamentlichen Worte τῷ κυρίῳ δουλεύοντες findet ſich die Variante τῷ καιρῷ. Beides iſt im tiefſten Grunde Eins. In dem mitgetheilten Stücke hat der Interpret ohne Zweifel den Sinn des Dichters rein wiedergegeben, und nachweislich nichts hinzugethan. Anders möchte es ſtehn mit der folgenden Mittheilung:

„Und wärst du auch zum fernsten Ort,
Zur kleinsten Hütte durchgedrungen,
Was hilft es dir, du findest dort
Tabak und böse Zungen."

„Du willst die Welt fliehen, du willst der bösen Welt entlaufen? Fahre hin, laufe zur fernsten Ferne, dringe bis zur einfachsten, kleinsten Hütte, was hilft es dir? Du wirst doch überall in der Welt die Welt, die böse Welt finden. Wohin du dich auch flüchtest, du findest dort wie hier, in höheren und niedrigeren Kreisen — Tabak und böse Zungen, oder mit anderen Worten, die Trägheit des Geistes zu Allem, was des Geistes ist, und die Fertigkeit der Zunge zu Allem, was übel lautet, oder mit anderen Worten, die allen himmlischen Dingen entfremdete, erdwärts gewandte, wohlbehäbige Philisterhaftigkeit, und die schadenfrohe Afterrede. Die kleinste Hütte, zu welcher du auf deiner Flucht vor der Welt hindurchdringen kannst, ist das Innerste deines eigenen Herzens; das heimlichste Gemach, in das du entfliehen kannst, ist in dir selbst, und findest du da nicht auch die Welt, der du entlaufen willst?"

Hier verfährt der Interpret ergänzend. In dem folgenden Stücke muß er schon sehr limitirend verfahren, um die Concordanz Götheſcher und christlicher Denkweise festzuhalten.

„Nichts taugt Ungeduld,
Noch weniger Reue,
Jene vermehrt die Schuld,
Diese schafft neue."

„Du hast deine liebe Noth und Sorge? ja du bist am allermeisten mit dir selbst unzufrieden? Dazu magst du freilich Ursache haben. Welcher Mensch könnte mit sich zufrieden seyn? Aber lieber Mitbruder und Leidensgenosse, du darfst dennoch nicht verzagen. Höre meinen Rath: Hüte dich vor Zweierlei: vor Ungeduld und Reue. Die Ungeduld will voreiligst vorwärts, die Reue sieht rührend rückwärts: die Hast der Ungeduld möchte ungestüm aus der Haut fahren: die Reue kommt mit allen ihren Schwächen und Seufzern nicht von der Stelle. „Reue ist ein fauler Schelm." Die Ungeduld häuft Schuld auf Schuld, sie vermehrt nur den Quell aller Unzufriedenheit: die Reue schafft sich selbst neue Schuld, neue Ungeduld, neue Qual.

Also — Ungeduld taugt nichts, und Reue taugt noch weniger. Darum sey nicht ungeduldig, sondern leide dich. Aber vor Allem fliehe die Reue: überlaß dich nicht dem Zehrfieber schwindsüchtiger Reue, sondern — thue Buße. Buße thun heißt wörtlich besser werden: μετανοεῖν heißt die Gesinnung erneuern und erfrischen, u. s. w."

Doch ist die Buße nicht ohne göttliche Traurigkeit. Und dies ist die rechte Reue, welche das Weltkind in seiner Besserung mit Ungeduld überschreitet, daher es auch nicht zum Bedürfniß der Gnade kommt. Die falsche Reue ist freilich das Schlimmste von Allem: rückwärts gekehrte Selbstgerechtigkeit, die das alte Unheil des Falles nicht heimgeben will an die Gnade im Glauben, sondern selbstquälerisch im Grunde mit der Versehung hadert, daß sie den Fall nicht verhindert hat.

In der folgenden Mittheilung können wir, sofern sie Auslegung ist, dem Interpreten nicht zustimmen, da die betreffenden Worte des Dichters für unser Gefühl etwas Freches behalten.

„Böcke, zur Linken mit euch! so ordnet künftig der Richter:
Und ihr Schäfchen, ihr sollt ruhig zur Rechten mir stehn!
Wohl! doch eines ist noch von ihm zu hoffen; dann sagt er:
Seyd, Vernünftige, mir grad gegenüber gestellt."

„Der letzte Tag wird die Schafe und Böcke scheiden, zur Rechten und zur Linken. Aber ist der letzte Tag die Ewigkeit selbst? Ist die Ewigkeit nur das Letzte? Oder besteht sie nicht vielmehr in der durchdringenden Vermittelung, in der Verklärung aller Finsterniß, in dem alle Winkel erleuchtenden Lichte der göttlichen Vernunft? Dies ist die große Frage, welche schon manche unsterbliche Menschenseele durch das Leben begleitet, manche verleitet, manche geleitet hat."

Wir stimmen dem Interpreten in der Voraussetzung bei, daß Göthe bei dem vielbesprochenen Epigramme: Vor dem dreißigsten Jahre kreuzigt mir jeglichen Schwärmer, nicht an Christum gedacht habe. Er hat wohl sagen wollen, der eigentliche Schwärmer kann auf die Dauer nicht ehrlich bleiben. Die große Welt- und Lebenskühle macht ihn innerlich allmählig mit seinem hitzigen Selbstbetrug vertraut. Dann aber steht seine Consequenz, sein Ruf auf dem Spiele; um nicht zu widerrufen, echauffirt er sich fortan mit Bewußtseyn, und wird nun zum Betrüger. Es scheint uns jedoch der unbewußte Einfluß eines bösen Gestirns gewesen zu seyn, daß Göthe seinem Gedanken grade diese verfängliche Fassung gegeben.

Wir erlauben uns nun noch, zwei Lieblingsstücke mitzutheilen, das erste, weil es mit eigener, innigster Erfahrung übereinstimmt, so daß hier der Dichter, der Interpret und Berichterstatter im vollsten Einklange stehen; das andere, weil es uns als eine köstliche Erweiterung der Lehre vom Himmel, als eine Alpenblume und als ein Morgenblitz geförderter Erkenntniß im Gebiete der bezeichneten Lehre erschienen ist, wofür wir dem Interpreten zum besonderen Dank verpflichtet sind, und wozu freilich der Dichter selber nur eine leise Anregung dunkler Ahnung in tiefem Gefühl gegeben zu haben scheint.

„Klage und Trost."

„Mich ängstigt das Verfängliche
Im widrigen Geschwätz,
Wo nichts verharret, Alles flieht,
Wo schon verschwunden, was man sieht;
Und mich umfängt das bänglichе,
Das grau gestrickte Netz. —
Getrost, das Unvergängliche,
Es ist das ewige Gesetz,
Wonach die Ros' und Lilie blüht."

„Die Klage trifft die Unbestimmtheit, die Gestaltlosigkeit, die Unbeschreiblichkeit, und Unsagbarkeit, womit die Gedanken in Beziehung auf die geheimsten und höchsten Gegenstände am meisten zu kämpfen haben. Sie entschlüpfen, ehe wir sie fassen. Und doch sind diese Gegenstände als die höchsten auch die bestimmtesten. Aber die Bestimmtheit entzieht sich dem Menschen

nirgends so sehr, als in der höchsten Sphäre des Gedankens, der Religion. Auch der Dichter, der sonst so bestimmt ist, der sonst Alles in seiner Gestalt erkennt, hat unter diesem unsagbaren Wesen in Beziehung auf die höchste Erkenntniß viel zu leiden gehabt: aber er kennt doch den Feind, dem er gleichwohl so vieles Feld eingeräumt hat. Er kennt ihn, er sucht ihn zu fliehen, und wo er ihm doch verfällt, da getröstet er sich der werdenden Bestimmtheit, der Zukunft einer Entwickelung, wo der dunkle Spiegel des Wortes einer bestimmten Anschauung von Angesicht zu Angesicht das Feld räumt: er hofft auf diese Entwickelung nach demselben ewigen Gesetze, welches im Naturreiche der Entfaltung der Pflanze zur Blüthe kräftig inwohnt. Dasselbe Gesetz, welches in der Natur die grünen, unscheinbaren Blätter zu Rosenroth und Lilienweiß verklärt, und alles Graue, alles Trübe durch das Licht im brennendsten Farbenglanze verherrlicht, dasselbe ewige Gesetz erhebt im Reiche des Geistes alles Unaussprechliche und Unbeschreibliche zu seinem adäquaten Ausdrucke, alle dunklen und unbestimmten Gefühle zu ihrer Bestimmung und Wahrheit. Hier erweiset sich alles Vergängliche als Vorbild und Gleichniß des Unvergänglichen, und als der Schatten von den zukünftigen Gütern."

„Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichniß:
Das Unzulängliche
Hier wird's Ereigniß.
Das Unbeschreibliche
Hier ist's gethan,
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan."

Wenn dem Referenten die großen Gegensätze der Welt und des Lebens bei fortgesetztem Nachdenken sich verwirrten, und ein bängliches, grau gestricktes Netz seine Gedanken umfing, so orientirte er sich wieder an den Blumen. Das kleine Veilchen leistete schon die besten Dienste. Dies ist etwas unendlich Bestimmtes, etwas ausgemacht Liebes, Holdes, Schönes, ein gegenwärtiger, augenscheinlicher Einzelbeweis von der uneudlichen Bestimmtheit des göttlichen Waltens in Weisheit, Macht und Liebe. Dieser einleuchtende Punkt macht es dann dem Betrachtenden gewiß, daß es nur an seiner Schwachheit liegt, wenn ihm die unendlichen Bestimmtheiten aller höheren Wahrheit und Erweisung Gottes einmal durcheinander flirren, und daß sich Alles in seiner unendlich feinen Bestimmtheit offenbaren werde.

„Niederträchtigers wird nicht gereicht,
Als wenn der Tag den Tag erzeugt."

„Die Nacht ist älter als der Tag: sie ist die Mutter aller Dinge, der Schoß aller Entwickelung. Aus der Nacht erhebt sich erst des Tages Pracht. Das Licht, das pur für sich schal und matt ist, zieht erst aus der Nacht, als aus seinem Leibe, die Fülle und Intension seines Glanzes. Aus Abend und Morgen sind nicht allein die ersten sechs Tage hervorgegangen, sondern alle Tage. Darum ist es eine heillose Verkehrung der natürlichen und sittlichen Ordnung, wenn der Tag an den Tag gereiht, und die Nacht dazwischen verdrängt wird. Das Licht

erbleicht und verschwimmt ohne seinen dunklen Hintergrund: die Nacht ist der Leib, der Tag ist die Seele, welche den Leib durchdringt, und in ihm zum Gehalte gelangt: es kann kein Theil des anderen entrathen.

Die Astronomen erzählen uns nach neuen zuverlässigen Entdeckungen von wunderbaren Sternsystemen jenseits der Planetenwelt hoch über der Milchstraße, worin ewiger Sonnenschein herrscht, alles Licht ohne Schatten, lauter Tag ohne Nacht: es ist als wenn das Licht für sich selbst da wäre, und sich an sich selbst ergötzte. Dort ist also keine Veränderung, noch Wechsel des Lichts und der Finsterniß, nämlich — kein Streit zwischen beiden; aber beide sind da, nur daß keines das andere ausschließt: wo die Nacht ist, da ist auch der Tag, wo der Leib ist, da ist auch die Seele. Davon zeugen die Farben, die in den Sternen von der hellsten Lichtklarheit sich offenbaren: die Astronomen unterscheiden blau-, roth-, grün- und gold-leuchtende Sterne. So kommt auch dort das Licht durch die Nacht zu der Intension seines Glanzes; nur daß Alles innerlichst durchdrungen ist. Wenn in unserem Planetensysteme Sonne und Planet nach ihrem Fürsichseyn als abstrakte Momente auseinanderfallen, und nur äußerlich zu einer Totalität zusammenfallen, so sind sie dort innerlich durchdrungen: wenn hier das Gravitationssystem nur äußerlich ist, so ist es dort ein innerliches Verhältniß geworden. So wird jeder Theil das Ganze, und bleibt doch Theil im Ganzen. Nun erzeugt nicht mehr der Tag den Tag, denn der Tag ist nicht mehr allein, noch vertreibt der Tag die Nacht, sondern er nimmt sie in sich auf, der Gegensatz zu ihr ist überwunden. Nun ist die Schwere nicht mehr der Zug eines Individuums, den in ihm selbst vermißten Mittelpunkt in einem anderen Naturwesen zu suchen, sondern der freie Zug, der alle einzelnen Individuen, alle einzelnen Mittelpunkte mit einander im höchsten Centrum centralisirt.

Alles Wirkliche ist Einheit des Unterschiedenen, Einheit des Leibes und der Seele. Das Licht wird erst durch die Nacht zur Farbe, die Seele durch den Leib zur präsenten Wirklichkeit des Geistes. Die Frucht von Gleich und Gleich ist todt geboren: wo Gleich und Ungleich Eins werden, „da gibt es einen guten Klang."

Nachrichten.

(Armenien.) Das Armenische Ritual bestimmt neun verschiedene Stunden zum täglichen öffentlichen Gottesdienste, nämlich: 1. die Mitternachtsstunde, weil Christus um diese Zeit von den Todten auferstand; 2. die Morgendämmerung, weil er dann den beiden Marien erschien; 3. Sonnenaufgang, wann er seinen Jüngern erschien; 4. die dritte Stunde nach Sonnenaufgang, oder die erste canonische Stunde, wann er an das Kreuz genagelt ward; 5. die sechste Stunde (d. i. die zweite canonische Stunde), wann die Finsterniß begann, welche die ganze Erde bedeckte; 6. die neunte Stunde (d. i. die dritte canonische Stunde), wann er den Geist aufgab; 7. Abends, wann er vom Kreuze abgenommen und begraben ward; 8. eine Stunde später, wann er zur Hölle niederfuhr und die Geister im Gefängniß befreiete; 9. vor dem zu Bett-

gehen. Doch wird niemals, ausgenommen bei einigen Ascetikern, so oft Gottesdienst gehalten. Zweimal täglich findet dieser bloß statt, nämlich: des Morgens beim Anbruch des Tages und zur Vesper, d. i. eine Stunde vor Sonnenuntergang; ersterer umfaßt die sechs ersten im Ritual angegebenen Gottesdienste, und letzterer den siebenten und achten. Am Sabbath und an einigen der Hauptfesttage finden Morgens zwei Versammlungen statt; die erste, beim Tagesanbruch, umfaßt dann die drei ersten Gottesdienste, die zweite, um 9 Uhr, die drei folgenden. Die Messe gehört nicht eigentlich zu diesen Gottesdiensten; jedoch wird sie täglich und zwar nach dem Schlusse des sechsten Dienstes gehalten. Den neunten Gottesdienst halten gewöhnlich die Einzelnen zu Hause, ausgenommen in einigen Klöstern.

Morgens, vor dem Beginn des ersten Gottesdienstes, spricht der Priester mit gen Westen gekehrtem Angesichte folgende Worte: Wir sagen dem Teufel und all seinen Künsten und Tücken ab; wir sagen ab seinem Rath, seinen Wegen, seinen bösen Engeln, seinen bösen Dienern, den bösen Vollstreckern seines Willens und all seiner bösen Macht. Dann sich gen Osten wendend wiederholt er folgendes Glaubensbekenntniß, welches der Armenischen Kirche eigenthümlich ist und von den Papisten als Beweis ihrer Ketzerei oft angeführt wird. Wir haben bloß einige anstößige Ausdrücke ausgelassen. „Wir bekennen und glauben von ganzem Herzen an Gott den Vater, welcher unerschaffen, nicht gezeugt, ohne Anfang ist; der den Sohn gezeugt hat und den heiligen Geist sendet. Wir glauben an Gott das Wort, welches nicht geschaffen, doch vom Vater in aller Ewigkeit gezeugt ward; er ist nicht jünger, nicht später als der Vater, denn so lange der Vater ist, ist der Sohn auch bei ihm. Wir glauben an Gott den heiligen Geist, der unerschaffen, ewig, nicht gezeugt ist, aber der vom Vater ausgeht und Theil hat an des Vaters Wesen und an des Sohnes Herrlichkeit. Wir glauben an die heilige Dreieinigkeit, welche Eine Substanz, Eine Gottheit ist, nicht drei Götter, sondern Ein Gott, Ein Wille, Ein Reich, Eine Herrschaft, Schöpfer aller Dinge, der sichtbaren und der unsichtbaren. Wir glauben an die Vergebung der Sünden in der heiligen Kirche und an die Gemeinschaft der Heiligen. Wir glauben, daß eine der drei Personen, nämlich Gott das Wort, vor aller Ewigkeit von dem Vater gezeugt ward, und zur Erde herabstieg, als die Zeit erfüllet war; und, obgleich vollkommener Gott, wurde er vollkommener Mensch mit Geist, Seele und Leib, Eine Person, Ein Attribut und Eine gemeinsame Natur; Gott wurde Mensch ohne Wechsel und Veränderung. So wie es keinen Anfang seiner Gottheit gibt, so gibt es auch kein Ende seiner Menschheit; denn Jesus Christus ist derselbe heut und gestern und in alle Ewigkeit. Wir glauben, daß unser Herr Jesus Christus auf Erden weilte; nach dreißig Jahren ward er getauft; der Vater bezeugte ihm vom Himmel herab: Dies ist mein lieber Sohn; der heilige Geist stieg auf ihn herab in Gestalt einer Taube; er ward vom Teufel versucht und besiegte ihn; er predigte den Menschen Erlösung; sein Körper ward müde und matt; er hungerte und dürstete; dann gab er sich freiwillig dem Leiden hin; er ward gekreuzigt und starb dem Leibe nach, seine Gottheit aber war lebendig; sein Körper, vereint mit seiner Gottheit, wurde in das Grab gelegt; und im Geiste, ungetrennt von seiner Gottheit, stieg er in die Hölle hinab, predigte den Geistern, zerstörte die Hölle, und befreiete die Geister; nach drei Tagen erstand er von den Todten und erschien seinen Jüngern. Wir glauben, daß unser Herr Jesus Christus mit demselben Körper gen Himmel fuhr, und sich zur rechten Hand des Vaters niedersetzte; mit demselben Körper und in der Herrlichkeit des Vaters wird er auch wiederkommen zu richten die Lebendigen und die Todten. Dies wird gleichfalls ein Tag der Auferstehung

seyn für alle Menschen. Wir glauben auch an eine Belohnung der Werke, an das ewige Leben der Gerechten und an die ewige Strafe der Ungerechten." —

Dann wird der Versammlung die Form der Beichte und der Absolution vorgesagt, welche wir schon früher, als von der Messe die Rede war, angeführt haben. Dann folgen eine Menge von Ermahnungen, Bitten, Gebeten, Gelübden, Psalmen, Lektionen, Hymnen und Gesängen. Sie sind verschieden, den verschiedenen Festen, Fasten und Tagen des Monats angemessen. Die Psalmen David's, Hymnen und Hochgesänge füllen mehr als die Hälfte dieser Gottesdienste aus; doch sind die Melodien keineswegs regelmäßig. Sie werden nach verschiedenen sonderbaren Zeichen abgesungen, welche sich unter den Worten in den Gebetbüchern befinden. Die Lektionen werden gewöhnlich aus den canonischen Büchern der Schrift genommen. Täglich wenigstens einmal wird auch Einiges aus dem Legendenbuche vorgelesen, welches das abgeschmackteste Zeug enthält, das je den Heiligen aufgebürdet worden ist. Das apokryphische Gebet der drei Männer und das des Königs Manasse bilden den wesentlichsten Theil des zweiten Morgengottesdienstes. Zahlreiche Gebete für die Todten sind fast in jeden Theil dieser Gottesdienste eingestreut.

Daß die Armenier, statt zu der Vermittelung und Fürbitte Jesu Christi ihre Zuflucht zu nehmen, ihre Gebete an die heilige Jungfrau, die Heiligen und an das Kreuz richten, haben wir früher schon angeführt. Des Heilands Verheißung: Was ihr den Vater bitten werdet in meinem Namen, das wird er euch geben, scheint gänzlich vergessen zu seyn.

Die Verehrung der Armenier für die heilige Jungfrau ist nicht geringer als die der Griechen. Sie erweisen ihr göttliche Ehre, und glauben, daß ihre Fürbitte die Versöhnung zwischen Gott und Menschen vermittelt. Ihre ewige Jungfrauschaft ist einer der wesentlichsten Glaubensartikel. Daß sie Mutter Gottes genannt wird, ist schon angeführt worden. Doch glauben die Armenier nicht, wie die Griechen und Papisten, daß sie von der Erbsünde frei gewesen sey; und bei Nerses Shnorhali, einem berühmten Armenischen Schriftsteller, fand ich auch, daß die Jungfrau Maria, von der Christus dem Fleische nach geboren ward, der sündigen Natur Adam's theilhaft war. Sehr unverträglich ist es jedoch mit dieser Ansicht, daß die Armenier das Fest ihrer Empfängniß feiern, welches doch aus der Idee ihrer angeborenen Reinheit entstanden ist. Folgendes aus dem bereits angeführten Schriftsteller wird am besten die Ansicht von der Heiligkeit der Jungfrau Maria nach ihrer Empfängniß unseres Herrn darlegen: „Es wäre mir, meiner Anschauungsweise nach, am liebsten zu sagen, daß sowohl alle Leidenschaften als auch krankhaften Verrichtungen Leibes und der Seele nicht nur dem Leibe, der mit dem Worte vereinigt ward, sondern auch dem der heiligen Jungfrau nach ihrer geheimnißvollen Empfängniß fern und fremd geblieben sind. Denn der Ort, wo Gott buchstäblich Wohnung macht, gehorcht nicht den Gesetzen der Natur, eben so wenig wie der brennende Busch und der feurige Ofen. Wir, die wir in der Wahrheit sind, müssen glauben, daß alle menschliche Leidenschaften der Seele der heiligen Jungfrau fern blieben, nachdem der heilige Geist und das Wort Wohnung in ihr gemacht hatten." — Ein Vertabed in Susa, den wir sprachen, stellte sie den Personen der Dreieinigkeit völlig gleich. Das Jamakirk (Armenische Gebetbuch) nennt sie: Vermittler der Welt, Seraph von Stand, auserwählter als die Cherubin. Gewöhnlich sagen sie, daß, so wie Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht, so sagte Maria zu dem Engel Gabriel: Mir geschehe, wie du gesagt hast, und dem ward also. Die Himmelfahrt ihres Leibes wird fest geglaubt, und das Andenken an diese Begebenheit wird, wie bei den Papisten, durch ein Fest gefeiert. —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 19. September. № 75.

Die Presbyterianische Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

In den Mittheilungen über den religiösen Zustand der Vereinigten Staaten, welche wir zu Anfang des vorigen Jahres aus der Reise von Reed und Matheson unseren Lesern vorlegten — welche damals leider abgebrochen werden mußten, deren Fortsetzung aber, in Verbindung mit neuerem Stoffe, nächstens folgen soll — war auch erwähnt worden, daß die Presbyterianische Kirche in Nordamerika seit den letzten Jahren durch Lehrstreitigkeiten außerordentlich bewegt und zerrissen worden sey. Im vorigen Jahre, oder wenn man will in diesem, ist es nun zu einer Entscheidung gekommen. Die Partheien haben sich getrennt, und bilden fortan abgesonderte Kirchengemeinschaften.

Bei der großen Unkunde in Bezug auf die kirchlichen Verhältnisse Nordamerikas, welche man immer wieder auf's Neue selbst unter Gelehrten bei uns antrifft,*) müssen die Unterrichteteren unter unseren Lesern es sich schon gefallen lassen, wenn wir etwas weit ausholen. Der Zahl sowohl als der inneren Bedeutung nach gibt es in Nordamerika fünf Hauptabtheilungen von Christen, welche sich der Hauptsache nach unter einander für orthodox ansehen, wenn sie gleich die scharfe Bestimmung ihrer Differenzpunkte deshalb nicht vernachlässigen; die älteste Kirche ist die in der ältesten Kolonie, Virginien, zu Anfang als Staatskirche eingeführte Englisch-Bischöfliche, welche indeß später außerordentlich sank, und erst seit etwa dreißig Jahren wieder in einem großen, und noch immer fortschreitenden Aufblühen begriffen ist; sodann in der von den vertriebenen Puritanern in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts gegründeten Kolonie Neu-England (jetzt die sechs nordöstlichen Staaten Massachusetts, Connecticut, Rhode-Island, Maine, Neu-Hampshire, Vermont) vorzüglich die Congregationalen, in England häufiger Independenten genannt; in den mittleren Staaten vorzüglich die später gebildete Presbyterianische Kirche; in allen Staaten verbreitet, besonders aber den mittleren und südlichen, die sehr zahlreichen Baptisten; und endlich, im Süden und Westen vornehmlich, die Methodisten. Alle übrigen Partheien und Sekten sind im Vergleich mit diesen fünfen als Neben-Sekten anzusehen, wie namentlich selbst die seit dem siebzehnten Jahrhundert in Pennsilvanien verbreiteten Quäker, mit ihrem Auswuchs, den Schütter-Quäkern (Shaking-Quakers), so wie der äußerste Gegensatz derselben, die Römisch-Katholischen. Von dem kirchlichen Zustande der Vereinigten Staaten im Allgemeinen so zu sprechen, daß man dabei den Zustand des Mississippithales im Innern zu Grunde legt, ist nicht anders als wenn man etwa zur Grundlage der Schilderung des Europäischen Kulturzustandes eine Beschreibung der Verhältnisse des südlichen Rußlands machen wollte. In den sechs Staaten von Neu-England, und in dem größten Theile der mittleren ist überhaupt der Kulturzustand dem der meisten Europäischen Länder nicht nur gleich, sondern sie sind den kultivirtesten Europäischen an die Seite zu stellen. Ein Mensch, der nicht lesen kann, ist in Neu-England vielleicht weit seltener, als bei uns; die Bibel, die Erkenntniß der Schriftlehre, ist nicht nur dort, sondern in den meisten nördlichen Staaten, bis in's Innere hinein, viel verbreiteter als in den meisten protestantischen Ländern; und der kirchliche Zustand ist völlig eben so gut geordnet, nur daß die Freiheit jedes Bekenntnisses natürlich mehr Mannichfaltigkeit hervorbringt. Gibt es bei uns nicht auch Baptisten? nicht auch Congregationale, die bei uns Separatisten heißen? nicht auch Unitarier? und ist es ein Vorzug, daß sie sich nicht öffentlich zeigen dürfen, während der Unglaube in der Kirche sein Haupt ruhig erhebt?

So geordnet nun aber auch der kirchliche Zustand der Independenten oder Congregationalen ist, so will es uns doch aus den Schilderungen aller Art, die wir von Amerika neuerlich empfangen haben, hervorzugehen scheinen, daß seit den letzten zwanzig Jahren, wo überhaupt weit mehr Leben und Regsamkeit in alle Kirchen und Sekten gekommen ist, ein gewisses Bestreben sichtbar geworden ist, sich mehr und mehr an die größeren kirchlichen Gemeinschaften, die ein geregeltes und geordnetes Ganze bilden, die Episkopalen und die Presbyterianer, anzuschließen. Die Presbyterianische Kirche Nordamerikas steht nun in ganz besonderer Achtung wegen ihrer reinen Lehre (der Calvinischen) und ihrer geregelten und zusammenhangenden Verfassung und Disciplin. Man bedenke in der That was es sagen will, daß Niemand in die Gemeinschaft dieser Kirche aufgenommen wird, der nicht freiwillig ein Glaubensbekenntniß abgelegt und von der Gemeinde und ihrem Pastor und den Ältesten für wahrhaft bekehrt anerkannt worden ist, so wie er hernach wegen jeder offenbaren Sünde wieder ausgeschlossen wird, — und daß eine solche Kirchengemeinschaft dennoch 32 Synoden, 118 Presbyterien, 2000 ordinirte Geistliche, 200 licenciirte Prediger, 2500 Gemeinden und 245,000 Communikanten haben kann!

Die Lehrstreitigkeiten, welche in der neuesten Zeit eine Spaltung in der Presbyterianischen Kirche herbeiführten, haben ihren Ursprung, wie es scheint, nicht in dem Eindringen von

*) Wir rechnen dahin die Ansichten über den kirchlichen Zustand von Nordamerika in Herrn Prof. Leo's Sendschreiben an Görres, welche jene vortreffliche Schrift leider entstellen.

unitarischen oder rationalistischen Schriften, auch in keiner Art von Einfluß Deutscher Theologie (der sonst in Amerika jetzt bedeutend ist), — wie wir anfangs glaubten — sondern sie sind ganz auf Amerikanischem Boden entsprungen. In Neu-England, und zwar besonders auf den Lehranstalten zu New-Haven in Connecticut und zu Andover in Massachusetts, hat sich seit längerer Zeit in Bezug auf die Lehre von Erbsünde und von den göttlichen Gnadenwirkungen eine eigenthümliche Ansicht ausgebildet, welche in Nordamerika New-England Divinity (Theologie von N. E.) genannt wird; die Hauptschrift, in der sie gelehrt wird, ist Dwight's Theology, ein dogmatisches Werk, was auch in Deutschland hie und da bekannt geworden ist. Im Gegensatz gegen die — wie es uns scheint, irrige — Auffassung der Calvinischen (also der orthodox-presbyterianischen) Lehre, als seyen die Anlagen und Kräfte des Menschen durch den Fall physisch verderbt, und bedürften daher auch einer physischen Erneuerung durch eine demgemäße Einwirkung der göttlichen Gnade, erklären diese Neu-Engländischen Theologen sich auf's Stärkste gegen jede Imputation, sowohl der Sünde Adam's als der Gerechtigkeit Christi. Um festhalten zu können, daß jede Sünde in jedem Augenblicke im vollsten Sinne des Wortes die Schuld des Menschen sey, erklären sie in ihren Predigten gradezu: „Ihr könnt euch bekehren, ihr könnt das ganze Gesetz Gottes halten, ihr habt dazu alle Fähigkeiten und Kräfte, welche nöthig sind; haltet ihr es nicht, bekehrt ihr euch nicht auf der Stelle, so ist es lediglich eure Schuld." Und von dieser Seite her sind jene als heterodox angesehenen Prediger die allerlebhaftesten, ja oft stürmischsten Erweckungsprediger, indem sie mit ihrer Lehre glauben das Hinderniß aus dem Wege zu räumen, was in der Vorstellung von einer physischen Unfähigkeit, das Gute zu thun, liegen könnte. Demzufolge nehmen sie denn auch an, daß die göttlichen Gnadenwirkungen auf den Menschen bei seiner Bekehrung in der Offenbarung der Herrlichkeit Gottes allein bestehen (by revealing the glories of the divine character). Nichts desto weniger sehen sie diese Offenbarung der göttlichen Gnade in Christo als unumgänglich nothwendig an zur Bekehrung des Menschen, und zwar eine Offenbarung derselben nicht bloß für den Verstand, sondern auch für den Willen des Menschen, d. h. die durch das Licht, was sie gibt, den Willen bewegt, ihr zu folgen. Daher protestiren sie gegen den Vorwurf, sie lehrten eine Selbstwiedergeburt des Menschen; vielmehr behaupten sie, daß die Gnade des heiligen Geistes dazu unumgänglich nothwendig sey, ja sie halten den strengsten Calvinischen Partikularismus fest, daß Gott von Ewigkeit her beschloß, nur einen Theil der Menschen selig zu machen, und auf diesen Theil nun mit der vollkommenen Sicherheit und Gewißheit der Allmacht eingewirkt zu ihrer Bekehrung und Vollendung.

(Schluß folgt.)

Die Hegelingen. Aktenstücke und Belege zu der s. g. Denunciation der ewigen Wahrheit, zusammengestellt von Dr. Heinrich Leo. 44 S. 8. Halle, bei Eduard Anton, 1838.

Eine Beilage zu der Vorrede vor der zweiten Auflage des Sendschreibens an Görres. In der That, je mehr Selbstverläugnung dazu gehört, Aktenstücke dieser Art zu sammeln, desto größeren Dank hat man Herrn Prof. Leo zu sagen, daß er sich dazu herabgelassen. Auch konnte der Herr Herausgeber für diesmal dieses unerquicklichen Geschäfts sich nicht wohl entschlagen, ob er sonst freilich jeder näheren Berührung mit dem jungen Reiche baar seyn möchte. Wo nämlich irgend Elendigkeit und Gottlosigkeit an's Tageslicht gezogen und deutsch darüber geredet wird, da hat man jetzt flugs das Wort Denunciation bei der Hand, als den Schild, damit man alle feurigen Pfeile auszulöschen sich einbildet. Auch Leo ward unter die Denuncianten verwiesen und zu einem Wegelagerer gestempelt. Wer aber bis heute darüber noch nicht im Klaren gewesen, ob Leo im Wege Rechtens in die Schranken getreten, wer gezweifelt, in weß Namen und Vollmacht er seine Zornschale ausgeschüttet über dies junge Geschlecht, der mag denn vorliegende Schrift in die Hand nehmen, welcher wir als Motto vorsetzen möchten: „Darum, daß du der Stimme des Herrn nicht hast gehorchet, wird dich ein Löwe schlagen!" Hier sehe Jedweder das Ruthenbündel, die Jung-Hegelschen selber haben's naiv zusammengeschürzt, Leo hat's in die Hand genommen und sie in's Gesicht damit geschlagen — und da schreien sie über Denunciation. Soll einmal Denunciation im Spiele seyn, so mögen die Bürger im Reiche der Idee gegen sich selber eine Klage einreichen, denn sie selber haben sich schmählich denuncirt. — Dies im Auge hat auch Herr Dr. Leo wohl die vorliegenden Bogen in dieser Gestalt herausgegeben. Die „Hegelingen"*) legen nämlich in Person Zeugniß ab für die vierfache Anklage, welche im Vorworte gegen sie anhängig gemacht wird (nämlich: 1. diese Parthei lehrt den Atheismus ganz offen; 2. diese Parthei lehrt ganz offen, daß das Evangelium eine Mythologie sey; 3. diese Parhei lehrt ganz offen eine Religion des alleinigen Diesseits; 4. sie gibt sich das Ansehen, als wenn sie eine christliche Parthei sey, und verschafft sich so die Möglichkeit, der Gestattung christlicher Eide

*) „Hierin liegt also der Unterschied zwischen Hegel und zwischen den Hegelingen, daß jener, indem er grade über die das religiöse Bewußtseyn des Volks untergrabenden Consequenzen seiner Lehre sich nicht klar ausgesprochen, es denen, die sein Andenken verehren, frei gelassen hat, anzunehmen, er werde, wenn ihm diese Consequenzen in ihrer Teufelischkeit entgegengetreten wären, wie sie jetzt auftreten, entweder eingelenkt oder einen anderen nothwendigen Gang des Consequirens gefunden haben; daß aber die Hegelingen die Frechheit haben, diese Consequenzen als eine neue Religion vorzutragen und dennoch zugleich mittelst einer betrügerischen Redeweise der bisher geltenden Religion unterzuschieben." S. 7. Anm.

und der äußeren Theilnahme an christlichen Sakramenten); zuerst redet Herr Michelet (Cap. II. Das Glaubensbekenntniß der Hegelingen), alsdann Herr Bayrhoffer (Cap. III. Die Hoffnungen und Aussichten der Hegelingen) und zuletzt die Zeitschrift von Mayen nebst den Hall. Jahrbüchern (Cap. IV. Nachträgliches und Ergänzendes aus den beiden Zeitblättern des Geisterreichs der Idee). Nur zwischendurch fällt der Herausgeber den Selbstdenuncianten in's Wort, meist den Spruch von Hobbes in's Deutsche übersetzend, der vorn auf dem Titel zu lesen ist: „Secundus abusus sermonis est, quando homines verbis utuntur alio sensu, quam ad quem ordinata sunt; atque ita decipiant alios." Also Fingerzeige zu Nutzen und Frommen solcher, die gerne wissen möchten, wohin die Sache eigentlich hinauswill. Was hier nun abgedruckt worden, ist freilich in jedem Buchladen zu haben; aber Leo sagt ganz recht, daß „die Bücher so geschrieben sind, daß sie jeden nicht Einverstandenen, ehe er zu den charakteristischen Stellen des Frevels und Gräuels am Heiligthum vordringt, abschrecken." Nur das möchten wir nicht zu glauben uns getrauen, daß auf den Zeitschriften, welche dermalen Gefäße dieses Unraths sind, „die allgemeine Verachtung lastet." Nein, so ist die Zeit nicht; und schreibt auch Dr. Schaller in der Vorrede zu seinem „historischen Christus," daß die ausgesuchtesten pikanten Aussprüche der Frivolität ihre Gewalt und Wirkung verloren, daß das gegenwärtige Bewußtseyn sie ohne Weiteres als partikuläre, ihm wesentlich fremde Stimmen erkenne und sie als Nachhall einer verschwundenen Zeit mit Kraft und Sicherheit aus sich herauswerfe: so sind das nur angenehme Träume und sanguinische Hoffnungen. —

Daß Prof. Leo mit nichten gegen einen erträumten Goliath Schleudersteine geworfen, wird Jedem bemerklich seyn, der seine fünf Sinne beisammen hat; wer hier abermal Denunciation findet, soll sich erst desinficiren lassen, wo's möglich ist, und dann wiederkommen und wieder fragen. Es heißt am Ende des Vorworts: „Zu dieser Anklage fühle ich mich durch mein Gewissen gedrungen, und falls die Nation wirklich schon so allgemein verblendet seyn sollte, darin eine niedrige Denunciation zu sehen, würde ich mich damit trösten, daß ich das Bewußtseyn habe, hierin dem Herrn zu folgen, und die Pflicht habe, ihm nachzugehen, nicht bloß durch Ehre vor den Menschen, sondern auch durch Schande vor denselben." Freilich, das ist diesen Leuten eine wunderliche Rede und wird auf den honetten Dr. Ruge nur einen „komischen Eindruck" machen, wie jüngst noch die Leoschen „Psalmodien." Daß überhaupt die kleinen Titanen gewaltig entrüstet gewesen über die verständliche Sprache, in der Dr. Leo neulich mit ihnen geredet, soll Keinen Wunder nehmen. Denn es ist ja wahr, in seinem eigenen Namen und um sich selber zu wahren wird kein Christenmensch also reden, wie Leo geredet; in seinem eigenen Namen und für seine Person fordert Keiner Feuer vom Himmel; für sich selber schlägt Keiner den Anderen in's Angesicht, sondern hält willig die andere Backe auch hin, wenn er geschlagen ward. Es gibt nun Leute, die von dem nichts wissen, der den Seinen Macht gegeben hat zu treten auf Schlangen und Skorpionen, und die wittern alsobald, wenn einer daher fährt auf sie zu treten, Grobheit und Gemeinheit, Leidenschaft und Fanatismus, Puritanismus und Jesuitismus, und es kann's ihnen Niemand wehren. Denn wem einmal der Sinn dafür ausgegangen, daß ganz nüchterne, vernünftige Menschen auf Pauli Wort sich todtschlagen, auf Hegel's Wort sich kein Haar krümmen lassen wollen; wer sich einmal so vollständig verwirrt und verrannt hat, daß er in dem Institute der christlichen Kirche — im wahren Verstande — nur ein Leichengewölbe und in ihren redlichen Dienern nur Todtenbeschwörer zu erkennen vermag: der muß nothgedrungen jedes Zeugniß von Christo, dem Sohne des unhegelschen Gottes, eine hohle Fieberphantasie heißen und in den Stimmen, die für diesen Christus gegen heidnischen Unfug sich erheben, nichts als Puritanerseufzer hören und nichts als Jesuitenpfiffe erkennen. Wer selber kein Evangelium mehr hat und auch kein's brauchen kann in seiner Allgenugsamkeit und Sündlosigkeit, der kann's auch nicht begreifen, wenn je einer der Schlächterprofession Einhalt gebietet, in welcher der kritische Scharfsinn eine Neutestamentliche Schrift nach der anderen abthut, nur damit er gerecht sey in seinen Sprüchen. Sieht hier einer nicht ruhig zu, sondern greift dem coupe-bible in's Handwerk: der verkehrt — so heißt es — mit Bullen in coena domini und hat Richten und Verdammen zum alleinigen Elemente seiner Existenz. — Solchen Leuten also insgesammt, die ihr demüthig Herze an den freien Geist verkuppelt, ist die ganze Art, in der Leo mit ihnen handthiert, höchst unbequem, den ersten Größen zugleich komisch. Nun, mögen sie's halten wie sie wollen; mit ihnen sind wir fertig. Aber Anderen haben wir noch zu begegnen, denen ein Etwas von ererbtem Respekt vor Gott und göttlichen Dingen noch anhaftet, die also nicht mit einstimmen, „wenn vom Herrn Christus wie von einem Schneidergesellen gesprochen wird," die jedoch zu zarter Constitution sind, als daß sie nicht — auch in gegenwärtiger Schrift Leo's — bei manchen Stellen stutzen und meinen werden: wenn auch dieser und jener Philosophe zu weit gegangen, so gefalle sich doch Leo in gar absonderlichem Schelten und sey der christlichen Milde und Toleranz los und ledig. Darauf dient denn zur Antwort: vorerst, daß gewöhnlich keine seidenen Handschuhe anzieht, wer Mist aufladen muß; demnächst, daß christliche Milde keine krankhafte Sentimentalität ist, daß christliche Toleranz nicht fraternisiren soll mit der Humanität, welche — wie Leo anderswo sagt — in der That das Wort ist, womit der ganzen Elendigkeit und Bodenlosigkeit des vorigen Jahrhunderts der Mantel umgehängt worden ist. „Diese humane Richtung hat Hurerei und Ehebruch, Lüge und Faulheit und alles Miserable gegen harte öffentliche Bestrafung in ihren Schutz genommen und hätte, wo möglich, am liebsten alles Strafrecht abgeschafft aus dieser Welt." Die Trümmern dieser humanen Zeit sind nun in unsere Zeit verbaut, daß sie noch immerfort durchschimmern und aller Lauheit und allem Indifferentismus einen erwünschten Schlupf-

winkel gewähren. Endlich mögen die leicht verwundbaren Seelen ein Wort des Mathesius beherzigen, es heißt also: „Gott und seine Leute haben auch ihren hitzigen Eifer und brennenden Zorn, wie es zwar unserem Doktor (Luther) oftmals auch herzlich wehe gethan, daß seine Schriften so rauschten, wie die Platzregen, und wünschte vielmehr, daß er so fein sachte und lieblich könnte regnen, wie Herr Philippus und Herr Brentius; aber einerlei Geist hat mancherlei Wirkung. Wir — — sollen von großer Leute Ernst, Brunst, Eifer und Heftigkeit nicht leichtlich urtheilen. Sie haben ihren Seigersteller und ihren Schirmeister bei sich im Herzen, der geräth oft über sie und bringt sie auf, treibt sie fort, und führt sie oft, dahin sie nicht gedenken. Wie denn Gott zu ihren Wegen Glück und Segen spricht und führet ihre Reise wunderbarlich hinaus, daß sich Jedermann darüber zu kreuzigen und zu segnen hat."

Das Nachwort ist mit Feuer gesalzen und greift an's Herz. Es heißt darin: „Alte Chroniken erzählen von Wartthürmen und Burgmauern, daß man ihnen einen festen Grund zu gewinnen nicht vermocht habe, bis (auf den Rath derer, die in der schwarzen Kunst bewandert gewesen) ein unschuldig Kindlein in den Grund eingemauert worden. — — Man mauerte ein klein Gemach in den Grund, setzte ein Tischchen hinein mit Zucker und Spielwerk, und das arme betrogene Opferkind war fröhlich und freute sich der schönen Dinge, während die grimmen Werkleute es einmauerten. Das sind Sagen, deren Grund, wenn er ein wahrer, in die Heidenzeit zurückgeht — und jeder Nerv an uns zittert, so wir an diese Gräuel denken des Heidenthums. Aber sind die, welche das Volk losreißen von dem mehr als tausendjährigen Grunde seiner Sittlichkeit und seines Glaubens, indem sie die erwachsene Generation lehren, es gäbe keinen persönlichen Gott, und die Geschichte seines eingeborenen Sohnes sey eine nachmals gedachte Mähr, die, wenn man sie recht fasse, allenfalls einen vortrefflichen philosophischen Sinn gäbe; und das subjektive Bewußtseyn und Empfinden habe mit dem Tode ein Ende; und das Gräuelhafteste, was sich auf der Welt zugetragen, sey nothwendig, also vernünftig gewesen; und das Böse sey allein in der bewußten willkührlichen Setzung wider Gott zu suchen — sind diese Leute nicht die grimmsten Werkleute, die der Deutschen Nation Kinder einmauern in den Grund des Thurmes heidnischer Vorstellungen, in die Bollwerke und Wartthürme des Teufels, und sie hineinlocken mit dem Naschwerk ihrer eitlen Philosophie, daß sie darin umkommen in dem Jammer unbefriedigten Hungers und Durstes nach dem Worte des Herrn?" — Ja wahrlich, es ist so und nicht anders! Sie brüten Basiliskeneier und wirken Spinnewebe; wenn man von ihren Eiern isset, muß man sterben, zertritt man sie aber, so fährt eine Otter heraus. Dies Brüten und Wirken geschieht dermalen nicht in einem Winkel, frei auf offener Gasse. O, daß doch die Christen, und die Diener der Kirche vornehmlich, die Augen weit aufthun möchten, zu erkennen, um was es sich eigentlich handle in diesem Kampfe! Aber freilich, da ist viel Schweigen und Todtenstille überall; da Ahab's Volk, das nach beiden Seiten hinkt, und Isaschar's, die zwischen den Gränzen lagern; da Hananjah's, die laufen und Gott hat sie nicht gesandt; da Diener, von denen es heißt: sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns: die allzumal halten sich fein stille und spüren nichts davon, daß der Boden unterminirt wird, auf welchen die Mauern des in der Welt herbergenden Zions gegründet sind. Wenn man dem so zusieht, faßt einen wohl ein geheimes Grauen vor einer großen Fleischesschuld, die auf unserer Kirche lastet, welche in der allerliberalsten Lutherischen Concession ihre Leviten und geistlichen Simson's aus ihrem in den fleischwarmen und faulen Schoß der Delila hat entspringen und darin verkunkeln lassen. Wenn aber die Schläfer in Kanaan, welches den Baalim und Astaroth nachhurt, noch zu erwecken sind, so mag das nächst durch Gottes Gnade durch solche Stimmen geschehen, die vernehmlich rufen: Ist der Herr Gott, so wandelt ihm nach! ist es aber Baal, so wandelt ihm nach! — Und also wird es auch geschehen. Die Summe derer, die freien Geistes sind, wird sich endlich völlig trennen von der Gemeinschaft derer, die demüthigen Geistes sind; das neue Himmelreich wird sich organisiren und abrunden, d. h. die Negation alles Heiligen und Rechten wird bis zum letzten Ende durchgeführt seyn. Mögen sich denn Etliche, mögen sich Viele in Un- und Absinn zum Tode verlieren; die Diener am Worte aber sollen des centnerschweren Spruchs gedenken: Aus deiner Hand will ich sein Blut fordern! Es gilt also, an dem Worte zu halten unverbrüchlich: „So du die Frommen lehrst, sich sondern von den bösen Leuten, so sollst du mein Lehrer seyn; und ehe du solltest zu ihnen fallen, so müssen sie eher zu dir fallen!" Es gilt also, daß der Apostel Nachfolger mit guter Zuversicht Pauli Wort zum Panier über sich aufwerfen: Ich bin unschuldig an Aller Blut! — Mag dann fürder über fanatische Verketzerungssucht geschrieen werden, das irre Keinen, der nicht gekommen ist, sich selber zu weiden; der Heiligenschein blende Keinen, den sie dem Herrn der Herrlichkeit von der Stirne gerissen und auf ihr eigen hohes Haupt verpflanzt haben; die Toleranz und Geisteshoheit berücke Keinen, da die Leute den Herrn Gott und den Teufel für Einerlei halten, weil beide Geist sind; am Ende muß doch offenbar werden, der rechte Gott sey zu Zion und wer für ihn geschlagen, habe guten Kampf gekämpft. So lange es eine streitende Kirche gibt, müssen wohl Rotten unter uns seyn; der Herr der Kirche aber wird auch forthin Aaron's und Hur's rüsten, welche dem streitenden Moses auf Horeb die Arme unterstützten; er wird seinen Dienern nicht ausgehen lassen das Mehl des Worts im Cad und das Öl des Geistes im Krug bis auf den Tag, da der Regen seiner Gnade Alles satt machen soll.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 22. September. № 76.

Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Provinz Sachsen. Von Rudolf Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Leipzig, Tauchnitz, 1838.

Der Titel dieses Buches kann nur denjenigen unverständlich seyn, welche, unbekümmert um den Verfall der Evangelischen Kirche, die Verwüstung, welche in ihren heiligen Liedern seit den letzten sechzig Jahren angerichtet worden, ignoriren, oder denen, welche an ihrem Theile überall mithelfend an dem zerstörenden Werke der Finsterniß, auch in der kirchlichen Poesie der Armseligkeit und Abgeschmacktheit, dem Unglauben und Widerchristenthum bereitwillig Vorschub leisten. Die Anderen wissen, daß es sich hier um einen wirklichen Nothstand handelt, welchem auf das Vollständigste und Baldigste, und dies zwar mindestens während des Lebens der gegenwärtigen Generation, abgeholfen werden muß, wenn nicht unsere Kirche nicht allein einer ihrer vornehmsten Zierden beraubt, sondern auch in einer ihrer Grundfesten erschüttert werden soll. Dieser Nothstand wird in dem vorliegenden Buche von dem zu einem solchen Unternehmen wohl berufenen Verfasser in seiner ganzen Dringlichkeit, ja wir müssen sagen: in seiner vollen Schrecklichkeit, an den Gesangbüchern der Preußischen Provinz Sachsen nachgewiesen. Ob es noch mehrere Gegenden unseres Vaterlandes Evangelischer Kirche gebe, wo auf gleichem verhältnißmäßig sehr engem Raume so viel Geschmacklosigkeit, Albernheit, Heidenthum und Widerchristenthum zusammengedrängt und dem Volke recht eigentlich aufgedrungen sich vorfindet, wie in der Provinz Sachsen, wissen wir nicht; die dem Schreiber dieses bekannten westlichen Gegenden des evangelischen Deutschlands, die doch auch an matten und flachen kirchlichen Gesangbüchern keineswegs arm sind, bieten wenigstens in dem alles Glaubliche übersteigenden Maaße, wie die Sächsischen Bezirke, Widerwärtiges und Abschreckendes nicht dar. Nur zu gut ist es dem Verf. gelungen (S. 1.), „einmal recht genau nachzuweisen, wie groß wirklich die Noth sey," und wir können darum das vorliegende Werk denen, welche weder Lust noch Gelegenheit haben, den hier durchmusterten Augiasstall aus eigener Ansicht kennen zu lernen, dabei aber von der heillosen Verwüstung, welche in dem Heiligthume der Evangelischen Kirche angerichtet worden ist, ein möglichst vollständiges und treues Bild zu besitzen wünschen, nur auf das Angelegentlichste empfehlen.

Die Einleitung beschäftigt sich, nachdem eine allgemeine historische Übersicht gegeben worden, mit der Aufzählung der in der Preußischen Provinz Sachsen gebräuchlichen Gesangbücher; wir erfahren aus derselben, daß neben einigen ganz alten (dem Halberstädter von 1740, dem Saugershäuser von 1750, dem Schleusinger u. a.) und drei sehr wenig modernisirten (dem Altmärkischen oder Stendalischen, dem Suhlaer von 1796 und dem Hallischen Stadtgesangbuch von 1790) ein und zwanzig modernisirte Gesangbücher in dieser Provinz im Gebrauche sind. Die letzteren werden nach drei Klassen geordnet: 1. die Besseren (das Wernigeroder, das Halle-Glauchaer, das Zeitzer, das Merseburger, das Delitzscher, das Quedlinburger). 2. Die Mittleren (das Wittenberger, das Stolberg-Stolberger, das Erfurter, das Dresdner, das Freyburger, das Torgauer) 3. Die Schlechtesten (das Hallische Dom-Gesangbuch, das Eisleber, das Stolberg-Roßlaer, das Sondershauser, das Nordhauser, das Mühlhauser, das Weißenfelser, das Naumburger, das Magdeburger). Rechnen wir die von dem Verf. aus dem Bereiche seiner Kritik ausgeschlossenen, S. 50. namhaft gemachten Gesangbücher hinzu, so erhalten wir in einer einzigen Provinz wenigstens zwei und dreißig im Gebrauche befindliche kirchliche Gesangbücher. Wir könnnen diese Mannichfaltigkeit, insofern sie alten Ursprungs ist, zwar nicht an sich tadeln: in der älteren Zeit waren alle diese Gesangbücher eigentlich keine verschiedenen Bücher, vielmehr boten sie alle, mit sehr geringen Ausnahmen, dieselben Lieder und in den Liedern dieselben Texte dar; höchst bedenklich aber wird dieselbe seit der Zeit, als der Quell der kirchlichen Liederdichtung zum Strome anwuchs, welcher trübes Wasser, Grieß und Sand in Menge führte; verderblich, seitdem das neumodige Verschlimmbessern in die Gesangbuchslitteratur eingedrungen ist. Mehr und mehr nahm die Mannichfaltigkeit den Charakter der Subjektivität, der Willkühr, zuletzt bewußter und absichtlicher Abweichung von dem gemeinsamen Fundamente der Kirche, mithin der wirklichen Grundverschiedenheit an, und trägt somit den Stempel des Unglaubens, welcher die Evangelische Kirche nur zu gern in Territorialkirchen, Lokalkirchen, ja am Ende in Individualkirchen zerspalten möchte. Wir sprechen darum den gläubigen Kirchenbehörden unserer Zeit nicht allein unbedenklich, sondern auf das Bestimmteste und Ernstlichste den Beruf des Bindens und Vereinigens dieser zersplitterten Elemente zu. Sie dürfen jetzt nicht weiter dulden, daß jeder kleine Bezirk ihrer Diöcese sich nach eigenem Gutachten ein kirchliches Gesangbuch gut oder schlecht zusammenstoppele; sie dürfen sich nicht begnügen, etwa nur negativ, das offenbar Schlechte ausschließend, verfahren zu wollen, vielmehr ist es an der Zeit, auch thätig eingreifend zu Werke zu gehen, und zwar nicht bloß durch Aufstellung der Grundsätze, nach welchen bei der Abfassung neuer Gesangbücher zu verfahren sey,

sondern durch Herstellung eines allgemeinen kirchlichen Gesangbuchs selbst. Die Einheit der Evangelischen Kirche beruhet zu einem nicht so ganz geringen Theile auf der Einheit ihres Kirchengesanges, und es darf sich unsere Kirche in diesem Punkte durchaus in keine Vergleichung mit der Katholischen einlassen, welche den Kirchengesang des Volks im Ganzen als etwas Gleichgültiges behandelt und deshalb nicht allein für jede Diöcese ein besonderes Gesangbuch, sondern mitunter für ein und dieselbe Diöcese mehrere zuläßt. Es würde darum in einem größeren Staate, wie eben Preußen, ganz in der Ordnung seyn, für das ganze Reich, so weit dasselbe evangelisch ist, ein einziges Gesangbuch einzuführen; kleinere evangelische Länder folgten dann vielleicht nach, und es eröffnete sich auf diesem Wege die Aussicht, die so sehr gestörte Einheit der Evangelischen Kirche wenigstens in diesem Stücke wiederhergestellt und erhalten zu sehen. Dieses gesetzlich einzuführende Gesangbuch dürfte jedoch nur die ältesten, in der ganzen Evangelischen Kirche im öffentlichen Gebrauche befindlichen (so zu sagen symbolischen) Lieder in streng kirchlicher Anordnung begreifen; außerdem müßte jeder Provinz oder Diöces frei gelassen werden, eine Auswahl der besseren übrigen Lieder entweder unmittelbar auf die liturgisch feststehenden Hauptlieder folgen zu lassen, oder, noch zweckmäßiger, dem Hauptgesangbuche einen aus diesen Liedern zweiten Ranges bestehenden Anhang anzufügen, wie dies in früherer Zeit fast bei allen Gesangbüchern statt fand: das eigentliche Gesangbuch enthielt die alten Kernlieder, die (oft zwei- bis dreifachen) Anhänge die neueren oder aus anderen Gesangbüchern erst erborgten oder die der besonderen Kirche eigenthümlichen Lieder. Auf diese Weise würde die kirchliche Einheit erhalten, ohne dabei die Freiheit der Gemeinden und ihrer Prediger ungebührlich zu beeinträchtigen, zugleich der Streit über das Aufzunehmende und Nichtaufzunehmende zum größten Theile von vorn herein vermieden, und endlich auch der Übelstand beseitigt, der gegenwärtig selbst die besten Gesangbücher und Liedersammlungen drückt, daß der Kern und Stern des evangelischen Liederschatzes unter der Masse des Neueren, wenn schon Guten, wie verschüttet und vergraben liegt. Die Zahl dieser älteren Hauptlieder, deren Gebiet wir mit Gerhard und Rist und deren wenigen nächsten Nachfolgern schließen, und nur in wenigen Einzelheiten bis auf Schmolk ausdehnen möchten, ist übrigens nicht so gar groß, und dürfte kaum die Zahl dreihundert übersteigen; nimmt man nun in den Anhang etwa eben so viel auf, so möchte allen Bedürfnissen auf das Vollständigste genügt seyn Dem Irrthume müssen wir übrigens auf das Bestimmteste entgegentreten, als sey der Reichthum an Liedern an und für sich schon ein Vorzug eines Gesangbuches; wir wünschen grade im Gegentheile die Zahl der für den regelmäßigen kirchlichen Gebrauch bestimmten Lieder klein, damit dieselben sich zu gewissen Zeiten wiederholen und mit diesen festlichen Zeiten recht innig zusammenwachsen, so daß das Fest (wo streng nach den Perikopen gepredigt wird, etwa auch der Sonntag) durch das Lied, und das Lied durch das Fest auf das Bestimmteste bezeichnet wird. Wie man noch jetzt in unseren Kirchen vor dem Beginne der Abendmahlsfeier ein für allemal „O Lamm Gottes" singt, so waren ehedem in herkömmlicher Weise nicht allein für die Sakramente, sondern auch für die einzelnen Feste regelmäßig wiederkehrende Lieder bestimmt, auf deren Absingung sich das Volk mit Recht zum Voraus freute, und deren Klang als der rechte Festesklang in den Herzen noch lange nachtönte; so zu Ostern: „Christ ist erstanden," auch wohl: „Wachet auf;" außer diesen Liedern mochten nun nach Bedürfniß der Festpredigten noch mehrere andere Lieder gesungen werden; jene aber waren doch die eigentlichen Osterlieder, mit denen die Osterfreude in die Herzen einzog. Ja wir wollen, wenn wir uns gleich das Lied nicht zurück wünschen können, an den Christfestjubel erinnern, welcher in dem Liede In dulci jubilo und in seiner, zwar etwas roh, aber laut und herzlich jubelnden Volksmelodie aus Herz und Mund unserer Altväter strömte. In diesem Sinne wünschen wir liturgisch feststehende Lieder in mäßiger Anzahl, ein liturgisch feststehendes Gesangbuch von beschränktem Umfange wieder hergestellt oder eingeführt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Presbyterianische Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

(Schluß.)

Der Streit kam nun innerhalb der Presbyterianischen Kirche dadurch zum lebhaften Ausbruch, daß eine beträchtliche Zahl von Gemeinden in den westlichen Staaten, welche früher zu den Congregationalen gehört und unter dem Einfluß von Neu-England gestanden hatten, eine Aufnahme in den Verband der Presbyterianischen Kirche suchte und fand. In vier Synoden bildeten nun jene Neu-Engländischen Lehrer die überwiegende Mehrzahl. Ein Commentar zum Briefe an die Römer von Alexander Barnes erschien, welcher bei allen Hauptstellen die Ansicht dieser Parthei aussprach; ein höchst angesehener, beredter Prediger, Dr. Lyman Beecher, erklärte sich für sie. Diese beiden Männer wurden wegen ketzerischer Lehren vor zwei bis drei Jahren bei allen kirchlichen Instanzen verklagt, allein im Jahre 1836 konnte die orthodoxe Parthei ihre Absetzung noch nicht bewirken.

Die Beschuldigungen gegen Barnes waren besonders drei: er lehre: 1. daß die Sünde nur in der freien That des Willens (voluntary action) bestehe; 2. daß Adam über sein sittliches Verhältniß so unwissend war, daß er glaubte, die Folge seiner Übertretung erstrecke sich nicht weiter, als bis auf den natürlichen Tod; 3. daß unwiedergeborene Menschen im Stande seyen, Gottes Gebote zu halten und sich zu Gott zu bekehren. Zum Beweise jenes ersten Satzes wurde eine Stelle aus seinem Commentar angeführt: „Man hat keinen Grund anzunehmen, daß der Mensch zum ewigen Tode verdammt, oder der Sünde schuldig befunden werde, ohne persönlich an Adam's Sünde Theil zu nehmen, so wenig Jemand Theil hat an dem Werke Christi ohne seine Gnade und ihn als seinen Heiland anzunehmen." Zum Beweise des zweiten Punktes wurde an-

geführt folgende Stelle: „Fragen wir, wie Adam die Drohung des Todes verstanden haben müsse, so haben wir keinen Grund anzunehmen, daß er dabei an etwas Anderes als an den Verlust seines leiblichen Lebens und an Gottes Mißfallen gedacht habe. Moses deutet nicht an, daß er von der Natur eines Gesetzes und der Strafe unterrichtet war, und seine Erzählung führt darauf, anzunehmen, daß Adam weiter nichts treffen sollte. In der Stelle 1 Mos. 3, 19. enthält auch Gottes Erklärung nichts weiter als: „„Erde bist du und zur Erde sollst du werden."" Ist nun wohl zu glauben, daß Adam diese Worte von dem, was man „„geistlichen"" oder „„ewigen Tod"" genannt hat, verstanden haben sollte? Man hat sehr gegen die genaue Auslegung gefehlt, wenn man Lehrbegriffe in die Wörter und Phrasen des A. T. hineingelegt hat. Man hat dann Adam in der ersten Kindheit der Welt für fähig gehalten, Fragen zu verstehen und zu erörtern, welche jetzt noch im vollen Lichte der Offenbarung den menschlichen Geist verlegen machen." — Zum Beweise des dritten Punkts wird angeführt die Auslegung der Stelle Röm. 8, 5 ff.: „Die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnet ꝛc." „Hiemit ist nicht der Geist, der Verstand, der Wille des Menschen gemeint; es ist nicht gesagt, daß die Seele des Menschen physisch verderbt sey oder Gott widerstrebe, sondern daß die Richtung ihres Sinnes auf das Fleischliche, das vorzügliche Beachten des Fleischlichen eine Feindschaft wider Gott sey. Ein Kind kann eigensinnig und ungehorsam seyn; und so lange es in diesem Zustande ist, kann man auch sagen, es könne seinen Eltern nicht gefallen; ob es aber nicht aufhören könne, eigensinnig und ungehorsam zu seyn, ist eine andere Frage. So ist zu verstehen: „„Die da fleischlich gesinnt sind, können Gott nicht gefallen."" Und zu Röm. 5, 6.: „Denn auch Christus, da wir noch schwach waren, ist für die Gottlosen gestorben." „Das hier gebrauchte Wort „„schwach"" wird gewöhnlich von Kranken gebraucht, doch auch im moralischen Sinne, um Unfähigkeit und Unvermögen auszudrücken. Hier ist der Sinn, daß die Menschen schwach waren in Bezug auf das, was der Apostel erörterte, nämlich, sie hatten kein Vermögen, sich einen Weg der Rechtfertigung auszusinnen, eine Genugthuung zu vollbringen, Gottes Zorn zu versöhnen; als alle Hoffnung, daß der Mensch durch einen selbsterfundenen Plan erlöst werden konnte, ihm genommen war, und er so der göttlichen Gerechtigkeit preisgegeben, allein von Gottes Gnade abhing: da faßte Gott einen Rathschluß, der vollkommen genügte, und die Erlösung des Menschen sicherte." Worauf diese Parthei daher vorzüglich besteht, ist, daß die Unfähigkeit des Menschen zum Guten eine moralische nicht eine natürliche (physische) sey (a moral, not a natural inability). Ihre Argumente streifen oft an Pelagianismus, oder doch was wir Synergismus oder Arminianismus nennen; indeß protestiren sie gegen Beides. In einer seiner Vertheidigungsreden sagte Dr. Beecher: „Unser Glaubensbekenntniß und die Bibel, und die Stimme der Kirche Gottes aller Zeiten lehrt, die moralische Unfähigkeit des Menschen, dem Evangelio zu gehorchen, und seine gänzliche Abhängigkeit von dem Einfluß des heiligen Geistes in dem Anfang, der Fortsetzung und der Vollendung des Werks seiner Bekehrung. Wir reden hier von moralischer, nicht von physischer Leitung; von freier Selbstbestimmung, nicht von Nothwendigkeit. Wenn ich von moralischer Unfähigkeit rede, so läugne ich die Fähigkeit nicht, die in der freien Selbstbestimmung liegt; noch meine ich, wenn ich sage, der Wille sey frei von Zwang oder Ohnmacht (defect), die Fähigkeit des Willens sey nicht verwundet, gestört und in Unordnung gebracht worden. Solch eine Veränderung ist wirklich in Adam's Seelenzustand durch den Fall vorgegangen, so daß er, obwohl mit freiem Willen und zurechnungsfähig handelnd, doch unrecht handelte, und sich selbst überlassen, immer so würde gehandelt haben. Der Stoß brachte seinen Willen aus dem Gleichgewicht, und dieselbe Wirkung erstreckte sich fort auf seine ganze Nachkommenschaft. Die freie Selbstbestimmung des gefallenen Menschen wendet sich schlechthin nach Einer Richtung hin. Der Wille ist frei, aber nach einer Seite hin gerichtet (under a bias); und so sehr befindet er sich auf dem falschen Wege, daß nichts als Gottes Geist ihn wieder zurechtbringen kann. Wenn Leben und Tod dem Menschen vorgelegt werden, hat er die völlige Macht, das Leben zu wählen, aber er hat den Willen nicht, und weist es mit Willen von sich. Er liegt unter der Impotenz des Willens, die eine Abkehr von Gott ist. Mit voller Fähigkeit umzukehren, will er nicht umkehren, und verbirgt sein Pfund im Schweißtuch; und dringt das Evangelium in ihn, so entschuldigt er sich mit natürlicher Unfähigkeit, während es doch allein die durchaus selbstverschuldete Unfähigkeit ist, die Unfähigkeit eines Willens, der ganz gegen Gott und seine Pflicht gerichtet ist."

Es ist schwer, in einer Sache ein Urtheil abzugeben, wo die Akten nur sehr mangelhaft uns vorliegen. Sollen wir aber aus dem, was wir angeführt und außerdem noch darüber gelesen haben, uns eine klare Vorstellung von diesem dogmatischen Gegensatz bilden, so scheint uns das Richtige dieser in Amerika sogenannten „neuen Theologie" darin zu bestehen, daß sie, was übrigens auch die constante Lehre der Reformatoren war, stets die moralische Unfähigkeit zu allem Guten behauptet, daß sie nicht die Substanz des Menschen als selbst zur Sünde geworden, ansiehet, sondern behauptet, die verkehrte Richtung des Willens, welche daher stets die Zurechnungsfähigkeit des Menschen in sich schließe, sey die Quelle alles Bösen in ihm. Aber seltsam ist es, daß sie dabei nicht anerkennt, wie eine verkehrte Willensrichtung, welche von Geburt an bei allen Menschen sich findet, und eben deshalb nur durch Gottes Macht geändert werden kann, eben deshalb auch eine natürliche Willensunfähigkeit in sich schließe. Das Wort „natürlich" braucht sie im Gegensatz von „moralisch" so, als ob es keine „moralische Natur" gäbe, als ob ein dem Menschen angeborenes und stets und in allen Menschen ohne göttliche Dazwischenkunft auf gleiche Weise sich findendes Moralische nicht eben deshalb ein Natürliches zugleich seyn müsse. Die heilige Schrift selbst hat ja dies in den Worten: daß wir „von Natur Kinder des Zornes" sind (τέκνα φύσει ὀργῆς,

Eph. 2, 2.) schon längst vereinigt. Wenn ihre Gegner ihnen daher richtig antworten, so müssen sie ihnen sagen: Eure moralische Unfähigkeit selbst ist eine natürliche; ihr wollt uns ein Dilemma stellen, was wir nicht anerkennen können: daß nämlich der Mensch **entweder** natürlich unfähig zum Guten, und dann nicht mehr zurechnungsfähig, und nicht besser sey als ein Thier, eine Pflanze ꝛc.; **oder** daß er durch völlig freie Selbstbestimmung in jedem Augenblick unfähig zum Guten, und folglich für alles Böse verantwortlich sey. Der Mensch ist vielmehr von Natur durch freie Selbstbestimmung unfähig zum Guten. Ein durch das ganze menschliche Geschlecht gehender Willensakt Aller hat alle natürlich zum Guten unfähig gemacht und erhält sie in dieser natürlichen Unfähigkeit. Und von hier muß sich die Widerlegung dann zur Erörterung der Lehre von der Ur- oder Geschlechtssünde des Menschen wenden.

Mögen nun aber jene Neu-Englischen Theologen mehr oder weniger geschickte Beantworter ihrer Zweifel finden (Herr Dr. Schulz hätte ihnen in seiner Schrift über den Glauben Manches suppeditiren können, namentlich was er über die Zusammensetzung von Erbsünde sagt, Sünde könne man nicht erben, sondern nur thun, und was man erbe, könne nicht Sünde seyn), auf jeden Fall befinden sie sich auf einem höchst gefährlichen Wege, wie jene obigen Anführungen aus dem Barnesschen Commentar zeigen, die den Sinn des Apostels so offenbar entstellen. Es ist dies der Punkt, wo die rechtgläubige Kirchenlehre von jeher mit vollstem Recht sich überaus empfindlich gezeigt hat. Die nachdrückliche Zurückweisung der Synergisten (die als Theologen an Gaben unseres Erachtens in mancher Hinsicht ihren Gegnern überlegen waren) hat der Lutherischen Kirche einen nicht zu berechnenden Segen gebracht; und mit dem richtigsten Takt widerstanden ihre Theologen im siebzehnten Jahrhundert der großen Versuchung, sich auf die Seite der Arminianer gegen die schroffe und verkehrte Prädestinationslehre zu stellen. Eben so war es aber auch in der Reformirten Kirche eine heilsame göttliche Bewahrung, daß ihre Lehrer, ehe sie sich in's Capituliren mit dem Pelagianismus einließen, weit lieber auf der anderen Seite zu weit gingen. Wenn **Cicero**, um die thörichten heidnischen Weissagungen zu widerlegen, Gott selbst das Wissen von dem Zukünftigen nimmt, so erwidert **Augustinus** de civ. Dei 5, 9.: „Viel eher kann man die ertragen, welche ein Sternen-Fatum lehren, als den, welcher Gott das Vorherwissen des Zukünftigen nimmt" (**Tholuck** zu Röm. 8, 28.). Auch in der am weitesten getriebenen Lehre der Supralapsarier war noch immer das große Moment der Wahrheit, was sie ihren Gegnern weit überlegen machte, daß sie die gänzliche Unfähigkeit des Menschen zum Guten lehrten, welche der Arminianismus läugnete.

Doch wir kehren zur Erzählung der neuesten Ereignisse in Amerika zurück. Es entstand durch diese Lehrstreitigkeiten eine gewaltsame Bewegung in der Presbyterianischen Kirche. Schriften über Schriften erschienen, Predigten über Predigten wurden gehalten, in welchen die neue Lehre mit den gehässigsten und sehr oft wohl auch mit den übertriebensten und entstellendsten Farben abgemalt wurde. So sehr anfangs die Generalversammlung (welche jährlich in Philadelphia zusammentritt) die Ausschließung der heterodoxen Minorität vermeiden wollte, im vorigen Jahre kam es doch endlich dazu. Eine Anzahl presbyterianischer Gemeinden bildet ein Presbytery, eine Anzahl Presbyteries eine Synod, und alle Synods zusammengenommen stehen unter der General Assembly. Diese letztere nun, da sie den Riß für unheilbar hielt, entschloß sich 1837 zu dem gewaltsamen Mittel, vier Synods (die von Utica, Geneva, Genesee und Western Reserve) und ein Presbytery, als mit Heterodoxie unheilbar angesteckt, von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Die Minderzahl erklärte diesen Schritt für verfassungswidrig, da alle jene Synods sich zu dem kirchlichen Glaubensbekenntniß hielten, neue symbolische Grundlagen aber aufzustellen die Generalversammlung nicht das Recht habe; indeß beharrte die Majorität auf ihrem Beschluß. Und so haben sich denn nun Ende Mai dieses Jahres **zwei** Generalversammlungen in Philadelphia constituirt, von denen die eine, welche die Majorität enthält, von Vielen the Orthodox General Assembly, die andere aber the Constitutional G. A. genannt wird; jede nennt sich indeß die General Assembly schlechthin, und erkennt die andere nicht an; und es sind bei den Gerichten bereits Prozesse über das Kircheneigenthum beider Theile eingeleitet worden. Die sogenannte Orthodox G. A. hat eine Commission ernannt, über die Traktate und Schulbücher, welche ihren Gemeinden zu empfehlen seyen, zu berichten, und will überhaupt in der Beaufsichtigung auch dieses Theils der Lehre eine größere Strenge einführen. Ferner wird von der Parthei, welche sich die orthodoxe nennt, die Missionsgesellschaft, welche von der Presbyterianischen Kirche als solcher ausgeht, vorzugsweise unterstützt; die andere Parthei dagegen, die für eine freiere Vereinigung mit anderen Religionsgemeinschaften ist, unterstützt die allgemeine American Tract Society, und die große Missionsgesellschaft, die sich American Board of Commissioners for foreign missions nennt. In den in der diesjährigen Sitzung beider Generalversammlungen abgestatteten Berichten über den religiösen Zustand ihrer Gemeinden wird er beiderseits sehr vortheilhaft geschildert. (Zur Ergänzung unserer Schilderung dieser Vorfälle werden wir später noch etwas aus den officiellen Dokumenten über diese Gegenstände mittheilen.) Von Seiten der sogenannten Orthodox Assembly ist eine Mission in den kürzlich von der Republik Mexiko losgerissenen Staat **Texas** beschlossen worden, welche nächstens in's Leben treten wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 26. September. № 77.

Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Provinz Sachsen. Von Rudolf Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Leipzig, Tauchnitz, 1838.

(Fortsetzung.)

Doch wir brechen hier ab, um, ehe wir noch einige andere Punkte der Einleitung zur Besprechung ausheben, zuvörderst den Plan des Buches selbst darzulegen. Die beiden Hauptabtheilungen, in welche die Darstellung zerfällt, sind: 1. Veränderung der alten Lieder in diesen (den vier und zwanzig Sächsischen) Gesangbüchern S. 51—159.; 2. die Lieder der neuen Zeit S. 160—250., nebst einem Anhange über die Gebetsanhänge; zuletzt S. 260—314 Resultat des Ganzen.

Die Veränderung der alten Lieder ist bewirkt durch falsche Behandlung der Sprache, durch Zerstörung der Poesie so wie der biblischen Sprache, und durch Ausmerzung der Bibellehre. Der erste dieser Frevel, die falsche Behandlung der Sprache, hätte sich begreiflicher Weise an noch weit mehr Beispielen, als der Verf. beibringt, nachweisen lassen.*) Doch reichen die beigebrachten hin, und wir erinnern nur, daß das gänzliche Verkennen der älteren, bis zum Schlusse des sechzehnten Jahrhunderts herrschenden Redeweise bereits von Opitz datirt, welcher den allerdings schon vorbereiteten Bruch zwischen der alten und neuen Zeit durch seine Prosodia germanica in aller Grellheit darstellte, und gradezu unheilbar machte. Aus Scheu vor der Kirche, so wie aus den weiter unten darzustellenden Gründen wagte man sich zwar nicht sofort an die Kirchenlieder, um an ihnen die Regeln der neuen Prosodik, Metrik und Grammatik zu versuchen, aber die Ansicht, aus welcher das spätere Verballhornen der Kirchenlieder hervorgegangen ist, war bereits seit 1625 unerschütterlich begründet. Nicht genug, daß Opitz Synkopen wie „gsund" in den stärksten Ausdrücken für unzulässig erklärte,*) verwarf er auch die „zugesetzten" e in Wörtern wie Stern (eigentlich Sterne), welche Verwerfung sich später auch auf das Wort Herze erstreckte, dessen Form unser Verf. S. 54. nicht bloß hätte entschuldigen sollen, denn sie ist die richtige; ja Opitz sagt: „auch haben die Epitheta bei uns gar ein übel Aussehen, wenn sie hinter ihre Substantivum gesetzt werden, als: das Mündlein roth, der Weltkreiß rund, die Hände fein, für: das rothe Mündlein ꝛc., wie wohl bei unseren Reimenmachern nichts gemeiner ist." Dies war eine wissentliche, man möchte sagen barbarische Zerstörung eines der besten alten syntaktischen Elemente der Poesie, dessen sich mit Recht auch unser Verf. S. 53. angenommen hat. Als einige Proben der auf diesem Gebiete zur Herrschaft gelangten Geschmacklosigkeit heben wir heraus: „Der schönen Sonne Licht und Pracht," statt der lieben Sonne, in Scriver's Abendliede; „Wer nur den weisen Gott läßt walten;" „Empfiehl du deine Wege," wo die Abgeschmacktheit schon nahe an Aberwitz gränzt. Nahe verbunden mit der Zerstörung der Sprache ist die Zerstörung der Poesie, wie bereits die eben ausgehobenen Beispiele zeigen. Wie

*) Nur ein Beispiel aus älterer Zeit möge außer den vom Verf. behandelten hier stehen, um an demselben zu zeigen, auf welche Dinge man zu achten habe und wie sorgfältige Erwägung es verdiene, ob man zu dem Alten oder dem Ältesten zurückkehren müsse. In Albinus Liede: „Alle Menschen müssen sterben" lauten die fünfte, sechste, siebente Zeile der ersten Strophe: „Dieser Leib der muß verwesen, wenn er anders soll genesen der so großen Herrlichkeit." Dieser Ausdruck wurde früher mißverstanden. Schon das Gothaer Gesangbuch von 1736 hat: „wenn er ewig soll genesen;" andere Gesangbücher aus gleicher Zeit: „wenn er anders soll genesen zu der großen Herrlichkeit." Letztere syntaktische Form hat auch Knapp adoptirt. Eines Dinges genesen ist schon in der ältesten Zeit (neunte bis zwölfte Jahrhundert) nicht selten, sehr häufig während des dreizehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, und bedeutet zunächst durch etwas erhalten werden, sodann durch Befreiung von etwas (Noth, Sucht u. s. w.) erhalten werden, glücklich davon kommen. Am häufigsten wurde dieser Ausdruck in dem noch heute lebendigen: eines Kindes genesen, gebraucht. In diesem Sinne, nur in fortgesetzter Metapher, ist auch „der Herrlichkeit genesen" zu fassen: glücklich davon kommen und die Herrlichkeit, wie durch die Geburt ein Kind, erlangen. Genesen zu etwas ist dagegen niemals in der Sprache vorhanden gewesen (in früherer Zeit wohl an etwas) und es läßt sich die Formel, „zu der Herrlichkeit genesen," nicht anders als durch eine, immer etwas harte Ellipse: „gesund, erneuert werden und zu der Herrlichkeit gelangen," erklären. Da wir nun die Redensart: „eines Kindes genesen," noch besitzen, so ist es gewiß das Natürlichste, zu der ältesten und ursprünglichen Form, nicht zu der neueren sich zu wenden. Am wenigsten läßt sich die syntaktische Form des Gothaer Gesangbuches rechtfertigen, da „ewig genesen" wohl absolut gesagt werden kann, nicht aber in Verbindung mit einem Objekte.

*) während doch manche derselben geschont zu werden verdient hätten, und bei der Reform der Sprache der Kirchenlieder, welche gegenwärtig betrieben wird, abermals geschont zu werden verdienen. Die Regel für diese Synkopen darf freilich am wenigsten aus den alten kirchlichen Liedern selbst, deren Sprache allerdings etwas rauh ist, auch nicht aus Hans Sachs, ja nicht einmal aus Waldis und Rollenhagen entnommen, sondern muß von dem feinhörenden Fischart gelernt werden. Synkopen, wie sich Bunsen erlaubt hat: werdn (S. 769.), stellen sich hienach als völlig verwerflich dar.

man mit voller Absicht und vollem Bewußtseyn darauf ausging, die wahre Dichtung — die doch nichts Anderes ist als ein Einswerden mit dem Gegenstande, weshalb Glaube und Andacht die tiefsten Quellen der Poesie sind — gänzlich auszulöschen, zu zerschlagen, zu zermalmen, beweisen jedoch auf ganz ausgezeichnete Weise die S. 62. aus Heerwagen's Litteraturgeschichte der geistlichen Lieder und aus Schmieder's Hymnologie angeführten (übrigens, thäte es Noth, noch durch manche andere zu vermehrenden) höchst ergötzlichen Stellen, in denen eine kindische Prosa und superkluge Dogmatik verbieten, in den Liedern von Christi Empfängniß, Geburt, Leiden, Tod, Begräbniß, Auferstehung und Himmelfahrt, das Präsens und Futurum anstatt des Präteriti zu setzen, oder sich auszudrücken: Christe du Lamm Gottes, der du trägst die Sünden der Welt, oder endlich: „Zu guter Nacht, ihr werthen Lieben" von der Gesammtheit der am Grabe Versammelten singen zu lassen. Dieser Armseligkeit des Geschmacks hat die Mehrzahl der alten Lieder in den neuen Gesangbüchern (und zwar nicht bloß in den vier und zwanzig Sächsischen, sondern in allen ohne Ausnahme) entweder ihre Eigenthümlichkeit zum Opfer bringen, oder wenn sie aller Umarbeitung widerstrebten, ganz und gar weichen müssen. Selbst den neuesten und besten Liedersammlungen ist die Scheu vor diesem persönlichen Nahetreten, dieser Individualisirung noch nicht ganz vergangen; warum hätte sonst Raumer (Nr. 325.), Bunsen (Nr. 498.) und nach ihm Knapp (Nr. 3224.), freilich nach älteren Vorgängern, in Alle Menschen müssen sterben die letzte Strophe: „Nun hier will ich ewig wohnen," gestrichen, und damit dem Liede seine Krone herabgerissen? Warum hätte sonst Bunsen in Herzlich thut mich verlangen die drei Abschiedsstrophen aus der Mitte weggelassen, und hiedurch dem unvergleichlichen Liede grade den Charakter geraubt, der es vor allen anderen Liedern auszeichnet, den des christlichen Todeskampfes in seinem ganzen Verlaufe? — Wie weit jene nüchterne Philisterei aber in den Zeiten des ärgsten Verfalls, dessen Ausgeburten wir noch jetzt in den Kirchen singen müssen, gegangen ist, zeigt sich besonders an Liedern, welche der Person des Erlösers gelten, wie an Gerhard's O Haupt voll Blut und Wunden (das alte salve caput cruentatum), dessen lebendige, ergreifende Schilderung in der fast allen neuen Gesangbüchern des evangelischen Deutschlands einverleibten Fassung: Der du voll Blut und Wunden u. s. w., zur dürren, dürftigen Beschreibung geworden ist. Eben so ist Gerhard's: Wie soll ich dich empfangen, behandelt worden, in welchem nach S. 77. statt der Strophe 7.: „Ihr dürft euch nicht bemühen noch sorgen Tag und Nacht, wie ihr ihn wollet ziehen mit eures Armes Macht: er kommt er kommt mit Willen, ist voller Lieb und Lust, all Angst und Noth zu stillen, die ihm an euch bewußt," das Dresdner Gesangbuch folgende neumodische Predigt hat, wie Stier mit Recht die erbärmliche, aus Phrasen zusammengeflickte Reimerei nennt: „Die ihr mit ernster Reue still eure Schuld beweint, wißt, daß er euch verzeihe: er selbst, der Menschenfreund, ruft heilbegiergen Sündern der Gnade Trostwort zu, macht sie zu Gottes Kindern, schafft ihren Seelen Ruh." Einzelheiten aus der Darstellung des Verf. auszuheben, müssen wir uns versagen, um so mehr, als wir unten auf die Vernichtung der Poesie der Kirchenlieder noch einmal zurückkommen müssen. Ein Curiosum der ärgsten Art, welches sich übrigens in einem der zu den „Besseren" gerechneten Gesangbücher findet, und welches wir nur aus des Verf. Anführung kennen, da uns das Delitzscher Gesangbuch nie zu Gesicht gekommen ist, dürfen wir jedoch nicht übergehen; statt: So gib denn fromme Christenschar, heißt es: So gib denn fromme Leichenschar.

Mit Recht läßt der Verf. den schärfsten Tadel über das willkührliche Antasten der Anfangszeilen der Lieder, über das Weglassen der gleichmäßigen Versanfänge und Versschlüsse S. 70 — 74. ergehen. Abgesehen von dem Hauptgrunde, daß diese Liederanfänge sehr häufig den ganzen Gang des Liedes bestimmen, und das Lied durch Zerstörung des Anfangs selbst zerstört wird, haben wir auch noch den Nebengrund, sie unangetastet zu lassen, daß sie uns heut zu Tage den alten Gebrauch des Liedes, die Geschichte desselben vergegenwärtigen; Alle Menschen müssen sterben, das war das Lied, welches ehedem auf allen Leichenbegängnissen gesungen wurde, und dieser Liedesanfang ganz allein ist schon im Stande, mir die Wanderung zur Grabesstätte in christlicher Begleitung, wie sie die vielen im Herrn Entschlafenen vor mir gemacht, wie ich sie auch bald machen werde, und wie sie des unverkünstelten Christen inniger Wunsch auf dem Sterbebette ist, zu vergegenwärtigen; diese Erinnerung wird mir nicht ersetzt, vielmehr gradezu vertilgt durch den, allerdings mehr biblischen Anfang dieses Liedes, den man hin und wieder in den Gesangbüchern findet: „Menschen ists gesetzt zu sterben," durch den man der vermeintlichen Trivialität: Alle Menschen müssen sterben, aus dem Wege gehen wollte. Wir hätten darum auch nicht das Mindeste gegen das Beibehalten von: „Valet will ich dir geben" zu erinnern. Dieser Liedesanfang ist gleichfalls, damals wohlverständlich und dem Zeitgeschmacke gemäß, durch den langen Gebrauch zu einer Art von sprüchwörtlicher Redensart ernsterer Natur geworden, auch in manchen Gegenden noch sehr wohl in Andenken und Übung, ja sogar in der Schriftsprache noch gewöhnlich. Eben so wünschen wir in „Wachet auf" den Anfang der dritten Strophe: Gloria sey dir gesungen, unverändert beibehalten. Dem Kyrie eleison können wir jedoch so wenig wie der Verf., und zwar weder in der Liturgie noch in den Gesangbüchern das Wort reden, da es in Deutschem Munde eine gar zu verstümmelte und dadurch übellautende Aussprache bekommt; wogegen wiederum die biblischen Ausdrücke Hosianna und Halleluja an den Stellen, wohin sie gehören (der Verf. tadelt mit Recht, daß nach Klopstock in einigen neuen Gesangbüchern Hosianna ganz ungehörig und ungeschickt außer der Adventszeit angebracht worden), eben so Zebaoth, Jehovah und andere stehen bleiben müssen.

Hiemit treten wir in das wichtigere Gebiet der vorliegenden Kritik, in die Beleuchtung des Zerstörens der biblischen Sprache und des Wegschaffens der biblischen Lehre ein, wofür

schon einige der oben angeführten Neuerungen als Belege dienen können. Die Beispiele für die in den Kirchenliedern vernichtete Bibelsprache bringt der Verf. ohne besondere Ordnung bei; wir hätten gewünscht, dieselben unter einigen Rubriken oder nach einleuchtendem historischem Gange aufgezählt zu finden, was um so leichter gewesen wäre, da der Verf. das hauptsächlichste Princip dieser Änderungen S. 90. selbst nennt. Es ist nichts Anderes, als die Accommodationstheorie, mit welcher der Anfang der Zerstörung der Bibelsprache und sodann der Bibellehre gemacht wurde; diese Theorie, welche zuvörderst viel von dem „Lokalen und Temporellen" der Bibel, von den „orientalischen Redeweisen und Bildern" zu erzählen wußte, wovon das eine fein verallgemeinert, die anderen in „verständliche Begriffe" umgesetzt werden sollten; diese Theorie, welche mit der pädagogischen Wuth, Alles hübsch klein zu kauen, und der Gottsched-Adelungschen Sprach- und Dicht-Schulmeisterei eines und desselben Weges ging, diese Theorie zog wie ein giftiger Hauch über den Weltbaum dahin, in dessen Zweigen die Vögel des Himmels sich bargen, streifte zuerst die Blüthen ab und machte das Laub verwelken, griff aber bald das Leben des Baumes selbst an, so daß er scheinbar gänzlich verdorret da stand, die herbstlichen Stürme die Zweige zu brechen vermochten, und die späteren Geschlechter nicht mehr wußten, welche Fülle des Laubes und der Blüthen er einst getragen. Es starb in der That alle Bekanntschaft mit der Geschichte der Offenbarung, mit der Bibel und deren Sprache so völlig aus, daß zuletzt kaum noch einige der bekanntesten Gleichnisse des Herrn ein nothdürftiges äußerliches Verständniß fanden, die Beziehung des Alten Testaments auf das Neue und umgekehrt aber gänzlich unverständlich geworden war, und es selbst Geistliche gab, welche „die Wurzel Jesse" (in: Wie schöne leucht der Morgenstern) gar nicht zu erklären vermochten — zu geschweigen, daß ein neuerer Litterarhistoriker in seiner freilich sehr unberufenen und verworrenen Besprechung des Deutschen Kirchenliedes die Stelle in Herberger's Valet will ich dir geben: und bind mein Seel fein feste u. s. w., ohne Ahnung der zum Grunde liegenden Bibelstelle (1 Sam. 25, 29.) getrost als ein, bloß von der subjektiven Bildung und Stimmung des Verf. ausgegangenes „populares Verkehren mit Gott" darstellt. Ein für uns selbst schmerzlicher Tadel trifft hiebei manche der früheren Gesangbuchsredaktoren, welche, selbst noch gläubig, dem modernen, nach Verallgemeinerung des scheinbar Lokalen und Temporellen, und nach Wegschaffung der „unverständlichen Bilder des Judenthums" strebenden Geschmacke gleichwohl hie und da nachgeben zu müssen meinten, da sie den Kern auch nach Wegschaffung der Hülle gerettet wähnten, durch welchen schweren Irrthum denn ein in sich inconsequentes Mischwerk erzeugt wurde, welches keiner Parthei der Neuerer, eben so wenig auch den noch übrigen Gläubigen Genüge leistete, und den Redaktoren das bittere Gefühl eines verfehlten Strebens zuzog. Unser Verf. bringt diesen Punkt, besonders von Seiten der Inconsequenz und Halbheit, öfter zur Sprache; die eigenen Äußerungen eines solchen Gesangbuchverfassers aus den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gedenken wir bei einer anderen Gelegenheit als merkwürdiges Zeichen der Zeit mitzutheilen.

Nur zu bald folgte auf die Wegschaffung der biblischen Sprache auch die Wegschaffung der biblischen Lehre, wie denn jene Accommodationstheorie, für Deutschland anfänglich nur der größtentheils harmlos, freilich in natürlicher Blindheit aufgenommene Ausfluß fremden Unglaubens, sich bald genug auch unter uns in den entschiedensten einheimischen Unglauben personificirte und incorporirte. Es gibt übrigens eine Reihe in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verfaßter Gesangbücher, in denen es zunächst nur der Wegschaffung der biblischen Sprache und der Volkspoesie galt, und wo wir die Offenbarungslehre, so weit dies nach Zerstörung ihres Ausdruckes noch möglich ist, noch ziemlich unangetastet antreffen. Ärger und von den eben bezeichneten sehr wesentlich verschieden sind die seit den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verfaßten, zu welchen die zweite und dritte Klasse der von dem Verf. beurtheilten Gesangbücher ganz, zum Theil aber auch die erste, von der wir leider kaum das eine und andere Gesangbuch kennen, gehört.

Die Ausmerzung der Bibellehre hat der Verf. in die vorher bei der Bibelsprache vermißte, erwünschte Ordnung gebracht; noch erwünschter wäre es gewesen, wenn er uns den historischen Verlauf dieser Austreibung in den Gesangbüchern vor Augen gestellt, und das allgemeine Princip dieser zunehmenden Verderbniß, die Abneigung gegen alles persönliche Wirken und die Zuneigung und Liebe zu den allgemeinen Kräften der Natur, namhaft gemacht hätte. Zuerst war es nämlich außer dem Satan die Hölle und die Ewigkeit der Höllenstrafen, um deren Willen man laut um Verbesserung der Gesangbücher schrie (man denke vor allem an Sebaldus Nothanker von 1772, welcher, wie bekannt, den breiten Rücken seiner unsäglichen Abgeschmacktheit hauptsächlich an dieser Lehre und nebenbei an dem Porstschen Gesangbuche, insofern dasselbe diese Lehre enthält, rieb). Mit Recht stehen darum auch diese Rubriken voran. Zugleich aber machte sich neben dieser direkt negativen eine scheinbar positive Lehre Bahn: die Lehre von der allgemeinen Unsterblichkeit, welche mit jenem Streben in der genauesten Verbindung stand, und der schon Klopstock in seiner unbestimmten Weichheit, trotz seines Redens von Auferstehung, sehr großen Vorschub that. Diese liebe Unsterblichkeit, und die noch süßere Hoffnung aller Sentimentalen auf ein „Wiedersehen in einer besseren Welt, im schöneren Lande," die freilich weit süßer und bequemer ist, als das Daheimseyn bei Christo, findet sich neben dem Wegpoliren des Satans und der Verdammniß, bereits in den frühesten Modernisirungen, welche mit Nothanker gleichzeitig erschienen sind. Nachgrade kam es dann auch an die übrigen Thatsachen der Offenbarung (Nothanker z. B. ist gegen die Erlösung wenigstens noch etwas bescheidener), um sie, eine nach der anderen, in Vorstellungen und Begriffe zu verwandeln: Gottheit Christi und des heiligen Geistes, Verderben der menschlichen Natur, der Welt Elend, Erlösung und Versöhnung, Geheimniß im Abendmahl. Höchst interessant ist es,

an einer Stelle zu beobachten, wie dieselbe von jenen Ballhornen immer je eine Stufe weiter aus dem Gebiet des Persönlichen und Thatsächlichen in das Begriffliche und Abstrakte, mithin Nichtsbedeutende, hinunter geschoben worden ist. In Matheſius Morgenliede Aus meines Herzens Grunde*) heißt es Str. 3.: Du wolleſt mich behüten getreulich diesen Tag vors Teufels Liſt und Wüthen, vor Sünden und vor Schmach. Der erſte Verneuerer hat dafür: Du wolleſt vor Gefahren mich gnädig diesen Tag, vor Satans Liſt bewahren; der zweite: Du wolleſt auch behüten mich gnädig diesen Tag vor aller Feinde Wüthen; der dritte: Du wolleſt vor Gefahren mich gnädig diesen Tag vor Trug und Liſt bewahren; der vierte und fünfte: Du wolleſt auch bewahren mich, Vater, diesen Tag vor ſchreckenden Gefahren. In anderen Liedern kleiden andere Geſangbücher den Teufel in Zweifel, Schwermuth, Gram und „Bewußtſeyn" um, und es iſt merkwürdig genug, daß der Teufel, in den ſich einſt die alten Nationalgötter der Deutſchen umgeſtalteten, ſich nunmehr wieder in die modernen Nationalgötzen, die Begriffe und Phraſen, zurückmetamorphoſirt. — Ähnliche Beiſpiele des ſtufenmäßigen Herabſteigens von der erlöſenden Perſon Chriſti, von der ſündigen Perſon des Menſchen zu einem in immer allgemeinere, immer formloſere, immer flachere Phraſen ſich auflöſenden Gerede, von einem „Tod aus Liebe," von „Fehlern" und „Mängeln" ſind von dem Verf. beigebracht, und laſſen ſich aus allen Geſangbüchern des evangeliſchen Deutſchlands in reicher Zahl ſammeln. Merkwürdig iſt beſonders, daß das „ich bin ein Sünder," „du haſt getragen was ich verſchuldet" ſich vorſichtig, um ja das Sündenbekenntniß zu umgehen, in „uns," in „die Menſchen," „das menſchliche Geſchlecht" verwandelt, und aus mir dem armen Sünder erſt „ein reuvoller Sünder," dann „ein ſchwacher Menſch" gedrechſelt wird. — Natürlich wird mit beſonderem Bangen bei der Gottheit Chriſti und des heiligen Geiſtes vorübergeſchlichen, und demnach auch das Geheimniß im Abendmahl möglichſt auf eine allgemeine Bezeichnung, gleichſam ein algebraiſches N oder X gebracht; wo es zuerſt hieß: Dein Leib und Blut verſichre mich — da lautet es ſpäter: Dein Liebesmahl verſichre mich, und noch eine Stufe tiefer: Dies theure Mahl verſichre mich. — Wie nicht anders zu erwarten, iſt die Lehre von der Auferſtehung des Leibes äußerſt übel weggekommen, denn „wie hart wäre es, wenn wir erſt viele Jahre in der Erde liegen, und nicht vielmehr gleich mit dem letzten Athemzuge in das ſchöne Land der Entwickelung eilen ſollten!" Daher iſt denn Klopſtock's „Begrabt den Leib" den Modernen noch lange nicht recht; ſtatt der erſten Strophe haben drei dieſer ſauberen Geſangbücher folgende, in welcher das ſinnloſe Aneinanderreihen von Redensarten bis zum Ekelhaften ſteigt: Begrabt den Leib in ſeine Gruft! Gott der den Geiſt zum Himmel ruft, weiſt hier den Staub zu ruhen an: Was Gott thut, das iſt wohlgethan! Wir verweilen jedoch bei dieſen Anführungen nicht länger, verweiſen jedoch den Leſer auf das Buch ſelbſt und beſonders auf die Tabellen, welche drei Lieder (Gott des Himmels und der Erden, Gelobet ſeyſt du Jeſus Chriſt und Jeſus meine Zuverſicht) mit allen Varianten der beurtheilten Sächſiſchen Geſangbücher enthalten, können aber nicht umhin, mit dem Verf. zum Schluſſe dieſer Abtheilung voll Entrüſtung, ja voll gerechten Zornes, der niedrigen Lügenhaftigkeit zu erwähnen, mit welcher man künſtlich faſt in allen Liedern einige zweideutige Redensarten eingeflickt hat, um doch den Schein des chriſtlichen Glaubens zu bewahren. Das iſt unſer größtes Verderben geweſen, das iſt auch heute noch unſere größte Gefahr, daß in Lied und Predigt bei völligem Unglauben und gänzlicher Erfahrungsloſigkeit mit ſüßem Munde von Chriſtus und chriſtlichem Glauben geredet, nach langen unſinnigen und widerchriſtlichen Salbadereien wieder einmal vorſichtig in das chriſtliche Gebiet eingelenkt, oder ein Phraſengewebe ausgebreitet wird, wo die Fäden des kraſſeſten Unglaubens, des dürreſten Rationalismus, der weichlichſten Gefühlsreligion und des chriſtlichen Sprachgebrauches auf das Wunderlichſte und Unerhörteſte durcheinander laufen. Es iſt dies keineswegs bloßer Unverſtand (wiewohl wir auch dieſen gern ſtatuiren, da viele Geſangbuchsmacher ihre neuen und erneuerten Lieder, viele Prediger ſolcher Art ihre Predigten nicht anders verfertigen, denn als Schulexercitien in der Verskunſt oder Rhetorik), ſondern in den meiſten Fällen niedrige Lüge, gemeiner Betrug. So kommt es denn, daß wir ſchon gar manche Gläubige aus dem Volke von geringerer Einſicht gefunden haben, welche gar nicht einſahen, daß dies oder jenes Geſangbuch, dies oder jenes Lied, dieſe oder jene Predigt im tiefſten Grunde ungläubig und widerchriſtlich war. Zu dieſen Werken der ſeelenverderbenden Täuſchung gehört die große Maſſe der modernen Geſangbücher, gehören auch zum nicht geringen Theile die der Provinz Sachſen.

Den Beſchluß dieſer Abtheilung macht ein Verzeichniß von 131 Liedern, welche in den vier und zwanzig Geſangbüchern entweder überhaupt, oder doch in der Mehrzahl derſelben fehlen. Nach den oben angegebenen Geſichtspunkten würden wir von dieſer Anzahl etwa elf bis zwölf als unbedingt aufzunehmende bezeichnen.

(Fortſetzung folgt.)

*) Rühmen wollen wir übrigens, was zu rühmen iſt: eine ganze Reihe der von dem Verf. kritiſirten Geſangbücher (nach S. 146. ganze ſechſe) beſitzt doch dies Lied noch, während man in anderen Gegenden Deutſchlands weit und breit vergebens danach in den Geſangbüchern ſucht. Unbegreiflich iſt es, daß, abgeſehen von dem Berliner und dem Rheiniſchen Provinzialgeſangbuche, auch Bunſen dieſes Lied ausgeſchloſſen hat.

Redakteur: Prof. Dr. Hengſtenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzſch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 29. September. № 78.

Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Provinz Sachsen. Von Rudolf Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Leipzig, Tauchnitz, 1838.

(Fortsetzung.)

Die Kritik der Lieder der neueren Zeit eröffnet eine kurze Charakteristik Klopstock's und Gellert's, der wir vollständig beipflichten. Von dem ersten stammt die weinerliche Sentimentalität, von dem zweiten die dürre specielle Moral unserer neueren Kirchenlieder; beide aber haben das mit einander gemein, daß die seit dem siebzehnten Jahrhundert begonnene, in fast allen anderen Gebieten des Lebens damals bereits vollzogene Trennung des Gelehrten vom Volke, des Gebildeten von der Masse, des Theologen von der Kirche in ihnen zuletzt auch im Kirchenliede zur Vollendung kommt. Daran knüpft sich nun sofort die ernste Frage, die der Verf. zwar nicht aufgeworfen hat, die wir jedoch hier sofort aufwerfen wollen, um sie am Schlusse unserer Anzeige dieses Buches näher zu beleuchten und der Beantwortung wenigstens näher zu bringen: sollen wir, die wir aus unserer angeerbten Bildung nicht heraus können, wir, die wir aus der Trennung von dem Volke, in der auch wir befangen sind, wenigstens sofort nicht wieder zur Einheit mit demselben zurückzugelangen vermögen, sollen wir auf dem seit Klopstock und Gellert im Kirchenliede betretenen Wege fortfahren? oder sollen wir bei dem Zeichen der alten Einheit, dem älteren Kirchenliede, beharren? Wir lassen vorerst diese Fragen in all ihrer Starrheit und anscheinenden Paradoxie stehen, um zunächst der Darstellung des Verf. durch diesen zweiten Theil seiner Kritik zu folgen.

In den Liedern der neueren Zeit zeigt sich im Ganzen dasselbe Streben, was wir bereits in der Bearbeitung der älteren kennen gelernt haben, nur bei der hier gestatteten freien Bewegung überall stärker potenzirt, weshalb wir für jeden Abschnitt gleiche Rubriken, oder für beide zusammen einen historischen Gang vorgezogen haben würden. Das Bezeichnendste ist das ganz nackte und schamlose Hervortreten der Begriffe, Religion (S. 177.) und Tugend (S. 231.), welche nunmehr in den Kirchen, gleichsam als Untergötter, besungen werden:*) „Heil dem der dich Religion" (von Demme), und „Religion, von Gott gegeben" (von Thieß, noch weiter verbreitet als das erstere, und in vielen der neuesten heidnischen Gesangbücher an die Spitze gestellt).*) Von der Tugend handeln die vielberühmten Lieder: „Schön ist die Tugend mein Verlangen" (von Cramer, bereits seit 1772 in kirchlichen Gesangbüchern anzutreffen), „Tugend ist der Seele Leben" (von Diterich) und andere, des gotteslästerlichen, in fast allen den zahllosen Moralphrasenliedern der neueren Zeit anzutreffenden Zusammenstellens von „Gott und Tugend" zu geschweigen, wozu der Verf. die starke und bittere, aber vollkommen richtige, sarkastische Bemerkung macht: „Nun hätten wir doch eine Antwort auf die Frage des Koran: Hat denn Gott auch eine Frau?" Das Unchristliche liegt hiebei weniger in der Personifikation (auch die Weisheit wird ja in der Schrift personificirt) als in der Zusammenstellung eines ganz schriftwidrigen, willkührlichen Begriffes (Gott und Glaube, Gott und Weisheit, was sich doch noch eher an christliche Grundlehren anknüpfen ließe, haben wir in den Liedern niemals gefunden) mit der Person Gottes des Vaters. Es verdient übrigens im Interesse der Dogmengeschichte, besonders aber auch im Interesse des Kirchenliedes, die Geschichte der Wörter Religion und Tugend einer besonderen Untersuchung unterworfen zu werden. Beide sind unbiblisch, beide unvolksmäßig (und zwar stehet das Deutsche Wort dem Volke im Ganzen ferner als das fremde), beide sind für die Dichtung, sie sey welcher Art sie wolle, unbrauchbar, für die christliche Poesie verwerflich. Religion hat jedoch einen seit längerer Zeit vergleichsweise mehr feststehenden Begriff repräsentirt, während Tugend erst in der neuesten Zeit sich in das christliche Gebiet eingedrängt und alle rechtmäßigen, biblischen Ausdrücke und Lehren seines Bereichs absorbirt hat. In dieser seiner ungebührlichen Begriffserweiterung ist dieses alte und an sich gute, d. h. eine bestimmte wohl begränzte Begriffssphäre bezeichnende Wort so widerwärtig und schlechterdings unausstehlich geworden, daß man dasselbe heut zu Tage schon bei einiger

*) Noch immer nicht so schlimm, als daß ein noch lebender hochgestellter Geistlicher im Jahre 1827 bei einer kirchlichen Feierlichkeit in einem von ihm eigens für dieselbe gedichteten Festgesange in der christlichen Kirche Eos goldne Locken durch den Mund des christlichen Sängerchores verherrlichen ließ.

*) Hiezu folgende saubere Thatsache als würdige Parallele: Ein gewisses Consistorium wollte und sollte statt des alten guten Gesangbuches ein neues schlechtes machen. Dem Berufe wurde willig entsprochen; es entstand ein Werk, welches alle bisherigen an Erbärmlichkeit und Geschmacklosigkeit zu überbieten trachtete; über alles das war demselben aber zum würdigen Pendanten jenes, auch hier an die Spitze gestellten Thießschen Liedes, ein Titelkupfer beigegeben. Auf diesem war die Religion, eine schlechtgezeichnete feiste weibliche Person, abgebildet, wie sie auf einen, im Hintergrunde auf einem Berge stehenden Merkuriustempel hinwies. Noch zur Zeit ruhet dieser neueste Versuch zur Ethnisirung einer christlichen Provinz unter den Akten der Höchsten Landesbehörde.

geschichtlicher und sprachlicher Bildung vermeiden muß, um nicht geschmacklos und albern zu erscheinen; die christlich Gebildeten werden sich dieses Wortes ein für allemal enthalten, bis es wieder, halb abgestorben, sich in die ihm zustehenden Gränzen zurückgezogen haben wird. Zum Glücke hat es, wie eben bemerkt, bei dem Volke bis auf den heutigen Tag überhaupt fast gar keinen Eingang gefunden, am wenigsten in der widerchristlichen Mißdeutung, welche ihm das vorige Jahrhundert gab, und wird, einmal aus den Gesangbüchern ausgemerzt, bald spurlos verschwinden. Grade seiner groben Usurpation wegen aber läßt sich an der Geschichte dieses Wortes, deren Grundlinien seit Luther der Verf. S. 231. gibt, der Gang, welchen das Unchristenthum im Bunde mit der Unpoesie genommen, auf unzweideutige Weise zeigen, weshalb wir gleich jetzt noch einige Züge zu dem von dem Verf. gegebenen Bilde hinzufügen wollen. Ausgegangen von dem Begriffe der mannhaften Kraft, bezeichnet Tugend während des zwölften bis funfzehnten Jahrhunderts nur einen äußerlichen Vorzug, besonders das ritterliche Benehmen, die adliche, edle Sitte, wie es denn am häufigsten in der Kunstpoesie (nicht in der Volkspoesie) des dreizehnten Jahrhunderts, meistens in Begleitung von zuht, schoene, richeit u. dgl. vorkommt. Wen man damals einen tugentlichen Menschen nannte, ist in Berthold's Predigten (S. 187.) zu lesen. In diesem Sinne sind auch die alten, noch jetzt gangbaren Sprüchwörter: „Tugend macht edel" und „Jugend hat nicht Tugend" zu nehmen; in diesem Sinne eines einzelnen, zumal äußeren Vorzugs, gebrauchte es auch Luther, und in demselben Sinne gilt das Wort fast allgemein durch das ganze sechzehnte Jahrhundert. Die Poesie dieses Zeitraumes verschmähte das Wort fast gänzlich, und unter den von demselben gebildeten Adjektiven ist tugendreich das häufigste (auch am längsten im wirklichen Volksgebrauch geblieben z. B. ehr- und tugendreiche Jungfrau), zum deutlichen Zeichen, daß man damals noch das Vortreffliche jeder Art (besonders der äußeren Zucht), nicht den Inbegriff aller Vortrefflichkeit darunter verstand. Das Zusammenstellen des Deutschen Wortes mit dem Lateinischen Virtus pflanzte jedoch schon im sechzehnten Jahrhundert dessen abstrakte Bedeutung hin und wieder auf den Boden des Deutschen Wortes, wie besonders die Sprüchwortsammler Sebastian Frank (1541, Blatt 110—111., 119—120.) und Joh. Agricola (1532, Bl. 146b) lehren. Opitz, welcher nicht selten „Tugend und Frömmigkeit" und ähnliche Redensarten gebraucht, auch sonst in wie gewöhnlich schwankenden und phrasenhaften Darstellungen der Tugend sich ergeht, ist gleichwohl weit entfernt, in dem zweiten Buche seiner Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges die hierin eigens besungene Tugend als den Inbegriff alles Vortrefflichen, geschweige als den Inbegriff aller christlichen Vollkommenheit darzustellen, vielmehr bedeutet ihm in diesem Gedichte das Wort: weise Festigkeit, Entschlossenheit, Standhaftigkeit. Eine ähnliche Erklärung gibt noch Dietrich v. Stade in seinem Wörterbuche zu Luther's Bibelübersetzung S. 652.: „Tugend ist nicht sowohl eine That, die taug oder taugend und tüglich ist, als vielmehr ein fester Vorsatz und Wille, nach Gottes Gesetz in des Menschen Herz geschrieben, sich zu halten" — freilich gegen Luther's Gebrauch, Phil. 4, 8., wozu diese Erklärung gehört, aber doch noch immer weit von der späteren Mißdeutung entfernt. Wir sehen in diesen nur von einigen der hervorragendsten Punkte entnommenen Beispielen, wie wenig das Wort an und für sich für die Dichtung, geschweige für die kirchliche Dichtung, geeignet war, und wie es im Fortgange der Zeit, statt an Anschaulichkeit zu gewinnen, dieselbe mehr und mehr einbüßte, mithin immer weniger zu jener Dichtung sich fügte: wir sehen den Begriff schon nach und nach aus der ihm ursprünglich zugehörenden Sphäre des Äußeren in die des Inneren gerückt; zugleich werden nun von der theologischen Seite die Begriffe der christlichen Vollkommenheit umgekehrt mehr von dem Inneren nach dem Äußeren verlegt, und so kamen beide Verkehrtheiten einander auf halbem Wege entgegen: die schlechte Sache bekleidete sich mit dem ihr höchst gelegen kommenden schlechten Ausdruck eines fremden Gebiets, den sie wie für sich gemacht fand, und seit Gellert war die monströse, eben so unpoetische wie untheologische und unchristliche Bedeutung dieses Wortes in voller Übung. Unvolksmäßige, abstrakte, allem wahren Leben abgewandte, ja feindliche Poesie, im Bunde mit abstrakter, aller Wirksamkeit für das Leben entbehrender Theologie waren es allein, welche eine solche Mißgeburt erzeugen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Anfänge des Jansenismus.

Es war den 14. Mai 1638, in der Frühe, als ein Geistlicher in den männlichen Jahren unter Begleitung eines Zugs berittener Archers, auf Richelieu's Befehl, nach der Feste von Vincennes geführt wurde. Als der Haufe eben durch das Gehölz zog, welches damals Paris von diesem großen Kerker trennte, begegnete ihm der Staatsrath Robert Arnauld d'Andilly, welcher eben nach seinem Landgute Pomponne reiste. Er redete den ihm sehr befreundeten Priester an und da ihm dieser klagte, man habe ihn so rasch abgeholt, daß er nicht einmal ein Buch mit sich habe nehmen können, gab ihm d'Andilly die Confessionen Augustin's, darin er eben unterwegs gelesen. Der Gefangene wurde sofort in den Donjon geführt, welcher jetzt noch sich wundersam hinter dem tiefen Festungsgraben erhebt.

Der Mann, welchen wir also in sein enges Gemach begleitet, war Duvergier de Hauranne, Abt von St. Cyran, welcher für einen der gelehrtesten Theologen seiner Zeit galt, die Väter der Kirche genau studirt hatte, namentlich die älteren bis auf St. Bernhard und St. Thomas, welche noch aus der lauteren Tradition geschöpft und sich frei gehalten von dem stolzen Knechtdienst der Scholastik. Aber noch mehr herzlichen Dank hat er sich damit verdient, daß er nicht Wenige zum Lesen der Bibel angehalten, zu einer Zeit, da man darüber beinahe dem Verdacht des Calvinismus verfiel. Es sollen ihm vom Kardinalminister einige Bisthümer angetragen worden seyn; allein er lehnte sie ab, denn er war nicht feil. Dem Kardinal war bei seinen Planen, betreffend die Auflösung der Ehe des Herzogs v. Orlean's und das Patriarchat über die Gallikanische Kirche, auch St. Cyran's Schweigen unangenehm und dünkte ihm gefährlich. Vor wenigen Jahren hatte St. Cyran im Aurelius die Rechte der Kirche, d. h. der Bischöfe, der Concilien, der Geistlichen gegen die Jesuiten mit großem Ruhm verfochten. Aber er hätte nimmermehr durch sein gewichtiges Wort ein Unternehmen begünstigt, welches unter dem Vorwande der Freiheiten der Nationalkirche die dem Papst entwendete Gewalt

dem ohnedies übermächtigen Premierminister verschaffen sollte. Denn der alte, wahre Gallikanismus bestand darin, Rechte, Freiheiten und deren Schranken so zu vertheilen, gegen einander abzuwägen und durcheinander aufzuheben, daß ein Rechtsgebäude in gleichsam halbgothischem Baustyle sich daraus gestaltete. König, Parlament, Universität, Papst, Bischöfe — man konnte keinen erschüttern, ohne daß auch die anderen den Stoß unangenehm gefühlt hätten.

Acht Tage ehe St. Cyran nach Vincennes gesetzt worden, war der Mann gestorben, mit welchem er den Plan gefaßt, die Kirche wieder zu ihrer ursprünglichen Reinheit in Lehre und Zucht zurückzuführen. Erst als man sichere Kunde hatte, dessen großes Werk über Augustin's Lehre sey vollendet und in Sicherheit, wagten die Freunde St. Cyran mitzutheilen, daß der Bischof von Ypres, Jansenius, eines jähen Todes gestorben. St. Cyran las dessen inhaltsreiches Vermächtniß noch im Gefängniß; er nannte es das rechte Andachtsbuch dieser letzten Zeiten. — Die Freundschaft dieser beiden Männer schrieb sich vielleicht schon von der Universität Löwen her, wo sich beide schon als Studenten sehr ausgezeichnet hatten. Auf jeden Fall waren sie nach vollendeten Studien in Paris zusammen und gingen viel mit den ersten Oratorianern um. Jansen war ein geborener Holländer, durch seinen katholischen Glauben nach Belgien verpflanzt. Er war der Beharrlichere; St. Cyran hatte mehr Feuer, das ihn oft selbst, wie im Gewitter, forttrug. Er war ganz Südfranzose; sein Geburtsort Bayonne. Beide waren auf den Gränzen der katholischen und reformirten Bevölkerungen daheim. Als St. Cyran durch einen sehr ehrenvollen Ruf durch den Bischof nach seiner Vaterstadt zurückgerufen wurde, begleitete ihn Jansen dahin. Ob diesen gleich zum Theil seine Gesundheit dazu vermochte, dieses südliche Land zu suchen, so arbeiteten doch beide Freunde in einem Dorfe am Gestade des Meeres so fleißig in Erforschung namentlich St. Augustin's, daß St. Cyran's Mutter ihm öfters sagte, er werde gewiß den guten Flamänder durch das viele Arbeiten tödten. So legte denn hier der Jüngling den Grund zu einem Werke, welches ein Jahrhundert lang die Kirche in ihren Grundfesten erschütterte, während St. Cyran die praktischen Folgen aus der strengen Lehre von Gottes alleiniger Gnade zog; die gründliche Buße und Abtödtung des alten Menschen war die Sendung, das Schwerdt, so ihm anvertraut war. Die Schärfe dieses Schwerdtes aber war die göttliche Liebe. Denn auch hier geschah es und mußte es geschehen, daß die Gesetzesprediger, wozu unter Anderen die Jesuiten gehörten, welche doch auf die äußere Zucht so sehr zu dringen schienen, daß diese in die laxesten Grundsätze und Gewohnheiten verfielen, und die Sünde durch die menschliche Schwachheit, durch Sünde entschuldigten und absolvirten. St. Cyran aber eiferte, Niemand dürfe als gerechtfertigt sich dem Leibe des Herrn nahen, der nur die Strafe der Sünde fürchte, sondern wir müssen die Sünde selbst hassen als eine Feindschaft Gottes; nur wo eine Bewegung der göttlichen Liebe ist, wo sie sich das Herz aufgeschlossen, mag der Herr selbst eingehen, sein Abendmahl mit uns zu halten. Darum wurde er freilich von den Pharisäern seiner Zeit angezeigt, als verachte

und schelte er die Ordnungen der Kirche, welche doch nur eingerissene Unordnungen waren, er wurde als Sektenstifter, als Neuerer angezeigt, weil er glaubte, die Kirche sey Eine durch alle Zeiten und ihre Sitte, welche sie ein Jahrtausend geübt, reiferen Christen zu empfehlen, könne kein Verbrechen seyn. Richelieu rühmte sich, wenn man Luther und Calvin so gut hinter Schloß und Riegel verwahrt, wie er St. Cyran, so wäre es nie zu einer Reformation und Kirchenspaltung gekommen.

Es ist nicht zu übersehen, daß die Prädestinationslehre wie bei Calvin, so auch bei St. Cyran und Jansen eine strenge Zucht, ein Gericht derer mit sich führt, welche dem Abendmahl nahen wollen. Wir sehen daraus deutlicher, was diese Lehre eigentlich will, daß sie das Gericht des Menschen über sich selbst schärft, indem sie Gottes unwiderrufliches Gericht über die Sünde predigt. Angelika Arnauld sagt, wenn man erst einmal dieses Joch der völligen Aufgabe alles Creatürlichen an Gott über sich genommen, so hat es eine Quelle von Kraft, Trost und Freudigkeit, welche diejenigen nicht kennen, so unter der Herrschaft eines mehr äußeren Gesetzes, das allerdings noch mit sich reden und unterhandeln läßt, halb als Knechte der Furcht, halb als Knechte der eigenen Lust dahingehen. — St. Cyran war durch eine kühne That dieser Äbtissin von Port-Royal mit ihrem geistlichen Hause bekannt worden. Angelika hatte aus einem benachbarten Kloster dreißig Nonnen, welche beinahe gar nichts mit sich brachten, in ihr armes Haus aufgenommen. Jansen fand es allerdings wünschenswerth, daß man eine geistliche Corporation für die Lehre von Gottes alleiniger Gnade gewinne: denn wenn ein solcher Verein einmal eine Sache, einen Artikel zu dem seinigen gemacht, so verfechte er sie bis auf's Äußerste. Nichts schien aber der Kirche so Noth zu thun, als daß die unter scholastischem Wertinteresse verschüttete eigenthümlich christliche Lehre, von Gottes alleiniger Gnade und der Sündigkeit der menschlichen Natur wie ein Panier aufgeworfen werde; nur davon könne die Heilung aller anderen Schäden kommen. Denn eben hier liege auch der Unterschied der eigenthümlich christlichen und heidnischen Tugend. Wenn aber der Christ Gott unbedingt unterworfen werde, dann sey er reif zur Freiheit, sey er allerdings befreit von der Knechtschaft der Menschen; wer sich alles Rechtes gegen Gott begibt, oder vielmehr seine Rechtlosigkeit eingesteht, darf sein gutes Recht gegen jede menschliche Gewalt behaupten. In diesem Sinne vertheidigten beiden Freunde die Freiheiten der Kirche, die unmittelbar göttliche Gewalt der Bischöfe, die Rechte der Geistlichen; denn die Kirche besteht dem Katholiken zunächst aus den Priestern. Die hohe Idee, welche St. Cyran von der Würde des Priesters hatte, gehört aber wesentlich zu seiner Eigenthümlichkeit. Darum hielt er auch, nebst Augustin, Chrysostomus so hoch, welcher über das Priesterthum die in der Kirche klassische Schrift geschrieben. So wenige Ansprüche er sonst machte, so glaubte er doch jede Geringschätzung gegen die ihm aufgeprägte priesterliche Würde als eine Geringschätzung des Herrn der Kirche selbst ansehen zu müssen. Jeder Priester ist verpflichtet, in Gebet und Arbeit sich den Anderen zum Opfer zu bringen. Der Priester ist ja wesentlich ein Krieger in Gottes Dienst, seine Haupttugend

ist Tapferkeit; Moses befiehlt den Leviten, sich mit dem Schwerdte zu gürten gegen das götzendienerische Volk. — Hatte ihm schon seine Wirksamkeit als Beichtvater in Port-Royal und dem davon ausgegangenen Sakramentshause viele Feinde und Neider gemacht, so schienen die Einwirkungen seiner strengen Lehre von Gottes Liebe und Gnade auf einige ausgezeichnete Männer außerordentlich, Manchen aber unzulässig und strafbar. St. Cyran hatte das Nonnenkloster Port-Royal geistig neu gestiftet. Angelika's frühere Geistesstärke ist mehr die einer kühnen Gesetzlichkeit und erinnert uns an die Tugenden der Helden des Alterthums, welche sie in den Biographieen Plutarch's, der hauptsächlichsten Nahrung ihrer früheren Jahre, bewundern gelernt hatte. Daraus und aus mancherlei ascetischen Verirrungen hatte sie St. Cyran durch den freundlichen Ernst seiner Lehre von Sünde und Gnade gezogen. Aber es sollte auch außerdem durch ihn ein neues Element mit Port-Royal verbunden werden, wodurch es erst seine Bedeutung für die Kirche und für Frankreich erlangt hat, als der letzte Waffenplatz eines veredelten, verklärten Gallikanismus. — Ein frommer Bischof hatte St. Cyran und Robert Arnauld d'Andilly einen dem anderen geschenkt. Im August 1637 als Robert's Gattin auf den Tod lag, erwies sich denn St. Cyran der Sterbenden und den Ihrigen als einen rechten Freund. Indem er jene stärkte und tröstete, schien er diese zu vernichten. Da stand auch am Lager der Kranken ihr noch junger Neffe, le-Maitre, welchen die Gunst des Staatskanzlers und seine ausgezeichnete Rednergabe schon zu der Würde eines Königlichen Staatsraths erhoben hatte. Man glaubte in ihm die Redner der alten Republiken wiedererstanden, deren Worte Schwerdter und Lanzen waren. Wenn er im Parlament eine Rechtssache durchfechten, als Redner auftreten sollte, verlegten Prediger ihre Vorträge auf einen anderen Tag, bei ihm in die Schule zu gehen. Aber vor den einfachen Worten St. Cyran's fühlte er seine Kraft zermalmt, seine Redekünste vernichtet. Er wollte sogleich seinen Sitz auf den Lilien des Parlaments aufgeben, seinen magistratlichen Mantel niederlegen, um sich in Schweigen zu hüllen und nun in der rechten Selbstliebe nur seine Sache vor Gott zu führen in einsamer Bußarbeit. Denn Gott hat ja Adam die Arbeit auferlegt als ein Werk der Buße. Allein St. Cyran hemmte den jähen Entschluß, er verlangt von ihm, daß er bis zu den Parlamentsferien seinem Berufe diene und sich prüfe, ob sein Wunsch nicht eine verfliegende Hitze sey. Als le-Maitre nun zum erstenmal wieder auftritt, wird er ein ihm gegenüberstehendes, altes Kruzifix ansichtig, das er sonst nie bemerkt; sein Blick, sein Sinn und Herz sind wie daran geheftet. Auch spottete sein Nebenbuhler Omer Talon, diesmal habe er nur eingeschläfert. Dies Wort stachelte le-Maitren; er wollte zeigen, daß er zu Gottes Ruhm die ganze ungebrochene Kraft des Wortes zum Opfer gebracht, daß er nicht von seinen Geistesgaben verlassen worden. Nochmal trat er auf; nie hatte man so sehr die Gewalt seiner Rede erfahren; aber es war auch das

letztemal. Das war der erste Einsiedler von Port-Royal, welchem nun Männer von den verschiedensten Bedürfnissen und Gaben nachfolgten, an der Schwelle ihre früheren, oft glänzenden Verhältnisse niederzulegen. Junge Männer von großen Hoffnungen und graue Krieger legten ihre Waffen ab, Ärzte wollten geistig gesunden, indem sie den Kranken des Klosters und der benachbarten Dörfer dienten, kampfgerechte Doktoren der Sorbonne, wie Anton Arnauld, Sacy, der fromme Sänger der Kirche und Übersetzer der heiligen Schrift, der große Pascal; der Herzog v. Luynes; der Beschützer der Kunst, der Herzog v. Liancourt, der edle Maler Champagne wallten hieher und ließen sich in der Nähe nieder; die kühne Herzogin v. Longueville fand in der Ruhe der Andacht das Glück, nach welchem sie umsonst in den Stürmen der Bürgerkriege gejagt. Die Einsiedler bauten die Felder des Klosterguts an und die verschiedenen Gebiete der Wissenschaft und Kunst; sie widmeten sich der Erziehung der Jugend. Der zarte Racine ist aus dieser Schule hervorgegangen. Aber die Jesuiten bewaffneten den Vatikan mit seinen Blitzen, Louis XIV. erklärte beim Antritt seiner Regierung, daß es für ihn Ehren- und Gewissensfache sey, den Jansenismus und seinen Heerd zu zerstören. Port-Royal aber war gerüstet mit den Waffen des göttlichen Wortes, mit dem Gürtel der Buße, mit dem Geschütze des Talents, ja des Genies. Weder Roms Lehre, noch des Königs despotischer Wille, noch das schmeichelnde Beichtwesen der Jesuiten, noch die glänzende Kriecherei der Hofbischöfe konnten mit Port-Royal zusammen bestehen. So hat es denn seinen Kampf gekämpft, umsonst hat man Versöhnung zu vermitteln gesucht; selbst der Vater der katholischen Christenheit konnte sie nicht bewirken, Port-Royal ist gefallen, selbst seine Mauern wurden geschleift und seine Todten ausgegraben. Aber wer wollte es wagen und sagen, es sey besiegt? entscheidet sich ein solcher Kampf nach dem äußeren Augenschein? und genügt ein einziges Jahrhundert, das Urtheil und den Spruch zur Reife zu bringen? — Die Stiftung dieses Vereins war die Hauptschuld St. Cyran's; aber auch in den Banden hat er nicht wenige Söhne geboren. Nach seiner mächtigsten Feinde Tod trat er aus „seinem Fegfeuer" wieder unter die Lebenden. Angelika, um die Kunde von seiner Befreiung mitzutheilen, ohne das Stillschweigen zu brechen, trat unter die Schwestern, faßte ihren Gürtel und löste ihn und Alle verstanden die stumme Sprache, daß dem „Diener des Herrn" die Bande gelöst seyn. Er besuchte den sich sammelnden Verein von Einsiedlern (denn die rechte Einsamkeit findet sich nur in solchem Vereine) in Port-Royal des Champs. Man verglich dieses kurze Wiedersehen mit der Erscheinung Christi im Reiche der Todten vor seiner Auferstehung. Wenige Monate nach seiner Befreiung verschied er, 11. Oktober 1643; aber er konnte mit Recht auf seinem Todtenbette zu seinem den Jesuiten befreundeten Arzte sagen: Sagt den Vätern, sie sollen sich nicht zu sehr über meinen Tod freuen, denn ich lasse eine Adlerbrut nach mir, welche stärker ist denn ich.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 3. Oktober. № 79.

Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Provinz Sachsen. Von Rudolf Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Leipzig, Tauchnitz, 1838.

(Fortsetzung.)

Mit diesen beiden Hauptbegriffen drang nun zugleich auch das ganze Heer der übrigen Abstraktionen der neueren Zeit in die Gesangbücher ein; so die Lieder, welche darauf ausgingen, das Daseyn Gottes zu beweisen, die Verkehrung Gottes in „die Gottheit," „das höchste (erhabene, anbetungswürdige) Wesen," Vermengungen des Alten und Neuen Testaments, wie in Gellert's seltsamem: Dich fürchten, Gott, ist Seligkeit! u. s. w. — Die schon zu Gellert's Zeit hinreichend vorbereitete und bald ganz allgemein gewordene Entstellung der Thatsachen der Offenbarung in eine Lehre erzeugte die unzählbaren Schaaren von Moralliedern, die in ihrer zum Speciellen und Speciellsten herabsteigenden Mühseligkeit und Nüchternheit aller Poesie schlechthin Hohn sprechen, und, da nicht einmal eine entschiedene Gesinnung ihnen zum Grunde liegt, selbst nicht so viel Theilnahme erwecken können, wie die dürren gereimten Bibelbetrachtungen der Meistersänger. Dahin gehören Lieder gegen die Spielsucht, den Leichtsinn u. dgl., welche schon an und für sich aus christlichen Gesangbüchern wegbleiben müssen, wären sie auch nicht so geschmacklos und unsinnig wie das S. 185. auszugsweise mitgetheilte; solche Fehler stehen ganz außer Verhältniß zu dem Reiche Gottes, weil sie bereits weltlichen Sinn voraussetzen, Fehler des Weltlebens gegen das Weltleben sind, das Reich Gottes aber sich gegen die Sünde des weltlichen Sinnes selbst richtet, und Fehler der Welt, durch welche das Reich des Satans mit sich selbst uneins wird, diesem Kampfe des Bösen mit dem Bösen, ohne an dem Einzelnen besonderen Antheil zu nehmen, überläßt. Eben so sind dahin zu zählen Lieder, welche die moderne (der Verf. sagt mit Recht: freimaurerische) Wohlthuerei besingen, oder die Sinnenlust mit Hinweisung auf die analoge Himmelslust in Muhamedanischer Weise verherrlichen. Lieder aber über den Schlaf und über die Blatterimpfung, die sich in den Sächsischen Gesangbüchern vorfinden, und welche an Predigten über den Mond und über die Nacht, deren wir mit angehört haben, so wie an die erbaulichen Impf-, Milch- und Kartoffelpredigten früherer Zeit erinnern, stellen solche Gesangbücher zu den Produkten der Spruchsprecher und Leberreimer. Wie kann der Dichter wohl etwas Anderes besingen, als was er wirklich besitzt, mit allen Kräften seiner Seele umfaßt — wie kann der Christ wohl irgend etwas Anderes besingen und singen, als Sünde und Gnade! — Daß es auch in den Gesangbüchern an der neuen Dreiheit, die statt der heiligen Dreieinigkeit von den Kanzeln und Lehrstühlen verkündigt wurde: Gott, Tugend und Unsterblichkeit, nicht fehle, läßt sich denken (Belege siehe S. 196.), daß aber Lieder, wie folgendes: Seht Christen, sehet Jesum scheiden, wie er im Tode standhaft ist, wie nach den bängsten Erdenleiden sein Auge sich so ruhig schließt; und denkt, daß, wer die Tugendbahn stets wandelt, ruhig sterben kann — und ähnliche in das Naumburger und Magdeburger Gesangbuch haben eindringen können, ist einer der stärksten Beweise für die arge Verwüstung der Kirche und für das Eindringen des Feindes in ihr innerstes Leben; auch die härtesten Worte dünken uns nicht hart genug, um durch sie das Verwerfungsurtheil über diese Gesangbücher auszusprechen.

Wir schließen hiemit die Betrachtung des Einzelnen, welche, wollten wir sie weiter verfolgen, leicht die Gränzen dieser Blätter überschreiten, ja zu einem neuen Buche anschwellen möchte, um noch einige allgemeinere, für die Kritik unserer modernen Gesangbücher wesentliche Gesichtspunkte in möglichster Kürze zu erwähnen. Unser Verf. hat ihnen, seinem mehr speciellen Zwecke gemäß, geringere Berücksichtigung angedeihen lassen; gleichwohl aber hätten wir selbst in diesem engeren Kreise sie etwas schärfer in's Auge gefaßt zu sehen gewünscht. Hieher gehört zunächst ein kirchlicher Punkt: die Eintheilung der Gesangbücher, welche unser Verf. in der Einleitung S. 12 — 13. zwar zur Sprache bringt, aber unseres Erachtens viel zu kurz abfertigt. Wenn irgendwo, so läßt sich in diesem Stücke das Verlassen des Gegebenen, Thatsächlichen, und das Hinwenden zu dem Gemachten, Abstrakten, mithin das Fortschreiten der Unkirchlichkeit und der Verderbniß der Gesangbücher auf das Deutlichste und Genaueste nachweisen. Die Grundlage der alten Gesangbücher ist das Kirchenjahr, welchem die Anordnung der Lieder aus innerer Nothwendigkeit sich anschloß, so daß alle verschiedene Eintheilungen derselben nur mehr oder minder gelungene Versuche sind, den ganzen Kreis desselben zu erfüllen. Eine andere Basis, als die Thatsachen der Offenbarung nach der von der Kirche angeordneten Folge ihrer Feste, kann ein kirchliches Gesangbuch auch unmöglich haben, ohne eben seinen Charakter der Kirchlichkeit, oder wenn man will, der Objektivität, daran zu geben. Ein Hausgesangbuch würde sich etwa nach den Jahres- und Tageszeiten, ein Schulgesangbuch nach

den Schulzeiten und Schulfesten richten, und ein Gesangbuch der Kirche könnte eine andere Grundlage haben, als die Zeiten der Kirche? Ja wir behaupten, daß auch die anderweitigen Gesangbücher, insofern sie nur überhaupt geistliche Lieder enthalten und der Erbauung dienen sollen, die kirchliche Grundlage und Richtschnur gar nicht umgehen können noch dürfen; wie viel weniger darf die Kirche ihrer eigenthümlichen Ordnung sich entschlagen? Die Ordnung des Heils soll an den kirchlichen Festen, sie soll an den Gesängen dieser Kirchenfeste eben als eine Ordnung erlebt werden, und es heißt nichts Anderes, als die Gewissen verwirren, wenn man dem christlichen Volke eine Anordnung der Gesangbücher darbietet, welche eine Heilsunordnung, oder vielmehr eine Unheilsordnung darstellt. Selbst das beste, aus noch so gutem Glauben hervorgegangene System, in welches man die Lieder des Kirchengesangbuches bringt, wird immer weit geringeren Werth behalten, als der Gang und die Folge der Offenbarungsthatsachen selbst, schon darum, weil jedes frühere System einem folgenden, möglicherweise schlechteren, den Weg weist und die Bahn ebnet. — Wie es in dieser Hinsicht früher gewesen und wie es später geworden, wollen wir durch einige Umrisse andeuten.

Die älteste Einrichtung ist die, daß die Festlieder nach der Ordnung des Kirchenjahres voran stehen, und den eigentlichen Kern des ganzen Gesangbuches bilden; auf diese folgen die Katechismuslieder, dann Psalmenlieder, ferner „schöne Lehr-, Trost- und Betlieder," zuweilen in Verbindung mit den Morgen-, Abend- und Tischgesängen, zuweilen ohne dieselben, in welchem Falle die letzteren einen Anfang des Gesangbuches bilden, hierauf Klag- und Trostgesänge, vom Tode, Begräbniß, Auferstehung, jüngsten Gericht und ewigen Leben. Diese Anordnung ist keineswegs willkührlich, sondern durch den Gang der Offenbarung und die Anordnung der Bücher der heiligen Schrift unmittelbar geboten, zugleich mit der Einrichtung des Kirchenjahres vollkommen übereinstimmend: aus der Thatsache der Offenbarung entwickelt sich die Lehre (objektiv, subjektiv die Wirkung) und hieraus die Weissagung der zukünftigen Dinge. Der Darstellung der Thatsachen der Offenbarung ist die eine Hälfte des Kirchenjahres von Advent bis Pfingsten, der Lehre die andere Hälfte, der Weissagung (den letzten Dingen) der Schluß desselben gewidmet. Die Lehre aber konnte man in einem dem christlichen Volke zugehörenden Kirchengesangbuche damals nicht anders wiedergeben, als wie sie sich im Katechismus kirchlich darstellte, den man darum auch in die Gesangbücher hinübertrug.

In dieser einfachen Form sind die meisten Gesangbücher des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts abgefaßt; noch bis in das Jahr 1726 hält unter andern dieselbe fest das in diesem Jahre zum drittenmal erschienene Neu-vollständige Nassau-Dillenburgische Gesangbuch. Seit der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wurde nun auf dieser Grundlage noch etwas weiter fortgebaut, insbesondere ging man mit Recht darauf aus, die Gaben und Wirkungen des heiligen Geistes, die man früher einfach außer den Katechismus- und Psalmenliedern unter den

„schönen Lehr-, Trost- und Betliedern" zusammengefaßt hatte, mehr im Einzelnen darzustellen; so erscheinen bald hinter den Katechismus- und Psalmenliedern Lieder vom Worte Gottes und von der Rechtfertigung (Neues Wetzlarisches Gesangbüchlein; Soest 1674); Lieder von der Buße, Rechtfertigung, Tröstung, Heiligung (das Hannoversche ordentliche Gesangbuch 1716); andere Gesangbücher fügen hinzu: von der Liebe zu Gott und Christo, aus welchem Abschnitte dann schon in dem Gothaischen Gesangbuche von 1729 eine eigene Rubrik: Jesus-Lieder, hervorgeht. Die erste Störung der ursprünglichen Ordnung ist die, daß der in mehreren alten Gesangbüchern befindliche Introitus (Lieder für den Anfang des öffentlichen Gottesdienstes), welcher, dem bequemen kirchlichen Gebrauche dienend, an sich nicht zu tadeln ist, zu einer, den Anfang des Gesangbuches bildenden, hieher aber gar nicht gehörigen Rubrik „Lobgesänge" erweitert wird (so schon in dem alten Hannoverischen Gesangbuch von 1716); hieraus entwickelt sich die noch mehr ausgedehnte: Lob- und Wochengesänge (im Hannoverischen Gesangbuche von 1743, auch neuerdings von Bunsen adoptirt), durch welche die Einsicht in die Ordnung des Kirchenjahrs schon nicht wenig getrübt wird. Zu gleicher Zeit treten auch in den Rubriken der Gesangbücher schon „die Pflichten des Menschen" hervor, wenn schon vorerst (z. B. eben in dem Hannoverischen Gesangbuch von 1743) noch in gutem Zusammenhange mit den Gaben des heiligen Geistes. Bald aber fallen die auf solche Weise schon zu stark gesonderten Elemente, die sich in der älteren, kirchlichen Fassung bei aller Geschiedenheit überall durchdringen, in völliger Trennung auseinander. Die Gesangbücher bekommen zwei Theile: Lieder von Gott und Lieder von dem Menschen (so das Hessen-Homburgische Gesangbuch von 1734, eins der reichhaltigsten unter den alten Gesangbüchern, 1941 Lieder begreifend, welches in einer vorgesetzten Einleitung seine neue Eintheilung in gläubigem Sinne zu rechtfertigen sucht, aber doch die Einwirkung der Reflexion, eines gemachten Systems, nicht zu verstecken vermag), oder in zwar besserer, aber den Entstellungen der Folgezeit eine neue Thür öffnender Fassung 1. von den Wegen Gottes zu den Menschen, 2. von den Wegen des Menschen zu Gott (so das alte Niederhessische Gesangbuch von 1742, welches gleichfalls in der Vorrede diese Eintheilung als schriftmäßig rechtfertigt). Nach einer anderen Seite hin erhält das Lehrelement, welches früher durch die Katechismusgesänge repräsentirt war, eine übermäßige Geltung in solchen Gesangbüchern, welche durchaus nach der Katechismusordnung eingerichtet waren, wie z. B. im Jahr 1757 in Frankfurt ein, wenigstens in einigen reformirten Gegenden in Gebrauch gekommenes „Neu vollständiges und nach der Ordnung des Heidelbergischen Catechismi eingerichtetes Kirchen-Gesang-Buch" erschien. Hiemit war die Ordnung des Kirchenjahres dem Volke gänzlich aus den Augen gerückt und es tragen demnach die Gesangbücher durch ihre nach und nach äußerlich mehr geordnete, innerlich mehr verworrene Einrichtung einen großen Theil der Schuld an der seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahr-

hunderts eingerissenen Unbekanntschaft des Volkes mit den kirchlichen Zeiten und der kirchlichen Einrichtung überhaupt. Es darf kaum bemerkt werden, daß nunmehr nur ein kleiner Schritt gethan zu werden brauchte, um, wie seit 1771 geschehen, den Gesangbüchern die Eintheilung zu geben: 1. Lieder, welche sich auf die christliche Glaubenslehre beziehen, 2. Lieder, welche sich auf die christliche Sittenlehre beziehen; und wieder nur ein kleiner Schritt, um „allgemeine Lieder von der Religion" an die Spitze der Gesangbücher zu bringen, der übrigen, nicht allein unkirchlichen, sondern unchristlichen Eintheilungen unserer neuesten Gesangbücher zu geschweigen. Wir können nicht dringend genug alle diejenigen, welchen unsere Gesangbuchsnoth zu Herzen geht und welche auf irgend eine Weise berufen sind, die vorhandenen Gesangbücher ihrer Kritik zu unterwerfen oder an der Verfassung neuer Gesangbücher mitzuhelfen, ermahnen, dieser Seite des Gesangbuchswesens ihre ernstliche Aufmerksamkeit und Sorge zuzuwenden. Mögen sie ja beherzigen, daß es in den Gesangbüchern nicht gilt, die Theologie und das System, beruhe dasselbe auch auf noch so festem gläubigem und schriftgemäßem Grunde, sondern die Kirche und mit ihr die Ordnung der Offenbarung und der heiligen Schrift zu repräsentiren; daß es sich darum handelt, die innere und unzertrennliche Einheit des kirchlichen Gesangbuches mit der Kirche und der Schrift aufrecht zu erhalten. Man wende ja nicht ein, es sey dies doch nur ein Punkt der äußerlichen Ordnung; einmal kennen wir auf diesem Gebiete keine äußerliche Ordnung, die nicht auch zugleich eine innere wäre, sodann aber werden wir doch nicht behaupten wollen, daß die Anordnung des Kirchenjahres, die Anordnung der heiligen Schrift eine äußerliche sey. Soll es sich nun darum handeln, wie die Einrichtung der Gesangbücher zu machen sey, so sprechen wir unsere Ansicht einfach dahin aus: die Festlieder von dem Advent bis zum Trinitatisfeste machen in althergebrachter Weise den Anfang; dann folgt der Abschnitt von der christlichen Kirche und den Gnadenmitteln, sodann der von den Gnadengaben des heiligen Geistes, endlich der Abschnitt von den letzten Dingen. Die Lieder von den Gaben des heiligen Geistes möchten wir nach einer einfachen, das Glaubensleben in seiner Geschichte darstellenden Anordnung in folgenden Unterabtheilungen stellen: Berufung, Buße und Bekehrung; Rechtfertigung; Heiligung; Friede; Trost — so daß die letzten beiden Abschnitte die alten Kreuz- und Trostlieder, der Abschnitt von der Heiligung auch die Loblieder und Jesuslieder in sich begreifen würden, wenn man nicht manche Jesuslieder, wie grade das bekannteste: Jesu meine Freude, der folgenden Unterabtheilung (Friede) zuweisen muß. Will man etwa eine Einleitung, die für den Anfang und Schluß des Gottesdienstes bestimmten Lieder befassend, dem Ganzen voranschicken, so ist dagegen, wie schon erwähnt, nichts Besonderes zu erinnern; wesentlich oder nur besonders nützlich finden wir einen solchen Introitus, wie er in den alten Gesangbüchern heißt, grade nicht.

Für's Andere ist es der Ursprung des evangelischen Kirchengesanges, welchen wir bei jeder Kritik unserer modernen Gesangbücher sorgsam berücksichtigt wünschen, da derselbe nicht etwa nur eins der bedeutendsten Hülfsmittel, sondern eine der Hauptgrundlagen dieser Kritik bildet. Wir können uns hier nur auf einige der allgemeinsten Gesichtspunkte einlassen, aus welchen der Ursprung und Fortgang des evangelischen Kirchengesanges betrachtet seyn will, und höchstens zur Erläuterung das eine und andere Beispiel anführen; doch wird sich auch aus einer solchen flüchtigen und unvollständigen Skizze die hohe praktische Bedeutung dieser Untersuchung und die Nothwendigkeit ergeben, diese Forschung des baldigsten in möglichster Vollständigkeit anzustellen und deren Ergebnisse allen neuen Unternehmungen im Gebiete des evangelischen Gesangbuchwesens zum Grunde zu legen.

Zwei Gegensätze sind es, welche alle Poesie beherrschen: der Gesang des Volkes und das Dichten der Kunst. Der erste dringt unwillkührlich, oft gleichsam unbewußt, aus dem von Freude und Leid bewegten Herzen des Menschen in dem Augenblicke, wo er Leid oder Freude erlebt, hervor, besingt nur das wirklich Erlebte, wirklich Angeschauete, wirklich Empfundene, nicht das durch die besondere Gabe der poetischen Divination Errathene und Vorweggenommene, und hat darum seine Quelle in dem Leben selbst, nicht in dem Verhältniß, in welches sich der Dichter zu dem Leben setzt. So kommt es, daß der Volksdichter nicht in seinem Namen allein, sondern in dem Namen und aus dem Herzen aller derer singt, welche auf gleichem Lebensgrunde stehen, gleiches Leid und gleiche Freude erfahren haben, daß sein Lied nicht sein Eigenthum ist und bleibt, sondern daß sich seiner Töne sofort die Gesammtheit seiner Lebens- und Volksgenossen bemächtigt, und des einzelnen Dichters Name sogar in der Regel untergeht — oft schon darum, weil ganz ähnliche Zustände überall sich finden und, wie zahlreiche Beispiele zeigen, wirklich in ganz verschiedenen Gegenden ganz ähnliche Lieder entstehen. Niemals verweilend, betrachtend, ausmalend, schreitet der Gesang des Volkes rasch und kräftig, oft mehr andeutend als darstellend, vorwärts, nur die bewegtesten Momente festhaltend, gleichsam von Berggipfel zu Berggipfel fliegend und den mühsamen Weg durch die Thäler verschmähend. Das Dichten der Kunst beruht wesentlich auf dem besonderen Verhältniß, in welches sich der Dichter zu dem Leben gesetzt hat, mithin auf dem Sinnen und Betrachten, auf jener besonderen Gabe der poetischen Divination, welche auch das nicht wirklich Erlebte, gleich als wäre es wirklich erlebt, zu ergreifen und anzuschauen, aber doch nur im Widerscheine, gleichsam in einem Convexspiegel, darzustellen vermag; die Volkspoesie ist, um die Worte eines großen Meisters zu wiederholen, „das Leben in der reinen Handlung selbst, ein lebendiges Buch, wahrer Geschichte voll, das man auf jedem Blatte mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber auslies't noch durchverstehet. Die Kunstpoesie ist eine Arbeit des Lebens und schon im ersten Keime philosophischer Art."

Es bedarf nur eines Blickes auf das evangelische Kirchen-

lied des sechzehnten Jahrhunderts, um sofort zu erkennen, daß dasselbe der ersten der hier geschilderten Dichtungsgattungen, daß es dem Volksgesange, daß es der Gemeinde angehört. Das seit dem funfzehnten Jahrhundert blühende Deutsche Volkslied ist zugleich Boden und Wurzel des evangelischen Kirchenliedes; dieses ist nach seiner ganzen Darstellungsweise, nach seiner Form und Melodie, als ein ächtes Deutsches Volkserzeugniß, aus dem weltlichen Volksliede hervorgegangen, und nur sehr geringen Antheil hat an dessen Gestaltung die Lateinische Hymnik der älteren Kirche. In dieser Entstehung des evangelischen Kirchenliedes aus dem weltlichen Volksliede haben wir kein Vermischen des Göttlichen mit dem Menschlichen, kein wüstes Vermengen des Heiligen mit dem Weltlichen, sondern ein Durchdringen des letzteren von Seiten des ersteren, ein Heranziehen und Aufsaugen derjenigen Elemente anzuerkennen, welche der Offenbarung am nächsten verwandt sind, sich zu ihrem Dienste schicken und willig in ihren Dienst fügen, wie jedes Volk dergleichen Elemente hat, wenn schon kein Volk in größerer Anzahl und in höherem Grade als das Deutsche. Dieselbe Erscheinung findet sich bei der Wiedergeburt des Einzelnen: der Charakter wird nicht vernichtet, nicht einmal verwischt, sondern die alten Formen treten nur in klareren Umrissen und mit helleren Farben hervor, von einem neuen, glänzenden Lichte beleuchtet; der Eifer und Zorn wird zur Thatkraft, in schweren Zeiten sogar zum christlichen Heldenmuthe, die Weichheit zur Milde, die sich selbst bespiegelnde ahnungsvolle Innerlichkeit zur gläubigen Innigkeit, der Frohsinn und die Weltfreude zur seligen Freude in Gott durch Christus verklärt. So erschlug Moses im fleischlichen Eifer den Ägypter; geheiligt durch den göttlichen Gehorsam führte derselbe Eifer das Volk aus dem Diensthause; — der Hochmuth der Kinder Zebedäi wird zum Adlerfluge nach der Sonne des ewigen Lebens in dem Jünger, den der Herr lieb hatte; eben so Simon, der Kephas wurde, und Saulus, der da heißet Paulus. — Auch die Entstehung des evangelischen geistlichen und kirchlichen Liedes ist nichts Anderes als eine Wiedergeburt, vollzogen an einer der lebenskräftigsten Äußerungen des Deutschen Volkslebens; ein Aufsetzen eines edlen Reises auf einen der blüthenreichsten Zweige unseres Lebensbaumes. Die Freude an den alten Königen und Helden wurde zur Volksfreude an dem rechten Helden, dem Könige aller Könige; die weltliche Sehnsucht zur himmlischen, der weltliche Schmerz des Scheidens und Abschiednehmens zur göttlichen Traurigkeit, die weltliche Treue gegen den Geliebten zur Treue bis in den Tod gegen den himmlischen Bräutigam der Seele, der die Krone des ewigen Lebens verleihet. — Auch ist ein ursprüngliches ächtes Volksleben, ächte Volksthümlichkeit an und für sich mit der Evangelischen Kirche, welche die Scheidewand zwischen Klerus und Laien niederriß, und bei aller Verschiedenheit der geistigen Gaben auch für den Begabtesten keine höheren Gnadenmittel anerkennt als für den Unbegabtesten, vielmehr beide in gleicher Sünde, in gleicher Buße, gleichem Glauben, gleicher Erlösung und Wiedergeburt, mithin in gleichem Leid und gleicher Freude des höheren Lebens zusammenfaßt, unmittelbar verwandt. Die Kirche liegt in dem Volksleben dem Keime nach, der Entwickelung bedürftig, vorgebildet. Zuweilen wird jene Wiedergeburt zur absichtlichen, künstlichen Umkleidung, wie in den merkwürdigen Liedern des Büchleins: Nye Christlike Gesenge vnde Lede, vp allerley ardt Melodien, der besten, olden dudeschen Leder. Allen framen Christen tho nütte, Nu erstlick gemaket, vnde in den Drück gegeuen: Dörch Hermannum Vespasium, Predyger tho Stade, 1571, oder in dem gleich merkwürdigen aber minder seltenen: Gassenhawer Reuter vnd Bergliedlin Christlich, moraliter vnd sittlich verendert u. s. w. durch Herrn Henrich Knaustn der Rechte Doctor u. s. w. 1571 und in den „Christenlichen Haußgesengen" (Nürnberg um 1560 bis 1570), deren „Contrafacturen," wie man diese schon im funfzehnten Jahrhundert gewöhnlichen Umkleidungen nannte, zum Theil jedoch gelungen, ja recht glücklich zu nennen sind, und jedenfalls sehr ehrenvolle Anerkennung verdienen. In den meisten und besten Fällen aber geht von dem weltlichen Liede nur der feine geistige Duft, das zum Grunde liegende, der christlichen Veredlung fähige Gefühl, in der Reminiscenz der Anfangsworte, in dem Gange der Melodie und in dem altererbten Versbaue auf die geistlichen Volkslieder über. Dieses feinere geistige Element erkannten sowohl Luther als die eben genannten Umdichter, Knaust und Vespasius, sehr wohl an; der erste derselben sagt: „Die alten Liedlin möge er wol leiden, von wegen jhrer artigen Composition, vnd daß er darauß in seiner Jugend erst habe singen gelehrnet." Vespasius aber: (er hoffe bei gottseligen Hausvätern Eingang für seine Lieder) „insünderheyt, dewyle disse Gedichte vnder den olden schönen Melodyen mögen gesungen werden, de dar thenörn tho den lichtuerdygen Leders synt mißbruket geworden." Und so wurde denn vor Allem die alte Form des Volksliedes, die kurzen Reimpaare (hauptsächlich für erzählende Lieder, z. B. Vom Himmel hoch da komm ich her), die Heldenstrophe (der Hildebrandston, z. B. Herzlich thut mich verlangen) und der dreitheilige Strophenbau (der eigentlichen Lyrik zugehörig, z. B. Nun freut euch liebe Christen gmein) bewahrt, und damit dem geistlichen Liede der Evangelischen Kirche sein unauslöschlicher Charakter als Deutsches Volkslied gleichsam unbewußt, eben darum aber mit um so größerer innerer Nothwendigkeit aufgeprägt.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 6. Oktober. № 80.

Die Gesangbuchsnoth. Eine Kritik unserer modernen Gesangbücher, mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Provinz Sachsen. Von Rudolf Stier, Pfarrer in Frankleben bei Merseburg. Leipzig, Tauchnitz, 1838.

(Schluß.)

Außerdem erhielten sich Anklänge der Melodien und Versanfänge in „O Welt ich muß dich lassen" (welches nach dem Volksliede: „Inspruck ich muß dich lassen" um 1540 gedichtete geistliche Lied erst nach 1570 in kirchlichen Gebrauch kam), „Herzlich thut mich erfreuen," „Herzlich thut mich verlangen," „Hilf Gott daß mirs gelinge," und in vielen anderen, welche hier nicht aufgezählt, geschweige in ihrem Zusammenhange mit dem Volksliede einer- und dem kirchlichen Leben andererseits können beurtheilt werden. Ja eine ganze Klasse alter Volkslieder, die Tagelieder (Wächterlieder, seit Wolfram v. Eschenbach im allgemeinsten Gebrauche), wurde in die christliche Kirche übergeführt, und ihnen der christliche Ruf des Wachens und Merkens auf das Wort Gottes oder zur Auferstehung und zum Gerichte am jüngsten Tage untergelegt; solche geistliche Tageweisen finden sich schon im vierzehnten Jahrhundert, sodann bei Vespasius zwei, in den christlichen Hausgesängen vier, und anderwärts; endlich ist „Wachet auf ruft uns die Stimme," von Nicolai 1598 verfaßt, wahrscheinlich der letzte, gewiß der einzige bis auf den heutigen Tag gebliebene Klang dieses alten Wächtergesanges. — Die Dichter der evangelischen geistlichen Lieder (auch Luther nicht, vielmehr er am wenigsten) sangen darum nicht in das Volk hinein, lehrend, predigend, ermahnend, antreibend, ließen sich mit ihrem Gesange nicht klüglich zu dem Volke herab, sondern sangen mitten aus dem Volke heraus, sangen sich mit dem Volke empor; in ihnen und in dem Volke lebte eine und dieselbe Empfindung, eine und dieselbe Anschauung und Erfahrung, eine und dieselbe Liederform und Sprache.

Diese ächte Liederpoesie starb in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts allgemach ab, und wurde durch die Opitzsche Kunstpoesie, die ohnehin gar nichts als eine Scheinkunst, nichts als formelle Poesie, bloße äußerliche Betrachtung war, mehr und mehr verdrängt. Die Gelehrten, die Theologen, die Gebildeten trennten sich von dem Volke, mit dem sie bisher in Lebensgemeinschaft gestanden hatten, und setzten sich demselben sogar mit Bewußtseyn entgegen. Die alten Volkserinnerungen starben aus, oder wurden gewaltsam durchschnitten, die fröhliche Stimme des Volksliedes verstummte und die geistlichen Liederdichter, die früher aus dem Volke gedichtet, vielmehr gesungen hatten, dichteten nun für das Volk. Das Machenwollen, wenn auch hin und wieder in dem besten Sinne und mit vergleichungsweise gutem Erfolge, trat an die Stelle der früheren kindlichen Unbewußtheit und gesunden Ursprünglichkeit. Fremde Versmaaße, gelehrte Sprachformen, künstliche Bilder verdrängten die einheimischen, von den Vätern ererbten Liedergesetze und die frischen Bilder eines frischen wirklichen Lebens. So führte man die äußerst schwerfällige und kaum erträgliche Form der sapphischen Ode, so das, bei der inneren Leere der weltlichen Poesie von derselben um so begieriger aufgefaßte undeutsche und widerliche, in dem geistlichen Liede schlechthin unausstehliche Dactylen- und Anapästgeklingel in den Kirchengesang ein, und raubte ihm dadurch sein schönstes Element, das der Volksmäßigkeit und Einfachheit. *) Doch hatte der alteinheimische Volks- und Kirchengesang noch immer so viel Boden, daß man, abgesehen von der Scheu vor der den Liederschatz hütenden Kirche, damals nicht sofort verwüstend in das Heiligthum des Volkes und der Kirche einbrach, und die Opitzsche neue Lehre nicht sofort an den alten Liedern versuchte, wiewohl hin und wieder schon gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts mancher mitleidig lächelnde Blick auf das alte Kirchenlied fiel. Ganz dem Volke gehörte zu dieser Zeit nur Gerhard an, alle Anderen: Rist, Heermann, Gesenius u. s. w. schwanken zwischen der alten und neuen Zeit, sind halb Männer des Volks in dem alten guten Sinne, halb Männer der Bücherstuben, der Lateinischen Katheder und dogmatischen Lehrkanzeln; Rist's andere Hälfte gehört sogar in die positiv schlechte Richtung seiner Zeit hinein. So kommt es denn, daß die Kirchenlieder seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts den Charakter einer unerfreulichen Kunst, einer scharfen und trockenen Individualität, die sich mit dem Volke als Eins weder fühlt noch fühlen will, gewinnen, und zwar zeigt sich dies nach zwei Seiten hin: theils nimmt das Betrachtungslied den Charakter einer bloßen Abstraktion, den Lehrton an, welcher zuletzt in das dem ursprünglichen Volks- und Kirchenliede grade gegenüber stehende und dasselbe schlechthin zerstörende Moralisiren, Antreiben, Schulmeistern übergeht; theils zieht sich die Frömmigkeit auf sich und in sich selbst zurück, wird allerdings höchst innig, aber auch fast ausschließlich innerlich, und streift nahe an Mystik — ein Element, welches als Volks- und Kirchenelement niemals Anerkennung finden kann. Beides läßt sich sehr deutlich

*) Weniger ist gegen den Alexandriner zu erinnern, da er wenigstens den, dem Deutschen Ohre zunächst zusagenden jambischen Tonfall hat; indeß kommt er auch nur in einzelnen Kirchenliedern vor.

an Freylinghausen's, Schmolck's, Neumeister's, Allendorf's und Tersteegen's Liedern darthun. Vollends mit dem Volke gebrochen hat die geistliche Liederdichtung seit Klopstock und Gellert; was sie singen, ist, selbst in seinen besten Bestandtheilen, dem Volke fremd; es kennt das Volk Gellert's Lieder, lernt sie, singt sie auch, aber noch niemals hat es sich derselben gefreut; es sprechen zu ihm in diesen Tönen nicht die Töne seiner Stimme, nicht die Laute seines Herzens, sondern die Töne eines Anderen, die dünne scharfe Stimme eines Lehrmeisters aus fremdem Lande, mit fremden Gesichtszügen, fremder Sitte. Es fügt sich ihm, aber es liebt ihn nie.

Nach diesen geschichtlichen Thatsachen muß die Veränderung der alten Lieder und die Abfassung der neuen seit den letzten siebzig Jahren beurtheilt werden. Dahin gehört auch ganz eigentlich das, was der Verf. unseres Buches von der Zerstörung der Sprache in den alten Liedern, und was er von der geschmacklosen, ordinären und pretiösen Rede der neueren Reimereien S. 214 — 228. abhandelt, dahin das von uns oben berührte Abwenden von dem Thatsächlichen und Persönlichen, worin doch der eigentliche Charakter des Volksmäßigen, worin aber auch der Charakter des Christlichen sich offenbart. Die Verneuerer, längst von dem Volke abgefallen, gingen in einer gegen alles Volksmäßige feindseligen Weise zu Werke; alle alten, im Kirchenliede noch stehen gebliebenen, volksmäßigen Erinnerungen wurden geflissentlich ausgetilgt, alle Lieder, welche das eigentliche Element der Volkspoesie darstellten, entweder so lange umgemodelt und umgehämmert, bis sie sich in die dürre Kunstpoesie der leeren Abstraktion gefügt hatten, oder gänzlich verbannt; — neue Lieder im Volkstone konnten nicht mehr entstehen, sondern eben nur Lieder, vielmehr Reimereien, der Schule — denn man wollte ja grade nicht mit dem Volke leben, sondern dasselbe, indem man sich von dessen eigenthümlichsten Äußerungen mit hochmüthigem Ekel wegwendete, hofmeistern. Und der Abfall von der kirchlichen Lehre, der Abfall von der Schrift und zuletzt von Christus und von Gott gehet mit dem Abfalle von dem Volke gleichen Schritt, der eine wirkt auf den anderen, befördert und beschleunigt ihn: wer sich nicht mehr als Eins mit der Gemeinde fühlt, wer in der Gemeinde etwas Besonderes seyn will, ist wenigstens auf dem nächsten Wege, sich auch mit dem Haupte der Gemeinde nicht mehr als Eins, nicht mehr als ein Glied an dem Leibe Christi zu erkennen. Wir unserer Seits würden daher vielleicht ein noch strengeres Gericht über die modernen Gesangbücher ergehen lassen, als Herr Pfarrer Stier, und den neueren Liedern (seit Gellert) eben diese Lostrennung von der Gemeinde als das allgemeine Urtheil der Aussonderung aus dem Kernschatze des evangelischen Kirchengesanges entgegenhalten, sodann aber, insofern von der Abfassung eines neuen eigentlichen Kirchengesangbuches die Rede wäre, schon äußerst skrupulös bei der Aufnahme von Liedern aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts (von Schmolk z. B.), noch bedenklicher bei der Aufnahme sonst guter aber unvolksmäßiger und darum für den allgemeinen Kirchengesang nicht geeigneter Lieder des siebzehnten Jahrhunderts seyn. In den von uns im Anfange dieses Aufsatzes vorgeschlagenen Anhang mögen solche Lieder, mögen auch etwa Gellertsche und Klopstocksche eingerückt werden; in der Kirche wollen wir nur den alten Luther-Gesang, den kirchlichen Volkston anstimmen, in dem das gesammte Volk von seinem wahren, erlebten Leid der Sünde, von seiner wahren, erlebten Freude in Christo mit Luther, Decius, Eber, Hermann, Nicolai, Gerhard und die diesen gleich sind, singet und sagt. Darum wünschen wir auch Allen, die sich um die Erneuerung der jetzigen Gesangbücher bekümmern, den rechten Sinn für die Wiederherstellung des Alten, den feinsten und sichersten Sinn für die wahre und ächte Volksmäßigkeit, den Sinn für das Eins-Seyn der s. g. höheren Stände mit dem Volke in Christo und in seiner Kirche. Wir wollen und können, wir dürfen und sollen das Volk nicht hinauf ziehen zu unseren, im Ganzen doch dürren und freudelosen Höhen, in unsere freilich feinere, aber schwindsüchtelnde Lebensluft; wir wollen nicht im Geschmacke der neuen Schule, die dem Volke, mithin auch der Kirche nicht angehört, nicht angehören wird,*) neue volksmäßig nur scheinende Lieder machen, und die einhundert und funfzigjährige trübe Fluth nicht durch neues trüberes Wasser verstärken, sondern unser Neues mit tüchtiger, kräftiger Selbstverläugnung bei Seite schieben, und dem Volke vor Allem das Alte, was den Lauf der Jahrhunderte überdauert hat, ungeschmälert, so viel möglich, und unvermengt mit fremdartigen Produkten, darbieten, wohl wissend, daß es Zeiten gibt, die sich gar nicht wiederholen, Zeiten der Zeugung und Schöpfung, an welche alle folgende Jahrhunderte als Kinder sich anschließen, und von welchen sie die immerdar frische, immerdar gesunde Milch ihrer Nahrung ziehen; — wir wollen auch, was wir ja an dem Alten meinen bessern zu müssen, nicht mit der neuen, sondern mit der alten Weisheit bessern.**) — Damit soll die geistliche Liederdichtung der neueren Zeit keineswegs verworfen seyn; im Gegentheil erfreut sich der, der dies schreibt,

---

*) Göthe bezeichnet seinen eigenen Standpunkt darin ganz richtig: „es sey doch wunderlich, daß er, der so Vieles gedichtet, doch kein Lied gemacht, welches im Lutherischen Gesangbuch stehen könnte;" schlechte Reimereien konnte er nicht machen, wie die Demme und Consorten, dazu war er zu gut; wie Luther konnte er nicht singen, dazu war er nicht gut genug, d. h. abgesehen von dem christlichen Standpunkte, zu wenig ein Glied des Volkes.

**) Dies ist vielleicht der einzige Punkt, in welchem wir von dem Verf. unseres Buches, mit dem wir uns sonst in der völligsten und freudigsten Übereinstimmung befinden, abweichen. Wenigstens können wir solche Gründe, wie sie S. 22. für die Änderung der ersten Strophe von „Nun ruhen alle Wälder" beigebracht werden, nicht billigen. Grade das: „Vieh, Menschen, Städt und Felder," und die Vorstellung des Alleinwachens des Singenden, sind die allervolksmäßigsten Elemente, und sie wegschaffen, heißt einen fremden Maaßstab, den der Reflexion und vom Volke abgelösten Bildung, an das Lied legen, welches doch nur mit seinem eigenen Maaßstabe gemessen werden will.

bis in die Tiefen seines Herzens an Liedern von Schmolk und Allendorf, von Foque, Arndt und von dem Verf. dieses Buches selbst; aber den Charakter allgemein gültiger, sofort das ganze Volk durchdringender, von dem Volke als sein Eigenthum aufgefaßter Lieder, haben diese Lieder im Ganzen genommen nicht, und so soll man sie den alten Liedern in Kirchengesangbüchern auch nicht gleich stellen. Wäre ja in dem einen oder anderen ein ächter Volkston angeschlagen, so wird dies der Erfolg lehren. Hiemit haben wir denn die oben aufgeworfenen Fragen, ob wir auf dem mit Opitz begonnenen, mit Gellert vollendeten Wege der Trennung von dem Volke beharren, oder zu den alten Zeichen der Einheit im Kirchenliede zurückkehren sollen, zwar nicht eigentlich beantwortet, aber, unserem Vorhaben gemäß, beleuchtet. Ehe sie beantwortet werden, wünschen wir, daß recht viele Landes- und Kirchenbehörden, Pfarrer und Männer der Welt und des Geschäfts aus des Verf. Buche lernen mögen, wie groß wirklich die Noth sey. Ja, sie ist sehr groß, größer, als wir selbst, die wir uns doch auf diesem Gebiete hin und wieder ziemlich umgesehen, gewußt haben. Sollen dem Preußischen Volke in Sachsen noch länger Steine statt des Brodtes gereicht werden? — Sind wir Anderen aber im Ganzen besser daran, als die Provinz Sachsen?

Nachrichten.

(Rheinlande.) „Die Direktion der Haupt-Bibelgesellschaft zu Berlin hat (in Erwägung, daß der Segen der Verbreitung der heiligen Schrift von der zweckmäßigen Benutzung derselben abhänge, daß aber weder der öffentliche Gottesdienst noch der katechetische Unterricht geeignet sey, das Volk mit dem Inhalte der Bibel gehörig bekannt zu machen) auf die Einrichtung kirchlicher Bibelstunden, die der praktischen Erklärung und der erbaulichen Anwendung einzelner Bücher der heiligen Schrift im Zusammenhange gewidmet seyen, angetragen und vorgeschlagen, hiezu einen Wochengottesdienst und zwar Abends von sechs bis sieben oder von sieben bis acht Uhr anzuordnen. Das vorgesetzte Hohe Ministerium hat sich mit dem Antrage selbst ganz einverstanden erklärt, die allgemeine Zweckmäßigkeit der vorgeschlagenen Abendstunden aber in Zweifel gezogen, indem dann in den Wintermonaten die Kirchen erleuchtet werden müßten und überdem in volkreichen Städten nicht wohl zu verhüten seyn möchte, daß ein sittenverderblicher Unfug an die ehrwürdige Anordnung sich anreihe."

Nach dieser Mittheilung hat das Königl. Rheinische Consistorium „in der zuversichtlichen Hoffnung, daß die Superintendenten und alle, gewissenhaften Amtseifer fühlenden Pfarrer die große Wichtigkeit der in Antrag gebrachten Anordnung einsehen und ihre Zeit und Kraft derselben freudig widmen werden" die Superintendenten veranlaßt, folgende Fragen zu beantworten:

1. In welchen Kirchen ihres Sprengels die Bibelstunden füglich in die Abendstunden eines Wochentages gelegt werden können, ohne daß die Beleuchtung Schwierigkeiten finde, oder der erwähnte Unfug zu befürchten sey?
2. ferner, in welchen am besten die Morgen- und Nachmittagsstunden dafür zu bestimmen seyn möchten?
3. wo etwa der bestehende sonntägliche Früh- oder Nachmittagsgottesdienst der Sache zu widmen wäre?
4. wo ein solcher eingerichtet werden könnte,
5. endlich, wo auf die Einführung der Bibelstunden jetzt noch verzichtet werden müsse, und warum?

Indem nun Ref. diese früher schon der Hauptsache nach von Anderen veröffentlichte Nachricht hier mit diesen Fragen wiedergibt, erlaubt er sich bei Mittheilung dahin gehöriger Nachrichten zugleich einige auf Erfahrung gegründete Bemerkungen über die Sache. Daß er aber eben diese nur im Auge habe, brauchte derselbe nicht zu sagen, wäre seine Mittheilung in Nr. 14 und 15. des v. J. thörichter Weise nicht als ein hämischer Angriff auf den verstorbenen Pfarrer Lasinsky angesehen worden. Leicht könnte ich aus dem Datum jener Zeilen nachweisen, daß dieselben abgesandt waren, ehe Lasinsky's Tod hier bekannt wurde; was auch von dem kritisch poetischen Aufsatze in Nr. 34. versichert werden kann. Dieser rührt aber keineswegs von mir, sondern von einem in der Sache ganz unpartheiischen Pfarrer her, mit dessen Schilderung der in Lasinsky's Schrift erschienenen Geistesrichtung ich aber ganz einverstanden bin, faßt man sie sachlich und ohne Anmaßung eines persönlichen Urtheils auf, wie sie offenbar auch der Verfasser gemeint hat. Nichts weniger aber konnte ich in meiner Nachricht beabsichtigen als eine Recension jenes Buches, welches vor Absendung derselben noch nicht erschienen war. (Man konnte doch wohl lesen, daß die beigefügte Hinweisung auf dasselbe von dem Herrn Herausgeber war.) Auch kann ein Buch, das sich am besten selbst widerlegt und vernichtet, als litterarisches Machwerk nur von müssigen Leuten angegriffen werden; eine Belobung desselben wollen wir aber Herrn Dr. Paulus in Heidelberg überlassen, der sich dazu erboten. Ich muß auch gestehen, daß ich von Lasinsky, so lange ich ihn nur nach seinen hiesigen Schülern beurtheilen konnte, eine bessere Meinung hatte, als mir sie sein Buch gegeben. Mich kann dieses aber, wie gesagt, nur amtlich etwas kümmern, indem es dem Unfuge, welchen Lasinsky in meiner Gemeinde gestiftet, einen festeren Halt gegeben. Habe ich nun aber vor mehreren Landleuten hier in jeder Hinsicht mehr Respekt, als vor ihrem Anführer, den sie selbst nicht verstehen, so muß ich wünschen, daß man dieselben nicht nach jenem Buche beurtheile, denn in diesem ist nichts weniger als jene mystische Schwärmerei, wie sie bei den gemüthlichen, oder jene praktische Vergeistigung zu finden, wie sie bei den besonneneren Leuten vorkommt, die ich den Kern der Sekte genannt habe. Der einen Richtung steht ein Würtemberger (Lutheraner) vor, der sich jetzt mit Erklärung der Apokalypse beschäftigt, der anderen ein einheimisches Mitglied der (reformirten) Gemeinde. Vor Lasinsky's Anstellung in Bacharach waren beide schon in ihren Richtungen fest und schlossen sich ihm nur wegen seiner Polemik gegen das todte Wesen vieler Gemeinden und ihrer Vorsteher an. Sie suchen in seinem Buche etwas ganz Anderes, als darin ist. Außer denen, die zu ihnen gehören, finden sich dann zunächst solche, denen Lasinsky's Beredsamkeit imponirte und viele Dogmen wegdisputirte, ohne sie in der Hauptsache zu gewinnen. Sie glaubten noch Alles, was der Meister ihnen nicht verwerflich gemacht; ja sie glaubten wirklich. Und diese sind es, welche mich, ohne daß mir sonst noch diese Einrichtung bekannt war, auf den Gedanken brachten, Bibelstunden zu halten. Die beiden anderen Klassen, die mit Lasinsky's ganzer Unreife des Urtheils, und die, welche eigentlich nichts glaubt, lassen wir bei Seite liegen. Jene aber und die, welche zwar dem Manne, welcher alle anderen Pfarrer für Baalspfaffen oder Finsterlinge ausgab, nicht hatten folgen wollen, im Glauben aber so wenig begründet waren, daß sie, wenn sie ihn vertheidigen wollten, ihn vielmehr umwarfen, beide nöthigten mich für die Erklärung der heiligen Schrift mehr zu thun, als bei den hergebrachten Gelegenheiten möglich war. Wie ich es angefangen, darüber habe ich im vorigen

Jahre das Nöthige gesagt. (Und ich rechne eben auch die kleinen Äußerlichkeiten zu den nöthigen Mittheilungen, da die Erfahrung zeigt, daß Viele darin bedenklicher, als in der Hauptsache sind.) Man wird aber fragen, ob die Sache fortgesetzt worden und was sie weiter ausgerichtet habe. Auf jene Frage antwortet der Bericht der Cöllner Bibelgesellschaft mit den Worten, die jetzt noch, wie im Jahre 1837, Geltung haben. „Für die Benutzung der heiligen Schrift (als ständige Lektüre) habe ich nicht allein die angefangenen Bibelstunden beibehalten, sondern auch passend gefunden, am Schlusse der eigenen Betrachtungen des Wortes Nachrichten über die Wirkung des göttlichen Wortes anzuschließen. Da ich nun außerdem in den monatlichen Betstunden Geschichten auffallender Bekehrung (oder Verhärtung) an die Bußpredigt anschließe, und endlich jedes Jahr eine Bibelfest- und Missionspredigt der Art halte, daß zugleich oder nachher ein summarischer Bericht gegeben wird, so ist auch für die interessirende Seite des Werkes meine geringe Thätigkeit doch wenigstens fortlaufend und zu einem Ganzen berechnet. Für die eigene Schriftkenntniß aber wird in den wöchentlichen Bibelstunden ebenfalls ein fortlaufendes Ganzes geboten (wie in Zahn's biblischer Geschichte) und in dem Nachmittagsgottesdienste der gewöhnlichen Sonntage (außer von Trinitatis bis Michaelis, wo katechisirt wird) werden zusammenhängende Homilien über einzelne Bücher (zunächst Evangelium Johannis) gehalten." In den Bibelstunden werde ich bis Pfingsten wohl die fünf Bücher Moses beendigt haben, die Predigten über Johannes (denn es sind Betrachtungen unter einem Hauptgedanken und unterscheiden sich dadurch von der Bibelerklärung) werden aber bis dahin nur fünf Capitel erledigt haben. Was nun den Besuch der Bibelstunden betrifft, so ließ derselbe, sobald ich jenen im vorigen Jahre beschriebenen dogmatisch-apologetischen Gang beendigt hatte, bedeutend nach; ja längere Zeit schienen nur die nachfolgenden Mittheilungen aus den Missionsberichten noch einige Zuhörer (mitunter nur fünf bis zehn) herbeizuführen. Daraus sah ich denn, daß einem wie dringenden Bedürfnisse die Bibelstunden auch mochten abgeholfen haben (s. 1837 Nr. 15.), sie doch als Wochenstunden nur ein mäßiges Interesse bei unseren Gemeinden finden, wenn der Text kein dogmatisches Gewicht hat. Es bedurfte aber nur einer besonderen Ermahnung bei Gelegenheit einer Predigt über die Stellung des Alten Bundes zu dem Neuen, um die Zahl der Zuhörer auf das Zehnfache zu vermehren. Besonders aber half dazu noch die Empfehlung und dargebotene Ansicht der biblischen Geschichte von Zahn, woraus zugleich ersehen werden konnte, warum auch die trockene Geschichte einen Platz finde, und in welcher Weise dieselbe excerpirt werde. Es möchte daher der Wunsch nicht unbegründet seyn, die hohen geistlichen Behörden möchten darüber berathen und die Gelehrten sich darüber aussprechen, ob das genannte Werk von Zahn für solche zwischen Schule und Gottesdienst stehende Stunden gradezu als Leitfaden könne gebraucht werden. Denn das ist mir nun gewiß, daß, wieviel auch durch commentirende oder homiletische Betrachtung einzelner Bücher gewonnen wird, doch die Bibelstunden, welche einen Plan wie jenes Buch verfolgen, dadurch nie ersetzt werden und auch da Interesse haben und finden, wo man nicht einen erschütterten Glauben eilig zu retten hat. Deshalb habe ich auch die Erklärung des Evangeliums Johannes begonnen, ohne im Verfolge jenes Planes bis dahin gekommen zu seyn, indem ich dazu die sonntäglichen Mittagsstunden und also eine Predigtweise nahm.

Sonach kommen wir zu einer unmaßgeblichen Beantwortung der oben mitgetheilten Fragen.

Unstreitig eignen sich die Wochenstunden jeder Tageszeit am besten für die Bibelstunden, wie Ref. sie nach Obigem hält. Und da von den Mittheilungen aus dem Missionsbereiche dasselbe gelten wird, so werden beide leicht zu vereinigen seyn, indem man da, wo schon monatliche Missionsstunden gehalten werden, die Wahl hätte zwischen einer Verbindung beider Gegenstände nach meiner Weise, und einer (vielleicht besseren?) Abwechselung, bei der der eine Gegenstand seinen Tag behielte, und drei Tage (Wochen) dem anderen gewidmet würden. Monatliche Betstunden (wie bei uns hier) bieten dieselbe Gelegenheit zur Einrichtung der Bibelstunden und Missionsstunden, indem man der ersten Stunde jedes Monats nur eine höhere Stellung nach Inhalt und Form zu lassen braucht.

Damit ist aber, wie gesagt, der homiletische Predigtgang über einzelne Bücher der heiligen Schrift nicht überflüssig gemacht, und man ersieht leicht, daß derselbe füglich im sonntäglichen Früh- und Nachmittagsgottesdienste Platz fände.

Die letzte Frage aber glaubt Ref. ohne Anmaßung im Allgemeinen dahin beantworten zu können, daß in den meisten Gemeinden beide Arten von Bibelstunden, wo nicht nöthig, doch sehr nützlich seyn würden, und darum auch eingerichtet werden könnten. Die erstere Art würde aber nur in Gemeinden ausführbar seyn, die den Werth der Anordnung im Gegensatze zu der anderen zu würdigen wüßten, oder auch ohne das Lust bezeugten, mehr Gottesdienst, als gebräuchlich, zu haben. Dagegen wäre die zweite Art wohl überall ohne Schwierigkeit einzurichten, wo der Pfarrer außer einem Hauptgottesdienste an Sonntagen noch ein oder gar zwei Mal die Kanzel betritt. Wo das nicht ist, wäre aber nicht allein zu fragen, ob nicht ein solcher Gottesdienst noch an Sonntagen stattfinden könne, sondern auch, ob nicht ein Wochengottesdienst, wenn jenes nicht geht, in derselben Weise möglich wäre; denn es gibt Gemeinden, die nicht jeden Sonntag einen Pfarrgottesdienst, sondern abwechselnd Betstunden durch den Schullehrer haben, weil entlegene Schwesterkirchen zu bedienen sind. Und sehr viele Gemeinden haben, wegen der Filiale, nur einmal des Tages vom Pfarrer Gottesdienst zu verlangen. Wo dagegen mehrere Geistliche eine Gemeinde bedienen, ohne zu sehr in Anspruch genommen zu seyn, da möchte Ref. an die alte Einrichtung der Capitelstunden erinnern, wo täglich bei der Morgen-, Mittags- oder Abendglocke ein Geistlicher (oder Schullehrer) in der Kirche ein Gebet hielt und ein Capitel aus der Bibel kurz erklärte.

Ref. ist auch nun im Stande zu berichten, daß nicht allein vor der öffentlichen Anregung der Sache mehrere Unternehmungen der Art im Rheinlande bestanden, sondern auch nach derselben schon viel Nachahmung gefunden haben. Nur die Art, wie er selbst in den Bibelstunden verfährt, scheint noch keinen Beifall gefunden zu haben. Indeß kommt es ja hauptsächlich nur darauf an, daß das Interesse am Bibellesen bei den Gemeinden belebt werde. Und daß dies auch durch homiletische Predigtgänge über einzelne Bücher sehr bald geschehe, hat die kurze Erfahrung einiger Pfarrer gezeigt, welche der Sache einen (zum Theil freiwilligen) Sonntagsgottesdienst seither gewidmet haben. Ref. kann freilich ganz besondere Wirkungen melden, was aber auch durch besondere Umstände bewirkt und erklärlich ist. Kürzlich äußerte ein Mann im Kirchenvorstande: „Wer hätte das glauben sollen, daß die Unruhen in der Gemeinde durch Gottes Gnade so zum Guten gelenkt werden könnten? Denn es wird nun in einer Woche mehr in der Bibel gelesen, als sonst im ganzen Jahre. Und wie viele verstaubte Bibeln sind vorgesucht worden!" Ein Anderer antwortete darauf: „Ja man sieht jetzt, daß die heilige Schrift auf alle Bedenklichkeiten selber Antwort gibt. Wissen doch die Widersacher selbst nicht mehr recht, was sie wollen, und widersprechen sich mehr selber, als ihnen widersprochen wird."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 10. Oktober. № 81.

Die Wahrheit.

(Ein Beitrag zur christlichen Theologie.)

Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Joh. 18, 37.

Einleitung.

Die Frage: Was ist Wahrheit? ist stets zu den wichtigsten und schwierigsten Problemen gerechnet worden, welchen der menschliche Geist nachzuforschen sich gedrungen sieht, und mit Recht: denn von der Beantwortung dieser Frage hängt die Einsicht ab, ob überhaupt Gewißheit in irgend einer Beziehung ohne Selbsttäuschung möglich ist, ob wir der scheinbaren Realität irgend eines Gegenstandes und irgend einer Erkenntniß trauen dürfen und wie wir zur Auffindung und Unterscheidung des Wahren gelangen sollen.

Die Mathematiker geben uns durch ihre Methode und deren glänzende Erfolge zu erkennen, welches der kürzeste und sicherste Weg ist, verwickelte Probleme zu lösen: wir müssen vom Einfachen ausgehen und uns im Fortgange keinen Sprung erlauben. Gelingt uns dies, so dürfen wir hoffen, zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen, das uns für unsere Geduld und Sorgfalt reich belohnt. Zuerst müssen wir uns klar machen, wie wir uns das Wort Wahrheit zu deuten haben.

1. Die Abstraktion des Begriffes der Wahrheit.

Der Begriff der Wahrheit kommt zunächst in unser Bewußtseyn mittelst der Abstraktion: denn ohne noch uns darüber Rechenschaft zu geben, warum wir dies oder jenes wahr nennen oder was wir unter Wahrheit verstehen, erkennen wir Worte und Sachen für wahr an und legen ihnen das Prädikat Wahr bei. Wahrheit erscheint uns so zunächst als Eigenschaft, die wir vielen einzelnen Dingen beilegen: indem wir aber das Wahre als Wahrheit bezeichnen, haben wir schon aufgehört, dasselbe als Eigenschaft zu denken; wir sehen es nun nicht mehr als etwas an, das dem oder jenem Dinge eigen ist, wenigstens nicht insofern es so an einzelne Dinge oder Personen gebunden ist, sondern wir betrachten es an und für sich als Abstraktum, als allgemeinen Begriff, der nur sich selbst angehört, oder doch nur in Beziehung auf sich selbst, nun nicht mehr als Eigenschaft, sondern als Wesen betrachtet wird. Das Wort Wahrheit ist hier eben so gebildet, wie Reinheit, Trockenheit, Rohheit, Weisheit.

Nun entsteht aber eine Frage, die von jeher verschieden beantwortet worden ist und die Philosophen in die zwei Schulen der Nominalisten und Realisten zerspalten hat: die Frage, ob das Fürsichseyn des abgezogenen Begriffs Wahrheit oder jedes anderen auf ähnliche Weise entstandenen Begriffs nur eben in der menschlichen Sprache und Vorstellung besteht, oder ob er auch abgesehen von dieser Realität hat. Ein Beispiel möge anschaulich machen, worauf es hier ankommt. Der Maler hat auf seiner Palette grüne Farbe: er füllt damit den Pinsel und färbt auf einem Bilde Bäume, Gras, Kleider, daß sie nun auch Antheil an dem Grün haben und deshalb grün genannt werden. Hier weiß ich, das Grün war zuerst an und für sich da, es war auf der Palette, und durch dieses Grün ist nun Alles, was im Gemälde grün ist, erst grün geworden. Das allgemeine Grün der Palette hat sich vertheilt und die Ausflüsse davon haben das Grün als Eigenschaft mehreren Gegenständen mitgetheilt. Das Grün nun, das auf der Palette ist, hat gewiß nicht nur eben so viel Realität als das Grün, das durch den Pinsel davon genommen und hie und da vertheilt ist, sondern es ist auch die Ursache des Grün, das an den damit bemalten Gegenständen fortan als Eigenschaft gefunden wird. So fragt sich nun, ob auch ein Wahres ist, das in sich selbst Realität hat und zwar nur eben dieses als sein Wesen an sich trägt, wahr zu seyn, und wodurch alle Dinge, die das Wahrseyn als Eigenschaft an sich tragen, wahr sind, oder ob sich dies nicht also verhält.

Die Analogie des Grün, das auf der Palette ist, entscheidet hier nicht. Denn dieses Grün ist ja selbst nicht ein ursprüngliches Grün und ist keineswegs das Grüne an und für sich selbst, wofür wir es voreilig genommen hatten: vielmehr ist es ein trockener oder flüssiger Körper, der nur in besonderem Maaße die Eigenschaft, grün zu seyn, neben vielen anderen Eigenschaften an sich trägt und der nun gebraucht wird, um einen anderen Gegenstand, etwa eine Leinwand, zu überziehen und zu bedecken. Das Grüne an und für sich selbst wird aber nirgends in der Welt gefunden; dies aber eben wäre erst die Grünheit als Realität. Ob es ein solches Agens gibt, das selbst nur eben das Wesen hat, grün zu seyn, und durch welches Alles, was grün heißt, die Eigenschaft grün zu seyn und zu heißen, erlangt, das ist eben so wenig für unsere Sinne nachweisbar, wie die Realität der Wahrheit als Realität an und für sich, als Agens, wodurch Alles, was wahr heißt und ist, die Eigenschaft wahr zu seyn empfängt.

Man könnte nun vermuthen, daß, wenn die Wahrheit nicht eine solche in sich selbst beruhende Realität seyn sollte, es nicht nur unnütz, sondern gefährlich seyn müßte, sie als eine solche in der Sprache und im Denken zu behandeln, indem man sich auf diese Weise ein phantastisches Unding in den Kopf setzte. Aber diese Befürchtung wäre grundlos; es verhält sich dann nur eben so, wie mit den mathematischen Begriffen von Zahl

und Größe, von Punkt, Linie, Fläche, Körper, von Einfachheit und Vielheit. Alle diese Begriffe werden in der reinen Mathematik als für sich bestehende Realitäten behandelt und wird dadurch die Norm für den Gebrauch in der angewandten Mathematik gegeben. Wollte man auf den Gebrauch der allgemeinen Begriffe dieser Art als selbstständiger Realitäten in der Wissenschaft Verzicht leisten, so hörte die Wissenschaft und mit ihr alle Gewißheit und Genauigkeit auf und man käme nicht weiter als bis zur bloßen sinnlichen Zählung und Messung oder höchstens bis zur Abschätzung mit dem Augenmaaße. Für die Behandlung in der Wissenschaft ist es schlechthin nöthig, die allgemeinen Begriffe als Realitäten zu betrachten, indem sie Grundlage und Gesetz für die an den einzelnen Dingen hervortretenden Eigenschaften enthalten. Übrigens aber kann es immerhin dahin gestellt bleiben, ob diese allgemeinen Begriffe der Wahrheit, Schönheit, Gerechtigkeit und dergleichen auch außer unseren Gedanken selbstständige Realität haben, ob das Wahre, das Schöne, das Gerechte auch an und für sich eine Existenz hat. Die Frage: Was ist Wahrheit? hat im Munde der meisten Menschen, die dieselbe aufwerfen, nun eben diesen Sinn: Gibt es eine objektive Existenz der Wahrheit? und welches ist das Objekt, das mit diesem Namen belegt werden dürfte, das also nicht bloß ein Gegenstand wäre, der unter anderen Eigenschaften auch diese hätte, wahr zu seyn, sondern dessen ganzes Daseyn nur eben das Daseyn der Wahrheit zu heißen verdiente. Ehe wir diese Frage beantworten können, müssen wir nun den Inhalt des Begriffs des Wahren näher in's Auge fassen.

2. Die Definition des Begriffes der Wahrheit.

Wahr nennen wir eine Vorstellung, die mit dem Gegenstande, welcher vorgestellt wird, übereinstimmt, und dies erwägend ist man darauf geführt worden, die Wahrheit zu bestimmen als die Übereinstimmung einer Vorstellung mit dem vorgestellten Gegenstande. Diese Begriffsbestimmung erweist sich aber sogleich als viel zu eng, indem bei einiger Umsicht unsere eigene Sprachweise uns lehrt, daß von Wahrheit keineswegs bloß beim Aufnehmen von Gegenständen in unsere Erkenntniß die Rede ist. Zwar liegt diese Beziehung öfters allerdings auch da zum Grunde, wo es nicht so scheint, wie zum Beispiel, wenn man sagt: „Es ist ein wahrer Ausspruch: Alles Fleisch ist wie Heu, und alle Herrlichkeit des Fleisches wie des Grases Blume!" Denn unter einem wahren Ausspruche wird hier der Ausspruch einer wahren Erkenntniß, einer wahren Vorstellung verstanden. Aber wenn wir von Jemand rühmen, er redet die Wahrheit und lüget nicht, so kommt dabei nicht in Betracht, inwiefern der Inhalt seiner Gedanken Vorstellungen von Gegenständen, die außer ihm sind, begreift und diese Vorstellungen jenen Gegenständen entsprechen, sondern wir haben dabei nur die Gedanken des Menschen als sein inneres Eigenthum im Sinne, ohne zu beachten, wie er dazu gekommen ist, und wir bezeugen, daß seine Äußerung mit seinen Gedanken übereinstimmt. Hier bezeichnet also das Wahre, oder, wie man ungenau zu sagen pflegt, die Wahrheit nichts Anderes als die Übereinstimmungen des Gesprochenen mit dem Gemeinten. Ziehen wir nun von den zwei Arten des Wahren den allgemeinen Begriff der Wahrheit ab, so ergibt sich, daß die Wahrheit ist die Übereinstimmung zwischen dem, was außerhalb und innerhalb des denkenden Geistes ist, sey es nun, daß das Äußere als das Erste gesetzt und dieses in das Innere aufgenommen wird, oder daß man von dem Inneren als dem Ersten ausgeht, und dieses Innere in das Äußere versetzt wird. In dem ersteren Falle ist von wahrer Erkenntniß, im anderen Falle von wahrem Worte die Rede. Für den Begriff des Wahren selbst ist es gleichgültig, ob der Weg von Außen nach Innen, oder von Innen nach Außen geht. Aber das scheint dem Begriffe des Wahren wesentlich zu seyn, daß nicht nur überhaupt Übereinstimmung statt finde, sondern auch insbesondere Übereinstimmung zwischen dem, was innerhalb, und dem, was außerhalb des denkenden Geistes ist. Hienach würde das Wahre immer in einem Verhältniß zwischen dem Geiste und der Außenwelt zu suchen seyn, und außerhalb dieses Verhältnisses der Begriff des Wahren keine Anwendung finden. Aber wir können dieser Beschränkung des Begriffs nicht trauen, weil wir nur auf dem Wege der Erfahrung, durch Beispiele, dazu gekommen sind, und wir müssen zusehen, ob uns die Sprache nicht auch noch andere Beispiele darbietet, wo diese Beschränkung wegfällt. Es stellt sich uns also die Frage, ob das Wahre nur ein Verhältniß zwischen Realem und Idealem bezeichnet, oder ob es auch zwischen Realem und anderem Realen, oder zwischen Idealem und anderem Idealen eine Stelle findet. Wir wollen vom Realen ausgehen. Wir sagen: Ein gemaltes Fenster ist kein wahres Fenster, ein in Stücke zerhauenes Rind ist kein wahres Rind mehr, ein Haus, dessen einzelne Bestandtheile noch nicht zusammengefügt sind, ist noch kein wahres Haus. Dagegen sagen wir: Die Gegend von Neapel ist ein wahres Paradies, der wahre Ludwig XVII. ist als Kind gestorben. Was verstehen wir hier unter Wahrheit? gewiß nichts Anderes als die Übereinstimmung der Erscheinung mit dem Begriff der Sache, mit anderen Worten, eine so vollständige Verknüpfung aller Theile und Eigenschaften eines Prädikats in irgend einem Subjekte, daß das Subjekt unter den Begriff dieses Prädikats befaßt (subsumirt) zu werden verdient. Nun könnte es auf den ersten Anblick scheinen, als wäre hier doch im Grunde nur wieder die Übereinstimmung von Realem und Idealem das, was unter dem Wahren verstanden würde: denn es gilt hier — so scheint es — die Übereinstimmung eines Gegenstandes mit unserer Vorstellung von dem Gegenstande, wie er seyn soll. Aber bei richtiger Unterscheidung werden wir gewahr, daß für den Begriff des Wahren in dieser Beziehung es ganz gleichgültig und zufällig ist, daß der Gegenstand, wie er seyn soll, als Ideal in unserer Vorstellung ist: denn der Gegenstand, wie er ist, kann auch von uns nur besprochen werden, insofern er in unserer Vorstellung ist, und genau genommen müßten wir sagen: es gilt hier die Übereinstimmung der Vorstellung von einem Gegen-

stande mit der Vorstellung von der wesentlichen Beschaffenheit desselben. Aber da der Gegenstand hier nicht minder in unserer Vorstellung gesetzt wird als der Begriff von seiner nothwendigen Beschaffenheit, und dieser Begriff nicht mehr unserer Vorstellung angehört als die Erscheinung des Gegenstandes, so bleibt dies hier auf beiden Seiten gleichgültig, daß das Eine und das Andere als vorgestellt gedacht wird, und der Begriff des Fensters, oder des Rindes, oder des Hauses, oder des Paradieses, oder des jungen Ludwig XVII. ist für unser Denken eben so etwas Reales als die Vorstellung dieses Fensters, dieses Rindes, dieses Hauses, oder die Vorstellung der Gegend von Neapel und die Vorstellung Ludwig's XVII. Das, worauf es hier ankömmt, ist gar nicht das Verhältniß eines Dinges zu unserem Urtheil: sondern die vollständige und angemessene Verknüpfung aller einem Dinge zugehörigen Theile und Eigenschaften, wodurch eben unser Urtheil bestimmt wird. Wenden wir uns nun auf die Seite des Idealen, um zu sehen, ob auch hier innerhalb dieser Sphäre vom Begriffe des Wahren die Rede seyn kann. Daß dies der Fall ist, wird ein besonnener Denker schon ohne Hülfe der Induktion begreifen, da der Unterschied des Idealen und Realen, des Denkens und Seyns nicht einen Unterschied in Beziehung auf die innere Beschaffenheit der Objekte, sondern nur einen Unterschied in Beziehung auf ihre Sphäre begründet. So verschieden die beiden Sphären des Geistes und der Natur, des Denkens und des Daseyns auch sind, so sind doch gleiche Gesetze der organischen Verknüpfung und Entwickelung, deren Beobachtung wahre Naturgegenstände und wahre Gedanken, deren Verletzung aber unwahre Gegenstände und unwahre Gedanken erzeuget, und innerhalb ihrer Sphäre sind Gedanken eben so reale Dinge, als die Gegenstände der Außenwelt in ihrer Sphäre. Ein Gedanke, dessen innere Bestimmungen sich selbst gegenseitig nicht entsprechen, ist eben so ein Unding, wie ein Thier, dessen Gebilde und Organe ohne Übereinstimmung sind und es als Mißgeburt darstellen. So sagt man mit Recht von einem Systeme, von einem Charakter, es ist darin keine Wahrheit, wenn keine Übereinstimmung der Theile statt findet, wenn die verknüpfende Einheit fehlt und eine innere Zerrissenheit die Folgerichtigkeit aufhebt. Ein so in sich selbst zerrissener Charakter ist eben so wenig ein wahrer Charakter, als ein zerhauenes Rind ein wahres Rind ist.

Wahrheit wird also nicht allein die Übereinstimmung zwischen Gegenstand und Vorstellung, oder zwischen Gedanke und Wort, überhaupt zwischen Idealem und Realem seyn, sondern überall, wo die Ausscheidung alles Fremdartigen und die richtige Verknüpfung alles Zusammengehörigen statt findet, da ist Wahrheit: die Wahrheit ist die Macht der Einheit, die das Gesonderte zusammenbringt, daß es in einander paßt und Eines im Anderen sein entsprechendes Gegenstück findet. Wahrheit ist die Gewalt, die Eines in das Andere versetzt und bei veränderter Stellung und Gestalt der Bestandtheile das Wesen erhält, so daß die Veränderung gleichgültig wird für den Bestand des Veränderten. Das Wahre ist das Feste, Unveränderliche (אֱמֶת), aber nicht dasselbe an und für sich selbst, so wie ein Diamant oder ein Stahl, sondern das Unveränderliche, das im Wechsel, in der Veränderung, in der Beziehung zu Anderem, in der Metamorphose jeglicher Art, der es sich nicht entzieht, sich erhält, und das eben dazu dem Wechsel oder der Umgestaltung sich unterwirft, um sich zu zeigen und aus der Verborgenheit herauszutreten (τὸ ἀληθές). Sinnlich wahrnehmbar ist aber das Wahre an sich selbst eben deshalb nie, weil es nicht eine Form, Gestalt oder Eigenschaft, die in einem bestimmten Momente vor das Auge treten könnte, bezeichnet, wie das Runde, das Grüne, das Glatte, sondern das im Wechsel der Gestalten, Eigenschaften und Beziehungen Gleichbleibende, das nirgends in einzelner Gestaltung erscheinen kann. Eine wahre Vorstellung führt diesen Namen, weil in der Geschichte der Versetzung, wodurch ein Gegenstand, ohne aufzuhören Gegenstand außer uns zu seyn, zugleich ein Bild in unserem Geiste geworden ist, kein wesentliches Merkmal des Gegenstandes verändert oder verloren gegangen ist. Ein wahres Wort ist ein solches Wort, das bei der Übertragung des Gedachten oder Gemeinten in die Rede nicht mit dem Ausdrucke einer anderen Meinung oder eines anderen Gedanken vertauscht worden ist. Das Prädikat Wahr bezeichnet immer die durch richtigen Übergang, durch treue Übertragung vollzogene Vermittelung des stetigen Zusammenhanges zwischen dem Unterschiedenen, aber Zusammengehörigen. Darum steht die Wahrheit immer im Dienste der Liebe, oder, wo von Liebe nicht die Rede seyn kann, der Verwandtschaft. Darum wird auch die bereits begründete Verwandtschaft und Gemeinschaft als Beweggrund gebraucht, um die Lüge zu meiden und die Wahrheit zu sagen, und Paulus schreibt in diesem Sinne Ephes. 4, 25.: „Darum leget die Lügen ab und redet die Wahrheit Jeder mit seinem Nächsten, weil wir unter einander Glieder sind" (ὅτι ἐσμὲν ἀλλήλων μέλη). Um so mehr möchte der Erfahrungssatz auffallen: Veritas odium parit; denn dieser Satz drückt aus, daß die Tochter der Liebe eine Mutter des Hasses wird. Aber dieser Satz spricht auch in der That nur eine bittere Verkehrung der ursprünglichen göttlichen Ordnung aus: er spricht aus, daß die Welt die Absonderung, die Lüge liebt, weil ihre Werke böse sind, und daß sie darum das haßt, was sie lieben sollte. Der Mangel an Wahrheit in jeder Beziehung ist die Frucht und wiederum die Ursache der Krankheit der Welt, das heißt dieser Welt, der Menschenwelt, und durch den Mangel an Wahrheit kommt die Unsicherheit und Unstetigkeit der menschlichen Einrichtungen, der menschlichen Reiche und Staaten. Darum sagt Jesus, wo er von seinem Reiche zu Pilatus spricht: Mein Reich ist nicht von dieser Welt: — ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, daß ich für die Wahrheit zeuge: Jeder, der aus der Wahrheit ist, vernimmt meine Stimme. Jesus wendet sich an die, welche ungern in dieser Welt der Lüge und in dieser inneren Zerrissenheit aller Verhältnisse leben, welche als Fremdlinge darin sich bewegen, und, wenn auch nicht frei von aller Ansteckung, darunter leiden. Diese haben noch ein Verlangen nach dem richtigen Zusammenhange zwischen dem Gesonderten, das doch

zusammengehört, sie haben Sinn für den, der für die Vermittelung zeuget: sie vernehmen seine Stimme.

Das Geheimniß der Wahrheit ist es, was durch Vermittelung der Gegensätze alles Leben erzeuget: das Geheimniß der Wahrheit ist es, wodurch das Wesen zur Wirklichkeit, der Schein zur Erscheinung wird, indem das Wesen, als das bleibende, aber verborgene Reale, in dem Scheine, dem in sich selbst Nichtigen, aber Offenbaren, sich darstellt und erhält, sich bewahrt. Das Geheimniß der Wahrheit ist es, wodurch das denkende Subjekt zu den geschaffenen Objekten kommt und die Erkenntniß vermittelt wird, indem der Sinn, der die Erscheinung aufnimmt, wie sie ist, in den Erscheinungen die Dinge wahr nimmt. Das Geheimniß der Wahrheit ist es, wodurch die persönliche Fortdauer des Individuums in der Einheit des Selbstbewußtseyns möglich wird, während das Selbst, das sich als Eines erkennt, im beständigen Wechsel begriffen ist. Dies Alles beruht darauf, daß die Wahrheit die Macht ist, welche das Bleibende im Wechsel begründet, die Gemeinschaft in dem Gesonderten schaffet und Gleiches im Unterschiedenen bewahret. Die Macht der Wahrheit ist es, die in mährchenhafter Weise bezeichnet wird, wenn man von einem Zauberspiegel redet, in dem das Entfernte gegenwärtig, das Unsichtbare sichtbar, das Vergangene wieder lebendig wird: denn die Wahrheit faßt alle zerstreuten Glieder, alle auseinander gerissenen Momente des Daseyns zusammen. Die nackte dürre Wahrheit, von der man oft sprechen hört, ist nicht die Wahrheit selbst: sie verhält sich zu der Wahrheit selbst wie ein entseelter Leichnam zur lebendigen, beweglichen Gestalt. Nackt und dürr, ja furchtbar und vernichtend erscheint die Wahrheit nur denen, die sich an ihr versündigt haben. So erschien sie dem König David, als Nathan zu ihm sprach: Du bist der Mann! so erschien sie dem Vierfürsten Herodes, als der Täufer zu ihm sprach: Es ist nicht recht, daß du deines Bruders Weib hast! Aber warum erschien sie ihnen so nackt und dürr und schrecklich? weil sie ihre Schuld, die sie sich verbergen wollten, ihnen offenbarte, weil sie ihre Täuschung vernichtete, in der sie sich gefielen. So wie aber David die Wahrheit seiner Schuld erkannte und sich vor Gott demüthigte, ward ihm auch die Wahrheit der göttlichen Gnade eben an seiner Schuld offenbar, und so erschien ihm die Wahrheit eben so tröstlich, wie sie ihm vorher erschrecklich entgegen getreten war. Weder das Schreckende noch das Tröstliche liegt hier in der Wahrheit als solcher: sondern das Wahre, das als verkanntes Moment ihm in seiner fleischlichen Sicherheit entgegen kam, war ein Schreckliches, und das Wahre, was in seiner Zerknirschung ihn aufrichtete, war ein Tröstliches. Dies ist hier und in vielen anderen Fällen wohl zu beachten, wo die Sprache, kurz zusammenfassend, der Wahrheit oder dem Wahren an sich zuschreibt, was eben dem Inhalte eines Wortes oder Gegenstandes zukommt, dem auch das Wahrseyn nachgerühmt

werden kann. So kann oft eine Wahrheit bitter seyn, während die Wahrheit stets an sich selbst süß und wohlthuend ist.

3. Die Realität der Wahrheit.

Wir kehren nun zu der großen Frage zurück: Was ist Wahrheit? denn wir haben sie bis jetzt wohl nach ihren Wirkungen beschrieben, aber das Geheimniß ihres Wesens, wodurch diese Wirkungen hervorgebracht worden, ist uns noch verschlossen und wir sind noch ungewiß, ob die Wahrheit, das heißt die Macht, die das Wahre, wo es irgend ist, zum Wahren macht, irgend eine objektive Existenz hat und eine abgesonderte Monas ist, etwa wie in der sichtbaren Welt die Sonne, oder auch als persönliches Einzelwesen besteht, wie die allegorische Gestalt, die ihr die plastische Kunst verleiht, uns möchte vermuthen lassen. Nach den großen und mannichfaltigen Wirkungen, die von der Wahrheit ausgehn, als von der Macht, durch die Eines in das Andere versetzt, aber in veränderter Gestalt und Beziehung wesentlich sich selbst gleich erhalten wird, kann die Wahrheit nicht als abgesondertes Wesen gedacht werden: sie muß mit Liebe und Gerechtigkeit, mit Weisheit und Schöpferkraft verbunden seyn; sie kann nicht ohne diese heiligen Mächte und diese können nicht ohne sie bestehen. Ja, genauer angesehen, sind die Begriffe, welche alle diese Worte bezeichnen, so nahe mit einander verwandt, daß es bald offenbar wird, sie drücken in ihrer höchsten Potenz alle Eines und Dasselbe nur in verschiedener Beziehung aus. Die Liebe zuerst, ist sie nicht wie die Wahrheit, die Macht, durch die Eines in das Andere versetzt wird? aber wenn wir die Liebe nennen, so bezeichnen wir zunächst die Willigkeit der Gemeinschaft; wenn wir die Wahrheit nennen, so haben wir die Nothwendigkeit des Zusammenhangs im Auge. Die Gerechtigkeit beruht aber eben auf der Gleichheit des Unterschiedenen: was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das thu du ihnen auch nicht! Jedem soll das Seine gegeben werden, mit gleichem Maaße und Gewichte: Jeder soll seinem Gesetze entsprechen. Die Wahrheit ist der Maaßstab der Gerechtigkeit, das Gesetz, die Gerechtigkeit ist die ausübende Gewalt der Wahrheit. Die Weisheit aber sieht durch den Schein in das Wesen, weil in Kraft der Wahrheit das Wesen im Scheine sich offenbart: die Weisheit ist das Auge der Wahrheit, die Wahrheit das Licht der Weisheit. Die Schöpferkraft endlich bringt allezeit Neues hervor, aber dieses Neue ist immer nur das Alte in anderer Gestalt, und darauf beruht die ewige Dauer der Schöpfung: denn die Schöpferkraft, die Neues schafft, und die Wahrheit, die im Wechsel das Wesen erhält, sind nur gleichsam die verschiednen Pole desselben Magnets. Die Schöpferkraft vervielfältigt das Eine: die Wahrheit vereinigt das Vielfältige: aber nur eben die innige Durchdringung Beider gewährt das Daseyn, das Seyn im Werden und das Werden im Seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 13. Oktober. № 82.

Die Wahrheit.

(Ein Beitrag zur christlichen Theologie.)

Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Joh. 18, 37.

(Fortsetzung.)

Bei dieser wesentlichen Gemeinschaft der Wahrheit mit Liebe, Weisheit, Gerechtigkeit und Schöpferkraft, liegt es am Tage, daß die Wahrheit nicht als eine abgesonderte Monas bestehen kann; ihre Absonderung von den verwandten Begriffen geschieht nur durch das Denken und hat nur Geltung im Reiche des Gedanken, doch auch hier so, daß, um die Wahrheit wahr und richtig zu denken, man sie eben auch nach ihrer Verwandtschaft und ihrem Zusammenhange mit jenen Begriffen erkennen muß. In diesem Zusammenhange aufgefaßt ist es aber ferner klar, daß die Macht der Wahrheit oder die Wahrheit an sich selbst diejenige Wirksamkeit (Eigenschaft, Vollkommenheit) des allmächtigen Geistes ist, durch welche er sich selbst durch jede seiner Äußerungen oder Veränderungen, in welchen er sich zu verlieren oder zu verneinen scheint, doch wiederum bejaht und das Bewußtseyn seines bleibenden Wesens sich selbst beständig vergegenwärtigt und Anderen mittheilt. Dieselbe Wirksamkeit aber theilt er als eingeborenes Gesetz des Wirkens allen seinen Schöpfungen mit, so daß ein von dem allmächtigen Schöpfergeist ausgegangener Trieb, Wahrheit zu suchen und zu finden, Wahrheit zu geben und zu nehmen, allgemein ist und nur durch Ausartung die Verläugnung des Wahren und der Wahrheit selbst entstehen kann, welche Ausartung aber der größte Jammer ist und durch die Wirkung der allmächtigen Wahrheit, als Gnade und Gericht, beständig überwunden wird und so wiederum der Wahrheit dienen muß. Dies wäre etwa die Antwort auf die Frage des Pilatus: Was ist Wahrheit? Wie auch Pilatus diese Frage für seine Person gemeint haben mag, so ist es doch unzweifelhaft, daß er mit derselben die Frage nach der Gottheit in derjenigen Form ausgesprochen hat, in welcher die Heiden, nachdem sie den Glauben an ihre falschen Götter verloren hatten, den wahren Gott suchten. Sie zweifelten an der Wahrheit, weil sie die Unwahrheit früher für Wahrheit genommen hatten; sie zweifelten, ob überhaupt für den Menschen Wahrheit sey, und wollten erst wissen, ob Wahrheit sey, um dann die Wahrheit über Gott zu suchen, ohne zu wissen, daß die Wahrheit nur eben ein vereinzelter Name der Gottheit, eine Bezeichnung der Gottheit nach Einer ihrer Wirksamkeiten ist. Wahrheit ist aber eben grade derjenige Name der Gottheit, unter welcher sie sich dem Volke Israel offenbart hat. Denn Jehova heißt seiner Wortbedeutung nach Wahrheit. Viele Heiden hatten die Wahrheit als Jehova erkannt: sie waren Proselyten (σεοσεβεῖς): Pilatus aber blieb, als ächter Heide, fragend an den Pforten des Tempels stehen, die seinem blinden Herzen sich nicht öffneten. Uns aber ist es offenbar, daß die Wahrheit, durch die alles Wahre ist, allerdings Selbstständigkeit hat, als der allmächtige Geist der Wahrheit, von dem aller Bestand und alle Gewißheit ausgeht; aber der Geist der Wahrheit ist nicht ohne die Geister der Liebe, Gerechtigkeit, Weisheit und Schöpferkraft, und diese unterschiedenen Geister sind wesentlich Ein Geist, von dem, durch den und in dem alle Dinge sind. Die Wahrheit ist ein relativ selbstständiges Moment in dem Begriffe der Gottheit; dieser Begriff selbst aber würde nicht wahr seyn, wenn nicht demselben das ganze Wesen der Gottheit entspräche, welches anzuerkennen dem denkenden Geiste nothwendig ist. Demnach dürfen und müssen wir auch, wenn wir dem Denken nicht entsagen und den durch das Denken erlangten Begriff Gottes nicht aufgeben und willkührlich zerstören wollen, den Satz aussprechen: die Wahrheit ist ein nothwendiges relativ selbstständiges Moment in dem Wesen der Gottheit; mit anderen Worten, die Wahrheit ist eine nothwendige Eigenschaft des göttlichen Wesens. Mit Rücksicht auf die anderen Eigenschaften Gottes dürfen wir aber nicht sagen: Gott ist die Wahrheit! wodurch wir die anderen Eigenschaften Gottes entweder abläugneten, oder unter den Begriff der Wahrheit unterordneten. Wir müssen vielmehr sagen: Gott ist Wahrheit! wie er Gerechtigkeit, Liebe, Allmacht ist; d. h. Gott ist eben so sehr das Eine wie das Andere. Mit Beziehung aber auf die Geschöpfe, welche nur in einem gewissen Maaße und nur durch Mittheilung von Gott Theil an der Wahrheit haben, müssen wir sagen: Gott ist die Wahrheit! wie wir in dieser Beziehung auch sagen müssen: Gott ist die Liebe, die Gerechtigkeit, die Allmacht. Es gibt keine Wahrheit, außer die in ihm oder aus ihm ist.

4. Die Funktionen der Wahrheit in Gott.

Betrachten wir nun näher die Funktionen der Wahrheit in Gott. Die Wahrheit, als die Vermittelung des Zusammenhangs, setzt Gegensätze, Unterschiede, Absonderungen voraus. Es könnte mithin von Wahrheit in Gott nicht die Rede seyn, wenn nicht Gegensätze, Unterschiede oder Absonderungen in der Gottheit wären. Ohne solche wäre Gott weder Seyn noch Bewußtseyn, weder Wesen noch Geist. Jedes wirkliche Seyn hat Unterschiede in sich selbst; eben so jedes wirkliche Bewußtseyn. Selbst der Begriff des Bewußtseyns hat seinen Ursprung nur aus dem Gegensatz gegen das unbewußte Seyn, das den Inhalt des Bewußtseyns ausmacht; das Seyn aber hat nur als

Daseyn, als Gegenstand Wirklichkeit für das Bewußtseyn. Ohne Gegensätze und Unterschiede wäre also Nichts, auch nicht einmal der Gedanke des Nichts, geschweige denn Gott, die Fülle der Vollkommenheit. Aber die Gegensätze in ihrer Sonderung allein wären auch nicht Gott, sie wären vielmehr die positive Verneinung Gottes, Gottes Gegentheil, so wie ihr Mangel die negative Verneinung Gottes wäre, die schlichte Unmöglichkeit, das baare leere Unvermögen. Die Wahrheit, die Vermittelung aller Gegensätze in Gott, ist es allein, durch welche Gott ist und besteht. Die Wahrheit vermittelt beständig zwischen den Gegensätzen, aber durch sie werden dieselben auch erhalten, daß sie bleiben, aber im Zusammenhange bleiben. Durch die Wahrheit ist Gott, was er ist, die mannichfaltig gegliederte Einheit der unerschöpflichen Lebensfülle.

Die Wahrheit ist aber die Vermittelung durch richtigen Übergang, durch treue Übertragung. Daraus geht hervor, wie die Wahrheit den Zusammenhang des Unterschiedenen in der Gottheit vermittelt, nämlich so, daß das Eine immer auf das Andere, sein Gegentheil, Einfluß hat und in dasselbe übergeht. Dies setzt aber hinwiederum voraus, daß schon ursprünglich die Wege des Übergangs geordnet und dem Einen in dem Anderen eine Stätte bereitet ist, gleichwie wir in der menschlichen Sphäre sehen, daß die Sphäre der Natur in der entgegengesetzten Sphäre des Geistes eine Stätte findet in dem Vermögen der Vorstellung, und daß die Wege des Überganges von Seiten der Natur in der Außenseite und Äußerung der natürlichen Substanzen, von Seiten des Geistes durch die Sinne eröffnet sind, oder umgekehrt, daß der Geist des Menschen durch das Organ seines Leibes mit der Natur, die ihn umgibt, verknüpft ist. So hat die Wahrheit schon in der Schöpfung der Welt den Zusammenhang durch geordnete Übergänge begründet. Nicht minder ist anzuerkennen, daß der Zusammenhang der Gegensätze in Gott gleich ursprünglich mit den Gegensätzen selbst geordnet seyn muß. In der ewigen Selbsterzeugung, oder, was dasselbe ist, Selbstdifferenzirung Gottes ist eben so ewig die Grundlage der Einheit gegeben, und auf dieser beruht der durchgehende Zug der Vereinigung, welcher die Gliederung des göttlichen Wesens hervorbringt. In dieser ursprünglichen Einigkeit ist unter Anderem auch dies mitgesetzt, daß Gott als Geist zugleich Subjekt und Objekt seiner selbst ist, ein Anderer als Subjekt, ein Anderer als Objekt, ein Anderer als der Urdenker, ein Anderer als das Urwesen, aber der Urdenker oder Urheber zugleich auch das Urwesen, das Urwesen zugleich auch den Urheber in sich hat. Diese vollkommene Sonderung der Gegensätze und eben so vollkommene Vereinigung der Entgegengesetzten ist es, wodurch Gott wesenhafter Geist und geistige Wesenhaftigkeit, der wahre lebendige Gott ist. Wer diesen Prozeß der Gottheit in ihr selbst sich im Denken vergegenwärtigt, der versteht auch jene berühmte und oft mißverstandene Äußerung Tertullian's (adv. Praxeam c. 7.) Quis enim negavit Deum corpus esse, etsi Deus spiritus est? spiritus enim corpus sui generis in sua effigie. Corpus ist hier ein gegliederter Organismus. „Wer kann läugnen, daß Gott ein gegliederter Organismus ist, obwohl Gott Geist ist. Denn der Geist ist eben ein gegliederter Organismus eigenthümlicher Art in eigenthümlicher Gestalt." Damit ist eben nichts Anderes gesagt als dies, daß Gott wesenhafter Geist ist; eben so richtig aber ist es auch zu sagen, daß Gott geistiges Wesen ist.

Wir müssen darauf Verzicht leisten, alle Unterscheidungen in Gott, welche die Wahrheit in ihm vereinigt, zu erkennen. Ist es uns doch schon unmöglich, an einem Baum alle Äste, Blätter, Blüthen, Früchte, Wurzeln und Fasern zu unterscheiden und ihre Verknüpfung untereinander nachzuweisen. Wie sollten wir vermögen, in der Fülle der Gottheit alle Gliederungen zu erkennen. Wir können uns rühmen, daß uns schon viel gelungen ist, wenn wir nur das Gesetz der Erkenntniß im Allgemeinen gefunden und richtig ausgesprochen haben, und wenn wir an einzelnen Beispielen darthun, daß wir dieses Gesetz anzuwenden wissen. Solche Beispiele gewähren uns die göttlichen Personen und Eigenschaften. Göttliche Personen sind abgesonderte Kreise des Daseyns mit eigenen Centris des Bewußtseyns in Gott. Diese hat der Polytheismus anerkannt und darin mag ihm ein Element der Wahrheit zugestanden werden; auch die heilige Schrift erkennt dergleichen an. Aber der Polytheismus der Heiden hat diese göttlichen Personen sich ganz willkührlich vorgestellt, sie großentheils ohne allen Zusammenhang, ja im Widerstreit gegen einander gedacht, oder ihre Verknüpfung unter einander durch ganz ungöttliche Übergänge vermittelt. So sind die Heiden von der Wahrheit abgefallen: ihre Götter sind Ungötter und Abgötter und der Himmel ihres Wahns ist so voll von Lug und Trug, wie die Erde, auf der sie wandeln, voll Unfriede und Zwietracht ist. Die Wahrheit der göttlichen Personen ist nur da, wo die Einigkeit der Gesonderten erkannt und die Gemeinschaft derselben, wodurch sie wieder sämmtlich zu Einer nicht nur moralischen, sondern göttlichen Person sich verknüpfen, in richtiger Weise gedacht wird, wie da, wo der Sohn sagt: „Ich bin im Vater und der Vater in mir: Ich und der Vater sind Eins." Denn dies ist der Wahrheit nicht zuwider, daß die verschiedenen göttlichen Personen alle zusammen auch Eine Person ausmachen, ein Gesammt-Daseyn und Gesammt-Bewußtseyn haben, welches eben so wirklich und wesentlich ist wie das Daseyn und Bewußtseyn der einzelnen Personen, gleichwie ein jedes Reich oder Collegium auf Erden eine wirkliche und wesentliche Person ist. Diese Gesammtperson der Gottheit ist aber nur auf eigenthümliche Weise in jeder Person gegenwärtig, und wegen des stetigen Zusammenhanges aller göttlichen Personen untereinander darf jede Person der Gottheit sagen: Ich bin Gott! ich bin der Herr! ich will meine Ehre keinem Anderen geben, noch meinen Namen den Götzen. Wegen dieser mannichfaltigen Gegensätze und Verknüpfungen in der Gottheit, die eben aus der Kraft der Wahrheit in Gott hervorgehen, werden ungeübte und von Gott entfremdete Denker leicht irre und der Name Gott selbst nimmt in der Sprache, in welcher die Wahrheit ausgedrückt ist, gar verschiedene Beziehungen und Bedeutungen an, über deren Gehalt und Berechtigung Wenige im Klaren seyn mögen. Der Satz: Gott ist

Gott! scheint den Worten nach ein ganz identischer Satz zu seyn, in welchem Subjekt und Prädikat sich ganz gleich sind; aber es ist doch ein Unterschied zwischen beiden, der eben dadurch gesetzt ist, daß der Name Gott erst Subjekt und dann Prädikat ist. Wo dieser Satz gebraucht wird, liegt immer die Voraussetzung eines unausgesprochenen, aber wenigstens dunkel gedachten Unterschiedes zum Grunde, der aber als ausgeglichen anerkannt wird: denn sonst würde der Satz nichts sagen und eben deshalb gar nicht ausgesprochen werden. Zunächst kann der Name Gott als Subjekt die Gesammtperson der Gottheit bezeichnen, wobei das Selbstbewußtseyn als prävalirend gedacht wird; derselbe Name als Prädikat wird dann das Gesammtwesen bezeichnen, wo das Daseyn mit den darin beschlossenen Eigenschaften in dem Bewußtseyn des Sprechenden prävalirt. Der Satz sagt dann dies: Gott als Person und Gott als Wesen ist sich selbst gleich, weil die Person im Wesen, das Wesen in der Person ist. Es kann aber auch das Wesen als Subjekt des Satzes gedacht werden, und die Person als Prädikat. In beiden Fällen wird die Identität des Unterschiedenen, der innige Zusammenhang von Gottes Daseyn und Bewußtseyn in Beziehung auf ihn selbst ausgesprochen; aber dennoch sind die beiden Sätze sich nicht völlig gleich. Denn im ersteren Falle wird etwas von Gott als Person, im letzteren etwas von Gott als Wesen ausgesagt. Die Zweideutigkeit im Ausdruck ist jedoch unschädlich, insofern beide Sätze gleich richtig sind; in der wissenschaftlichen Sprache aber kann dennoch die Unterscheidung wichtig werden, und dann darf die nähere Bestimmung beim Subjekt und beim Prädikate nicht fehlen. Spreche ich aber den Satz aus: Christus ist Gott! so ist erstlich zu beachten, daß der Name Gott hier Prädikat ist und die Gesammt-Gottheit nicht als Person, sondern als Wesen bezeichnet. Ich darf nicht sagen: χριστός ἐστιν ὁ θεός, sondern χριστός ἐστι θεός. Denn ich will nur ausdrücken, daß Christus unter eigenthümlicher Gestalt dasselbe göttliche Wesen vollständig in sich schließt, das auf andere Weise auch außer ihm, zum Beispiel im Vater ist. Will ich aber das Verhältniß Christi zu der göttlichen Gesammtperson ausdrücken, so muß ich sagen: Christus ist ein Mitglied Gottes, ein Mitglied der Gottheit. Zweitens ist zu bemerken, daß der Satz: Christus ist Gott! nicht umgekehrt werden kann wie der Satz: Gott ist Gott! Wir dürfen nicht sagen: Gott ist Christus! Denn dies würde zu dem Mißverständniß veranlassen, als ob die ganze Gottheit nicht bloß *auch*, sondern *nur* in der Person Christi beschlossen wäre. Ferner würde dadurch verläugnet werden, daß Christus auch dies an sich hat, zum Theil nicht Gott, sondern Mensch zu seyn, als der Menschensohn. Darum sagt die Schrift nie: Gott ist Christus! sondern: Gott ist und war in Christo.

Die Absonderung der Personen in Gott ist schärfer als die der Eigenschaften. Die Personen hängen unter einander zusammen durch Versetzung der Einen in die Andere mittelst der Liebe und Erkenntniß: sie wirken Alles zusammen, sie theilen sich Alles mit: aber Eine Person kann nie zugleich die Andere seyn: denn die völlige Vernichtung der Trennung wäre auch

Vernichtung der Persönlichkeit. Aber die Getrennten sind nicht *zertrennt*, vielmehr unzertrennlich bei einander und immer wahr gegen einander und eben darin besteht die ewige Liebe und Seligkeit Gottes, daß er sich im Anderen anders wieder findet und das ihm wesentlich Gleiche nicht als Gleiches, sondern zugleich mit einem Unterschiede behaftet, als *Verwandtes* zurück empfängt: „der Sohn liegt in des Vaters Schoße." Die Eigenschaften Gottes hingegen haben ein geringeres Maaß von Selbstständigkeit: sie sind in der Einfachheit des Wesens Gottes verschmolzen und ihre in der Wurzel kaum bemerkbaren Gegensätze treten nur in den Beziehungen nach Außen stärker hervor, auch trägt eine immer die andere. Die Ewigkeit, das unstörbare Daseyn, ist zugleich Allmacht, unüberwindliche Thatkraft, die Allmacht zugleich Weisheit, alles durchdringende Einsicht, die Weisheit zugleich Gerechtigkeit, das sich immer gleiche Thun, das Jedem das Seine gibt, die Gerechtigkeit zugleich Barmherzigkeit, die sich des Elenden annimmt und ihm hilft, die Barmherzigkeit zugleich Zorn, der den Feind niederschlägt, der Zorn zugleich Gnade, die den Niedrigen heimsucht und von dem völligen Untergang errettet. Die Eigenschaften, die da die Exponenten des göttlichen Wesens sind, gehören jeder göttlichen Person auf gleiche Weise an; die Eigenschaften aber, die jeder göttlichen Person als solcher eigen sind, nicht. Denn diese haben einen ganz anderen Charakter: entweder bezeichnen sie die besonderen Bedingungen, unter die sich in Beziehung auf die Geschöpfe aus freier Gnade unter Mitwirkung der ganzen Gottheit die einzelnen göttlichen Personen gestellt haben, oder sie bezeichnen die besondere Thätigkeit, die in der stetigen Selbsterzeugung Gottes den einzelnen Personen zukommt, ein großes Geheimniß der Theosophie, das Gott wenigen Auserwählten zu erkennen gibt und das wir schweigend verehren. Denn wie es schwer zu erkennen ist, so ist es noch schwerer auszusprechen auch für den, der es etwa erkannt hat: τὰ βάθη τοῦ θεοῦ, 1 Cor. 2, 10., ἄῤῥητα ῥήματα, 2 Cor. 12, 4.

5. Die Wahrheit in der Welt.

Es dringt sich aber unserer Wahrnehmung ein noch viel schrofferer Gegensatz auf, als der zwischen den göttlichen Personen statt findet: dies ist der Gegensatz zwischen Welt und Gott. Die Welt erscheint uns als ein von Gott nicht nur unterschiedenes, sondern auch geschiedenes Zusammenseyn vieler Wesen, die unter einander selbst auch in lauter Schiedlichkeit und Gegensatz stehen, von denen je Eins das Andere ausschließt, und, wo es etwa das Andere in sich aufnimmt, es nicht bewahret und erhält, sondern vernichtet. Was uns in der Welt zunächst auffällt, ist grade der Mangel der Vermittelung eines stetigen Zusammenhangs, ja das Gegentheil desselben, also Mangel und Verläugnung der Wahrheit. Wasser und Feuer, Festes und Flüssiges sind einander feindlich entgegengesetzt; wo das Eine ist, kann das Andere nicht seyn; wo das Eine wirkt, vertilgt es das Andere. Das Schaf zerstört den Grashalm, indem es ihn in sich übergehen läßt, der Wolf hinwiederum das Schaf. So ist die Welt das Zusammenseyn feindlicher Mächte, von

denen Eine die Andere ausschließt oder verzehrt; darum mögen wir mit dem erfahrungsreichen König Salomo sagen: Alles ist eitel, ohne Wahrheit! und nur die Erkenntniß ist wahr, daß in der Welt die Wahrheit nicht ist.

Aber bald müssen wir inne werden, daß diese Ansicht der Welt einseitig ist und daß die Welt doch auch Antheil an der Wahrheit hat, daß die Wahrheit in ihr wirksam und gegenwärtig sich selbst bejaht. Blicken wir auf die unabsehliche Menge der Wesen in der Welt, vom Sonnenstäubchen bis zum Sonnensystem, so finden wir auch nicht Ein Wesen, dessen Daseyn, so lange es irgend besteht, nicht in der Wahrheit begründet wäre: denn jedes Einzelne, wie es auch heißen mag, besteht nur durch die fortdauernde Vermittelung eines stetigen Zusammenhangs seiner verschiedenen Theile unter einander und eines eben so stetigen Zusammenhangs dieses Ganzen mit seinen Umgebungen. Sobald die Werkzeuge, die durch allerlei geordnete Übergänge solchen Zusammenhang vermitteln, ihre Wirksamkeit versagen, so wird auch das Geschöpf zerstört: seine Bestandtheile aber werden insofern erhalten, als sie für sich in der Wahrheit, in dem gesetzmäßig vermittelten Zusammenhange, bleiben. Die Welt aber wird nur darum Welt genannt und ist nur insofern Welt, als sie selbst Wahrheit ist, das heißt beständige, durch richtige Übergänge und treue Übertragung gelingende Vermittelung eines stetigen Zusammenhangs zwischen den in ihr vorhandenen Gegensätzen. So ist die Welt in der Wahrheit und durch die Wahrheit: sie selbst ist Wahrheit, aber allerdings nicht die reine Wahrheit, sondern die mit ihrem Gegentheil, mit Unwahrheit, behaftete Wahrheit. Und darum ist die Welt nicht Gott, sie ist göttlich und ungöttlich zugleich. Denn in Gott werden in ununterbrochenem Kreislauf alle Gegensätze, Unterschiede und Sonderungen zugleich bewahrt und gelöst: in der Welt werden sie zum Theil bewahrt und gelöst, zum Theil nicht. Aber eine fortgesetzte und tiefer eindringende Beobachtung lehrt uns, daß doch in der Welt die Wahrheit mehr herrscht, als sie zu herrschen scheint. Denn Vieles, was ohne Hoffnung unterzugehen schien, wird nach vielen Übergängen doch wieder neu geboren, es ist also erhalten worden: und Vieles, was jetzt in starrem Gegensatze ungelöst scheint, tritt bei fortschreitender Entwickelung doch in Zusammenhang. Auch der Gegensatz zwischen Festem und Flüssigem, zwischen Feuer und Wasser findet seine Vermittelung wie die Chemie lehrt. So kommt in der Welt die Wahrheit *mit der Zeit* zu Stande und an den Tag. Die Wahrheit in der Welt ist aber eine immer von Neuem werdende und verschwindende, sie ist *zeitlich*, nicht ewig. Erst am Ende des Prozesses wird sie allgegenwärtig und ewig seyn: dann wird Gott seyn Alles in Allen.

Diese Stellung und Bestimmung der Welt wird begriffen, wenn wir erkennen, daß die Wahrheit der Welt, wie die Welt selbst, nicht aus ihr selbst ist, sondern aus Gott. Die Wahrheit aus Gott aber ist schöpferisch, sie schafft die Zeit und schafft die Welt als zeitlich zur Vorbereitung für die Ewigkeit: wenn aber die Welt vollendet ist, dann wird sie das abgeleitete Ebenbild der Gottheit seyn. Es ist aber eine Person der Gottheit, die wir das Wort, das Ebenbild des Vaters nennen, durch welche das abgeleitete Ebenbild geschaffen ist, erhalten und vollendet wird. Die Wahrheit des Wortes, des ewigen Wortes, ist die Macht, die in der Welt Gegensatz, Unterschied und Sonderung der Geschöpfe und hinwiederum durch Werkzeuge des Überganges Vermittelung und Zusammenhang wirkt und die Unwahrheit der Welt, die negative Macht des Nichts, beständig bekämpft und überwindet, bis das Gericht hinausgeführt ist zum Siege. Die Wahrheit aus Gott ist der Lebenspuls in jedem Geschöpf und in der ganzen Schöpfung: der vollendete Sieg dieser Wahrheit ist das Weltgericht, das Ende und zugleich die Wiedergeburt der Welt.

Wie dies geschehen soll, das können wir aus dem bisher Gesagten durchaus nicht begreifen, da wir die Welt nur als bewußtloses Daseyn in bewußtloser Entwickelung, nur als Natur betrachtet haben. Denn in der Natur kann die Wahrheit nur als Sachverhältniß gedacht werden: zwischen Sachen aber kann nie eine vollkommene Vereinigung bei vollkommen bewahrter Sonderung statt finden, denn die vollständige Einigkeit könnte nur im Zustande der Einerleiheit, der Materie, eintreten, worin nicht die Wahrheit, sondern der Mangel des Gegensatzes und der Sonderung, das Unbestimmte, und mithin die Ohnmacht der Wahrheit wäre. Zur Welt aber, die wirklich ist, gehört nicht nur die Natur, sondern auch der Geist, das Bewußtseyn, das im Menschen zunächst als bewußte Seele hervortritt, und in vielen abgesonderten Bewußtheiten, in vielen menschlichen Personen, erscheinet. Jede einzelne Seele hat viele Unterschiede und Sonderungen in sich selbst, die aber durch wohlgeordnete Übergänge in Zusammenhang unter einander stehen und dadurch hat die Seele innere Wahrheit: wo dieser Zusammenhang gestört ist, da ist innerer Widerspruch, Zerrüttung und Unwahrheit. Von der Seele unterscheidet sich der Leib, der ihr eigen ist, und der Geist, dem sie angehört: sie steht aber mit ihrem Leibe und mit ihrem Geiste in steter Wechselwirkung und durch die richtige Übertragung und Mittheilung, die Leib, Seele und Geist in einer menschlichen Person gegen einander ausüben, ist der Mensch ein wahrer Mensch. Die Trennung des Leibes oder des Geistes von der Seele ist die Auflösung des Menschen, ist der Tod, leiblicher oder geistlicher Tod: die gelungene Wiedervereinigung ist neues Leben in der Wahrheit des menschlichen Wesens.

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 17. Oktober. № 83

Die Wahrheit.

(Ein Beitrag zur christlichen Theologie.)

Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Joh. 18, 37.

(Fortsetzung.)

Die Natur steht dem Menschen fremd gegenüber; aber es sind ihm die Mittel gegeben, die Natur in sich und sich in die Natur übergehen zu lassen; nicht allein die Sinne, die zunächst der Wahrnehmung dienen, sondern alle Glieder des Leibes, alle Kräfte der Seele und des Geistes wirken dazu mit, insbesondere die Sprachwerkzeuge und die Sprache. So verbindet die Wahrheit den Menschen mit der Natur und die Natur mit dem Menschen. Insofern aber die bewußtlose Natur den Menschen nicht wahrnimmt, er aber sie, so macht die Wahrheit, deren vorwaltende Thätigkeit auf Seiten des Menschen ist, diesen zum Herrn über die Natur, die Natur zu seiner Dienerin. Die zunehmende Wahrnehmung und Erkenntniß begründet und erweitert des Menschen Herrschaft: der Mangel an Erkenntniß schwächt sie, der Irrthum zerstört sie. Die Wahrheit ist es auch, die den Menschen mit dem Menschen verbindet und Viele zu einem gegliederten, einigen Ganzen verknüpfet, sie zur Familie, zur Gesellschaft, zum Staate, zur Kirche vereinigt. Wer die Wahrheit rechtschaffen sagt und in der Wahrheit wandelt, der verknüpft die Menschen fester mit sich und unter einander: wer lügt, der trennt und zerrüttet die menschliche Gesellschaft. Durch das Gewissen aber und die Vernunft bezeugt sich das ewige Wort Gottes im Menschen, und wer dieses Zeugniß annimmt, in dem wirkt und wohnt die Wahrheit aus Gott und begründet nicht nur ein Sachverhältniß zwischen ihm und Gott, sondern, weil der Mensch Person ist, ein persönliches Verhältniß. Wo aber das Zeugniß der Wahrheit aus Gott von Vielen gemeinschaftlich angenommen wird, da stiftet sie einen gemeinschaftlichen Bund mit Gott und so entsteht das Reich der Wahrheit aus Gott, das Reich Gottes unter den Menschen. In diesem Reiche soll die Seele, in der Natur und Geist oft in unvermittelter Entzweiung neben einander wirken, ohne ihre Besonderheit zu verlieren, in die volle Gemeinschaft des geistigen Lebens erhoben werden; eben so soll der Leib durch dunkle Wege dahin gelangen, um einst ein vom Bewußtseyn ganz durchdrungener geistlicher Leib der im Geiste verklärten Seele zu seyn, und das zum Geist, in welchem Daseyn und Bewußtseyn ausgeglichen ist, verklärte Menschengeschlecht soll endlich mit dem ewigen Worte verknüpft, auch die Besinnung der Natur, die ihn umgibt, vollenden helfen, so daß Alles, nur in verschiedenen Stufen abgeleiteten Bewußtseyns, endlich vollkommen im Geist und in der Wahrheit ist. Denn auch die Creatur soll frei werden von der Eitelkeit, welcher sie unterworfen ist ohne ihren Willen und soll Theil nehmen an der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Röm. 8, 20—21.

Aber die Menschen haben von Anfang an die Wirkung der Wahrheit durch Ungerechtigkeit aufgehalten und sind dem Irrthum und der Lüge verfallen; sie haben die Wahrheit aus Gott mit der Täuschung vertauscht und damit auch die Wahrheit da verloren, wo sie dieselbe gern behalten hätten. Mit der Geschichte des Menschengeschlechts beginnt die Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes, in welchem ein trauriger Zwiespalt eingetreten ist, worin der Mensch die Wahrheit zugleich sucht und flieht. Es blieb immer Wahrheit unter den Menschen, aber mit Irrthum und Täuschung behaftet; das Bedürfniß der reinen Wahrheit erwachte und erregte den Zweifel an der verunreinigten conventionellen Wahrheit, der Zweifel aber, der den Irrthum aufdeckte, war selbst mit Mangel der lebendigen Wahrheit behaftet und gerieth bis zur Verzweiflung an aller Wahrheit. Er konnte nichts mehr bejahen, weil er keinem Werkzeuge der Übertragung und Vermittelung mehr traute, und er fragte: Was ist Wahrheit? ohne eine Antwort zu erwarten. Wo aber in diesem unseligen Gewirre der Gegensätze unter den Verblendeten die Wahrheit dennoch in einer Seele Zugang gefunden und von einem Menschen bezeugt wurde, da galt die Wahrheit für Unwahrheit und für unausstehliche Anmaßung, und ihre Zeugen wurden verurtheilt und verspottet, gesteinigt, gekreuzigt und getödtet. Dem polytheistischen und egoistischen Trotze der Menschen gegenüber, wodurch die Sonderung wider die Wahrheit festgehalten wird, treten Andere auf die Seite eines anderen Extremes, wo sie nur die öde Einerleiheit einer ewig sich gebärenden und wieder verzehrenden Natur gelten lassen und allen Sonderungen ihr Recht und ihre Bedeutung abläugnen. Auf diese Weise wird sowohl die Wahrheit Gottes als auch die Wahrheit in den Geschöpfen vernichtet und an die Stelle der Wahrheit tritt der trostlose Spruch: Alles ist eitel! Mit fleischlichem Lebensgenuß verbunden spricht sich dieser Sinn so aus, wie es im Buche der Weisheit geschildert wird (C. 2, 1 f.): „Es ist ein kurzes mühseliges Ding um unser Leben, und, wenn ein Mensch dahin ist, so ist es gar aus mit ihm, so weiß man Keinen nicht, der aus der Hölle wiedergekommen sey. Ohngefähr sind wir geboren und fahren wieder dahin, als wären wir nie gewesen. Denn unser Schnauben in unserer Nase ist ein Rauch und unsere Rede ist ein Fünklein, das sich aus unserem Herzen reget. Wenn dasselbige verloschen ist, so ist der Leib dahin wie eine Loderasche, und der Geist zerflattert wie eine dünne Luft.“ —

Die Wahrheit aus Gott, die das abgefallene Menschengeschlecht nicht verließ, ergriff in der Zeit, wo der polytheistische Irrthum mächtig zu wuchern begann, einen einzelnen Mann, der Vorbild und Stammvater einer zahlreichen Familie und nach und nach auch eines großen Volkes wurde. Das ewige Wort redete zu ihm persönlich, erweckte und übte seinen Glauben, bewährte ihn im Gehorsam und knüpfte durch große Verheißungen die zartesten und heiligsten Neigungen und Wünsche an diesen Glauben. „Dein Same," sprach der Herr der Wahrheit, „soll seyn wie der Sand am Meer, und wie die Sterne am Himmel und soll besitzen die Thore seiner Feinde: in deinem Samen sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde." Abraham glaubte Gott und dies rechnete ihm Gott zur Gerechtigkeit. Die Wahrheit aus Gott trat aber bei der allgemeinen Herrschaft der Täuschung hier in ein ihrem Wesen widersprechendes Verhältniß: es liegt in ihr die Macht, einen stetigen Zusammenhang Aller zu vermitteln, aber zunächst mußte sie ihre Bekenner trennen von ihren Verläugnern, die anderen Göttern dienten. Diese Trennung und Sonderung geschah auf das Strengste durch Moses; zugleich wurde die Unterscheidung der Personen in Gott durch den nothwendigen Gegensatz gegen den Polytheismus in den Hintergrund gestellt und die Einigkeit der göttlichen Personen wurde von der Masse des Volks als starre Einheit aufgefaßt, bis durch die Personificirung des Wortes und der Weisheit die tiefere Einsicht in die Wahrheit des göttlichen Wesens wieder auf neue Weise vorbereitet wurde. Seit David endlich dämmerte durch die große diesem Könige gegebene Verheißung (2 Sam. 7.) die Hoffnung auf, daß Gottes Wort in einem David's Sohne Mensch werden würde, um sein Volk selbst zu weiden, und Micha redet David's Stadt an: „Aus dir wird kommen, der in Israel Herr sey, welches Ausgang von Anfang und von Ewigkeit her gewesen ist." Von jetzt an ward auch immer mächtiger die Weissagung, daß die Wahrheit aus Gott von Israel aus zu allen Völkern übergehen, alle Heiden sich unterthan machen, den zertrennten Nationen den Frieden wieder geben und so das große allgemeine Werk der göttlichen Wahrheit vollenden müsse. Endlich ward die Verheißung erfüllt: Jesus ward geboren, in ihm war das Wort Fleisch geworden, er war Sohn Gottes und König des Reiches Gottes, er entwickelte siegreich das Leben des Geistes und erreichte das Ziel, seine Seele im Geiste zu verklären und in einem wiedergeborenen geistlichen Leibe sich nach dem Tode als Sieger der Wahrheit zu zeigen. Er sprach: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

6. Christus die Wahrheit.

Zunächst aber scheint der Ausspruch Jesu: „Ich bin die Wahrheit!" dem Begriffe der Wahrheit, wie wir ihn gefaßt und wie er, wenn auch nur dunkel, im Gefühle jedes Menschen sich ankündigt, zu widersprechen. Er wird von dem Juden, der weiß, daß Gott allein die Wahrheit ist, als eine lästerliche Anmaßung, als ein Ärgerniß, von dem Heiden, der wenigstens weiß, daß die Wahrheit kein einzelnes Individuum seyn kann, als eine lächerliche Verirrung, als Thorheit begrüßt; er wird auch von dem Gläubigen zuerst nur als eine unbegreifliche That Gottes, als ein Wunder anerkannt und angestaunt, denn er sieht darin mit Recht nur die unter einer bestimmten vorwaltenden Kategorie aufgefaßte Verkündigung: Gott ist Mensch geworden, denn Gott und nur Gott ist die Wahrheit.

Betrachten wir zuerst Jesum als Kind, so ist auf diesem Standpunkte seiner menschlichen Entwickelung, auf dem Standpunkte des Anfangs, vor Menschen Augen und in seinem eigenen menschlichen Daseyn und Bewußtseyn noch nicht einmal seine wahre Menschheit entschieden. Die wahre Menschheit beruht auf der durch richtige Übertragung gelungenen Vermittelung des stetigen Zusammenhangs zwischen Leib, Seele und Geist. Davon ist aber im neugeborenen Kinde nur die Anlage zu sehen; was jedoch wirklich vorhanden ist, das ist für jetzt nur ein wahres lebendiges Geschöpf. Die Seele, als bewußtes Wesen, schlummert noch, weil der Geist sich in ihr noch nicht als gegenwärtig, als in ihr thätig erweiset. Auch hat sich die christliche Kirche diesen grellen Widerspruch der Erscheinung Jesu in seiner Kindheit gegen den Glauben so wenig verborgen, daß sie vielmehr denselben laut verkündigt und in ihren Weihnachtsliedern besingt. „Er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein." Doch deutet sie zugleich an, daß sie das Bewußtseyn von der Lösung des Widerspruchs hat, wodurch dieser zu einem bloßen Schein, zu einer Verkleidung der Wahrheit herabsinkt: „In unser armes Fleisch und Blut verkleidet sich das ewge Gut." Die Lösung des Widerspruchs liegt aber darin, daß der, welcher unter dem Namen Jesus als Mensch und anfangs als Menschenkind erschien, von Ewigkeit her ist und ein unveräußerliches Daseyn und Bewußtseyn hat, daß diese seine ewige Persönlichkeit zugleich von Anfang an sich offenbarte, die Welt, als Repräsentant der Gottheit, geschaffen, erhalten, belehrt und regiert hat, daß diese seine persönliche Thätigkeit durch seine Annahme der menschlichen Natur nicht unterbrochen ist, daß dieses ewige Walten mit dem werdenden Menschen unausgesetzt verknüpft ist und fortan dieses menschliche Wesen wahrhaftig, mithin organisch, an sich hat und in stetigem wohlgeordnetem Übergange sich in dasselbe hinüber trägt. Daß dies zum persönlichen Charakter Jesu gehört, dafür bürgt uns sein später ausgesprochenes Bewußtseyn über sich selbst, das zum Beispiel klar hervortritt in den Worten: „Ehe denn Abraham ward, bin ich)." Da uns aber der innere Zusammenhang zwischen dem ewigen Seyn in Gott und dem zeitlichen Werden dessen, was aus Gott hervorgeht, überhaupt verborgen ist, so daß wir es nicht einmal in unserem eigenen Inneren belauschen können, so dürfen wir uns dem Bekenntnisse nicht entziehen, daß uns hier ein noch unerforschtes Geheimniß des göttlichen Waltens vorliegt. Das Wie verstehen wir für jetzt nicht: wir müssen und können uns daran genügen lassen, daß uns das Daß in dem Fortgang der Entwickelung Jesu unzweifelhaft dargethan wird.

Doch auch im Fortgang geschieht die Enthüllung der Wahrheit nur nach und nach. Wenn geschrieben steht: „Er nahm

zu an Alter, an Weisheit und an Gnade bei Gott und bei den Menschen," so ist dies ein Zeugniß für die wahre Menschheit Jesu, aber daß er zugleich die Wahrheit selbst ist, das bleibt auch hier verborgen. Freilich könnte er nicht die Wahrheit selbst seyn, wenn er nicht als Mensch auch ein wahrer Mensch wäre; aber insofern er Mensch auf dieser Stufe der Entwickelung ist, insofern ist es an ihm noch nicht erschienen, daß er die Wahrheit selbst ist. Denn zu dem Menschen auf dieser Stufe gehört wesentlich auch dies, daß nur nach und nach, was im Daseyn ist, in's Bewußtseyn tritt, und, was im Bewußtseyn lebt, in das Daseyn übergeht. Die menschliche Seite Jesu ist also, eben weil sie wahre Menschheit ist, mit dieser mangelhaften Erscheinung der Wahrheit nicht nur in seinem Knaben- und Jünglingsalter, sondern bis zu seiner Verklärung behaftet, und, wenn dies nicht der Fall wäre, so bedürfte er für seine Person gar nicht der Verklärung, um die er doch bittet, indem er vor seinem Scheiden spricht: „Und nun, Vater, verkläre mich bei dir selbst mit der Klarheit, die ich bei dir hatte, ehe die Welt gegründet ward." Jesus, als ἐν ὁμοιώματι ἀνθρώπων γενόμενος καὶ σχήματι εὑρεθεὶς ὡς ἄνθρωπος, hat nothwendig auch dies an sich, daß nur nach und nach die Entwickelung und Lösung der in der menschlichen Natur vorkommenden Gegensätze sich in ihm vollzieht. Doch unterscheidet er sich dadurch von anderen Menschen, daß die Lüge und Täuschung durch die Kraft der Wahrheit ihm fern bleibt, daß ferner die Gegensätze zwischen Leib und Seele, Fleisch und Geist sich in ihm nicht, wie in Anderen, verhärten und verfestigen, sondern durch die stete Thätigkeit des Geistes ohne Zögern gelöst werden, daß endlich eben darum Friede und Gewißheit über seine Bestimmung und seine Gerechtigkeit in ihm wohnt. Dazu kommt aber noch dies, daß er zugleich weiß, daß seine zeitliche Erscheinung von ihm nur als ein angenommenes Glied seiner ganzen Persönlichkeit erkannt wird, und daher ihm selbst keine Zweifel oder Bedenken über seine unzertrennliche Gemeinschaft mit dem Vater und über seine Einigkeit mit der Gesammt-Gottheit erregt. Dies Alles deutet er schon an in dem Ausspruche, mit dem er als Knabe im Tempel dem leisen Vorwurfe seiner Mutter begegnete: „Wußtet ihr nicht, daß ich in dem seyn muß, das meines Vaters ist?" Darum darf man behaupten, daß Jesus in dem Bewußtseyn seiner Verklärung schon vor der Verklärung seines menschlichen Daseyns war, oder daß er dem Geiste nach stets in der göttlichen Klarheit geblieben ist, und in dieser Beziehung sagt er zu Nikodemus: „Niemand fährt gen Himmel, außer der vom Himmel gekommen ist, nämlich des Menschen Sohn, der im Himmel ist."

In dieser Gewißheit nannte er seinen Leib einen Tempel, in dieser Gewißheit gab er aber auch seine Seele den momentanen Eindrücken der vorüberziehenden Gegenwart hin und ging menschlich in Schmerz und Freude, in Mitleid und Zorn auf diese Eindrücke ein, jedoch nicht ohne stets die zeitliche Gegenwart in das rechte Verhältniß zur Gegenwart Gottes zu stellen. Zwar verhält er sich gegen die Menschen ganz als Mensch, insofern er nicht richtet und mit göttlichen Mitteln das Gericht

ausführt, sondern gegen das Unrecht streitet und es duldet, und mit menschlichen Mitteln, mit Worten, die dem menschlichen Verständnisse zugänglich sind, bekämpfet. Dennoch haben seine Worte schon den Gehalt und Werth von Gerichten, weil er in jedem Falle das Wahre sagt, welches immer seinem Wesen nach Gottes Urtheil ist. Es ist fast nur in Wohlthaten zum Besten der Menschen, in Heilungen von Krankheiten und in Vergebung der Sünden, wo Jesus seine übermenschliche Herrlichkeit durchscheinen läßt, auf daß die Menschen hierin Zeichen hätten, die ihnen andeuteten, daß die Alles heilende Wahrheit in ihm ist und daß sie eben nur darum in ihm Mensch geworden, um die Wunden der Menschheit zu heilen.

Auch von dem Leibe Jesu gingen Kräfte der Gesundheit aus: dennoch ist nicht zu läugnen, daß die Bande des irdischen Leibes die volle Enthüllung der Wahrheit in Jesu hinderten, indem dieser Leib nie ganz in das volle Wechselverhältniß mit dem Geiste treten konnte, welches die volle Herrschaft der Wahrheit verlangt. Der Leib ist und bleibt bis in den Tod an ihm selbst unvernünftig, und Vieles, was die Seele im Dienste der Gerechtigkeit fordert, widerstrebt seinen Bedürfnissen und seiner Natur, die sich wider Schmerz und Zerstörung sträubt. Zwar ließ Jesus den Zwiespalt zwischen dem Willen des Fleisches und des Geistes in sich nicht fest werden und sein Leib war von ungeordneten Trieben frei; aber dennoch mußte in gewissen Fällen der Wille des Fleisches in Widerspruch treten wider den Willen des Geistes.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Ostfriesland.) Die Pfeile, welche in Nr. 101 und 102., 1837, der Ev. K. Z. auf das Babel unserer kirchlichen Zustände gerichtet wurden, schienen der größeren Menge eitle Wurfgeschosse zu seyn, die von den angegriffenen Mauern abprallen und nur dem Schützen Verderben bereiten würden, ohne ein Kriegsgeschrei im Lande zu erregen und großen Jammer zu verursachen. Nur ein geringes Häuflein hoffte, es sey die Zeit gekommen, da der Herr seinen Schatz aufgethan und die Waffen seines Zornes hervorgebracht habe, um Babel zu treffen und zu ergreifen, „ehe es sich desselbigen versähe," und wurde in dieser Hoffnung selbst dann nicht erschüttert, als friedliche Männer unter den Angegriffenen es für das Beste erklärten, die Sache zu ignoriren, was denn wenigstens das Bequemste gewesen wäre und ganz im Sinne der Vielen, die jene unangenehme Ruhestörung baldigst zu verschlafen gedachten. Indeß erhielt jene Hoffnung einen neuen Schwung, als bekannt wurde, daß den vermeintlichen Störenfried geringere Unannehmlichkeiten, z. B. aus dem sogenannten Cötus der reformirten Geistlichkeit verwiesen zu werden, und größere, z. B. wegen eines auch den Staat beunruhigenden Buches (es ward aber sofort der Verkauf des Buches untersagt) sich bei hiesiger Königl. Justiz-Kanzelei in Untersuchung gesetzt zu sehen, betroffen hatten und endlich auch von dem Emder reformirten Kirchenrathe, in majorem d—i gloriam, dem criminell Behandelten die Ausschließung vom heiligen Abendmahle kund gethan, und ganz zuletzt von dem hochwürdigen geistlichen Cötus die Verfolgung des aus dem benachbarten Gröningen herübergekommenen de Kock (der in einer Scheune auf einem

Dörflein über Röm. 16, 17. 18. gepredigt hatte) von Landgensd'armen betrieben worden war. Denn es ließ sich erwarten, daß doch auch geistlicher Waffen Gebrauch beliebt werden würde. Ein Geistlicher (? die Red. versichert es allerdings; es ist aber kaum glaublich —) hat dieser Erwartung in Nr. 57 und 58., 1838, der Ev. K. Z. entsprochen und einen Streit entzündet, dessen Ende sich nun nicht mehr absehen läßt. Jeremia 50, 14—16. wird nun Wahlspruch seyn, sammt Amos 2, 13. 14. Möge die Liebe zum Herrn im Streite walten! — Besehen wir denn die Waffen des geistlichen Bogenschützen, der sich zum Beschützer der gekränkten bestehenden oder — liegenden Kirche aufgeworfen hat! Er erklärt, es oft mit der ganzen Lüge mehr zu halten als mit einer halben Wahrheit. Es ist das Geschmackssache. Ist dies aber das Princip des Gegners, so wird es dem alten Krieger sehr wohl gefallen, dessen Ev. Joh. 8, 44. Meldung geschieht, und gewiß eine tüchtige Grundlage zu weiterer Entwickelung abgeben können. Wir sehen aber diese Lügenliebhaberei als etwas an, das dem Herrn Verfasser anderswoher zugewehet und nicht in ihn eingegangen, sondern nur unbedachtsam von ihm geäußert worden ist. Denn es läßt sich zugeben, daß der Urheber des Streites einseitig und, wenn man will, mit halber Wahrheit angethan auf den Kampfplatz getreten sey, sofern es nämlich die menschliche Individualität mit sich bringt, auch bei großherziger Liebe zum Herrn und bei großartigem Eifer um die Ehre des Herrn zu irren und fehlzugreifen. Und in der That sind Manche, die sonst übereinstimmen, geneigt, hieher die Art und Weise, wie R. W. Duin von der Landesregierung Übelstände abgeleitet hat, die nicht von ihr herbeigeführt, sondern nur etwa bestätigt oder geduldet sind, zu rechnen; auch einige andere Nebenklagen werden vielleicht dahin zu rechnen seyn. Wenn nun aber der derben Wahrheit einige schroffe Seiten sich angesetzt haben, die man wegräumen möchte, um der vollen Wahrheit die Zustimmung zu geben, so ist es doch thöricht, mit der ganzen Lüge durchkommen und sich resp. durchlügen zu wollen. Was nun zunächst die vortreffliche Amtsführung betrifft, deren sich der Vertheidiger, auch für seine Collegen, denen, auf daß Keiner dahinten bleibe, auch der Französisch reformirte Herr Pfarrer ausdrücklich beigesellt wird, in hohen Worten rühmt, so steht erstlich fest: Eigenlob —, und frägt es sich, was die lebendigen Glieder der Mutterkirche bezeugen möchten, und zum Anderen ist es klar, wie wenig solche Männer, welchen der Jammer um die zerfallene Kirche so gar nicht zu Herzen gegangen, oder auch nur vor Augen und Ohren gekommen ist, daß sie mit gutmüthigen Versicherungen, in aller (!) Weise das Wohl der Gemeinde zu beherzigen, die Klagen zu beseitigen hoffen, berufen sind, die Weissagung und den Geist, der da straset, zu dämpfen. Si tacuisses — muß hier in jeder Hinsicht gesagt werden. Es wird die Bibellust und Bibelkenntniß unserer Gemeindeglieder gerühmt, und es geht doch ein Schrei durch's ganze Land, daß die Erkenntniß des Wortes, durch welche sonst die hiesige Reformirte Kirche vor der Lutherischen anerkanntermaßen sich auszeichnete, zu verschwinden drohe und der häusliche Gebrauch der Bibel fast gänzlich abkomme. Es werden die gefüllten Kirchen gerühmt, und es geht wieder ein Schrei durch's ganze Land, daß die Tage des Herrn schmählich geschändet werden (in Jhlow, einem Gehölze, ist bereits zwei Jahre nach einander ein Musikfest gefeiert, welches ordentlich, wie ein Gottesdienst, um 10 Uhr Morgens begonnen wurde und einen ganzen Sonntag verschlang), die weltlichen Lustbarkeiten immer mehr auch den Tag des Herrn für sich in Anspruch nehmen, Schweinetreiber, Torfführer, Sensenträger, Juden und anderes Gesindel die ruhige Feier stören (am stillen — Char-freitage sah und hörte Ref. unter lärmendem Singen das Militär einen Ort verlassen, kurz vor dem Gottesdienste) und ganze Distrikte längst angefangen haben, unkirchlich zu seyn. Vordem war Ostfriesland geziert mit Familien, die kirchlich und häuslich im Worte Gottes lebten, streng in der Zucht, gemüthlich in häuslicher Treue, tief erfahren in Buße und Glauben, Kernchristen: auch heute noch ist es ein kernhaftes Volk, aus dem viel zu machen wäre. Wenn aber die Geistlichen das Verderben, welches kaum Einer aus dem großen Haufen in Abrede zu stellen von Herzen wagen würde, nicht sehen und einräumen, sich unter die ihnen zu Theil gewordene geistliche Züchtigung nicht beugen, so wird nur mit losem Kalke getüncht und den Leuten, die gerne Frieden haben, wo doch kein Friede ist, Polster und Kissen untergelegt. Und darauf lautet auch die Klage! — Des sittlichen Lebens gedenkt der Vertheidiger ganz flüchtig, fast nur, merkwürdig genug! trauernd über die Armuth, während Trunkenheit, Diebstahl und Frevel im Schwange gehen und das ganze Heer der Folgen einer schwächlichen, menschlichen Weisheit sich einstellt. Wie der Vertheidiger dagegen sich habe blind machen können, ist unbegreiflich, da es der Blinde mit Händen greifen kann. Ostfriesland muß wiedergeboren werden aus dem Geiste des Herrn und bedarf vor Allem solcher Männer, die, wie R. W. Duin, in's faule Fleisch schneiden. Lächerlich sind dabei die Klagen des Vertheidigers über Zelotengeschrei und Mangel an Liebe. Die Lügenpropheten (Zachar. 11, 15—17. und an unzähligen Stellen der heiligen Schrift sind sie übel berufen) sind immer in Schafskleidern gekommen, haben aber unter dem Schafspelze sogenannter Liebe den reißenden Wolf geborgen, der Jesu die Schafe entreißt. Und was die am Schlusse citirte Stelle: „So wir uns selbst richteten ꝛc." betrifft, ist dem Herrn Citator die hämische Anspielung zu verzeihen, aber zugleich von Herzen zu wünschen, erstlich, daß er das Wort Gottes, das Schwerdt des Geistes, nicht fleischlich gebrauche, und sodann, daß ihm selber das Endgericht, nicht ein menschlicher Tag, in seinem ganzen Ernste auf die Seele falle, wobei wir ihm einen anderen Spruch, welchen der sel. Lutherus gesprochen hat, citiren, nämlich den, daß die Hölle mit Pastorenköpfen werde gepflastert seyn. Davor behüte der Herr den Verf. und alle seine Amtsbrüder in Gnaden!

Ehe wir für dieses Mal schließen, müssen wir noch einen Punkt berühren, der zum Hauptpunkte werden könnte. Der Vertheidiger hat der hiesigen Reformirten Kirche den Anschein gegeben, als wenn sie „reinbiblisch," d. h. ohne Symbole sey. Daß Meder, dessen Hauptstärke in der Unterscheidung des phantastischen östlichen Christen (der z. B. Engel lehre) von dem aufgeklärten Westchristen (der das „platte" vernünftige Bibelwort liebe) und in der Tirade wider Mystiker und Labbadisten (mit den ersteren wird auch Joh. Arndt gemißhandelt) bestanden zu haben scheint, eine ähnliche Meinung verbreitet hat, ist bekannt. Zur Beruhigung aller derer, die aus ihrer Kirche doch noch keine Sekte machen lassen und der Lehrwillkühr der Geistlichen nicht länger zusehen wollen, wäre zu wünschen, daß der hochwürdige Cötus sich entschieden über die Symbole der Kirche aussprächе. Falls sich die hiesige Reformirte Kirche ihrer Symbole entblößte, könnte sie füglich den Socinianern u. s. f. sich anreihen, und es wäre gewiß die Aussicht verschwunden, mit der Lutherischen Kirche je in eine Union zu treten. Denn welcher Lutheraner würde sich nicht schämen und scheuen, mit einem Haufen sich zu vereinigen, der nicht die Augsburgische Confession, nicht den Heidelberger Katechismus, überhaupt nichts in aller Welt anerkennt, als die Bibel und zu ihr das bon plaisir des Herrn Pfarrers? —

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 20. Oktober. № 84.

Die Wahrheit.

(Ein Beitrag zur christlichen Theologie.)

Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme. Joh. 18, 37.

(Schluß.)

So war in der Erscheinung Jesu ein Widerspruch gegen sein inneres Wesen, der in dem Kreuzestode bis auf's Höchste gesteigert wurde. Er konnte gradehin für das Gegentheil der Wahrheit, für die personificirte Unwahrheit gehalten werden, weil in ihm ein unaufgelöster Widerspruch zwischen seiner Erkenntniß und seiner Wirklichkeit hervortrat, vorausgesetzt, daß diese Wirklichkeit wesentlich seine Wirklichkeit war. Dies war aber eben nicht der Fall. Das, was in seinem Kreuzestode an ihm geschah, war nur ein vereinzeltes Moment seines wirklichen Lebens, es war die höchste Spitze des Widerspruchs wider sich selbst, den er übernommen hatte als er Mensch ward, eines Widerspruchs wider sich selbst, um den er wußte, den er zu lösen versprach, und den er durch seine Verklärung wirklich löste. In dieser Verklärung offenbarte sich an ihm selbst die Kraft der Wahrheit, die er seinem Wesen nach ist; denn diese Verklärung ist die durch richtigen Übergang, durch treue Übertragung gelungene Vermittelung zwischen den Gegensätzen von Gott und Mensch, auch zwischen den Gegensätzen von Leib und Seele. Seine Verklärung ist eben die neue Schöpfung des stetigen Zusammenhangs zwischen göttlicher und menschlicher Natur, zwischen leiblichem und seelischem Wesen, und eben durch diese neue Schöpfung ist seine Leiblichkeit und seine Menschheit verklärt. Diese verklärte Menschheit hat die Wahrheit in der Person Christi durch den Gehorsam bis zum Tode sich zubereitet, sich angeschaffen und angezogen, um darin ein vermittelndes Organ zu haben, welches die tief in den Widerspruch mit ihr selbst versunkenen Menschen heranzieht und umschaffet, damit auch sie zu dem stetigen Zusammenhang mit Gott auf dem Wege Christi hingeführt und so mit ihm und durch ihn verklärt werden. Die erste Schöpfung des Menschen war die Schöpfung eines Gegensatzes gegen Gott, einer sich selbst bestimmenden Willensfähigkeit, grade dadurch aber Gott ähnlich. Diese Willensfähigkeit war aber ursprünglich in die innigste Beziehung zu Gott gesetzt und Gott ließ es an vermittelnder Einwirkung nicht fehlen; so war die Anlage zu einem stetigen Zusammenhange mit Gott, also die Anlage zum Einwohnen der Wahrheit in dem Menschen niedergelegt und für die Entwickelung dieser Anlage gesorgt. Aber der menschliche Wille setzte sich in Widerspruch mit Gott und so wohnte in ihm die Unwahrheit, die Lüge. Die neue Schöpfung, die Gott in Christo bewirkte, war aber die Schöpfung der vollständig vermittelten Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch, die allen Menschen verkündigt werden sollte, damit sie an dieser Vermittelung Theil nehmen, den Geist der Wahrheit mittelst des Glaubens an die Wahrheit empfangen und so auch neue Geschöpfe werden, die theilhaftig sind göttlicher Natur.

7. Der Geist der Wahrheit.

Wir haben bisher den Geist und die Wahrheit nicht streng von einander unterschieden: wir haben das Wort Wahrheit häufig so gebraucht, daß in dem Zusammenhang unserer Rede dafür gradehin auch der Geist gesetzt werden konnte, ohne den Sinn dadurch zu verändern. Wenn wir aber vom Geiste der Wahrheit sprechen, so setzt dies eben einen Unterschied zwischen Geist und Wahrheit voraus und diesen Unterschied müssen wir jetzt scharf bestimmen, aus welcher genauen Bestimmung jedoch grade dies hervorgehen wird, daß Geist und Wahrheit, beides im absoluten Sinne verstanden, so mit einander verwandt sind, daß in vielen Fällen das Eine für das Andere gesetzt werden kann, und somit wird die Unterscheidung Beider dazu dienen, die Gleichsetzung Beider in unserer bisherigen Redeweise zu rechtfertigen.

Geist und Wahrheit unterscheiden sich wie Wirkendes und Gewirktes: die Wahrheit ist das Produkt des Geistes. Der Geist als Urkraft erzeugt die Wahrheit als Urwesen, und die Wahrheit ist als Erzeugtes das Ebenbild des Erzeugers und der erzeugenden Thätigkeit, aber in gegenständlicher Weise. Die Wahrheit ist die gegenständliche Darstellung der Unterschiede setzenden und wiederum vermittelnden Macht in ihrer vermittelnden Thätigkeit. Die Wahrheit, als Gegenstand, ist aber selbst ein Gegensatz gegen den Geist, der sie erzeugt, und dieser Geist kann seine Wahrheit erzeugende Thätigkeit nur dadurch vollenden, daß er auch diesen Gegensatz vermittelt und sein Ebenbild als Gegenstand wieder in sich aufnimmt, ohne es als Gegenstand, als Selbstständiges zu vernichten. Dies geschieht indem der Geist die Wahrheit, die er aus sich selbst durch seine Thätigkeit erzeugt hat, durch dieselbe Thätigkeit erkennt und bestätigt. Dadurch ist die Wahrheit erst volle Wahrheit, als erzeugt aus dem Geist, und erkannt in dem Geist.

Da aber die Wahrheit das Ebenbild des Geistes ist, so ist sie selbst Geist; sie ist selbst erzeugende, erkennende und bestätigende Kraft in vermittelnder Thätigkeit: sie unterscheidet sich von dem Geiste, der sie erzeugt hat, wesentlich nur dadurch, daß sie ihn nicht erzeugt, sondern nur erkennt, aber mit ihm

vereinigt Anderes, was noch nicht ist, sowohl erzeugt als erkennt, bei dieser gemeinschaftlichen Wirkung aber vorzugsweise das Siegel der Gegenständlichkeit aufdrückt, das Daseyn gibt und so die Schöpfung als Welt hervorbringt.

Aber die vermittelnde Thätigkeit, durch welche die Urkraft die Urwahrheit erzeugt, erkennt und bestätigt, und durch welche die Urwahrheit die Urkraft anerkennt und mit ihr vereinigt die Welt schaffet und erkennt, muß von der Urkraft und Urwahrheit ebenfalls unterschieden werden. Sie ist die Urbewegung, ohne welche die Urkraft nicht wirken und die Urwahrheit nicht seyn würde: sie ist das zugleich unterscheidende und verbindende Princip, in welchem beständig die Urkraft und die Urwahrheit sich vereinigen, in welchem alles göttliche und weltliche Leben sich reget. Wir nennen dieses Princip im engeren Sinne Geist, obgleich die Urkraft, die in ihm thätig ist, und die Urwahrheit, die in ihm sich beurkundet, auch Geist ist; die Urkraft aber nennen wir im engeren Sinne Gott, obwohl in der ursprünglichen Unzertrennlichkeit der Geist und die Wahrheit auch Gott sind. So ergibt sich unserer Erkenntniß die Dreieinigkeit Gottes, des Geistes und der Wahrheit. Zugleich ergibt sich, daß Geist und Wahrheit, Beides in diesem absoluten Sinne verstanden, in Beziehung auf den Menschen als identisch gesetzt werden können: denn der Geist ist auch Wahrheit und die Wahrheit ist auch Geist.

Es liegt nahe, eine Beziehung zwischen dieser Geschichte der zeitlosen Selbsterzeugung und Selbsterkenntniß Gottes und der biblischen Lehre von Vater, Sohn und Geist aufzusuchen, und es ist eine solche Beziehung wirklich vorhanden, wenn wir insbesondere die Johanneischen Schriften berücksichtigen. Jedoch muß man nicht vergessen, daß ursprünglich die biblischen Namen von Vater und Sohn sich nicht auf ein theosophisches Eingehen in die Gottheit, sondern auf die Geschichte der Offenbarung Gottes in der Menschheit gründen. Jesus heißt Sohn Gottes und nennt Gott seinen Vater, weil ihn Maria nicht durch die Gemeinschaft mit einem Manne, sondern durch die Gnadenwirkung Gottes empfangen hat. Eben so wird der heilige Geist in der Schrift zunächst nicht betrachtet als Zwischenglied zwischen Vater und Sohn, sondern als Vermittler zwischen dem verklärten Sohne Gottes und der Gemeinde des Herrn. Darum nimmt er auch in der biblischen Darstellung nicht die zweite, sondern die dritte Stelle ein und Johannes schreibt (Evang. 7, 39.), denn der Geist war noch nicht da; denn Jesus war noch nicht verkläret, οὔπω γὰρ ἦν πνεῦμα δεδομένον, ὅτι Ἰησοῦς οὔπω ἐδοξάσθη. Die christliche Kirche aber hat ihre theosophische Erkenntniß der inneren Verhältnisse der Dreieinigkeit an die Terminologie angeknüpft, welche von der Geschichte der Offenbarung Gottes in seinem Erlösungswerke hergenommen war; darum spricht auch sie in ihrer Theosophie von Vater, Sohn und Geist, nicht aber, wie es die theosophische Betrachtung eigentlich erforderte, von Vater, Geist und Sohn.

Wir haben die theosophische Frage jetzt abgethan, zu der wir lediglich dadurch genöthigt wurden, daß wir den Unterschied von Geist und Wahrheit feststellen mußten. Wir treten nun wieder ganz auf das Gebiet herüber, welches wir im fünften Abschnitte behandelten, wo von der Wahrheit in der Welt die Rede war, aber dieser Gegenstand nicht vollendet werden konnte, weil die Lehre von Christus noch nicht in Beziehung auf das Thema unserer Abhandlung in's Licht gestellt war. Wir vollenden jetzt, was wir dort unvollendet lassen mußten.

Jesus sagt (Joh. 16, 13.): Wenn aber Jener, der Geist der Wahrheit, kommen wird, der wird euch in alle Wahrheit leiten. Ὅταν δὲ ἔλθῃ ἐκεῖνος, τὸ πνεῦμα τῆς ἀληθείας, ὁδηγήσει ὑμᾶς εἰς τὴν ἀλήθειαν πᾶσαν. Zunächst ist hier Luther's Übersetzung zu berichtigen: denn ἡ ἀλήθεια πᾶσα ist nicht alle Wahrheit, sondern die Wahrheit ganz, die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Fülle. Die Wahrheit ist hier eben nicht als eine unbestimmte unzusammenhängende Vielheit, sondern als Einheit gedacht, es fragt sich nur, ob im weiteren oder im engeren Sinne. Im weiteren Sinne würde darunter zu denken seyn, daß der Geist, den Christus verheißt, unmittelbar in alle Geheimnisse Gottes und der Welt einführen würde: dieses aber war, wie wir als anerkannt voraussetzen dürfen, nicht der Zweck der Sendung des heiligen Geistes und auch Johannes meint dies sicherlich nicht, wenn er in seinem ersten Briefe (2, 20.) schreibt: „Ihr habt die Salbung von dem, der heilig ist, und wisset Alles." Jesus redet, so wie auch ihm folgend Johannes, von der Wahrheit im engeren Sinne, und zwar in dem Sinne, in welchem wir das Wort am Ende des sechsten Abschnittes bestimmt haben. Er versteht darunter die vollständig vermittelte Gemeinschaft zwischen Gott und Mensch, welche in der Person Christi durch seine Verklärung vollzogen und durch die Verkündigung der guten Botschaft allen Menschen mitgetheilt werden sollte, damit sie durch Erkenntniß und Glauben in ihr Herz, in ihr innerstes Leben überginge. Wie diese Leitung in die Wahrheit geschieht, das beschreibt Paulus wenn er sagt (2 Cor. 3, 18.): ἡμεῖς δὲ πάντες, ἀνακεκαλυμμένῳ προσώπῳ τὴν δόξαν κυρίου κατοπτριζόμενοι, τὴν αὐτὴν εἰκόνα μεταμορφούμεθα ἀπὸ δόξης εἰς δόξαν, καθάπερ ἀπὸ κυρίου πνεύματος. Es ist höchst wichtig für das Leben des Christen, diese engere Bedeutung scharf im Auge zu behalten, um das Einwohnen der Wahrheit in diesem Sinne vor allen Dingen zu empfahen. Damit wird aber nicht geläugnet, daß, wenn nur erst dies erlangt ist, dem Menschen auch eben dadurch die Macht verliehen wird, nach und nach durch Kraft und Arbeit des Geistes in allen Beziehungen das Wahre zu erkennen. Denn die Wahrheit, die Christus ist, muß der Schlüssel zu allem Wahren seyn, weil Christus, der Wiederhersteller und Vollender der Wahrheit des Menschen, zugleich die Wahrheit in Gott ist, aus der alle Wahrheit kommt, mit der alle Wahrheit in organischem Zusammenhange steht. Aber die Offenbarung des Wahren geht Schritt vor Schritt vorwärts nach den göttlichen Gesetzen der Entwickelung und Übertragung, und wer diese hochmüthig überspringen will, der fällt

in die Abgründe der Lüge und Unwahrheit. Wenn dieser Fehler im Vertrauen auf das Einwohnen der Wahrheit in dem eigenen Geiste von einem Menschen begangen wird, so pflegt man dies Schwärmerei zu nennen.

Der Geist der Wahrheit ist dieselbe Thätigkeit, welche die Bewegung der Erzeugung und Erkenntniß in der Gottheit vermittelt. Darum schreibt Paulus: „Der Geist erforschet alle Dinge, auch die Tiefen der Gottheit." Wie Jesus Christus wesentlich die Wahrheit in und aus Gott ist, so ist der Geist der Wahrheit wesentlich der Geist Gottes in Gott und aus Gott. Es ist nicht ein anderer Geist, der Gottes Geist in Gott ist, und ein anderer Geist, der der heilige Geist bei und in den Menschen ist. Aber wie Jesus als Mensch nur in stetiger Entwickelung sich als die Wahrheit offenbarte und erst nach seiner Verklärung und nach der Ausgießung des heiligen Geistes als die Wahrheit erkannt wurde und unbedenklich erkannt werden konnte, so wirkt auch der Geist Gottes bei und in der Gemeinde des Herrn und bei und in den einzelnen Mitgliedern dieser Gemeinde nur in einer stetigen Weise der Entwickelung, die sich pädagogisch nach der Entwickelungsweise und Fassungskraft des menschlichen Geistes richtet. Denn es wäre dem Wesen der Wahrheit und dem Geiste der Wahrheit ganz entgegen, die Menschen anders als durch Förderung ihrer vom Inneren ausgehenden Entwickelungsfähigkeit zu belehren.

Das ist aber der Unterschied zwischen den persönlichen Wirkungen, die von Christo und die von dem heiligen Geiste ausgehen, daß in Christo die Wahrheit gegenständlich dem Menschen gegenübertritt als Erscheinung und Wort, durch den heiligen Geist aber dieselbe als innerliche Regung und Bewegung, als Kraft und Gabe in unserem Geiste zeugend wirkt. Doch ist auch dieser Unterschied, wie jeder Unterschied im göttlichen Wirken, nur relativ; auch Christus wirkt in seiner gegenständlichen Erscheinung zugleich als Geist und Leben: dagegen auch der heilige Geist oft sich und seine Wirkungen in gegenständlicher Weise dem Menschen darbietet, als in Gesichten und Sprüchen: „sein Geist spricht meinem Geist manch süßes Trostwort zu," und darauf beruht es zunächst, daß wir des heiligen Geistes als Person inne werden. Alle mittelbaren Wirkungen des heiligen Geistes geschehen in gegenständlicher Weise. Aber wenn wir auch den Unterschied zwischen der gegenständlichen Wahrheit, die Christus ist, und dem Geiste der Wahrheit festhalten, wie er denn immerhin festzuhalten ist, obwohl er als ein nur quantitativer anerkannt werden muß, so ist doch die beständige Wechselwirkung zwischen der Wahrheit und dem Geiste der Wahrheit nie zu übersehen. Christus mußte erst erscheinen, damit der heilige Geist in seiner specifischen Wirksamkeit als Geist der Wahrheit gegeben werden konnte: aber der heilige Geist in den Propheten mußte vorausgehen, damit Christus erscheinen konnte, und derselbe heilige Geist muß in den Jüngern Christi wirken, damit seine Erscheinung das Einwohnen der Wahrheit in den Herzen wirklich hervorbringe. Hinwiederum muß der Jünger Christi immer von Neuem die gegenständliche Wahrheit in Christo anschauen, um den Regungen des heiligen Geistes eröffnet zu werden. Der Vater ist es aber, der unausgesetzt als Urkraft und Urgrund in der Urthätigkeit des Geistes und in der Urwahrheit des Sohnes sich bezeuget und darum gereicht Alles, was Beide, der Geist und die Wahrheit thun, zum Preise des Vaters. Darum sagt Jesus von sich (Joh. 5, 19. 20.): „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch, der Sohn kann nichts von ihm selbst thun, denn was er siehet den Vater thun: denn was derselbige thut, das thut gleich auch der Sohn: der Vater aber hat den Sohn lieb und zeigt ihm Alles, was er thut." Und vom Geiste der Wahrheit spricht er (Joh. 16, 13—15.): „Er wird nicht von ihm selbst reden, sondern was er hören wird, das wird er reden, und, was zukünftig ist das wird er euch verkündigen: derselbige wird mich verklären, denn von dem Meinen wird er es nehmen und euch verkündigen. Alles, was der Vater hat, das ist mein; darum habe ich gesagt: Er wird es von dem Meinen nehmen und euch verkündigen."

Die Wirkungen, durch welche der Geist der Wahrheit in der Gemeinde des Herrn sich kund gibt, sind in drei Hauptklassen zu theilen: Erleuchtung, Heiligung und Liebe. Durch die Erleuchtung wird die Wahrheit erkannt und angenommen, durch die Heiligung bewahrt und angeeignet, durch die Liebe genossen und mitgetheilt. Diese Gaben reinigen und entwickeln die ursprüngliche Anlage des Menschen für die Gemeinschaft mit Gott und für die brüderliche Gemeinschaft unter einander; sie sind es, die auf Erden die Gemeinde des Herrn begründen und erhalten und aus denen der ächte Gemeingeist der Kirche, der Gemeingeist des Reiches Gottes hervorgeht, der als Ausfluß des Geistes der Wahrheit unfehlbar und rein, aber zugleich als Ausgeburt des menschlichen Herzens der Verirrung, der Sünde und dem Gericht unterworfen ist, und das Gericht muß anfangen am Hause Gottes, an der Gemeinde des Herrn. Darum muß die Kirche auch in ihren Auserwählten sich immer von Neuem vor dem Geiste der Wahrheit demüthigen und seiner Prüfung sich unterwerfen, um das Gold und Silber von den Schlacken reinigen zu lassen, und, wenn sie das nicht thut, so wird sie vom Geiste der Welt überwältigt und gedemüthigt, bis sie wieder hinflieht zum Geiste der Wahrheit und aus ihm neugeboren wird. Wie Paulus einst rief, so ruft noch immer der Geist der Wahrheit seinen verirrten Jüngern zu: „Meine lieben Kinder, die ich abermals mit Ängsten gebäre, bis daß Christus in euch eine Gestalt gewinne, ich wollte, daß ich jetzt bei euch wäre und meine Stimme wandeln könnte: denn ich bin irre an euch." Die aber seine Stimme hören und bei denen er bleibet, weil sie bei ihm bleiben, die erhält er in der Wahrheit.

Wie aber auch die Menschen irren und fehlen und der Wahrheit den Weg verbauen, der Geist der Wahrheit läßt sein Werk nicht sinken und das Erbgut, das wir durch ihn gewonnen, mehrt sich von Jahrhundert zu Jahrhundert, wenn auch

Viele von ihrem Erbantheil durch eigene Schuld sich ausschließen, und es wird endlich doch die Zeit kommen, wo der Geist der Wahrheit alle Unwahrheit richtet und ausscheidet, wo der erleuchtete, geheiligte, liebeerfüllte Menschengeist ewig mit dem Menschensohne Christus und seinem Geiste herrscht im Reiche der Wahrheit. Aber: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ spricht der Herr.

Nachrichten.

(Das religiöse Leben in den Nordamerikanischen Freistaaten.)

Hamburg, August 1838.

Schon früher hat die Ev. K. Z. die religiösen Zustände Amerikas mit besonderer Aufmerksamkeit begleitet, und obwohl wir uns in Fortsetzung jener Berichte auf Auszüge, Skizzen und Übersichten aus den vor uns liegenden mächtigen Blättern (New-York Observer und N. Y. Evangelist) beschränken müssen, so wollen wir doch wenigstens ein Bild ganz herausheben aus der reichbegabten Thätigkeit, welche demüthige und selbstverläugnende Männer dort entwickeln, wo vielumfassende Vereine und weithin wirkende Rede die Hebel der Gesammtthätigkeit sind. Wir geben zu dem Ende in diesem ersten Artikel einen ausführlichen Bericht über eine öffentliche Jahresfeier von dem

Besuchenden Traktaten-Vereine in der Stadt Neu-York:

bei dessen Entstehen früher in diesen Blättern angezeigt ist, daß er den regelmäßigen Besuch aller Klassen des Volks in den Häusern zum Behuf der Unterredung über religiöse Gegenstände, verbunden mit Traktaten- und Bibelvertheilung zu seiner Aufgabe gemacht: eine Combination, die gewiß auch für unsere Städte noch mehrere Aufmerksamkeit verdient, als sie schon gefunden hat. —

Der Vorstand und die Mitglieder des Vereins beobachteten den anberaumten Tag (Weihnachtabend 1836) als Festtag, an dem sie sich in der Kirche vor Gott demüthigten und ihm dankten. Dort theilten die Traktaten-Missionare (die leitenden Vorsteher der besuchenden Mitglieder) Thatsachen aus der gemachten Erfahrung mit. Es sprachen unter Anderen zwei Männer zu den Versammelten, welche durch den Dienst der Besucher bekehrt, jetzt selbst der Thätigkeit des Vereins beigetreten. — Am Abend fand vor einem großen dicht gedrängten Publikum die, der Berichterstattung und allgemeinen Diskussion gewidmete Versammlung statt. Eins der achtbarsten nichtgeistlichen Mitglieder nahm den Vorsitz. Choralmusik und Gebete eröffneten.

Drei Berichte wurden verlesen: 1. des Kassenführers (über 9182 Doll. das Jahr), 2. des weiblichen Zweigs dieses Vereins, welchem ausschließlich die Sammlung bei den Frauen überwiesen ist (Einnahme: 11,788 Doll.), 3. der Haupt-Jahresbericht. Dieser berührte: die Bezirks-Missionen, die errichteten christlichen Leihbibliotheken, Zusammenwirkung mit der Jünglings-Bibelgesellschaft; — das Bedürfniß, die Grundsätze, die Erfolge, namentlich: Vertheilte Traktate, Bibeln, Neue Testamente, Kinder, die in die Sonntagsschulen, Erwachsene, die in die Bibelstunden geleitet worden, zum Kirchenbesuch oder Unterzeichnung der Mäßigkeitsverpflichtung vermocht waren, die gehaltenen Gebetsversammlungen, die, nach geschehener Prüfung als bekehrte Brüder in die verschiedenen protestantischen Kirchengemeinden der Stadt Aufgenommenen.

Der Prediger Mac Lane, indem er zuerst den üblichen Antrag stellte, „die verlesenen Berichte anzunehmen,“ *) dankte Gott für die Erfolge.

„Es gab eine Zeit,“ sagte er, „wo diese Anstrengungen nicht bloß dem Widerspruch der Ungläubigen, sondern auch kalter Gleichgültigkeit der sich als Jünger Jesu Bekennenden begegneten; jetzt aber empfiehlt sich das Unternehmen durch sich selbst der Billigung, dem Mitgefühle, dem Gebete jedes wohlwollenden Herzens. Jetzt lesen Alle seinen Einfluß gleichsam in lebendigen Briefen. Die Arbeiter „gingen weinend“ in die Wüsten dieser Stadt, und nun kommen sie aus ihrer Erndte mit Freuden und bringen ihre Garben.“ — —

Aber es fehlten auch Redner nicht, welche hienächst, tief in das Wesentliche der Sache greifend, Selbstverläugnung den Versammelten an's Herz legten und es von ihnen verlangten, sich thätig anzuschließen.

Theodor Frelinghuysen von Newark (Nichtgeistlicher) machte den Antrag zu folgendem Beschluß:

„Die Versammlung erkennt, daß der Erfolg, der die Traktatenvertheilung durch den Besuch des Volks in den Häusern, und durch gebetsvolle persönliche Arbeit zur Rettung von Menschenseelen begleitet, Alle zur gläubigen Erfüllung dieser Pflicht erwecken muß, so daß jeder Christ für die Sache Christi thätig, und das Anerbieten der Erlösung durch sein Blut herzlich ausgebreitet wird zu allen Einwohnern dieser Stadt, die noch entfremdet von ihm leben.“

Zur Unterstützung dieses Antrags stellte der Redner zuerst das Verhältniß von Vereinen solcher Art zu den übrigen bestehenden Anstalten sehr verständig als Ergänzung dar, und hob sodann den Unterschied zwischen persönlicher Bezeugung der Wahrheit und so manchem Anderen, was leichter ist, treffend hervor. Und wir möchten diese Unterscheidung tief in die Seele jedes Lesers prägen:

„Gern geben ist ein Genuß für mildthätige Seelen. Mit den Erfolgen der großen Werke öffentlicher Wohlthätigkeit ist so viel Vergnügen verbunden, daß es keine Überwindung mehr kostet, ihnen zu dienen. Für verlorene Erquickung ihrer Seelen würden es ja christliche Männer halten, entgingen ihnen die Gelegenheiten, in die Schatzhäuser Gottes einzuschütten. Und diese großen Zusammenkünfte zu halten, wo das Gesetz der Liebe regiert, Auge dem Auge begegnet, und die Herzen mit einander verschmelzen, — das ist nicht Kreuz, es sind Jubelfeiern. — Aber einsam den Sündern auf ihre Abwege nachgehen, die Gedankenlosen in der feinen Welt anreden, und, mit dem Feuer der strengen Pflichterfüllung im Auge, sie treuherzig mahnen, wecken, die Sache Gottes und der Seele vor ihnen führen; den Hohn und die Schmach des Lächerlichen dann erfahren und demüthig auf sich nehmen; ja, sage ich, den menschlichen Stolz im Herzen verläugnen und sich freuen, Beschimpfung für Jesum zu dulden; dieses ist gewiß ein Dienst, den keine Tapferkeit dauernd aushält, ausgenommen eine solche, die ganz von dem Werthe der Seelen und von der Gefahr ihres Todes durchdrungen ist.“

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein Antrag, der in keiner Versammlung Brittischer Art, wenn Berichte verlesen wurden, fehlen kann (es sey denn, daß Jemand den Gegenantrag erhebe: Nähere Aufklärung zu verlangen, eine Commission zur Prüfung ꝛc.), um die Theilnahme der Versammlung an dem Thun der Vortragenden gebührend auszudrücken.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 24. Oktober. № 85

Beleuchtung der Schönherrschen Irrthümer, auf Veranlassung der Schrift:

Verstand und Vernunft im Bunde mit der Offenbarung Gottes durch das Anerkenntniß des wörtlichen Inhalts der heiligen Schrift. Zwei Abhandlungen von Heinrich Diestel und Johannes Ebel. Leipzig 1837.

Die Veranlassung zur Ausarbeitung und Herausgabe dieser aus zwei Abhandlungen bestehenden Schrift — davon die erste von Prediger Diestel mehr philosophisch, die zweite mehr theologisch von Archidiakon Dr. Ebel, beide mit der Tendenz, „die Nothwendigkeit der Anerkenntniß der Schönherrschen Principien" auf beiden Gebieten darzuthun — ist im Vorwort zur ersten Abhandlung mit folgenden Worten angegeben:

Aufgefordert vom hiesigen Inquisitoriate,

„eine ganz offene und vollständige Entwickelung meiner Ansichten in Beziehung auf meine, in der gegen den Archidiakonus Dr. Ebel und mich schwebenden Untersuchung abgegebene Erklärung, daß ich mich zu der von Schönherr gefundenen Wahrheit und als Chiliast bekenne, einzureichen,"

habe ich nachstehende Abhandlung verfaßt ꝛc.

Grade diese Veranlassung ist es, welche dieser Schrift ein besonderes Gewicht gibt, indem daraus hervorgeht, wie man Höheren Orts, den inneren Zusammenhang der Lehre mit dem Leben nicht verkennend, die ganze so viel Aufsehen erregende Königsberger Geschichte nicht als eine bloße Criminalsache betrachtet, sondern der Stellung der dabei besonders betheiligten Personen so wie der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäß dem tieferen Grunde und Boden der entstandenen Ärgernisse nachgeht. Es leuchtet aber jedem Unbefangenen ein, daß dasselbe Moment es ist, welches bei irgend welchen Ereignissen auch die Aufmerksamkeit der Kirche als solche in Anspruch nehmen muß. Bekanntlich sind die beiden Prediger Diestel und Ebel in der bekannten, und mit dem pöbelhaften Ausdruck — dessen sich leider auch solche Organe der Öffentlichkeit zu bedienen nicht schämten, welche auf gelehrte und selbst theologische Bildung Anspruch machen, aber in feindseliger Gesinnung gegen die Evangelische Kirche jede Gelegenheit mit Freuden ergreifen, dieser Kirche unter irgend einer famösen Bezeichnung einer bedauernswerthen Erscheinung an einzelnen Personen oder Kreisen einen Makel anzuhängen — Muckergeschichte bezeichneten Untersuchung zunächst mehr von moralischer Seite angeschuldigt worden. Wenn es nun der Kirche, in welcher solche Erscheinungen hervortreten, nur höchst wünschenswerth und willkommen seyn muß, die einzelnen Individuen von allen moralischen Anschuldigungen gereinigt zu sehen, so ist es doch für sie von höchster Wichtigkeit und Bedeutung, diejenigen Principien, welche zu dergleichen Anschuldigungen bewußter- oder unbewußterweise Anlaß gaben, und ihnen zu Grunde liegen mögen, sobald sie öffentlich und als Bekenntniß aufgetreten sind, scharf in's Auge zu fassen, und namentlich zu untersuchen, ob nicht und wie fern und wie weit in diesen Principien selbst die Keime zu solchen traurigen Erscheinungen von sittlicher Verirrung ꝛc. liegen und zu finden seyen? — Es ist offenbar nur in Folge der sittlichen Erschlaffung unseres Zeitalters, daß man den wirklichen sittlichen Einfluß der Lehre, der Wahrheit und des Irrthums auf das Leben so wenig beachtet, und es nicht begreift, wie die Bekämpfung eines theoretischen und dogmatischen Irrthums Seitens der Kirche von rein sittlichem Boden und Standpunkt aus gefordert und geführt wird, sondern sowohl in früherer Zeit wie noch heut zu Tage nichts als theologische Streitsucht oder rigorosen Orthodoxismus dahinter sucht. Nur die Wahrheit macht sittlich frei; und jeder Irrthum im Dogma trägt den Keim zum analogen sittlichen Irrthum, zu besonderen Sünden in sich, welche auch durch die kräftigsten daran gelehnten Ermunterungen schwerlich abgewehrt werden. Ja, daß Irrthum an sich schon, in göttlichen Dingen, Sünde (und Versündigung an der offenbaren Wahrheit) sey, und vielleicht mehr noch aus unwahrer, unlauterer Gesinnung hervorgeht, als sie hervorruft, dies zu erkennen möchte unserer Zeit mehr als je Noth thun.*) Darum ist Christus, die Wahrheit, unser Seligmacher, und von Gott gemacht zur Heiligung. — Wenn nun unsere früheren Theologen, die richtige Stellung der Glaubenslehre zur Heiligung des Lebens erkennend, und mit der theologischen Unterscheidung der Dogmatik und Ethik nicht auch ihren dynamischen Zusammenhang verkennend, selbst in scheinbaren Kleinigkeiten und untergeordneten Lehren mit Hartnäckigkeit dem Irrthume nachgingen — weil ihnen das ganze Lehrgebäude des christlichen Glaubens ein organisches Ganze war, in welchem jedes ungesunde Glied auf eine allgemeine Inficirung von irgend einem Hauptpunkte aus hindeutete — so mag es gewiß der Kirche und ihren Vertretern nicht verargt werden, wenn sie auch jetzt noch da, wo es sich um Grundlehren ihres Glaubens handelt, ihre Stimme erhebt, und der Wahrheit zu Ehren den Irrthum in seiner Wurzel und Frucht zugleich aufzudecken sucht, sie müßte denn selbst den Indifferentismus zu ihrem Princip gemacht und so sich selbst aufgegeben haben. Der Gegner sind mancherlei; wo

*) „Irrthümer lehnen sich an die Gesinnung," sagen Diestel und Ebel selbst in ihrem allerneuesten Schriftchen, welches wir bei dieser Abhandlung mit berücksichtigen werden: Zeugniß der Wahrheit ꝛc. Leipzig 1838. S. 67.

aber die Gegner selbst Wahrheit suchen, und nur Wahrheit zu suchen vorgeben, da kann man am allerwenigsten von diesen den Vorwurf einer Gehässigkeit oder Verfolgungssucht, wie es sich das Partheiwesen so gerne zu Gute schreibt — erwarten und fürchten. In diesem Falle befindet sich nun die Evangelische Kirche mit den in genannter Schrift aktenmäßig und authentisch hervorgetretenen dogmatischen Ansichten der beiden Prediger Diestel und Ebel, in welchen sie das Schönherrsche Princip als das ihrige bekennen und philosophisch und theologisch vertheidigen und zu begründen suchen. Zwar geben sie sich auf dem Titelblatte den Schein, als ob es sich nur um „Anerkenntniß des wörtlichen Inhalts der heiligen Schrift" handele; die erste Seite der Einleitung aber sagt es klar, daß die Tendenz sey: „die Nothwendigkeit der Anerkenntniß des Schönherrschen Princips zu erweisen." Versuchen wir nun, dasselbe genauer darzustellen.

Diestel und Ebel gestehen selbst,*) daß ihnen „das ganze Schönherrsche System noch unerschlossen sey," daß sie nur in seinen Principien die nothwendige und unabweisbare Grundlage sowohl wahrer Philosophie als der wahren Theologie und Gotteserkenntniß erkannt haben, und daß von einem System Schönherr's bisher nicht die Rede seyn dürfe," da „Schönherr selbst sein System kaum im Embryonen-Zustande vorgelegt habe in zwei kleinen Schriften, die sehr Vieles zu wünschen übrig lassen."**) Um so auffallender ist es freilich, daß Beide in ihrem schon genannten neuesten Schriftchen, in welchem sie die Schönherrsche Lehre gegen die vermeintlichen Verunglimpfungen des Prof. Dr. Olshausen vertreten und zu rechtfertigen suchen, diesem als eine „erbärmliche Anmaßung"***) es anrechnen, daß er über das Schönherrsche System danach, wie er dasselbe im Bereiche der Wissenschaft auffaßte und zu durchschauen glaubte, sein Urtheil gab. Etwas Bequemes hat es nun freilich, bei aller Entschiedenheit, mit der man ein System vertritt, und von ihm aus das Heil für Wissenschaft und Theologie verkündend alle, die sich nicht ergeben, gleichsam für Unbeschnittene an Herz und Ohren zu halten und zu bezeichnen sich berechtigt, doch immer bei jedem Angriff sich in die Berufung auf das Unausgebildete, Unbekannte und Unerkannte des Systems zurückzuziehen. Aber man wird auch erkennen, daß grade hierin auch die insidiöse Gefahr einer Lehre liegt, indem aus ihrem Anerkenntniß und Zugeständniß im Allgemeinen auch das Zugeständniß der noch verhüllten Geburten, so gräßlich sie dann auch erscheinen mögen, sich beanspruchen läßt. Es möchte daher weit mehr Anmaßung verrathen, wenn eine Parthei jedes Urtheil über sie, so weit sie offenkundig geworden, gleichsam als Vorurtheil von der Hand weisen will, d. h. ohne Weiteres ihre Ansprüche und Aussprüche gelten zu lassen verlangt. Wenn wir nun auch zugeben wollen, daß das Schönherrsche System in aller Vollständigkeit seiner Prämissen und Consequenzen noch

*) Vorrede I. S. IX. und Vorrede II. S. V f.

**) Zeugniß der Wahrheit S. 10.

***) Zeugniß d. Wahrh. S. 1.

nicht dargestellt und an's Licht getreten ist, so ist doch das, was vorliegt, hinreichend genug, seine Beziehung zum Christenthum und zur Kirche und ihrer Glaubenslehre sattsam zu erkennen, und letztere eventuell zum Protest aufzufordern.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Königreich Sachsen. Erklärung einiger Evangelisch-Lutherischen Geistlichen, betreffend die vom Herrn P. Stephan und seinen Anhängern veranlaßten Zerwürfnisse in der Sächsischen Landeskirche.)

Schon seit längerer Zeit haben die Unterzeichneten mit tiefem Schmerz den Charakter der Bewegungen in der Sächsischen Landeskirche wahrgenommen, die von dem Herrn P. Stephan ausgingen, einem Manne, der übrigens früher, wie auch seine Feinde ihm kaum absprechen werden, mit Klarheit und Kraft das Evangelium verkündigte, und in dessen Hände, so lange er die rechte Bahn verfolgte, gewiß auch Gott manchen Segen niedergelegt hat. Schon zuvor hatten vielfältig Herr P. Stephan und seine Anhänger durch Verdächtigungen und liebloses Absprechen über die Bemühungen treuer und gewissenhafter Lehrer eine geistige Trennung vollzogen. Offenkundig wollen sie aber jetzt dieselbe auch äußerlich darstellen, indem sie mit der Behauptung: die Auswanderung sey von nun an geboten und nöthig, der zeugenden und bekennenden Kirche Christi in Sachsen offenbare Schmach zufügen, als ob dieselbe alles Glaubenslebens nicht nur, sondern aller Wahrheit im Bekenntnisse beraubt wäre, oder wenigstens letzteres so mit Menschensatzungen zersetzt hätte, daß von einer reinen Lehre, der nothwendigen Forderung aller ernsten Christen, hier nicht mehr die Rede seyn könne. Dieses und eben so sehr der Umstand, daß eine große Anzahl Gemeindeglieder in ihrem Gewissen zweifelhaft und ängstlich werden, nicht wissend, wohin sie sich wenden sollen, um das theuerste, von gläubigen Vätern ererbte Gut zu bewahren, hat uns zu folgender offenen Erklärung veranlaßt und gedrungen:

1. Vor Allem bezeugen die Unterzeichneten als vor Gott, daß sie nicht etwa bloß der formalen, jedenfalls näher zu normirenden Behauptung sich anschließen: in der heiligen Schrift, als Quelle und Grund, sey der Glaube der Christen enthalten, sondern daß sie zum Glaubensinhalt der heiligen Schrift und zur darauf gegründeten Kirchenlehre, wie dieselbe von unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche aufgefaßt, bezeugt, bekannt und nach allen Seiten hin in den Confessionsschriften, der Concordia pia et unanimis, verwahrt worden, mit Herzen und Munde sich bekennen, und um Alles in der Welt nicht wollten, daß irgend Jemand ihnen den Ruhm entrisse, diese Lehre und diesen Glauben zu verkündigen, wozu sie sich mit einem heiligen Eide verpflichtet haben.

2. Eben deshalb aber müssen sie gegen ein jedes Menschen-Ansehen in der Kirche Christi protestiren, und so hoch sie auch das Andenken treuer Lehrer halten, und das gesegnete Wirken Derer schätzen, die mit dem Geiste des Herrn versiegelt sind, so gefährlich achten sie es, wenn der objektive Prüfstein hier auf irgend eine Weise verlassen wird. Das ist aber von den Anhängern des Herrn P. Stephan mehrfach geschehen, indem sie, statt seine Behauptungen auf den Lehr- und Glaubensgrund zurückzuführen und danach sie zu prüfen, denselben vielmehr unbedingt Beifall schenkten, auch wo die Prüfung klar und bestimmt gefordert wurde. So wie wir hierin den Grund aller späteren Verirrungen dieser Parthei sehen (denn wie kann die Gemeinde oder

wie können einzelne Glieder derselben ihren Glauben in die Hand eines Einzelnen legen, als ob er der Herr darüber wäre), so müssen sie dies auf's Ernsteste mißbilligen, und rufen den Verblendeten mit den Worten eines alten Kirchenvaters zu: „Wollen wir den Glauben nach den Personen, oder nicht vielmehr die Personen nach dem Glauben prüfen?" (Tertullian.)

3. Mit diesem Irrthum der Anhänger des Herrn P. Stephan hängt eine andere Richtung genau zusammen, wodurch dem Ganzen offenbar das donatistische Gepräge aufgedrückt wird. Denn wie die Donatisten in alter Zeit den Leib Christi und die Liebesbande zwischen den Gläubigen, so viel an ihnen war, zerrissen, so haben Jene schon lange eine solche Unfähigkeit, der Schwachen im Glauben sich anzunehmen, gezeigt, daß sie hart an die Gränze dieses Irrthums anstreiften; sie haben denselben im eigentlichen Sinne sich angeeignet, indem sie die Kirche Christi auf ihre Personen und Anhänger beschränkten, und Alles, was nach ihrer Meinung, aber nicht nach dem allein entscheidenden Worte Gottes, draußen ist, als entfernt und entfremdet von dem Geiste Christi ansahen. Dies ist es aber auch, was ihnen in ihrem verblendeten Sinne es als Pflicht vorspiegelt, sich von der Kirche zu trennen. Wie laut und entschieden wir diesen Irrthum verwerfen, davon möge an unserer Statt der VIII. Artikel der Augsburgischen Confession zeugen: „Item, wiewohl die christliche Kirche eigentlich nichts anders ist, denn die Versammlung aller Gläubigen und Heiligen, jedoch weil in diesem Leben viel falscher Christen und Heuchler seyn, auch öffentliche Sünder unter den Frommen bleiben, so sind die Sakramente gleichwohl kräftig, obschon die Priester, durch die sie gereicht werden, nicht fromm seyen, wie denn Christus selbst angezeiget Matth. 23, 2.: Auf dem Stuhl Mosis sitzen die Pharisäer ꝛc. — Derohalben werden die Donatisten und alle Andere verdammt, so anders halten."

4. Die Anhänger des Herrn P. Stephan, indem sie für ihre Auswanderung den kirchlichen Charakter in Anspruch nehmen, verkündigen nicht nur in ihren Kreisen, sondern predigen es auf den Dächern, daß das Wort Gottes nahe daran sey, gebunden zu werden in unserer Landeskirche, und daß die Sakramente zum Theil nicht nach der Einstiftung Christi verwaltet werden dürften. Wäre diese Voraussetzung wahr, so wäre ihr Beginnen entschuldigt, obwohl nicht gerechtfertigt; denn grade dann, wenn die Kirche in solcher Gefahr schwebt, oder wenn Anzeichen vorhanden sind, daß etwas der Art zu befürchten steht, ist es vor Allem Pflicht des Lehrers, dann aber auch jedes einzelnen treuen Christen und Bekenners, zu stehen, zu zeugen und den Kampfplatz nicht eher zu verlassen, als bis man sie durch äußere Gewalt hinwegtreibt. Nun aber ist die ganze Unterlage dieser Auswanderung grundfalsch, denn weder werden wir — dem Herrn sey Dank und Ehre! — bis jetzt behindert, das Wort Gottes frei zu verkündigen, noch ist die Gültigkeit der Bekenntnißschriften aufgehoben und geschmälert, sondern alle Geistliche werden wie bisher eidlich darauf verpflichtet; endlich ist auch für die Verwaltung der Sakramente bis dahin ein Anderes nicht vorgeschrieben, als was sich mit dem Charakter der Kirche Christi und namentlich mit den Grundsätzen der Evangelisch-Lutherischen Kirche wohl vereinbaren läßt. Käme es aber je dahin in Sachsen, was der Herr der Kirche verhüten wolle, der bis hieher Seine Gemeinde im Vaterlande der Reformation trotz allen feindseligen Bestrebungen erhalten und bewahret hat vor der Schmach, die falsche Union oder irgend etwas dem Ähnliches anzunehmen, dann, wie gesagt, würden wir mit dem Apostel dennoch freudig bekennen: „Das Wort Gottes ist nicht gebunden!" und selbst, wenn wir Gewalt litten, diese Wahrheit bekräftigen. Aber für Kreuzesflucht müssen wir eine jede Auswanderung erklären, wie die Stephansche, wo man einerseits behauptet, es seyen uns als Dienern Jesu Christi Bande angelegt, und doch diese Bande, das Leiden um Christi willen, nicht für Seligkeit achtet, sondern lieber flieht, und die Heerde Denen überläßt, welche man für Miethlinge ausruft.

5. Sofern nun die Lehrer, die sich als Anhänger des Herrn P. Stephan bekennen, jene Auswanderung zum Kennzeichen der Rechtgläubigkeit erheben und daran das Heil gebunden wissen wollen, oder wenigstens es für schwer ausgeben, daß Jemand seine Seele retten könne, der nicht mit auswandert (was vielfach um und neben uns geschehen ist, weshalb auch ängstliche und zweifelnde Gewissen uns um Rath angegangen haben), so können wir darin eines Theils nur eine indirekte Verläugnung des Hauptgrundsatzes unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche sehen, der die Rechtfertigung an kein anderes Mittel knüpft, als an den Glauben an Jesum Christum, und anderen Theils müssen wir, indem wir von allem solchen Wesen uns feierlich lossagen; auf's Eindringlichste dagegen warnen mit dem Worte des Apostels: „Verwirret die Gewissen nicht!"

6. Endlich mißbilligen wir auch im Angesichte der Kirche höchlich die vom Herrn P. Stephan, namentlich durch seine nächtlichen Wanderungen in gemischter Begleitung von Männern und Weibern, gegebenen mannichfachen Ärgernisse. Denn auch hier bekennen wir uns auf einem ganz anderen Grunde zu stehen; und wenn die christliche Freiheit zum Vorwande solchen unordentlichen Wandels gebraucht wird, so ist vielmehr unser höchster Grundsatz in dieser Beziehung der, welchen der Apostel mit den Worten ausspricht: „Es ist Alles (was mit dem Gebote der Liebe bestehen kann) erlaubt, aber es frommt nicht Alles;" und wir würden davor zurückbeben, irgend einem schwächeren Bruder, für den auch Christus gestorben ist, solche Anstoßsteine in den Weg zu legen. Nur durch diese tragende, hebende und heilende Liebe kann die Kirche Jesu Christi gedeihen; nur mit der durch dieselbe gebotenen Aufopferung des falsch Eigenthümlichen und Abstreifung alles Eigensinnigen kann die wahre Würde und die segensreiche Wirksamkeit eines christlichen Lehrers bestehen.

Indem wir nun diese Erklärung öffentlich zu machen uns gedrungen fühlten, verfehlen wir nicht, die Mitstreiter im christlichen Kampfe und die Mitarbeiter am Worte des Herrn ringsum in Sachsen aufzufordern, sich derselben anzuschließen, sofern sie solche für im Worte Gottes gegründet und durch die Grundsätze unserer Kirche geboten achten. Übrigens haben wir die Freudigkeit zu Gott, vor dem wir diese Sache oft und ernstlich geprüft haben, daß Er Sich zu dieser unserer Erklärung bekennen, und uns schenken werde, Manches zu retten, was noch zu retten ist.

Den 13. September 1838.

V. G. Rudelbach, Dr., Consist. Rath, Superint. und P. prim. in Glaucha.
Moritz Meurer, Archidiakonus in Waldenburg.
Friedrich Wilh. Karl Kranichfeld, Pfarrer in Wolkenburg.
Heinrich Moritz Linke, Pfarrer in Stenn.
M. Karl Gottfried Leonhardt, Pastor in Neumark.
Friedrich Albert Pötzschke, Pfarrer in Kaufungen.
M. Georg Moritz Gotsch, Pastor zu Ziegelheim.
Gottlob Heinrich Schnabel, Pastor in Tettau.
Gustav Meyer, Diakonus in Meerana.

(Das religiöse Leben in den Nordamerikanischen Freistaaten.)

(Fortsetzung.)

Mr. Kirk, von Albany, trug darauf an:

„Anzunehmen: daß das System der planmäßigen Anstrengung für Bekehrung, welches diese Gesellschaft befolgt, als ein Mittel von großer moralischer Kraft zu billigen und zu unterstützen sey."

Er sagte:

„Die große moralische Macht der Thätigkeit unserer Gesellschaft besteht darin, daß diese Einrichtung mit den von Gott verordneten Mitteln des Heils Tausende erreicht, die von anderen Anstalten nicht erreicht werden.

Es sey mir erlaubt, Ihre Aufmerksamkeit auf die Lage von Tausenden in dieser Stadt zu lenken. — Ich komme nicht, zu reden für Menschen in fernen Landen der Heiden: sondern für Tausende, die gleich wilder Fluth in den Abgrund des Verderbens mitten aus dem Herzen eines christlichen Landes hinunterstürzen, ja zum großen Theil aus dem Herzen der Hauptstadt eines solchen; Hunderttausende, deren Lage Niemand kennt als der sorgende Menschenfreund, der „„auf den Landstraßen und bei den Zäunen"" der Gesellschaft nach Gästen für das Mahl des Evangeliums sucht. — Feiertag, Kirche, Amt der Seelsorge: das sind gesegnete Anstalten der Gnade. Aber es gibt hier in der Stadt Tausende, die von dem Allen eine tiefe weite Kluft trennt: ein treues Bild jener Kluft, die sie ewiglich vom Himmel trennen wird; mit dem Unterschiede nur, daß sie jetzt noch zu übersteigen ist. —

Betrachten Sie doch die Hindernisse, die Tausende von Ihren Kirchen ausschließen. Entfremdet stehen sie dem Evangelium und dessen Anstalten gegenüber durch die Verderbniß des menschlichen Herzens an sich, dazu kommt aber die Macht der Gewohnheit, denn, wie unerwartet es Manchem klinge, so gibt es doch Viele, die von Kindheit auf nicht einmal die Schwelle einer Kirche betraten und denen der Dienst im Chore gar fremd und sinnlos vorkommen würde. — Andere gibt's, welche Schaam zurückhält. In der Kirche finden Sie eine Gemeinde, die auch im äußeren Erscheinen das Christenthum zu ehren sucht, ihnen aber läßt ihre Armuth es nicht zu, sich auch nur anständig zu kleiden. Eine unsterbliche Seele haben auch sie, unter dem so unscheinbaren Äußeren liegt ein Juwel, das die Krone des Heilandes zieren könnte: aber sie wagen nicht, es in's Heiligthum zu tragen, weil das Gefäß so erbärmlich anzusehen ist. — Noch Andere gibt es, die ein edles, obwohl unrichtiges Gefühl treibt; eintretend sehen sie um sich her das schöne und geschmückte Gebäude und sagen: dies bauten andere Leute als wir, wir haben hier nicht mehr Recht, als im Zimmer des Reichen. Sie fühlen sich als Eindringlinge. — So ist es. Das ist die weite Kluft, welche — auf wem auch die Schuld davon laste — für sie in der That unübersteiglich ist. —

Nun denn also, da dem so ist, so muß ja das Evangelium zu ihnen gehen, — oder sie können es nie erlangen. Aber wie soll es gehn? Es hat nicht Füße und nicht Flügel. Liebe, meine Zuhörer (jetzt Leser) — süße, vom Himmel stammende Liebe muß es hinüber tragen. Liebe muß uns zu jenen hinübertragen. Eifrig seyn um Gott, selbstverläugnend, Christo nachahmend: dies und dies allein kann, die drüben sind, über die brückenlose Kluft führen. Und wird sie herüberführen, wenn Ihre Gesellschaft Liebe genug hat, Christum zu ehren und Menschen zu retten!

So lassen Sie mich denn nun zeigen für die, die sich nicht schon selbst darüber unterrichten konnten, worin die sittliche Kraft unserer Einrichtung zur Ausführung dessen beruht, was die länger bestehenden Anstalten der Gnade für sich allein nicht vermögen.

1. Die Anstalt ist ihrer großen Aufgabe angemessen.

Sie ist es deshalb, weil sie zu dem Volke selbst geht. Sie trägt uns hinüber zu dem Volke über die große Kluft, über welche das Volk von seiner Seite den Weg niemals finden würde. Sie geht hin zu den Erkrankten, Siechen, Bettlägerigen, hin zu den Alten, den Beschränkten, den Unwissenden; kommt zu den Lässigen sowohl wie zu Ungläubigen und Spöttern; zum Verhärteten sowohl wie zum Weichherzigen. Sie begegnet auch dem Abtrünnigen, dem Kinde früher religiöser Eindrücke, „„vieler Thränen und Gebete."" — Sie kehret bei den Menschen persönlich ein, wie wir es auf den Kanzeln nicht können. Sie überwindet geduldig Schwierigkeiten, Einwendungen. Sie gleichet dem geschickten Arzte, der seine Kranken nicht in Masse behandelt, sondern sorgfältig die besonderen Zeichen bei Jedem beobachtet und seine Mittel den besonderen Bedürfnissen anpaßt. — Sie gewinnet Zutrauen durch Gütigkeit, vollkommene Uneigennützigkeit, Schonung und Ausdauer. Sie bringt den Familien, denen es daran mangelt, liebevoll die Bibel in's Haus, leitet sie in die Bibelstunden, bringt die Kinder zur Sonntagsschule, besiegt die Hemmungen, die christlichem Streben durch die Unmäßigkeit, durch die Unzucht, durch die Entheiligung des Feiertags sich entgegenstellen. So ist sie Mäßigkeits-Verein, Sonntagsschule, sittliche Reform, Förderung der Sonntagsfeier — ist durch Gottes Gnade eine Seelen rettende Gesellschaft. Sie bringt die Menschen zur Kirche. Sie stiftet auf verschiedenen Punkten christliche Bibliotheken, erregt das Verlangen zu lesen und begegnet ihm dann mit einer im Geiste Gottes geheiligten Litteratur.

2. Sie verfährt planmäßig.

In unserer Gesellschaft ist die Theilung der Arbeit, dieser so mächtige Grundsatz für physische und moralische Wirksamkeit, eingeführt. Für jeden Wachtkreis ist ein Missionar (Besuchsvorsteher), der sich diesem Werke ausschließlich widmet. Dies ein Hauptzug unserer Anstalt, gegründet auf die Erfahrung, daß in einem einzigen Wachtkreise der einen Missionar unterhielt, so viel Gutes gewirkt ward wie in allen anderen zusammen, die keine hielten. Der Missionar berräth sich mit den Pastoren, um von diesen die geeigneten Personen zu erfahren, die zu vermögen wären, besuchende Mitglieder zu werden. Wenn es der Pastor wünscht, spricht er mit ihnen und bewegt sie, sich auf das Arbeitsfeld zu begeben. Der Missionar leitet sie in ihr Werk ein, zugleich wird ein Aufseher gewählt, der sein Rathgeber ist. Beschäftigt werden so viele Traktatenvertheiler, oder vielmehr besuchende Mitglieder des Vereins als erforderlich, um ihrer Sorgfalt für jede Familie versichert seyn zu können. Auch hat Jeder seine regelmäßigen Besuchstage, und hievon dürfte die Wichtigkeit jedem Pastor einleuchten, welcher findet, daß er von einem großen Theile seiner Heerde keine Rechenschaft geben kann, weil er nicht bestimmte Zeiten, um sie zu besuchen, ansetzt. Zudem haben diese Missionare regelmäßig Wochenversammlung zur Erörterung jeder mit dem Werke zusammenhängenden Sache von Belang, und da sie eben nur erörtern, indem sich Jeder über seine Meinung ausspricht, ohne auf förmliche Entscheidung zu bestehen, wird völlige Harmonie und Unabhängigkeit erhalten, während man doch alle Vortheile der Berathung hat. Auch die Gebetsversammlungen der Missionare werden regelmäßig gehalten, so wie auch die der besuchenden Mitglieder mit den Missionaren in ihren Bezirken."

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 27. Oktober. № 86.

Beleuchtung der Schönherrschen Irrthümer, auf Veranlassung der Schrift:

Verstand und Vernunft u. s. w. Zwei Abhandlungen von Heinrich Diestel und Johannes Ebel. Leipzig 1837.

(Fortsetzung.)

Das Princip des Schönherrschen Systems ist das des absoluten Dualismus. Das wird keiner seiner Anhänger läugnen können oder wollen, so wenig es in obiger Schrift, als amtlicher Erklärung, in seiner ganzen Schärfe hervortreten will, sondern meist nur auf „das Schönherrsche Princip" höchstens mit dem Zusatz „von zwei Urwesen," als auf eine bekannte unbekannte Größe provocirt wird; vermuthlich, um für den noch hineinzubringenden Einigen Gott Raum zu lassen. Nicht der Dualismus an sich, wie er in der Weltanschauung überall dem erkennenden Geiste entgegentritt, sondern das ist das Irrthümliche, daß er hier als absolut gesetzt wird. Neu ist diese Erscheinung zwar nicht; sie ist in der Geschichte des menschlichen Geistes schon unter allerlei Gestaltung im Parsismus, im Gnosticismus, Manichäismus ꝛc. aufgetreten, und vom Christenthum überwunden worden. Aber als bloße Erneuerung des schon vorhanden Gewesenen ist der Schönherrsche Dualismus allerdings auch nicht anzusehen, er hat seine eigenthümliche Modifikation und Färbung, und insofern haben seine Anhänger nicht Unrecht, wenn sie die Verwechselung ihres Systems mit dem Gnosticismus ablehnen. Aber aus der Bibel, trotz der vielfachen Versicherung seiner Bibelgemäßheit, ist er eben so wenig entstanden, sondern gleich jenen hineingetragen, um ihn scheinbar dort herauszuholen. Diestel und Ebel sagen ja selbst,*) daß Schönherr zunächst mit seiner Forschung, nachdem ihn alle Philosophie unbefriedigt ließ, unmittelbar an die Natur sich wandte, und hier den Urgrund der Dinge schaute, und mit diesem Funde sich erst an die Bibel machte, um darin die Bestätigung seines ihm dort gewordenen Aufschlusses zu suchen. Daß er jenen Fund als Erzeugniß höherer Eingebung ansah, wird gleichfalls von seinen Freunden selbst berichtet: „Plötzlich — und hier zeigte sich die schon früher in ihm hervorgetretene Empfänglichkeit für höheren geistigen Einfluß in einem hohen Grade — plötzlich ertönte das Wort in seinem Inneren, das ihn auf den Urstoff der Dinge hinwies."**) „Die so bereits erlangte Überzeugung festhaltend, wandte er sich nun an — die heilige Schrift ꝛc."*) Genug, Schönher erschaute durch innere Erleuchtung „in der Schöpfungswelt" das Daseyn zweier Ur- und Grundwesen," und glaubte nun in der Bibel oder Schöpfungsgeschichte die Lehre davon zu finden. Seine genauere Vorstellung davon aber ist nach den hierüber vorliegenden Erklärungen Schönherr's folgende: „Zwei Urwesen — ihrem substantiellen Seyn nach Urfeuer und Urwasser — befanden und bewegten sich von Ewigkeit her im unendlichen Raume, in der unendlichen Leere, isolirt, in freier Bewegung und eirunder Gestalt dahinschwebend, ohne daß Eines vom Anderen etwas wußte. Sie trafen in senkrechter Linie zusammen, und gelangen durch diese ihre gegenseitige Berührung (ein jedes) zur gegenseitigen Wahrnehmung und Kenntniß eines ihnen (ihm) ähnlichen Seyns außer ihnen, zum Gefühl der Gegenseitigkeit, und zum Entschluß fortan bei einander zu bleiben und die Welt zu schaffen."**)

„Als sie hinschwebend sich berührten
Und in dem Auseinanderwogen
Ein Daseyn außer ihnen spürten,
Und Kraft und Gegenkraft erwogen,
Die gegenseitig sie besaßen, —
Als sie so ihre Kraft ermaßen,
Und Eins sich hin zum Andern neigte,
Entsprang nach solcher ewgen Stille
Tief aus der ewgen Wesen Fülle
Das Erste was die Lieb erzeugte,
Die heilig sich in ihnen regte,
Und nun ihr hehres Seyn bewegte:
Das große mächtge Schöpfungswort,
Allmächtig tönend fort und fort:
Es werde — werde — werde — werde!" ꝛc.***)

Schönherr's Princip von den beiden Urwesen ist biblisch, und nichts als biblisch, versichern uns auf allen Blättern seine Anhänger. Erstaunt fragt der Leser: Wo steht denn von alle dem eine Sylbe in der Bibel? — Nirgends. In der Bibel heißt es ganz einfach: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde ꝛc. Nein, sagen sie, es steht nicht: Gott, sondern das Hebräische Wort Elohim, und Elohim ist ein Pluralis; und weil Elohim ein Pluralis ist, darum waren zwei Urwesen, zwei

*) Zeugniß der Wahrheit S. III f.

**) J. H. Schönherr und die von ihm erkannte Wahrheit, aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet. Königsberg 1835. 1stes Heft. S. 26.

*) Ebendas. S. 28.

**) J. H. Schönherr ꝛc., aus höh. Gesichtsp. 1stes Heft S. 40 ff. 2tes Heft S. 9 ff. — Zeugniß der Wahrh. S. 31 f. und anderwärts.

***) Gegenseitige Liebe, die Quelle alles Werdens; oder das Zeugniß von dem Ursprung der Welt. Eine Frucht der durch den Theosophen Schönherr bekannt gewordenen diesfälligen Wahrheit. Königsberg 1834. S. 25 f.

Eloha von Ewigkeit, welche mit einander die Welt schufen, indem ein Eloha, nämlich der Stärkere, das Feuerwesen, in den anderen, schwächeren Eloha, Wasserurwesen, eindrang.*) Wir haben also zwei Eloha von Ewigkeit. Eloha heißt aber in der heiligen Schrift entschieden Gott (vgl. 5 Mos. 32, 15. 17., Hiob 3, 4. 23., Ps. 18, 32 u. a.), und somit beginnt das Schönherrsche System mit zwei „isolirten" Göttern; und es ist freilich unbegreiflich, wie alsdann das Verbum schuf im Singular stehen kann, wie es doch trotz des Plurals Elohim steht, zum klaren Zeugniß, daß Elohim nimmermehr zwei isolirte und selbstständig sich begegnende Götter an dieser Stelle bedeuten solle und könne. Daß Elohim eine Mehrheit in sich fasse, und selbst wirklich von mehreren einzelnen Göttern der Heiden steht, ist richtig, und es hat daher auch nicht selten sowohl das Adjektivum als auch selbst das Verbum im Plural bei sich (vgl. 2 Sam. 7, 23., 1 Kön. 19, 2., 1 Mos. 35.), wie es ihn auch hier neben sich haben könnte sprachlicher Weise, wenn nicht eben einer solchen falschen heidnischen Auffassung von vorn herein sollte begegnet oder ausgewichen werden! Nicht minder unbegreiflich ist es auch, warum grade zwei und nicht mehr Wesen ursprünglich vorhanden waren. Im Wort Elohim liegt's nicht, denn dies bedeutet bekanntlich grade nicht zwei, denn dafür haben die Hebräer den Dualis, sondern mehrere. Zwar wollen und können die Schönherrianer die Möglichkeit mehrerer Urwesen nicht läugnen,**) aber zur Erzeugung der Welt braucht man nur zwei, und daß auch nicht mehr zu diesem Zweck gewesen, sehen diese Dualisten am ersten Menschenpaar, welches — ein Männlein und ein Weiblein — der reinste Abdruck ihrer Gegenseitigkeit war.***) — Sie wollen freilich nicht haben, daß man sage, sie setzen zwei Götter an die Spitze,

*) J. H. Schönherr ꝛc., aus höh. Gesichtsp. II. S. 7.

**) „Daß es noch mehrere ewige Wesen gebe, ist möglich; wir aber kennen sie nicht, und mögen daher immerhin die außerhalb unseren ewigen Wesen befindliche Leere als unendlich betrachten. Gäbe es aber wirklich mehrere ewige Wesen, so ist doch eine Störung im Fall des Zusammentreffens nicht zu besorgen, seit die Schöpfung begonnen; denn diese macht es unmöglich, eine Verbindung mit einem anderen, oder auch mit einem dritten und mehreren Wesen einzugehen." So schrieben sie 1835 im ꝛc. höheren Gesichtspunkt Heft 2. S. 6. Im Zeugniß der Wahrheit S. 18. wollen sie aber nichts mehr davon wissen. Hier schreiben sie: „Wer mit Schönherr's System wirklich bekannt ist, dem kann das Bedenken, daß es ein stärkeres Urwesen geben könnte ꝛc, nie einfallen, und ist Schönherr's Freunden darum auch nicht eingefallen." —

***) Vgl. Die Blumen, als Verkündiger und Zeugen der Wahrheit. 1834. S. 34 f. J. H. Schönherr ꝛc., aus höh. Gesichtsp. 2tes Heft S. 53. — Gegenseit. Liebe ꝛc. S. 23. — Der philosophische und mathematische Beweis, den Diestel noch gibt, daß nämlich „jede Folge nur einen zusammengesetzten Grund, und jede Wirkung nur eine zusammengesetzte Ursache haben könne, das Einfache also an und für sich weder Grund noch Ursache seyn könne," und daß „die Multiplikation eines Faktors mit Null, und sey der Faktor Gott selbst, doch immer nichts mehr und nichts weniger als Null ergebe," ist nicht weniger abgeschmackt.

weil ja damit ein gar zu krasses Heidenthum hervorträte, und sie der Bibel gar zu offenkundig in's Angesicht lögen. Wie helfen sie sich? Der Begriff Gott, sagen sie, sey ein relativer, und bezeichne eine Superiorität. „Die Benennung Gott bezeichnet, als aus der Vorstellung von einem gegenseitigen Verhältniß entspringend, kein absolutes, sondern ein relatives Seyn." „Das Gottseyn setzt ein Verhältniß von Wesen zu einander voraus. Ein Wesen kann ursprünglich, ewig, selbstständig seyn; um deswillen ist's noch nicht Gott; denn es ist, so lange neben ihm kein Wesen ist nur ein Wesen; unter Gott aber denken wir uns ein über andere Wesen erhabenes Wesen. Dies versteht auch die heilige Schrift unter Gottseyn; denn also laßt sie Gott zu Mose sprechen 2 Mos. 4, 16.: Er, Aron, soll dein Mund seyn, und du sollst sein Gott seyn. Wenn also das Daseyn zweier Wesen, die ursprünglich ewig und selbstständig sind uns vor das Auge tritt, so hebt dies keineswegs die Einheit Gottes auf ꝛc."*) und — kann man sich nun weiter ergänzen — die heilige Schrift hat wenigstens relativ nicht ganz Unrecht, wenn sie von Einem wahren Gott redet!! Denn zwar ist die Welt von den zwei Elohim geschaffen; allein nach der Schöpfung am siebenten Tage ruheten sie, und indem sie ihre „Centralkraft mit allen Auswirkungen in die unmittelbarste Verbindung" setzten, wirkten sie auf das Geschaffene ein zu dessen Feststellung und Erhaltung. Durch diese „Stützung in der Gerechtigkeit der Zusammenwirkung" mit dem zweiten Urwesen aber trat erst das stärkere Urwesen, das heilige Urlicht,**) der Vater unseres Herrn Jesus Christus, vollkommen in das Verhältniß der Oberkraft, seine Schöpfungszwecke nunmehr alleinherrschend zu verfolgen ꝛc." „Jehova ist Herrscher, und außer ihm keiner."***) „Die Erkenntniß der Urwesen, der Elohim" — so beginnt Diestel†) umgekehrt aus den zwei Urwesen den Begriff Gottes zu deduciren, wie Ebel aus dem Begriff Gottes die zwei Urwesen deducirte! — „die Erkenntniß, daß der Ausdruck Elohim, der wörtlich einen Plural bezeichnet, auch begrifflich denselben, die Mehrheit bezeichnen soll, führt endlich zum Verständniß des Jehova der Elohim, zum Verständniß des Einen und Einigen Gottes! Vermittelst dieser Erkenntniß fassen wir es, daß Gott eben darum Gott ist, weil er nicht absolut, sondern relativ im Verhältnisse zum anderen Urwesen in der Schöpfung seine ewige Kraft und Gottheit hat ersehen lassen. Wir fassen es, daß Er, der Jehova der Elohim, der unterschieden ist vom anderen Eloha, und demselben als eigenthümliche Wesenheit gegenübersteht, der persönliche Gott ist. Die Erkenntniß und das Verständniß des Jehova als Elohim, des Urwesens, das Gott ist, als eines einigen, persönlichen und freien Gottes, das ist das große, das herrliche, das klare und gewisse Resultat der Schönherrschen Erkenntniß, der Erkenntniß

*) Verstand und Vernunft ꝛc. S. 251 und 253. 2te Abth.

**) 1 Tim. 6, 16. soll „dessen geistige Natur geschildert" seyn.

***) Verst. u. Vern. 2te Abth. S. 187 f.

†) Ebendas. 1ste Abth. S. 188 f.

nämlich, daß der Plural Elohim — ein Plural ist." — Gehen wir auf diese ganz abstrakte und auf dem Standpunkte der gewöhnlichen Reflexion sich bewegende Begriffsbestimmung ein, und fragen: wie verhält sich denn dies eingetretene Gottgewordenseyn des einen Eloha, dieser relative Gott, zum anderen Eloha, oder zu den beiden vorhersehenden Elohim? Ist durch dies Gottwerden eine Wesensveränderung eingetreten, oder ist's bloß eine Verhältnißbezeichnung, ein relativer Name, der ohne Einfluß auf das Wesen, auf die Sache selbst ist und bleibt? Im ersten Falle ist der Begriff Gottes schlechthin aufgehoben; im zweiten Falle aber ist dieser vorher namenlose Eloha dem Wesen, der Sache nach, derselbe von Uranfang, und der andere „gleich ewige, gleich unabhängige," gleich absolute Eloha tritt in gleicher Berechtigung auf. Die Frage ist nicht, ob Gott war, sondern ob Gott war; und da kommen wir denn nicht aus dem Dilemma hinaus: Entweder es waren wesentlich zwei Gottheiten von Ewigkeit, oder es war von Ewigkeit kein Gott. Denn daß von diesen zwei gleich ewigen Gottwesen das eine, stärkere, prävalirte, als sie zusammentrafen, und nach vollendeter Schöpfung in das Verhältniß der Oberkraft trat, und dadurch sich zum Gott machte,*) wie der Mann des Weibes Haupt ist, und daß dadurch doch am Ende Ein einiger Gott herauskomme, ist eine Lächerlichkeit, die kaum den Namen Spitzfindigkeit verdient, wohl aber eine absichtliche Täuschung des Unkundigen genannt werden muß, um so mehr, da man sich auf den Hebräischen Sprachgebrauch beruft, welcher zuerst bloß Elohim, dann Jehova Elohim, dann Jehova allein sage, als ob die Schrift damit zweierlei verschiedene Wesen bezeichne, oder als ob auch sie eigentlich zwei Gottheiten setze und nur den stärkeren Eloha meine, wenn sie von Jehova, dem einigen Gott (Gott im eigentlichen Sinne) redet, gleichsam a potiori fit denominatio.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Das religiöse Leben in den Nordamerikanischen Freistaaten.)

(Schluß.)

3. Sie verfährt gründlich.

„So weit als möglich wird jede Familie nicht nur besucht, sondern kennen gelernt, und es wird im Glauben dahin gearbeitet, alle Mittel der Gnade jedem Menschen zuzuwenden. Keiner wird übergangen, es sey denn, daß er auf das Entschiedenste seine Abneigung gegen den Besuch ausspricht. Und so sind in der noch jungen Geschichte dieser Gesellschaft der Fälle mehrere vorgekommen, wo die Liebe gleich dem gesegneten Geiste Gottes an der Thür gestanden, angeklopft hat und zurückgewiesen worden, aber unermüdlich wieder gekommen ist. So ist es geschehen ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre. Und endlich hat der Glaubenslose die Thür seines Inneren erschlossen einer Gebetsversammlung, sein Herz vor Christo gebeugt und ist, selbst gläubig, ein besuchendes Mitglied geworden. — Hätten wir nur Männer und Geld genug, diese Stadt — so böse und zugleich einflußreich wie sie ist — sie sollte wohl versorgt werden, wie kein Platz noch versorgt ward seit Baxter's Tagen in seinem Kirchspiele zu Kidderminster.

4. Sie wirkt ausdauernd und fortwährend.

Bei jedem anderen außerordentlichen Mittel, womit wir es so versucht, traten Stockungen ein. Des Winters Kälte sowohl wie des Sommers Hitze, die Geschäftszeit im Frühjahr, im Herbste, die größeste Dringlichkeit häuslicher Angelegenheiten — das Alles verlangt von Zeit zu Zeit Unterbrechung. Diese Einrichtung aber bewegt sich gleich der Erde in ihrer Bahn, um mit jedem neuen Morgen der beglückenden Sonne zu begegnen, von Tag zu Tage, von Monat zu Monat. Gleich dem Baume blühet sie am Strome des Lebens, der seine Früchte alle Monden bringt zur reichlichen Speise, und dessen Blätter dienen zur Gesundheit der Völker.

5. Sie wirkt schon jetzt in großer Ausdehnung.

Verflossenes Jahr vertheilte sie 468,000 Schriften — die besten Erzeugnisse der besten Männer zur Auslegung und Anwendung der Worte des heiligen Geistes.

Vierzehn Missionare hat sie durchschnittlich jedes Jahr unterhalten.

Da sie die äußere Wirksamkeit der Jünglings-Bibelgesellschaft übernahm, so hat sie durch deren Freigebigkeit die Familien mit 1159 Bibeln, Kinder mit 5345 Abdrücken des Neuen Testaments versorgt.

Sie hat 2950 Kinder den Sonntagsschulen zugeführt, den Bibelstunden 270 Personen, und 1116 Personen zum Kirchenbesuch vermocht, 1179 aber zur Unterzeichnung der Verpflichtung zur Mäßigkeit.

Zu Gebetsversammlungen hat sie mehr Häuser offen gefunden, als sie besetzen konnte, und hat deren 1709 gehalten. Elf Leihbibliotheken sind von ihr errichtet.

Und mehr als dies Alles! Sie ist gewürdigt worden, als Werkzeug zur Bekehrung von Menschen zu dienen. In diesen Gefilden der Sünde hat sich die erlösende Liebe in dem Jahre, auf welches wir heute zurücksehen, in dreihundert sechs und dreißig Fällen ein kenntliches Zeichen und Denkmal gestiftet."

Nachdem hierauf der Redner um 6. die Wirkung der Gesellschaft auf die Kirche zu entwickeln, zuvörderst die dadurch geförderte Eintracht der Christen hervorgehoben, fährt er fort:

„Sie hat noch eine andere Wirkung. Unser religiöses Leben bedarf mehr Einfalt und Niedrigkeit. Ich weiß aber dazu kein besseres Mittel, als unseren Herren- und Staatssinn abzulegen und hinzugehen zu den Armen und zu den Angefochtenen, ihre Sünde und Anfechtung zu beweinen, ihrer Bekehrung uns zu freuen. — Ich will diese Seite der Sache hier nur berühren, die Ausführung einer anderen Gelegenheit überlassend. Es kann nicht anders seyn, als daß unsere Besserung und geistliche Freude zunehmen müssen durch Verbindung mit dieser planmäßigen, gründlichen, beständigen und selbstverläugnend wirksamen Arbeit für Menschenrettung und Gottes Ehre. Noch heute erzählte mir ein Besucher, sich in dieses Werk so weit eingelassen zu haben, daß es einen großen Theil seiner Zeit wegnimmt, und während dies ihn nicht hindert, seinem Geschäfte mehr zu genügen als je zuvor, hat er sich beständigen inneren Friedens erfreuet. Zweifel und Niedergeschlagenheit sind von ihm gewichen. Hört es, Ihr schwermüthig Klagenden! Ist nicht Euer Fall ganz der einer geistlichen Übersättigung: in welcher eben der Reichthum und Überfluß des Lebensbrodtes Eure Kräfte erdrückt, Euren Sinn erschlafft durch den Mangel der Übung? — Fehlt es Euch am Missionssinne? O, so erlanget ihn mitarbeitend an des Missionars Werke. Fällt es Euch schwer, Versuchungen aus dem Wege zu gehen? Nun, die schlimmsten Angriffe pflegen sie auf solche Häuser zu thun, wo sich

*) welches ja nicht im eigentlichen Sinn ein Gottseyn bedeutet, wie ja Moses (nach der allegirten Stelle 2 Mos. 4, 16.) nicht wirklich zum Gott ward! —

bei der „„Fülle des Brodtes““ „„der Überfluß des Müssigganges““ findet. Füllt Eure müssigen Stunden aus, sie sind verbotene Waare im christlichen Verkehr. Solche haben ist Sünde. —

Dies von den Wirkungen an den Arbeitern selbst. Aber die, für welche der Verein arbeitet? — Auch auf diese kommt der Segen Könnten Sie die Thatsachen in den Besuchsberichten nachlesen, und die selbst dort nicht verzeichneten kennen, so würde Ihnen dies klar vorliegen. Eben heute habe ich eines einst ungläubigen Trunkenbolds Bekenntnisse gehört! O, wie trafen sie das Herz! Und hätte er diesen Abend hier erscheinen können, um seine Geschichte zu erzählen, die Thränen würden sich über die männlichste Wange herabstehlen. — Ja, Versammelte, Ihr Verein verrichtet Thaten der Gnade unter den Armen, unter den Ausgestoßenen. Große Veränderungen gehen schon jetzt in mancher Familie vor: fahret fort, liebe Herren, fahret fort und sie werden zunehmen. Euch beneide ich,*) aber ich bedaure den Mann, dessen Herz mit Euch nicht einstimmt, dessen Hand Euch nicht hilft. Die Erfolge aber in der Ewigkeit, wer kann sie ausreden? — Dreihundert, wie wir freudig hoffen, Bekehrte zählen wir dieses Jahr. Dank sey Gott!

Und werfe ich von dem kirchlichen Gebiete nun den Blick auf das angränzende bürgerliche, so sehe ich auch dort die wohlthuenden Wirkungen Ihres Vereines.

Ungläubige Lehre hat es versucht, die Armen wider die Reichen aufzuregen. Die Hoffahrt und der Eigennutz der Reichen befördert das heillose Werk. Hier ist ein Gegenmittel. Gehet hin, und suchet das Herz der Euch Entfremdeten, und sie werden dem Gotte danken, der ihren Wohlthätern gnädig ist.

So gehe ich denn dazu über, christlichen Herzen zwei Pflichten an's Herz zu legen.

1. Diese Einrichtung zu unterstützen durch Aufbringung von 12,000 Dollars jährlich.

2. Einzutreten in das Werk der persönlichen Traktatenvertheilung und der Besuche. Lassen Sie mich Einiges, was diesen Punkt betrifft, sagen. Die Kirche hat die Mittel, die Welt zu bekehren, mißverstanden. Es will gethan seyn nicht in Massen, sondern im Einzelnen; durch Unterredung mit dem Sünder über seine Errettung und aufrichtige Fürbitte zu Gott, mittelst selbstverläugnender Arbeiten unter den Verhärteten, Unverständigen und Undankbaren. Die Kirche verkennet das Wesen persönlicher Religiosität. Sie bleibt in Pracht, Üppigkeit, Behagen, Selbstsucht und weltlicher Hoffahrt — und getröstet sich der Hoffnung auf den Himmel! Christen sind Fürbitter — aber sind sie es wohl für die, die auf ihrer Schwelle verloren gehen und zu deren Rettung zu arbeiten, da man es doch könnte, man zu stolz oder zu unempfindlich ist? — — Christen ahmen Christo nach, welcher „„umherging und wohlthat.““ Christen sind reisende Missionare. Aber noch hat nicht die halbe Kirche eingewilligt „„Fremdlinge zu seyn und Pilgrimme, wie alle unsere Väter.““ — Die Beweise der Selbstverläugnung legen wir dem Missionar auf, bedauern ihn, beten für ihn, werfen etliche wenige Pfennige für ihn hin, und kleiden uns selbst in Purpur und köstliche Leinwand, ja, und legen uns auf das Kissen der Gemächlichkeit. O, meine Brüder, der Fürst der Finsterniß entsetzte sich nie vor dem glänzenden Rüstzeuge solch' einer Friedens-Veranstaltung, wie wir sie jetzt handhaben! Die Kirche übersieht die schwere auf ihr ruhende Verantwortlichkeit. — Sie muß doch aber vor den Gerichtsstuhl treten neben Tausende, die in dem Schatten ihrer Tempel lebten, für deren Seelen sie jedoch nimmer sorgte.

*) Der Redner spricht als Auswärtiger.

Ich bekenne es Ihnen, Zeiten gibt es, wo Furcht meine Seele auf das Stärkste erschüttert! Zwei Stellen sind in dem von Gott eingegebenen Buche, die mich zittern machen, nicht wegen eines menschlichen Gerichtes, sondern wenn ich an den wehevollen Tag denke der Rechenschaft und der Wiedervergeltung. — Die eine zeigt uns den Richter der Lebendigen und der Todten, wie er gemeine Sache macht mit den Ärmsten und den Schlechtesten unter Allen als mit seinem Volke. Und so spricht er zu den vor Gericht Gestellten: „„Ich war krank — und ihr besuchtet mich nicht! — Ich war gefangen — und ihr kamet nicht zu mir!““ Mir ist, ich höre die Kirche und ihre Diener sprechen. Ich sehe sie eifrig für die Wahrheit wider Irrthum, für Erweckungen, für moralische Reform; — aber sie besuchen nicht Jesum, sie kommen nicht zu Ihm. Im Lichte dieser Stelle blicke ich mit peinlicher Sorge auf die Kirche. Und diese wird nicht gemindert, wenn ich Jakobus sagen höre:

„„Das ist ein reiner und unbefleckter Gottesdienst vor Gott dem Vater: die Wittwen und die Waisen in ihrer Trübsal zu besuchen.““

Wer sich als Christen bekennet, der lese diese Stellen in seiner Kammer und auf seinen Knieen, und dann entscheide er über die Pflicht, sich mit diesem Werke zu verbinden.

Ließe es die Zeit zu, so würde ich gern ausführlich den Einwürfen begegnen, welche Christen uns machen.

Der Eine sagt: „„Es gehört für die Diener der Kirche.““ So war es nicht in der apostolischen Kirche. In der ersten Verfolgung blieben die Apostel zu Jerusalem, das Volk aber ging allenthalben hin, predigend die großen Thaten des Lebens, Sterbens und Auferstehens Christi. Damals hatten die Kirchendiener mehr Hülfe als jetzt von den Mitgliedern der Kirche. Und dazu müssen wir zurückkehren. Es ist zu viel papistische Art unter uns, indem wir unsere Religionspflicht gleichsam durch Vollmacht auf die Diener übertragen.

Aber „„Ich werde lästig, oder aufdringlich seyn.““ Nein, meine Freunde, das gilt nur von der Art des Besuches, nicht von dem Besuche selber. Seyen Sie liebevoll, höflich, ausdauernd und wohl unterscheidend, Christo ähnlich, und Sie werden öfter willkommen seyn und gute Aufnahme finden, als nicht.

„„Ich weiß nicht, wie mit Fremden über religiöse Gegenstände zu reden ist.““ — Es gab eine Zeit, wo Sie auch nicht wußten, wie mit Gott im Gebete zu reden: aber Sie haben es gelernt.

„„Ich habe so viel Verpflichtungen.““ Gewiß doch keine so heilig wie die, die Sie zum Schuldner macht „„allen Menschen,““ und Christo; und die Sie anerkannt haben an seinem Altare.

„„Ich hab es versucht, und bin entmuthiget.““ Antwort: „„Bringet Früchte mit Geduld in guten Werken.““

„„Gott hat die Seinigen erwählet und wird sie herzubringen ohne mein Zuthun.““ — Das sind vortreffliche Ruhekissen. Glauben Sie ernstlich an die besondere Gnadenwahl? Dann lassen Sie mich Ihnen eine Unterredung erzählen, die ich einst mit einem frommen alten Manne hatte. Wir sprachen von der Wahl und Berufung. Ich fagte: Was halten Sie für Pauli Meinung darüber? Seine Antwort war: Paulus glaubte daran ganz vollkommen. Aber er blickte auf die Auserwählten als auf Gottes köstliche über die Welt verstreueten Perlen; und seine Meinung war die Welt zu durchsuchen bis er sie fände, in der richtigen Überzeugung, daß keine Opfer, die er bringen, keine Prüfungen, die er leiden möchte, nur einen Augenblick dagegen zu erwägen seyen. — Gehet denn hin, und thut desgleichen.“

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 31. Oktober. № 87

Beleuchtung der Schönherrschen Irrthümer, auf Veranlassung der Schrift:

Verstand und Vernunft u. s. w. Zwei Abhandlungen von Heinrich Diestel und Johannes Ebel. Leipzig 1837.

(Fortsetzung.)

Auf eine sprachliche und grammatische Untersuchung einzugehen über den Begriff Elohim und sein Verhältniß zum Begriff Jehova, wäre diesem System gegenüber, dessen Vertreter bis jetzt so wenig exegetische Befähigung oder Berechtigung an den Tag gelegt haben, und denen, die exegetische Richtigkeit ihrer Behauptungen zu untersuchen, noch gar nicht in den Sinn gekommen zu seyn scheint, zu viel Ehre. Da es uns hier nicht sowohl um Rechtfertigung und Vertheidigung der Richtigkeit und Wahrheit des kirchlichen auf das einfache Bibelwort gegründeten Glaubens zu thun ist, als vielmehr nur, um den Nachweis der krassen Irrthümer des Schönherrschen Systems und ihrer Gefährlichkeit, so genüge folgendes Wenige.

Daß die Benennung Gott den scheinbaren Begriff der Superiorität involvire, ist in gewissem Sinne wahr, ist eine relative Wahrheit, nämlich sofern Gott im Verhältniß zur Welt gedacht wird, und dies Verhältniß auch auf andere analoge Verhältnisse übergetragen wird. Aber in der Behauptung, daß dieser allgemeine Gottbegriff dem Jehova-Namen entspreche und in ihm liegen solle, liegt eine Unwahrheit, welche eine merkwürdige exegetische Ignoranz beurkundet, wenn diese Verwirrung der Begriffe nicht absichtlich ist. Denn a) grade in dem Namen Jehova hat Gott die Absolutheit seines Seyns ausgesprochen, vgl. 2 Mos. 3, 14.; b) und grade da, wo jene relative Superiorität (auch in menschlichen Verhältnissen) ausgedrückt werden soll, wird nie, und kann nie gebraucht werden das Wort Jehova, sondern lediglich das Wort Elohim; so daß nach constantem Sprachgebrauch der Bibel grade in Elohim das allgemeine „Gottseyn" ausgedrückt wird. Dieselbe Stelle also, auf welche sich Diestel und Ebel bei Deducirung ihres Begriffs der Gottheit so keck berufen (2 Mos. 4, 16. wo Gott zu Mose von Aron sagt: „Du sollst sein Gott seyn"), schlägt sie, indem dort das Wort Elohim gebraucht ist; gleichwie in der Parallele 7, 1., wo Moses als Elohim des Pharao hingestellt wird, und 6, 7., wo Jehova spricht: Ich will euer Elohim seyn. c) Aus eben diesen Stellen — und wie viele ließen sich noch anführen! — resultirt auch von selbst, wie willkührlich und grundlos die Annahme sey, daß in Elohim nothwendig eine Zweiheit, oder eine substanzielle und individuelle Mehrheit angezeigt und enthalten sey. Gleichwie es nicht minder unwahr und wahrhaft erträumt ist, daß von der von Schönherr und seinen Anhängern angenommenen zweiten Schöpfung 1 Mos. 2, 4. an Jehova und Jehova Elohim ausschließlich genannt werde. Denn schon Cap. 3, 2 ff. wird wieder bloß Elohim genannt, und zwar als der, welcher in der zweiten vermeintlichen Schöpfungsperiode den Genuß der Frucht vom Baume der Erkenntniß verboten hat; vgl. außerdem Levit. 18, 21., 19, 12., 21, 6. u. v. a. — Das richtige Verhältniß ist vielmehr nur das, daß der Ausdruck Elohim die allgemeinste Bezeichnung dessen ist, zu dem sich der Mensch als zu seinem Höchsten und relativ Höheren weiß, τὸ θεῖον, „superior natura, quam divinam vocant," (Cic.), abstrakte Bezeichnung des göttlichen Wesens, ganz das Deutsche „Gottheit;" während Jehova die tiefe concretere Beziehung nach seiner Offenbarung in Israel enthält, und die gleichsam zu bestimmter Gestalt ausgeprägte Persönlichkeit der Gottheit bezeichnet, und so der ihm wesentliche und eigenthümliche Name ist. — Der eigentliche Grund, warum das göttliche Wesen als Plural bezeichnet ist, liegt einmal eben in dieser Abstraktion (ähnlich das Hebräische Chochmoth, die Weisheit), sodann in dem von dem Begriff der Gottheit involvirten unerschöpflichen Reichthum, in der unendlichen Fülle ihres Wesens, aus und in welcher alles Seyn und alles Seyende seinen Ursprung und seinen Bestand hat.*) Daß der Plural nicht um der Dreieinigkeit willen stehe, ist schon von Calvin eingesehen und in neuerer Zeit vielfach längst bewiesen worden, ohne daß deshalb sie selbst in tieferer Anschauung schlechthin ausgeschlossen wäre. Es ist daher für das Schönherrsche System und seine Anhänger wenig gewonnen, wenn sie sich auf die Unhaltbarkeit der von Hasse**) so bezeichneten „ein wenig argen Künstelei, daß in dem Elohim die Dreieinigkeit liege" berufen, und nun meinen, die ganze orthodoxe Lehre von dem absoluten einigen Gott von Ewigkeit und seiner allmächtigen Schöpfung, mit dem Wort Elohim über den Haufen geworfen zu haben.

Nach dem Bisherigen ist es wohl klar genug, wie unhaltbar in sich selbst, und wie allem Worte Gottes κατὰ ῥητὸν widersprechend die ganze Grundlage des Schönherrschen Systems von zwei Elohim und Urwesen sey; und es lautet, besonders im Vergleich mit 5 Mos. 32, 39.: „sehet ihr nun, daß ich's (Jehova) alleine bin, und ist kein Elohim neben

*) Wer sich hierüber gründlich belehren will, den verweisen wir auf die „Beiträge zur Einleitung in's A. T." von Hengstenberg. 2ter Bd. S. 180 ff., besonders 205 — 305.

**) Entdeckungen im Felde der ältesten Erd- und Menschengeschichte, Halle 1805, S. 102.; vgl. d. Blumen ꝛc. S. 34., Verstand und Vernunft S. 258 f. 2te Abh.

mir?"*) fast wie eine Mystifikation der eigenen Lehre, wenn Diestel S. 104. seiner Abhandlung den Spruch des Apostels Paulus über das Verhältniß des einigen wahren Gottes zu den heidnischen Götzen 1 Cor. 8, 5. 6.: „wiewohl es sind, die Götter genannt werden, so haben wir doch nur Einen Gott, den Vater, von welchem alle Dinge sind," also paraphrasirt: „Wiewohl wir wissen, daß zwei Grundwesen, zwei Urwesen sind (nicht erdichtete oder erdachte Wesen, nicht erfundene, sondern gefundene in der Schrift und Natur, seyende); wiewohl wir wissen, daß zwei Elohim (— also nach Obigem zwei Gottheiten! —) sind, so ist doch nur Ein Jehova Elohim, es ist nur Ein Gott!" „Er ist der Urgrund aller Dinge, der tiefste, der erste und der höchste Grund, aber nicht der absolute!" — Aber nein, Diestel mystificirt nicht, es ist ihm hoher Ernst; und wir haben hier von ihm die furchtbarste Theodicee des heidnischen Götzenthums! Sind doch selbst die heidnischen Weisen dem Christenthum und der Wahrheit näher gewesen, wenn sie über Jupiter**) und Juno den alten Chronos, oder ein Fatum setzten, dem sich Alles beugen mußte! — Wenn nun Diestel selbst sagt S. 103.: „Lehreten Schrift und Natur nur die beiden Urwesen kennen, und wüßten wir von ihrem Verhältnisse zu einander nichts weiter, als daß sie verschieden sind, und in ihrer gegenseitigen Verbindung die Welt hervorgebracht haben, so würden allerdings in solcher Lehre zwei Götter anerkannt und zwei Gottheiten verehrt, und es wäre kein Grund vorhanden, weshalb die eine Gottheit der anderen etwa vorgezogen werden müßte ꝛc.," so hat er sich hiemit selbst in's Gericht gegeben und sich sein Urtheil gesprochen. Denn die heilige Schrift lehrt nicht ein Wort von zwei Urwesen, noch weniger von ihrer gegenseitigen Liebesverbindung zur Schöpfung;***) die Natur kann nichts davon lehren, weil sie uns nur als natura naturata entgegentritt, nur das Erscheinende ist, daher in Beziehung auf den Grund des Erscheinenden ein verschlossenes Buch, das, wo es die Schrift nicht öffnet, Träumereien und Schwärmereien erzeugt. Werden nun aber einmal solche zwei Urwesen angenommen, so sind damit allerdings in solcher Lehre zwei Gottheiten angenommen, und es ist „kein Grund, warum eine der anderen vorgezogen wird," kein Grund, „warum man seine Ehrfurcht und Gehorsam ausschließlich nur auf die eine richten" sollte, es ist in der That „Jeder vorwurfsfrei, gleichviel ob er den Geist, der über die Natur herrscht" (= den einen starken Eloha), „oder die Naturkräfte anbetet." Denn daß die Schrift solches verbeut,†) und verlangt, daß wir dem Geiste und nicht der Natürlichkeit folgen — steht mit den zwei Gottheiten in keiner Verbindung, und die moralische Forderung, nur den Einen der zwei Elohim als Gott zu verehren, hebt die metaphysische Zweiheit selbst nicht auf! —

Gehen wir nun zur Schöpfung, und zu der Art und Weise, wie sie im Schönherrschen System dargestellt ist, über. Die Schöpfung aus Nichts, d. h. die Schöpfung eines Einigen Gottes durch die Allmacht seines Wortes aus der Fülle seiner ewigen Kraft, läugnen Schönherr und seine Anhänger schlechthin. Da aber doch die Schöpfung in der heiligen Schrift vielfach dem einigen Gott ausdrücklich zugeschrieben ist, so nehmen sie eine doppelte Schöpfung an; davon die erste die sechs Schöpfungstage oder Schöpfungsperioden, wie sie's nennen, umfaßt, wie sie 1 Mos. 1. erzählt wird. Diese ist ein Werk der zwei Elohim, nicht des einigen Gottes. Ihr folgt der siebente Tag, an welchem die beiden Elohim ruhen, und dann erst beginnt 1 Mos. 2, 4. eine neue Schöpfung, also der achte Schöpfungstag, an welchem der einige Gott ausschließlich seine Wirksamkeit beginnt. „Die ersten Worte der Hebräischen Bibel heißen im Original eigentlich so: Zuerst schuf Elohim ꝛc. und nicht: „„Im Anfang schuf Gott ꝛc."" Zuerst schuf Elohim. Die erste Schöpfung geht einer zweiten voraus. Bliebe diese zweite Schöpfung aus, würde sie nicht in der Bibel erwähnt, so wäre man vielleicht berechtigt (!), das Zuerst in „„Im Anfang"" zu verwandeln; aber die zweite Schöpfung wird ausdrücklich C. 2, 4. erwähnt." *) „Wird vorausgesetzt, daß im ersten Buche Mosis weder Mythen noch bruchstückliche Sagen, sondern wahrhafte, geschichtliche Nachrichten gegeben worden, und wird dann die Erzählung im Fortlauf ihres inneren Zusammenhangs ausgelegt, so tritt mit 1 Mos. 2, 4. offenbar eine neue Schöpfungsperiode ein. Es begann die allherrschende Wirksamkeit des Vaters der Lichter, ein absolutes Wirken des ewigen Lenkers des ganzen Weltalls, Gottes des Höchsten,**) zu unterscheiden von der sich gegenseitig bedingenden früheren Zusammenwirkung der Urwesen, wie sie in den sechs ersten Schöpfungszeiträumen statt gefunden. Am siebenten Tage ruheten die Urwesen ꝛc." ***) „Zur Zeit des Bildens Jehova," spricht Moses Vers 4., „erfolgten die Geburten (die Bildungen, Veränderungen, Wandlungen der Erde und der Himmel von Jehova der Elohim, dem allein waltenden unter den höchsten Wesen) in und aus dem bereits Geschaffenen." Hiezu die Anmerkung: „Bei den Schöpfungen der ersten sechs Tage wird der Ausdruck (barah) schaffen gebraucht, indem beide Urwesen gemeinschaftlich in ihrer Kraft wirken; seit dem achten Tage, d. i. seit der nach den Ruhetagen beginnenden neuen Schöpfungsperiode aber wird

*) Vgl. Jes. 44, 6. und Ps. 18, 32. wo es heißt: wer ist Eloha außer Jehova? —

**) Und wahrlich mit nicht weniger Recht konnten auch sie sich, gleich Diestel und Ebel, den Glauben an den Einigen Gott vindiciren, da sie ja Jupitern als das stärkere herrschende Wesen, ja als den „Vater der Menschen und Götter" ansahen.

***) „Bund der Liebe" wird ja dieser Urverein immer genannt. Blumen S. 45. Schönherr ꝛc. S. 17. 2tes Heft.

†) Das scheint das undeutliche atqui — zu obigem Vordersatz

Diestel's zu seyn, um herauszubringen, daß trotz der beiden Urwesen doch nur ein Gott seyn dürfe.

*) Die Blumen ꝛc. S. 33 f.

**) nämlich unter den Zweien.

***) Verst. u. Vern. 2te Abh. S. 186 f.

der Ausdruck (asah) machen, bilden aus einem vorhandenen Stoffe, gebraucht." *) „Jehova, so ist's Lehre der heiligen Schrift, hat nach der ersten Schöpfung nun eine zweite durch Adam und Eva ganz besonders eingeleitet ꝛc." **) In poetischer Anschauung lautet es so:***)

„Die Schöpfung — diese war geendet;
Der ewgen Wesen Urverein
War durch die Schöpfung nun vollendet
Und festgeknüpft. — Drauf fing allein,
Nachdem die Welt so war bereit't,
Gleich nach Verlauf der Ruhezeit .....
Auf Grund des Seyns, das schon zu schauen,
Das höchste Wesen an zu bauen ꝛc."

So viel nun ist für's Erste in dem Angeführten eingestanden, und dies Eingeständniß ist wichtig, daß die Schöpfung, wie sie 1 Mos. 1. erzählt ist, die Schöpfung in den sechs Tagen, nicht von dem Einigen wahren Gott, sondern von den zwei Elohim ist. Die Schöpfung des Einen Gottes beginnt mit 1 Mos. 2, 4., nachdem bereits die eigentliche Schöpfung geschehen; daher Schönherr und seine Anhänger mit 1 Mos. 2, 4. eine neue Schöpfung beginnen. Daß dieser Hypothese von einer doppelten Schöpfung nur das Bestreben zu Grunde liegt, den Schein der biblischen Orthodoxie zu retten, sieht Jeder. Daß dies aber ein trügliches Bestreben ist, ergibt sich daraus, daß sie etwas schaffen nennen, was ihnen in der That kein schaffen ist. Schaffen ist ursprüngliches Hervorbringen. Dies schreiben sie den beiden Urwesen zu. Dem Jehova bleibt also nur das Formen und Bilden des schon Geschaffenen, das Erhalten und Beherrschen. Klar ist dies noch ausgesprochen außer den obigen Stellen in den Worten: „in der schöpferischen Willensbestimmung und Zusammenwirkung der ewigen (zwei Ur-) Wesen ist das Daseyn der Welt gegeben; in der schöpferischen, beherrschenden Willensthätigkeit Jehova's allein wird dieselbe erhalten, geleitet und vollbereitet." Daher in allen Schriften der Schönherrianer Jehova nie der Schöpfer, sondern nur der alleinige Herrscher und Erhalter genannt wird. Was sie unter dem Schaffen eigentlich verstehen, wird in dem aus den Preußischen Provinzialblättern, Juliheft 1833, zusammengetragenen Büchlein „Joh. Schönherr dargestellt in seinem Leben und Wirken und der von ihm aufgestellten Religionsphilosophie nach," S. 4. folgendermaßen angedeutet: „Das Hebräische Wort schaffen geht auf ein Eilegen (!), das von Luther durch schweben übersetzte Wort bedeutet: über etwas brüten ꝛc." Um aber doch dieser Hypothese von der doppelten Schöpfung auch den Schein einer exegetischen Begründung zu verleihen, so verwandeln sie gegen allen Sprachgebrauch das Hebräische Wort: B'reschith, welches wörtlich und buchstäblich heißt im Anfang in eine Ordinalzahl, wobei nur die Keckheit zu bewundern ist, mit der sie dieses als eigentliche Bedeutung des Hebräischen Originals, und die wörtliche Übersetzung dagegen als eine Verwandlung des Urtexts den des Hebräischen unkundigen Lesern darstellen!

(Fortsetzung folgt später.)

*) Ebendas. S. 188.
**) Ebendas. S. 168.
***) Gegenseit. Liebe S. 31 f.
†) Wir werden daher dies Schriftchen von da an nur als Preußische Provinzialblätter citiren.

Lesefrüchte.

Der Verfall der Hegelschen Schule.

Es ist schon längst kein Geheimniß mehr, daß in den Reihen der Schüler Hegel's eine bittere Entzweiung eingerissen, wodurch der zur Allumfassung hinaufgehobene Begriff des Geistes in die Momente der einzelnen Geister dergestalt herunter- und auseinander gefallen ist, daß alle Dialektik zu schwach ist, sie wieder mit einander zusammenzuschließen. Strauß schon hatte die Bruchtheile als rechte und linke Seite gruppirt; indeß schien er selbst noch eine größere Einheit der Schule vorauszusetzen, wenn er meinte, auf der linken Seite kaum geduldet zu werden. Neuerdings ist nun aber aus dem Mittelpunkt derselben von einem der ältesten Schüler der Bruch offen erklärt, und mit Strauß Bund geschlossen, und Rosenkranz aus der Indifferenz des Centrums heraus zur Coalition mit der linken aufgefordert worden, ohne welche seine Stellung „weder Fisch noch Fleisch, ein niederträchtig Grau wäre." An die Spitze dieser linken Seite stellt sich Michelet, der, erkenntlich dafür, „daß Strauß in Berlin sich zu seinen Vorträgen hielt," nun auch seinerseits sich zu ihm halten will, und als solche, „die unbedenklich mit auf diese Seite treten, ihrer Zustimmung gewiß, Gans, Vatke, Benary nennt, und eine Menge sich ihm darbietender Namen nur darum zurückdrängt, weil er ihrer Erklärung nicht vorgreifen will" (Michelet, Geschichte der letzten Systeme der Philosophie in Deutschland, 2ter Th., Berlin 1838, S. 659.). Göschel und Bauer werden von diesem Zeigefinger der Linken schon als Ultras der Rechten fast mit Hohn aus der Schule gewiesen, andere Männer der Rechten eben noch geduldet. Hegel's Tod wird „als Moment der Scheidung und der Krisis für die Schule" anerkannt, S. 627. Zwar „schien die eigentliche Schule Hegel's anfänglich nach seinem Tode eben so fest zusammenzuhalten als vorher;" allein „die ungetrübte Einigkeit der Schule dauerte nicht lange," S. 636 f. „Die Punkte, an denen sich besonders der öffentliche Streit entzündete, waren die von der Unsterblichkeit der Seele und der Persönlichkeit Gottes" (S. 638.), über welche Hauptpunkte geistlicher Erkenntniß also auch diese neueste Philosophie des absoluten Wissens nichts Gewisses zu Tage gefördert hatte. „Durch das Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß wurde die Trennung der Schule immer entschiedener," S. 648., und gewiß, durch das Micheletsche Werk wird sie noch entschiedener werden, weil diejenigen Schüler Hegel's, welche, wie Göschel, Bauer, Marheineke, Erdmann u. A., nicht

nur eine ehrenwerthe kirchliche Gesinnung sich bewahrt, sondern auch die Grundidee einer Versöhnung der Philosophie und Geschichte, des Vernünftigen und Wirklichen festgehalten haben, sich von jenen Verächtern der Bibel und Kirche, für die nur ihre subjektive Vernunft Wahrheit und Wirklichkeit hat, lossagen müssen. Der gediegene Ernst und die penetrirende Objektivität des Hegelschen Geistes läßt nicht zweifeln, daß Hegel selbst diese linken Leute, welche die Resultate der Welt- und Kirchengeschichte nicht sowohl begreifen als angreifen, und mit ihrer Kritik, d, h. Meinung, nur die Anarchie des Subjektivismus, in welcher der Rationalismus vulgaris sich umtreibt, wieder anrichten wollen, von sich gewiesen hätte. Unfehlbar würde er auch Herrn Dr. Baur in Tübingen links gewiesen und es ihm schlechten Dank gewußt haben, daß dieser die neueste Religionsphilosophie nicht etwa wie Daub und Marheincke als Resultat des Geistes der christlichen Gemeinde, sondern nur der gnostischen Sekten in seiner „Gnosis" dargestellt hat. Gewiß ist sie auch nur das letztere in der Gestalt, die ihr Herr Baur gibt, indem er in der Religionsphilosophie nicht die Vereinigung, sondern „die Trennung des historischen und ideellen Christus zur Vollendung" kommen lassen will, und diesen „ideellen Christus selbst nicht mehr als den urbildlichen Christus der Schleiermacherschen Glaubenslehre, sondern nur als die reine — nackte — Idee, als die Einheit des endlichen und absoluten Geistes" gelten läßt, und in dem Gottmenschen nicht mit der Kirche Jesum Christum, sondern mit Strauß „die von der Erde zum Himmel aufstrebende, mit Gott sich einigende Menschheit" erkennt. Zwar nennt dies Herr Dr. Baur, den wir schon im vorigen Jahrgang Nr. 38. daran erinnert, im Vorwort zu seiner neuesten Schrift über den Ursprung des Episkopats S. IX. „unwahr und heimtückisch;" er sagt es aber selbst in der christlichen Gnosis S. 720., vgl. S. 711. und Strauß Leben Jesu 2te Ausg. 2ter Th. S. 740. Mit der bittersten Leidenschaft wird in jenem Vorwort die Ev. K. Z. nicht sowohl scharf beurtheilt, was wir am Gegner zu ehren wissen, als vielmehr platt geschmäht und verdammt in der Weise des gemeinen Rationalismus, der es liebt, seinen Gegner sittlich zu verketzern, indem er ihm bei seinem Thun niederträchtig selbstsüchtige Motive unterschiebt (Vorwort S. VI f.) und ihn dumm und geistlos zu schelten, weil er einen anderen Geist hat (S. X). Gewiß, die Erbitterung des Herrn Dr. Baur, die ihn zu solchem „Richten und Verdammen" treibt, beweist es deutlich, daß es ihm keineswegs „völlig gleichgültig ist, was die Ev. K. Z. über und gegen ihn schreibt," wie es denn auch uns nicht gleichgültig ist, was er schreibt Vielmehr können wir, da wir ihn keineswegs so gering schätzen, als er gegen uns es affektirt, nur mit wahrem Bedauern die kritischen Verirrungen betrachten, zu welchen die einmal eingeschlagene destruktive Richtung ihn führt. Obwohl er S. 33. selbst seinem Gegner Baumgarten einen Gnosticismus im Keim vor einer weiteren Ausbildung desselben zugibt, und gnostische Individuen vor gnostischen Sekten, deren Bildung eben die apostolische Gegenwirkung noch hemmte, gewiß lange existirt haben, so ist doch Herr Baur so eifrig darauf aus, keinen Widerspruch gegen die gnostischen Richtungen (welche in der Hegelschen Philosophie zur Vollendung gekommen), so wie auch gegen seine Meinung von der Bildung der Kirche im N. T. dulden zu wollen, daß er es schon deutlich merken läßt, wie er noch weit über Marcion hinaus fast alle kleinere Paulinische Briefe, ja selbst den ersten Brief Petri als pseudapostolisch anzufechten gedenkt, S. 36. vgl. S. 92., und also in die Festung des apostolischen Canons eine breite Bresche zu legen vorhat, wobei indeß seine losen Geschütze immer platzen, nimmer durchdringen werden. Die in dem Buche durchgeführte Differenz gegen Herrn Dr. Rothe, welcher die Mitwirkung der gegebenen Verhältnisse zur Bildung des Episkopats gewiß nicht ausschließt, reducirt sich am Schlusse S. 185. nur darauf, daß Herr Rothe zu Bildung eine apostolische, Herr Baur eine pseudapostolische Absichtlichkeit thätig seyn läßt, welche letztere „unter fremdem Namen eine Reihe von Schriften in Umlauf gesetzt," und mehrere darunter ohne Widerspruch der getäuschten Gemeinden zu Homologoumenen des Canons zu erheben gewußt haben soll. Welche dieser beiden Ansichten, die Rothsche oder die Baursche, sich mehr der Kestnerschen Agape nähert, dürfte sich von selbst ergeben, und daß Herr Dr. Baur zur linken unkirchlichen Seite der Hegelianer gehört, möchte wohl von Niemand mehr zu bezweifeln seyn. Wenn er uns dafür, daß wir ihm nur das Zeugniß seiner eigenen Schriften entgegenhalten, wieder als „rohe" Verketzerer fein oder auch unfein verketzern wird, weil er, was einem Hegelianer übel ansteht, keinen Widerspruch mehr, auch von anderen Zeitschriften nicht (S. 34.), ertragen kann, so möge er doch bedenken, wie unbillig es ist, wenn ein Mann, der mit seiner höheren Kritik über die höchsten und heiligsten Schriften herfährt, und ihre von der ganzen alten Kirche einstimmig anerkannte apostolische Autorität zu einer pseudonymen herabsetzt, keine höhere Kritik über die ψευδώνυμος γνῶσις seiner Schriften dulden mag, und immer nur an der Bibel, nie aber an sich selbst zweifeln, und lieber den historischen Christus als sich selbst verläugnen will. Es ist kein „Ketzerhaß," sondern Wahrheitsliebe, die zu solchen Worten uns treibt, und das auf der ganzen Geschichte der christlichen Kirche beruhende Zeugniß uns aussprechen heißt, daß jede religionsphilosophische Schule, die von dem geschichtlichen Christus und seiner Kirche sich sondert, eine in sich selbst zerfallende gnostische Sekte wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 3. November. № 88.

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Selbstgespräche. Von Dr. Strauß. In der Zeitschrift: Der Freihafen, Gallerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Litteratur, Gesellschaft und Wissenschaft. Mit Beiträgen von Carus, Gans, König, Mises, Varnhagen von Ense, dem Fürsten von Pückler, Rosenkranz, Strauß, Theodor Mundt, Kühne u. A. Drittes Heft.

Erster Abschnitt.

Motto:

Weh! weh!
Du hast sie zerstört,
Die schöne Welt,
Mit mächtiger Faust;
Sie stürzt, sie zerfällt!
Ein Halbgott hat sie zerschlagen!
Wir tragen
Die Trümmern in's Nichts hinüber,
Und klagen
Über die verlorene Schöne.
Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!

Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe auch in Ewigkeit, das ist der Grund, auf dem die Kirche Gottes erbaut ist, und wer gegen diesen Eckstein anläuft, der wird zerschellen; zerschellen wird sein Verstand und seine Weisheit, zerschellen seine Kraft und seine Tugend, zerschellen seine Hoffnung und seine Seligkeit. Der Herr steht unveränderlich fest und erhaben über der Menschlein Dichten und Trachten und über ihr vernünftigthuendes Treiben. Der im Himmel wohnet, lachet ihrer, und der Herr spottet ihrer. In der That, die schauerliche Tragödie, welche die Christusläugner heut zu Tage vor einem weltweisen Pöbelhaufen aufführen, trägt auf ihrer Kehrseite ihr lustiges Satyrdrama selbst mit sich herum. Seht doch, sie eilen herbei mit ihres Geistes' Spießen und Stangen, sie hoffen die Wahrheit zu fangen, doch mit erhabenem Tritt schreitet sie mächtig und unsichtbar hindurch. Gewiß, es muß von der einen Seite als ein armseliges und lächerliches Schauspiel erscheinen, das keines Aufhebens und nur der Verachtung werth ist, wenn die Existenz dessen in Frage gestellt wird, der allen seinen Geschöpfen Leben und Odem und Daseyn gibt, wenn Jesus, der Herr der Herrlichkeit, dem alle Gewalt gegeben ist im Himmel und auf Erden, die Gränzen seiner Würde, seines Vermögens, seiner Macht und Herrschaft sich von seinen Theologen, von Doktoren und Litteraten, Dichtern und Philosophen muß anweisen lassen. Sie meinen, wer Ihm den weitesten Spielraum läßt, wer Ihn am wenigsten durch seine Verstandeskategorien auf einen engen Raum einklemmt, dem sey Er zum größesten Danke verpflichtet. Er spricht: Ich bin ein König! Ja, antworten sie, aber ein König von des Volkes Gnaden. Der Verstand ist das Unterhaus, die Vernunft das Oberhaus, und Jesus ist der constitutionelle König. So sind die Gewalten gleichmäßig vertheilt. Wehe dem Regenten, wenn er die Rechte seiner Parlamente verletzt. Die ihm durch die constitutionelle Charte zugesicherte Heiligkeit und Unverletzlichkeit seiner Person ist für ihn in unseren Tagen keine Schutzwehr mehr. Er wird abgesetzt, vertrieben und enthauptet. Doch dies ist nur die Darstellungsweise des blinden Eifers. Sie drücken es milder und vornehmer aus. Der absolute Begriff, vorgestellt als Person, auf die Höhe der Gedankenrepublik postirt, hat die Form der Aufklärung und den Inhalt des Glaubens glücklich und bleibend vermittelt. — Da ist es nun wohl der Kirche des Herrn erlaubt, sich mit Ihm auf die Höhe Seines göttlichen Hohnes zu stellen, und vom sicheren Hafen der Gewißheit und des Friedens aus, der zwar kein Freihafen, denn der Hüter desselben, der heilige Geist, thut ihn den Dieben und Mördern nicht auf, aber doch ein Hafen der Freiheit ist, nämlich der Freiheit von der Schuld und Herrschaft der Sünde, der Freiheit von der Lüge, von diesem Hafen unerschütterlicher Zuversicht aus auf das unruhige und stürmische Wogengedränge menschlicher Gedankenbildungen ruhig hinauszuschauen. Ein Glaubensblick auf den Herrn zerreißt alle fein verschlungenen Spinngewebe vernünftelnder Weisheit. „Der Glaube ist kein Werk der Vernunft, kann also auch keinen Angriffen derselben unterliegen, weil glauben so wenig durch Gründe geschieht, als schmecken und sehen." Er ist der πραγμάτων ἔλεγχος οὐ βλεπομένων, er ist an sich und in sich selbst der Erweis seines Inhaltes, denn er zieht sein Objekt lebendig in sich hinein, hat und besitzt es und vermag sich nur durch das Zeugniß von seiner Erfahrung vor den Menschen zu rechtfertigen. Wer da behauptet, ich habe Luft statt Speise genossen, während ich doch weiß, daß ich hungrig war und bin nun satt geworden, bei dem kann ich zuletzt nichts thun, als ruhig abwarten, ob etwa sein philosophischer Verdammungsprozeß noch hier auf Erden einmal vorübergehen möchte, ob endlich seine geistige Bedürftigkeit seinen Titanenstolz zerbricht, so daß er nun willig das Brodt annimmt, welches die Bruderhand ihm freudig mittheilt, sintemal es ein gemeinsames Geschenk des himmlischen Vaters ist. — Doch diese Glaubensruhe und Zuversicht, welche die Grundlage und Quelle jedes siegreichen Kampfes wider alle Feinde in uns und außer uns ist, darf nicht in träge und stumpfe Gleichgül-

tigkeit umschlagen. Denn neben den stolzen Riesen, die mit kräftigen Armen den Elementen trotzen, werden auch hülflose Kinder vom Meeresstrudel des Unglaubens verschlungen, und ihnen ein Rettungsboot hinauszusenden, ist heilige Christenpflicht. Freilich, gäbe es unumstößliche Gründe der Wissenschaft, die den Zugang zum Glaubensgebiete jedem Denkenden unmöglich machen, so müßte man es lediglich der individuellen geistigen Organisation anheimstellen, ob die Lehren der Vernunft oder der Offenbarung vermittelst eigenthümlicher Wahlverwandtschaft ihre Anziehungskraft auf den Einzelnen ausüben werden. Die Menschheit wäre dann unwiderruflich in die großen Hälften der Psychiker und Pneumatiker getheilt. Aber dem ist nicht so. Was nicht aus dem Glauben kömmt, ist Sünde; was dem Glauben widerspricht, ist Lüge. Die Lüge kann aber dem wahrhaften Erkennen nimmer unüberwindlich seyn. Die Lüge ist das Reich, das mit sich selbst uneins ist und darum in sich selbst zerfällt. Oder wo sie sich bis zur satanischen Einheit absoluter Negation des Göttlichen consolidirt, da läßt sich doch nachweisen, daß ihr inneres Zusammenhalten und ihre Consequenz auf dem grundlosen Boden einer willkührlichen Voraussetzung ruht. So ist es denn zuletzt eine über jeden Causalnexus zwingender Gedankenbestimmungen hinausliegende That der Freiheit, ob ich mich dem Lichte oder der Finsterniß zuwenden will, es ist zwischen beiden eine Kluft befestigt, und wer sich darauf steckt und steift, den Sprung der Buße und des Glaubens nicht zu machen, der bleibt in Satans Banden liegen. — Treten wir nun unserer Aufgabe näher, und sehen wir, mit wie haltbaren Gründen uns Herr Dr. Strauß in dem oben bezeichneten Aufsatze durch das Läuterungsfeuer seiner Kritik die vergänglichen Schlacken aus dem Christenthume aussondert, um uns das bleibende Gold desselben darzustellen.

Den ersten Anstoß nimmt er an dem bekannten Ausspruche des Corintherbriefes: „Wenn wir nur in diesem Leben auf Christum unsere Hoffnung gesetzt haben, so sind wir die bedauernswürdigsten unter allen Menschen. Wenn die Todten nicht auferstehen, wofür begeben wir uns jede Stunde in Gefahr? Habe ich ohne höhere Hoffnung in Ephesus mit den wilden Thieren gekämpft, was habe ich davon für Nutzen? Wenn es keine Auferstehung gibt, so lasset uns essen und trinken; denn morgen sterben wir." Der Apostel, meint Dr. Strauß, täusche sich hier über sich selbst, er habe sich selbst geringer angeschlagen als er wirklich gelte, denn nicht aus pharisäischer Hoffnung auf künftigen Lohn habe er gewirkt, sondern weil er es mit seinem Feuergeiste gar nicht ausgehalten hätte im Schlamme sinnlichen Genusses, weil Christus sein Leben auch insofern war, als es ihm nur wohl werden konnte im Wirken und Kampf für seine Sache. Zwar sey die apostolische Vorstellung von der Wiederkunft des Herrn und der damit verbundenen Gerichtsscene jetzt auch in den Gemüthern der frömmsten Christen zurückgetreten (?), und der Einzelne sehe unmittelbar hinter seinem Tode der Entscheidung seines Schicksals entgegen. „Aber auch diese andere Form des Bewußtseyns weiß ich — (und ich allein? Ich glaube kaum) — mir nicht anzueignen. Für mich liegt kein Antrieb zum Guten in der Aussicht auf die Gestaltung meines Schicksals nach dem Tode." Damit läugne er, fährt unser Verfasser fort, keineswegs die Unsterblichkeit, aber er begründe sie nicht auf die Nothwendigkeit einer Vergeltung. Er suche weder Belohnung nach dem Tode für das, was er hienieden etwa Gutes gethan, noch erwarte er dort Strafe für das, was er hier gefehlt habe. „Ach! ich weiß aus eigener, schmerzlicher Erfahrung, wie schon hier die Strafe dem Vergehen auf dem Fuße folgt; aber eben so aus freudiger, wie der Lohn der unabtrennbare Schatten des Verdienstes ist." Dieser Lohn und diese Strafe ruhen unmittelbar im inneren Bewußtseyn, bestehen in der Lust, welche die rechte Thätigkeit, in der Unlust, welche die Unthätigkeit oder die falsche Thätigkeit begleite. Diesem inneren Gerichte gegenüber seyen die äußeren Zustände nur das Unwesentliche. Paulus in seinen Leiden wäre ja glücklicher gewesen als Nero in seinen Freuden. „Habe ich aber so Belohnung und Strafe in unmittelbarster Nähe: so werden (wenn ich außer dem inneren Triebe meines Wesens noch anderer Beweggründe bedarf) sie, die nahen, und nicht die entfernte Vergeltung eines anderen Lebens, meine Beweggründe seyn. — So leb' ich; lebte so schon einen beträchtlichen Theil meines Lebens, und finde nicht, daß die Antriebe zum Guten schwächer oder weniger in mir geworden wären, seit ich so lebe." Freilich, jeder frische und reine Kraftgebrauch bereite auch für die Zukunft eine ähnliche freie Entfaltung der Kraft und damit Lust und Glückseligkeit vor, dasselbe Verhältniß finde auch umgekehrt statt. Dieser Fortschritt im Guten oder Bösen werde auch im künftigen Leben seinen Fortgang haben; doch sey das nicht Lohn oder Strafe für das in diesem Leben Begangene zu nennen. „Den Aposteln war das andere Leben Vergeltungszustand: uns ist es Fortentwickelung."

Wenn nun zunächst Strauß das Streben nach einem friedlichen Bewußtseyn wenigstens als Nebenmotiv für gute Thaten gelten läßt, so kann doch auch dieses Streben nur als Lohnsucht betrachtet werden und er muß es in consequenter Fortbildung seiner Principien entschieden verwerfen. Ihm bleibt zuletzt nichts übrig als der Satz: Ich thue das Gute nur um des Guten willen. Hierin liegt aber zuvörderst die gänzlich unwahre Voraussetzung verborgen, als könnte der gefallene, der sündige Mensch aus eigener Kraft noch irgend ein gutes, wahrhaft gottgefälliges Werk vollbringen. Es herrscht dabei eine Verwechselung des legalen und religiösen Standpunktes. Dann ist das Gute gänzlich unwahr und abstrakt in völliger Beziehungslosigkeit auf den lebendigen, persönlichen Gott, die Quelle alles Guten, gefaßt. Und endlich wird nicht nur der verbotene Lohn, welchen der werkgerechte Pharisäer selbstisch erstrebt, sondern auch der erlaubte Lohn, welchen die Liebe des Vaters reicht, und die Liebe des Kindes dankbar hinnimmt, mit steischem Hochmuthe zurückgewiesen und verschmäht. Freilich, wenn Paulus dem Satze unseres Gegners gegenüber, wie dieser behauptet, gleich als wäre der Apostel bei den Rationalisten des achtzehnten Jahrhunderts in die Schule gegangen, den Ausspruch thäte: Ich thue Gutes, denn meine Tugend findet Jen-

seits ihren Lohn; es gibt eine Unsterblichkeit, denn wo bliebe sonst die Belohnung meiner guten Werke? so wäre schwer zu entscheiden, welcher von beiden Sätzen, der des Dr. Strauß oder der des Apostels Paulus den anderen an Nacktheit und Armseligkeit überträfe. Aber solch' ein Wort sollte dem tiefsinnigen, selbstbewußten, consequenten Paulus auch nur zufällig entschlüpft seyn, er sollte aus einem anderen Geiste gesprochen, aus einem anderen gehandelt haben, er, der Zerstörer aller stolzen Höhen der Eigengerechtigkeit, der Prediger der Gerechtigkeit, die umsonst, aus Gnaden dem Glauben zugerechnet wird? Die allereinfachste exegetische Besonnenheit konnte vor einem so ungeheuren Mißgriffe der Auslegung bewahren. Auf so sandigem Grunde ruht nirgends die Moral der Schrift. Wir müssen tiefer graben, um zu den Quellpunkten ihrer Anschauung durchzudringen. Suchen wir ihr System in möglichster Kürze zu entfalten. Gott ist die Liebe; der Selbstlohn seiner Liebe ist seine Seligkeit. Er hat vernünftige Geschöpfe erschaffen, die durch ihr Leben in der Liebe zu Ihm theilhaftig werden sollten seines Lohnes, der Seligkeit. Unter diesen Geschöpfen ist der Mensch nicht reiner Geist, sondern geistig-leibliche Persönlichkeit. Da er ein solcher war, konnte seine Seligkeit nicht bloß eine innere, sie mußte zugleich eine äußere seyn. Also der Frieden seiner Seele und das Wohlgefühl seiner Leiblichkeit war der gottgeordnete Lohn seiner Heiligkeit in der Liebe. Woran aber sollte diese Liebe des Menschen sich entzünden? Nur an der leuchtenden und wärmenden Flamme der zuvorkommenden, in ihren Gaben offenbaren Liebe seines Gottes. Von Anfang an war er von seinem Schöpfer in eine Welt voll innerer Seligkeit und äußerer Freuden gesetzt. Hierin that sich ihm das Wesen Gottes, der die Liebe ist, kund, hieraus entsproßte seine Gegenliebe, die durch neue Gaben der Liebe gekrönt ward. Ein Vater hat dem Kinde schon vor seinem erwachenden Bewußtseyn alles Gute bereitet, erwacht es zur Erkenntniß dieser väterlichen Güte, so wird sein Herz zum Danke gerührt, zum Gehorsam verpflichtet, und dieser Gehorsam trägt den Lohn gesteigerter Liebesgaben davon. Sollte da das Kind sich stolz und frech abwenden, im Eigenwillen das Gute thun und trotz der väterlichen Strafen, sich besser als der Vater, in das Bewußtseyn seiner Tugend hüllen? Oder ist es Lohnsucht, wenn es die ihm ungesucht gebotenen Gaben dankbar annimmt und sich ihrer um seines kindlichen Gehorsams willen ihm verheißenen Mehrung freut? Freilich, wer dieses wahrhaft reale und lebendige Verhältniß, das zwischen Gott und seinen zu ihrer Seligkeit und seiner Verherrlichung erschaffenen Geschöpfen besteht, wie eine kindische Vorstellung meint beseitigen und überwinden zu müssen, wer das Reich der Wirklichkeit, das nur im Thale der Demuth sich findet, verläßt, und sich zu den luftigen Höhen leerer Abstraktionen aufschwingt: für den muß unsere Auseinandersetzung aller Beweiskraft ermangeln. Doch seinen Vorwurf weiset sie wenigstens zurück, als sey des Gläubigen Thun ein werkheilig pharisäisches Thun. — Indeß wir haben zunächst nur den Grund unserer Entwickelung gelegt, und der eigentliche Bau ist erst noch aufzuführen. Dieselbe Schöpferliebe, welche unschuldige und reine Wesen zum seligen Genusse des Daseyns rief, hat sich gegen die schuldbeladenen, abgefallenen und unheiligen Creaturen zur Heilandsliebe gesteigert. Auch die Erlöserliebe Gottes ist eine frei zuvorkommende Liebe. Sie schenket, ehe sie fordert; sie gibt, was sie fordert; sie lohnt, was sie gegeben. In Christo hat uns Gott ohne unser Verdienst und Zuthun Sündenvergebung, Kindschaftsrecht, Heiligungskraft und Seligkeitsgenuß bereitet. Er überwältigt durch die Offenbarung dieser überschwenglichen Liebesgaben von Neuem unser abtrünniges und widerspenstiges Herz; wir müssen Ihn wieder lieben, der uns zuerst geliebt; die Liebe erzeugt Gemeinschaft des Willens, sie ist die reine und immer sprudelnde Quelle des Gehorsams. Ihr fällt kein Opfer schwer, darum sind ihr Gottes Gebote leicht. Der uns aber zuvor geliebt, als wir noch seine Feinde waren, will uns nun auch nicht nachstehen in der Liebe, da wir seine Kinder und Freunde geworden. Er schenket uns den Gnadenlohn der Seligkeit, inneren Seelenfrieden und äußeres Wohlergehen. Doch des Sünders Seligkeit auf Erden kann nur in der Hoffnung ruhen. Er bedarf der väterlichen Leidenszucht zur Bewahrung vor dem Rückfall und zur Läuterung seines Herzens. Das Feuer der göttlichen Liebe muß erst die Schlacken in ihm ausbrennen, ehe sie das reine Gold als ein Gefäß der Ehren in ihrem Himmelstempel auszustellen vermag. Darum schaut ein Kind Gottes durch den Vorhang der gegenwärtigen Kreuzespein in das Heiligthum seiner zukünftigen Herrlichkeit. Da schlägt es seinen Glaubensanker ein. Es hat das Wort der Verheißung seiner jenseitigen Seligkeit, und das Pfand des heiligen Geistes, des Trösters, des Nothhelfers. Sollte, der das Angeld gegeben, nicht die volle Summe zahlen? Dann wäre auch das Angeld nur eine falsche Münze gewesen, mit der er unserer spotten wollte. Wie Gottes Liebe in Christo eine vollkommene ist, so muß sie sich auch als vollkommene offenbaren. Er hat uns eingepflanzet durch den Glauben in Christum das Haupt, so müssen denn auch alle Lebenssäfte dieses Hauptes in uns die Glieder überströmen. Geschieht dies nicht, so ist auch Christus nicht, so existirt auch Gottes Liebe nicht. Wir vermögen die Liebe nur an ihrer Offenbarung zu erkennen, die volle Liebe nur an ihrer vollen Offenbarung. Eine Liebe, die auch den Heiligen strafe oder vernichtet, ist uns keine Liebe. Der einfältige Christ spricht weder mit dem Stoiker in Phalaris glühendem Stiere: Wie schön ist es hier! noch mit dem Mystiker in der Hölle: Ich liebe dich aus reiner Liebe! noch mit dem Pantheisten an der Pforte der Vernichtung: Mein Lebensbach strömt willig in den Quell des absoluten Seyns zurück. Sondern er spricht: Weil du mich selig machst, bist du die Liebe, und weil du die Liebe bist, mußt du mich selig machen. So spricht auch Paulus in jener Stelle des Corintherbriefes. Er sagt nicht: Ich diene nur um Lohn; wohl aber: Der Herr, der meinen Dienst nicht lohnt, ist nicht des Dienstes werth. Ist Christus nicht auferstanden, so ist unser Glaube eitel. Stehen wir nicht auf, so ist unser Glaube gleichfalls eitel. Fehlt unserer Seligkeit ihre jenseitige Vollendung, so ist auch ihr diesseitiger Anfang nur ein leerer Traum. Dann sind die Leiden

dieser Zeit mehr werth als die Herrlichkeit, die doch nicht an uns soll offenbaret werden. Lasset ihr Joch uns abschütteln; es gibt keinen Gott der Liebe, denn es gibt keine Seligkeit, die nothwendige Offenbarung seiner Liebe. Was soll ich die Leiden ertragen, um zu wachsen in der Liebe zu einem Phantom meines fieberhaft erregten Hirnes! Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Ist Gott nicht das Ziel eures Lebens, so seyd ihr euch Selbstzweck. — Oder soll ich etwa dem absoluten Geiste mich opfern, der seine Kinder schonungslos verschlingt? Nur ein Narr übt solchen Molochsdienst. Ein Christ, ein Epikuräer, oder ein Thor! Die letzte beleidigende Zumuthung wollte der Apostel seinen Lesern gar nicht machen.

„Wir glauben an Christum und ihr sollt an ihn glauben, weil ihn Gott von den Todten auferwecket hat; wäre er nicht auferstanden, so wäre unsere Predigt leer und euer Glaube vergeblich." Das ist, so fährt Strauß fort, die Grundlage der apostolischen Glaubenspredigt; aber auch sie tönt zu uns jetzt Lebenden ganz fremd herüber.

Mit diesem Ausspruche wären nun freilich wir, die wir noch immerdar unsere ganze Hoffnung setzen auf die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, aus dem Reiche der Lebendigen verwiesen. Sehen wir, worin denn für Strauß und für die mit ihm Lebenden das Fremdartige dieses uns so bekannten, so nahen, so innig befreundeten Faktums bestehe. — Zuerst also kritische Verdächtigungen! Große Zeitferne, dadurch bedingte Unmöglichkeit einer zuverlässigen Vorstellung von dem Hergange, nicht wegzuschaffende Möglichkeit eines Wiedererwachens statt einer Auferstehung! Doch ist dies zunächst nur ein hingeworfener Zweifel, der den Glauben des Lesers anregen, sein Gemüth empfänglich stimmen soll. Es ist nicht die Meinung unseres Gegners, die Untersuchung auf das Gebiet der historischen Forschung hinüberzuspielen. Er mag wohl im bisherigen Kampfe erfahren haben, wie wenig sichere Schutzwehr ihm dieses Terrain bietet. Er behauptet demnach ferner, selbst wenn er die Auferstehung als Wunder im strengsten Sinne des Wortes zugeben wollte, so würde doch sie es nicht seyn, worauf er seinen Glauben an Christum gründen möchte. Sie ist ja nur ein äußerer Erfolg, kann also dem Menschensohne die Herrlichkeit, der Eingeborene vom Vater zu seyn, wenn er sie besaß, nicht dadurch rauben, daß sie (die Auferstehung) nicht erfolgte, wenn er diese Würde nicht besaß, sie ihm nicht geben, dadurch daß sie erfolgte. „Oder sollte es etwa so stehen, daß derjenige, in welchem die menschliche Natur in ihrer vollen Reinheit und Güte sich darstellte, unmöglich im Tode bleiben konnte, und, wäre Christus im Tode geblieben, dies uns ein Zeichen seyn müßte, daß er es nicht gewesen wäre, sondern wir eines Anderen zu warten hätten?" Hier trifft Herr Dr. Strauß den Punkt, worauf es ankommt; doch weiß er den Einwurf, den er sich selbst gemacht, kurz und eilig zu beseitigen: „Aber wie schwierig ist dieser Beweis, und auf wie unsicheren Voraussetzungen ruht er! — Vor Allem auf der, daß zur ursprünglichen Menschennatur der Tod nicht mitgehöre, sondern erst durch die Sünde zufällig (?) an dieselbe gekommen

sey; wer aber wollte dafür einen Beweis führen, auf welchem sich mit einiger Sicherheit fußen ließe?" Dieser Beweis ruht für uns auf dem klaren Zeugnisse der Schrift und auf dem gesunden Bewußtseyn der Menschheit, welche den Tod als ein ihr Fremdartiges, Feindseliges mit entschiedenem Sträuben von sich abwehrt. Indeß die Lehre von dem Tode als der Sünde Sold ist nicht der Satz, an dessen Unbeweisbarkeit oder Widersinnigkeit die Argumentation der Straußschen Auferstehungsläugnung sich festhält. „Dann aber," — und hiemit erst erreicht der Einspruch unseres Gegners sein letztes Ziel, — „diese Voraussetzung selbst als erwiesen zugegeben: so möchte von ihr aus Christus gar nicht haben sterben können; nicht, wie uns erzählt wird, wirklich gestorben, und nachher durch den Vater wieder in's Leben gerufen worden seyn." Konnte Christus aber sterben, so war es Zufall, wenn Gott ihn auferweckte, und auch wenn dieser willkührliche Akt des göttlichen Wohlgefallens unterblieben wäre, könnten wir dennoch in Christo den Gegenstand unseres Glaubens sehen.

Es ist doch aber bekanntlich Lehre der Schrift, daß Christus um unsert- nicht um seinetwillen gestorben ist. Mit seiner Annahme der Menschennatur war die Möglichkeit seines Sterbens gegeben, in dem Begriffe der Stellvertretung liegt, insofern er ein Opfer für unsere Sünden werden mußte, die Nothwendigkeit seines Todes, insofern er ein unschuldiges Opfer war, die Nothwendigkeit seiner Auferstehung. Der Fürst des Lebens konnte aus Liebe zu uns sich in den Tod versenken, aber er konnte nicht vom Tode gehalten werden, eben weil er die Auferstehung und das Leben war. Daher kann die Auferweckung Jesu Christi von den Todten durch die Allmacht des Vaters keineswegs als ein Akt der Willkühr von Seiten Gottes angesehen werden, und wir hätten allerdings Unrecht, in Christo noch ferner den Gegenstand unseres Glaubens zu sehen, wenn dieser Akt, was in sich unmöglich, etwa nicht erfolgt wäre. Freilich lag es nicht in der inneren Nothwendigkeit der Natur Christi, nicht sterben zu können — denn er ist gestorben, nämlich für uns; für sich wäre er nicht gestorben, denn es lag in der inneren Nothwendigkeit seiner Natur nicht sterben zu müssen — aber dennoch lag es in der inneren Nothwendigkeit seiner Natur, nicht im Tode bleiben zu können. Weil er Christus war, der Heilige, der Sündlose, mußte er auferstehen, und weil er auferstehen mußte, ist er auferstanden; wäre er nicht auferstanden, so wäre er nicht Christus, unser Stellvertreter, sondern hätte der eigenen Sünden Sold in seinem Tode erlitten. Die Auferweckung Jesu Christi kann demnach nicht mit der Auferweckung des Jünglings zu Nain, des Töchterleins Jairi oder des Lazarus verglichen werden. Die letztere ist allerdings, auf die Personen der Auferstandenen gesehen, eine zufällige zu nennen, die für ihre eigenthümliche Würde nichts beweiset und an sich unterbleiben konnte. Darum sind sie auch wiederum gestorben. In Christo aber hat das Leben den Tod überwunden; einmal auferstanden, konnte er hinfort nicht mehr sterben. Darum ist er aber auch mit einem über die Mächte der Leiden und des Todes siegreichen und ihnen fortan unerreichbaren, verklärten Leibe aus dem Grabe auferstanden. — In dem bisher Gesagten findet nun auch dasjenige seine Erledigung, was Strauß noch ferner davon redet, daß man keinen in sich wahrhaft großen Charakter nach dem zufälligen, momentanen Erfolge seines Strebens beurtheilen dürfe, weil äußeres Glück kein Zeugniß für, ein Unfall aber kein Zeugniß wider seine Größe sey. „Zu diesen Einzelheiten des äußeren Geschickes," so schließt er diesen Abschnitt, „gehört aber Jesu Auferstehung: und insofern kann sie für den Tieferblickenden (sic!) keinen besonderen Werth mehr haben."

(Fortsetzung folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 7. November. № 89

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Selbstgespräche. Von Dr. Strauß. In der Zeitschrift: Der Freihafen, Gallerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Litteratur, Gesellschaft und Wissenschaft. Mit Beiträgen von Carus, Gans, König, Mises, Varnhagen von Ense, dem Fürsten von Pückler, Rosenkranz, Strauß, Theodor Mundt, Kühne u. A. Drittes Heft.

(Fortsetzung.)

„Wie die Auferstehung Jesum als Sohn Gottes beglaubigte," — so fährt nun unser Widersacher fort — „so soll er durch seinen Tod uns vom Zorne Gottes und den Strafen der Sünde erlöset haben. — Auch dieses Hauptstück der apostolischen Lehre hat in mir keine lebendigen Wurzeln mehr."

Greifen wir gleich diejenige Stelle heraus, welche den Mittelpunkt der Sache trifft, und als Polemik gegen die Lehre von der stellvertretenden Genugthuung gerichtet ist. „Eigentlich," sagt Strauß, „sollte die ganze Menschheit für ihre Sünden Strafe treffen; statt dessen begnügt sich Gott damit, daß sie bloß den Einen und zwar einen Schuldlosen getroffen hat, und verschont die Übrigen. Oder genauer ausgeführt: vermöge seiner Güte möchte Gott wohl ohne alle Vollziehung von Strafen allen Reuigen vergeben; aber seine Gerechtigkeit läßt dies nicht zu, ohne daß wenigstens irgend Etwas von Strafe vollzogen wird: und so vertragen sich beide dahin, daß die Güte der Gerechtigkeit Einen preisgibt, um ihn zu bestrafen, wofür dann die Gerechtigkeit der Güte die Übrigen ungestraft losgibt." Daß aber dies nicht der Sinn der Kirchenlehre sey, konnte Herr Dr. Strauß schon daraus schließen, daß die Acceptilationstheorie, auf die doch im Wesentlichen seine Darstellung hinausläuft, so entschieden von allen kirchlichen Dogmatikern verworfen worden ist. Sie haben ja mit Anselmus einmüthig behauptet, daß es nicht Willkühr von Seiten Gottes gewesen sey, welche das Leiden eines Einzelnen als Äquivalent für die Schulden der Masse habe gelten lassen, sondern daß das Verdienst Jesu Christi in sich vollgültig gewesen sey zur Bezahlung und Sühnung der Sünden der gesammten Menschheit. Erkennt doch Jeder unter den Gläubigen im unmittelbaren Bewußtseyn, ohne alle Reflexion, daß Christus seine Sünde wirklich getragen und gebüßet habe, und obgleich Jeder sich durch Christi Genugthuung ganz vertreten weiß, so schließt doch Keiner dabei den Anderen aus, was doch nothwendig der Fall seyn müßte, wenn Christus wirklich nur als Einer unter Vielen betrachtet werden könnte, der dann allerdings nur Einen aus den Vielen, nicht aber die Vielen selbst mit Gott versöhnt haben könnte. Schon der Prophet sprach: Er ist um unserer, nicht nur um meiner Missethat willen verwundet; und in dem: „Ich bin's, ich sollte büßen," des alten Kirchenliedes, ist das Ich das allgemeine Ich der Menschheit, weil jeder Einzelne es mit gleichem Rechte spricht, und dieser Liedervers an dem: „Christe, du Lamm Gottes, der du trägst die Sünden der Welt," seine ergänzende Erklärung findet. Auch hat die Dogmatik nicht unterlassen, dieses unmittelbare Glaubensbewußtseyn der Gemeinde durch tiefsinnige Forschung zu rechtfertigen und zu erläutern. Hätte sich das Wort mit einer bestimmten, einzelnen, in sich abgeschlossenen und fertigen menschlichen Person verbunden, so wäre Christi That allerdings nur die That des Einen, welche rechtmäßiger Weise nicht für alle Übrigen einstehen könnte; diese Vorstellung ist aber schon im Kampfe mit dem Nestorianismus von der Kirche siegreich zurückgewiesen worden. Hierin hauptsächlich scheint uns auch das praktische Interesse zu bestehen, das wir an der Zurückweisung jener Nestorianischen Irrlehre zu nehmen haben. Denn die Lehre von der Versöhnung bildet als Grund der Rechtfertigungslehre mit dieser den Mittelpunkt aller Heilslehren, und jedes Dogma, das ihre Reinheit mittelbar oder unmittelbar gefährdet, muß mit entschiedenem Ernste verworfen werden. — Also das Wort verband sich nicht mit Einer Person, sondern es ward Fleisch, es nahm die menschliche Natur an, die als solche, nicht wie bei jedem anderen Weibgeborenen unmittelbar persönlich gestaltet, sondern in Christo, dem Gottmenschen, an sich unpersönlich (ἀνυπόστατος) war, und erst in ihrer Verbindung mit der göttlichen Natur zur Persönlichkeit gelangte (sie war ἐνυπόστατος), denn nur in der Gottheit, die in ihrer ganzen Fülle Christo einwohnte, lag bei ihm die personbildende Kraft. Darum heißt es auch ganz richtig in dem bekannten Liede, nicht etwa: „Wo Gott und Ein Mensch sich in Einem vereinet," sondern: „Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet." Jedermann fühlt, daß Er als Einzelner, selbst von der Sünde gänzlich gereinigt und auf die innigste und eigenthümlichste Weise mit der Gottheit verbunden gedacht, nimmermehr der Erlöser aller seiner Brüder, sondern höchstens nur eines Einzelnen unter ihnen hätte seyn können, während in Christo, der nicht ein Gott ist und ein Mensch, sondern der Gott ist und Mensch ist, die ganze menschliche Natur erschienen, und da diese die Sphäre aller einzelnen menschlichen Individuen in sich begreift, auch die Gesammtheit dieser Individuen realiter vertreten ist. Auf dieser Voraussetzung beruht die Möglichkeit der großen Erlösungsthatsache, die der Apostel Paulus (1 Tim. 2, 5—6.) in den Worten ausspricht: „Denn es ist Ein Gott und Ein Mittler

zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben hat für Alle zur Erlösung." In Christo hat demnach die Menschheit das Gesetz erfüllt, in Christo hat sie die Strafen ihrer Sünden erlitten. So wollen denn auch wir mit dem Apostel dafür halten (2 Cor. 5, 14.), daß so Einer für Alle gestorben ist, sie Alle in Einem gestorben sind. — „Eine treffliche Ausgleichung von Gerechtigkeit und Liebe in Gott," — fährt unser Gegner fort — „welche keiner genugthut und beide verletzt! Denn die Güte ist dies eben sobald nicht mehr, als sie auch nur Einen, und zwar grade einen Schuldlosen, durch unmittelbare Veranstaltung schonungsloser Strafe überantwortet; ohnehin aber die Gerechtigkeit wäre in ihr Gegentheil verkehrt, wenn sie wissentlich ihrem Rächerarme einen Unschuldigen unterschieben, die Schuldigen aber entrinnen ließe." Hier verfällt Strauß offenbar in den von ihm selbst zu Anfang seiner Entwickelung mit Recht gerügten Fehler, daß er der Versöhnungslehre den ihr fern liegenden Sinn unterschiebt, als ergreife nach der Darstellung, welche Schrift und Kirche von dieser Lehre geben, Gott mit grausamem Rächerarme einen Unschuldigen, den Er zu Gunsten der Schuldigen, die er mit richterlicher Willkühr frei ausgehen läßt, — eher ein Schlächter- als ein Versöhneramt verwaltend — dem Tode überliefert. Ist denn der Sohn dem Vater eine fremde Person, die er ohne eigene Schmerzen und wider ihren Willen hinopfert; oder bringt nicht vielmehr der Vater in dem Sohne, dem Geliebten, dem Manne, welcher ihm der Nächste ist, selbst das Opfer dar, zu dem der Sohn dem Vater willig sich erbietet? Ein menschlicher Richter verübt freilich keinen Akt der Milde und Güte, wenn er eines Dritten Stellvertretung annimmt; ob ich oder mein Freund die Schuld bezahle, ihm gilt es gleich, und grausame Willkühr wär' es noch dazu, wenn er etwa den Freund wider seinen Willen zur Zahlung zwingen wollte. Hier aber ist der Richter selbst der Versöhner; hier gibt er sein Liebstes und in dem Liebsten sich selbst zum Opfer hin, denn seinen eingeborenen Sohn schenkt er aus Liebe der Welt; und was der Vater will, das will auch der Sohn, was er ihn thun sieht, das thut auch er; Christus ist der gute Hirte, der sein Leben freiwillig für die Schafe läßt, Niemand nimmt es von ihm, denn Er hat es Macht zu geben und Macht zu nehmen; aber es ist seine Speise, es darzubringen, weil dies der Wille seines himmlischen Vaters ist. Von Ewigkeit hat Er sich im geheimnißvollen Gottesrathschluß, der zwischen ihm und dem Vater besprochen ward, zum Opfer für die Sünden der Welt, die durch Ihn erschaffen ward, dem Vater dargeboten; von Ewigkeit hat der Vater aus Liebe zur Welt, die Er durch den Sohn erschaffen hat, im Sohne dieses Opfer selbst zu bringen beschlossen. Die schonungslose Strafe also, deren Vollziehung an dem Schuldlosen unser Gegner der Güte Gottes zum Vorwurf macht, ist grade der höchste Erweis seiner Güte. — Mit dem bisher Gesagten ist nun auch schon der Einwand gegen die Gerechtigkeit des göttlichen Verfahrens im Erlösungswerke beseitigt. Auch in menschlichen Verhältnissen kann die Annahme einer Stellvertretung nur dann als eine Ungerechtigkeit von Seiten des Richters erscheinen, wenn der Bürge entweder nicht die volle Schuld bezahlt, oder die Schuldzahlung nur wider seinen Willen leistet. Keins dieser Rechtsgesetze ist aber bei Christi Versöhnungsthat verletzt. Denn wir haben zuerst gezeigt, daß sein Opfer in sich vollgültig war, und zuletzt gesehen, daß es freiwillig und mit Freuden von seiner Seite dargebracht worden ist. — Wenn Strauß gegen den ersten Punkt nun noch den Einwurf vorbringt, daß Christi leibliches und zeitliches Leiden doch nicht für die geistigen und ewigen Strafen gelten könne, welche die Menschheit durch ihre Sünden sich zugezogen haben soll: so ist zunächst zu bemerken, daß auch der leibliche Tod für die Menschen Strafe der Sünden sey und dann daß auch der ewige Tod von Christo in seinem Kampfe auf Gethsemane und in seinem Gottverlassensein am Kreuze geschmeckt worden sey, wie denn überhaupt die heilige Schrift und besonders das N. T. in dem Begriffe Tod, sofern er der Sünden Sold ist, die leibliche und geistige, die zeitliche und ewige Seite nicht von einander reißt, und scheidet; und so wie uns auch in jedem zeitlichen Übel, so ward Christo auch in seinem leiblichen Tode der ewige Gotteszorn und sein Gericht über der Menschheit Sünde offenbar.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Der Gesangbuchsstreit in Naumburg.)

Die elendesten Gesangbücher der Provinz Sachsen sind das Magdeburger und das Naumburger, nur daß dieses von jenem an Elendigkeit noch übertroffen wird. Das ist das Urtheil von Stier, Gesangbuchsnoth, S. 46., und Jeder, der da weiß, was Wahrheit ist und was ein Gesangbuch seyn soll, wird in der Hauptsache nicht anders urtheilen können. Auch fehlt es in Naumburg nicht an Solchen, die über dieses Gesangbuch schon lange traurig sind und von Herzen wünschen, daß die Gemeinden davon befreit werden möchten, wenn sie sich auch geschent haben, die Sache zur Sprache zu bringen. Protestiren, wenn ein gutes Gesangbuch genommen werden soll, oder wider ein schon daseyendes schlechtes auftreten, ist nicht einerlei. Man kann, während man das Erstere für seine Pflicht halten würde, das Letztere zu unterlassen gute Gründe haben. In den meisten Gemeinden steht die Mehrzahl ihrer Glieder ganz auf dem Standpunkte, der sich in den modernen Gesangbüchern ausspricht, und auch die Besseren, deren Herz von dem Glauben der Schrift und der Kirche noch nicht ganz abgewendet ist, sind doch größtentheils nicht im Stande, ein solches Buch zu beurtheilen, da sie nicht Erkenntniß genug haben, um das Ganze als solches in's Auge zu fassen und zu würdigen. Es fehlt aber in keinem der modernen Gesangbücher an Überbleibseln des Alten, an Liedern von neueren Dichtern der besseren Art. Und wird nicht auch in schlechten neuen Liedern bei völligem Unglauben zwischenein wieder mit süßem Munde von Christus und christlichem Glauben geredet, so daß auch dadurch für Solche, die in der Erkenntniß wenig gefördert sind, das Urtheil sehr erschwert wird? Hat man aber nicht die Hoffnung, daß man überzeugen und die Einführung eines besseren Gesangbuchs durchsetzen werde, so kann man es bedenklich finden, sich gegen das bis daher gebrauchte zu erheben, weil man bei der gänzlichen Unfähigkeit der großen Menge, zu prüfen und das Gute zu behalten, nicht weiß, wie man die ärgsten

Mißverständnisse verhüten soll. Wer jedoch dazu berufen ist, der thue es in Gottes Namen!

Gleichwohl ist die Gesangbuchssache vor Kurzem in Naumburg zur Sprache gekommen, und da es einmal geschehen war, so war es gut, daß die Wahrheit nicht ohne Vertheidigung blieb, nicht gut aber, daß versucht wurde, sie zu unterdrücken. Nachdem vor einigen Monaten ein Philolog, ohne irgend eine bestimmte Absicht, auf das allgemeine Urtheil Stier's über die Gesangbücher der Provinz Sachsen im Kreisblatte aufmerksam gemacht hatte, ließ etwa sechs Wochen darauf ein Anderer, dessen Name nicht recht bekannt geworden ist, die Stiersche Charakteristik des Naumburger Gesangbuchs vollständig in den Naumburger Blättern, wahrscheinlich ebenfalls ohne eine bestimmte Absicht, abdrucken, was alsbald großes Aufsehen machte und vieles Gerede hervorbrachte, aus welchem man aber leider erkennen konnte, wie so ganz äußerlich die Sache von den Meisten angesehen wurde; denn was man vornehmlich hörte, war Entrüstung über die Schmach, welche Stier durch seinen Tadel den verstorbenen Herausgebern des Gesangbuchs angethan habe. Es dauerte auch gar nicht lange, so erschien in Nr. 61. der Naumburger Blätter eine Ehrenrettung des Naumburger Gesangbuchs mit der Unterschrift: Einer für Viele. Der Verf. hat sich vom Anfange bis zum Ende des Schmähens nicht erwehren können; das Ärgste aber ist die Verachtung, mit welcher er über die wichtigsten Lehren der Schrift und Kirche spricht, wenn er sagt: „Redet unser Gesangbuch auch nicht auf jeder Seite von den Wundenmalen Jesu Christi, — von einem fleischgewordenen Gottessohne, von dem unbegreiflichen Verhältnisse der Dreieinigkeit und wie die den mystischen Sinn als Hauptsache ansprechenden Dinge alle heißen mögen, so haben wir doch darin die ächte göttliche Lehre unseres Herrn und Heilandes, auf welche wir leben und sterben, unbekümmert um Nebensachen, die das Heil der Welt nicht um ein Haar breit fördern." So wird jetziger Zeit über die Haupt- und Grundlehren der Schrift und Kirche öffentlich geschrieben, nicht etwa in wissenschaftlichen Blättern allein, sondern auch in einem Blatte, das für die große Menge bestimmt ist. Acht Tage darauf erschien im Kreisblatte ein neuer Aufsatz zur Beruhigung derer, welche das Naumburger Gesangbuch bisher bei ihrer öffentlichen und häuslichen Erbauung gebraucht. Äußerlich ist derselbe etwas gelinder als der vorige, der Gesinnung nach aber stimmen Beide völlig überein, was schon daraus zu erkennen ist, daß hier von einer Vergötterung des Heilandes geredet wird, welche in dem Bunsenschen Gesangbuche auf die Spitze getrieben werde, wenn es z. B. heiße: der Heiland gebe das tägliche Brodt. Auf diese beiden Vertheidigungen des Naumburger Gesangbuchs wurde in St. 34. desselben Blattes durch einen Aufsatz geantwortet, als dessen Verfasser der Diakonus H. leicht zu errathen war. Nachdem in demselben erinnert worden ist, daß die Klage über die Behandlung, welche den alten Liedern in den modernen Gesangbüchern widerfahren ist, keineswegs bloß von Solchen herrührt, welche die Welt Pietisten nennt, sondern auch von Männern wie Herder, Göthe, Kästner, Winkelmann, Hamann, Schubart, Rambach, Wilhelm Müller, v. Winterfeld u. A.; nachdem kurz gezeigt ist, daß Wilhelm Müller's entrüsteter Ausruf: „Es ist fast ohne Beispiel, wie unverschämt und abgeschmackt die Redaktoren der modernen Gesangbücher mit diesen herrlichen Liedern (Paul Gerhard's) umgegangen sind," grade auch auf das Naumburger Gesangbuch passe; nachdem der Leichtsinn gerügt ist, mit welchem der Aufsatz in Nr. 61. der Naumburger Blätter über die wichtigsten Lehren der Schrift und der Kirche spricht, heißt es weiter: „Ist dem so und sind diese Äußerungen wirklich die Meinung

Vieler unter uns, so gibt es Viele unter uns, die von der Bibel und unseren Bekenntnißschriften abgekommen sind, —." Hernach wird gesagt: „Der Verfasser jenes Aufsatzes im Kreisblatte findet auch daran Anstoß, daß in dem zu Hamburg 1833 herausgekommenen allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuche auch dem Heilande, dem Sohne Gottes, das Geben des täglichen Brodtes zugeschrieben wird. Da hört, ihr Gemeindeglieder, die ihr bisher vor Tische gebetet habt: Komm, Herr Jesu, sey unser Gast und segne, was du bescheret hast! — das dürft ihr von nun an nicht mehr beten, denn nach der neuen Lehre vermag der Herr Jesus nicht, etwas zu bescheren. Er hat mit dem täglichen Brodte, das wir empfangen, nichts zu schaffen. Daß aber nur der Heiland und nicht auch Gott der Vater das tägliche Brodt gebe, wird nirgends in diesem Buche gesagt. Wir fragen aber nun: ist nicht schon das bedenklich, daß unser Gesangbuch von Solchen gelobt wird, welche die wichtigsten Lehren, die grade das christliche Bekenntniß als solches bezeichnen, so gering achten? Doch noch mehr! Dieselben geben noch dazu ganz deutlich zu erkennen, daß nach ihrer Meinung in unserem Gesangbuche die Lehren von dem menschgewordenen Sohne Gottes und von dem Geheimnisse der Dreieinigkeit und von der Genugthuung Christi auch nicht als Hauptsachen, sondern als Nebensachen erscheinen, durch die das Heil der Welt auch nicht um ein Haar breit gefördert werde. Das ist also auch das Urtheil Solcher über unser Gesangbuch, die es vertheidigen! Man höre doch! Wird denn Niemand hierauf achten?" Zum Schlusse heißt es: „Evangelische Gemeinden haben ein Recht, zu verlangen, daß ihnen zu eigener, gründlicher Prüfung nach der Wahrheit Anleitung gegeben werde. Bei der Prüfung eines Gesangbuches kommt es aber besonders darauf an, ob sein Inhalt mit den Lehren der Schrift, welche in unseren Bekenntnißschriften wiederholt sind, übereinstimmt oder nicht; sodann, ob die Form desselben der Würde und Bestimmung eines Gesangbuches angemessen ist und nicht im Widerstreite mit den Grundsätzen einer richtigen Sprachbildung und des guten Geschmackes stehe. Man wolle doch auch von dem Stierschen Gesangbuche ganz absehen, es handelt sich ja gar nicht darum, ob das gut ist oder nicht, sondern es handelt sich um die Prüfung des unsrigen." Dieser Aufsatz war bei allem Ernste der Wahrheit doch ruhig und sprach sich namentlich über die Herausgeber des Naumburger Gesangbuchs mit Schonung aus. Auch fehlte es nicht an Solchen, die sich an demselben erfreuten; und daß er nicht ohne Erfolg gewesen, zeigte sich an einem gleich darauf erschienenen Gedichte, welches von dem Verfasser der Ehrenrettung herrührte und in welchem nun zugegeben ward, daß das Gesangbuch, welches vorher „unser herrliches Gesangbuch" hieß, freilich kein vollkommenes Werk sey, eben so auch in dem Aufsatze des Archidiakonus J., der im Kreisblatte Nr. 35. erschien. Leider ist in diesem Aufsatze nichts enthalten, was zu einer gründlichen und würdigen Entscheidung der Sache hätte beitragen können. Er zeugt vielmehr von Halbheit sowohl der Erkenntniß als des Glaubens, und am meisten ist zu beklagen, daß durch denselben die geistige Trägheit und Sicherheit so Vieler neue Nahrung erhalten hat. Im ersten Paragraphen heißt es in Beziehung auf die Verfasser der früheren Aufsätze zur Vertheidigung des Gesangbuches: „Mögen sie die Ketzereien, welche ihnen im Kreisblatte Nr. 34. zur Last gelegt wurden, selbst vertreten." Wer sogleich vom Verketzern reden kann, wo es sich um Vertheidigung wichtiger Glaubenslehren handelt, darf sich nicht wundern, wenn wir mit allem Ernste der Wahrheit gegen ihn auftreten und ihn auf die Gefahr, in welcher er ist, aufmerksam machen. Heißt das Verketzern, wenn man Grundwahrheiten der Schrift und Kirche vertheidigt und behauptet, daß diejenigen, welche wenig oder nichts von der Dreieinigkeit Gottes, von der Gottheit Christi, von der Genugthuung

Christi u. dgl. wissen wollen, von der Lehre der heiligen Schrift abgewichen seyen? Wäre es nicht vielmehr die Pflicht des Archidiakonus J. gewesen, diejenigen, welche hochwichtige Grundwahrheiten der Schrift und Kirche für Nebendinge erklären, ernstlich zurechtzuweisen? Indem er aber durch sein Schweigen die früheren Vertheidiger des Naumburger Gesangbuchs in Schutz nimmt, stellt er sich mit ihnen auf gleiche Stufe, und da ihn, wie er selbst sagt, Viele für den Verfasser des Aufsatzes im Kreisblatte Nr. 33. gehalten haben, so wäre unser Urtheil nicht ein singuläres.

Im dritten Paragraphen gibt der Verf. zu, daß das Naumburger Gesangbuch, wie jedes Menschenwerk, seine mehrfachen Mängel habe. Viele Veränderungen seyen keineswegs Verbesserungen, und wenn auch andere Veränderungen neben der ursprünglichen Lesart recht wohl bestehen könnten, so sehe man doch nicht ein, warum man diese nicht gelassen habe. So oberflächlich auch dieses Urtheil ausgefallen ist, so muß man doch vor der Hand schon zufrieden seyn, wenn die Vertheidiger des Naumburger Gesangbuches durch gründliche Gegenrede sich das Geständniß haben abnöthigen lassen, daß das fragliche Werk an mehrfachen Mängeln leide. Es wäre freilich auch gar zu abgeschmackt gewesen, wenn man das Naumburger Gesangbuch bloß ein herrliches hätte nennen und nicht auch zugeben wollen, daß es seine Mängel habe, wie jedes Menschenwerk. Es kommt aber bei dem Naumburger Gesangbuch nicht etwa bloß auf Lesearten und andere Äußerlichkeiten an, das Übel sitzt tiefer, es nagt am Geiste des Buches. Darauf hätte der Verf. eingehen müssen, zumal da er im Eingange seines Aufsatzes versprach, daß er nach bestem Wissen und Gewissen über die Gesangbuchs-Angelegenheit reden wolle. — Hierauf wird dem Pf. Stier das unbestreitbare Verdienst zugeschrieben, daß derselbe in seinem evangelischen Gesangbuche vieles Gute wieder hergestellt und manches Veraltete wirklich verbessert habe. Ob es mit diesem Lobe so ernstlich gemeint sey oder nicht, könnten wir dahingestellt seyn lassen; allein es will uns doch dünken, daß es mehr eine Scheinrede ist, welche die Leser glauben machen soll, daß der Verf. ganz partheilos schreibe. Wahrscheinlich hat er auch bis heute das Stiersche Gesangbuch nicht in den Händen gehabt.

Der vierte Paragraph soll der Glanzpunkt des betreffenden Aufsatzes seyn, darum ist er in's Centrum gerückt. Wir wollen den Verf. selbst reden lassen: „Wenn Herr Pf. Stier sagt: die wenigen alten Lieder verlieren sich unter der Masse von 837 Nummern, und wenn von seinem Vertheidiger in dem Kreisblatte Nr. 34. hinzugefügt wird: unser Gesangbuch enthalte auch manches gute Lied, gleich als müßte man erst nach einem solchen wer weiß wie lange suchen; so ist das offenbar gegen die Wahrheit. Luther, P. Gerhard, Schmolk, B. Münter, Lavater, Klopstock, Cramer, Gellert, N. Herrmann, Neumeister, Namen, die doch wohl keinen Anstoß geben, haben allein 245 Nummern geliefert." Was soll man hiezu sagen? Da man nicht annehmen darf, daß der Verf. absichtlich hat täuschen wollen, so bleibt nur die Annahme übrig, daß er die Lieder des Naumburger Gesangbuches, unter welchen die obengenannten Namen stehen, weder in ihren Originalen gekannt, noch mit denselben verglichen hat, sonst müßte er doch gesehen haben, daß freilich die Namen dastehen, aber die Lieder größtentheils nicht, sondern Änderungen und meist traurige. Wir wollen jetzt zur Bestätigung unserer Worte nur auf ein jedem unbefangenen Leser in die Augen springendes Beispiel aufmerksam machen. Mehrere Beispiele dieser Art sind auch in dem Jahrgange 1834 dieser Zeitschrift Nr. 92. 93. zu lesen. Das Beispiel, welches wir meinen, ist Klopstock's (auch seiner hat man nicht geschont) Lied: Begrabt den Leib ꝛc.

Klopstock:	Naumburger Gesangbuch:
Begrabt den Leib in seine Gruft Bis ihn des Richters Stimme ruft! Wir säen ihn; einst blüht er auf Und steigt verklärt zu Gott hinauf!	Begrabt den Leib in seine Gruft! Gott, der den Geist zum Himmel ruft, Weis't hier den Staub zu ruhen an; Was Gott thut, das ist wohlgethan!
Grabt mein verwesliches Gebein, O ihr noch Sterblichen, nur ein! Es bleibt, es bleibt im Grabe nicht! Denn Jesus kommt und hält Gericht!	Grabt mein verwesliches Gebein O ihr noch Sterblichen, nur ein. Ich sehe die Verwesung nicht; Mich führte Gott aus Nacht zum Licht.
Aus Staube schuf ihn einst der Herr! Er war schon Staub und wird's nur mehr! Er liegt, er schläft, verwest, erwacht Dereinst aus dieses Todes Nacht!	Den Leib schuf einst aus Staub der Herr; Er war schon Staub und wird's nur mehr; Zu Gottes Anschaun eilt der Geist, Wenn er dem Staube sich entreißt.
Du wirst mein aufgelöst Gebein O du Verwesung, weit verstreun! Allein gezählt ist, wie mein Haar Mein Staub, Gott weckt mich wunderbar!	Dich, du mein aufgelöst Gebein, Wird die Verwesung weit zerstreun. Verklärt hat mich mein Schöpfer schon; Schon bet ich an vor seinem Thron.
Des Frommen Seele lebt bei Gott, Der sie aus aller ihrer Noth, Aus aller ihrer Missethat Durch seinen Sohn erlöset hat! U. s. w.	Des Frommen Seele lebt bei Gott, Frei von der Erde Schmerz und Noth; Verziehen hat ihr Gottes Huld Der Erde Schwachheit, Fehl und Schuld. U. s. w.

Ist der Text, den das Naumburger Gesangbuch hat, wirklich noch der Klopstockschе? Entbehrt nicht in die Augen fallend und ganz unläugbar der Naumburger Alles dessen, was das Klopstockschе Lied von der Auferstehung des Leibes sagt? Ist das etwa zufällig? Ist diese Änderung unschuldig? Kann man ohne Versündigung eine unläugbare Bibellehre (vgl. 1 Cor. 15, 42—44.) aus einem Liede herauscorrigiren und es dann so den Gemeinden geben? Haben die Redaktoren des Naumburger Gesangbuches das Verhältniß dieses Liedes, welches sie aufnahmen, zu dem Klopstockschen Texte gekannt oder nicht? Haben sie es nicht gekannt, haben sie dann ihr Werk mit der nöthigen gewissenhaften Vorsicht und erforderlichen Kenntniß zu Stande gebracht? Gesetzt aber, sie haben es gekannt und dennoch die Correktion für Klopstockschen Text ausgegeben, was soll man dann sagen? Wie in diesem so ist auch in dem ersten Verse des Liedes von Albinus (ehemaligem Pfarrer zu St. Othmar zu Naumburg): Alle Menschen müssen sterben ꝛc. die Lehre von der Auferstehung weggethan und die bloße Unsterblichkeitslehre hineingebracht. Und wie ist denn aus dem oben angeführten letzten Verse des Klopstockschen Liedes die Erinnerung an Jesu Versöhnung abhanden gekommen? Wer hat denn zu solchen Änderungen das Recht gegeben? Subjektive Willkühr kann keineswegs entscheiden, was die Gemeinden singen sollen. Und was ist denn im Naumburger Gesangbuch namentlich an den Liedern Luther's noch übrig, das von diesem herrührt? das Lied: Ein' feste Burg ꝛc. — ausgenommen, welches als eine Antiquität mit Anführungszeichen eingefügt ist. Vgl. Ev. K. Z. 1829, Nr. 42.

(Schluß folgt.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 10. November. № 90.

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Selbstgespräche. Von Dr. Strauß. In der Zeitschrift: Der Freihafen, Gallerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Litteratur, Gesellschaft und Wissenschaft. Mit Beiträgen von Carus, Gans, König, Mises, Varnhagen von Ense, dem Fürsten von Pückler, Rosenkranz, Strauß, Theodor Mundt, Kühne u. A. Drittes Heft.

(Fortsetzung.)

Das Räsonnement des Dr. Strauß gegen die Verbindlichkeit des Wunderbeweises krankt nun aber an einem so entschiedenen und offenkundigen Widerspruche, daß es fast nur der einfachen Wiederholung der Argumente unseres Gegners bedarf, um jeden auch wenig scharfsinnigen Leser von ihrer Unhaltbarkeit zu überzeugen. An diesem Punkte stellt sich die prätendirte Voraussetzungslosigkeit des Verf. in ihrer vollen Nichtigkeit dar. Stände ihm nicht der Satz: Es gibt kein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes, von vorn herein unerschütterlich fest, so könnte er unmöglich das Übernatürliche der Wunder Jesu durch ein Gedankennetz zu fangen suchen, in das er sich zuletzt nur selbst verstrickt, und das, wenn es etwa von Herrn Dr. Paulus zusammengewebt wäre, er mit Hohn und nicht ohne Scharfsinn zerreißen würde. Er sagt: Mag man nun den Wunderbeweis so fassen, daß man behauptet, die Wunder Jesu könnten nur durch Gottes Kraft und Willen geschehen seyn, also zeugte Gott durch sie dafür, daß auf Jesu sein besonderes Wohlgefallen ruhe, oder mag man sagen, nur der Mensch, welcher das fleischgewordene göttliche Schöpferwort selbst war, konnte solche Thaten thun, wie Jesus sie vollbrachte; in beiden Formen fällt dieser Beweis für Jesu göttliche Würde für uns bei weitem nicht mehr so schwer in's Gewicht, wie für frühere Zeiten. — Also für's Erste ein von Neuem hingeworfener Zweifel an der Ächtheit der Evangelien! Doch gesetzt, die Verfasser derselben waren Augenzeugen der Wunderthaten des Herrn, wer versichert mich, daß sie richtig beobachtet haben? Wie leicht kann ihnen eine bei den sogenannten Wundern stattfindende, natürliche, vermittelnde Ursache entgangen seyn. Wären wir sogar selbst dabei gewesen, wir selbst wären vor einer durch ungenügende Beobachtung bewirkten Täuschung nicht gesichert gewesen. Wie oft wird ein Kranker auf die natürlichste Weise gesund, ein Blinder durch natürliche Mittel wieder sehend, ein Todtgeglaubter wieder lebendig. „Ja selbst eine Himmelsstimme — sie ist vorerst eben nur eine Stimme, die an sich eben so gut von menschlichen Stimmorganen hervorgebracht seyn kann; die Wasserverwandlung — wie oft wird aus einem Gefäße, in dem früher Wasser sich befunden hatte, später auf die natürlichste Weise Wein geschöpft; die Speisung — wer mehr austheilt, als er von Einem empfangen hat, kann ja von Anderen Empfangenes dazu gefügt haben." — Wie sind doch unserem Gegner die Ikarusflügel seines mythischen Schwunges vor der Sonne der Wahrheit geschmolzen, so daß er nun selbst den früher stolz verschmähten Staub der natürlichen Erklärungsweise suchen muß! — Nun aber streift er an den Satz an, welcher allerdings dem erleuchteten Auge zu einer Säule der Auferstehung, statt zu einem Steine des Anstoßes und Falles hätte werden können. Jesus selbst, sagt er, nimmt aber Dank und Huldigung für seine Wunderthaten an, er selbst sogar bezeichnet sie als Ausflüsse einer ihm eigenthümlichen höheren Kraft. Jesum einer Lüge beschuldigen sey eine sittliche Unmöglichkeit. — Aber — fährt er nun fort — gibt es nur Natürliches oder Übernatürliches? Nein! ist die Antwort. Das Ungewöhnliche, aber dennoch Natürliche, liegt in der Mitte: das mirabile ist noch kein miraculum. Die Heilung durch thierischen Magnetismus ist so etwas Ungewöhnliches und dennoch Natürliches. Eben so die Verbannung einer fixen Vorstellung durch ein stark und bestimmt ausgesprochenes Wort. „Wie? wenn Christus durch solche und ähnliche Kräfte Wirkungen hervorgebracht hätte, die zu seiner Zeit als übernatürliche erschienen; könnten dann nicht auch wir fortfahren, an seine Wunder zu glauben?" Wohl; sagt unser Doktor. Aber es wäre lächerlich, das sieht er wohl ein, alle Wunder Jesu so erklären zu wollen. Indeß doch immerhin einige von den Wundern Jesu gehen über den Kreis der magnetisch-psychischen Heilungen nicht wesentlich hinaus. — Damit aber hätten nun die sogenannten Wunder alle religiös-dogmatische Beweiskraft verloren. Denn die magnetische Kraft, eben so wie der feste, imponirende und dadurch ungewöhnlich wirksame Wille sey eine Gabe der Natur, welche keineswegs durch die Frömmigkeit oder Sittlichkeit ihrer Besitzer bedingt sey. Denn auch gottlose Menschen sind im Besitze dieser Kräfte. — Wenn ferner Jesus den Nathanael unter dem Feigenbaume sieht, wenn er dem Samaritanischen Weibe von ihren sechs Männern sagt: so gehe dies über das Fernsehen der Somnambülen nicht hinaus. Doch auch diese Wahrnehmungsfähigkeiten der Somnambülen stehen, eben so wenig wie die Heilkräfte des Magnetiseur, in keinem wesentlichen Verhältnisse mit geistiger und sittlicher Vortrefflichkeit, sondern meistens sind dieselben sogar Begleiter physischer wie geistiger Depression und Krankheit. „Weit entfernt also, an

den Wundern Jesu — so wie unsere Zeit dieselben ansieht und ansehen muß — Kennzeichen und Beweise seiner hohen geistigen Würde zu haben: ist es vielmehr diese uns sonsther gewisse Würde allein, welche uns abhält, einen guten Theil jener Erscheinungen auch hier als krankhafte zu betrachten. — So steht es heute mit dem Wunderbeweis!"

Also die Würde eines somnambülen Magnetiseurs, welche dem Herrn zuertheilt wird, soll ihn vor der Schmach, eine Unwahrheit geredet zu haben, retten. Und wie wenig gelingt doch am Ende diese versuchte Ehrenrettung. Jesus sagt, — so schließt Herr Strauß — seine Wunder seyen Zeichen seiner göttlichen Würde. Er ist wahrhaftig, seinem Ausspruche müssen wir demnach glauben. Seine Wunder sind aber magnetische Kuren, somnambüle Zustände. Diese Kuren und diese Zustände sind nun zwar ungewöhnliche, aber doch natürliche Erscheinungen, also keine Wunder. Als Naturgaben finden sie sich auch bei gottlosen und unsittlichen Menschen, sind also keineswegs Zeichen eines religiösen oder moralischen Vorzuges. Also? — Also wenn Jesus sagt: Meine Wunder sind Zeichen meiner göttlichen Würde, so kann er nicht lügen, denn er redet nur die Wahrheit. Indem ich nun aber seine Wahrhaftigkeit zu rechtfertigen suche, zeihe ich ihn unter der Hand einer doppelten Lüge. Denn einmal sind seine Wunder keine Wunder, sondern ungewöhnliche Naturerscheinungen; und zweitens sind diese Naturerscheinungen niemals Zeichen einer höheren Würde, so wenig, daß sie meist nur als Resultat eines krankhaften und unfreien leiblich-seelischen Zustandes erscheinen. — Freilich kann unser Gegner einwenden, er habe nur gesagt, Jesus berufe sich auf seine wunderbaren Thaten als auf Ausflüsse einer höheren Kraft, und dies sey eben die magnetische Heilkraft, nicht aber als auf Zeichen seiner höheren Würde: indeß dies ist schlechtweg eine exegetische Unwahrheit. Jesus fordert in den Evangelien um seiner Wunderwerke willen den Glauben, daß Er vom Vater gesandt sey, und als den Zweck dieser Sendung gibt er überall zunächst nur das sittliche Heil der Menschen an (Joh. 10, 25. 37. 38., 12, 30 u. a. a. O.); waren diese Wunderwerke nur magnetische Kuren, so hat er über ihre Bedeutung entweder sich selbst getäuscht, oder Andere zu täuschen versucht. In jeder dieser Annahmen liegt in gleicher Weise eine sittliche Unmöglichkeit. Denn eine sittlich indifferente Naturgabe für einen Beweis einer besonderen sittlichen Würde ausgeben, ist mindestens ein Zeugniß für einen besonders niederen Standpunkt des sittlichen Urtheils und der sittlichen Beschaffenheit. — Und was fangen wir mit den Wundern Jesu an, die sich nach Strauß eigenem Geständniß nicht durch Magnetismus erklären lassen? Die Antwort wird sicherlich seyn: Die fallen durch's kritische Sieb hinaus! Wenigstens wüßten wir nicht, wie sonst zu helfen. Der Voraussetzungslosigkeit, der Partheilosigkeit! Die Wunder, welche magnetischen Kuren gleichen, die lassen wir stehen; die, welche ihnen ungleich sind, die sind nicht geschehen. — Noch eine Nebenbemerkung sey uns hier erlaubt. Die Erfahrung, wie auch der entschiedene Unglaube an die Offenbarungsthaten Gottes, des Herrn, die Erscheinungen des animalischen Magnetismus nicht nur anerkennt, sondern sogar zu seiner Stütze und Rechtfertigung mißbraucht, wird hoffentlich endlich zu einer allgemeineren und durchgreifenderen Einsicht führen, daß diese allerdings ungewöhnlichen, aber doch natürlichen Phänomene aus einer anderen Quelle stammen als die Wunder, von denen die heilige Schrift uns berichtet, und somit für jeden Besonnenen eine Warnung vor der so widerlichen Vermischung dieser beiden in sich ganz gesonderten Gebiete enthalten.

So ein Wunder nun, das nicht durch magnetische Kräfte zu erklären, und demnach unerbittlich der kritischen Wurfschaufel verfällt, haben wir nach Strauß an der Geburt Jesu von der Jungfrau Maria. Unser Gegner wandelt hier wieder, wie früher schon und nachmals öfter, ganz auf Schleiermacher's Spuren,*) obgleich, da er seinen Vorgänger nicht nennt, gewiß manche seiner unkundigen Leser auch in diesem Punkte den kritischen Bahnbrecher bewundern werden. Er schilt zuvörderst die Starrheit der Orthodoxen, welche durch ihr Festhalten an diesem Dogma schuld daran seyen, daß dem Christenthume immer von Neuem ein Schandfleck angeheftet werden muß. Denn die, welche in der Kritik nicht bewandert sind, haben ja, wenn man ihnen eine so widervernünftige Lehre mit Gewalt als Glaubenssatz aufdrängen will, keinen anderen Ausweg, als die Ehre der Jungfrau Maria zu verdächtigen. Man wolle durch dieses Dogma die Sündlosigkeit Jesu erweisen. „Jedenfalls aber mußte, neben der Ausschließung des männlichen Antheils, mit dem stehenbleibenden weiblichen noch eine besondere Läuterung von Seiten Gottes vorgenommen werden: dann aber konnte eben so gut auch zugleich der männliche, mit Vorbehalt solcher Reinigung, stehen bleiben. — Nichts also erreicht man durch die Lehre von einer vaterlosen Erzeugung Jesu für den Glauben, was nicht auch ohne dieselbe zu erreichen wäre: und man sollte sich billig bedenken, mit einem solchen Glaubensartikel noch ferner die christlichen Gewissen zu beschweren." — Sollte man nicht meinen, hier einen gegen katholische Menschensatzungen väterlich eifernden und mahnenden Luther zu hören? — Wahr ist es nun zwar, so gut bei der Empfängniß unseres Herrn der weibliche Antheil von Seiten Gottes von der anklebenden Adamssünde gereinigt werden mußte, konnte auch der männliche Antheil geläutert werden; aber auch abgesehen von dem verderbten Samen der Erzeuger, beruht ja das in Sünden Empfangen- und Geborenwerden eines Menschen hauptsächlich auf der mit dem Akte der Zeugung nothwendig verbundenen sündlichen Begierde der Eltern. Ein solcher sündhafter Willensakt hätte aber nur durch eine gewaltsame und magische Wunderthätigkeit von Seiten Gottes gehindert werden können. Und selbst wenn es durch die Geburt von der Jungfrau auch nicht einzig ermöglicht wäre, so ist doch durch

*) Womit übrigens Schleiermacher keineswegs mit Herrn Dr. Strauß in eine Klasse gestellt werden soll.

sie unumstößlich offenbar geworden, daß Jesus ohne Sünde geboren ward, denn bei seiner natürlichen Erzeugung durch ein Elternpaar hätte die Gewißheit seiner sündlosen Geburt jedenfalls noch eines besonderen Zeugnisses von Seiten Gottes bedurft. Endlich beruht die Nothwendigkeit der Geburt unseres Herrn von der Jungfrau Maria auch gar nicht einzig und allein auf dem dadurch ermöglichten Erweise seiner Sündlosigkeit, oder auf der nur dadurch zu verwirklichenden Heiligkeit seiner Person, und es ist allerdings Unrecht, wenn man, wie oft geschehen ist, auf diese Vorstellung ein ausschließliches Gewicht legt. Vielmehr mußte Christus die menschliche Natur im Leibe der Jungfrau auch darum annehmen, weil Er, wie schon früher entwickelt, zur Ermöglichung der Stellvertretung, eben nur die menschliche Natur, nicht aber eine einzelne menschliche Person, das nothwendige Erzeugniß eines Elternpaares annehmen durfte. Hiedurch, scheint uns, löset sich einfach der Knoten, den so viele kritische Helden, um die Besiegung des Reiches Gottes sich zu sichern, zu frühzeitig meinten durchhauen zu müssen.

Nachdem nun ferner Dr. Strauß das Geheimniß der Gottmenschheit Jesu Christi, auf dem die Kirche Gottes als auf ihrem sicheren Fundamente erbaut ist, über das sie Jahrtausende in stiller Anbetung gesonnen und worüber sie eine Fülle tiefsinniger Deutungen zu Tage gefördert hat, nachdem er diese unerschütterliche Thatsache göttlicher Allmacht und Liebe mit einigen kurzen Worten als undenkbar beseitigt, weil durch die Lehre, daß Jesus Christus wahrer Mensch und wahrer Gott in Einer Person sey, seine Menschheit statt erhalten, gänzlich zerstört werde, indem dadurch sein menschliches Bewußtseyn vernunftwidrig zerspalten, seine Tugend als menschliche aufgehoben werde; enthüllt er bei Gelegenheit dieser Polemik uns endlich offen die Grundlage seines ganzen Systemes, die er freilich, wie den letzten Abschnitt in seinem Leben Jesu, als Wegweiser für den unkundigen Wanderer hätte voraufstellen sollen, denn das scheinbar unbefangene Resultat dieser Kritik ist doch eigentlich ihr Ziel und Ausgangspunkt. — Das Absolute offenbare sich, so behauptet er, nur in der Gesammtheit alles Endlichen, nur in allem Endlichen — in verschiedenem Grade nämlich nach den verschiedenen Stufen seiner Lebendigkeit und Geistigkeit — dürften wir die authentische Offenbarung Gottes, und nur in der gesammten Menschheit namentlich seine Menschwerdung sehen: und somit könne aus dieser Gesammtheit kein einzelnes Individuum mit ganz eigenthümlichen Ansprüchen heraustreten. — Nach dieser Grundanschauung fällt nun natürlich, damit wir wieder zum Anfange unserer polemischen Darlegung zurückkehren, die Idee einer Vergeltung von selbst heraus; die Geschichte kann nur als ein nothwendiger Entwickelungsprozeß gefaßt werden; der Begriff einer durch eine freie That des Abfalls von Gott entfremdeten Welt wird zu einem undenkbaren, denn das hieße die Macht des absoluten Geistes sich fortgehend in der Welt, dieser zeitlichen Erscheinungsform seines ewigen Seyns, zu manifestiren, willkührlich und vernunftwidrig beschränken; findet

auch vielleicht die Sünde, als das noch nicht Gewordenseyn des göttlichen Lebens, in diesem Systeme Platz, so kann sie doch nicht als gewollter und in einer bestimmten Zeit erst eingetretener Gegensatz gegen dieses göttliche Leben begriffen werden. Der Begriff der Sünde als Schuld muß aufgegeben werden. Mit der Schuld fällt auch die Strafe hinweg. Der Tod ist nicht mehr der Sünden Sold, sondern natürlicher Durchgangspunkt entweder zum Nichtseyn, oder zum jenseitigen höheren Seyn, je nachdem es dem absoluten Begriffe beliebt in den einzelnen Individuen seiner Jünger sich so oder anders zu bezeugen. Wo keine Schuld und Strafe ist, da bedarf es keiner Sühnung, keiner Stellvertretung, also keines Gottmenschen, keiner Geburt von der Jungfrau, keiner Auferstehung. Mit der Person des Erlösers, dieses höchsten und einzigen Wunders der Weltgeschichte, dem Zielpunkte und der Quelle aller anderen Wunder, stürzen natürlich diese anderen Wunder selbst dahin und ihm nach. Denn das Wunder ist Wiederherstellung; seine Nothwendigkeit beruht auf der Thatsache des Abfalls. Wird der Schaden geläugnet, so wird die Heilung überflüssig. —

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Der Gesangbuchsstreit in Naumburg.)

(Schluß.)

Im fünften Paragraphen sagt der Verf.: „Der Ankläger (Stier) und seine Freunde halten Manches für christlich, wovon andere eben so fromme als erleuchtete Bekenner des Herrn glauben, daß er es so nicht verkündiget habe, und umgekehrt.“ Hier hätte der Verf. mehr mit der Sprache herausgehen und näher andeuten sollen, welche Lehren er für unchristlich halte, obschon Stier und seine Freunde solche vertheidigen. Ist ein solches unbestimmtes Reden wohl „ein unumwundenes Urtheil,“ worauf der Verf. in dem Eingange seines Aufsatzes Hoffnung macht? Wir sehen darin vielmehr die Furcht, seine Überzeugung frei herauszusagen und sich bloß zu geben. Gleichwohl läßt sich's leicht abnehmen, was er nicht, wie Pf. Stier, für christlich hält. Es sind die Lehren von der natürlichen Untüchtigkeit des Menschen zum Guten, von der Dreieinigkeit, von der Gottheit und dem Versöhnungstode Christi, welche Stier in den modernen Liedern des Naumburger Gesangbuches vermißt. Andere können nicht gemeint seyn.

Im sechsten Paragraphen gibt der Verf. zu, daß das Naumburger Gesangbuch manches Lied enthalte, welches in der Kirche nicht gesungen werden könne, und meint dann, es sey dies auch wohl nicht die Absicht der Redaktoren gewesen. Wo aber soll denn überhaupt z. B. das Lied vom tollen Spieler gesungen werden? Wir führen einige Verse an:

V. 3. Der Spieltisch malt uns deine Menschen, o Gott! nicht als dein Ebenbild. Welch grauser Anblick! Dort verwünschen Unglückliche ihr Daseyn wild: Verzweiflung deckt sie schwarz wie Nacht, indeß die Schadenfreude lacht.

V. 5. Ist das dein Bild, Gott? — Wie zerrüttet ist jeder sanfte, große Zug! Der tolle Spieler! — ach er wühlet selbst gegen sich und inn'rer Trug macht ihm den Abgrund nicht bewußt, malt ihm Gewinn, nicht den Verlust.

V. 6. Und der ist groß! — Wie viel verscherzen Spielsüchtige an ihrer Zeit, nicht dem Beruf sind ihre Herzen, dem Spieltisch nur sind sie geweiht, sie suchen Freude und Genuß und ach — erkaufen sich Verdruß.

Kann man sich etwas Abgeschmackteres denken, als zu verlangen, daß das gesungen werden soll in der Kirche oder daheim? Und wer soll denn das Lied über die Gedächtnißkraft nach der Melodie: Wie wohl ist mir, o Freund der Seelen — und Nr. 674. u. s. w. singen? Wenn aber solche Lieder überhaupt nicht zu singen sind, weshalb stehen sie denn in einem Gesangbuche? Daß eine Warnung vor der Spielsucht heilsam ist, läugnet Niemand, aber wer wird denn, wenn er einigen Geschmack besitzt, ein Lied daraus machen und das in ein Gesangbuch setzen? Wenn das zu billigen ist, so wäre noch nöthiger gewesen, daß ein Lied über die Trinksucht aufgenommen wurde, in welchem dann Trinktisch und Trunkenbolde mit eben so starken Farben, wie dort Spieltisch und Spieler, zu zeichnen waren, oder über die Putzsucht und dergleichen mehr. Und sollte denn wirklich, wie der gedachte Aufsatz meint, ein Seelsorger den Gedanken haben können, das Lied Nr. 549. einen Spieler zur Warnung lesen zu lassen? Sollte er nicht etwas Besseres selbst zu sagen wissen? Oder hat es denn an besseren Liedern gefehlt, daß man dieses und andere dieser Art aufgenommen hat? O es ist ein Jammer, wenn man solches geschmacklose und elende Zeug fort und fort den Platz einnehmen sieht, der christlichen und tüchtigen Liedern gebührt hätte. Und wird denn jemals ein anderes Gesangbuch angenommen werden, wenn sogar von Geistlichen der Schaden immer wieder zugedeckt und geläugnet wird? — Der Verf. entschuldigt ferner die unsingbaren Lieder damit: „Das Gesangbuch ist auch ein Schulbuch. Wenn ein Lehrer seine Schüler Nr. 674.*) auswendig lernen läßt, um sie vor Thierquälereien zu warnen; ist denn das etwas so Anstößiges?" Freilich ist es nichts Anstößiges, vielmehr ist es etwas unerläßlich Nothwendiges, daß Lehrer ihre Schüler auch Lieder auswendig lernen lassen. Da aber viele wichtigere Lieder zu lernen sind, so möchte es nicht leicht an Nr. 674. kommen. Doch, was hier die Hauptsache ist, wenn der Verf. die unsingbaren Lieder in einem Gesangbuche damit entschuldigt, daß sie in der Schule auswendig gelernt werden können, so steckt er die Gränzen eines Gesangbuchs in's Unendliche. Dann können ja auch allerlei Gedichte, wenn sie nur Moral predigen, in ein Gesangbuch aufgenommen werden; denn kann man sie in der Kirche nicht singen, so kann man sie doch die Schule auswendig lernen lassen. Wie schlimm wäre es, wenn man bei Abfassung eines christlichen Gesangbuches nicht festere Gränzen stecken könnte! — Zuletzt gibt der Verf. zu, daß in einigen Liedern des Naumburger Gesangbuches auf die Kirchen- und Bibellehre wenig oder keine Rücksicht genommen sey, ohne auch nur die leiseste Mißbilligung darüber auszusprechen. Und wenn wirklich Lieder in das Naumburger Gesangbuch aufgenommen sind, die ihre Quelle nicht in der Lehre der Schrift und der Kirche haben, konnte man es dann dem Pf. Stier so hoch anrechnen, wenn er von einem neuen Heidenthume der Vernunft- und Naturreligion redet?

*) In diesem Liede wird V. 3. daran erinnert, daß wir ja mit den Thieren auf dieselbe Weise auf die Welt kommen.

In dem siebenten Paragraphen wird noch gegen die Möglichkeit der Abschaffung des Gesangbuches und der Einführung eines neuen erinnert, daß es kein besseres gebe, welches den allgemeinen Beifall der Stimmfähigen habe. Das ist eine bloße Ausrede, da sich leicht ein Gesangbuch finden läßt, das unvergleichlich besser ist als das Naumburger. Sodann wird gesagt, es sey nicht möglich, das Geld zu ein paar tausend Exemplaren, welche den Armen geschenkt werden müßten, aufzubringen. Wir denken anders. Wäre nur erst der Wille da, ein neues Gesangbuch anzunehmen, die Ausführung würde bald nachfolgen. Wenn jährlich in Naumburg Hunderte gesammelt werden, um damit fremde Noth zu mildern; was würde nicht durch milde Beiträge geschehen können, wenn das eigene so große geistliche Bedürfniß eingesehen würde? Haben doch die Gemeinden von Naumburg mitten in der Kriegszeit von 1806 vermocht werden können, das alte Gesangbuch wegzuthun und das neue zu kaufen. Was aber hindert denn die Abschaffung der salbungslosen Gebete und Betrachtungen, welche dem Gesangbuche angehängt sind und über welche in der Ev. K. Z. 1829 Nr 42. und 1834 Nr. 93. schon Klage erhoben worden ist? Was kann es schaden, wenn diese nicht wieder aufgelegt, sondern bessere dem Gesangbuch künftig beigegeben werden? Was kann es für Verwirrung machen, wenn ein Gemeindeglied andere Gebete und Betrachtungen in dem Gesangbuche liest als die, welche demselben früher beigedruckt waren? Wie lange sollen denn namentlich die ganz unchristlichen Betrachtungen für Communikanten den guten Worten der Agende im Wege stehen und den Segen derselben hindern? — Am Schlusse ermahnt der Verf. die Glieder der Gemeinde: „Fahret fort aus unserem Gesangbuche so fleißig wie bisher geistliche und liebliche Lieder zu singen; erbauet euch aus ihm auch künftig in euern Häusern." Da aber die Gesangbuchs-Angelegenheit öffentlich verhandelt und dem Urtheile der Gemeinde vorgelegt worden war, so wäre es die Pflicht des Verf. gewesen, die Gemeindeglieder mit Nachdruck zu ermahnen, Alles ernstlich zu prüfen und das Beste zu behalten. Er hätte sie besonders zum fleißigen Lesen in der heiligen Schrift, der Quelle untrüglicher Weisheit, auffordern sollen, wie auch zu einem unablässigen Gebete, daß der Herr die Siege Seiner Kirche immer herrlicher machen und ihr auch aus diesem Streite einen neuen Triumph bereiten wolle. Wir wünschen von Herzen, daß der Verf. künftig einen so hochwichtigen Gegenstand, wie er ihn selbst nennt, nicht so oberflächlich und ohne christlichen Ernst behandeln möge und fühlen uns gedrungen, ihn dazu zu ermahnen.

Wir haben der Erwiderung auf den Aufsatz des Archidiakonus J. eine größere Ausführlichkeit widmen müssen, weil er in den Naumburger öffentlichen Blättern unbeantwortet geblieben ist. Zwar hat, wie verlautet, der Diakonus H. in dieser Sache wieder etwas schreiben wollen, ist aber mit seiner Beantwortung des so eben besprochenen Aufsatzes zurückgewiesen worden, weil wahrscheinlich die Gesangbuchs-Angelegenheit ferner nicht mehr im Angesichte der Gemeinde besprochen werden soll. Dagegen hat sich in den Provinzialblättern für die Provinz Sachsen ein Ungenannter der Wahrheit angenommen und mit Ernst die Geschmacklosigkeit und das Unchristenthum des Naumburger Gesangbuchs gerügt, und da die Sache des Herrn ist, so wird Er dieselbe zu Seiner Zeit gewiß weiter führen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 14. November. № 91

Beleuchtung der Schönherrschen Irrthümer, auf Veranlassung der Schrift:

Verstand und Vernunft im Bunde mit der Offenbarung Gottes durch das Anerkenntniß des wörtlichen Inhalts der heiligen Schrift. Zwei Abhandlungen von Heinrich Diestel und Johannes Ebel. Leipzig 1837.

(Fortsetzung.)

Nicht minder erstaunenswerth ist es, wie Ebel die Originalworte 1 Mos. 2, 4. nothzüchtigt, um seine zweite Schöpfung zu erzeugen: „Zur Zeit des Bildens Jehova's erfolgen die Geburten (Bildungen, Veränderungen, Wandlungen ꝛc.) in und aus dem bereits Geschaffenen." Die Stelle heißt aber nach dem Original wörtlich: „Diese sind die Geburten der Himmel und der Erde in ihrem Geschaffenwerden am Tage des Machens Jehova's Elohim (= da Gott machte) die Himmel und die Erde." Wer bringt aus diesen Worten Ebel's corrupten Satz heraus? Das Hebräische Wort Thol'doth heißt nie Bildung, Veränderung, wie Ebel gern aus leicht zu errathenden Gründen substituiren möchte, sondern bloß Geburt, sodann, daher abgeleitet, Ursprung und Geschichte. Grade also mit diesem Worte wird auf den Ursprung, auf die ursprüngliche Schöpfung hingedeutet, wie die ganze Stelle nur eine dem neuen, eine neue Stufe in der Schöpfungsentwickelung beginnenden Abschnitt angemessene, summarisch rückweisende Zusammenfassung ist. Und wie diese ursprüngliche Geburt zur Beseitigung alles Mißverständnisses noch besonders als Schaffen bezeichnet wird durch den ausdrücklichen Zusatz: in ihrem Geschaffenwerden, und beide Begriffe durch einander terminirt werden, damit die Geburt nicht als ein Erzeugen (aus zwei Wesen), das Schaffen aber nicht bloß als Formen des Vorhandenen, sondern als ursprünglich gedacht werde, so wird dieses Schaffen selbst wieder durch das Machen, Thun Gottes genauer bestimmt, um dem bloßen unthätigen Emanationswahn vorzubeugen! Ist es doch, als ob der heilige Geist, der die heiligen Männer Gottes trieb und lenkte, gleich in den ersten Worten der Bibel allen den vielfachen cosmogonischen Schwärmereien und Irrthümern, wie sie die Folgezeit geboren hat, habe einen Damm setzen wollen! — Selbst auch der exegetische Unterschied zwischen barah und asah, den Ebel noch zu Hülfe nimmt, wäre er so gegründet, wie Ebel ihn darstellt, spräche gegen seine Hypothese; denn schon Vers 2 und 3. wird vom Werk der ursprünglichen Schöpfung durch Elohim das Wort asah dreimal gebraucht. „Also hatte vollendet Elohim am siebenten Tag sein Werk, das er machte (asah), und ruhte am siebenten Tag von all seinem Werk, das er machte (asah). Und Elohim segnete den siebenten Tag und heiligte ihn, weil er an demselbigen ruhte von all seinen Werken, die schuf Elohim, indem er machte" (asah). Kann es etwas Schlagenderes geben? Wer hiegegen noch blind ist, an dessen Sehendwerden ist billig zu verzweifeln.

Es ist aber mit dieser Schönherrschen Ansicht nicht bloß die Schöpfung des Einigen Gottes, sondern es ist die Schöpfung der Welt schlechthin geläugnet in dem Sinn, wie es die Bibel und der kirchliche Glaube faßt. Denn als der Einige (diesem System gemäß) anfing, war schon Alles geschaffen, und als Alles geschaffen ward, war es eine Geburt und Zeugung zweier sich in Liebe verbindender Urwesen; und wie sehr sich auch seine Anhänger gegen die „geschlechtliche" Auffassung der „Gegenseitigkeit" beider Urwesen, so wie gegen die Bezeichnung von „männlich und weiblich," und gegen die Übertragung der aus grob sinnlicher Wahrnehmung in der Natur entspringenden „Idee von Zeugung,"*) wehren und verwahren, so bleibt, faßt man es auch noch so geistig auf, nach einmal vorhandenem Sprachgebrauch und nach der einmal gegebenen menschlichen Anschauungsweise für solche Verhältnisse, keine der Sache angemessenere andere Bezeichnung. Wenn die heilige Schrift den Sohn, als vom Vater erzeugt, nennt, so geschieht es, um damit seine Wesensverschiedenheit von der Welt anzudeuten, und ihn eben von der Welt, als von etwas Geschaffenem, vom Geschöpf zu unterscheiden. Hier ist's unmöglich, einen solchen Nebengedanken statt finden zu lassen, schon darum nicht, weil Gott als der ewig Einige und Einzige und als absoluter Geist dasteht. Bei dem Schönherrschen System das grade Gegentheil von alle dem. Daher seine Anhänger auch den biblischen Unterschied zwischen Christus, als dem πρωτότοκος und μονογενής (Ein-Erst-Geborenen) von der κτίσις, der Welt und allen ihren lebendigen Wesen, als Geschöpfen, Col. 1, 15 ff., schlechthin aufheben. — Die eigene Auffassung jener Gegenseitigkeit der beiden Eloha war aber bis zur neuesten Zeit nicht eben sehr geistig, wie die Darstellungen in den „Blumen" und in der „gegenseitigen Liebe," wo unter Anderem das Verhältniß der beiden Urwesen S. 28. 29. ausdrücklich mit dem Verhältniß von Mann und Weib verglichen und zusammengestellt ist; oder gar in den „Preuß. Provinzialblättern," wo S. 40. vom „Eilegen" die Rede ist, beweisen. Es ist freilich wünschenswerth, daß man sich um der Sittlichkeit willen von solcherlei Bezeich-

*) Panier der Wahrheit S. 32. Abgedruckt in Verst. u. Vern. 2te Abh. S. 178. Nochmals abgedruckt im Zeugniß ꝛc. S. 28.

nungen öffentlich zurückziehe. So lange aber die Sache selbst bleibt, ist nicht viel gewonnen! —

Gehen wir von der Innerlichkeit mehr auf das Äußere, auf die Geschichte der Weltschöpfung, so erscheint diese dem unbefangenen Blick sogleich als ein reines Werk des Zufalls. „Wann haben die Elohim die Welt angefangen?" so lautet die Frage in den „Preuß. Provinzialblättern" S. 43., und die Antwort: „grade zu der Zeit, als die Elohim, nach einer vorhergehenden ewigen Bewegung in dem unendlichen Raum, einander trafen." Zwar suchen die Anhänger Schönherr's auch diesen Vorwurf abzuwehren, aber auf keinem anderen Wege — freilich der bequemste —, als dadurch, daß sie denselben Vorwurf vielmehr auf die Lehre von dem ewig einigen Schöpfer wälzen.*) Für ihre Sache wissen sie nichts zu sagen, als: „Wie indeß die Elohim durch ihr Zusammentreffen und ihre gegenseitige Berührung zur gegenseitigen Wahrnehmung und Kenntniß eines ihnen ähnlichen Seyns außer ihnen gelangten: so erkannten sie während und mittelst dieses Akts die Möglichkeit einer Gegenseitigkeit unter ihnen, behufs eines Schaffens, und das gegenseitige Zusammenwirken als für einander beseligend empfindend, wurde der Entschluß in ihnen hervorgerufen, bei einander zu bleiben und ein regelmäßiges Schaffen mit einander zu beginnen." Woran sie nun unmittelbar die Worte schließen: „Auf diese Weise ist die Welt kein Werk des Zufalls."**) Hiemit ist der Beweis geliefert. Aber eben nur so weit, daß die Schöpfung auf einem Willensbeschluß der beiden Urwesen beruht. Dieser Beschluß aber ist durch das Zusammentreffen und in diesem hervorgebrachte Innewerden einer möglichen Gegenseitigkeit erst hervorgerufen. Da nun dies Zusammentreffen selbst ein absichtsloses, unbewußtes, mithin rein zufälliges war, so ist und bleibt auch die dadurch „veranlaßte" und bedingte Schöpfung ein Werk des Zufalls; wenn man nicht etwa annehmen will, eine höhere, über ihnen stehende Hand und Macht habe die beiden Urwesen glücklich zusammengeführt. — So lange also die Schönherrianer ihre Ansicht nicht besser zu begründen im Stande sind, steht es dem Herrn Prediger Diestel übel an, die biblisch-kirchliche Lehre von der Schöpfung durch die allmächtige Kraft und Willensfreiheit des Einigen Gottes höchst unedler Weise als eine „Taschenspielerkunst mit Hokus Pokus Plempsum Schallalla" lächerlich machen zu wollen.***) Und wenn er seine Polemik mit dem trivialen und bereits von den Gnostikern abgenützten Satze: aus Nichts wird Nichts zu unterstützen meint, so muß man fast an seinem guten Willen irre werden. Denn das kann man ihm als einem evangelischen Theologen und Prediger doch nicht zumuthen, daß er nicht wissen sollte, daß in der biblisch-kirchlichen Lehre nicht von einem absoluten Nichts die Rede ist, sondern nur vom Gegensatz zu einem vorhandenen materiellen Stoff. Oder wollen sie wirklich in ihren beiden Urwesen den materiellen Stoff zum Weltenbau des Jehova darreichen? Und wenn sie das ablehnen, und in ihnen nur die absolute Kraft sehen, mit welchem Rechte wollen sie dasselbe einem Einigen ewigen Urwesen absprechen? Worin liegt denn eigentlich der Unterschied, und wohin führt er? Führt nicht die Ansicht, daß außer dem freien Schöpfungswillen durch's Wort (welches beides sie sich auch zu vindiciren suchen) noch ein Drittes erforderlich ist zur Ewigkeit der Materie, oder der materiellen Substanz? Und tritt hier nicht schier ein neuer Irrthum, nämlich der des materiellen Pantheismus in diesen absoluten Dualismus hinein?*) — Oder was ist die „räumliche Substanz," die nicht rein Geist ist und seyn soll, anderes als Materie? — Man vergleiche hiezu noch folgende Aussprüche:

„Ist Gott Licht, Geist und Feuer,
Kommt Feuer nur aus Feuer,
Wo kommt es denn, das Wasser, her? —
. . . . . .
Kann es aus Gott nicht fließen,
Aus dem sich nicht ergießen,
Der Feuer ist, und ist's doch da,
Dann ist sein feuchtes Wesen
Von Ewigkeit gewesen,
Dann ist's als unerschaffen da!"**)

„Dieses Wasser muß etwas Urwesentliches seyn," sagt Schönherr, Sieg der Offenb. 1804. Gott ist ein Geist, ein einfaches Wesen. Das Einfache aber kann an und für sich weder Grund noch Ursache seyn. Gott kann daher nur insofern als Grund und Ursache der Welt gedacht werden, insofern derselbe mit einem anderen Wesen in Verbindung getreten, und in solcher Verbindung Grund und Ursache der Welt geworden ist."***) „Eines der Urwesen, welches zum körperlichen Bildungsstoff sich hergab, oder das als körperlicher Urstoff hier angegebene Wasser, muß minder thätig seyn ꝛc." †)

Nach dem Bisherigen kann es nun wohl nicht befremden, in diesem System die Begriffe der Allmacht und Allwissenheit — die ihm ein groß Ärgerniß sind! — alterirt und in ihrem Wesen aufgehoben zu sehen. Der Begriff der Allmacht schließt alle Bedingung, außer der des eigenen Wollens, wie jede absolute Zweiheit aus. Zwei allmächtige Wesen sind ein Unding; und wenn das Eine erst durch das Andere allmächtig wird, während vorher keines allmächtig war, so mag das alles

*) Panier der Wahrheit S. 34 ff., wieder abgedruckt in Verst. u. Vern. S. 256. 2te Abh., und desgleichen wieder abgedruckt im Zeugniß der Wahrheit S. 32.

**) Schönherr im höh. Gesichtsp. ꝛc. 2tes Heft. S. 9., wieder abgedruckt im Zeugniß der Wahrh. S. 31 f. — Dieses neueste Schriftchen von Diestel und Ebel enthält in der That nichts als, außer einigen Citaten von Anderen, die nicht wider sie sprechen, fast nur Abdrücke ihrer eigenen früheren Worte!

***) Verst. u. Vern. 1stes Heft S. 86 f.

*) Auch diese Erscheinung wäre nicht neu; sie läßt sich auch bei den Gnostikern und im Manichäismus verfolgen. Vgl. Neander's Kirchengeschichte, 1ster Bd. 2te Abth.

**) Die Blumen ꝛc. S. 26.

***) Verst. u. Vern. 1ste Abh. S. 82.

†) Provinzialblätter S. 42.

Andere seyn, nur der allmächtige Gott der Bibel, der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erde ist es nicht. Und es ist daher als eitel Täuschung zu bezeichnen (sey es im Wort und Begriff oder in der Sache), wenn die Anhänger Schönherr's sagen: „Gott bleibt, ungeachtet die Möglichkeit einer Schöpfung und hiemit die Absicht eine Welt zu schaffen, an das Daseyn eines ihm ähnlichen Wesens und das Zusammentreffen mit demselben sich knüpfte, dennoch der, der ursprünglich Alles machte, was gemacht ist, und noch alles Werdende hervorruft und in's Daseyn treten läßt — der Allmächtige."*) Nicht bloß darum ist Gott der Allmächtige, weil er Alles gemacht hat (wiewohl im Schönherrschen System Gott nicht einmal Alles gemacht hat — nämlich weder die beiden Urwesen, die die ewige Substanz der Dinge sind, noch das, was diese in den sechs Schöpfungstagen geschaffen haben, wie wir bereits oben gesehen —), sondern darin, daß er Alles machen kann, was er will (Ps. 115, 3., 135, 6.). Nach Schönherr kann aber auch Gott nicht, was er will. Außer den vielen schon hie und da angeführten Behauptungen mögen als Erweis nur folgende Worte Diestel's stehen:**) „Nun aber ist nicht alles Daseyn in seinem Urgrunde aus Gott allein hervorgegangen. — Es sind Grundkräfte in den Wesen der Dinge, die nicht aus Gott hervorgegangen, und darum Gott nicht naturnothwendig unterthan sind." — Es ist daher nichts als eine petitio principii, wenn Diestel und Ebel im Zeugniß der Wahrheit ꝛc.***) sich auf das Unmögliche berufen, und die — tiefe Bemerkung machen: „Wenn auch kein Ding bei Gott unmöglich ist, so ist doch das absolut Unmögliche, eben weil es ein Unding ist, nicht möglich; sonst müßte ja auch Gott das Böse thun, und sich selbst aufheben können." Freilich kann Gott das Böse nicht thun, aber eben darum, weil er es nicht will, und dieser sein Wille ist der absolut freie, über den hinaus keine weitere Instanz ist. Das darum und also Unmögliche kann Gott freilich nicht, und kann es nicht wollen. Aber wo ist das biblischer- und vernünftigerweise erwiesen, daß Gott die Welt nicht könne durch sein allmächtiges Wort schlechthin geschaffen haben, weil er nicht gewollt? oder das, daß er nicht gewollt, oder nicht wollen konnte? Hoc erat demonstrandum. Unbegreiflich mag das Wie seyn und bleiben, und bleibt es, trotz der anmaßenden oftmaligen Behauptungen, alle Räthsel gelöst zu haben, grade dadurch, daß man das Räthsel absolut gemacht, und den Gegensatz als ewig gesetzt hat, nur desto mehr im Schönherrschen System! Denn in der That besteht das (philosophisch) Wesentliche des ganzen Systems darin, daß der in der Welt erscheinende Dualismus, der Gegensatz, zum absoluten und ewigen, der mithin darin seine Lösung hat, daß er unlösbar ist, deklarirt, die Einheit Gottes absolut aufgehoben, und wie Gott selbst, so auch seine Eigenschaften der Allmacht und Allwissenheit zu relativen Begriffen degradirt sind. Mag sich nun eine solche Desperationsoperation gefallen lassen für seine Person wer da will, aber die Kirche kann sich solche von ihren Dienern nicht als biblische Wahrheit einschmuggeln, oder als höhere Weisheit aufdrängen lassen, sie muß auf das Entschiedenste dagegen protestiren, wie sie es vom Anfang an gegen alle gnostischen und theosophischen Zumuthungen, auf dem Gebiete der Theologie und Kirche Geltung zu haben, zu thun genöthigt war.

Es möchte nun noch kaum nöthig seyn, auch in Bezug auf die Allwissenheit unsere Behauptung zu rechtfertigen. Indeß tritt hier das Irrthümliche so folgenreich in's Auge, daß es für das richtige Urtheil über das System von nicht geringer Bedeutung ist. Für's Erste nun ist schon dadurch der Begriff der absoluten Allwissenheit aufgehoben, daß die beiden Urwesen (in ihrer eirunden Gestalt) seit Ewigkeit in der unendlichen Leere hinschwebten, ohne daß Eins von dem Anderen etwas wußte. „Wie kann A von B wissen, wenn keine Wechselwirkung zwischen ihnen stattgefunden, und wie kann das noch gar nicht Existirende ein Gegenstand des Wissens seyn, da ihm die Grundbedingung eines thätigen Einflusses der Existenz fehlt," sagen die Vertheidiger des Systems;*) und widerlegen also nicht, sondern bestätigen den Vorwurf. Sie konnten nichts von einander wissen! — Eben so beschränkt aber, wie rückwärts, ist das Wissen Gottes auch vorwärts, wie schon die angeführte Stelle darthut. Und wie das Wesen Gottes darin bestand, daß er eben nicht absolut Gott ist, und seine Allmacht darin, daß er nicht Alles machen kann, was er will, so besteht nun seine Allwissenheit darin, daß er eben nicht Alles weiß. Die Vertheidiger sagen noch wörtlich: „Der Allwissende kann weder wissen, was nicht da ist — denn Wissen heißt, vermittelst eines Gedankens ein Daseyn erfahren, und nur das, was wirklich da ist, kann gewußt werden, es gibt kein Wissen, das sich nicht auf wirklich Vorhandenes stützt — noch das Resultat wirklich freier Entschließungsmomente voraussehen."**) —

(Fortsetzung folgt.)

Vergängliches und Bleibendes im Christenthum. Selbstgespräche. Von Dr. Strauß. In der Zeitschrift: Der Freihafen, Gallerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Litteratur, Gesellschaft und Wissenschaft. Mit Beiträgen von Carus, Gans, König, Mises, Varnhagen von Ense, dem Fürsten von Pückler, Rosenkranz, Strauß, Theodor Mundt, Kühne u. A. Drittes Heft.

(Schluß.)

Sollte es nun dem kritischen Verstande schwer werden, die den nothwendigen Sätzen der absoluten Vernunft entgegen-

*) Schönherr aus höh. Gesichtsp. ꝛc. 2tes Heft S. 10. Anm. Wieder abgedruckt im Zeugniß der Wahrheit ꝛc. S. 19.

**) Verst. u. Vern. 1ste Abh. S. 143.

***) S. 20. Abgedruckt aus den Preuß. Provinzialblättern.

*) Zeugniß der Wahrheit S. 21.

**) Verst. u. Vern. 2te Abh. S. 74 f.

stehenden Lehren der Kirche Jesu Christi zu zersetzen, zu entkleiden, auseinanderzureißen, und ihre nackten Fetzen in ihrer scheußlichen Blöße darzustellen? Es ist ein geschickter Kunstgriff, wenn die Vernunft ihren Diener, den Verstand, vorausschickt, daß er ihr den Weg bereite. Sie hat ihm Ziel und Richtung vorgeschrieben, und wundert sich dann doch über ihr zufälliges Zusammentreffen, drückt ihrem jüngeren Bruder freundlich die Hand, und weint an seinem Halse vor einer Menge gaffender Zuschauer helle Freudenthränen ob der nach jahrelanger Entzweiung endlich gelungenen dauernden Versöhnung. — Seitdem die Weltweisheit das kritische und spekulative Sturmlaufen gegen die alte Felsenburg des Glaubens begonnen hat, führt sie, ein zweiter Kapaneus, den auch des Donnerers Blitze zu seiner Zeit erreichen werden, das prahlende: Sic transit gloria Christi in ihrem Schilde; während ihr von dem Banner der unerschütterlichen Gottesveste das von ihr verhöhnte: Sic transit gloria mundi, — et sapientiae ejus, als weissagender Richterspruch entgegenweht. — Strauß weiß sich in seinem Pantheismus als ein Verbündeter, ein Organ, ein Koryphäe seiner Zeit. „Doch nicht etwa Geheimniß nur der Philosophen," — so schließt er seinen ersten Abschnitt, welcher über das Vergängliche im Christenthume handelt, — „ist diese Richtung; als dunkler Drang ist sie allgemeiner Geist der Zeit geworden. Es ist eingestanden: wir wissen keine Kirchen mehr zu bauen. Dagegen steigen jetzt aus einem Drange, der wie ein Miasma sich namentlich über Deutschland verbreitet hat, aller Orten Denkmale für große Männer, für erhabene Geister hervor. Vieles Lächerliche mischt sich in diesen Trieb: aber er hat auch seine ernste Seite, und ein Zeichen der Zeit ist er gewiß. — Die Evangelische Kirchenzeitung hat ganz recht gesehen, wenn sie die Verehrung des Mannes von der Vendome-Säule und des Weimarschen Olympiers als neuen Götzendienst verfluchte. In der That sind hier Götter, von welchen dem Gotte der Evangelischen Kirchenzeitung, — ein Heidenthum, wenn man will, das ihrem Christenthum Gefahr droht. Hat Heine die Berichte von O'Meara, Antommarchi und Las Casas mit Matthäus, Marcus und Lucas verglichen: wie lange wird es an solchen fehlen, die in Bettina's Briefen ein anderes Evangelium Johannis erblicken? — Ein neuer Paganismus, oder auch ein neuer Katholicismus, ist über das protestantische Deutschland gekommen: man hat an der Einen Menschwerdung Gottes nicht genug, und will nach Indischer Weise eine Reihe sich wiederholender Avatar's haben; man will den alleinstehenden Jesus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben; nur daß diese nicht lauter kirchliche Heilige sind, sondern wie in der Hauskapelle des Kaisers Alexander Severus neben den Standbildern Christi und Abraham's auch das des Orpheus sich befand, so geht die Richtung dieser Zeit dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geistern zu verehren, welche belebend und schöpferisch auf die Menschheit eingewirkt haben. — Der einzige Kultus — mag man es nun beklagen oder loben, aber läugnen wird man es nicht können, — der einzige Kultus, welcher den Gebildeten dieser Zeit aus dem religiösen Zerfallen der letzten übrig geblieben ist, ist der Kultus des Genius." So weit Herr Strauß. Daß nun dieser Pantheismus wahrhaft wissenschaftlichen Gründen überwindbar sey, wollen wir nicht bezweifeln, die Lösung dieser Aufgabe kann wohl das Hauptziel der großen Geistesarbeit der heutigen Theologie genannt werden. Das aber glauben wir mit Recht zu bezweifeln, daß er sich in allen einzelnen Individuen, womit übrigens kein Seitenblick auf bestimmte Personen gethan werden soll, werde gefangen geben und überwinden lassen; denn seine Wurzeln gehen über die Vernunft hinaus, sie ruhen im verborgenen Boden des Willens, seine Quellen sprudeln in den geheimen Herzenskammern gottgleichseynwollenden Hochmuthes. Kömmt dem Sündenschläfer ein pantheistischer Traum, wecke ihn auf und ziehe ihn vom Abgrunde, er wendet sich um und träumet weiter. So wart' es ruhig ab. Vielleicht sendet ihm der Herr der Träume ein schauerliches Bild, er thut einen Blick in die Tiefe, in die er sicher hinabzutaumeln im Begriffe ist. Er erschrickt, er erwacht, er rafft sich auf, er wagt den kühnen Sprung und findet sich auf Golgathas Höhen. — Was soll nun aber die Kirche zu solchen Lehren sagen? Zunächst ihren Herrn preisen, daß er durch die wiedergebärende Kraft seines heiligen Geistes sie wieder hineingestiftet hat in dieses Jahrhundert der Verblendung, dann, wie die Feinde, die draußen ihre Mauern bestürmen, auch sich lebendig eins fühlen, und zwar als eine Gemeinde der Heiligen, als engverbundene Glieder am Leibe Jesu Christi, thatsächlich und im Bewußtseyn wachsen in dieser Glaubenseinheit und an dem Herrn, ihrem Haupte, kämpfen und zeugen mit dem Worte der Wahrheit gegen das Werk der Lüge, denn auch ihr sind reiche Gaben und Kräfte der Weisheit und Wissenschaft verliehen, aber ihren Sieg cht erwarten von feinverschlungenen Argumenten und gewandter Rede, sondern von dem auf das Wort der Verheißung gestützten Gebete des Glaubens. Ob dieser Sieg in unserer Zeit offenbar werden soll, so daß sie mit ihrer Predigt von dem Gekreuzigten und Auferstandenen die Gemüther beherrscht, oder ob die Ungerechtigkeit noch ferner überhand nehmen soll, so daß Tausende und Millionen verführt werden von der Kraft der Gottseligkeit, das weiß sie nicht, denn sie kennt nicht Zeit und Stunde, die der Vater im Himmel seiner Allmacht vorbehalten hat. Aber auch im äußeren Unterliegen ist ihr verborgener, innerer Sieg ihr doch gewiß, und das weiß sie allerdings, daß wenn Christus, ihr Leben, sich offenbaren wird, sie auch mit ihm offenbar werden wird in der Herrlichkeit.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 17. November. № 92.

Beleuchtung der Schönherrschen Irrthümer, auf Veranlassung der Schrift:

Verstand und Vernunft u. s. w. Zwei Abhandlungen von Heinrich Diestel und Johannes Ebel. Leipzig 1837.

(Fortsetzung.)

Wie mußte Gott in Erstaunen gerathen seyn nach diesem System, als er, nachdem er die Welt geschaffen, nun erst sah und einsah, was er gemacht, erfuhr und wußte, daß er eine Welt gemacht! Vor ihrem Daseyn konnte er ja von ihr nichts wissen, keinen Gedanken von ihr haben; nachdem sie da war, konnte er erst Wissenschaft von ihr haben! Er hat geschaffen, ohne zu wissen was!! — In welche Klemme die Anhänger Schönherr's hiemit geriethen, scheint ihnen sehr wohl zum Bewußtseyn gekommen zu seyn. Es tritt die Verlegenheit und Mühsal, sich durchzuwinden, gar deutlich hervor. „Gott ist allwissend," sagen sie, „heißt nicht etwa, er weiß auch das Unwißbare, d. h. nicht Daseyendes, sondern zum Unterschied vom Menschen, der durch sein beschränktes Daseyn auch nur ein theilweises Wissen hat, kennt er alle Dinge, weil er überall gegenwärtig ist, und Alles durchdringt, und weiß Alles, was da ist, und zwar: Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges, indem er den Plan, nach welchem er das Ganze regiert, vom Anbeginn geordnet hat, also schon in der Keimlegung Alles wirklich vollendet erblickt, was sich bis an's Ende der Welt entwickeln soll, und immerdar schon von ferne sieht, was im Kommen ist."*) Aber das Zukünftige, das Kommende ist ja noch nicht da! Es soll also wohl so viel heißen: Gott weiß zwar die Zukunft, hat seinen Plan für sie gemacht, nach der Keimlegung berechnet, aber was in der Zukunft wirklich geschehen, in's Daseyn treten wird, weiß er nicht, denn nur was da ist, was in's Daseyn getreten ist, ist für ihn wißbar. — Ist aber für ihn Alles da, so weiß er Alles, und es ist keine Ausnahme zu machen. So wollen es die Schönherrianer nicht verstanden haben; sondern sie setzen wirklich Etliches, was Gott nicht weiß, weil es noch nicht da, noch nicht geschehen ist. „Schönherr, bekennen sie, läugnete allerdings, daß Gott die freien Handlungen der Menschen vorherwisse; aber er nahm in Verhältniß nur sehr wenige freie Handlungen (!) in dem Leben des Menschen**) an, nur diejenigen etwa, die als Wendepunkt in der Entwickelung des geistigen Lebens betrachtet werden können. Sie waren ihm Keime, aus welchen sich ganze Reihen von Handlungen entwickelten, die mit jenen gleichzeitig als Objekte der göttlichen Allwissenheit gegeben waren. Vor ihrer Existenz, so urtheilte Schönherr, kann Gott die freien Handlungen der Menschen nicht immer mit absoluter Nothwendigkeit wissen."*) „Allerdings weiß Gott auch die Entschließungen und Handlungen des Menschen, welche wir gewöhnlich frei nennen, voraus; aber es gibt einzelne Augenblicke im menschlichen Leben, wo sich der Mensch gleichsam im Schwebepunkte befindet, das heißt, wo das Gute und das Böse zu gleicher Zeit und mit gleicher Stärke auf ihn eindringt, wo er sich nun zu entscheiden hat, entweder zum Guten oder zum Bösen. Da überläßt ihn Gott seiner freien Wahl, ohne daß Gott den Entschluß desselben voraus weiß. Denn wüßte er ihn voraus, so hätte er alle diejenigen, welche seine Gebote übertreten, zur Verdammniß geschaffen. Und ob er überhaupt die Möglichkeit des Bösen in der Welt wissen konnte, so sahe er doch nicht naturnothwendig voraus, daß es wirklich eintreten würde."**) Der blinde Schreckschuß von dem „zur Verdammniß schaffen" hätte billig zur Ehre von Verstand und Vernunft wegbleiben sollen; denn er ist doch nicht im Stande, die gräßliche Logik, die diesen Aussprüchen zu Grunde liegt, zu maskiren. Gott weiß die freien Entschließungen voraus; aber es gibt einige, die er nicht weiß. Welche? Doch wohl also die nichtfreien? Nein, grade die, die er nicht weiß, sind recht eigentlich und vorzugsweise Akte der freien Wahl und Entschließung! Also weiß wohl Gott eigentlich bloß die freien, „die man gewöhnlich so nennt," aber es nicht sind — und es sind nur die Handlungen frei, von denen Gott nichts weiß? — Welch ein Gewebe von Widerspruch und Unsinn in den wenigen Zeilen! Indeß „hiemit ist die Ansicht widerlegt, daß Schönherr's Theorie mit den göttlichen Eigenschaften, Allmacht und Allwissenheit, unvereinbar wäre" sagen sie.***) Ja wohl ist die Vereinbarung geschehen, aber die Allmacht und Allwissenheit mußten ihren Kopf zum Opfer bringen.

Fragen wir nun noch: Wie steht's nach dieser Ansicht mit den Weissagungen der heiligen Schrift? Sie sind schlechthin aufgehoben. Jede Weissagung ist lügenhaft oder zum wenigsten problematisch, und der etwaige Erfolg zufällig!! — Oder fragen wir allgemeiner: Wie steht es um Gottes Weltregierung? Sehr schlecht! Was Gott nicht weiß, kann er

*) Verst. u. Vern. 2te Abh. S. 73.

**) aller Menschen?

*) Zeugniß der Wahrheit S. 21.

**) Verst. u. Vern. 2te Abh. S. 74 f.

***) Ebendas. S. 75. Wieder abgedruckt im Zeugniß der Wahrheit S. 21.

auch nicht hindern, wenn er auch wollte, und der Mensch kann, daß wir so sagen, jeden Augenblick Gott ein Schnippchen schlagen! Wenn er aber auch nicht hindern wollte, wenn der Mensch, wie die Bibel lehrt, und die Schönherrianer anerkennen,*) allerdings „wider Gott streiten, seine Zwecke hindern und seine Absichten wenigstens für den Augenblick vereiteln kann, wenn gleich seine Weisheit und Allmacht Alles zum Besten lenkt," so ist dies doch kein Beweis, daß Gott es nicht vorauswisse, sondern nur, daß Gott den Menschen nicht absolut zwingt, und dessen Willensfreiheit nicht schlechthin aufhebt. Ja will er „Alles zum Besten lenken," und „alle seine Rathschlüsse dennoch erfüllen," so muß er vorher auch die freien, und grade die wichtigsten freien Entschließungen und Handlungen, „die Wendepunkte in der Entwickelung des geistigen Lebens" wissen, da ja sie eben am unmittelbarsten und kräftigsten in den Plan Gottes eingreifen, nicht aber die unbedeutenderen Handlungen der Menschen. Denn es läßt sich hiebei ein solches Lenken zum Besten, d. h. eine Ausgleichung mit dem Plane Gottes nur so und dadurch denken, daß Gott in dem Vorauswissen und Voraussehen dessen, was ihm störend entgegentreten wird, auch bereits die Veranstaltungen mit in seinen Plan aufnimmt, den störenden Folgen zu begegnen; sonst wäre gradezu ein Abbrechen seines Planes nothwendig. Wir fragen nun: ob hiemit eine vollkommene und unabhängige Weltregierung bestehen könne? ob nicht dieses dualistische System eine trostlose Lehre mit sich führt, und ob nicht dadurch dem kindlichen Vertrauen alle Wurzel abgeschnitten ist? —

Das wenigstens geht unwidersprechlich aus dem bisher Erörterten hervor, daß dieses System nicht bloß der Bibel gradezu, und namentlich in ihren ersten Versen: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, wie ihrem höchsten Gebot von der Einheit Gottes: Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine andere Götter neben mir haben, widerspricht, sondern auch den ersten Artikel des christlichen Glaubens: Ich glaube an Gott den Vater, allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erden, gradezu vernichtet; und es läßt sich nun schon im Voraus vermuthen, daß auch die beiden anderen Artikel, sofern in ihnen namentlich der Glaube an die Dreieinigkeit Gottes dargelegt ist, angegriffen seyn müssen. Und so bestätigt sich's auch, wenn man die in ihren Schriften freilich sehr unklar und verworren hervortretende Vorstellung von der Trinität sich feststellen will. „Die Lehre der heiligen Schrift, daß im Anfang Elohim (Urwesen) Himmel und Erde geschaffen haben, ist philosophisch; und wenn Herbart behauptet, daß in dem Grunde, der etwas mehr enthalten soll, als die Folge, weil die Folge in ihm liegt, demnach wenigstens drei Theile zu unterscheiden seyn müssen, so bestätigt die heilige Schrift, wie es scheint, auch diese Behauptung, indem sie außer den Elohim, welche die Welt geschaffen haben, noch den Geist der Elohim nennt,

*) Ebendas.

durch welchen die Welt geschaffen worden."*) „Der Geist der Elohim, also der zur Schöpfung wirksamen Mehrheit, deren Zahl der Natur und der heiligen Schrift zufolge zwei ist, schwebete — die Urkraft und innere Thätigkeit beider berührte sich vor dem Werde-Licht auf der Oberfläche des später vom Licht durchdrungenen, eine finstere Tiefe darstellenden Wassers."**) — Nach der biblisch-kirchlichen Lehre aber ist der heilige Geist der Geist des Vaters und des Sohnes, von beiden ausgehend; hier der Geist der beiden isolirten Urwesen, ohne Gottesbewußtseyn! Und da das Wort, der Logos, als ein von beiden Urwesen Unterschiedenes und Geschiedenes erscheint, so haben wir bereits eine Vierheit. Das Wort selbst aber, als die zweite Person in der Gottheit nach kirchlich-biblischer Auffassung, ist nach diesem System ein Erzeugniß und Geburt der beiden Urwesen. „Gott war das schnellere und daher stärkere, mehr bildende Urwesen. Beide Urwesen fügten sich in einander, weil das andere schwächer war. Ihre beiderseitige Wirkung war das Wort: durch's Wort machten sie alle Dinge."***) „Elohim ist der Ausdruck des Grundtextes — Jehova Elohim, wenn er Gott als ein einiges Wesen bezeichnet. Seine persönlichen Ausflüsse werden durch Adonai bezeichnet. Daher es im 110ten Psalm, wo Jehova zu Adonai spricht, heißt: „Setze dich zu meiner Rechten," — wodurch das menschgewordene Wort der Elohim, der Sohn dieses Jehova, und nicht ein Urwesen zu verstehen ist." †) „Schönherr nahm außer dem Urworte in Gott, d. h. außer dem lebendigen, innig-innersten Ausdruck seines Wesens, das mit ihm gleich unendlich in der Zeit ist, ein Schöpfungswort, einen Logos an, von dem Johannes sagt: Er war im Anfang. Dieser Logos, der lebendige Ausdruck der Zusammenwirkung beider Urwesen, ist als solcher zwar im Anfang geworden, aber da das Schöpfungswort nur in gewissem Betracht potenzirtes und modificirtes Urwort ist, so ist es auch schon vor allem Anfang dagewesen. Das Urwort fließt mit dem Wesen Gottes gewissermaßen zusammen, ist nicht als eine von ihm gesonderte Wirkungsweise anzusehen, während das Schöpfungswort eine unterscheidbare besondere Form des Wirkens im Lichturwesen darstellt." ††) — Wir überlassen es dem Leser, sich dieses Chaos von verschiedenen Wesen, so wie die anderwärts †††) noch vorkommende Unterscheidung eines dreifachen Worts „1. als eines lebendigen, thätigen, wirksamen Seyns in Gott, 2. als eines in Gott gegründeten, durch das Seyn Gottes bestimmten Seyns, 3. als eines von Gott erzeugten bestimmenden Seyns," zurecht zu legen. Die biblische Lehre

*) Verst. u. Vern. 1ste Abh. S. 82.
**) Die Blumen ꝛc. S. 47.
***) Preuß. Provinzialblätter S. 44.
†) Ebendas.
††) Zeugniß der Wahrheit S. 26.
†††) Schutzwehr; abgenöthigte Bemerkungen ꝛc. Königsberg 1834. — Wiederholt in Verst. u. Vern. 2te Abh. S. 122.

von den drei Personen der Gottheit in ihrem wesentlichen Verhältniß zu einander, die kirchliche Lehre von der Dreieinigkeit, wird er gewiß nicht zu finden vermögen, auch bei dem besten Willen.

(Schluß folgt.)

Nachrichten.

(Armenien.) (Fortsetzung.) Aus einer Unterredung mit dem Sekretär des Katholikus zu Echmiädzin theilen wir Folgendes mit:

Nachdem wir ihm erklärt hatten, daß unsere Kirche an die wahre Gottheit und Menschheit Jesu Christi glaube, sagte er, daß die Dreieinigkeit und die Gottheit Christi in der That die beiden Hauptartikel des christlichen Glaubens seyen. (Doch muß ich hier bemerken, daß die Armenier unter dem Worte Glauben bloß den Glauben an das Daseyn der Dreieinigkeit verstehen, von rechtfertigendem Glauben haben sie gar keinen Begriff; diese Lehre ist ihnen so fremd wie die Lehren, die St. Paulus vortrug, es den Athenienſischen Philosophen waren.) Wir gaben dies freilich zu, doch behaupteten wir, daß der Tod Christi für die Sünden der Welt, der Glaube, daß dadurch allein die Menschen gerettet und erlöset sind, ein eben so wesentlicher Artikel des christlichen Glaubens sey. Er sagte zwar, daß die Armenier dieses auch glauben, doch ging er dann sogleich zu der Frage über, was wir von der ewigen Jungfrauenschaft der heiligen Jungfrau hielten. Auf unsere Antwort, daß unsere Kirche hierüber keine bestimmte Ansicht habe, da die heilige Schrift darüber schweige, wiederholte er uns zwar, daß seine Kirche den Glauben daran fordere, bemerkte jedoch, sie wolle den Andersdenkenden nicht den Namen Christen vorenthalten.

Zwei Dinge sind zur Seligkeit nothwendig, fuhr er fort, nämlich: die Taufe und die Communion. Nach den Lehren der Armenischen Kirche gibt es drei Arten von Taufen, von denen jede gleich wirksam ist; 1. die wirkliche Wassertaufe im Namen der Dreieinigkeit, 2. wenn ein Muselmann oder Heide in seiner letzten Stunde getauft zu werden wünscht, auch ohne seinen Wunsch erreichen zu können, 3. die Sehnsucht eines Menschen nach der Taufe, wenn sein Gebieter ihm die wirkliche Taufe nicht gestatten will. Dasselbe findet in Beziehung auf die letzte Ölung statt; diese ist wohl nothwendig, doch wenn sie nicht gereicht werden kann, so genügt die Sehnsucht danach. Wir erwiderten ihm, daß nach Joh. 3, 5. nicht die Geburt aus dem Wasser oder die Taufe allein, sondern auch die Geburt aus dem Geiste oder die Wiedergeburt gefordert werde, wenn man in den Himmel kommen will, und fragten ihn, ob seine Kirche Taufe und Wiedergeburt für ein und dasselbe halte, oder ob sie auch die Erneuerung des Herzens fordere. Er bekannte, daß sie nur die Wassertaufe verlange, und von keiner inneren Veränderung etwas wisse. — Derselbe merkwürdige Ausspruch würde uns auch noch von anderen Autoritäten bestätigt. So ist also nach der Armenischen Kirche die dritte Person in der Gottheit ganz unthätig bei der Erlösung der Menschen. Die einzige Wirksamkeit, die sie dem heiligen Geiste zuschreibt, ist die, daß er Wunder verrichtet. — Fragen über die Gnadenwahl und dem verwandte Lehren, welche unter uns so viele Spaltungen veranlaßt haben, sind in der Armenischen Kirche ganz unbekannt. —

Nach den Gebräuchen dieser Kirche besteht die Taufe eigentlich darin, daß der ganze Körper dreimal in Wasser getaucht werden muß, eben so oft, als die heilige Formel wiederholt wird. Jetzt aber ertheilt man sie auf folgende Weise: Das Kind sitzt im Taufbecken, dreimal wird sein Haupt mit einer Handvoll Wassers begossen, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes; dann wird der Körper dreimal ganz in's Wasser getaucht, zum Zeichen, daß Christus drei Tage im Grabe gelegen. Letzteres jedoch wird nicht für nöthig gehalten; denn die Taufe anderer Sekten, sogar solcher, welche nur einmal mit Wasser besprengen, ist auch gültig, und sie verlangen nicht, wie die Griechen, daß die Ketzer noch einmal getauft werden, wenn sie zu ihrer Kirche übertreten.

Die Armenier glauben, daß die Taufe die Erbsünde wegnehme, und daß die, welche ohne Taufe sterben, durch Adam's Sünde augenblicklich zur Hölle fahren. Dennoch erlauben sie nicht, wie die Papisten in dringenden Fällen, die Taufe durch einen Laien. Nur ein ordinirter Priester darf sie ertheilen. Sie findet gewöhnlich, wie die jüdische Beschneidung, am achten Tage nach der Geburt statt, obgleich sie durch gefährliche Krankheit beschleunigt und in Abwesenheit eines Priesters aufgeschoben werden kann.

Die Armenische Kirche bekennt sich zu sieben Sakramenten. Von der Taufe, der Communion und der Buße haben wir schon gesprochen, über die Ehe und die Ordination ist nichts besonders Merkwürdiges in der uns vorliegenden Schrift mitgetheilt worden; wir haben also noch über die Confirmation und die letzte Ölung zu berichten. Erstere wird gleich bei der Taufe ertheilt; sie besteht darin, daß die Stirn und Augen, Ohren, Nase, Mund, Hände und Füße mit dem heiligen Öle (Meiron) gesalbt werden. So groß ist die Heiligkeit des Meirons, daß es jede andere Ceremonie verdunkelt; es hat den Namen Confirmation verdrängt, welche jetzt stets Meiron genannt wird; ja das gemeine Volk glaubt sogar, daß es noch wirksamer als die Wassertaufe sey, um aus dem Kinde einen Erben des Himmels zu machen. Der Priester des Sprengels ertheilt die Confirmation mit der Taufe, es ist also nicht, wie in der Römischen und Englischen Kirche, ein Bischof dazu erforderlich.

Die letzte Ölung scheint bei den Armeniern nicht allgemein in Gebrauch zu seyn. Ein Bischof versicherte uns sogar, erzählt unser Verfasser, daß sie jetzt niemals mehr ertheilt würde; ein anderer sagte uns, daß er danach vergebens in den Formularen der Kirche gesucht hätte. Die Geistlichen zu Echmiädzin behaupteten hingegen, daß sie regelmäßig bei der Taufe ertheilt würde. Der Grund, den sie angeben, ist folgender. Da die Armenier ein zerstreutes und unterdrücktes Volk sind, oft an Orten sterbend, wo kein Priester ihres Glaubens sich befindet, so ist es nothwendig, ihnen gleich bei der Geburt das zu reichen, was ihnen die Seligkeit nach dem Tode gewiß macht. Wahrscheinlich ist das Ritual mit dem der Confirmation vereint, da beides in der Salbung mit Meiron besteht. Oder ich glaube vielmehr, daß die Armenische Kirche ursprünglich dieses Sakrament nicht hatte, und später, sich päpstlichen Ideen anbequemend, einen Theil der Confirmation die letzte Ölung nannte. So viel ist gewiß, daß sie nie in der Todesstunde gereicht wird. Einem achttägigen Kinde reicht also diese Kirche vier Sakramente, nämlich: „die Taufe, die Confirmation, die letzte Ölung und das heilige Abendmahl."

Als wir in einer Unterredung mit dem Bischof Israel zu Tebriz ihm die Frage vorlegten: Was müssen wir thun, um selig zu werden, setzte er uns in seiner Antwort die Lehren seiner Kirche auseinander. Diese sind folgende:

Die Sünden, von denen wir erlöset werden müssen, sind zweifacher Art: die Erbsünde und die wirkliche oder Thatsünde. Adam's Fall brachte seine ganze Nachkommenschaft unter die Herrschaft des

Satans, so daß dieser sie unter seinem Gebot gefangen hält. Um uns von dieser Erbsünde, oder mit anderen Worten, von dieser Herrschaft des Satans, die Folge der ersten Sünde ist, zu befreien, starb Christus. Das verordnete Mittel, wodurch die einzelnen Seelen sich diese Erlösung aneignen, ist die Taufe. Alle, die getauft sind, sind also von der Herrschaft Satans erlöset, unter welcher sie durch die ursprüngliche Sünde Adam's gefangen lagen, und sind nun frei, nach ihrer eigenen Wahl, entweder ihre Seligkeit zu verdienen, indem sie Gott dienen, oder ihr Verderben zu bewirken, indem sie Satan dienen.

Wenn wir aber nun, nachdem wir unseren Antheil an der Erlösung Christi empfangen haben, dennoch wieder den Dienst Satans erwählen, indem wir die Thatsünde begehen, was sollen wir dann thun, um erlöset zu werden? Die Armenische Kirche führt uns weder zu der Fürbitte unseres Vertreters bei dem Vater, noch zu Seinem Blute, welches uns von aller Sünde rein macht, sondern zu dem Beichtstuhle des Priesters und zu seiner Absolution. Ohne Beichte ist keine Vergebung möglich; durch dieselbe aber kann man sie ganz sicher unter zwei Bedingungen erlangen. Die Zerknirschung des Herzens darüber, daß man die gebeichteten Sünden begangen habe, ist die eine Bedingung; die andere ist, daß man dafür genugthue oder Ersatz leiste. Wir fürchten, daß die Priester wenig auf der ersten bestehen, und daß das Volk sie vernachlässigt. Die einzige Schwierigkeit der Seelsorge besteht darin, daß der Beichtvater die angemessene Genugthuung für jede besondere Sünde vorschreibe. Um ihn zu unterstützen, werden die Sünden in Todsünden und erläßliche Sünden getheilt. Die ersteren sind siebenfacher Art, nämlich: die Sünden des Stolzes, des Neides, des Zornes, der Trägheit, der Begierde, der Unmäßigkeit und der Wollust; sie werden der ewigen Verdammniß werth erachtet. Die letzteren sind nicht so genau angegeben, und werden als nicht so schädlich für die Seele betrachtet.

Die Arten der Genugthuung sind mannichfach; sie sind sorgfältig in drei Klassen getheilt; diese sind: Fasten, Gebet und Almosen.

Der Priester hält nun genau das Gericht über die gebeichteten Sünden nach dem Codex von Verbrechen und Strafen, welcher in den Kirchenbüchern mit der Genauigkeit eines bürgerlichen Gesetzbuches mitgetheilt und erklärt ist, verdammt den Büßenden zu der Genugthuung, welche ihm das beste Gegengift gegen die begangene Sünde zu seyn scheint, und bestimmt nach der Größe derselben die Länge der Fasten, die Anzahl der Gebete und den Betrag der Almosen. Die Wirkung dieser Genugthuung oder Buße ist nach der Kirchenlehre dreifacher Art, nämlich: 1. die aufrichtige Reue über die begangene Sünde an den Tag zu legen, 2. den bösen Hang, aus dem die Sünde entspringt, zu reinigen und zu bessern, und 3. als Lösegeld für die ewigen Höllenstrafen von Seiten Gottes angenommen zu werden. In der Praxis artet sie aber größtentheils in herzlose und bloß äußerliche Handlungen aus. Nachdem der Priester nun so das Gericht gehalten, spricht er die Absolution aus, wodurch jede Verbindung des Sünders mit der Schuld seiner Sünde aufgehoben und vernichtet wird. Diese Handlung erklärt zu gleicher Zeit, daß der Büßende wieder fähig geworden ist, sich durch gute Werke das Wohlgefallen Gottes zu erwerben, und so versucht er denn wieder von Neuem durch Fasten, Almosen, Wallfahrten, Messen, Communionen und andere Ceremonien den Himmel zu erwerben.

Da die Armenische Kirche nie angenommen hat, daß es für die überschüssigen Verdienste Christi und der Heiligen einen großen Behälter gebe, dessen Schlüssel einem irdischen Statthalter Christi anvertraut ist, um daraus dieselben nach seinem Belieben zu vertheilen, so ist ihr natürlich das ganze System der Ablaßkrämerei unbekannt.

Da man uns gesagt hatte, daß die Armenier weder Sonnabend noch Sonntag Abend arbeiteten, so erkundigten wir uns, wann denn eigentlich nach ihrer Kirche der Sonntag anfinge. Sie sagten uns, daß, obgleich der eigentliche Tag um Mitternacht anfängt und auch endet, ihre Gesetze dennoch verbieten, daß man Sonnabend nach Sonnenuntergang arbeite, und nach derselben Stunde Sonntag Abends, obgleich dabei Jeder seiner eigenen Neigung überlassen bleibt. Dasselbe Gesetz gilt auch für die großen Festtage; die Fasten hingegen werden bloß von Mitternacht zu Mitternacht gehalten. Sie rechtfertigen ihre kirchlichen Satzungen aus dem ersten Capitel der Genesis, wo es heißt: und es ward Abend und Morgen, und daraus, daß Christus drei Tage im Grabe gelegen. Denn die Armenier glauben, so wie die Griechen, daß unser Heiland grade um Mitternacht auferstand; daher könnte der erste Tag der Woche nicht zu den dreien, die er im Grabe zugebracht, gerechnet werden, wenn er nicht vor der Stunde der Auferstehung anfinge. — Die Arbeiten hören gewöhnlich Sonnabend Abend zur Zeit der Abendgebete auf. Dies ist etwas vor Sonnenuntergang.

Am 25. Februar (13. Februar nach dem alten Styl) wohnten wir zu Tebriz der Vorfeier des Festes Mariä Reinigung bei. Ein großer Haufe Volks war auf dem Kirchhofe vor der Hauptthür der Kirche versammelt; sie standen um einen viereckigen Raum, in dessen Mitte ein Haufe von Reisigholz aufgehäuft lag. Ein Priester stand auf der Thürschwelle und las den Dienst; ihm gegenüber saß ein Bischof in hohem Ornate, ihm zur Seite zwei Vartabeds. Ein Teller, in dem viele Wachskerzen lagen, ging herum, um die Gaben einzusammeln; Jeder, nachdem er seine Gabe entrichtet, nahm eine Kerze, welche rasch angezündet wurde. Der Bischof, die Vartabeds und eine Anzahl Priester wiederholten ein Gebet an den vier Seiten des Haufens; dann, nach einem Worte der Ermahnung, zündeten die Umstehenden mit ihren Kerzen unter großem Jubel und Lärmen denselben an, und bald sah man ihn in einer großen Flamme auflodern. Auf solche profane Weise wird hier dieses Fest eingeleitet. An manchen Orten findet sogar das Verbrennen des Holzes in der Kirche statt.

Da dieses Fest vierzig Tage nach der Geburt unseres Heilandes gefeiert werden muß, so sieht man aus der oben angegebenen Zeit, daß die Armenier weder mit der Römischen noch mit der Griechischen Kirche Weihnachten zu gleicher Zeit feiern. Nach dem alten Gebrauch der Orientalischen Kirche begehen sie dieses Fest am 6. Januar. Die Taufe Christi wird an demselben Tage gefeiert; zum Zeichen derselben wird ein Kreuz, mit welchem, nach ihrem Glauben, der Heiland nach der Consekration unzertrennlich vereint ist, mit vielen pomphaften Ceremonien in Wasser getaucht und gesegnet. In den meisten anderen christlichen Festen stimmt der Armenische Kalender mit dem Griechischen überein.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 21. November. № 93.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Es bleibt uns noch übrig, die geschichtliche Verbreitung der neuen Lehre in einem Überblicke darzustellen, und wenn wir hiebei von Preußen ausgehen, so ist es nicht bloß ein vaterländisches Interesse, welches uns leitet, sondern auch das rein historische, denn der erste Artikel hat bereits dargethan, daß und warum die neue Lehre in keinem Deutschen Lande sich so ungestört ausbilden und verbreiten konnte, als hier. Als von Gießen aus ein theologisches Gutachten über die Rechtgläubigkeit der Bahrdtschen Übersetzung des N. T. nachgesucht wurde, konnte der Verf., wie er selbst sagt, nur von einer Preußischen Fakultät, „allenfalls" von Göttingen aus, ein ihm erwünschtes Urtheil erwarten (Bahrdt's Leben 2ter Theil S. 261.). In fast allen protestantischen Ländern verhinderte bis in die achtziger Jahre die Censur den Druck stark naturalistischer Schriften, oder belegte sie mit Beschlag, nur Preußen ausgenommen. Im Reich wurde im Jahr 1778 die zweite Ausgabe der Bahrdtschen Übersetzung des N. T. durch ein Reichs-Conclusum confiscirt und der Verf. seiner Ämter entsetzt. Welche nachtheilige Folgen hatte für Basedow die Herausgabe seiner ersten, den Offenbarungsglauben untergrabenden Schriften, seiner „Philalethie" im Jahre 1763 und des „methodischen Unterrichts in der natürlichen und biblischen Religion" im Jahre 1764! Es erging in Hamburg in demselben Jahre ein obrigkeitliches Mandat, welches die Bürger vor Lesung „paradoxer Schriften," womit die Basedowschen gemeint waren, warnte, den Schullehrern selbst bei Strafe der Landesverweisung ihren Gebrauch untersagte u. dgl. Die Stadt Lübeck gebot den Buchhändlern, alle Exemplare jener zwei Schriften aus der Stadt zu schaffen und bei 50 Thlr. Strafe nicht wieder einzubringen. In Altona ward Basedow in sämmtlichen Kirchen von der Theilnahme am heiligen Abendmahle ausgeschlossen, und in Hamburg ward Pastor Alberti, weil er Basedow zum Genuß des Sakraments zugelassen, durch seinen Special-Collegen vom Beichtstuhl entfernt (Beiträge zur Lebensgeschichte von Basedow, Magdeb. 1791, S. 23 f.). Der überall durch die Censur bedrohte Schriftsteller wählte den Ausweg, an verschiedenen Orten einzelne Bogen drucken zu lassen, so daß die Censoren keinen Zusammenhang erkannten. Man vergleiche was noch aus dem Jahre 1794 Krug in seiner Selbstbiographie über den Druck seiner „Briefe über die Perfektibilität des Christenthums" mittheilt; in Hannover hatte die Censur den Druck verweigert, in Jena war er nur nach eingeholtem Responsum von Griesbach zugestanden worden; nichts desto weniger erfolgte in Churfachsen eine Anklage gegen Krug, welche ihn veranlaßte, aus seinem Vaterlande sich zu entfernen. Churfachsen und die Dänischen Staaten bewiesen besondere Strenge, in den letzteren erschien ein besonderes Preßgesetz am Ende des Jahrhunderts gegen antichristliche Schriften; in Churfachsen wurde z. B. noch im Jahr 1800 die Cannabichsche Weihnachtspredigt „wegen anstößiger Grundsätze, die Person Jesu Christi und die Versöhnungslehre betreffend," bei 20 Thlr. Strafe confiscirt, und die Superintendenten angewiesen, keinen Candidaten aus Schwarzburg-Sondershausen (wo Cannabich General-Superintendent war) in Sachsen predigen zu lassen, ohne ihn wegen seines Glaubens zu prüfen.

Von alle dem geschah in Preußen nichts — abgesehen von der kurzen Zeit, in der das Religionsedikt in Kraft war. Wenn daher Preußen zuzugestehen seyn sollte, daß es seit dem zweiten Decennium dieses Jahrhunderts vorzugsweise einer christlichen Richtung der Theologie die Entstehung gegeben, so wird ihm noch weniger abzusprechen seyn, daß es gleichermaßen die Geburtsstätte der neologischen Richtung gewesen sey.

Von den theologischen Fakultäten des Preußischen Staates kommt nun zunächst und vorzüglich Halle in Betracht. Sind auch unter den Männern, welche hier seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts wirkten, neben Baumgarten und Semler kaum Andere zu nennen, welche durch Schriften einen bedeutenden Einfluß auf die Verbreitung der neuen Richtung ausübten, so wuchs doch diese Universität mehr und mehr in der Zuhörerzahl, erlangte den Ruf, recht eigentlich eine theologische Universität zu seyn und hat eine außerordentlich große Menge von ehemaligen Schülern nach vielen Gegenden ausgesendet. Von 1777 bis 1780 schwankte die Zahl der Theologie Studirenden zwischen 600 und 700, von 1781 bis 1787 zwischen 700 und 800; nachher ist sie wieder zurückgegangen. Unter dem langjährigen Curatorium des Ministers Zedlitz, von 1772 bis 1786, genossen die Lehrer, wie oben erwähnt, die unbedingteste Freiheit. Semler beginnt sein theologisches Lehramt neben seinem Lehrer Baumgarten 1752. Neben ihm lehrte bis zum Jahre 1771 Johann Georg Knapp, der Vater des nachmals so berühmt gewordenen Theologen dieses Namens; ferner seit 1764 Nösselt und Gruner, seit 1769 Johann Ludwig Schulze, seit 1772 Anastasius Freylinghausen, seit 1782 Georg Christian Knapp und seit 1784 A. H. Niemeyer.*) Nächst Semler war es von den

*) Das Datum ist in diesem Aufsatze überall nach dem Eintritt

genannten Männern Gruner, der öffentlich am entschiedensten als Reformator des alten Lehrbegriffs auftrat, ein Mann von selbstständigem Geiste und historischer Gelehrsamkeit, dessen Bestreben besonders dahin ging, ähnlich wie Semler den späteren Ursprung und die vielfache Wandlung des orthodoxen Lehrbegriffs nachzuweisen, nur daß bei Gruner die Platonizantes alles erklären mußten, bei Semler die Judaizantes. Wenn auch durch Druckschriften wenig eingreifend, hat doch ohne Zweifel Nösselt durch die außerordentlich große Zahl seiner ihm innig ergebenen Schüler einen ungemeinen Einfluß auf seine Zeit ausgeübt. Unter den Einwirkungen des früheren Hallischen Pietismus erzogen und von Natur schüchtern und bescheiden, hat Nösselt zwar nur allmählig dem Strome der neuen Ansichten und veränderten Denkweise nachgegeben, und stets sich innerhalb gewisser Schranken gehalten; dennoch ist er im Stillen in einem solchen Grade der „fortschreitenden" Parthei zugethan gewesen, daß er nicht nur, wie sein Lebensbeschreiber Niemeyer uns mittheilt, von seiner Vertheidigung der Wahrheit und der Göttlichkeit der christlichen Religion, deren erste Ausgabe 1766 erschien, wegen der von 1774 — 1783 bei ihm statt gehabten großen Veränderung seiner Überzeugungen, die fünfte Ausgabe zu veranstalten sich außer Stande sah, weil er nämlich in dem Abschnitte von der geoffenbarten Religion allzu viel zu ändern gefunden hatte: sondern daß bei noch weiterem Fortschritte der Zeit sogar der Paulussche Commentar zum N. T. von ihm mit Freude aufgenommen und die natürliche Wundererklärung nicht zurückgewiesen worden ist (vgl. die Recension desselben von Nösselt in Nr. 117. 118. der Allg. Litt. Zeitung von 1800).

(Fortsetzung folgt.)

Beleuchtung der Schönherrschen Irrthümer, auf Veranlassung der Schrift:

Verstand und Vernunft u. s. w. Zwei Abhandlungen von Heinrich Diestel und Johannes Ebel. Leipzig 1837.

(Schluß.)

Gehen wir nun, nachdem wir diese Lehre mehr von wissenschaftlicher Seite geprüft haben, noch zur praktischen, vom Irrthum zu seiner Gefährlichkeit auf dem ethischen Gebiete über. Auf den innigen Zusammenhang beider Gebiete, auf den Einfluß der Lehre auf Leben und Gesinnung im Allgemeinen haben wir bereits im Eingang unserer Abhandlung aufmerksam gemacht. So lange nun cosmogonische und theosophische Untersuchungen rein als solche auftreten und gelten wollen, mag man ihnen allerdings, als höchstens den einzelnen Theosophen selbst schädlichen, sonst aber einflußlosen Träumereien zusehen. Aber wenn die Theosophie als Theologie auftritt, wenn sie sich als biblische Lehre innerhalb der Kirche selbst Geltung und

in die ordentlichen Professuren angegeben; Knapp war schon seit 1778 und Niemeyer seit 1779 außerordentlicher Professor.

Anerkennung verschaffen will, wenn sich aus ihr innerhalb der Kirche Sekten und Partheien bilden, und die Lehrer der Kirche sie als ihren biblischen Glauben öffentlich bekennen, dann tritt das sittliche Urtheil unmittelbar berechtigt auf, und die Sache hat ihre Neutralität und Adiaphorität verloren, sie tritt selbst als ethisches Moment in's Leben der Kirche ein. — Es ist bekannt, welche Vorwürfe man der Schönherrschen Parthei in Königsberg machte, welche Gräuelscenen man ihnen aufbürdete. Und wir wiederholen es, daß es der Kirche nur höchst erwünscht seyn kann, wenn sie von diesen Vorwürfen gereinigt und gerechtfertigt wird vor aller Welt! Eine andere Frage aber wäre, ob sie dann eben so gereinigt in ihrem Gewissen vor Gott sind, nicht in Beziehung auf bestimmte Thaten und Handlungen, sondern in der Beziehung, daß wirklich in ihrem System nicht ein Moment wäre, welches zu solchen Muthmaßungen berechtigt, zu solchen Befürchtungen Anlaß gibt, ja selbst zu solchen Erscheinungen den befruchtenden Keim in sich trägt?

Man lese einmal folgende authentische Darstellung des Schönherrschen Systems über den Ursprung der Welt, und denke sich das als den inneren, tief zu Grunde liegenden Sinn bei Allem, was etwa in abstrakterer Form über dieselbe Lehre vorgetragen wird, man lese sie als den Ausdruck des innern Gefühls bei dieser Lehre, man lese sie, in Gedanken sich in eine Privatversammlung gemischten Geschlechts versetzend:

5. „Was lehrt uns denn nun die Natur; *)
Was finden wir für eine Spur
Des Werdens ihr tief eingeprägt;
Was ist's, das sich in Allem regt,
Damit die Schöpfung werd erhalten —
Was ist's? — Ein unsichtbar — doch sichtbar Walten,
Das alle Wesen, ungehemmt,
So mächtig immerdar durchströmt.
Im Menschen, als dem Letzt- und Höchsten
In der Natur, tritt es hervor —
Wenn's gleich an Reinheit viel verlor,
Steht's hier dem Urquell doch am nächsten —
In dem erhabensten der Triebe,
Der Liebe und der Gegenliebe.

Der Mann — das Weib; sie — zwei Geschlechte —
Sie bieten beide sich die Rechte;
Aus dem von Lieb' beseelten Munde
Erschallt das Wort: „„Ich — dein, du — mein;
Laß innig uns verbunden seyn!““ —
Erschallt das Wort zum Ehebunde.
An diesen knüpft sich, wie wir sehen,
Des Menschen Werden und Entstehen.

Wo Männ- und Weibliches sich paarten
In der Natur — in allen Zonen,
In tiefern, höhern Regionen,
Auch bis zu den geringsten Arten

*) Gegenseitige Liebe ꝛc. S. 18 ff.

Des Seyns — da sieht man sich erheben
(Nie aber anders) neues Leben ꝛc. . . . .
Und wollen weiter wir's ergründen —
Hinauf bis an den Himmel steigen,
Und uns hinab zur Tiefe neigen;
So werden wir auch da es finden ꝛc. . . . .

6. Woher nun dieses Sich-vereinen
Von zweien Kräften, dies Erscheinen
Von Stärk- und Schwächer, dieser Triebe
Von Liebe und von Gegenliebe;
Die sich durch's große Ganze schlingt,
Und als des Werdens stete Spur,
Ringsum, durchströmend die Natur,
Uns überall entgegendringt?

7. Wohlan, die Frage recht zu lösen —
Kommt laßt sofort die Schrift uns lesen . . . .

8. Doch was ist in der Schrift zu lesen? —
Wohlan neigt euer Ohr und hört! —
(Doch seht zugleich — wend't euren Blick
Dabei auf die Natur zurück.)
Die heil'ge Schrift — dies Wort, es lehrt:
Wie eine Mehrheit ew'ger Wesen
Den Himmel und die Erde schuf
Gestirne, Pflanzen, Thiere sehen
Wir durch sie nach und nach entstehen,
Bis endlich ihr vereinter Ruf,
Nun als ein Bild von ihrem Seyn,
Den Menschen — Einen nur allein? —
Nein in dem Worte sieht es klar —
Als Gegenbild ein Menschenpaar;
Den Mann voll reger, starker Kraft,
Sammt einem schwächern Weib erschafft.

Treu stellt dies Gegenbild uns dar
Wie groß der Wesen Mehrheit war,
Die da einst schufen diese Welt;
Zwei sind im Bilde dargestellt.
Dann strahlt aus diesem ihrem Bild
Der ew'gen Wesen innres Wesen;
Eins wirkt — man kann es daraus lesen —
Mit reger Kraft, das andre mild.
Und von der Liebe sanft durchdrungen
(Denn — an dem Bilde wird's erkannt —
Die Liebe war's, die sie verband)
Hält, seit die Welt durch alle Stufen
Des Seyns sie gegenseitig schufen,
Nun Eins das Andere umschlungen.

9. Daher nun jenes Sich-vereinen
Von zweien Kräften, das Erscheinen
Von Stärk- und Schwächer, jener Triebe
Von Liebe und von Gegenliebe . . . .

10. Hört denn nun auf die Frage dort:
„„Wie ward die Welt? — woher das „Werde,"
Dadurch der Himmel, Meer und Erde,
Mit ihrem Heer?"" — dies Gegenwort:

Von der Geschöpfe kurzem Seyn . . . .
Blickt auf den hohen Urverein,
Den ew'ge Wesen einst geschlossen,
Als sie — nach einer Ewigkeit
Beginnend ihn, den Lauf der Zeit —
In heil'ger Liebe sich ergossen.

Tief aus der ew'gen Wesen Fülle
Die sie von Ewigkeit bewegten,
In ew'ger Selbstbewegung regten —
Entsprang nach einer ew'gen Stille,
Als sie hochschwebend sich berührten
Und in dem Anseinanderwogen
Ein Daseyn außer ihnen spürten
Und Kraft und Gegenkraft erwogen,
Die gegenseitig sie besaßen —
Als sie so ihre Kräfte maßen,
Und Eins hin zu dem Andern neigte,
Entsprang nach solcher ew'gen Stille
Tief aus der ew'gen Wesen Fülle
Das Erste was die Lieb erzeugte,
Die heilig sich in ihnen regte,
Und nun ihr hehres Seyn bewegte:
Das große mächt'ge Schöpfungswort" . . . .

Man sage nicht, das sey Poesie! Denn soll damit gesagt seyn, es seyen leere Phantasieen? Sie sind's, aber sie gelten als tiefe Wahrheit, als unmittelbare Anschauung dessen, was der Verstand in abstrakter Weise darzustellen versucht, in welcher Abstraktion es aber eben nur das Eigenthum Weniger bleiben wird. Es verriethe wahrlich wenig Erfahrung und Menschenkenntniß, wer hier in den sehnsüchtelnden süßen Anschauungen und Liebeständeleien den gefährlichen Abgrund nicht sähe, in den sich der Mensch in seinen religiösen Gefühlen stürzen kann, ja zu stürzen begonnen hat, sobald er dieser Lehre den Eingang vom Ohr in's Herz zugestanden hat.

Ganz dem homogen und entsprechend ist nun auch die Schönherrsche Erlösungs- und Rechtfertigungslehre. Im Menschen nämlich drückt sich der wesentliche, auf die zwei Urwesen gegründete Gegensatz zwischen Geist und Natur auf das Bestimmteste aus;*) aber auch das in die Natur eingetretene Mißverhältniß der Urkräfte, welches sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt: die Erbsünde.**) Die Sünde ist nämlich die „Störung der gerechten Wechselwirkung" der beiden Urwesen.***) Die Erlösung, die Wiederherstellung derselben. „Es ward in Ihm (Christo) zwischen den Urwesen eine volle Gerechtigkeit und unzerstörbar fest gegründet,"†) sowohl an sich, als in Bezug auf uns, d. h. Christus für uns und in uns. — Nach dem Allen bleibt immer die Erlösung nicht sowohl eine Versöhnung des Menschen mit Gott, als eine Versöhnung oder richtiger Vereinigung der beiden Urwesen im

*) Verst. u. Vern. 1ste Abh. S. 106.
**) Ebendas. S. 102.
***) Ebendas. 2te Abh. S. 136. Zeugniß der Wahrheit S. 38.
†) Ebendas. 2te Abh. S. 137.

Menschen. — Die Anhänger dieses Systems sehen in der kirchlichen Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben *), in der Vergebung der Sünde ein Polster der sündlichen Sicherheit. Das kann man ihnen nicht wehren; sie mögen sie vielleicht nie anders kennen gelernt haben. Dagegen spielt bei ihnen die Liebe die Hauptrolle. Und wie man bei der Schönherrschen Idee von dem Erlösungswerk Christi — daß nämlich in Ihm zwischen den Urwesen die volle Gerechtigkeit wiederhergestellt und festgegründet sey — gleichsam einen gelungenen Sühneversuch zu erblicken versucht werden könnte, so tritt nun überall die Liebe „als erste und eigentliche Bedingung des Eingangs in das Reich Gottes" auf. **) Wenn man nun hier die Liebe auch im reinsten Sinne auffassen will, so wird doch durch die Zurückführung auf den Ursprung und Urtypus aller gegenseitigen Liebe, nämlich auf die Gegenseitigkeit der beiden Urwesen, und auf den Akt dieser Gegenseitigkeit, welche im Menschen ihren reinsten Abdruck gegeben, deren geschlechtliches Verhältniß die nach dem vollzogenen Akt der Schöpfung zwischen beiden Urwesen gebliebene Wiederholung jener Gegenseitigkeit beider ist, ***) diese Reinheit sofort immer wieder getrübt.

Grade hierin zeigt sich diesem System gegenüber die ethische Nüchternheit und Keuschheit des Geistes der christlichen Kirche, daß sie, geleitet von dem Geiste, der im Worte der Wahrheit webt, Etwas als Grundbedingung der Seligkeit und des Eingangs in das Reich Gottes schriftgemäß festhält, was als selbstläuterndes Princip die Liebe läutern muß, nämlich den Glauben, der erst Christum ergreift und das Herz heiligt; während die Liebe, als Grundlage selbst gesetzt, in dem gefallenen Zustande des Menschen dem Mißbrauch von selbst ausgestellt wird! — Ja, dürfen wir einen allgemeineren Blick vom ethischen Standpunkt aus über die eigentliche Grundlage des ganzen Systems in Beziehung auf die Zeichen und Erscheinungen der Zeit wagen, indem ja von dem Seyenden ausgegangen und dieses als Analogie, ja als Gesetz auf das Ursetzende übergetragen wird — „Wie es ward, so ist's geworden!' das war ja der Lichtstrahl von Oben, mit dem Schönherr seine Untersuchung begann —: so möchte sich das Ganze unschwer als eine Apotheose der Materie darstellen, von welcher zur Vergöttlichung des Fleisches selbst nur ein Schritt ist! Das geschlechtliche Verhältniß — wenn auch geistig gedacht, das Verhältniß der Liebe, ist ja göttliches Princip alles Seyns! Das erregt entweder Befürchtung oder Verdacht. Befürchtung für die Exoteriker, wenn die Esoteriker dies bloß als Hülle ihrer geistigen Gedanken geben, jene aber bei der Hülle stehen bleiben. Verdacht gegen die Esoteriker, ob nicht diese Hülle der wirkliche Ausdruck ihrer geheimeren tieferen Anschauung ist, welcher die abstrakte Darstellung Eingang verschaffen soll. — Die sinnliche Grundlage fühlt sich durch, und wer weiß nicht, wie um so verführerischer sie im religiösen, ja im sittlich strengsten Gewand ist? Hat sie einmal bei solchen Principien im Herzen Wurzel gefaßt, dann helfen all die schönen Ermahnungen zur Heiligung nichts; denn jene sind das mysteriöse Heiligthum, und diese erscheinen als Deklamationen! — Was wird folgende Deklamation wirken? „Unreine Ohren! Vernehmet nicht den Jubel dieser Urwesen, wie sie in ihrer Urkraft bei ihrer ersten Berührung auf einander stoßen. Empfindet nicht, unlautere Seelen, ihr heiliges Entzücken, als sie entdeckten, daß in dem unendlichen Raum noch Ein Urwesen sey, um harmonisch mit ihm in einander zu fließen zu Bildung und Beglückung einer Welt voll Geschöpfe. Hinweg, unheilige Blicke! ihr dürft diese Urwesen in ihrer Urschönheit nicht schauen, sie, durch deren Schönheit und Gestalt alle Herrlichkeit des Weltalls entsprößt! ꝛc." *) Irrthümer lehnen sich an die Gesinnung, und die Gesinnung lehnt sich an den Irrthum. In beider Beziehung ist der Irrthum um so gefährlicher, wenn er als besondere göttliche Erleuchtung und als Gottes Sache selbst betrachtet wird **) — auf dem Boden des Fanatismus!

* * *

Wir wollen mit Vorstehendem weder eigentlich eine Anzeige noch eine Recension des in der Überschrift genannten Werks geben, sondern, wie bereits gesagt, mehr die Irrthümer in demselben, die einer ganzen Parthei bereits eigenthümlich sind, und zu so auffallenden Auftritten und Erscheinungen Anlaß gaben, eben in ihrer Irrthümlichkeit und Gefährlichkeit der Evangelischen Kirche zur Warnung vor Augen legen. Deshalb könnten wir auch, ohne den Vorwurf der Unbilligkeit zu fürchten, das mancherlei Gute und Wahre, was in den beiden Abhandlungen enthalten ist, unberührt lassen. Aber auch das fürchten wir nicht als Vorwurf zu hören, daß wir nicht bloß bei der betreffenden Hauptschrift stehen geblieben sind. Die Anhänger des Schönherrschen Systems, die Verfasser jener Schrift, haben nichts aus den früheren Schriften zurückgenommen, vielmehr Alles theils direkt, theils indirekt, besonders in dem oft angeführten neuesten Werke: Zeugniß der Wahrheit ꝛc. bestätigt; und es war nothwendig, die zum Verständniß des Ganzen erforderlichen Ergänzungen aus ihren anderweitigen authentischen Dokumenten zu holen. — Schließlich die Bemerkung, daß wir auch nicht Eine Person dieser Parthei von Angesicht kennen! —

E. K.

*) Ebendas. S. 154. Wieder abgedruckt im Zeugniß der Wahrheit S. 48.

**) Ebendas. S. 82.

***) Panier der Wahrheit ꝛc. Königsberg 1834.

*) Wörtlich in: Preuß. Provinzialblätter S. 44.

**) Vgl. Schutzwehr ꝛc., Königsberg 1834, S. 4. und Zeugniß der Wahrheit S. 14.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 24. November. № 94.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Bei fast allen Hallischen Theologen, welche noch unter den Einwirkungen des Pietismus groß geworden sind, sich aber später davon losmachten, findet man ein schönes Residuum von persönlicher Frömmigkeit; wir haben gesehen, daß dieses auf Semler seine Anwendung hat, eben so sehr auch auf Nösselt. Auszüge aus Briefen, welche uns Niemeyer mittheilt, thun dar, wie tief ihn die zunehmende Irreligiosität und Immoralität der Zeit verletzte, nur daß man damals durchaus für den in dieser Hinsicht statt findenden Zusammenhang von Wirkung und Ursache kein Auge hatte: Marezoll war so blind, daß er den Grund der wachsenden Immoralität darin fand, daß noch nicht genug von dem positiven Christenthum weggeworfen sey, weshalb es noch immer manchen edlen Geschmack abstoße. Die fromme und achtungswürdige Persönlichkeit Nösselt's, verbunden mit seiner Behutsamkeit, konnte nur dazu beitragen, die der Aufklärung angehörigen Ansichten, welche er vortrug, für die Zuhörer desto unbedenklicher zu machen und ihnen eine desto weitere Verbreitung zu geben. Wie die aufgeklärten Zeitgenossen selbst über Nösselt's Stellung dachten, mag die Äußerung eines seiner Verehrer zeigen: „Dr. Nösselt ist das Orakel der Schlesier, und wer einen Sohn nach Halle schickt, der empfiehlt demselben, wenigstens die Dogmatik bei ihm zu hören, der habe doch noch Dreifaltigkeit und die Genugthuung Jesu — wie wenn Herr Dr. Nösselt nicht Einsicht und Geschick genug hätte, die Dinge so vorzutragen, daß der Buchstabentheologe Buchstaben, und der geistige Geist daraus nehmen könnte. Wer Ohren hat zu hören, der höre, und wer Kopf hat zu fassen, der fasse. Und wenn das jesuitisch ist, dann war auch Christus Jesuit." —

Was den jüngeren Knapp betrifft, so hat der Schwiegersehn dieses würdigen Theologen, Thilo, in der Vorrede zur biblischen Glaubenslehre eine Untersuchung angestellt, ob die von Scheibel auf Autorität des damaligen Prof. Güte mitgetheilte Nachricht von einer im Jahre 1794 erfolgten Bekehrung des seligen Mannes vom Unglauben zum Glauben begründet sey. Es wird nun nach den Handschriften der Hefte aus verschiedenen Jahren wahrscheinlich gemacht, daß die Veränderungen der Ansichten von Knapp im Laufe seines akademischen Lehramts nicht bedeutend gewesen seyen, und eine Anzahl höchst anziehender Briefe des Seligen, größtentheils aus dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, einige jedoch auch aus den letzten Jahren des vorigen, — dem Vernehmen nach an einen Prediger aus der Brüdergemeinde gerichtet — welche das homiletische Correspondenzblatt vom Jahre 1831 Nr. 38 ff. mittheilt, sprechen allerdings den innigsten Glauben aus und enthalten auch Andeutungen, als ob dieser Glaube schon seit längerer Zeit das Eigenthum des Vers. gewesen sey. Indeß ist es doch merkwürdig, daß Bahrdt eine so außerordentlich gute Meinung von der Aufklärung des Dr. Knapp gehabt hat, wie er dieses nicht nur in seinem Kirchen- und Ketzer-Almanach ausspricht, sondern auch in seiner Lebensbeschreibung, wo er rühmt, daß keiner der Hallischen Professoren ihn freundlicher aufgenommen habe, als Knapp. „Unsere Gespräche" — sagt er andeutungsvoll — „waren — freundschaftlich und eben darum nicht zum Ausplaudern bestimmt." In Schlesien galt um die Mitte der neunziger Jahre Knapp auch in Betreff der Rechtgläubigkeit lange nicht so viel wie Nösselt. Möglich, daß nur die unüberwindliche Schüchternheit und ein großer Grad von natürlichem Wohlwollen die Ursache dieses entgegenkommenden Verhaltens waren; möglich aber auch, daß Knapp in jener Periode eine größere Unsicherheit in Bezug auf das herkömmliche System in seinem Inneren trug, als er es wenigstens in seinen Vorlesungen auszusprechen wagte. Getreu dem ererbten Glauben waren der jüngere Freilinghausen und J. L. Schulze geblieben, Direktoren der Frankeschen Stiftungen, allein es waren Männer ohne Energie und Innigkeit. Von Freylinghausen sagt der Ketzer-Almanach: „Er wird von den Liberalen werth gehalten, nicht weil er sich unter ihnen hervorgethan, nein, sondern weil er sie nur gehen läßt und zu ihrer modernen Theologie still schweigt." Das war der Preis, um den damals das Glück, in Frieden seine Pfeife Taback zu genießen, von den moderaten Supernaturalisten erkauft wurde und um den er noch jetzt zu erkaufen ist.

Wir dürfen indeß nach dieser Charakteristik der Lutherischen Theologen in Halle der reformirten nicht vergessen. Seit 1700 besaß Halle ein reformirtes Gymnasium mit zwei theologischen Professoren — in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts gelehrte, tüchtige und der Aufklärung zusteuernde Männer, nämlich Joh. Simonis, Mursinna, Stubenrauch. Mursinna — der Stabsfomir des reformirten Freicorps nach Bahrdt — und seine Wirkungsweise lernt man noch besser als aus seinen Schriften aus dem kennen, was sein Freund Ulrich in dem Buche „der Religionszustand in den Preuß. Staaten seit Friedrich dem Großen" B. 3. S. 274. über ihn sagt. Er ist gewiß mit Nösselt Hand in Hand gegangen.

Außer den Mitarbeitern, welche die aufgeklärten theologi-

schen Docenten in der philosophischen Fakultät an Eberhard, Trapp, Tieftrunk besaßen, müssen wir aber auch des Theologen außerhalb der Fakultät gedenken, der sich ihnen wider ihren Willen zum Mitarbeiter aufgedrängt hatte — wir meinen den Dr. Bahrdt. Von Leipzig, wo er zuerst als theologischer Docent aufgetreten war, wegen eines anstößigen Handels mit einer öffentlichen Dirne vom Amte vertrieben, in Gießen wegen Heterodoxie abgesetzt, zuletzt von Dürkheim, im Gebiete des Fürsten von Leiningen-Dachsburg, wo er Superintendent gewesen, theils durch das Reichs-Conclusum, theils durch seine Gläubiger verjagt, hatte dieser — wie er sich selbst ansah — Märtyrer der Wahrheit im Jahre 1779 nach Halle seine Zuflucht genommen, ernstlich abgemahnt von Semler aber freudig ermuntert und aufgenommen nicht nur von seinem Gönner, dem Herrn Teller, sondern auch von dem Minister Zedlitz. Daß die Hallischen Theologen dem flüchtig gewordenen Heros der Aufklärung so wenig bereitwillig entgegenkamen, wurde zwar von diesem selbst nur als die Wirkung eines elenden Kastengeistes angesehen, war ihnen indeß nicht im mindesten zu verdenken, da ihnen, wie sehr auch faktisch ihre Ansichten mit den seinigen harmoniren mochten, doch daran gelegen seyn mußte, das Bewußtseyn im Publikum zu erhalten, daß die bei Bahrdt obwaltenden Motive solcher Ansichten nicht die ihrigen waren. Der von einem unergründlichen Leichtsinn beherrschte, übrigens auch mit allen Talenten, die dem Sanguiniker eigen zu seyn pflegen, ausgerüstete Mann — er hatte nicht nur leichte Fassungsgabe, Geschmack, Phantasie, Witz, sondern auch viel technische Kunstfertigkeit — hatte in der Theologie seinen Ausgangspunkt von der damals als mystisch-orthodox verschrieenen Crusius'schen Dogmatik genommen, auch durch Umgang mit Jüngern der Hallischen Schule vorübergehende Rührungen an seinem Herzen erfahren. Doch war Alles nur auf der Oberfläche geblieben, doch hatte Alles nur als Mittel, die Eitelkeit zu befriedigen, dienen müssen. Mit lebhaften Farben schildert er dem Leser den Eindruck, welchen die ersten in den Vorlesungen des philologischen Interpreten Fischer erhaltenen Lichtstrahlen der Aufklärung auf seinen Geist machten, wo zuerst der überraschende Gedanke seiner Seele nahe gebracht wurde, daß wohl auch ein so wichtiges dictum probans, wie 1 Joh. 5, 7., unächt seyn könne, und daß, wenn es auch ächt wäre, eins seyn doch wohl nur auf die moralische Einheit zu beziehen seyn möchte. Er kam nach Gießen und hatte eigentlich noch nichts von seiner Orthodoxie verloren — wie er wenigstens selbst sagt —, als: die Dreieinigkeitslehre, die Erbsünde und die Lutherische Abendmahlslehre. Hier gelang es ihm, die Versöhnungslehre los zu werden, und zwar in Folge einer Nachmittagsunterhaltung mit einem durchreisenden Freigeiste — er hatte jene Lehre glücklich in die bloße „moralische Ausbesserung" verwandelt. Das vollendete Licht brach in Halle an. Semler's Schriften demolirten glücklich den Inspirationsglauben, noch stand der Offenbarungsglauben, weil ja doch „Christus unmöglich ein so vollkommenes Lehrgebäude selbst erfunden haben könne;" da trat Eberhard

auf, zeigte, „daß Christus keinen wesentlichen Lehrsatz vorgetragen habe, den Sokrates nicht ebenfalls gelehrt hätte."

„Ich sahe die klare Möglichkeit, daß Christus sein herrliches Lehrgebäude aus den Schriften der Griechischen Weisen (die ihm die Vorsehung durch den Umgang mit Griechischen Juden in die Hände gebracht haben konnte) erlernt und zusammengesetzt haben konnte. Jetzt gerieth meine Seele in ihre letzte Fermentation. Die Eindrücke der Erziehung empörten sich noch — aber kraftlos. Die Vernunft kämpfte mit Macht empor. Sie bestürmte mich mit Semler's Thatsachen und Eberhard's Möglichkeiten. Nun fehlte es nur noch an einer Empfindung, welche dem Verstande auf die Beine helfen mußte, daß er mit dem letzten Bündel des Wahnglaubens davonlaufen und ihn in's Meer der Vergessenheit werfen konnte. Die Empfindung kam. Ich weiß nicht mehr, bei welcher Gelegenheit ich gegen Trapp etwas aus dem Grunde bestritt, weil es der göttlichen Offenbarung entgegen zu seyn schiene. Genug, Trapp, gegen den ich jetzt von ungefähr die erste Äußerung von Offenbarung thun mochte, von welcher er in meinem hellen Kopfe keine Spur mehr zu finden erwartet hatte, schlug hier so eine herzliche Lache auf, und fragte in so biederem und gutmüthigem Tone: „„Ei, ei, der vernunftvolle Bahrdtius glaubt an Offenbarung? — O Büttner! hören Sie doch (dieser war im Gespräch mit Anderen), der Bahrdtius ist noch ein Gläubiger!"" Jetzt schlug die Sterbeglocke meines Glaubens. Ich schämte mich —" u. s. w.

Möchte nur das Moveus, welches hier den Ausschlag gab, nicht auch in anderen Fällen die verborgene Springfeder gewesen seyn, wo die letzten Gründe des Lossagens von der Offenbarung mit gar preiswürdigen Namen bedeckt worden sind. Theologische Vorlesungen zu halten, war ihm in Folge der Gegenvorstellungen von der theologischen Fakultät verboten, so hielt er sich wenigstens an Beredtsamkeit und Moral. In dem letzteren Fache war er schon ein berühmter Schriftsteller durch sein 1770 in Erfurt herausgegebenes Moralsystem, mit dessen Grundsätzen er es übrigens vereinbar gefunden hatte, das betreffende Manuscript zu gleicher Zeit an zwei Buchhändler zu verhandeln, wie später seine Lebensgeschichte an nicht weniger als vier. Der Zulauf zu diesen Vorlesungen war außerordentlich, Zuhörer aus jenen Zeiten versichern, daß seine Suada wirklich Bewunderung erweckte, und in der Rhetorik gehörte es zu seinen Hauptkünsten, schnell hinter einander die Leute jetzt zum Lachen und jetzt zum Weinen zu zwingen. Sogar hatte er die Dreistigkeit, Sonntags-Vorlesungen über Moral für ein gemischtes Publikum beider Geschlechter anzukündigen, wozu denn natürlich in großen Schaaren Studenten, Bürger mit ihren Weibern, Offiziere u. s. w. gezogen kamen. Zum Glück wurde durch eine energische Vorstellung der Fakultät und der Stadtgeistlichkeit diesem Skandal gewehrt, obwohl der Minister Zedlitz große Lust gehabt zu haben scheint, der Sache ihren Gang zu lassen. Natürlich war der Doktor Bahrdt im vollsten Sinne des Worts persona publica, und auch in den öffentlichen Kaffeehäusern und Schenken um die Stadt herum fleißig anzu-

treffen. Seine Vorliebe für diese öffentlichen Orte, verbunden mit dem beständig wuchernden Spekulationsgeiste, der ihn jeden Weg einschlagen ließ, wo es etwas zu verdienen gab, ließen ihn am Ende auf den Gedanken kommen, sich selbst als Kaffeewirth auf einem nahe bei der Stadt gelegenen Weinberge zu etabliren, und hatte schon vorher der Reiz seiner Schnurren aller Orten ein Publikum von Studenten, Bürgern und Militärs um ihn versammelt, so bekam er nun dasselbige zu Stammgästen. Wie höchst verderblich dieser sein Verkehr, verbunden mit seinen marktschreierischen Vorlesungen, auf die junge theologische Welt und die Bürgerwelt eingewirkt habe, läßt sich denken. Jenes Etablissement wurde im Jahre 1787 gegründet, und, was das gemeine Skandal noch erhöhte, ohne allen Rückhalt trat von nun an ein Dienstmädchen an die Stelle, welche die Gattin hätte einnehmen sollen. — In diese Periode fällt auch die zweijährige Gefangenschaft Bahrdt's auf der Festung Magdeburg. Die Veranlassung dazu war sein im Jahre 1789 anonym erschienener Commentar zum Religionsedikt und das Lustspiel: Das Religionsedikt, eine über alles Maaß unverschämte Invektive gegen den König und den Minister Wöllner, wie beiläufig auch gegen manche andere Person. Mit größter Rohheit wird darin der Prediger Blumenthal aus Micheln, ein Mann, mit dem Bahrdt früher in freundschaftlichem Verhältniß gestanden und von dem er manchen Liebesdienst erfahren, als ein lüderlicher Heuchler aufgeführt, der im besoffenen Zustande seinem Vetter Wöllner das Edikt verfertigt, welches dieser hernach dem Könige zur Unterschrift vorlegt. Mit den über dieses Lustspiel und den Commentar angestellten Untersuchungen verband sich dann auch eine Untersuchung über die sogenannte Deutsche Union.

Über diese wollen wir wenigstens einige Worte sagen, da die betreffenden Verhandlungen nicht wenig dazu beitragen, den Geist der Zeit in's Licht zu setzen. Es war die Periode, wo die conservative wie die destruktive Parthei ihre Zwecke durch Ordensverbindungen zu erreichen suchte, und für beiderlei Entzwecke gab sich die Freimaurerei her. Eine Rosenkreuzersche Abzweigung derselben, welche Theosophie, Magie und Alchymie kultivirte, auch wohl katholischen Bestrebungen nicht ganz fern war, hatte mit ihrem Gewebe mehrere vornehme und regierende Herren umsponnen. In der Allg. Litt. Zeitung von 1788 wurde damals eine Schrift zur Sprache gebracht, welche die Statuten dieser Loge enthalten soll: „Von obristbrüderlicher Wahl, Macht und Gewalt bestätigter Eingang zur ersten Klasse des preißwürdigsten Ordens vom goldenen Rosenkreuze, nach der letzten Haupt- und Reformations-Convention errichtet, zum guten Gebrauche aller würdigen Brüder, so andere Meister vom Scheine des Lichts und dem verlorenen Worte an- und aufzunehmen berechtigt sind. Cum concordia fratrum erlassen im Jahre des Herrn 1777. 1788." Die Dogmen lauten hier biblisch, aber besonders wird eine sklavische Unterwerfung unter die Oberen verlangt und auf Alchymie und Magie ist hingedeutet. *)

*) Es leben noch jetzt Personen, welche von jenen Vorgängen genauer unterrichtet sind, sollten sie nicht wenigstens jetzt sprechen dürfen?

Auf der anderen Seite hatte in Baiern Weishaupt in Verbindung mit Knigge den Illuminatenorden gestiftet zu aufklärerischen Zwecken, und ihm durch Verbindung mit der Freimaurerei Einfluß und Macht zu verschaffen gesucht. Tholuck's Litterarischer Anzeiger von 1830 hat in Nr. 8. auch Mittheilungen über eine Gesellschaft von Freunden der Aufklärung gegeben, die sich im Jahre 1783 in Berlin gebildet hatte. Der Gedanke, eine solche Verbindung zu stiften, erwachte in Bahrdt, einem alten Anhänger der Mauerei, um so eher, da ihm bald allerlei Ideen aufstiegen, wie sich auch Geldspekulationen damit verbinden ließen. Seine eigene Darstellung der Sache findet sich in dem Buche: Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses 1790 — denn selbst dieses Erlebniß wußte er zum Geld verdienen zu benutzen, allein was er davon mittheilt, ist Roman, gleichwie auch ein Theil seiner Lebensbeschreibung. Zuverlässigeres erfährt man aus einer für die theologische Gelehrtengeschichte jener Zeit außerordentlich merkwürdigen Briefsammlung, welche nach Bahrdt's Tode von einem Buchhändler Pott herausgegeben wurde: Briefe angesehener Gelehrten, Staatsmänner und anderer an den berühmten Märtyrer Dr. Bahrdt, 1798, 5 Theile. Im Jahre 1787 hatte Bahrdt Aufsätze: „An die Freunde der Vernunft, Wahrheit und Tugend" entworfen, in denen eine Vereinigung proklamirt wird, „den großen Zweck des erhabenen Stifters des Christenthums, Aufklärung der Menschheit und Dethronisirung des Aberglaubens und Fanatismus durch eine stille Verbrüderung Aller, die Gottes Werk lieben, durchzusetzen." Zu diesem Zwecke sollten alle Gattungen von Menschen aufgenommen werden, nur nicht Fürsten, wohl aber deren Günstlinge; es sollten die Postmeister in's Interesse gezogen werden, um die Correspondenz zu erleichtern und Verrath zu hintertreiben; es sollten aufgeklärte Lesegesellschaften gestiftet werden; es sollte dahin kommen, daß diese Verbrüderung einen Einfluß bei Besetzung von Hofmeister-, Lehrer- und Pfarrstellen bekäme; es sollte ein allgemeines litterarisches Intelligenzblatt gestiftet und allmählig der gesammte Buchhandel Deutschlands in's Interesse der Gesellschaft gezogen werden. Nur wer vorläufig sich durch eine Eidesformel zur Verschwiegenheit verband, dem wurde der ausführliche Plan mitgetheilt, welcher mit der Chiffer unterzeichnet war: die XXII. Diese XXII. waren aber in corpore Niemand anders als der Dr. Bahrdt selbst, der jedoch wegen seines üblen Renommee's sich nicht an's Licht wagen durfte, und daher die Auskunft getroffen hatte, daß die Antwortsschreiben und die zu erwartenden Bitten um nähere Benachrichtigung über Stifter und Verhältnisse des Bundes an diesen und jenen berühmten Mann geschickt werden mußten, von dem er wußte, daß derselbe der Sache geneigt war; an diesen wurde dann wiederum anonym und auf Umwegen im Namen der XXII. geschrieben, er möchte doch das Porto tragen und die Briefe aufbehalten, bis sie ihm abgefordert würden.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Von der Böhmischen Gränze.)

Im Jahre 1836 zwischen dem 10. bis 14. November hat in Herrmannseifen (wo ein Evangelisches Bethaus und Pastorat und etwa 800 Evangelische sind) eine Commission auf kreisämtlichen Befehl die dortigen evangelischen Häuser durchsucht, und den evangelischen Glaubensgenossen Bibeln und sonstige Erbauungsschriften weggenommen.

Im Königgrätzer Kreise in Böhmen, im Dorfe Cernilow, ist ein Lutherisches und ein Reformirtes Bethaus. Die dazu gehörende Lutherische Gemeinde, die in mehreren Dörfern mehrere Stunden weit um das Bethaus her zerstreut wohnt, besteht aus etwa 900 Seelen. Zu den entferntesten nach Cernilow eingepfarrten Orten gehört Bohuslawitz, wo ein vor einigen Jahren erbautes Filialbethaus steht, in welchem der Cernilower Pastor von Zeit zu Zeit Gottesdienst hält und das Abendmahl spendet, und an den übrigen Sonntagen eine Predigt vorgelesen wird. Ähnlicher Filialgottesdienst war in noch drei anderen Ortschaften, vier bis fünf Stunden von Cernilow entfernt, nämlich in Sattel, wo 20 Lutherische Familien, Roketnik mit 19, und Schenow mit 25 Familien, nur wurde er, da dort keine Bethäuser waren, in Bauerhäusern gehalten. Auf Veranstaltung des katholischen Klerus hat die hohe K. K. Böhmische Landesstelle dem Cernilower Pastor vor bereits fünf bis sechs Jahren streng untersagt, in den obengenannten Filialen Gottesdienst zu halten, oder Jugendunterricht zu ertheilen; nur Kranken das heilige Abendmahl zu reichen, wurde ihm gestattet, so wie Begräbnisse abzuhalten. Alles gegen diese Verfügung bisher versuchte Rekurriren hat nichts gefruchtet.

Die politischen Behörden würden nicht so verfahren, wenn nicht der katholische Klerus alle Mittel anwendete, um sie zu nöthigen, so gegen die Evangelischen zu handeln; von dieser Gesinnung gibt Folgendes einen Beleg: Im Herbst 1837 beerdigte der reformirte Pastor aus Wallachisch-Groß-Chotka im Prerauer Kreise einen Todten auf einem katholischen Kirchhofe. Als nun dabei, wie es in Mähren üblich ist, gesungen wurde, kam plötzlich der katholische Pfarrer, und verbot, fortzufahren. Da man ihm nicht gehorchte, so ließ er nach vollzogenem Begräbniß den evangelischen Pastor gewaltsam von vier Mann ergreifen, in die Wohnung des Dorfrichters führen, und ihm dort Fesseln anlegen, in welchen er drei Stunden saß, bis der Cooperator kam und nach manchen Vorwürfen ihn befreien ließ. Der Pastor klagte darüber beim Kreisamte, und man erwartete nun den Erfolg.

Folgende Geschichte wird in's Licht stellen, welcher Mittel sich der katholische Klerus zum Theil bedient, um die Unruhigwerdenden in der Kirche zu erhalten. Ein Schuhmacher, Andreas B., aus Sirning bei Steyer in Oberösterreich, wurde auf seiner Wanderschaft zum Gefühl seiner Sünde und zu der Erkenntniß gebracht, daß er einen Heiland bedürfe, und trat, da er in seiner Katholischen Kirche vergeblich Befriedigung gesucht hatte, 1830 in Preußen in die Evangelische Kirche. Nach seiner Rückkehr 1832 in die Heimath bemühten sich die Seinigen, ihn von seinen vermeintlichen Irrthümern zu überzeugen, und da er sich stets auf die Bibel berief, sie aber der Lutherischen Übersetzung, die er besaß, nicht trauten, kauften sie sich ein Neues Testament von Leander van Eß, durch dessen Gebrauch sie bald überführt wurden, daß ihr Bruder Recht habe. Als die Geistlichen dies erfuhren, bemühten sie sich, den Andreas B. von Sirning wegzubringen, verklagten ihn als Proselytenmacher und Toleranzgesetz-Widrigen, und brachten es so weit, daß er unter das K. K. Militär genommen wurde, ungeachtet er, schwach und klein von Person, schon 27 Jahr alt war, sehr schlechte Zähne und einen gebrochenen Arm und ein gebrochenes Bein hatte, und der Arzt ihn wiederholt für untauglich erklärte. Da im Österreichischen die Dienstzeit eines Soldaten vierzehn Jahr ist, so war dies eine sehr schwere Strafe für ihn. Indessen seine Geschwister forschten nun um so fleißiger in der Schrift, um die Wahrheit zu finden, und wurden an Pfingsten 1832 endlich durch eine Predigt ihres Kaplans, worin er die heilige Schrift als Erkenntnißgrund des Glaubens verwarf, veranlaßt, die Katholische Kirche in Sirning hinfort zu meiden und das Evangelische Bethaus in Neu-Kemmaten zu besuchen, wodurch sie bald überzeugt wurden, daß die Lehren der Augsburgischen Confession mit der Schrift auf's Genaueste übereinstimmen. Nun meldeten sich die beiden Schwestern Elisabeth und Katharina zum sechswöchentlichen Unterricht, den in Österreich gesetzlich jeder Katholik nehmen muß, ehe er seine Kirche verlassen darf; aber sie wurden nicht angenommen, die weltliche Behörde sendete sie zur geistlichen, die geistliche zur weltlichen, bis endlich, nachdem sie achtmal im Kreisamte gewesen waren, das Pflegamt in Sirning eine Untersuchung, wer sie verführt habe, veranlaßte. Zuerst wurde ihr Bruder Michael, der sich noch nicht zum Übertritt gemeldet hatte, vorgeladen, und ihm vom Pfleger, dem er auf seine Frage, ob er auch Lutherisch werden wolle? geantwortet hatte: Ja, wenn es ginge! angekündigt, daß der Übertritt drei schwere Folgen nach sich zöge, Arrest, Soldat werden, und zwar so, daß er nie Urlaub bekäme. Nachdem er von drei bis neun Uhr verhört worden war, wurde er eingesperrt und bekam vier und zwanzig Stunden nichts zu essen. Den folgenden Tag wurden Elisabeth und Katharina erst eingesperrt, dann verhört, und sollten aussagen, daß sie von einem evangelischen Lederhändler J. H. verführt und überredet worden wären, wenn sie dies gestänben, dürften sie nach Hause gehen, wenn nicht, so kämen sie lebenslang nicht mehr aus dem Gefängniß, und müßten nach Linz zum Thurmbau. Da sie nicht bekennen konnten, wurden sie jede besonders eingesperrt, und so siebzehn Tage lang abwechselnd mit Drohungen verhört, vom Pfarrer bearbeitet, im Gefängniß gehalten, bis ihnen endlich der Muth brach, und sie Alles bejaheten, was man von ihnen verlangte, worauf sie entlassen wurden, aber natürlich, ohne daß von ihrem Übertritt weiter die Rede war. Eine mit dem J. H. nun angestellte Untersuchung führte aber zu nichts, denn als jene ihm gegenüber wider ihn zeugen sollten, weigerten sie sich mit der Erklärung, man habe sie nur zu dieser Aussage gezwungen. So wurden diese drei Geschwister, wozu dann noch ein jüngerer Bruder Joseph, kam, mit Gewalt in der Katholischen Kirche zurückgehalten, ungeachtet sie seit 1833 nicht mehr in derselben zum Abendmahl gingen; evangelisch werden ließ man sie nicht, und katholisch bleiben wollten sie nicht, bis sie endlich von dem Auszuge der evangelischen Tiroler Ende 1837 hörten, und sich nun im Sommer 1838 entschlossen, ebenfalls nach Schlesien zu gehen, dort evangelisch zu werden und dann zurückzukehren. Dies wurde ausgeführt von Joseph, Michael und Elisabeth B. Was nun von den Geistlichen nach ihrer Rückkehr gethan worden ist, darüber fehlen noch die Nachrichten. So aber wird das Toleranzedikt im Österreichischen umgangen, und es sind nun auch in jener Gegend Mehrere auf dem Punkte, auszuwandern und evangelisch zu werden.

Am 21. Oktober d. J. ist das neue Evangelische Bethaus in Deutsch-Gablonz eingeweiht, und der bisherige Vikar in Krischlitz, Christian Molnar, als Pastor installirt worden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 28. November. № 95.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Nun liefen aus allen Gegenden Deutschlands die hitzigsten Verehrungsbezeugungen gegen die würdigen XXII. und zu Gunsten ihrer Zwecke ein, welche sich größtentheils in der angegebenen merkwürdigen Briefsammlung abgedruckt finden, und darthun, wie viele heißglühende Beförderer die Aufklärung damals schon in allen Orten und Ständen gewonnen hatte. Man wird freilich fragen: und was war denn der Gewinn, der bei dieser Anlage des ganzen Unternehmens für den Dr. Bahrdt herauskam? Es war zunächst geistiger Vortheil der geschmeichelten Eitelkeit, denn der Schwache wußte es doch nicht ganz zu verschweigen, daß seine eigene verdächtige Person hinter den Coulissen stand, und dann war bei allem Anschein von Uneigennützigkeit eine Finanzoperation auch hiemit verbunden, denn 1. hatte jedes Mitglied einen Thaler jährlichen Beitrag für Copialien einzuzahlen — und es kamen mehrere tausend Mitglieder zusammen —, sodann verpflichteten sich die Mitglieder zur Verbreitung anonymer schriftstellerischer Produkte, bei denen abermals Vater Bahrdt hinter den Coulissen stand. Nur bis zum Jahre 1789 erhielt sich das künstliche Gemächte dieser Deutschen Union; da wurde das Marionettenspiel allen Theilnehmern offenbar. Man denke sich die Beschämung so vieler angesehener Männer, die sich nun sagen mußten, bei der Nase herumgeführt worden zu seyn (manche namhafte Männer gingen nicht so leicht in die Falle, sondern gaben vorsichtige Antworten, wie z. B. Reinhard, Campe, Knigge); ja später mußten sie sogar noch erleben, daß in dem erwähnten Briefwechsel die Ergüsse ihres Enthusiasmus für die Deutsche Union dem Publikum gedruckt vorgelegt wurden. So enthält der fünfte Band jener Briefsammlung die Akten über eine feierliche Diöcesanversammlung der Deutschen Union in Mainz am 17. December 1788, bei welcher als Diöcesan gegenwärtig ist: Herr v. Haupt, Kaiserl. Königl. wirklicher Rath, als Mitglieder: Graf v. Lambach, Chur-Mainzischer Kammerherr und Reg. Rath, Dr. Molitor, Chur-Mainzischer Hofgerichts-Rath und Professor, Schmieder, Dr. der Rechte. Gleich der erste Paragraph dieser Akten lautet:

„Beschlossen, den verbündeten XXII., wegen ihrer bisherigen vielen Sorgfalt, Mühe und Verwendung für unseren edlen Bund der teutschen Union und für Beförderung des erhabenen Entzwecks desselben, vordersamst den wärmsten Dank abzustatten, und das Zurücktreten und Aufgeben ihrer zeitherigen Verhältnisse, nach reiflicher Erwägung sich ergebender Umstände, allerdings zu billigen."

Mit dem sittlichen Zustande der Theologie Studirenden in Halle muß es in jener Periode und später sehr schlimm bestellt gewesen seyn. Ekelhafte Details erfährt man davon durch die Selbstbiographie des berüchtigten Laukhard (früher Privatdocent der Theologie, zuletzt Musketier unter dem v. Thaddenschen Regiment in Halle!), Halle 1792, 2 Th. Da vernimmt man z. B. wie im Jahre 1782 unter dem sämmtlichen Studentenpersonal im Hause von Dr. Semler die Sitte eingerissen war, nur in puris naturalibus sich in dem warmen Zimmer zu zeigen und liest ein Lateinisches deshalb erlassenes Ermahnungsschreiben des Hauswirths, worin derselbe — leutselig genug — seine Verwunderung ausspricht, daß Leute, quorum alii bonas litteras discere se dicerent, quidam *et docere*, sich so weit vergessen könnten. — Es würde ein solches Detail lieber übergangen werden, wenn es nicht so viel mehr spräche, als Seiten lange allgemeine Schilderungen. Wir wollen daher auch noch ein anderes, in eine etwas spätere Zeit gehöriges Faktum beispielsweise erwähnen, das ein jüngst verstorbener Consistorialrath uns aus seiner Universitätszeit in Halle als Ohrenzeuge mittheilte. Es hatte Einer gewettet, vor den Bauern in Reideburg bei Halle eine Charfreitagspredigt in Burschensprache zu halten, und er hielt sie, bei zahlreichem concursus seiner Freunde, und hatte unter Anderem die Frechheit, den Ausruf des sterbenden Erlösers, Matth. 27, 46., auf eine solche Weise zu paraphrasiren, daß — wir doch uns nicht überwinden können, es hier wiederzugeben. Mag auch unter uns die Rohheit Einzelner groß seyn, ob wohl an irgend einer Deutschen Universität in dieser Zeit ein Theologe die Unverschämtheit hätte, eines solchen Frevels am Heiligen sich schuldig zu machen? *)

*) Charakteristisch sowohl für den Zustand der studirenden Theologen als auch für das ferne Verhältniß, in welchem Knapp bei allem innigen Verlangen, den Jünglingen zu nützen, zu diesen gestanden hat, sind mehrere Äußerungen in den erwähnten Briefen, wo er entweder klagt, auch nicht Einen gottseligen Studenten zu kennen oder allenfalls — Einen. Wer kann ohne Rührung folgende Äußerung in einem Briefe aus den neunziger Jahren lesen: „Doch hat es mir sehr zur Aufmunterung gedient, daß unser lieber Herr mir die Bitte gewährt

Der Tod des unglücklichen Bahrdt war seinem Leben entsprechend. Er starb an einer zum höchsten Grade ausgebildeten syphilitischen Krankheit, mit Geschwüren bedeckt, indem die inneren Theile des Gaumens und Mundes in Fäulniß übergingen!! *)

Wir wenden uns von diesen Jammergeschichten ab und werfen einen Blick auf die im Ruhm der Verbreitung der Aufklärung mit Halle wetteifernde Universität Frankfurt a. d. O. Neben mehreren Professoren von geringerer Bedeutung, wie Stosch, Ernst August Schulze, Causse, sind es zwei Schüler von Baumgarten, welche in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hier sich besonders auszeichnen und auch auf ihre Zeit einen bedeutenden Einfluß erlangt haben, Töllner und Steinbart, der Erstere seit 1756 Lutherischer Professor, der Andere nach dem Tode von Töllner seit 1774 bis in den Anfang dieses Jahrhunderts. Die vorher erwähnten minder berühmten Männer waren wohl im Ganzen noch Anhänger des alten Systems geblieben, doch waren sie tolerant gegen die neuen Ansichten. Sie gehörten zu einer Klasse von Theologen, welche Döderlein passend negative Aufklärer genannt hat — Leute, die still sitzen blieben und zusahen, wenn der Dieb ein Stück Mobiliar nach dem anderen zum Hause hinaustrug.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) Eine Schrift eines seiner Ärzte, Prof. Junker, gibt von der Krankheit Bericht: „Etwas über die Weinbergskrankheit des verstorbenen Dr. Bahrdt's, Halle 1792." Der Arzt sucht das Übel vorzüglich auf die Selbstdispensation des Bahrdt zu schieben, die es verschlimmert, jedoch nicht veranlaßt hat.

Nachrichten.

(Waadtland. Aus einem Schreiben an den Herausgeber.)

Die Lobeserhebungen, womit man uns seit einigen Jahren wegen unserer religiösen Erweckung schmeichelt, muß man nicht zu hoch treiben. Es bleibt noch viel, sehr viel zu thun übrig; seit zwei oder drei Jahren bleibt alles ziemlich im Stillstande; man redet sehr viel von religiösen

Dingen und religiösen Unternehmungen; die Gebildeten schließen sich der religiösen Thätigkeit immer mehr an, die Regierung gestattet die größte Freiheit, aber die Masse des Volks bleibt ziemlich beim Alten, und an manchen Orten ist es mit der Toleranz nicht einmal weit gekommen; oft noch müssen die Christen, welche sich von den schlechten Wegen der Welt absondern, die Schmach Christi genug ertragen; darüber muß man sich freilich nicht zu sehr wundern, und man muß die geistigen Segnungen, die unserem Ländchen so reichlich zufließen, doch auch dankbar zu würdigen wissen; der Boden scheint oft sehr hart und unfruchtbar, aber es sind Viele, die da säen und arbeiten; die Erndte mag langsam reifen und die Früchte lange unbemerkt bleiben.

Am 30. Juli und an den beiden folgenden Tagen fanden die Jahresversammlungen der religiösen Vereine in Lausanne statt und zwar in einer der Kirchen der Stadt. Ich habe in Berlin auch einigen solchen Versammlungen beigewohnt, aber ich muß bekennen, sie sind mir etwas steif vorgekommen; bei uns kommt in solchen Fällen das Leben und die öffentliche Theilnahme mehr zum Vorschein; Jeder kann reden und gewöhnlich sieht man Deputirte aus den verschiedenen Theilen des Kantons, wie aus Genf, Frankreich ꝛc. auftreten. Am 30. Juli war die Versammlung der Bibelgesellschaft. Nach dem Berichte wurden in dem verflossenen Jahre (Mai 1837 — Mai 1838) 3252 Exemplare der heiligen Schrift vertheilt. Die Zimmer aller Gasthöfe der Stadt und eben so die Häuser, wo die Deutschen, Italienischen ꝛc. Handwerksburschen wohnen, sind mit Bibeln versehen worden, und manche hat schon Frucht getragen. Am interessantesten war die Versammlung der Evangelischen Gesellschaft am 31. In jeder der bedeutenderen Städte des Kantons, Lausanne, Vevey, Morges, Aubonne, Yverdun ꝛc. gibt es solche evangelische Gesellschaften, welche unter der Leitung eines Comités gewöhnlich mehrere Zweige der religiösen Thätigkeit in sich fassen und beaufsichtigen, nämlich Bibel- und Traktatenaustheilung, Erbauungsstunden, religiöse Bibliotheken ꝛc, und diese Centralisation (die in Deutschland ziemlich zu fehlen scheint) erweist sich als sehr nützlich. Die evangelische Gesellschaft in Lausanne hat vielleicht unter allen die ausgedehnteste Wirksamkeit. Sie theilt sich in acht verschiedene Comités: 1. das der Krankenbesuche, unter dessen Leitung mehr als zweihundert Kranke der Stadt regelmäßig besucht und mit dem Worte Gottes erbaut werden; an dieses Comité haben sich gegen achtzig thätige Mitglieder, meist Frauen, angeschlossen. (NB. die Bevölkerung der Stadt Lausanne ist nicht über 12,000.) 2. Das Comité der Erbauungsstunden oder Abendpredigten, welche jeden Sonntag Abend im Oratoire gehalten werden; jedesmal hat man gegen vierhundert Zuhörer, die Predigt wird abwechselnd von den Pfarrern der Stadt gehalten, und jeder Laie kann auch das Wort nehmen. Um den Eltern den Besuch dieser Abendversammlungen zu erleichtern, hat man in einem angränzenden Gebäude auch ein Oratoire für die Kinder eingerichtet, und dieser Kultus wird um dieselbe Stunde von einigen Studirenden geleitet. 3. Das Comité der religiösen Lesebibliothek; diese Anstalt hat gegen zweihundert Abonnirte. 4. Das Comité der Aufsicht über die aus dem Zuchthaus entlassenen Sträflinge. Man findet es dringend nöthig, diese armen verwahrlosetsten Menschen bei ihrer Wiederaufnahme in die Gesellschaft mit gutem Rath, Arbeit und Geld zu unterstützen; erst seit zwei Jahren ist man hier auf diesen Gedanken gekommen, und einiges Gute ist hier schon gewirkt worden. 5. Das Comité des unter dem Namen: „Le Bon Messager" erscheinenden religiösen Volkskalenders, welcher in 10,000 Exemplaren gedruckt wird. 6. Das Comité der Bibelverbreitung (Colportage) in Frankreich; bis jetzt hat man nicht mehr als zwei Colporteurs senden können;

hat, die ich am letzten Osterfeste in Einfalt des Herzens an ihn that, mir unter den neuankommenden Zuhörern doch nur Einen Zuhörer zu schenken, von dem ich wüßte, daß er für sein süßes Evangelium Empfänglichkeit hätte. Ich gestehe, daß ich diesen Einen unter den mir empfohlenen und zum Theil sehr angepriesenen XXern erwartete. Allein ich irrte mich. Mein Gebet wurde anders erhört als ich dachte, nämlich durch den lieben Freund, den Sie mir zuerst bekannt machten. So etwas könnte einem nun wohl Muth machen, um mehr als Einen zu bitten, aber dazu habe ich doch noch keine Freudigkeit gehabt, sondern für jetzt bleibt es noch dabei, daß ich um die Bewahrung und Erhaltung dieses Einen bitte." Welch' ein Gedanke gegenüber der rohen Masse jener siebenhundert mehr oder weniger gegen das Heilige gleichgültigen Jünglinge sich den still in seinem Kämmerlein wenigstens um Eine Seele bittenden Professor der Theologie zu denken! —

Bibelverbreitung in der katholischen Schweiz ist auch versucht worden, aber gänzlich mißlungen. 7. Das Comité der Traktate; dieses beschäftigt sich sowohl mit Verfertigung neuer Traktate, als mit Vertheilung; in einem Jahre sind 68,000 Traktate vertheilt worden. 8. Das Comité der Evangelisation im Kanton Waadt selbst; diese ganz neue Unternehmung, deren Name sogar auffallend klingt, ist dazu bestimmt, Erbauungsstunden anzuregen und zu leiten; sie ist aber von mehreren Pfarrern als eine Einmischung in ihre Seelsorge mit vielem Mißtrauen aufgenommen worden. — Nachdem diese verschiedenen Berichte vorgelesen, nahmen die auswärtigen Deputirten das Wort. Wir hörten zuerst eine dringende Bitte des Herrn de Felice im Namen der Kirche Frankreichs, Prediger und Evangelisten in großer Zahl in dieses unglückliche Land zu schicken, dessen Volk er nicht passender als unter dem Bilde eines von Straßenräubern beraubten Menschen schildern zu können glaubte. Diese Ermahnung, die manche Thräne der Rührung hervorrief, wurde von Herrn Prof. Gaussen aus Genf kräftig unterstützt, der auf der Stelle vierzehn Predigerstellen in Frankreich anbot. Sie sehen, wie sehr in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit unter uns auf die Evangelisation Frankreichs gerichtet ist. Nachher sprachen noch mehrere Andere, auch der Prof. Pettavel aus Neufchatel, um seinen Lieblingsgegenstand, das Werk der Bekehrung der Juden, dringend anzuempfehlen. Am dritten Tage war die Versammlung der Missionsgesellschaft; besonders interessant war der Bericht über die Wirksamkeit der drei Waadtländischen Missionare, welche gegenwärtig in Canada arbeiten; de Felice sprach wiederum mit glühender Beredtsamkeit.

Was das wissenschaftliche Leben unter uns anbetrifft, so ist eben nicht viel zu sagen. Sie wissen schon, daß die Akademie in Lausanne eine vollkommene Umgestaltung in Formen und Personal erleidet, in einigen Wochen wird die neue Akademie in's Leben treten; wir wollen hoffen, daß in dem Chaos Licht werden wird, denn bis jetzt sieht man in den Maaßregeln der Regierung bei dieser Angelegenheit viel Willkühr, Unordnung und Ungerechtigkeit. Die Professoren sind *en masse* verabschiedet worden; einige davon ohne Examen zurückberufen. Viele Stellen sind bis jetzt noch unbesetzt, doch die theologische Fakultät ist vollzählig; sie besteht aus vier Professoren (alle ordinarii, von Professoren extraordinarii und Privatdocenten ist bei uns gar nicht die Rede), nämlich: 1. Herr Dufournet als Professor der Exegese; er bekleidet diese Stelle schon seit zwanzig Jahren, und ist ein sehr wohlgesinnter Mann. 2. Prof. Herzog, aus Basel, als Lehrer der Kirchengeschichte, er hat in Berlin studirt. 3. Herr Vinet, als Professor der Pastoraltheologie. 4. Herr Chappuis, als Professor der Dogmatik. Er hat sein Examen sehr glänzend bestanden, seine Dissertation war wirklich sehr interessant; merkwürdiger Weise (und dies ist ein gutes Zeichen) hatte er sowohl als sein Opponent, Herr Prediger Cuchod, das Verhältniß des N. T. zum A. zum Gegenstand seiner Dissertation gewählt.

Die litterarischen Erscheinungen sind hier zu Lande nicht zahlreich. Außer den zwei obgenannten Dissertationen ist bei uns gar nichts erschienen. Die Presse der evangelischen Gesellschaft in Genf hat eine Hebräische Grammatik von dem gewesenen Prof. Preiswerk gedruckt, welche den Mangel eines solchen Werks in Französischer Sprache ziemlich gut ersetzt; seitdem drucken sie fast nichts als Brochüren gegen den Erzbischof von Toulouse und den Französischen Katholicismus; der Kampf ist jetzt recht im Gange. Herr Cellérier, Professor der Exegese in der Socinianischen Fakultät in Genf hat ein Buch: De l'Esprit de la Législation Mosaïque herausgegeben, zwei starke Bände, sich fast durchgängig an Michaelis anschließend, den er ganz offen als seinen Führer angibt und sehr bewundert; das Werk ist höchst unbedeutend und macht gar keinen *effet*. Derselbe hat in den letzten Jahren schon Mehreres herausgegeben, namentlich eine Einleitung in's A. T. für gebildete Laien, ein Buch von gar schwankender Natur, die Authentie des Pentateuch mit Wärme und Kraft vertheidigend, Anderes aber aufgebend. — Populäre Commentare, besonders über das A. T., werden sehr gewünscht. Die Englischen Commentare fängt man an etwas karg an Gedanken, obschon wortreich zu finden; nichts desto weniger sind wir mit denselben förmlich überschwemmt. Ein Englischer Commentar (Auszug aus Henry und Scott) in sechs Oktavbänden wird gegenwärtig in Frankreich übersetzt, und am Ende dieses Jahres erscheint ein einzelner Theil dieses Werks, nämlich die Psalmen, zu wohlfeilem Preis, besonders für das Waadtland bestimmt.

(England. Londoner Gesellschaft zur Ausbreitung des Christenthums unter den Juden. Berichterstattung von 1838.)

Der Vorstand der Gesellschaft hat im verflossenen Jahre von ihrem Lager ausgegeben: 3532 Hebräische Alte Testamente, 95 andere mit beigefügter Deutscher Übersetzung, 350 ganze Bibeln in Hebräischer oder anderen Sprachen, 127 Neue Testamente, 1517 einzelne Pentateuche, prophetische oder andere heilige Bücher, 485 Abdrücke der in's Hebräische übersetzten Liturgie der Englisch-Bischöflichen Kirche und 9787 Hebräische und andere Traktate oder kleinere Schriften. — Im Jahre 1837 sah sich der Vorstand bei der Berichterstattung genöthigt, eine ernstliche Aufforderung zu kräftiger Unterstützung ergehen zu lassen, damit die Ausbreitung der heiligen Schriften nachdrücklicher betrieben werden könne. Er hatte sich damals bereits entschlossen, die Stereotypplatten zu einer Oktav-Ausgabe der Hebräischen Bibel für den Preis von 750 Pfd. Sterl. anzuschaffen. Diese sind nun fertig geworden und liegen, nach sorgfältiger Durchsicht, zu unmittelbarem Gebrauche bereit. Somit besitzt die Gesellschaft die Stereotypplatten zu zwei Ausgaben der Hebräischen Bibel und ist also im Stande, für die einfachen Kosten des Papiers und Druckes fortan jede zur Vertheilung unter die Juden nothwendig werdende Anzahl Exemplare liefern zu können. — Die Aufforderung zur Unterstützung hat Anklang gefunden und vortreffliche Wirkung gethan. Große Summen sind zur Bezahlung der Platten beigesteuert worden, und außerdem sind noch bedeutende Summen in die Kasse der Gesellschaft geflossen, mit der ausgesprochenen Bestimmung, daß sie zur Verbreitung der heiligen Schrift verwandt werden sollen. — Das Hebräische N. T. ist einer genauen Durchsicht unterworfen worden und im Druck bis zum Schluß der vier Evangelien fertig geworden. Der Vorstand hofft auch, daß auch unverzüglich zum Drucke der Jüdisch-Polnischen Übersetzung des A. T. wird geschritten werden können. Dies Unternehmen ist für die Juden in Polen von großer Bedeutung. Die Übersetzung ist seit einigen Jahren vollendet und der Druck allein deshalb unterblieben, weil die vorhandenen Gelder nur für den Abdruck des Pentateuchs und Jesaias hinreichten. Es werden nunmehr die Summen dazu verwendet werden, die außerordentlich eingegangen sind und dazu zur Verfügung stehen. Ein weiteres Bedürfniß, an dessen Abstellung der Vorstand denken muß, ist die Vorbereitung einer Jüdisch-Spanischen Übersetzung, zu deren Anfertigung sich durch die Mission zu Constantinopel eine günstige Gelegenheit bietet.

Während des Jahres 1837 sind in der Bischöflichen Judenkapelle sieben Erwachsene und drei Kinder getauft. Der Hebräische Gottesdienst ist unausgesetzt an jedem Sonntagsnachmittage gehalten worden. Dabei hat der Geistliche Alexander gewöhnlich die Gebete in Hebräischer

Sprache gelesen, und Dr. M'Caul hat in Englischer Sprache über Abschnitte des A. T. gepredigt. Diese Gottesdienste sind gemeiniglich von einer ansehnlichen, immer zunehmenden Anzahl Proselyten und Christen besucht worden. Das Ergebniß war im Ganzen sehr ermuthigend. Dieser Gottesdienst ist ein tüchtiges Band für die bekehrten Israeliten und verschafft ihnen die nöthige Einsicht in den Zusammenhang des A. mit dem N. T. Der Besuch unbekehrter Juden dabei ist bisher geringe gewesen; fremde Juden sind öfter hingekommen und Mancher scheint nicht ohne empfangenen Eindruck heimgegangen zu seyn.

Nahe bei der Kapelle steht das Arbeitshaus für Proselyten, welchem der Geistliche J. C. Reichardt vorsteht. Im Jahre 1836 erfreuten sich vierzehn Bekehrte der Wohlthat dieser Anstalt; im Jahre 1837 hielten sich eben so viele daselbst auf, doch meistens andere Personen. Es steht zu hoffen, daß die große Mehrheit dieser äußerlichen wie innerlichen Gewinn von dem Aufenthalt im Hause gehabt hat. Nur über drei bleibt noch ein Bedenken; nur Einer hat alle Hoffnung gänzlich getäuscht. Sieben derselben sind in der Bischöflichen Judenkapelle getauft, fünf an anderen Orten, wohin sie sich ihres Unterhalts wegen begeben hatten; die Meisten haben bisher einen guten Stand behauptet, Einige von ihnen sind in guten äußeren Umständen, Andere verdienen sich ganz anständig ihr täglich Brodt. Jetzt sind neun Personen in der Anstalt, die meistens gute Hoffnung geben. Sie sind kürzlich von dem Vorstande geprüft, der auch ihre Arbeit in Augenschein genommen und sich über die Fortschritte, die in allem Nothwendigen gemacht waren, sehr gefreuet hat. Die Anstalt ist dabei nicht bloß den Bewohnern derselben nützlich, sondern gibt zugleich einen Sammelplatz gläubiger Proselyten ab. Sonntags Nachmittags, zwischen dem Hebräischen und Abendgottesdienst in der Kapelle wird eine bedeutende Anzahl Bekehrter und Suchender von dem Vorsteher empfangen und diese haben so Gelegenheit zu einem freundlichen Verkehr mit ihm.

Mit der Kapelle stehen zwei Schulen für Hebräische Kinder in Verbindung. Über beide kann der Vorstand nur Erfreuliches berichten. Zehn Knaben sind im letzten Jahre aufgenommen, einer ausgetreten. Von diesen ist einer nach Liverpool in die Lehre gegangen, ein anderer zu seinen Eltern nach Deutschland, auf ihr Verlangen, zurückgegangen, weil sie sich indeß auch bekehrt haben. Die beiden übrigen wurden von ihren Eltern aus der Schule weggenommen. — Von Mädchen sind nur zwei aufgenommen, während vier ausgetreten sind, zwei, um in anständigen Dienst zu treten, eins, um mit ihrem Bruder zu den nunmehr bekehrten Eltern nach Deutschland heimzukehren, die vierte wurde durch die Eltern weggenommen.

Die wachsende Anzahl der Juden zu Liverpool und der Erfolg, welchen der Hebräische Gottesdienst hatte, den daselbst der zum Prediger an Bischöflicher St. Simonskirche am 18. December 1836 geweihete Proselyt H. J. Joseph mit Erlaubniß der Kirchenbehörde hält, hat den Vorstand bewogen, sein Augenmerk dahin zu richten. Er hat daher den Diakonus Joseph ersucht, den Hebräischen Gottesdienst nicht bloß monatlich, sondern wöchentlich einmal zu halten, und hat ihm in Rücksicht auf seine großen Bemühungen um seine Brüder nach dem Fleische einen kleinen jährlichen Gehalt zuerkannt, da die Kapelle, an welcher er steht, sehr arm ist und ihren Prediger nur karg besoldet. Während der letzten Jahre sind zu Liverpool acht und zwanzig Proselyten getauft, zehn allein während dieses Jahres. Der Vorstand hat zu Liverpool auch ein Lager von Bibeln und Traktaten errichtet und die Freunde Israels daselbst haben für die augenblickliche Unterbringung von suchenden und bekehrten Juden eine Anstalt gegründet.

Außerhalb Englands erstreckt sich die Thätigkeit der Gesellschaft auf Deutschland mit Einschluß Posens, auf Polen und auf die Umgebung des Mittelmeers, auf Frankreich und Holland. In Deutschland, Frankreich und Holland haben die Juden-Missionare eine besonders schwierige Stellung. Die Deutschen Juden haben zum Theil ihre Anhänglichkeit an den Talmud zwar aufgegeben, dafür aber sind sie auch großentheils Freidenker geworden, die eine eigene Litteratur aufzurichten trachten und darauf ausgehen, sich durch die Presse Einfluß zu verschaffen. Eine neue Art von Gottesdienst ist in einigen bedeutenden Städten aufgekommen; aus Synagogen sind Tempel geworden, die Leiter und Führer scheinen darauf auszugehen, die Erwartung des verheißenen Messias auszurotten; bei Vielen haben sie Gehör gefunden. — Die Arbeit ist unausgesetzt fortgegangen und fast überall gesegnet gewesen, indem Juden sich haben taufen lassen. — Der Vorstand hat nun eine Einrichtung getroffen, die Missionsarbeiten auf diesem Gebiete mehr zu einem Ganzen zu verbinden und daher dem Missionar Ayerst, der einige Zeit zu Berlin gewirkt hat, aufgetragen, einen Theil seiner Zeit zu Besuchen auf den verschiedenen Posten in Frankreich, Deutschland und Polen zu verwenden, um sich über den Gang der Angelegenheiten die gehörige Übersicht zu verschaffen, dem Vorstande dann über die Veränderungen berichten zu können, die in der Richtung der Juden dieser Zeit vorgehen und ihm vorzuschlagen, was unter den obwaltenden Umständen zu thun sey. — In Polen bilden die Juden einen ganz ansehnlichen Theil der Bevölkerung und hangen meistens an den rabbinischen Gewohnheiten, strenge dem Talmud zugethan und entsetzt über die Neuerungen, die unter den Deutschen Juden einzureißen anfangen. Die Missionare finden unter ihnen leichten Zutritt und können oft vor großen Versammlungen die Wahrheit des Evangeliums bezeugen, vorausgesetzt, daß sie mit einem Vorrathe von Bibeln versehen sind. Über dieses Gebiet hat die Oberaufsicht der Missionar F. W. Becker. — Die Juden um das Mittelmeer bilden eine eigene Abtheilung des Volks, haben auch eine eigene Sprache, das Jüdisch-Spanische, eine Mundart, die ursprünglich aus dem Spanischen herstammt, aber mit vielen Hebräischen Redensarten und Spracheigenthümlichkeiten vermischt ist. In Palästina wird im gewöhnlichen Umgang auch Hebräisch gesprochen. Die Gesellschaft hat unter diesem Volke Arbeiter zu Constantinopel, Jerusalem und Tunis. Von Jerusalem und der dort zu erbauenden Kirche verspricht sie sich das Bedeutendste.

Die Gesellschaft besteht jetzt zwanzig Jahre. Während dieser Zeit ist hinsichtlich der Juden und ihrer Bekehrung eine bedeutende Veränderung vorgegangen. Als die Gesellschaft ihre Arbeit anfing, war ein gläubiger Proselyt eine Seltenheit. Von den sieben und vierzig Arbeitern der Gesellschaft sind jetzt drei und zwanzig Bekehrte vom Hause Israel. In der Londoner Judenkapelle finden sich oft zwanzig Proselyten als Communikanten ein; in Liverpool zählt Joseph deren bereits zwölf.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 1. December. № 96.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Auch Töllner ließ nur allmählig mehr von der herkömmlichen Lehre fahren und zwar, indem er dabei größtentheils seinen eigenen Weg ging. Wie ihm dieses indeß Schuld gegeben wurde, so scheint er auch wirklich mehr zurückgehalten als ausgesprochen zu haben. Er trat anfangs als Bestreiter der herkömmlichen Schultheologie auf, und erregte namentlich durch sein 1764 herausgegebenes, eigenthümliches Werk: „Wahre Gründe, warum Gott die Offenbarung nicht mit augenscheinlicheren Beweisen versehen hat," so wie durch das sich daran anschließende von 1766: „Beweis, daß Gott die Menschen bereits durch seine Offenbarung in der Natur zur Seligkeit führt," Aufsehen und Widerspruch. Er unternimmt hier zu zeigen, daß die gewöhnlichen Beweise für die Offenbarung, sowohl der historische als der aus innerer Erfahrung, zwar Überzeugungskraft, aber doch nichts Gewißheitgebendes haben. Er thut dar, daß sich doch allerdings viel augenscheinlichere Beweise für die Göttlichkeit der Schrift denken lassen; wie jeder menschliche Autor seiner Schrift einen solchen Charakter aufzuprägen vermöge, daß man ihn nicht darin verkennen kann, so müsse dieses doch auch Gott; nun sey aber die Schrift so geschrieben, daß sie nicht anders geschrieben seyn würde, auch wenn sie bloß von Menschen ausgegangen wäre; es finden sich Stellen darin, die zu den ungeheuersten Irrthümern Veranlassung gegeben haben, und doch läßt sich sagen, wenn Gott der Urheber gewesen ist, daß er solches hätte vorhersehen und vermeiden müssen; daher werde man denn vielmehr zu der Annahme geleitet, daß dieser Mangel an augenscheinlichen Beweisen selbst in der Absicht Gottes liege, nämlich den Glauben und den Gehorsam der Menschen zu üben — ein Gedanke, der schon von Grotius und von Pascal ausgesprochen worden ist. Freilich schien nun diese Argumentation den Naturalisten in die Hände zu arbeiten; aber in dem zweiten der genannten Werke S. 5. rechtfertigt sich der Verf. mit der Bemerkung: Die Naturalisten müßten grade desto mehr beschämt werden, wenn sie sähen, daß die Theologen die Schwäche ihres eigenen Systems kennen und doch noch den Glauben behalten. Er unternimmt dann ferner zu zeigen, daß man einem der Haupteinwürfe der Naturalisten gegenüber rathlos bleibe, wenn man als den Endzweck der Offenbarung ohne Weiteres den aufstelle, den Menschen die Seligkeit zu verschaffen, denn was würde dann aus allen Heiden? so müsse denn vielmehr die Möglichkeit, auch aus dem Naturlichte zur Seligkeit zu gelangen, zugegeben, und der Endzweck der Schrift darauf beschränkt werden, den Menschen zu größerer Seligkeit zu verhelfen. An der Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit der Ansichten, welche diese Schrift enthält, nehmen auch die anderen, noch jetzt nicht unbrauchbaren Werke desselben über die Inspiration, über den thätigen Gehorsam Christi, seine vermischten Abhandlungen u. s. w. Theil. — Von Steinbart ist schon früher die Rede gewesen. „Dr. Steinbart" — heißt es von ihm im Kirchen- und Ketzer-Almanach — „wandelt ganz im hohen Sonnenlicht. Noch wenige Theologen Deutscher Nation haben das gesagt, was er gesagt hat, sind so mit edler Freimüthigkeit herausgegangen, wie er, haben so die Idole des Kirchensystems umgeworfen, zertrümmert, wie er. Immer begnügten sich seine Vorgänger, einzelne Irrthümer anzugreifen, und waren dabei so zurückhaltend, daß sie ihr eigenes wahres System nie ganz blicken ließen. Dieser Mann hat nicht bloß das alte Haus eingerissen, sondern einen neuen Palast an seine Stelle gesetzt."

An der Königsberger Universität erhielt sich bis gegen Anfang dieses Jahrhunderts die rechtgläubige Theologie. Die namhaftesten Theologen aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sind warme Vertheidiger des biblischen Glaubens zum Theil mit Hallischer Färbung. Dahin hatte wohl auch der innige Anhänger der Hallischen Schule, der fromme Royall (seit 1732 Ordinarius), besonders gewirkt. Seit 1753 lehrte daselbst als theologischer Professor der in Königsberg gebildete und durch zwei gegen den Socinianismus und die Neologie gerichtete Schriften bekannte, gelehrte Bock, der im Jahre 1786 starb. Neben ihm standen als Exeget der in Halle gebildete Prof. Kypke von 1755 bis 1779, und als Hermenent und Dogmatiker der ebenfalls in Klosterbergen und Halle gebildete Riccard (seit 1765 bis 1799); mit ihnen wirkte von 1751 bis 1782 der fromme, in Jena und Tübingen gebildete Lilienthal, dessen Vorlesungen auch vorzüglich Herder benutzt hat. Am Ende des Jahrhunderts traten Professoren anderer Gesinnung ein, namentlich Hasse, von 1788 (diese Jahresangaben beziehen sich, wie bemerkt, immer auf den Eintritt in die Fakultät) bis 1806, Theod. Rinck seit 1800, und Vater seit 1809.

Von den Universitäten Greifswalde und Breslau kann hier nicht die Rede seyn, da die letztere erst durch Verlegung der Frankfurter Universität entstand, die erste damals Schwedisch war. An ihr mag sich auch — zufolge mehrerer Äußerungen in den dawaligen Journalen zu urtheilen — die Or-

thodoxie ziemlich lange erhalten haben; noch bis zum Jahre 1810 wirkte hier von 1790 an als ein warmer Vertheidiger derselben der General-Superintendent und Prof. Gottl. Schlegel. Bekanntlich hat Schweden immer streng auf Rechtgläubigkeit gehalten; sogar die Dogmatik von J. D. Michaelis war daselbst im Jahre 1760 verboten worden, und ungeachtet nachher diesem Theologen von der Schwedischen Regierung eine réparation d'honneur ertheilt wurde, so erschien doch auch noch im Jahre 1799 ein Mandat wegen Erhaltung der reinen Lehre. — Von Preußischen Universitäten ist aber eine zu erwähnen übrig, die grade in dem Zeitraum, von dem wir handeln, nicht unbedeutende theologische Lehrer hatte, wir meinen Duisburg (1655 vom großen Churfürsten gestiftet), das in seiner reformirten theologischen Fakultät in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts an Berg und Grimm gelehrte und thätige Professoren besaß, von denen der letztere in die Neologie überleitete. An Berg's Stelle trat 1801 der, später als Parabeldichter berühmte, F. A. Krummacher, damals auch die neologische Richtung, obwohl auf geistvolle Weise, verfolgend.

Von der größten Bedeutung nicht bloß für Preußen, sondern für ganz Deutschland, war der theologische Einfluß, der von der Hauptstadt Preußens, von Berlin, ausging. Der Name Berliner und der Name Ungläubiger wurde seit der Zeit nicht selten synonym gebraucht; vgl. eine Stelle über das, wovon die Berliner nichts wissen,*) in den Predigten von Stinger von 1777, am neunzehnten Sonntage nach Trinitatis: „Die Berliner wissen nichts von dem Vater der Herrlichkeit, sie sind krank von dem Leibnitzschen Schwindelgeiste, sie wollen nichts wissen von dem Gruße Gottes, nichts von dem Gruße der sieben Geister, sie bilden sich eine mechanische Gottheit. Die Berliner wissen nichts von dem Menschen, sofern er sich im Geiste zum Gnadenthrone nahet; sie wissen nichts von den Engeln und Teufeln, nichts von dem was Sünde ist, nichts von Essen und Trinken des Fleisches und Blutes Christi, noch weniger von der Gemeinschaft der Heiligen, daß durch Handauflegung der Geist könne mitgetheilt werden, daß durch Taufe und Abendmahl der Geist Jesu könne gliedlich eingeführt werden, nichts von Himmel und Hölle, Interimszustand vor der Auferstehung, sie wollen nichts verstehen, als was sie nach demonstrativischer Lehrart in die letzten Begriffe resolviren; aber Jesus wird ihnen zeigen, wie sie ihn hätten sollen bekennen vor den Menschen."

Wenn wir als den Zeitgeist nicht sowohl diejenige Geistesrichtung bezeichnen müssen, welche in der numerischen Mehrzahl der Zeitgenossen die Herrschaft hat, sondern welche in denjenigen herrscht, die eine vorhergehende und in ihren Nachwirkungen noch vorhandene Periode geistig überwunden zu haben sich bewußt sind, die also — um es mit dem modernen, nicht wenig selbstgefälligen, Ausdrucke zu bezeichnen — auf der

*) Man erinnert sich an einen früheren Aufsatz in der Ev. K. Z. über das, wovon der Rationalismus des Dr. Röhr nichts weiß.

Höhe der Zeit stehen, so müssen wir sagen, daß der Zeitgeist der letzten zwei Decennien des vorigen Jahrhunderts in den Berliner Stimmführern seine Repräsentation hat. Es gab Berlin — vornehmlich durch das allmächtige Organ der Allg. Deutschen Bibliothek — nicht bloß für die Theologie, sondern auch für Philosophie und Wissenschaft und Kunst überhaupt, dem übrigen Preußen, ja dem übrigen Deutschland Gesetze. Und grade der Bund, den hier die theologischen Bestrebungen mit den schönen Wissenschaften und der Philosophie insbesondere eingegangen waren, diente dazu, die Berlinische Theologie als das Ideal dessen darzustellen, der auf der Höhe seiner Zeit zu stehen wünschte. Noch besaß Berlin in dieser Periode manchen dem christlichen Glauben eifrig zugethanen und dabei durch Gelehrsamkeit ausgezeichneten Mann, der den Aufklärern ein Dorn in den Augen war. Wir nennen insbesondere den Ober-Consistorialrath Süßmilch und den Ober-Consistorialrath Silberschlag — ein ausgezeichneter Hydrauliker, der sich in der Anlegung von wichtigen Wasserbauten eben so tüchtig erwies, wie als Prediger, Katechet und theologischer Gelehrter. Sonst aber fand sich schon vor der Hälfte des Jahrhunderts an mehreren der ersten Geistlichen eine nicht geringe Nachgiebigkeit gegen die neue Lehre, wie schon bei dem im Jahre 1741 verstorbenen Reinbeck, bei dem Ober-Consistorialrath Aug. Friedr. Wilh. Sack (gest. 1786), welcher in genauer Freundschaft mit Spalding, Jerusalem, Semler stand, und sich vorzüglich an Englischen Theologen der laxeren Richtung, an Clarke, Locke, Foster gebildet hatte; auch der Ober-Consistorialrath Büsching erwies sich, ob er gleich selbst dem alten Systeme zugethan geblieben scheint, als ein sehr nachgiebiger College von Herrn Teller und von Spalding. Diese beiden Theologen, in Verbindung mit dem Ober-Consistorialrath Dietrich, sind es, die wohl überhaupt den stärksten Einfluß geübt und denselben am erfolgreichsten zu Gunsten der Aufklärung geltend gemacht haben. In welchem Sinne von diesen Männern ihr geistliches Vorsteheramt verwaltet worden sey, läßt sich nach ihren vorliegenden Schriften, die zum Theil schon charakterisirt wurden, beurtheilen;*) Dietrich hatte besonderen An-

*) Das höchste Interesse müßte es gewähren, wenn unter Anderem ein in der Zeitgeschichte bewanderter Mann die Geschichte des Prozesses des sogenannten Zopfprediger Schulze in Gielsdorf bekannt machen wollte. Auf Anfrage des Criminalgerichts beim Ober-Consistorio, ob dieser Mann, der eingeständig sich zu den Grundsätzen bekannte: 1. daß die Schrift nicht Gottes Wort sey, 2. daß die Moral von der Religion himmelweit verschieden sey, 3. daß Jesus der größte Naturalist gewesen, 4. daß seine Auferstehung als eine bloße Begebenheit durchaus nicht mit zur Lehre Jesu gehöre, 5. daß Moses ein Betrüger gewesen — ob dieser Mann als ein Evangelisch-Lutherischer Prediger anzusehen sey, antwortete das Ober-Consistorium (mit Ausnahme von Woltersdorf und Hermes), zwar nicht als ein Evangelisch-Lutherischer, aber als ein christlicher Prediger sey er allerdings anzusehen — natürlich, da das Volum in der einzigen Stelle des N. T. Luc. 10, 25. das ganze Christenthum fand. S. die ohne

theil an der Beförderung der Aufklärung im Volksschulunterricht. Von Spalding wurde schon bemerkt, daß seine persönliche Frömmigkeit die höchste Achtung verdient — rührende Beweise davon enthalten auch die Mittheilungen aus seinem Tagebuche in seiner Selbstbiographie.*) Die männliche Freimüthigkeit, mit der sich die drei Consistorialräthe dem im Jahre 1788 erschienenen Religionsedikte entgegensetzten, verdient Anerkennung, wenn sie auch mit irrigen und verderblichen Überzeugungen verbunden war. Das Religionsedikt selbst spricht eine gute Absicht aus, ist jedoch nur ein Beweis, daß durch bloße Verordnungen der Strom des Zeitgeistes unmöglich aufgehalten werden kann, wenn ihnen nicht in der Gesinnung eines Theils der Zeitgenossen ein Stützpunkt gegeben wird. Darin scheinen diejenigen, von denen es ausging, keine Einsicht besessen zu haben. — Bis zum Jahre 1792 hatte das Edikt nicht die mindesten Folgen gehabt, und auch die in diesem Jahre ernannte Immediat-Examinations-Commission, welche dem Minister Wöllner zur Seite trat, erwies sich als ohnmächtig. Der Ober-Consistorialrath Hermes sagte in Halle: „Man hält uns für mächtig, und doch haben wir noch nicht Einen neologischen Dorfprediger absetzen können; so arbeitet uns Alles entgegen!" Von der Wirkungsweise der kirchlichen Oberen in Berlin in dieser Zeit möge noch ein Beispiel hier stehen, das zwei von ihnen selbst dem Publikum bekannt gemacht haben. Die Ordinationen und Examina der Brandenburgischen Prediger pflegten von dem jedesmaligen ältesten Propste und den Diakonen seiner Kirche gehalten zu werden, also bis 1794 von dem Propst Teller und den Diakonen Reinbeck und Troschel.**) Die anzustellenden Prediger empfingen nach der Ordination das Abendmahl und vor demselben wurde ihnen von den Diakonen eine Beichtrede gehalten. Im Jahre 1794 den 12. April erschien nun eine Kabinetsordre, worin die Diakonen „sireng admonirt wurden, im Beichtstuhl nichts wider die Lehre Jesu, wie bisher geschehen, vorzubringen." Zu ihrer Vertheidigung ließen nun die Prediger Reinbeck und Troschel eine Rechtfertigung in die öffentlichen Blätter rücken, worin es unter Anderen heißt (Henke's Archiv für die neueste Kirchengeschichte 2ter Bd. St. 1. S. 139.):

„Ein anderer Candidat betete vor einer anderweitigen Ordination ungefähr so: „„Ich armer großer Sünder bekenne vor dem gerechten Gott, daß ich durch meine vielen und schweren Sünden die göttliche Majestät höchlich erzürnt und nichts als seinen Zorn und seine Strafen verdient habe; ich gebe mich aller Sünden schuldig, die ich von Jugend auf bis hieher begangen habe, sie sind mir aber leid und bitte u. s. w."" Zu diesem sagte ich (Troschel): „„Ich beklage Sie, mein Freund, wenn dies Gebet die wahre Sprache Ihres Gewissens noch heute seyn muß. Mängel, Fehler, Übereilungen, Nachlässigkeiten im Guten, Unvollkommenheit haben wir Alle Ursach mit Mißfallen und Demüthigung vor Gott an uns zu erkennen, und diese Selbsterkenntniß zu unserer ferneren Ausbesserung und Wahrnehmung anzuwenden; Sie aber, die Sie doch von jüngeren Jahren her den Vorsatz gefaßt haben, ein Lehrer des Christenthums und reiner christlicher Unsträflichkeit zu werden, sollten ja wohl billig sich von Jugend auf eines unsträflichen Wandels befleißigt und keiner schweren Sünden und Missethaten, d. i. wissentlicher Lasterthaten wider Ihr Gewissen sich schuldig gemacht haben, da ein Lehrer des Evangeliums Jesu ja billig unsträflich und zu allem guten Werk geschickt seyn muß. Wer als studirender Jüngling den Lastern gefröhnt, oder sich aller Sünden und Missethaten schuldig gemacht hat (wie Sie von sich sagten), wahrlich, der wird durch die Ordination nicht auf einmal ein besserer, tugendhafterer Mann u. s. w.""

Das war das Maaß von Einsicht in die Heilsbedürftigkeit und Sündhaftigkeit des Menschen, welches damals die namhaftesten Geistlichen der Hauptstadt besaßen. Jenem bußfertigen Candidaten, der sich erlaubte, auf das „sie sind allzumal Sünder" sich zu berufen, war überdies die grobe Unwissenheit, die er dadurch an den Tag lege, zu Gemüthe geführt worden, da er hätte wissen müssen, daß im Urtext das Imperfekt stehe: πάντες γὰρ ἥμαρτον, sie waren Sünder, nämlich als Heiden, wogegen Christen stets anständige und tugendhafte Menschen zu seyn pflegten.

Wir verlassen hiemit Preußen und glauben nächst den Preußischen Universitäten vorzüglich Göttingen berücksichtigen zu müssen. Wenn gleich nämlich grade das Curatorium von Göttingen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast mit Ängstlichkeit um den Ruf der Orthodoxie besorgt war, wie dieses unter Anderem die Verhandlungen mit Büsching wegen seiner epitome darthun, und wenn gleich auch bis in das letzte Decennium des Jahrhunderts hin diese Universität Männer unter ihren theologischen Professoren besaß, welche, wie dieses namentlich von Leß gilt, mit Wärme die Sache der Religion überhaupt und der geoffenbarten insbesondere vertheidigten — in

---

Druckort bekannt gemachten Aktenstücke aus dem Religionsprozesse u. s. w. S. 17. Was konnte aber auch von einem Ober-Consistorium erwartet werden, dessen thätigstes Mitglied, der Herr Teller, den aufgeklärten Juden, welche 1798 in einem Sendschreiben an ihn erklärt hatten, daß sie dem bloßen Deismus huldigten, respondirte, daß sie durch Anerkennung der christlichen Moral doch sich zu Mitgliedern der christlichen Kirche machen könnten! —

*) Er erreichte das seltene Alter von neunzig Jahren; an jedem Geburtstage schrieb er einen Ausdruck seiner Seelenstimmung in sein Tagebuch), der mit zunehmendem Alter immer kindlicher und rührender wird. Am 1. November 1803 schrieb er wieder: „Heute beschließt sein neun und achtzigstes Lebensjahr und tritt in sein neunzigstes, als ein ohnmächtiger aber für unzählige Wohlthaten Gottes dankbarer Greis J. J. Spalding."

**) Der letztere ist es, der in seiner Leichenrede auf den Ober-Consistorialrath Teller die Hoffnung ausspricht, wenn nur noch einige solche Männer wie „Jesus, Luther und Teller" aufträten, so würde es bald völlig gut mit der Welt stehen. — Bis wohin war man gekommen — in diesem Zeitalter der Vernunft! —

seinen Vorträgen über Moral haben selbst die Thränen nicht gefehlt*) —, so dürfte doch der Göttingenschen Theologie ein wesentlicher Antheil an der Verbreitung der neologischen Ansichten zuzuschreiben seyn. So nackt und unumwunden nämlich, wie bei Eichhorn, welcher seit 1788 hier lehrte, und mit so bedeutendem Einflusse auf die studirende Jugend, ist kaum auf einer anderen Universität zu jener Zeit der Naturalismus verbreitet worden; aber auch diejenigen Professoren, welche dem Naturalismus nicht huldigten, haben wenigstens theilweise durch ihre relaxirenden Ansichten einen bedeutenden Einfluß auf die Zeitgenossen ausgeübt. So lange J. D. Michaelis, zwar nicht als Professor der Theologie, sondern als Orientalist — es bedurfte jedesmal einer speciellen Königl. Erlaubniß, wenn er über seine Lehrbücher der Dogmatik und Moral Vorlesungen halten wollte — hier lehrte, hatte die Göttingensche theologische Fakultät nächst der Hallischen wohl den bedeutendsten Ruf in Deutschland, der Glanz, den große Namen in den übrigen Fakultäten verbreiteten, wirkte überdies auf die Theologie zurück. Gleich bei Stiftung der Universität im Jahre 1734 erhielt sie an Oporin, Kortholt, Heumann, Mosheim (1747), bald darauf an Michaelis (seit 1750 Ordinarius) und Heilmann (seit 1754) bedeutende Männer zu theologischen Lehrern. Die alte Orthodoxie hatte zwar nur an dem 1737 von Altdorf berufenen Dogmatiker Feuerlein einen entschiedenen Vertreter (gest. 1766) — denn Ribow (von 1745 bis 1759 Ordinarius) schloß sich an Wolf an. Doch vertheidigten alle die erwähnten Männer, neben denen auch noch Christian Wilhelm Franz Walch (von 1754 bis 1784), Peter Miller (seit 1767), Zachariä (von 1765 bis 1775), Koppe (1775 bis 1784) zu erwähnen sind, im Ganzen die kirchliche Orthodoxie in ihrer milderen Fassung; am meisten der Neologie, obwohl in einer moderaten Fassung, zugeneigt, erscheint Koppe. Freilich bekam aber diese mildere Orthodoxie je länger je mehr eine blasse Farbe, und näherte sich sogar bei dem ehrwürdigen Leß in manchen Stücken dem gangbaren System der Aufklärung. Als ein ganz vorzüglicher Vorarbeiter für die Neologie muß jedoch J. D. Michaelis angesehen werden. Er ist einer von den wenigen aus der alten Hallischen Schule hervorgegangenen Theologen, bei welchen man die Spuren persönlicher Frömmigkeit, die sich doch auch noch bei Semler erhalten haben, nicht wahrnehmen kann; ein gränzenloser Egoismus scheint selbst die edleren Gefühle, durch die mehrere Aufklärer, trotz der Seichtheit ihrer theologischen Ansichten, Ehrfurcht einflößen, unterdrückt zu haben.*) Auch läßt der Charakter seiner Theologie sehr deutlich die Einwirkung jenes Mangels an persönlicher Frömmigkeit spüren, indem es bei ihm vorzugsweise nur um die Erhaltung der äußerlichsten Stützen des Supernaturalismus zu thun ist. Wohl mag der Mann selbst mit Überzeugung dem Überreste von Orthodoxie zugethan gewesen seyn, den er vertheidigt; aber von ihm gilt recht eigentlich, daß er willig den Geist der Religion den Philistern Preis gibt, wenn er nur die Haut zurückbehalten kann. Daher auch gegen ihn der lebhafte Gegensatz der Männer, welche Geist zu würdigen wußten, eines Lessing, Herder, Haman. Schon nach seinen Schriften können wir nicht anders glauben, als daß auch ein moralisch nachtheiliger Einfluß von seinen Vorlesungen ausgegangen seyn muß, und einzelne Stimmen derer, die ihn hörten, bestätigen dieses. Aus seiner Schule ist Eichhorn hervorgegangen, dem man es nicht verdenken kann, wenn er die Theologie des homo naturalis aus der Haut des Michaelisschen Supernaturalismus, in der sie sich überhaupt so sonderbar ausnahm, herausholte und unverkleidet vor dem Publikum auftreten ließ. Als ein zu beachtender Unterschied zwischen der Theologie der Aufgeklärten, wie sie bei Semler, Nösselt, Niemeyer u. s. w. auftritt, und der, wie sie sich bei Eichhorn, Henke, Bauer u. A. zeigt, ist — wie es uns scheint — hervorzuheben, daß bei den letztgenannten das theologische Bewußtseyn und das religiöse Interesse ganz aufgehört zu haben scheint; sie betrachten sich als Gelehrte, daß aber diese Gelehrsamkeit im Dienst irgend einer Kirche stehen und ausgebildet werden solle, davon fehlt das Bewußtseyn, und das ist ein in der Praxis sehr wirksamer Unterschied gewesen. Bei Eichhorn spricht sich dies unter Anderem auf naive Weise aus, wenn er es bedauert, daß man noch immer über Bibeltexte predige: insofern nämlich der Prediger genöthigt sey, in seinen Text tiefe Gedanken hineinzulegen, entstehe ja ein Hinderniß für die gründliche Fortbildung der grammatisch-historischen Exegese.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Thränen müssen damals in den theologischen Auditorien Göttingens beträchtlich geflossen seyn, da auch Walch in den kirchengeschichtlichen Vorlesungen, z. B. bei den Grausamkeiten Dschingis-chan's zu weinen pflegte.

*) Der Kirchen- und Ketzer-Almanach von 1787 sagt von ihm: „Man sieht es ihm überall an, daß er den Orthodoxen hofirt. In der That hat er das zu rechter Zeit gethan, was der gute Semler zu spät versuchte. Er hat den Mantel nach dem Orthodoxenwinde gehängt, um seinen Applaus zu erhalten. Seine Schoßsünde ist auri sacra fames."

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 5. December. № 97.

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Fortsetzung.)

Nächst Göttingen möchte der bedeutendste Einfluß auf die Verbreitung der modernen Theologie den drei Universitäten Helmstädt, Erlangen und Jena zukommen. Zwar hatte Helmstädt in dem langen Zeitraum von 1749 bis 1803 unter seinen Theologen einen der treuesten Vertreter der alten kirchlichen Lehre, den Abt Johann Benedikt Carpzov, einen ungemein gelehrten und schriftstellerisch verdienten Mann, der in eleganter Latinität fast über die gesammte Theologie Vorlesungen zu halten pflegte. Allein schon von 1761 an (bis 1769) erhielt Braunschweig an Teller ein, damals zwar noch in der Entwickelung begriffenes, aber kräftiges Organ der Aufklärung, und wie tief seine Wirksamkeit eingedrungen, davon geben die Worte eines Sachkundigen Zeugniß (Wolff, Denkwürdigkeiten aus Henke's Leben S. 54.): „Es erhielt sich Teller's Andenken nicht bloß unter denjenigen, die ihn gehört hatten, sondern noch mehrere Jahre nach seinem Abgange wurden Manche unter den später angekommenen Studirenden durch die zurückgebliebenen Nachwirkungen seines Geistes zum Forschen aufgeregt." Und von 1778 an (1780 als Ordinarius) wirkte an Carpzov's Seite bis zum Jahre 1809 als einer der talentvollsten, aber auch decidirtesten Anhänger der Aufklärungstheologie, Henke. Über ihn möge hier das Urtheil eines sonst nicht als übermäßig streng bekannten Richters, Stäudlin's, stehen, der in seiner Geschichte der theologischen Wissenschaften, 2ter Th. S. 551., über Henke's lineamenta sich folgendermaßen ausläßt:

„Ungefähr nach denselbigen Grundsätzen [wie Eckermann] entwarf auch Henke sein Lehrbuch, ein christlicher Abt, welcher, selbst verlassen vom Geiste der Religion, mitten in dem Zeitalter der Geringschätzung des Christus, der Bibel und der kirchlichen Symbole noch über Christolatrie, Bibliolatrie und Onomatolatrie klagte und der Meinung war, daß nur nach Wegräumung derselben die wohlthätige Revolution in der Religion vorgehen könne;" und über den Geist der Kirchengeschichte desselben Mannes heißt es ebendaselbst S. 684.: „Der Hauptgesichtspunkt, welchen dieser Kirchenhistoriker nahm, bestand darin, den Schaden und Unfug in's Licht zu setzen, welchen der Religionsdespotismus und Lehrzwang in alten Zeiten angerichtet haben. Dies hat er denn auch bis zur Heftigkeit, Plumpheit und Einseitigkeit gethan, und seine Geschichte hat dadurch einen polemischen Charakter angenommen. Als ein naturalistischer Theologe nach damaliger Berlinischer Weise sieht er überall Verunstaltungen des Christenthums, wo er seinen kalten und beschränkten Naturalismus nicht sieht, spottet und schilt, wo er erklären und würdigen sollte, verwandelt das Ganze in eine Reihe greller Gemälde von Schwärmerei, Aberglauben, Dummheit und Bosheit, und verkennt die wohlthätigen moralischen und religiösen Wirkungen des Christenthums. In den beiden letzten Theilen des Werks trat jedoch ein milderer, humanerer und reifer gewordener Geist ein." — In dem gegenwärtigen religiösen Zustande der Braunschweigschen Lande stellt sich vorzüglich die Nachwirkung des weitgreifenden Einflusses Henke's dar, der auch auf die Bildung mehrerer angesehener rationalistischer Universitätsgelehrten unserer Zeit einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Dieselbe Richtung wird seit 1786 unterstützt von Pott, von 1788 bis 1798 von Sextroh (nachher an der Stelle von Leß, General-Superintendent von Hannover), von dem der Kirchen- und Ketzer-Almanach sagt: „die Schuppen der Dogmatik liegen ihm noch auf Einem Auge." —

Noch bis auf die neueste Zeit erhielten sich in Jena die Überreste jener milderen Orthodoxie, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sich ausgebildet hatte. Noch mit vollem Bewußtseyn des Confessionsunterschiedes und mit Eifer für die Offenbarungswahrheiten des Christenthums hatte Köcher hieselbst von 1751 bis 1772 gewirkt. An seine Stelle trat der durch Teller und Carpzov in Helmstädt und durch Michaelis und Walch in Göttingen gebildete Danov, welcher theils durch seine Lehrer, theils durch die Lektüre Englischer Schriften und der Semlerschen Werke auf den Standpunkt geführt war, mehr eine biblische Dogmatik anzustreben, auch mehr die grammatisch-historische Methode anzuwenden, wiewohl die herkömmlichen Dogmen bei ihm noch ihr volles Recht behalten; man argwohnte indeß zu seiner Zeit, daß er für seine Person in der Aufklärung schon weiter gegangen sey, als er vorzutragen für gut finde. „Er trägt einen Oberrock, wie die regulirten Theologen" — sagt von ihm der Kirchen- und Ketzer-Almanach von 1781 — „darunter aber steckt eine Uniform vom Freicorps." Die durch seinen Tod erledigte Professur nahm seit 1782, von Altdorf berufen, Döderlein ein, ein sehr scharfsinniger, gründlich gelehrter und auch von Interesse für die Religion beseelter Mann, der zwar um vieles mehr, als sein Vorgänger, den neueren Ansichten, namentlich in der Hermeneutik, Kritik, Kirchengeschichte, Raum gab, bei welchem indeß stets das Streben sichtbar ist, neben dem Niederreißen auch aufzubauen und das Gegebene theilweise zu erhalten; außer seiner Polemik gegen freigeisterische Theologen, wie Bahrdt u. s. w.,

die er in den Recensionen seiner theologischen Bibliothek führt, ist er auch gegen Teller's dogmatisches Lehrbuch, gegen den Fragmentisten u. s. w. besonders aufgetreten. „Die Freitheologen" — sagt der Kirchen- und Ketzer-Almanach von 1781 — „hoffen noch ihn als Rekruten anwerben zu können, gehen daher immer um ihn herum, trinken ihm bisweilen zu, getrauen sich aber noch nicht recht mit Ernst an ihn, weil sie noch nicht recht klug aus ihm werden können." In dem von 1787 heißt es nach dem Erscheinen von Döderlein's institutio: „Es ist nur heisere Stimme der Wahrheit, die aus der Vorrede zu seiner institutio hervortönt." Neben ihm hat Griesbach von 1775 bis 1812 gewirkt — mit seinem Interesse der eigentlichen Gelehrsamkeit zugewendet, in seinem dogmatischen Systeme — so weit man dasselbe aus seiner populären Dogmatik erkennen kann — an den biblischen Lehren im Allgemeinen festhaltend, so daß Schott, sein amtlicher Nachfolger, auch als der Fortsetzer seiner Richtung wird betrachtet werden können. „Er ist" — heißt es im Ketzer-Almanach von 1787 von Griesbach — „ein warmer Freund der Wahrheit, der seinen akademischen Zuhörern manchen Wink zur besseren Einsicht in der Religion gibt. Doch hat er selbst den alten Sauerteig der Mysteriologie noch nicht ganz aus seinem Systeme ausgefegt." Neben dieser supernaturalistischen Richtung findet nun aber auch zunächst in Eichhorn (von 1775 bis 1788), sodann von 1789 in Paulus (seit 1794 auch Professor der Theologie), in Gabler (seit 1804) und Augusti (seit 1807 Ordinarius der Theologie, vorher für Orientalische Sprachen) die Neologie ihre Vertreter; bei Gabler ist noch ein theologisches Interesse, ja ein gewisser Eifer für Religiosität zu bemerken, während die Wirksamkeit der anderen erwähnten Männer in dem historisch-kritischen Interesse aufgeht. Mit Macht tritt auch grade auf dieser Universität vom Ende des Jahrhunderts an das philosophische Interesse an der Seite des theologischen auf, die weiter und schärfer denkenden Köpfe für sich gewinnend, in der Fichte-Schellingschen Periode aber auch zu einem schwindelnden, aus weiter Höhe auf das Christenthum herabblickenden Hochmuthe verleitend, den Gabler in redlichem Ernste bekämpft hat. Als Privatdocent und philosophischer Professor (1783 bis 1791, 1793 bis 1798) wirkte am Ende des Jahrhunderts der scharfsinnige Karl Christian Ehrhard Schmid für Kantische Philosophie (von 1798 an Professor der Theologie).

Bedeutende Theologen der neueren Richtung finden sich auch im Anfange des Jahrhunderts in der vormals Nürnbergschen Universität Altdorf und in der vormals Preußischen Erlangen. Zwar besaß Erlangen noch in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einen um seines Eifers für die Rechtgläubigkeit willen, der bei ihm wirkliche Herzenssache war, achtungswerthen, aber auch allgemein gehaßten Theologen, G. F. Seiler (von 1770 bis 1807). Doch wurde an seiner Seite schon der Übergang zur neueren Richtung begründet von J. G. Rosenmüller (von 1773 bis 1783) und Rau (von 1779 bis 1807), und schon von 1782 (bis 1791) lehrte Hufnagel das gangbare Aufklärungssystem, und den historisch-kritischen Rationalismus Berthold von 1806 bis 1822 und Ammon von 1792 bis 1794 und nach seiner Rückkehr von Göttingen von 1804 bis 1813. Altdorf zählte nach einander zu den seinigen die berühmten Namen Döderlein, Gabler, Bauer, Martini.

Die Kieler theologische Fakultät behielt auch in derjenigen Zeit, in welcher auf den anderen Universitäten die Aufklärung eindrang, in mehreren ihrer Lehrer Vertheidiger der gangbaren milderen Form der Orthodoxie, ja auch Männer, die selbstständig mit Geist und Gemüth den Glauben vertheidigten. Wenn sich dieses in minderem Grade von dem von seiner Zeit in den Himmel erhobenen und auch wirklich durch große Gaben ausgezeichneten Andreas Cramer (von 1774 bis 1784) sagen läßt, so mit unbestrittenem Recht von Kleuker, der 1798 in die Fakultät eintrat. Cramer, der sich etwa auf dem dogmatischen Standpunkte des seligen Knapp gehalten hat, wird von Döderlein unter die negativen Beförderer der Aufklärung gerechnet, wie wir schon sagten, — ein sehr passender Ausdruck für jene Leisetreter, welche, selbst noch taliter qualiter supernaturalistisch, doch gern das Auge zudrückten, auch wenn an ihrer Seite die letzten Steine ihres Systems zerschlagen wurden. Doch möchte grade auf Cramer dieses Prädikat weniger Anwendung haben als auf viele Andere, wie z. B. auf seinen Freund Velthusen, der durch seine Freundschaft nach Kiel berufen worden (von 1775 bis 1778) und später in Helmstädt Henke's Freund und Patronus wurde, sodann D. G. Moldenhauer*) (von 1779 bis 1784 Ordinarius), auch hatte drei Jahre Zachariä hier gelehrt — sämmtlich Theologen einer in Theorie und Praxis freundschaftlich mit dem neuen System accordirenden, matt supernaturalistischen Richtung. Von größerem Umfange und wohl auch, unter Begünstigung der obwaltenden Richtung der Zeit, von tiefer greifendem Einfluß war die langjährige Wirksamkeit von Eckermann, einem Schüler von J. D. Michaelis, der selbstständig sowohl nach der philosophisch-dogmatischen als nach der historisch-kritischen Seite den Rationalismus mit Scharfsinn ausbildete; er hat von 1782 bis 1837 gelehrt, bis in eine Periode hinein, wo die theologische Atmosphäre sich so bedeutend verändert hatte, daß er wohl manchmal unter die bereits Verstorbenen gezählt worden ist. Noch dreister und etwas renommistisch trat der Rationalismus in der pädagogischen und katechetischen Thätigkeit des außerordentlichen Professors der Theologie (1789, seit 1805 ordentlicher Professor in der philosophischen Fakultät) Heinrich Müller und des im Jahr 1800 entlassenen, unermüdlich für die Aufklärung thätigen gelehrten Thieß, der seit 1793 als Adjunkt der theologischen Fakultät gewirkt hatte, auf.

Unter den drei Hessischen Universitäten Marburg, Rinteln und Gießen ist die letztere wohl diejenige, auf der am frühesten die Grundsätze der Aufklärung Eingang gefunden haben. In den ersten Jahrzehnten der zweiten Hälfte des vori-

*) Sohn des theologischen Polygraphen Moldenhauer in Königsberg.

gen Jahrhunderts finden wir hier als Professoren der Theologie Benner (von 1740 bis 1782), einen Repräsentanten der alten Doktrin und zugleich einen mächtigen Kämpfer gegen die Herrnhuter. Er las die Dogmatik; an seiner Seite der ebenfalls orthodoxe, aber allmählig zur Aufklärung übergehende Bechtold (seit 1760 ordentlicher Professor), Ouvrier für die Kirchengeschichte und J. Ch. F. Schulz (seit 1771 Ordinarius) für die Exegese, ein Schüler von Michaelis, mit Behutsamkeit die alte Lehre in die neue überlenkend; neben ihnen von 1771 bis 1775 Bahrdt und von 1786 an der seichte Aufklärer und Buchmacher Hezel, dessen Bauten in Pisé (gestampfter Erde) ihm in Liefland ein längeres Andenken erhalten möchten, als seine jetzt vergessenen Schriften. Als Schüler dieser beiden letztgenannten Theologen ist dann auch der durch sein seichtes exegetisches Handbuch, seinen Lateinischen Commentar zum zweiten Corintherbrief, sein Buch „das Urchristenthum in den Paulinischen Briefen" und einige andere Schriften bekannte, Hessen-Darmstädtsche Pfarrer Leun zu nennen, und als Nachfolger von Hezel der rationalistische Schüler Eichhorn's, Pfannkuche. Einen bleibenderen Namen hat sich durch seine zahlreichen gelehrten Schriften J. E. Ch. Schmidt, der Verfasser der Kirchengeschichte, erworben (seit 1798 Ordinarius der theologischen Fakultät). Er gehört durchaus der kritisch-rationalistischen Richtung an. — Marburg besitzt in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch streng-reformirte Theologen: Endemann (von 1767 an Professor der Theologie am Hanauer Gymnasium, 1782 in Marburg); Coing (seit 1775 Ordinarius), strenger Dogmatiker, der auch antideistische Vorlesungen hält; Wyttenbach (gest. 1779), ebenfalls ein reformirter Theologe von der strengen Doktrin. Den ersten kräftigen Anstoß scheint hier die Richtung der Aufklärung durch K. W. Robert empfangen zu haben, der bis zum Jahre 1779 ordentlicher Professor der Theologie, in diesem Jahre zur Jurisprudenz überging und 1803 als Ober-Appellationsgerichtsrath in Cassel gestorben ist. Von ihm heißt es wenigstens im Gablerschen theologischen Journal von 1803 S. 598.: „Auf ein liberaleres Studium der Theologie in Marburg hatte der vortreffliche Mann großen Einfluß." Nachdrücklich hat sodann in derselben Richtung gewirkt L. J. K. Justi, ein Schüler von Meiners und Michaelis (seit 1779 Professor der alten Litteratur) — von welchem der Ketzer-Almanach von 1786 sagt: „Nimmt auch den Glauben unter den Gehorsam der Vernunft gefangen, jedoch ganz in der Stille;" neben welchem nach Pfeiffer's Tode seit 1792 Münscher, der Verfasser der Dogmengeschichte, den größten Ruf erwarb; von 1802 bis 1815 war auch der Historiker Wachler hier Professor der Theologie, ferner im ersten Decennium des Jahrhunderts Melchior Hartmann, K. W. Justi, J. L. Zimmermann und der Repräsentant gemäßigter reformirter Orthodoxie, Arnoldi, seit 1789. — Die dem gelehrten Rufe nach unbedeutendere Hessen-Schaumburgische Universität Rinteln (1621 gestiftet und 1665 ganz an Hessen abgetreten) hat um die siebziger Jahre die zwei litterarisch unbekannten Professoren J. D. Müller (seit 1761 Ordinarius für Dogmatik), der auch Antideistik vortrug, und Kahler (seit 1767 Professor der Exegese); neben ihnen in der philosophischen Fakultät der thätige Schüler von Michaelis, Herausgeber der Rintelnschen theologischen Annalen, die nachher Wachler fortsetzte, Hassencamp (von 1768 bis 1790). Er tritt als ein gemäßigter Freund der Aufklärung auf. Von ihm sagt der Kirchen- und Ketzer-Almanach von 1787: „Das ist ein anderer Mann — hellen Kopfs und edlen Herzens. Schade, daß er die Ruhe so sehr liebt! er könnte, besonders zur Berichtigung der Bibelerklärung, viel thun. Aber er denkt: procul a Theologis, procul a fulmine." Von 1794 bis 1801 bekleidete auch in Rinteln der Historiker Wachler eine theologische Professur, von 1806 bis zur Auflösung der Universität Wegscheider.

Mit kräftiger Hand schwang in Mecklenburg noch in den ersten Decennien der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts die Orthodoxie ihren Scepter. Die von Herzog Friedrich im Jahre 1760 gestiftete Universität Bützow zählte unter ihren Professoren großentheils Männer, die in der Schule des Hallischen Pietismus gebildet waren. Der durch seine Inquisition gegen den nachmaligen Quedlinburgschen Pastor Hermes*) viel verschrieene in Halle gebildete Chr. Albr. Döderlein (seit 1760, zugleich General-Superintendent und Consistorialrath), Professor der Hermeneutik, Dogmatik, Polemik, Kirchengeschichte; Zachariä (von 1760 bis 1765, dann nach Göttingen berufen); Mauritii (seit 1768 Professor der Exegese); der berühmte Tychsen (seit 1765 Professor des A. T., früher Hallischer Juden-Missionarius des Callenbergischen Instituts); J. P. Müller, ebenfalls von Hallischer Farbe (seit 1776 Mitglied der philosophischen Fakultät), Professor der Exegese und Homiletik. Bei der Rostocker Universität blieben, seit Herzog Friedrich seine Professoren nach Bützow versetzt, nur übrig die zwei Senatsprofessoren, der fromme und für die Rechtgläubigkeit eifrige Joachim Hartmann (seit 1774 Ordinarius der Theologie, gest. 1795) und der übrigens unbekannte Professor J. M. Pries (seit 1778 Mitglied der Fakultät). Nach der Wiedervereinigung mit Bützow schwang sich Rostock von Neuem empor. Als Stern erster Größe glänzte der Orientalist Tychsen, dessen von Halle stammende Frömmigkeit allmählig immer mehr in gelehrter Selbstgefälligkeit und Kleinigkeitskrämerei untergegangen zu seyn scheint; seit 1789 (bis 1804) steht an seiner Seite der sehr gelehrte Historiker Martini, ein Mann, der noch an alten Überzeugungen festhielt, wenn gleich von der neuen Richtung stark influirt — er hat eine Vertheidigung der messianischen Erklärung von Jes. 53. geschrieben, will jedoch die Idee der Genugthuung nicht darin finden. Unvermischt wird das Wasser der Aufklärung seit 1792 von Ziegler (gest. 1809) und von dem überaus seichten In-

*) Vgl. J. A. Hermes Nachricht an das Publikum von dem Verfahren des Mecklenburgischen Consistoriums u. s. w., Berlin 1777 und die Lebensbeschreibung dieses Theologen von Fritsch, Quedlinburg 1827.

terpreten der Johanneischen Schriften, Sam. Gottl. Lange, dargeboten (von 1798 bis 1823).

Auch Heidelberg zählt noch in den siebziger Jahren Repräsentanten der strengen reformirten Orthodoxie, vor Allen den eifrigen Heddäus, Professor der Exegese, bis in die neunziger Jahre, und Büttinghausen, Professor der Dogmatik (außerordentlicher Professor 1759), neben denen jedoch durch J. F. Mieg und K. K. Wundt der mildere Supernaturalismus jener Zeit eingeführt wurde; der letztere war schon so weit vorgedrungen, daß er in Steinbart einen Repräsentanten der ächten Theologie verehrte. In der langen traurigen Periode, wo die protestantischen Theologen nur wie tolerirt neben Jesuiten*) und Exjesuiten lehren konnten, languescirte indeß die Theologie überhaupt. Erst nachdem, nach dem Ableben des Churfürsten von Pfalzbaiern, Karl Theodor, ein Theil der Rheinpfalz mit Heidelberg wieder unter protestantische Hoheit gekommen war, erhob sich auch die theologische Fakultät wieder. Im Jahre 1803 wurde, bald nach dem Regierungsantritt von Karl Friedrich, die Universität wieder hergestellt, die katholische Fakultät ging im Jahre 1806 nach Freiburg über und nun erscheinen unter den Lehrern der protestantischen Theologie fast nur geachtete und berühmte Namen, theils der Aufklärungszeit angehörig, theils Repräsentanten einer neuen nach philosophischer Begründung strebenden Glaubensrichtung, deren Einwirkung jedoch auf die Masse der Studirenden im Verhältnisse zu jener fast verschwindet: Bauer (1805), der dreiste Verfasser der biblischen Mythologie, der schon 1806 starb, Schwarz seit 1804, Daub seit 1805, Marheineke und de Wette seit 1807, Paulus, Abegg.

Wir haben so ziemlich den Umzug auf den Deutschen Universitäten beendigt und überall hat sich dieselbe Erscheinung dargeboten: etwa in der Mitte der zweiten Hälfte des Jahrhunderts findet der Zeitgeist überall seine Organe. Und wäre dem auf keine Weise zu steuern gewesen? — Sollte gesteuert werden, so bedurfte es erleuchteter Frömmigkeit von Seiten der Behörden, wenigstens einiger Repräsentanten frommer Gelehrsamkeit unter den Theologen der Zeit, denen das ungeheure Geschäft aufgetragen werden konnte, gegen den mit breitem Wogenschwall daherfluthenden Zeitgeit Widerstand zu leisten. In zweien protestantischen Ländern war in der That auf Seiten der Behörden der Wille vorhanden, dem Strome des Zeitgeistes einen Damm zu setzen, in Churſachsen und in Würtemberg, und in Verbindung hiemit ist denn auch nochmals der Periode des Wöllnerschen Ministeriums in Preußen zu gedenken. Diese letzteren Bestrebungen sind an dem Mangel an erleuchteter Frömmigkeit auf Seiten der Behörden gescheitert. Dekrete forderten christliche Lehre von jenen, welchen der christliche Glaube fehlte. Die neologische Wissenschaft sollte in kurzem Rechtsverfahren durch eine Glaubens-Commission unterdrückt werden, anstatt sie im offenen Kampfe zu überwinden. Die Stelle von Schwerdtern und Lanzen sollten Maulkörbe vertreten: überdies fehlte es dem Publikum an Zutrauen zu der Reinheit der Absicht der Behörden, und den Gelehrten an Zutrauen für die wissenschaftliche Tüchtigkeit der erwählten Glaubens-Commissarien. So gingen denn diese Bemühungen völlig spurlos an der Zeit vorüber. — Anders verhielt es sich in Churſachsen. Hier war wirklich in den ersten Decennien der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf beiden Universitäten, in Wittenberg und Leipzig, der kirchliche Glaube noch heimisch, und die Behörden wachten unausgesetzt darüber, daß er es bliebe. Selbst die Neuerung der Wolffschen Philosophie, wie wenig sie auch direkt den Glauben zu gefährden schien, sollte mit unerbittlicher Strenge abgehalten werden. In einem Briefe an den Propst Reinbeck schreibt Gottsched, „daß unter die Studenten die Furcht komme, es werde Keiner, der die Wolfsche Philosophie gelernt hätte, in Sachsen ein Kirchenamt erhalten, und daß fast nur Juristen und Auswärtige die Collegia über Wolfsche Philosophie besuchten;" und Wolf selbst schrieb an Reinbeck: „Die Sächsischen theologi werden nun bald schlimmer als die Hallischen werden, indem in einer nota zu einer Leichenpredigt Herr Dr. Löscher die weltliche Obrigkeit anklagt, daß sie bisher gar nicht ihr Amt thue, sich dem Fortgange meiner Philosophie zu widersetzen, und endlich schließet, man müsse sich mit der weltlichen Gewalt dagegen setzen, ferro resecandum esse hoc malum." Auch in Wittenberg begegnete der Professor der Philosophie, Hollmann, welcher sich Wolf's angenommen hatte, vielen Schwierigkeiten.*)

(Schluß folgt.)

*) Während der Regierung von Karl Theodor (1742 bis 1799) haben nicht weniger als acht und zwanzig Jesuiten Lehrstühle an der Universität inne gehabt.

*) Wie es übrigens in dieser Zeit der dogmatischen Rechtgläubigkeit auf den Sächsischen Universitäten mit der Kenntniß der heiligen Schrift gestanden, kann folgendes Edikt zeigen: „Von unserm Consistorio ist schon vor geraumer Zeit angemerket worden, daß wenn sich candidati ministerii zum gewöhnlichen examine gestellet, viele unter denselben nicht nur in den beiden Grundsprachen, der Griechischen und Hebräischen, so schlechte profectus an den Tag gegeben, daß Manche kaum den vorgelegten Text lesen, geschweige einen richtigen Verstand und Vortrag daraus ziehen können; sondern auch Viele die heilige Schrift sich so wenig bekannt gemacht, daß sie nicht einmal die vornehmsten Sprüche gewußt, auch überhaupt gezeiget, daß sie die Bibel wenig gelesen." (Grohmann, Annalen der Universität zu Wittenberg Th. 3. S. 99.)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 8. December. № 98.

Zu dem Streite über das letzte Mahl des Herrn.

Gegenstände, wie der vorliegende, eignen sich im Allgemeinen nicht für diese Blätter. Doch ist diese Regel sicher nicht ohne Ausnahmen. Wir haben schon mehrfach darauf hingedeutet, wie die Bereitwilligkeit, mit der auch wohlgesinnte Theologen Widersprüche und historische Unrichtigkeiten in den Evangelien zugaben, die Sorglosigkeit und der Mangel an ernstem Fleiß, welche sie sich dabei zu Schulden kommen ließen, Strauß in die Hände gearbeitet haben, wie das Erscheinen seines Werkes ein Gericht sey über diese Kurzsichtigkeit und Leichtfertigkeit, wie es nur temporären Erfolg haben könne, wenn man diesem Werke entgegentrete, ohne die Brücken abzubrechen, die zu dem Feinde hinüberleiten, wie man mit Gewalt neue Straußе herbeiziehe, sobald man in der bisherigen Willkühr beharre. Diese Betrachtungen lagen sehr nahe; denn sie wuchsen unmittelbar aus dem Gegenstande hervor. Dennoch scheinen sie von denen, die es angeht, gar wenig angestellt worden zu seyn. Sie thun so, als ob gar nichts vorgefallen sey. Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Sie rühmen es sogar dem Straußschen Werke nach, daß es das Verdienst habe, die Nichtigkeit des älteren Strebens, die Evangelien überall oder auch nur in allen Hauptpunkten in Einklang zu bringen, für immer festgestellt zu haben, ohne zu ahnen, oder wenigstens ohne es sich klar zu machen, daß es wenn dieses, nothwendig noch andere ihnen lästige Verdienste haben muß. Uns will dieses Betragen schier an Noah's Trunkenheit nach der Sündfluth erinnern. Die Stärke des Straußschen Werkes beruhte eben auf dieser Schwäche der gläubigen Theologie. Seine Erörterungen gegen die Wunder und Alles was damit zusammenhängt, konnte man ruhig ihrer Wege ziehen lassen; sie konnten nur diejenigen gewinnen, die schon verloren waren; nur Juden und Judengenossen zur Bestärkung in ihrer Fleischlichkeit dienen und ihnen ein Vergnügen machen, das man ihnen gern gönnen kann. Die Hervorhebung der Widersprüche aber und der historischen Unrichtigkeiten konnte auch Wohlgesinnte beunruhigen, und hier war es, wo diejenigen, welche das Feuer zuerst angezündet — Strauß hatte nur Holz hinzugelegt und zwar mehr als diesen lieb war — hätten hinzueilen sollen, um den Brand zu löschen. Dies ist nun bis jetzt nicht geschehen. Die Freude, die man bei allem anderweitigen Abscheu und Schmerz doch insofern über das Erscheinen des Straußschen Werkes empfinden mußte, als es dieser besinnungslosen Inconsequenz für immer ein Ende zu machen schien, verschwindet mehr und mehr. Das alte Unwesen dauert fort. Von gemüthlicher und von philosophischer Seite ist viel Treffendes gegen den Standpunkt von Strauß bemerkt worden; dem Schimmernden und Glänzenden in seinem Werke ist genug Schimmerndes und Glänzendes entgegengetreten; die schönsten Federn hat man dem Werke ausgerupft. Aber zu Leibe ist man ihm noch nicht recht gegangen, und wer den Leib unversehrt behalten, darf um die Federn nicht besorgt seyn; sie wachsen zu seiner Zeit von selbst wieder. Ein Werk eisernen Fleißes, wie er nur aus dem festen Glauben an die Göttlichkeit der Schrift hervorgehen kann, der der Erreichbarkeit des Zieles, dem er nachstrebt, unbedingt sicher ist, ist gegen Strauß noch nicht erschienen; alle bis jetzt vorhandenen Gegenanstalten sind nur als provisorische zu betrachten, und wenn man auf dem betretenen Wege fortfährt, wird man es zu etwas Definitivem gar nicht bringen. Was kann Strauß wohl willkommener seyn, als wenn er es mit Gegnern zu thun hat, die, wie er, was in der heiligen Geschichte wahr und was irrig seyn soll, durch subjektives Räsonnement zu bestimmen suchen? die nach Einfällen und Scheingründen bald diesem Evangelisten bald jenem gegen die übrigen Recht geben, die in der wissenschaftlichen Manier mit ihm übereinstimmen, und nur in den Resultaten, darin von ihm abweichen, daß sie, wegen ihres größeren Maaßes subjektiver Frömmigkeit, weit mehr von der Geschichte stehen lassen, als er thut. Solchen Gegnern kann Strauß zum Danke schon manche Concession machen; der Schlaue weiß wohl, daß es sich hier gar nicht um einzelne Resultate handelt, deren Gewinnung von Zufälligkeiten abhängt, sondern nur um den Weg, auf dem sie gewonnen worden.

Betrachtungen anzustellen, wie die vorstehenden, hinzuweisen auf die Gefahren, die von der bezeichneten Seite her der Kirche drohen, aufzufordern, daß man noch, so lange es Zeit ist und ehe schwerere Gerichte einbrechen, umkehre, liegt recht eigentlich in der Aufgabe einer Kirchenzeitung. Ist nun aber dies, so kann sie auch bei diesen allgemeinen Betrachtungen nicht stehen bleiben. Die natürliche Antwort, die ihnen von Seiten der Betheiligten entgegentritt ist die: „Gebt uns Evangelien, worin keine historischen Schwierigkeiten vorkommen, so wollen wir gerne eurem Rathe folgen. Wir haben diese Schwierigkeiten nicht gemacht, sondern wir haben sie vorgefunden; wir haben zu ihrer Beseitigung gethan, was wir vermocht, aber sie ist uns nicht gelungen. Unser historisches Gewissen verletzen, wie ihr thut, wollen wir nicht, dürfen wir nicht. Entweder schweiget, oder weiset durch leichte und ungezwungene Lösung die Nichtigkeit der Bedenken nach, über welche wir nicht hinaus können." Die Gerechtigkeit dieser Anforderung können wir nicht bestreiten, und so müssen wir uns wohl entschließen, ihr zu entsprechen. Wir

machen den Anfang mit derjenigen Schwierigkeit, die unter allen für die größte gehalten wird. Der Widerspruch, der zwischen den drei ersten Evangelisten auf der einen und Johannes auf der anderen Seite in Bezug auf die Zeit des letzten Mahles Jesu statt findet, gilt der neueren Theologie fast allgemein als ein unlösbarer, und die Differenz betrifft einen so wichtigen Punkt, daß wenn wir sie zugeben müßten, damit zugleich unsere ganze Sache verloren gegeben wäre, eben so wie diejenigen, welche sie an Strauß zugeben, dadurch bedeutend an dem Bewußtseyn des Rechtes in dem Kampfe gegen ihn Schaden leiden müssen, wenn sie dies auch sich selbst nicht eingestehen und noch weniger Anderen.

Die Bestimmung des Wochentages, an dem der Herr mit seinen Jüngern das letzte Mahl genoß, ist gar keinem Zweifel unterworfen. Der Todestag Christi wird von allen Evangelisten übereinstimmend als Freitag, παρασκευή, bezeichnet, Marc. 15, 42., Luc. 23, 54., Joh. 19, 31. und Matth. 27, 62. Eben so stimmen alle Evangelisten darin überein, daß das Mahl dem vorhergehenden Abend, also dem Donnerstag angehört. Gleich in derselben Nacht begab sich der Heiland in den Garten Gethsemane, wurde hier gefangen genommen und zuerst vor den Hohenpriester, sodann am Morgen vor Pilatus geführt und hier verurtheilt. Den streitigen Punkt können wir nicht besser darlegen als mit den Worten Sieffert's über den Ursprung des Evangeliums Matthäi S. 128. *) „Die Bedenklichkeiten, zu welchen die in den Evangelien enthaltenen Zeitbestimmungen des letzten Mahles veranlassen, kommen alle darauf heraus, daß dieses Mahl, bei welchem zugleich das heilige Abendmahl eingesetzt worden ist, nach der Erzählung der Synoptiker als ein wirkliches Passahmahl an dem gesetzlich dazu bestimmten Tage, d. h. am Abend des 14ten Nisan, der nach jüdischer Zeitrechnung zugleich den 15ten Nisan anfängt; nach der Erzählung des Johannes C. 13, 1 ff. aber schon den Tag vorher, nämlich am Abend des 13ten oder Anfange des 14ten Nisan, also nicht als Paschamahl gehalten seyn soll. — Alle bei den Synoptikern vorkommenden Zeitbestimmungen sind von der Art, daß nach ihnen Jesus sein letztes Mahl als wahres gesetzliches Paschamahl gehalten haben und darauf am 15ten Nisan gekreuzigt seyn müßte, und alle bei Johannes dieserhalb vorkommende Äußerungen, ohne Künstelei nach dem Sprachgebrauche und nach dem Zusammenhange erklärt, lassen erkennen, daß das letzte Mahl Jesu kein Paschamahl war, sondern Jesus an dem Tage, wo dies genossen werden sollte, gekreuzigt wurde."

Daß nun die drei ersten Evangelisten das Mahl als ein wirkliches Paschamahl beschreiben, daran kann gar nicht gezweifelt werden. Der Augenschein lehrt es zu deutlich. Gleich bei Erzählung der Vorbereitungen ist ausdrücklich von der Bereitung des Paschamahles die Rede. Die auch sonst ganz ungereimte Annahme, daß der Herr das Pascha um einen Tag anticipirt habe, wird zum Überfluß noch beseitigt durch das: als man das Pascha schlachtete, und: an welchem Tage das Pascha geschlachtet werden mußte (ὅτε τὸ πάσχα ἔθυον und ἐν ᾗ ἔδει θύεσθαι τὸ πάσχα) des Marcus und des Lucas, was nur an den allgemein gefeierten und gesetzlich bestimmten Paschatag denken läßt. Nach allen drei Evangelisten wurde das Pascha wirklich bereitet, ἡτοίμασαν τὸ πάσχα Matth. 26, 19., Marc. 14, 15., Luc. 22, 13. und der Heiland sagt bei Lucas C. 22, 15.: „mich hat sehnlich verlangt, dies Pascha mit euch zu essen." Die Übereinstimmung kann also, wenn sie überhaupt statt findet, nur durch anderweitige Deutung der betreffenden Stellen des Johannes bewirkt werden, und daß eine solche sich nicht bloß als möglich, daß sie bei näherer Betrachtung sich unbedingt als nothwendig ergeben müsse, das zeigen schon folgende vorläufige Gründe:

1. Ein Widerspruch zwischen den drei Evangelisten auf der einen und Johannes auf der anderen Seite ist, wenn irgend, so gewiß hier unwahrscheinlich. Das große Interesse, welches die Leidensgeschichte für die Evangelisten hatte, zeigt sich in der besonderen Ausführlichkeit und Genauigkeit ihrer Darstellung. Jenes Mahl hatte wegen der damit verbundenen Stiftung des Abendmahles die größte kirchliche Bedeutung. Eben so mußte sich das Andenken an den Todestag Christi unvergeßlich einprägen. Ob der Heiland an einem gewöhnlichen Tage, oder an dem höchsten Festtage der Nation, das Abendmahl eingesetzt habe und gekreuzigt worden sey, das konnte um so weniger gleichgültig seyn, je mehr man gewohnt war, alle Begebenheiten des N. T. im Zusammenhange mit denen des A. T. zu betrachten. Zudem gestaltete sich die äußere Anschauung, das Allgemeine, auf dessen Grundlage das Besondere sich erhob, ganz verschieden, je nachdem das Eine oder das Andere angenommen wurde. Am stärksten tritt dieser Grund ein, wenn Matthäus als Verfasser seines Evangeliums betrachtet wird. Man muß Sieffert Recht geben, wenn er S. 147. sagt: „Es kann von einem Theilnehmer jener Mahlzeit, einem Apostel, in dessen gesammelten Gemüthe die auf seine wichtigste Lebensperiode bezüglichen Erinnerungen nicht so leicht weggewischt werden konnten, ganz unmöglich angenommen werden, daß ihm das Bild jener letzten Mahlzeit je so erloschen seyn sollte, wie es der Fall gewesen seyn müßte, wenn er sich selbst eingebildet hätte, damals mit Jesu noch das Pascha gefeiert zu

*) Diesen Gegner der Harmonie werden wir überhaupt vorzugsweise berücksichtigen, da er unter allen der gründlichste ist, obgleich auch bei ihm sehr wenig vorkommt, was nicht schon in der älteren Theologie Gegenstand lebhafter Verhandlungen gewesen wäre. Strauß hat bei diesem wichtigen Punkte, wie bei so vielen anderen, gar nichts Eigenthümliches; ich wüßte keinen halben Gedanken, der ihm gehörte. Wie groß ist überhaupt die Unkunde derer, welche ihn als einen zweiten Tubalkain, einen Erfinder gänzlich neuer Waffen gegen die heilige Schrift, bewundern oder verabscheuen! Sein Beispiel zeigt vielmehr, welche Kraft in der Consequenz liegt. Diese ist seine Hauptstärke. In der dritten Auflage hat er sie zum Theil verloren, auch schon in den Streitschriften. Die dritte Auflage wäre wohl schwerlich erschienen, wenn er von Haus aus zweifelhaft an seinen Zweifeln gegen das Evangelium Johannis gewesen wäre.

haben." Allein selbst dann noch bleibt dieser Grund, wenn man, das Evangelium des Matthäus dem des Marcus und Lucas gleichstellend, es aus der apostolischen Tradition herleiten will, eine Ansicht, deren Tag, das erwarten wir zuversichtlich, zu seiner Zeit schon kommen wird, so sehr sie sich auch jetzt breit macht, und als das gesicherte Ergebniß der neueren Theologie ankündigt. Irrten alle drei Evangelisten in einem solchen Punkte, dessen Wichtigkeit eben nach ihren eigenen Anschauungen und nicht nach den Vorstellungen beurtheilt werden muß, die Manche unter uns von ihr haben, gemeinschaftlich, so wäre ihnen in nichts mehr zu trauen. Sie könnten gar nicht mehr auf Glaubwürdigkeit Anspruch machen. Wenn Strauß ihnen einen solchen Irrthum aufbürdet, so handelt er consequent. Diejenigen aber, welche den historischen Charakter der drei ersten Evangelien im Allgemeinen festhalten, verwickeln sich in den ärgsten Widerspruch, wenn sie hier gleich damit bei der der Hand sind, den Bericht dieser Evangelisten für falsch zu erklären.

2. Ließe sich nachweisen, daß nach Johannes der Herr nicht mit den Juden zugleich, sondern einen Tag vor dem Pascha sein letztes Mahl mit den Jüngern gehalten, so müßte die Unrichtigkeit auf Seiten des Johannes seyn. Bretschneider, der den als unläugbar vorausgesetzten Widerspruch zur Verdächtigung des Evangelii Johannis benutzte, behält hier Recht gegen Sieffert, de Wette, Lücke u. A., die auf ihn den Widerspruch gegen den apostolischen Ursprung des Evangeliums Matthäi gründen. Bei der innigen Beziehung, in welcher der Opfertod Christi zu dem Schlachten des Paschalammes steht, das Abendmahl zu dem Paschamahl, mußte nothwendig in Bezug auf die Zeit das Vorbild dem Gegenbilde so conform als nur möglich gemacht werden. Eine völlige Conformität herbeizuführen war unmöglich. Denn da der Herr das Abendmahl selbst einsetzen mußte, so konnte sein Tod nicht in die Zeit des Schlachtens des Paschalammes fallen. Bei den drei ersten Evangelisten nun findet die Conformität grade so weit statt, als sie überhaupt statt finden kann. In Bezug auf den einen Punkt, das Abendmahl, schließt sich der Herr genau an die Zeit des Alttestamentlichen Vorbildes an. Diesen dem anderen aufzuopfern und nicht umgekehrt, lag um so näher, da bei dem anderen die Wahl des Zeitpunktes nicht wie bei diesem in dem Willen des Herrn lag, da ferner das Abendmahl, wenn es vor dem Paschamahle gefeiert wurde, in eine ganz fremdartige Umgebung gerieth, während der Opfertod, wenn er auch nicht präcise mit dem Schlachten des Paschalammes zusammentraf, doch in das Paschafest, in eine dem Wesen nach übereinstimmende Zeit fiel. Dagegen ist bei Johannes, nach der gangbaren Auffassung, der Zusammenhang ganz aufgehoben. Das Abendmahl wird von dem Paschamahl ganz losgerissen, und was hier eingebüßt ist, wird auf der anderen Seite nicht wiedergewonnen. Die Kreuzigung Christi fällt in die Mitte des Tages, gegen dessen Ende die Lämmer geschlachtet wurden, und als das Schlachten der Lämmer begann, war der Herr schon verschieden. So würde also der Vorwurf des Mangels zugleich an historischer Genauigkeit und an theologischer Einsicht auf Johannes fallen. Auf diesem wird man ihn aber nicht so leicht ruhen lassen, als auf den übrigen Evangelisten. Man wird einsehen, daß man Alles aufbieten muß, ihn von diesem Vorwurfe zu befreien, von dem ihn einerseits die besondere Genauigkeit und Sorgsamkeit freispricht, die er grade bei den letzten Stunden des Erdenlebens Christi zeigt, und andererseits Stellen wie C. 19, 36., welche darthun, daß er die tiefste Einsicht in das Verhältniß des Gegenbildes zum Vorbilde besaß.

(Fortsetzung folgt.)

Abriß einer Geschichte der Umwälzung, welche seit 1750 auf dem Gebiete der Theologie in Deutschland statt gefunden.

(Schluß.)

Der allmählige Übergang von kirchlicher Rechtgläubigkeit zu dem Rationalismus vulgaris, durch die Schule eines nachgiebigen Supernaturalismus hindurch, läßt sich besonders in einer dreifachen Generation von Professoren an der Leipziger Universität verfolgen. Unerschüttert steht hier von 1768 bis 1805 als Repräsentant der Orthodoxie der gelehrte, aber wunderliche Burscher. Gleich eifrig für die Lehre der Kirche, aber nicht minder für erfahrungsmäßiges Christenthum und für Philosophie, der von seiner Zeit viel zu wenig geachtete, treffliche Christian August Crusius (von 1750 bis 1775). Auch der ältere Bahrdt, der Vater des berüchtigten, der freilich in der Lebensbeschreibung seines Sohnes als ein gar schwaches Licht auftritt, und von 1755 bis 1775 Ordinarius der Theologie war, erscheint als treuer Anhänger der Kirchenlehre in der hergebrachten Weise. Auch muß der berühmte Erneſti (von 1759 bis 1781 Ordinarius der Theologie) den Choragen der Sächsischen Rechtgläubigkeit noch beigezählt werden, wenn gleich seine Interpretationsgrundsätze, und noch mehr als dies seine Milde gegen die, welche an der Zerstörung der kirchlichen Dogmatik arbeiteten, der neueren Theologie bereits einen bedeutenden Vorschub geleistet. Er bildet den Übergang zu dem zweiten Stadium, zu den Supernaturalisten der laxen Observanz, die an ihm sich heraufgebildet hatten, zu den Männern wie Morus, Dathe und J. G. Rosenmüller. Wie die Stellung dieser vier zuletzt genannten Theologen von den weitergehenden benutzt wurde, mögen folgende Äußerungen im Ketzer-Almanach zeigen. Von Erneſti heißt es: „Seine Neigung zur Freitheologie schließen sie daraus, daß er in seiner Bibliothek bisweilen einen faden Theologen geschont, dessen Schriften gelobt und ihn gegen Verunglimpfungen protegirt hat;" von Morus: „Diesem gelehrten Manne geben die Liberalen viel gute Worte und möchten ihn gern zu ihrem Anführer haben; sollte er sich wohl noch von ihnen bereden lassen?

ich glaube doch nicht;" und von Dathe: „Ihm sind auch die theologi liberaliores gewogen, weil er ihnen nirgends Abbruch thut." Zu der dritten, unter Einfluß der erwähnten zweiten Ordnung gebildeten Generation, bei welcher der Rationalismus offen an den Tag tritt, gehört Keil (Ordinarius von 1793 bis 1818) und Tzschirner (in Leipzig von 1809 bis 1828).

Länger noch als in Leipzig erhielt sich in Wittenberg die orthodoxe Theologie. Als ihre unzweideutigen Anhänger können erwähnt werden Dresde (von 1772 bis 1805 Ordinarius) und E. F. Wernsdorf (seit 1756). Ein nachgiebiger Supernaturalismus tritt zwar schon in K. Ch. Püttmann (von 1775 bis 1789) ein, als dessen theologischer Standpunkt auch der von Schröckh (seit 1775 Professor der Geschichte bis 1808) und von Reinhard (von 1780 an Extraordinarius der Philosophie, darauf Ordinarius der Theologie) bezeichnet werden mag. Mit K. L. Nitzsch findet Kant in Wittenberg Eingang, obwohl immer noch mit Beibehaltung eines supernaturalistischen Colorits. Erst mit Tzschirner (von 1805 bis 1809) tritt der eigentliche Rationalismus ein, obwohl noch immer mit großer Mäßigung und Behutsamkeit ausgesprochen. Um dieselbige Zeit erhält aber auch der Offenbarungsglaube wiederum einen warmen Vertheidiger in Heubner, und von 1809 an auch in Schott.

Nur noch eine protestantische Hochschule bleibt uns zu betrachten übrig,*) mit einer theologischen Fakultät, welche — in der That ein merkwürdiges Phänomen! — zwar auf die verschiedenen Phasen des Zeitgeistes fortwährend mit reger Lebendigkeit eingeht, auch ihren Supernaturalismus mehr oder weniger dadurch afficiren läßt, aber dennoch an keinem ihrer Lehrer einen Vertreter des eigentlichen historisch-kritischen Rationalismus gehabt hat. Unter den theologischen Lehrern von Tübingen am Anfange und in der Mitte der zweiten Hälfte des Jahrhunderts, Sartorius, Uhland, Hegelmaier, Märklin, Cotta, Rößler, (Schnurrer) ist, so weit uns bekannt, keiner — nur Rößler vielleicht ausgenommen — der nicht zu der Zahl der orthodoxen Theologen in dem Sinne, den dieses Prädikat in der Mitte der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte, zu rechnen wäre. Es sind Männer, die noch ein confessionelles Bewußtseyn haben, die es der Mühe werth halten, die alten Dogmatiker zu commentiren (Gerhard's loci in der trefflichen Ausgabe von Cotta), die gegen den reformirten Lehrbegriff schreiben, das Toleranzidol angreifen (Hegelmaier de male pacifico quorundam tolerantiae studio integritati et puritati doctrinae christianae adverso, 1777) u. s. w. Wenn an irgend einer anderen Universität, so ist vermöge der mit dem Repetenteninstitut verbundenen Seminaranstalt grade in Tübingen die Autorität der Lehrer von besonderem Einfluß auf die Jugend, und mag dieses ein Hauptgrund seyn, warum grade in Würtemberg der Geist der akademischen Lehrer so nachhaltigen Einfluß auf die Geistlichkeit des Landes ausgeübt hat. Nimmt man nun dazu, daß die akademischen Lehrer der Theologie immer wieder aus der Zahl der eingeborenen Theologen ergänzt wurden, so wird die Macht einer gewissen theologischen Tradition in diesem Lande leichter begreiflich, durch welche sich denn auch die Periode der Neologie hindurch die Anhänglichkeit an den Offenbarungsglauben fortpflanzen konnte. Von einer anderen Seite her werden freilich die jungen Schwäbischen Theologen fortgehend im Zusammenhange mit dem übrigen Deutschland und seiner philosophischen und theologischen Entwickelung erhalten, durch den philosophischen Cursus nämlich, durch welchen sie vor dem Beginn des theologischen hindurchgehen müssen. So hat denn auch das Wolfsche System seine Periode der Geltung in Tübingen gehabt, vorzüglich aber der Kantianismus. Nicht leicht besaß am Ende des vorigen und am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts eine andere theologische Fakultät so viele in die Kantsche Philosophie eingeweihte Männer, als Tübingen; doch bewegten sie sich in diesem System mit Freiheit, eben so sehr nach vielen Seiten hin in Gegensatz tretend, als nach anderen sich anschließend. Die berühmten Namen der erwähnten Periode sind: Storr, seit 1786 Ordinarius der Theologie, J. F. Flatt, seit 1798 Ordinarius, K. Ch. Flatt, seit 1803 Ordinarius, Süßkind, 1798 Extraordinarius und 1804 Ordinarius, E. G. Bengel, seit 1806 Extraordinarius, der letztere zu den historischen Resultaten des Rationalismus hinneigend. Mit dem unvergeßlichen Steudel ist der letzte litterarisch namhafte Sproß dieses, vorzüglich unter der Autorität des eben so frommen als gelehrten Storr ausgebildeten, Supernaturalismus ausgestorben. Wie indeß schon der selige Steudel selbst von den neueren Gestaltungen der christlichen Wissenschaft nicht unberührt geblieben ist, so fanden diese auch bald neben ihm Vertreter, so daß sich diese theologische Fakultät in der That das Kleinod der christlichen Wahrheit in ununterbrochener Kette zu wahren gewußt hat.

Wir haben die allmähligen Übergänge aus der Periode des kirchlichen Glaubens zu der Periode der Verneinung kennen lernen, den Übergang aus dieser Periode in die eines durch den Zweifel in allen seinen wissenschaftlichen Gestaltungen hindurchgegangenen Glaubens darzustellen, muß einer Zukunft aufbehalten bleiben, die bis jetzt nur der Gegenstand der Hoffnung und Ahnung ist.

*) Die Russisch-Deutsche Universität Dorpat ist hier übergangen, da ihre Stiftung erst in den Anfang dieses Jahrhunderts fällt. Der berühmteste Name unter den damals berufenen Professoren war übrigens Hezel, den wir früher haben kennen lernen.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 12. December. № 99.

Zu dem Streite über das letzte Mahl des Herrn.

(Fortsetzung.)

3. Einen sehr wichtigen Vorbeweis gewähren uns die Paschastreitigkeiten des zweiten Jahrhunderts. Merkwürdig ist es schon, daß Polykrates in dem uns bei Eusebius V. 5. C. 24. theilweise erhaltenen Briefe für die Sitte, das Paschamahl mit den Juden am Abend des 14ten Nisan zu feiern, sich so entschieden auf das Evangelium beruft. Er ist so sicher, daß er hier von seinen Gegnern keine Einsprache zu erwarten hat, daß er mit den Worten schließt: man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen. Die Gegner dachten auch nicht daran, dieser Berufung auf die Schrift die ihnen sehr vortheilhafte Behauptung entgegenzustellen, nach Johannes habe Christus sein letztes Mahl nicht zugleich mit den Juden gefeiert. Sie gestanden vielmehr zu, daß das Evangelium und das Beispiel Christi in dem Evangelium der Asiatischen Sitte günstig sey, behaupteten aber, in solchen Sachen sey man nicht verbunden, dem Beispiele Christi zu folgen. *) Niemanden kam damals noch ein Gedanke daran, daß Jesus das Pascha anticipirt haben könne. — Doch, was noch wichtiger ist, außer auf die Schrift beruft sich Polykrates noch auf ehrwürdige Autoritäten, unter andern auf die Apostel Philippus und Johannes, welche alle das heilige Mahl zu gleicher Zeit mit den Juden gehalten haben; vgl. Euseb. l. c. ed. Heinichen II. p. 110 ff. Mit besonderem Nachdruck beruft er sich grade auf das Vorbild des Johannes. — Was aber das allerwichtigste ist, Eusebius theilt uns a. a. O. einen Theil eines Briefes des Irenäus mit, worin dieser berichtet (p. 127. Hein.), Polykarp habe sich gegen Anicet darauf berufen, er habe das heilige Mahl immer mit Johannes, dem Jünger des Herrn, „und den übrigen Aposteln, mit denen er umging," am Abend des 14ten Nisan gegessen, Thatsachen, deren Richtigkeit Anicet nicht läugnete, sondern nur meinte, in dieser Beziehung nicht an die Autorität der Apostel gebunden zu seyn, vgl. Euseb. S. 128. Die Gegner der Harmonie haben wohl gar nicht recht bedacht, was es mit diesem Zeugnisse auf sich hat. Mit der Thatsache, daß Johannes und die übrigen erwähnten Apostel am 14ten Abends mit den Juden das heilige Mahl gehalten, muß es doch wohl seine Richtigkeit haben. Dies kann man nicht läugnen ohne alle Geschichte zu zerstören. Wollte man es, so müßte man entweder behaupten, daß Polykarp gelogen, oder Irenäus. Denn Zwischenpersonen sind nicht vorhanden. Wer wollte aber wohl so unverschämt seyn, einem dieser beiden Männer eine so unverschämte Lüge aufzubürden? Irenäus ist um so unverdächtiger, da er selbst nicht mit den Asiaten übereinstimmte. Steht nun aber die bezeichnete Thatsache fest, so auch zugleich, daß Johannes — wie auch die übrigen erwähnten Apostel — nicht anders wußte, als daß der Herr sein letztes Mahl als ein wirkliches Paschamahl am 14ten Nisan Abends gehalten habe. Denn daß er diese Zeit beobachtete beruht ja nur auf dem Vorbilde des Herrn. So haben wir also hier eine Regel für die Auslegung des Evangeliums und nur die unüberwindlichsten Schwierigkeiten dürfen uns veranlassen, diese Regel zu verlassen. Sähen wir uns genöthigt — ein Fall, den wir uns kaum als möglich denken können — zuzugeben, daß Johannes das letzte Mahl dem 13ten zutheile, so würden wir ihn nicht bloß 1. in Widerspruch bringen mit den drei ersten Evangelisten, sondern auch 2. mit den Aposteln des Polykarp und mit dem Philippus des Polykrates, und 3. sogar mit sich selbst. — Die Kraft dieser Beweisführung liegt so auf der Oberfläche, daß man sich wirklich auf's Höchste verwundern muß, wenn man diese ganze Seite der Sache in den neueren Verhandlungen über das letzte Mahl Jesu so sehr zurücktreten sieht, so daß die Meisten kein Wort darüber verlieren. Am Ausführlichsten hat sich noch Sieffert S. 140. darauf eingelassen. Doch meint auch er, der Gegenstand müsse in eine Note verwiesen werden, weil er für den Text zu gut sey! Was er darüber bemerkt kann wirklich als ein Muster von Willkührlichkeit und Leichtfertigkeit betrachtet werden. Er redet von den damals von beiden Seiten behaupteten Traditionen so, als ob diese sich einander aufhöben, während doch diese Traditionen von ganz verschiedener Art waren, die Gegner der Asiaten gar nicht daran dachten, die Richtigkeit der von diesen angeführten zu bestreiten, oder ihnen andere widersprechende aus derselben Gattung entgegenzustellen.

In Begriff, nun zur Beleuchtung der einzelnen Stellen des Johannes überzugehen und zu sehen, inwiefern sie das schon gewonnene günstige Vorurtheil für ihre Übereinstimmung mit denen der drei ersten Evangelien bestätigen, müssen wir noch eine allgemeine Vorbemerkung vorausschicken, welche zur Erklärung der Unbestimmtheit und Zweideutigkeit der Johanneischen Angaben und somit auch der Entstehung der Meinung, als widerspreche er den anderen Evangelisten, den Schlüssel liefert. Johannes hat in dieser Darstellung der letzten Stunden Christi, wie überhaupt in seinem Evangelium, gar nicht die Absicht, eine

*) Vgl. Mosheim de rebus Christ. ante Const. p. 436. Dr. Neander, Kirchengesch. 1, 2. S. 519. sagt: „Man scheint sogar in der Opposition gegen den Judaismus zu der Meinung geneigt gewesen zu seyn, für die man wenigstens auf den ersten Anschein Gründe aus dem Johanneischen Evangelium anführen könnte, daß Christus das letzte Mahl nicht zur selben Zeit mit den Juden, sondern einen Tag früher genossen," aber selbst für einen bloßen Schein möchte sich in den vorhandenen Quellen schwerlich ein Beleg finden.

vollständige Geschichtsdarstellung zu geben; er will nur Nachträge, Paralipomena geben, und zwar Paralipomena der edelsten Art. Dies zu beweisen genügt schon das Eine, daß er die Einsetzung des Abendmahls ganz ausläßt. Die Bekanntschaft mit den Begebenheiten nach ihren äußeren Umrissen, mit den Zeitverhältnissen u. s. w. setzt er hier durchaus als aus der mündlichen Tradition und aus den übrigen Evangelien gewonnen voraus, und wo konnte er dies wohl mehr, als grade bei diesen Begebenheiten, deren Gedenken in der Gemeinde durch die stets wiederkehrende Feier des Abendmahls so lebendig erhalten wurde, die von den drei ersten Evangelisten mit einer besonderen Ausführlichkeit und mit einer früher ihnen fremden chronologischen Genauigkeit behandelt worden waren, so daß die bei den früheren Begebenheiten bei Johannes hervortretende Aufmerksamkeit auf das chronologische Moment hier nicht mehr an ihrer Stelle war. Wo daher Zeitverhältnisse zur Sprache kommen, da begnügt sich Johannes mit einer bloßen leisen Andeutung, nur dazu hinreichend, das von ihm Erzählte in die Reihe des bereits Bekannten einzuordnen. Wenn man nun dem Abhängigen selbstständige Bedeutung beilegte, das zu Messende zum Maaße erhob, so mußten nothwendig Mißverständnisse entstehen.

Die Stellen des Johannes sind folgende: 1. Joh. 13, 1.: Vor dem Feste des Pascha, πρὸ δὲ τῆς ἑορτῆς τοῦ πάσχα u. s. w. Vergeblich sind hier alle Versuche, wodurch man dem πρὸ seine Bedeutung vor oder dem Feste des Pascha seine Beziehung auf das ganze Paschafest, mit Einschluß seines Haupttheiles, der eigentlichen Paschamahlzeit, zu rauben, oder auch zu zeigen gesucht hat, daß das: vor dem Paschafeste, sich bloß auf das Wissen Jesu beziehe, daß seine Stunde gekommen sey, und daß sich erst in V. 2. das: und da ein Mahl gehalten wurde, anreihe, so daß man übersetzen müsse: als sich das Paschafest näherte, wußte Jesus, daß seine Stunde gekommen war, und als darauf das Mahl veranstaltet ward, u. s. w. Diese letztere Erklärung ist äußerst gezwungen. Daß Jesus noch unmittelbar vor dem Paschafeste, im Angesichte des Todes, seinen Jüngern einen Beweis der zartesten herablassendsten Liebe gab, hebt der Apostel zuerst im Allgemeinen hervor, und erzählt dann in V. 2. diesen von den ersten Evangelisten mit Stillschweigen übergangenen Liebesbeweis, ohne, weil dies nicht zu seinem Zwecke gehörte, indem er nur Christi Liebe bis an's Ende hervorheben will, die von Lucas berichtete Veranlassung dieses Liebesbeweises zu berühren. Aber, dies ist die einfache Lösung, dieser Liebesbeweis gehörte in die Zeit vor dem Paschafeste, πρὸ τῆς ἑορτῆς τοῦ πάσχα. Das Paschafest begann mit dem Essen des Paschalammes, welches den Kern und Mittelpunkt des ganzen Festes bildete, so daß auch das Lamm selbst Pascha genannt wurde, ja, was noch mehr ist, im Gesetze noch allein diesen Namen führt, der erst später von dem Lamme auf das ganze Fest übertragen wurde, das im Gesetze immer das Fest der ungesäuerten Brodte heißt. Diesem Essen des Paschalammes ging aber das Fußwaschen voraus. Dies bildete bei jeder Mahlzeit die streng genommen noch nicht zu ihr gehörende Einleitung, so daß das: als Mahl gehalten wurde, in V. 2. in weiterem Sinne zu nehmen ist, worin zu der Mahlzeit auch ihre Vorbereitungen gerechnet werden. Man vergleiche übrigens wie genau auch die anderen Evangelisten den eigentlichen Festanfang von dem Festanfang im weiteren Sinne scheiden, Matth. 26, 17., Luc. 22, 7., Marc. 14, 12. — Noch legt Sieffert S. 132., dem Lücke sich anschließt, Gewicht darauf, von dem Paschamahl würde es dem Johannes nicht eingefallen seyn so schlechthin zu sagen: und da ein Mahl gehalten ward. Wäre nun diese Übersetzung richtig, so würde die Schwierigkeit beiden Ansichten gemeinsam seyn. Denn wie könnte wohl Johannes von dem letzten, allen seinen Lesern bekannten, durch die Einsetzung des Abendmahls geheiligten, von dem im eigentlichsten Sinne weltgeschichtlichen Mahle, was den Namen des Mahles eben so verdient, wie die heilige Schrift den Namen der Schrift, als von einem Mahle, unbestimmt welchem, reden? Man muß aber vielmehr erklären: da Mahl gehalten ward, während Mahles. Es war ganz hinreichend zu sagen, daß der Vorgang bei der Mahlzeit vorgefallen; denn die weitere Zeitbestimmung lag ja schon im vorhergehenden: vor dem Paschafeste, was entweder müssig steht, oder den Vorgang in die allernächste Nähe des Paschafestes versetzt, und war überdem allen Lesern bekannt. — Ein anderer Nebeneinwurf wird von Lücke zu Joh. 2. S. 610. erhoben. Das Fußwaschen, sagt er, wodurch das Mahl unterbrochen wird, weicht von dem abgeschlossenen Ritual des Paschamahles ab, daß man für dasselbe im Paschamahle keinen rechten Platz weiß. Wir antworten darauf: das Fußwaschen gehörte dem Paschamahle nicht als solchem, sondern deshalb an, weil es überhaupt eine Mahlzeit war, nur daß man sich bei diesem heiligen Mahle noch weit weniger eine Ausnahme von der Regel erlauben konnte, wie bei einem gewöhnlichen Mahle. Würde auch nichts vom Fußwaschen beim Paschamahle berichtet, so würde es sich doch ganz von selbst verstehen, daß es statt fand. Daß das Mahl durch das Fußwaschen unterbrochen wurde, wo stände das? Es geschah dies weder hier, noch je sonst. Es widerspricht dem Begriff und der Bestimmung des Fußwaschens, daß es anders als vor Anfang des Mahles vorgenommen wird, und ist daher ganz ohne Beispiel. Was den Schein hervorruft, daß das Fußwaschen von Johannes in die Mitte des Mahles gelegt werde, wird hoffentlich durch folgende Erörterungen beseitigt werden. Lucas, nachdem er in C. 22. V. 7—23. die Begebenheiten bei dem letzten Mahle in chronologischer Reihenfolge erzählt hat, theilt dann V. 24—38. nachträglich noch einige Vorfälle mit, die er, mit einem ganz allgemeinen: es geschah aber auch, beginnend, ohne irgend eine nähere chronologische Bestimmung, nur als dem Mahle angehörend bezeichnet. In Bezug auf sie also haben wir vollkommen freie Hand. Wo und wie sie einzuordnen sind, muß allein aus inneren Gründen bestimmt werden. Aus ihnen aber geht hervor, daß der erste von ihm erzählte Vorfall, V. 24—30., der Streit unter den Jüngern, welcher unter ihnen der größte sey, ganz in den Anfang, unmittelbar nach demjenigen gehört, was die drei Evangelisten in Bezug auf die Zurüstung des Mahles berichten. Dieser Streit nämlich steht in genauer Beziehung auf die Erzählung vom Fuß-

waschen bei Johannes. Dies zeigt Luc. V. 27.: „Wer ist größer, der zu Tische liegt oder der dienet? ich aber bin in eurer Mitte, wie der Dienende." Diese Worte bilden die Einleitung zu der von Johannes berichteten Handlung des Fußwaschens. Unmittelbar an sie schließt sich bei Johannes das: „er stand auf vom Mahle und legte seine Kleider ab, u. s. w." C. 13, 4. Denn dadurch wurde der Herr zum Diener in der Mitte seiner Jünger. Eben so zeigt den Zusammenhang des Fußwaschens mit dem Streite, Joh. 13, 14., wo der Herr nach dem Fußwaschen zu den Jüngern spricht: „Wenn nun ich eure Füße gewaschen habe, der Herr und der Meister, so sollt ihr euch auch unter einander die Füße waschen. Denn ein Beispiel habe ich euch gegeben, daß ihr thut, wie ich euch gethan habe. Wahrlich, wahrlich ich sage euch, der Knecht ist nicht größer, denn sein Herr, noch der Gesandte größer, denn der ihn gesandt hat." Diese Hinweisung auf das, was die Jünger in Zukunft thun sollten, bezieht sich deutlich auf dasjenige, was sie in der jüngsten Vergangenheit nicht hatten thun wollen. Die Sache stellt sich also so: das Fußwaschen muß nach der Sitte des Orients der Mahlzeit vorausgehen.*) Wo Herren und Diener sind, da wird es von den Dienern verrichtet.**) Dieser Geschäft ist es, den Herren die Schuhriemen aufzulösen. Der Herr hatte sich nun schon, wie das: er sieht auf vom Mahle des Johannes zeigt, zu Tische gelegt. Ihm folgten wahrscheinlich ohne Weiteres diejenigen unter seinen Aposteln, die er bei mehreren Gelegenheiten vor den übrigen ausgezeichnet hatte, denen eine höhere Stellung in der Thätigkeit für sein Reich bestimmt war, vor Allen Petrus, dessen natürlichem Menschen das Streben nach oben besonders eigenthümlich war, dann aber auch wohl die Söhne Zebedäi, welche schon früher Veranlassung zu einem ähnlichen Streite gegeben. Sie erwarteten zuversichtlich, daß die Anderen in demüthiger Anerkennung ihres untergeordneten Verhältnisses stillschweigend den Dienst verrichten würden, den sie als Ausfluß desselben betrachteten. Dies geschah aber nicht; die Anderen murrten, und so sahen sie sich genöthigt, ihren Primat gegen sie zu vertheidigen. Dem also entstandenen Streite, der bei der späteren Stimmung der Jünger gar nicht denkbar ist, und der auch zu Anfang des Mahles nur durch eine besondere äußere Veranlassung herbeigerufen werden konnte, wie die vorliegende, welche man nicht voraussah, und auf die man eben deshalb nicht gerüstet war,

*) Das Fußwaschen war, worauf schon Lightfoot aufmerksam macht, nicht religiöse Satzung, sondern nur bürgerliche Sitte, ein allgemein Orientalischer und nicht ein speciell jüdischer Brauch, woraus es sich erklärt, daß seiner, ganz anders wie bei dem Waschen der Hände, nur selten in den alten jüdischen Schriften gedacht wird. Daß die Handlung Christi keine außerordentliche war, daß er nur that, was von Anderen gethan werden sollte, erhellt daraus, daß er den Apparat vorfand, vgl. Joh. 13, 4. 5. Daß das Fußwaschen dem Anfang der Mahlzeit voranzugehen pflegte, versteht sich schon von selbst, und wird auch durch alle Zeugnisse bestätigt, vgl. z. B. Luc. 7, 44., wonach der erste Dienst, den der Gast von dem Gastgeber erwartete, der war, daß er ihm Wasser auf die Füße gab.

**) Vgl. Otto Lex. Rabb. p. 388.

begegnet der Heiland zuerst durch das Wort, bei Lucas, dann durch die That, bei Johannes. Darauf begann das Mahl.

2. Joh. 18, 28. Die Juden wollen am Tage der Kreuzigung Jesu nicht in's heidnische Prätorium hineingehen, um sich nicht zu verunreinigen, sondern das Pascha zu genießen (ἵνα μὴ μιανθῶσιν ἀλλ' ἵνα φάγωσι τὸ πάσχα). „Mag immerhin" — bemerkt Sieffert S. 136. — „das ganze achttägige Fest mit Allem was dazu gehörte, nicht bloß die eigentliche Paschamahlzeit in den biblischen und talmudischen Schriften mit dem Namen des Pascha bezeichnet werden, so ist doch keine Stelle beigebracht und kann auch der Natur der Sache nach nie beigebracht werden, wo eine einzelne während des Festes gehaltene Mahlzeit, mit Ausschluß der eigentlichen Paschamahlzeit, durch den Ausdruck: das Pascha essen, bezeichnet wäre, — Die besonnene, auf den Sprachgebrauch sich stützende Auslegung kann in jener Stelle nichts Anderes finden, als daß die Juden das Paschalamm damals noch nicht gegessen hatten, sondern erst am Abend genießen wollten und daher nicht in's Prätorium hereintraten."

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Die Griechische Kirche in Griechenland und der Türkei.)

Einer der wesentlichsten Vorzüge, welcher sich die Protestantische Kirche erfreut, besteht bekanntlich darin, daß das Wort Gottes reichlich unter ihren Gliedern wohnt, indem es einerseits durch den Druck vielfach verbreitet ist, und andererseits durch die regelmäßig und häufig statt findende Predigt erklärt und auf das tägliche Leben angewendet werden kann. Und obwohl man nie übersehen darf, daß zum Gebrauche des Wortes Gottes noch die Gnadenwirkung des heiligen Geistes, und besonders ein demüthiger Glaube hinzukommen muß, wenn es innerlich und äußerlich lebendig werden soll, so ist es doch klar, daß, wo das Wort Gottes selbst fehlt, da sich auch wenig geistiges Leben erwarten läßt. Die Griechische Kirche gibt zu dieser Wahrheit einen deutlichen Beleg. Das Alte Testament war bisher dem Griechischen Volke so zu sagen ganz unbekannt, indem es keine Übersetzung desselben in's Neugriechische gab, und auch die Altgriechische der Siebenzig, die ohnehin bloß von einigen Gelehrten verstanden werden konnte, nur sehr selten zu finden war. Das Neue Testament war ihm nicht ganz so fremd, denn die Sprache desselben, namentlich die der Evangelien, ist der noch heute in gebildeter Gesellschaft üblichen so ähnlich, daß ein aufmerksamer und dabei etwas gebildeter Zuhörer von den im öffentlichen Gottesdienste vorgelesenen Abschnitten Manches verstehen, und (wie Schreiber dieses aus eigener Beobachtung weiß) bei warmer Theilnahme an dem Gehörten selbst einzelne bald kürzere, bald längere Stellen dem Gedächtnisse einprägen konnte. Gedruckte Exemplare waren bis in der letzten Zeit immer etwas Seltenes; — und obwohl schon vor zweihundert Jahren, unter dem merkwürdigen Patriarchen Cyrillus Lucaris, eine Übersetzung in's Neugriechische veranstaltet worden war, so blieb dennoch auch diese eine Seltenheit, bis endlich die Brittische und ausländische Bibelgesellschaft dieselbe durch neue, von Zeit zu Zeit im Style verbesserte Ausgaben vervielfältigte. Die Predigt findet noch heut zu Tage nur in den großen Städten und auch da nur etwa sechs Male des Jahres statt; an allen anderen Orten fehlt dieselbe gänzlich. Doch sind im Königreiche Griechenland im Laufe des Sommers einige (man sagt sechs) Prediger für das ganze Land ernannt worden. Wie muß es unter diesen Umständen mit dem religiösen Zustande eines Volkes

beschaffen seyn? Die Religion wird begreiflich nur als eine äußerliche Sache angesehen: der Gottesdienst ist dem Römisch-Katholischen sehr ähnlich, und besteht hauptsächlich in dem geistlosen, und für die Ohren höchst widerlichen Absingen einer Liturgie, die das Volk an sich nicht verstehen würde, weil sie Altgriechisch ist, die aber durch jenes Absingen auch für diejenigen größtentheils unverständlich bleibt, welche mit der Altgriechischen Sprache bekannt sind. Das Volk besucht den Gottesdienst im Ganzen ziemlich fleißig, allein einem unbefangenen Beobachter wird es klar, daß der gemeine Mann dabei glaubt seine Pflicht gethan zu haben, wenn er dort gewesen ist, geduldig die ihm unverständliche Liturgie angehört, zur gehörigen Zeit Amen gesagt und Kyrie eleison gerufen, das Zeichen des Kreuzes allemal gemacht, und nicht unterlassen hat, die Hand des jedesmaligen Heiligenbildes zu küssen oder sich vor demselben bis auf die Erde zu verbeugen. Die Verehrung der Maria und der Heiligen hat leider im gemeinen Leben die Anbetung Gottes und des Herrn Jesu Christi beinahe verdrängt. In jedem Berufe, ja in jeder Lage des Lebens wird ein besonderer Heiliger angefleht; und das Bild eines solchen fehlt in keiner Hütte und in keinem Griechischen Schiffe oder Boote. Auf das Zeichen des Kreuzes wird sehr viel Gewicht gelegt, und demselben sogar eine wundervolle Kraft zugeschrieben. Der Schreiber dieser Zeilen fuhr einst in einem offenen Boote an der nordwestlichen Küste der Insel Euböa hin, an einer Stelle, wo ein hoher und den Schiffern gefährlicher Berg sich senkrecht aus dem Meere erhebt. Einige Steine lösten sich auf einmal von der Bergwand ab und fielen wenige Klafter von dem Boote in's Meer. Plötzlich machten die Schiffer alle das Zeichen des Kreuzes, und waren sehr verwundert, daß ich es nicht auch machte. „Weißt du nicht," sagte einer von ihnen endlich in seiner naiven Sprache, „daß der Teufel diese Steine gegen uns geworfen hat, und daß wir, um ihn fern zu halten, das Zeichen des Kreuzes machen müssen?" Es schien ihm nicht begreiflich zu seyn, wie man sich auf den Herrn verlassen und zu ihm beten könne, ohne das Zeichen des Kreuzes zu machen. Ähnlich wird unter dem gemeinen Volke das Fasten an den vielen Fasttagen (die zusammen wohl die Hälfte des Jahres ausmachen) für eine der heiligsten Pflichten angesehen; sogar Räuber und Mörder, geschweige denn Diebe und Betrüger, würden sich's nicht erlauben, zur Fastenzeit, oder doch an den wichtigeren Tagen derselben, Fleisch zu genießen. Überhaupt sind die Begriffe von Recht und Unrecht, von Pflicht und Sünde, sehr verwirrt geworden. Ein Beispiel wird dies leicht deutlich machen. Während der Revolutionszeit wurden einmal zu Hydra einige hundert Türkische Kriegsgefangene in einem Kloster in Verwahrung gehalten. Da kam eines Tages die Nachricht an, es seyen von den Türken wieder Grausamkeiten gegen einige Griechen verübt worden. Das Volk gerieth darüber in Wuth, drang in das Kloster ein, und metzelte dort die wehrlosen Gefangenen nieder. Einer der angesehensten Männer zu Hydra vernahm diesen Ausbruch der Leidenschaft und eilte hin, um Ordnung zu handhaben; allein zu seiner Bestürzung sah er, daß er einige Augenblicke zu spät gekommen war. „Wie habt ihr," so rief er entrüstet dem Volke zu, „wie habt ihr doch eine so schreckliche Sünde begehen können? Ihr hättet ja leicht die Türken erst herausholen und sie in aller Ordnung abfertigen können, ohne euch der Verunreinigung dieser heiligen Stätte schuldig zu machen!" Die schreckliche Sünde bestand also nach seiner Ansicht nicht darin, daß die armen Leute treulos niedergemetzelt wurden, sondern darin, daß es an heiliger Stätte geschah.

Wo die Unwissenheit in Bezug auf die biblische Geschichte und auf die Lehren des Christenthums so groß ist wie unter dem Griechischen Volke, wo Wahrheit und Irrthum so gänzlich mit einander vermengt sind, da kann auch die Moralität nur auf einer niedrigen Stufe stehen. Es ist indessen zu verwundern, daß es damit nicht viel schlimmer steht. Das Landvolk ist im Ganzen herzlich und offen, und besonders sehr gastfreundlich; — unter dem ganzen Volke herrscht ein Grad von Innigkeit in den Familienverhältnissen, wie man ihn wirklich nicht erwarten sollte. Dagegen ist der üble Ruf, in welchem die Griechische Nation steht, allerdings auch nicht ungegründet. Die sehr zahlreiche Klasse der Halbgebildeten und eben so diejenige, mit welcher Fremde am gewöhnlichsten in Berührung kommen, legt in ihrem ganzen Benehmen wenig Wahrheitsliebe und desto mehr Eigennutz an den Tag, so daß man Ursache hat, beständig auf seiner Hut zu seyn, und selbst nach einer gut abgelaufenen Prüfung von mehreren Monaten, sein Zurückhalten nicht abzulegen. Wenn sich ein Grieche aus den angegebenen Klassen durch eine Lüge eine augenblickliche Unannehmlichkeit ersparen kann, so hält er sie schon für erlaubt, — und wenn er einen auch noch so geringen Geldgewinn zu erlangen hofft, so läßt er sich die Mühe nicht gereuen, Monate lang ein gutes und rechtschaffenes Betragen zu heucheln, bis er seinen Zweck erreicht. Dieser Charakterzug legt der Einwirkung auf die religiöse Überzeugung ein Hinderniß in den Weg, das an sich schon für bloß menschliche Kraft unübersteiglich wäre.

Die Einwirkung der Bibel- und Missionsgesellschaften darf auch bei einer so kurzen Angabe des Zustandes der Griechischen Kirche nicht übergangen werden. Die Brittische und ausländische Bibelgesellschaft hat seit dem Jahre 1810 die oben erwähnte Übersetzung des N. T. in mehreren sehr starken Auflagen herausgegeben und unter dem Griechischen Volke verbreiten lassen. Eine besonders große Anzahl von Exemplaren wurde an Schulen überlassen, denen sie, bei dem allgemeinen Mangel an Schulbüchern sehr erwünscht seyn mußten. Auch die Amerikanische Bibelgesellschaft hat sie in den letzten Jahren abdrucken und verbreiten lassen, — und früher, d. h. im Jahre 1831, hatte auch die Genfer Gesellschaft etwas Ähnliches gethan. Die Englische Gesellschaft fühlte seit längerer Zeit die Pflicht, dem Griechischen Volke auch das A. T. zugänglich zu machen, und verwandte während mehrerer Jahre viel Geld und Mühe auf eine Übersetzung der Septuaginta, die aber zuletzt dennoch — in Folge der Streitigkeiten über die Apokryphen — nicht gedruckt wurde. Sie ließ sich indessen durch das Mißlingen des ersten Versuches nicht abschrecken, sondern schritt sogleich dazu vor, eine Übersetzung des Hebräischen Textes zu veranstalten. Unter der Leitung und genauen Aufsicht ihres Agenten, Herrn Leeves, wurde dieselbe hauptsächlich von dem verdienten Prof. Bambas ausgeführt, und so wie ein wichtiger Theil des Ganzen fertig war, wurde er sogleich dem Drucke übergeben und dann verbreitet. Auf diese Art wurde das A. T. in den Jahren 1833 bis 1838 Stück für Stück eingeführt und dem Griechischen Volke endlich bekannt. Viele nahmen es mit großer Begierde auf; besonders schienen die Sprüchwörter und das Buch Hiob dem Geschmacke der Griechen zuzusagen. Andere äußerten bald großes Bedenken darüber, indem die Einen es als eine unerlaubte Neuerung ansahen, daß nicht der Altgriechische, sondern der Hebräische Text zu Grunde gelegt worden war, während Andere meinten, die in den Psalmen und im Jesaias vorkommenden Bloßstellungen des Götzendienstes seyen von den Protestanten hineingeschoben worden, um die Verehrung der Heiligenbilder zu bekämpfen. Allein selbst manche Gegner machten sich aus Neugierde mit dem Buche bekannt, und man kann wohl sagen, daß es sich einer weitverbreiteten Aufnahme zu erfreuen gehabt hat. Da die frühere Übersetzung des N. T. hinter den Fortschritten der Sprache und besonders hinter der Reinheit der Übersetzung des Alten gar zu weit zurückstand, so wurde auch das Neue nochmals übersetzt, und im Laufe des Jahres 1838 zum ersten Male zu Athen gedruckt. (Schluß folgt)

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 15. December. № 100.

Zu dem Streite über das letzte Mahl des Herrn.

(Fortsetzung.)

Es läßt sich nicht läugnen, daß die Vertheidiger der Harmonie durch die Art der Behandlung dieser Stelle Grund zu der Zuversichtlichkeit gegeben haben, mit der die Gegner sich auf sie berufen. Sie verstehen unter dem Pascha entweder die Festopfer oder die ungesäuerten Brodte. Gegen diese Auffassung spricht aber ganz entschieden der Artikel, dessen Setzung für eine Ungenauigkeit zu erklären, ein Übermaaß von Willkühr ist, und mit vollem Rechte von Winer scharf gerügt wird. Das Paschalamm bildete so sehr den Mittelpunkt der ganzen Paschafeier, daß unter allem Paschaessen nur dieses allein, indem man das Übrige als Zugabe zu ihm betrachtete, als das Pascha bezeichnet werden konnte. Die ungesäuerten Brodte waren zwar im recht eigentlichen Sinne eine Paschaspeise; ihr Essen bildete einen recht wesentlichen Bestándtheil des Paschaessens. Dies zeigt die große Angelegentlichkeit, mit welcher der Gesetzgeber die Haltung dieses Brauches einschärft. Wer ihn verletzte, war eben dadurch ipso facto aus dem Volke Gottes ausgeschieden; denn in der Verwerfung der Form der Wahrheit verwarf er diese, die für den A. B. an diese Form gebunden war, selbst. In dem Essen der ungesäuerten Brodte war der Mittelpunkt der Paschafeier in den Tagen nach dem ersten und auch am ersten, beim Essen des Paschalammes waren sie so wesentlich — das Paschalamm würde ohne sie kein Paschalamm mehr gewesen seyn —, daß man das ganze Fest als das Fest der ungesäuerten Brodte zu bezeichnen pflegte. Allein dadurch wird noch immer nicht bewiesen, daß: das Pascha, die ungesäuerten Brodte mit Ausschluß des Paschalammes bezeichnen könne. Dies behaupten heißt gradezu das Oberste zu unterst kehren. Sehen wir auf die Bedeutung des Ritus der ungesäuerten Brodte, so zeigt sich, daß sie das Paschalamm zu ihrer Voraussetzung haben. Diese Bedeutung lernen wir unter andern aus 1 Cor. 5, 8. kennen. Wem die Bundesgnade versiegelt worden ist, der muß das aufrichtige Streben haben, sich von der Befleckung der Sünde zu reinigen. Denn diese Gnade ist kein Sündenkissen, sondern Gegentheil, sie ist ein Sündengift, sie soll die Kraft mitbringen, die Sünde auszutilgen.

Aber findet denn bloß die Wahl statt zwischen der Beziehung auf das Paschalamm und der auf ein anderes einzelnes Paschaessen? Wir antworten entschieden: Nein! Die Redensart: das Pascha essen, bezeichnet das Verzehren des Paschaessens nach seinem ganzen Umfange. Dies bestand bei der ersten Paschamahlzeit aus dem Lamm mit den bittern Kräutern und den ungesäuerten Brodten; für die übrige Zeit 1. aus den ungesäuerten Brodten, und 2. aus den Friedensopfern. Die letzteren wurden nach der Vorschrift des Gesetzes dargebracht. Es heißt in 5 Mos. 16, 16. von den drei hohen Festen: nicht soll man leer vor mir erscheinen, und eben so in 2 Mos. 23, 15. speciell von dem Feste der ungesäuerten Brodte. Daß die Praxis schon frühe damit übereinstimmte, sehen wir aus 1 Sam. 1., wonach Elkanah jährlich am Osterfeste seine Opfer darbrachte, und die ganze Familie an den Opfermahlzeiten theilnahm, die davon bereitet wurden. In 2 Chron. 35, 7—9. erscheinen die Rinder nebst den Lämmern und Böcklein als nöthig zur Paschafeier.*) Nach der Mischnah **) wurden diese Festopfer an allen Tagen dargebracht. — Welch ein einzelner Theil des Paschaessens nun gemeint ist, das liegt nicht in der Redensart selbst, das muß vielmehr aus dem Contexte bestimmt werden. Ist vom ersten Tage die Rede, so wird dadurch die an und für sich unbestimmte und eben alles Paschaessen einschließende Redensart näher bestimmt als auf das Essen des Paschalammes gehend, ist von einem der folgenden Tage die Rede, so bezieht sie sich auf das Essen der ungesäuerten Brodte und des Fleisches der Friedensopfer, ohne daß ihr Sinn irgend verändert würde. Hier nun kann von dem Paschalamm und von der Hauptmahlzeit nicht mehr die Rede seyn. Denn die Erzählung des bei ihr Vorgefallenen ist schon V. 13, 1 ff. vorangegangen. Schon ist die Nacht verflossen, welche auf den Abend folgte, an dem sie von der ganzen Nation gleichzeitig gehalten werden mußte. Schon sind wir also von dem Evangelisten in das Gebiet des Festes der ungesäuerten Brodte im engeren Sinne hinübergeführt worden. Durch die Zeit, in der wir uns befinden, verliert also die Redensart das Unbestimmte, was sie an und für sich hat. Wenn am Abend von essen die Rede ist, so weiß Jeder, daß es sich nicht um das Mittagsessen handelt, ohne daß dies ausdrücklich hinzugefügt wird, und ohne daß Jemand daran denkt daraus zu schließen, essen heiße auch speciell zu Abend essen, mit Ausschluß des Mittagessens, welchem Schlusse die Behauptung ganz gleichsteht, die Redensart: das Pascha essen, heiße die Friedensopfer oder die ungesäuerten Brodte essen.

Daß die Redensart: das Pascha essen, sich auf das dem

---

*) Vgl. Annot. uber. in Hagiogr. zu V 7.: ad holocausta nimirum et sacrificia salutaria, isto Paschatis festo offerenda, ut simul haberent homines, unde copiosius convivarentur.

**) Chagiga c. 1. M. 6., Rabe Th. 2. S. 287.

Pascha angehörende Essen nach seinem ganzen Umfange beziehen kann, bedarf eigentlich gar keines Beweises, da es sich von selbst versteht. Böte der Sprachgebrauch dafür keine Belege dar, so müßte dies als zufällig betrachtet werden. Muß man zugestehen, daß durch Pascha nicht bloß die Hauptfeier am Abend des 14ten, sondern auch das ganze siebentägige Fest bezeichnet wird, so behält man keinen Grund mehr zu behaupten, das Essen des Pascha könne sich nur auf die Mahlzeit des 14ten beziehen, da man ja nicht läugnen kann, daß auch die folgenden Tage ihr eigenthümliches, mit dem Wesen des Paschafestes zusammenhängendes Essen hatten. Um es kurz zusammenzufassen, die Zulässigkeit der allgemeinen Auffassung der Redensart: das Pascha essen, beruht auf einem doppelten Fundamente, 1. auf der erweislich statt findenden allgemeinen Bedeutung des Pascha, und 2. darauf, daß es auch für die übrige Zeit, außer der Hauptmahlzeit, noch eigenthümliches mit der Bedeutung des Festes zusammenhängendes Essen, heilige Speise, gab. Jedoch muß man, eben weil sich die Zulässigkeit dieses Sprachgebrauches von selbst versteht, erwarten, daß er sich auch anderwärts vorfinde, und diese Erwartung finden wir vollkommen bestätigt.

Eine wichtige Parallelstelle bietet uns hier schon das Gesetz dar. Es heißt in 5 Mos. 16, 2.: und du schlachtest als Pascha dem Herrn deinem Gott Schafe und Rinder. Gewöhnlich bezeichnet das Pascha nur das Paschaopfer κατ. ἐξ., das Paschalamm, hier aber werden durch Pascha alle Opfer bezeichnet, die man während der sieben Tage des Festes darbrachte. Grade so gut nun, wie den ganzen Inbegriff der Paschaopfer kann „das Pascha" auch den ganzen Inbegriff des Paschaessens bezeichnen. — Die anderweitigen Auslegungen, wodurch man sich dieser Stelle zu entledigen gesucht hat, zeigen nur, wie fatal sie den Gegnern ist, wie sehr sie unserer Auffassung zur Bestätigung dient. Mehrere (vgl. Lampe zu Joh. III. p. 541.) erklären: und du schlachtest als Pascha dem Herrn deinem Gott Schafe und (außerdem nicht als Pascha) Rinder, wogegen schon das entscheidet, daß zu den übrigen Opfern des Festes, nach der Hauptstelle 4 Mos. 28, 16 ff., nicht bloß Rinder genommen wurden, sondern auch Schafe, so daß es gar nicht angeht, unter den Schafen allein die Paschalämmer zu verstehen. Andere, und zwar was sehr zu verwundern ist, zuletzt noch Lücke S. 619., erklären: und du schlachtest das Paschalamm dem Herrn, (und außerdem) Schafe und Rinder, ohne zu beachten, daß dann das פסח doch nothwendig den Artikel haben müßte, und daß, da das Pascha im engeren Sinne ebenfalls aus Schafen bestand, Pascha und Schafe nicht so ohne Weiteres nebeneinandergestellt werden konnten, endlich, daß wenn diese Auffassung zulässig seyn sollte, wenigstens die Copula stehen müßte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten.

(Die Griechische Kirche in Griechenland und der Türkei.)

(Schluß.)

Unter den zahlreichen protestantischen Missionsstationen in Griechenland und der Türkei verdienen Smyrna, Athen und Syra vorzüglich genannt zu werden. In der ersten dieser drei Städte wirken seit längerer Zeit zwei Amerikaner, Herr Temple und Herr Brewer, und zwei Missionare der Englisch-kirchlichen Gesellschaft, Herr Jetter und Herr Fjellstädt, unter den Griechen, während zwei andere sich den Armeniern und Juden widmen. Zu Athen besteht schon seit sieben Jahren unter der Leitung des Amerikanischen Missionars Hill eine große Schule, die besonders für weibliche Erziehung und für die Bildung von Lehrerinnen wichtig geworden ist. Ein anderer Amerikanischer Missionar, Herr King, hält daselbst jeden Sonntag eine Griechische Erbauungsstunde, bei welcher sich gewöhnlich etwa dreißig Personen einfinden. Syra, der Mittelpunkt der Schifffahrt und des Handels, ist auch die älteste Missionsstation im Königreiche Griechenland. Anfänglich (d. h. von 1827 bis 1831) leitete Herr Dr. Korck — im Dienste der Englisch-Kirchlichen Gesellschaft — eine blühende Schule, bis die Stadtbehörden ihn zwingen wollten, ein Heiligenbild in derselben aufzustellen und verehren zu lassen. Er verließ nachher Syra; sein Nachfolger, Herr Hildner, gründete eine neue, von der Stadt gänzlich unabhängige Anstalt, welche, mehrfach ausgestandener Angriffe ungeachtet, doch bis jetzt vom Herrn geschützt und gesegnet worden ist. Sie umfaßt eine Kleinkinder-, eine Volks- und eine Litterarschule, und noch ein Seminar für Lehrer und Lehrerinnen, und zählt gewöhnlich über 500 Schüler, von denen sich die meisten des Sonntags zu einem besonders sorgfältigen Religionsunterrichte versammeln. Während der Jahre 1833 bis 1838 befand sich auch ein Amerikanischer Missionar, Herr Dr. Robertson, zu Syra, welcher hauptsächlich eine thätige Presse leitete, aber in den letzten drei Jahren auch einer blühenden Mädchenschule vorstand.

Sämmtliche Missionare, die unter den Griechen arbeiten, betrachteten bisher (denn neuerlich haben einige angefangen, die Sache etwas anders anzusehen) die Griechische Kirche als eine Kirche Christi, als eine hülfsbedürftige Schwester der anderen Kirchen, welche belebt und gestärkt, nicht verlassen oder bekämpft werden müsse. Sie enthalten sich deshalb sorgfältig aller Polemik, und greifen nichts an, was nicht schon von dem Standpunkte der Griechischen Kirche aus angreifbar ist; allein sie verbreiten positive Wahrheit und suchen sie den Herzen der Griechen nahe zu legen. Ihr Zweck ist nicht, die Leute in die Protestantische Kirche, sondern in den Himmel zu bringen. Sie wollen nicht selbst eine Umgestaltung der Griechischen Kirche bewerkstelligen, sondern das Bedürfniß einer solchen ihren Gliedern fühlbar machen, und diese darauf vorbereiten, sie einst zu bewirken. Wenn man auch (wie der Schreiber von sich gesteht) diese Grundsätze für zu nachgiebig hält, und selbst strenger gegen die Griechische Kirche zu verfahren geneigt wäre, so darf man doch die Gewissenhaftigkeit jener treuen Arbeiter nicht verkennen und das unendliche Gute, das sie wirken, nicht undankbar übersehen.

Diese Grundsätze treten in allen Theilen ihrer Wirksamkeit an's Licht. Ihre Schulen (die überall als ausgezeichnet gelten würden) umfassen alle Zweige des gewöhnlichen Volksunterrichts, und besitzen den großen Vorzug, daß die heilige Schrift darin herrscht und zur Hauptsache gemacht wird. Es gebührt ihnen überdies das Verdienst, zuerst das weibliche Geschlecht berücksichtigt, und die Erziehung desselben in's

Daseyn gerufen zu haben. — Die Missionspressen in Malta, Syra und Smyrna liefern theils religiöse Traktate und Bücher, theils Schulbücher. Die letzteren sind noch immer die besten und zahlreichsten, welche die Neugriechische Litteratur aufweisen kann; — vor einigen Jahren waren sie sogar die einzigen, die es gab. Sie athmen natürlich immer einen christlichen Geist und gewähren besonders viel religiöse Belehrung. Es ist leicht einzusehen, daß bei der Leitung so ausgedehnter Erziehungsanstalten und der Verbreitung der heiligen Schrift und anderer Bücher sich viele Gelegenheiten zu religiösen Unterredungen anbieten, welche von den verschiedenen Missionaren treulich benutzt werden.

Ihre Wirksamkeit und ihr Betragen wurden natürlich schon bisher verschieden angesehen. Als Fremde und Andersgläubige wurden sie von Vielen mit Verdacht betrachtet; ihre ordentliche, Europäische Lebensweise wurde ihnen zum Vorwurf gemacht, die regelmäßige Bezahlung ihrer Lehrer und Übersetzer, wie auch ihre Wohlthätigkeit als Bestechung ausgelegt, die Anklage der Proselytenmacherei immer von Neuem gegen sie erhoben, und ihre unerschütterliche Wahrheitsliebe für das gewandteste System der Heuchelei erklärt. Dagegen gab es auch nicht Wenige, die ihnen Achtung, ja selbst Zutrauen und Liebe schenkten: ihre Schulen wurden stets zahlreich besucht, ihre Bücher weit verbreitet, und ihre Worte und Lehren aufmerksam angehört. Kurz in den letzten zehn Jahren ist besonders unter der Griechischen Jugend der Same des Wortes Gottes reichlich ausgestreut worden, und es ist zu hoffen, daß sich einst auch reichliche Früchte zeigen werden.

In Folge der Bemühungen der Bibel- und Missionsgesellschaften ist demnach die reine Wahrheit des Evangeliums dem Griechischen Volke schon vielfach nahe gelegt worden. Bei dieser Berührung sind aber verschiedene wichtige Elemente mit wirksam, die hier kurz angedeutet werden müssen.

Der Griechische Nationalcharakter hat dabei theils einen ungünstigen, theils auch einen günstigen Einfluß. Auf der einen Seite ist er nämlich gegen Fremde mißtrauisch und eifersüchtig, er sucht immer einen augenblicklichen Vortheil zu erhaschen, er ist namentlich auf Geldgewinn erpicht, und dabei nicht aufrichtig und wahrheitsliebend. Auf der anderen weiß er alles Verständige und praktisch Brauchbare schnell aufzufassen und sich anzueignen, und ist von einer unersättlichen Begierde nach Kenntnissen und Einsichten erfüllt. Der Zeitgeist, der auch nach Griechenland gedrungen ist, sucht bekanntlich das Materielle, und ist insofern dem geistigen Leben entgegengesetzt; seine andere Richtung, das eigene Ich geltend zu machen, Alles selbst zu prüfen, und sich auch in Hinsicht auf Ansichten und Überzeugungen der Unterwürfigkeit unter Andere zu entziehen, kann einstweilen einen vortheilhaften Einfluß ausüben, und zu eigener unbefangener Untersuchung der Wahrheit führen; — allein Mancher ist in Folge des Zeitgeistes von Deutschem, Französischem und Italienischem Unglauben angesteckt worden und sucht denselben auch in Griechenland zu verbreiten: solchen Leuten ist natürlich das lebendige Christenthum eine lästige Fessel, eine schimpfliche Knechtschaft. Die jetzigen Staatseinrichtungen des Königreichs Griechenland gestatten zwar die Verbreitung von Büchern und somit von Grundsätzen aller Art und haben bis jetzt die Schriften und die Schulen der Missionare begünstigt; allein sie sind auch so systematisch und steif geregelt, daß nichts Neues und Ungewöhnliches frei in's Leben treten könnte, sondern Alles beim Alten bleiben muß. Das antiprotestantische Element der Griechischen Kirche ist in neuerer Zeit besonders stark hervorgetreten; am grellsten in einer Proklamation des Patriarchen von Constantinopel, die im Jahre 1836 erschien, und ganz eigentlich polemischer Natur ist. In derselben wird behauptet, Luther

sey von Geldgier, von Haß gegen den Römischen Hof, von sinnlichen Begierden dazu bewogen worden, die Reformation zu unternehmen; er mache ein Gespötte aus der Selbstverläugnung und dem gekreuzigten Leben des Evangeliums, er lehre, Gott sey an den Übertretungen der Menschen selbst schuld, und diese können wegen des Mangels an Willensfreiheit nicht zur Rechenschaft gezogen werden; wer den Glauben habe, könne nicht gestraft werden, selbst wenn er wollte. Die Tugenden der Protestanten werden darin für schlaue Heuchelei erklärt, und gänzliche Ungebundenheit als der einzige Zweck angegeben, den ihre Lehre haben könne. Es heißt in derselben: „Die verderbte Lehre Luther's wurde anfangs in Deutschland verkündigt und richtete daselbst eine große Verheerung an, in Folge der Unwissenheit und der Mißbräuche der dortigen Geistlichkeit, aber nicht minder wegen der Verdorbenheit des Volks. Wie eine Epidemie durchzog diese Ketzerei ganz Europa, und richtete eine um so größere Verwüstung an, je größer die Unwissenheit und Verdorbenheit des Volkes war, die sie antraf. Deswegen machte sie auch die meisten Fortschritte in den Ländern des Nordens, wo die [christliche] Religion noch wenig bekannt, das Volk noch schwankend und halb wild war." Über Zwingli sagt der Patriarch: „Sein Geist war beschränkt, doch war er ein guter Soldat: er bekräftigte seine Predigt mit zweitausend bewaffneten Kriegern, deren Anführer und General er war u. s. w." An Calvin rühmt er großen Scharfsinn und ausgezeichnete Gelehrsamkeit, und nennt ihn deswegen „den gefährlichsten und verderblichsten von allen jenen Häretikern." Auf diese Angabe des inneren Wesens des Protestantismus folgt eine sehr ausführliche und strenge Warnung vor den Missionaren, eine Verordnung, alle von ihnen gedruckte Bücher zu sammeln und zu zerstören, und endlich ein Verbot sämmtlicher protestantischer Bibelausgaben und Bibelübersetzungen in's Neugriechische, Türkische, Servische, Arabische, Bulgarische, Slavonische und in andere Sprachen, „denn die Geschenke der Feinde sind jederzeit und allerwärts verderblich, und die Häretiker, die das Göttliche bekämpfen und verachten, können niemals weder richtige Gesinnungen haben, noch Gutes thun, noch in ihren Herzen eine aufrichtige, ächte Nächstenliebe nähren." Diesen Verordnungen gibt die Androhung kirchlicher und bürgerlicher Strafen eine solche Kraft, daß in der Türkei die Einwirkung der Missionare auf die Griechische Kirche durch Umgang und Erziehung sehr gehemmt worden ist. Auch eigentliche Bigoterie herrscht bei vielen Griechen. Unter dieser verstehen wir wohl nicht unrichtig Aberglauben und Befangenheit, verwachsen mit einer Überschätzung der eigenen Religionsform. Die Griechische Kirche wird von ihren eifrigen Anhängern als die einzig wahre, ja als die einzige eigentliche Kirche angesehen; sie wird von ihnen stets mit dem Namen der rechtgläubigen bezeichnet, alle Verheißungen, die in der heiligen Schrift dem Volke Gottes gegeben sind, werden auf sie bezogen; wer ihr angehört, ist ein wahrer Christ, u. s. w. Solche Überzeugungen müssen natürlich zu einer großen Sicherheit und Sorglosigkeit führen und mit einer gänzlichen Verachtung aller Andersdenkenden verbunden seyn. Eine jetzt besonders stark hervortretende Parthei trägt den Charakter der starrsten Stabilität an sich, und will von gar keiner Abänderung oder Neuerung, welcher Art sie auch sey, etwas hören. Das Herkömmliche in Ansichten und Einrichtungen ist ihr das an sich Beste, wie ungereimt es auch seyn mag. Aberglauben aller Art ist besonders unter dem Volke weit verbreitet; er hat indessen am öftersten die wunderthätige Kraft der Marien- oder Heiligenbilder zum Gegenstande. Im Frühjahr 1836 schien es auf den Inseln des Archipels eigentlich Mode werden zu wollen, daß Jemand vorgab, es sey ihm im Traume oder durch Offenbarung die Stelle angezeigt worden, wo ein wunderthätiges Bild sich in der Erde verbor-

gen befinde, das ausgegraben, in einer dort zu erbauenden Kirche aufgestellt und von Wallfahrern besucht und verehrt werden müsse. Nachdem indessen bei einem Vorfalle der Art auf der Insel Naxos einige Tausende von Menschen sich hatten täuschen lassen, so wußte die Regierung andere ähnliche Pläne noch im Keime zu ersticken. Dagegen behauptet eine in der Revolutionszeit auf solche Weise entstandene Kirche der Maria zu Tinos noch immer ein beinahe unglaubliches Ansehen.

Es ist eine auffallende Erscheinung unserer Zeit, daß der hierarchische Geist in so vielen Ländern sein Haupt erhebt. Dies ist bei der neueren hochkirchlichen Parthei in England der Fall; in der Römischen Kirche hat er sich bekanntlich in den letzten Jahren gewaltig geregt; und auch der Griechischen ist er nicht fremd geblieben. In der Türkei hat er freien Spielraum, denn die Bischöfe sind auch die weltlichen Richter und Regenten der Griechen in ihren Diöcesen, und der Patriarch in Verbindung mit einer aus Metropoliten bestehenden Synode besitzt die Obergewalt über die gesammte Griechische Nation in der Türkei. Der schwere Druck, den die Hierarchie dort auf das Volk ausübt, wird aber jetzt von diesem mit großem Widerwillen empfunden, und die Geistlichkeit macht sich durch denselben allgemein stark verhaßt. In Griechenland ist seit der kirchlichen Trennung von der Türkei die Gewalt der Hierarchie sehr gering, allein ihre Schroffheit desto größer und anmaßender geworden. Der hierarchische Geist erfüllt seit etwa zwei oder drei Jahren die oberste Kirchenbehörde, die Synode, — und obwohl die gesetzlichen Schranken ihrer Macht ihn bisher eingeengt haben, so herrscht doch unter den Bischöfen ein gewisses Einverständniß, vermöge dessen z. B. keine gemischte Ehe von der Griechischen Kirche eingesegnet wird. Dieser Umstand erinnert deutlich an das neueste Verfahren der Römischen Kirche; es gibt noch andere Züge der Ähnlichkeit, so z. B. scheint die angeführte Parthei die Lehre von der Infallibilität anbahnen zu wollen, und hat deshalb schon die sonderbare Behauptung aufgestellt, die zum Protestantismus sich hinneigenden Schriften des Patriarchen Cyrillus Lucaris seyen alle ihm nur untergeschoben worden. Übrigens ist das Entstehen eines freundschaftlichen Verhältnisses zu der Römischen Kirche von ihr bereits mit Wohlgefallen angedeutet worden. Im Anfange des Jahres 1838 hatte indessen innerhalb der Kirche und der Geistlichkeit eine Opposition gegen diese hierarchische und starr kirchliche Parthei begonnen. Der Sekretär der Synode, Herr Th. Pharmakides, von gerechtem Unwillen über ihren Obskurantismus erfüllt, begründete in mehreren polemischen Schriften (von denen die über „Zacharias den Sohn des Barachias" die erste war) freisinnigere und unbefangenere Ansichten, die sich sogleich eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen hatten, und hoffentlich einen erfreulicheren Zustand der Theologie herbeiführen werden.

Endlich dürfen noch die politischen Verhältnisse hier nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Die Levante ist bekanntlich jetzt der Zankapfel, um welchen sich die Russische und Englische Politik streitet, und das Griechische Volk, sowohl in als außer Griechenland, kömmt dabei auch wesentlich in Berührung. Die Russische Parthei hat die gesammte höhere Geistlichkeit für sich, und der ungeheure Einfluß derselben steht ihr zu Gebote. Dagegen sind diejenigen, welche Bildung wünschen, merkantilische Vortheile suchen oder liberalen politischen Grundsätzen huldigen, der Englischen Parthei zugethan. Nun aber glaubt die Russische, durch die Verbreitung der heiligen Schrift und überhaupt durch die Wirksamkeit der Missionare werde das Verlangen nach Bildung geweckt und befriedigt und liberale Grundsätze gewinnen an Umfang; sie sieht darin also eine kräftige Stütze der Englischen Parthei, und sucht deshalb alle protestantisch-religiöse Einwirkung auf die Griechen zu verhindern. Es ist unzweifelhaft, daß die unruhigen Auftritte, die bekanntlich im Frühjahr 1836 zu Syra und an anderen Orten statt fanden, großentheils dieser Ursache mit zuzuschreiben sind, und daß durch sie ebenfalls die starre hierarchische Parthei so mächtig geworden ist.

Eines der traurigsten Übel, an denen die Griechische Kirche leidet, ist die große Unwissenheit der niederen Geistlichkeit. Viele Glieder derselben verstehen die von ihnen in der Kirche vorgelesene Liturgie selbst nicht, und manche sind kaum im Stande zu schreiben. Auf den Jonischen Inseln sieht es bereits besser aus, indem dort schon seit vierzehn Jahren ein theologisches Seminar besteht; im Königreiche Griechenland darf man mit der Zeit auch eine günstige Veränderung erwarten, indem die 1837 gegründete Universität zu Athen auch eine theologische Fakultät hat: der jetzige Zustand der Geistlichkeit aber ist im höchsten Grade traurig. So wie sie und die Kirche jetzt beschaffen sind, kann von beiden kein belebender Einfluß ausgehen, und wenn tiefere religiöse Bedürfnisse einzelnen Gemüthern fühlbar werden, so finden sie in der Kirche keine Befriedigung. Solche Menschen gibt es hie und da, sie sind aber zu zerstreut, um sich vereinigen zu können, und ihre geistige Entwickelung ist zu wenig vorgeschritten, um sie zu gegenseitiger Belehrung und Förderung zu befähigen. Wo Gemüther vom Geiste des Herrn angefaßt sind, da ist es in der Regel erforderlich, daß sie sich einander mittheilen und durch den Besuch von Lehrvorträgen und gemeinschaftlichen Gebetsversammlungen (wie die Kirche sie beide darbieten soll) genährt werden, sonst verkümmert das innere Leben und macht wieder Rückschritte. Dies ist selbst in gesegneteren Ländern der Fall, trotz der vielen und vortrefflichen Bücher, die dem Christen zu Gebote stehen: wie viel mehr muß es sich in solchen Ländern, wie Griechenland und die Türkei, als wahr beweisen! Es ist sehr zu bedauern, daß die Stellung und Überzeugung der Missionare ihnen in dieser Pflege des inneren Lebens Einzelner so durchaus hinderlich ist. — Es gibt indessen keine Regel ohne Ausnahme, und an einigen Orten, namentlich zu Hydra, befinden sich einzelne Personen, die hauptsächlich in Folge des Bibellesens den Herrn Jesum Christum wahrhaft liebgewonnen haben, und ihm, wenn auch im Verborgenen, nach bestem Wissen treulich dienen. Die Zahl derselben ist freilich noch gering; sie kann aber größer seyn als man meint, und besonders kann sie mit der Zeit zunehmen; denn die bisherigen eifrigen und ausgedehnten Bemühungen der Missionare müssen früher oder später Frucht tragen. Man bedenke nur, daß seit acht Jahren beständig über tausend Kinder in ihren Schulen in den Wahrheiten des Evangeliums gründlich unterrichtet, und daß außer den vielen menschlichen Büchern mehr als 150,000 Exemplare des N. T. oder anderer Theile der heiligen Schrift bereits unter dem Griechischen Volke in Umlauf gesetzt worden sind. Einige davon sind freilich vor zwei Jahren den Flammen übergeben worden, allein sie stehen in keinem Verhältnisse zu den übrigen, welche dadurch nur einen um so tieferen Eindruck machen.

Wir brechen diese Mittheilungen hier ab, um nicht einem noch ungedruckten Werke zu sehr vorzugreifen, welches ausführlichere Beiträge zur Kenntniß des gegenwärtigen Geistes und Zustandes der Griechischen Kirche liefern und viele interessante Belege geben wird.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Dehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 19. December. № 101.

Zu dem Streite über das letzte Mahl des Herrn.

(Fortsetzung.)

Noch schlagender wird die Parallelstelle, wenn man in dem folgenden Vers: „du sollst dabei nicht essen Gesäuertes, sieben Tage sollst du dabei essen ungesäuerte Brodte," das dabei nicht allein auf einen Theil der Schafe und Rinder, die Paschalämmer bezieht, sondern auf die Schafe und Rinder überhaupt, wofür theils das Fehlen jeder speciellen Hinweisung auf die Paschalämmer, theils und noch weit mehr das: sieben Tage sollst du dabei essen, spricht, was sich gar nicht erklären läßt, wenn man bloß an die Paschalämmer denkt. Nimmt man diesen Vers hinzu, so zeigt sich, daß man in V. 2. gar nicht einmal mit dem Zugeständniß ausreicht, durch Pascha werden außer den Paschalämmern auch die gesetzlich vorgeschriebenen Brandopfer bezeichnet. Denn da von diesen nicht gegessen wurde, so müssen nothwendig auch die Friedensopfer mitumfaßt werden. Ferner haben wir alsdann in dieser Stelle die Redensart: das Pascha essen, im umfassenden Sinne so gut wie ausdrücklich. In V. 2. ist von dem Paschaopfer im umfassenden Sinne und in V. 3. von dem Essen desselben die Rede. *)

Eine andere wichtige Parallelstelle aus dem A. T. ist die 2 Chron. 30, 22.: „Und sie aßen das Fest (את המועד) sieben Tage, schlachtend Friedensopfer und lobend den Herrn, den Gott ihrer Väter." Hier haben wir unsere Redensart gradezu, nur daß statt des Pascha das Fest steht, eine Differenz, welche gar nichts zu bedeuten hat, da erweislich und zugestanden das ganze Fest Pascha genannt wurde.

Diese Belege sind so vollkommen ausreichend, daß wir nicht die schon von Älteren beigebrachten Parallelstellen aus dem Talmud hier noch wieder aufführen wollen. **)

So weit haben wir gezeigt, daß man gar keinen Grund hat, die Redensart: das Pascha essen, auf das Essen des Osterlammes zu beziehen. Jetzt müssen wir aber noch einen Grund anführen, der, auch abgesehen von den die Beziehung auf das Paschalamm zurückweisenden Zeitverhältnissen, die Beziehung auf das Paschalamm unmöglich macht. Lightfoot (zu Joh. 18, 28.) und Bynäus (S. 535.) weisen darauf hin, daß die Betretung eines heidnischen Hauses zu denjenigen Verunreinigungen gehörte, welche nur bis zum Ende des Tages, bis Sonnenuntergang dauerten. Die eigentliche Paschamahlzeit nun fiel nach Sonnenuntergang, durfte erst am Abend beginnen; auf diese hatte also die Betretung des heidnischen Hauses keinen Einfluß. Es folgt, daß hier nur von einer Mahlzeit die Rede seyn kann, welche im Laufe desselben Tages gehalten wurde, von der Mittagsmahlzeit. *)

Die Einreden, welche man gegen dieses Argument erhebt, sind merkwürdig als Beleg für die Wahrheit, daß in unserer Zeit die übertriebene Furcht vor Unkritik und Befangenheit oft grade in die höchste Unkritik und Befangenheit hineintreibt. Lücke (S. 620.) meint, daß der Eintritt in ein heidnisches Haus nur für den Tag verunreinigte, habe Bynäus zwar behauptet, aber nicht bewiesen. Wie sonderbar! Ist es denn damit genug? Hat nicht Herr Dr. Lücke die Verpflichtung, eben so gut wie der ehrliche Bynäus sie hatte, demjenigen selbstständig nachzuforschen, was zur Entlastung der heiligen Schriftsteller dienen kann. Es ist aber nicht einmal ganz richtig, daß Bynäus seinen Satz nicht bewiesen hat, es liegen bei ihm Materialien zum Beweise vor und er hat wohl nur deshalb unterlassen, ihn ausführlich und vollständig zu geben, weil er dies für überflüssig hielt. Doch, wie dem auch sey, hat er's nicht bewiesen, so wollen wir's beweisen. Alle Verunreinigungen, die durch den Verkehr mit unreinen Personen entstanden, dauerten nach dem Gesetze nur den Tag über, an dem sie entstanden waren und nahmen, wenn der Verunreinigte sich gewaschen, mit Sonnenuntergang ein Ende. **) Daß zu dieser Gattung auch die Verunreinigung durch Betretung eines heidnischen Hauses gehörte, liegt am Tage. Ferner, das Gesetz enthält nichts über die Verunreinigung durch den Verkehr mit Heiden. Sie ist spätere jüdische Satzung, die sich aber, wie immer, an ein bestimmtes Gesetz anzulehnen strebt. Welches dieses Gesetz war, das lernen wir aus Maimonides bei Bynäus l. c. ***) Der Grund der allgemeinen Unreinheit war, daß man die specielle nicht mit Sicherheit wissen konnte. Unsere Weisen, sagt Maimonides, haben festgestellt, daß alle Heiden, so Männer als Weiber, sind als solche, die allezeit mit dem Flusse behaftet, es

*) Wir machen noch darauf aufmerksam, daß das Singularsuff. in עליו als Beweis gegen die Erklärung: Paschalämmer und außerdem Schafe und Rinder, in V. 2. dient. Wären Pascha, Schafe und Rinder sich coordinirt, so müßte das Pluralsuff. stehen. Das Singularsuff. kann sich nur auf פסח in der Bedeutung das Paschaopfer im weitesten Umfange beziehen.

**) Vgl. z. B. Otto S. 511., Bynäus gekr. Christus S. 535., Reland antiq. s. p. 271., Vogel.

*) Vgl. über die Mahlzeiten der Hebräer Jahn, Arch. 1, 2. S. 209.

**) Vgl. Lund S. 663 f.

***) Vgl. auch Reland S. 125.

sey daß man es wisse oder nicht, in der Frage von der Reinigkeit oder Unreinigkeit. Also den mit dem Flusse Behafteten wurden die Heiden gleich geachtet, unter das Gesetz, welches sie betraf, subsumirt. Die Unreinigkeit durch Berührung eines solchen aber dauerte nur bis an den Abend, vgl. 3 Mos. 15, 5 ff. 19 ff. Eben so auch alle ähnliche Verunreinigungen. Endlich, ein gewichtiges Zeugniß dafür, daß die Verunreinigung durch den Verkehr mit Heiden speciell auf die Abendmahlzeit keinen Einfluß mehr ausübte, gewährt uns das Buch Judith. Nach C. 12, 7—9. geht Judith Abends aus dem heidnischen Lager und reinigt sich von der Befleckung, der sie dort ausgesetzt war, und dann nimmt sie das Nachtessen zu sich. Nach Anführung so schlagender Gründe brauchen wir uns wohl nicht mehr darauf zu berufen, wie unwahrscheinlich es von vorn herein ist, daß die Unreinigkeit durch den Verkehr mit Heiden länger als einen Tag gedauert habe, da unter den damaligen Verhältnissen die eintägige schon sehr schwer zu tragen war, die siebentägige aber bewirkt haben würde, daß ein großer Theil des Volkes nie aus der Unreinigkeit herauskam.

Lücke (S. 621.) wendet ferner ein, wenn auch nicht am Essen, so sey doch am Schlachten des Paschalammes die Unreinigkeit hinderlich gewesen, und diese Aushülfe läßt sich auch Winer*) gefallen. Allein, was thut denn das zur Sache? Johannes sagt ja nicht: damit sie das Pascha schlachten, sondern damit sie das Pascha essen. Welchen Grund konnte er zu einem solchen quid pro quo haben? Das Nichtschlachten und das Nichtessen hing gar nicht einmal nothwendig zusammen, da das Schlachten durch Stellvertretung geschehen konnte, und wenn ein solcher Zusammenhang statt gefunden hätte, so lag es doch viel näher das Bedingende als das Bedingte zu nennen. Man könnte, nicht zufrieden die Waffe der Gegner abzuwehren, sie sogar gegen sie selbst kehren. Ständen wir am Morgen des 14ten, so wäre es natürlicher, daß die Juden die Verunreinigung insofern scheuten, als sie von dem Schlachten des Paschalammes ausschloß, als insofern sie die Theilnahme am Essen hinderte.

Ein anderes Rettungsmittel hat Sieffert erwählt. Er bemerkt S. 137., die Paschamahlzeit habe, obgleich nach Sonnenuntergang und also eigentlich nach Ende des Tages eingenommen, doch noch zum 14ten gehört. Hier habe also ausnahmsweise die Verunreinigung sich auch noch mit auf den Abend erstrecken müssen. Ein sonderbarer Schluß! Die Juden stellen die allgemeine Regel auf, daß in Bezug auf die heiligen Mahlzeiten und das Abendgebet der Abend zu dem vorhergehenden Tage gerechnet werde.**) Diese Ausnahme hat ihren Grund in der Sache selbst. Die betreffenden Punkte sind grade diejenigen, welche die jüdische Zeitrechnung als unnatürlich erscheinen lassen. Alle Voraussetzungen und alle Vorbereitungen der Abendmahlzeit gehören dem scheidenden Tage an; so wurde also auch die Mahlzeit selbst, obgleich eigentlich schon zu dem Gebiete des beginnenden Tages gehörend, doch noch zu dem scheidenden gerechnet. Kein Gesetz und kein Herkommen vermag es, ein Abendmahl in ein Morgenbrodt zu verwandeln. Ähnlich verhält es sich auch mit dem Abendgebet. Die Schuld, deren Vergebung erfleht wird, die Wohlthaten, für welche der Dank dargebracht wird, gehören dem vergangenen Tage an. Bloß auf diese Punkte bezieht sich nach den jüdischen Angaben die Ausnahme von der Regel, daß mit Sonnenuntergang der neue Tag beginnt; daß die Verunreinigungen sich unter Umständen auch noch über den Abend erstreckten, dafür läßt sich auch nicht der geringste historische Beweis beibringen;*) und eben so wenig läßt sich zeigen, wie man darauf kommen konnte, in Bezug auf diesen Punkt ebenfalls eine Ausnahme von der Regel zu machen.

Sollte man es glauben, daß nicht etwa Strauß und seines Gleichen, daß wohlgesinnte Theologen es wagen können, solche elende Ausflüchte beizubringen, um ein Argument zu beseitigen, welches für die Glaubwürdigkeit der Evangelisten spricht? Wie würde derjenige empfangen werden, der für dieselbe solche Hülfsmittel in Bewegung setzte! Man redet viel von den Zwangkünsten älterer Harmonistik, und wir wollen nicht läugnen, daß den Vorwürfen, die man gegen sie erhebt, zum Theil Wahrheit zu Grunde liegt, aber so arge Willkührlichkeiten, wie die hier vorliegenden, wird man doch in ihr nur sehr selten vorfinden.

3. Joh. 19, 14., wo der Todestag Jesu der Rüsttag des Pascha, παρασκευὴ τοῦ πάσχα, genannt wird. „Dies" — behauptet Sieffert S. 138. — „darf nicht anders gefaßt werden, als es die Worte gradezu besagen, es war Zurüstung des Pascha, Rüsttag zum Pascha, an welchem das Pascha eben zugerüstet wurde, also nicht schon genossen war, nicht etwa Rüsttag zum Sabbath im Paschafeste. Die natürliche Bezeichnung des ersten und heiligsten Feiertages war doch wahrlich nicht Rüsttag des Pascha, und es konnte auch keinem Leser des Johannes in den Sinn kommen, dies in den Worten zu suchen." Allein die Erklärung, die sich als die allein richtige gibt, tritt gradezu den Sprachgebrauch mit Füßen. Παρασκευὴ τοῦ πάσχα, der Rüsttag des Pascha, kann gar nicht heißen: der Rüsttag auf das Pascha. Das παρασκευή, Rüsttag, steht nie von dem Tage, der einem Feste, immer nur von demjenigen, der einem Sabbath vorhergeht, wie dies unter

*) N. W. B. II. 1. S. 241.

**) Vgl. Reland S. 263. und Wähner antiq. Hebr. 2. p. 8.: in sacris tamen comedendis et precibus vespertinis fundendis noctem ad diem, quem ea consequitur referunt.

*) Wohl aber läßt sich zeigen, daß die Verunreinigung des vergangenen Tages an der Theilnahme am Paschamahle nicht hinderte, vgl. z. B. die Stelle aus Pesachim bei Lightfoot zu Marc. 14, 12.: Lugens lavat se et comedit Pascha suum vespere. Mischnah von Rabe Th. 2. S. 129.; besonders aber Pesachim c. 8., M. 5., l. c. S. 128., dessen Inhalt Rabe so zusammenfaßt: „Alle Unreine, denjenigen ausgenommen, der von einem Todten unrein geworden, dürfen an dem Tage, da sie nach dem Baden rein geworden, das Pascha essen."

Anderen schon Reland S. 271. nachgewiesen hat. Die Beweise brauchen wir nicht weit herzuholen. Aus den Evangelien selbst läßt sich schlagend darthun, daß das Rüsttag gradezu Benennung eines Wochentages war und eben so wenig, wie unser Sonnabend, den Tag vor dem Feste als solchen bezeichnen kann. Jede einzelne Stelle, wo der Rüsttag vorkommt, zeigt dies. Wie könnte, wenn das παρασκευή auch von den Rüsttagen zu den Festen gebraucht wurde, immer so ohne Weiteres der Rüsttag auf den Sabbath als der Rüsttag, oder Rüsttag, ἡ παρ. und παρ., bezeichnet werden, ohne daß je: des Sabbath, hinzugefügt würde, ein Zusatz, der, wenn der Rüsttag nicht an sich schon bestimmt war, um so nothwendiger war, da alle Stellen, wo des Rüsttages gedacht wird, sich auf die Festzeit beziehen, eine Zweideutigkeit also unvermeidlich war. Man sehe, um sich von dem Gewichte dieses Grundes zu überzeugen, nur die Stellen Matth. 27, 62., Marc. 15, 42., Luc. 23, 54., Joh. 19, 31. genau an. Die Beweiskraft dieser Stellen beschränkt sich aber nicht bloß auf das schon hervorgehobene Moment. Matthäus sagt: am folgenden Tage, welcher nach dem Rüsttag ist. Er meint damit den Sabbath. Eine seltsame Zeitbestimmung, wenn es nicht ganz feststand, daß Rüsttag ohne Weiteres = Freitag. Marcus erklärt ohne Weiteres das Rüsttag durch Vortag des Sabbath, „da Rüsttag war, d. h. Vorsabbath." Er erläutert für seine Griechischen Leser den Ausdruck, welcher im jüdischen Sprachgebrauche enger begränzt war, als er lautete. Hat er sich etwa geirrt, indem er dem Worte diesen beschränkten Sinn anwies, und wissen wir es besser? Bei Lucas erscheint das παρ. als Name eines Wochentages.

Was haben nun die Gegner dieser gewichtigen Beweisführung entgegenzusetzen? Sie berufen sich darauf, in den jüdischen Schriften komme das ערב häufig von den Vorabenden der Feste und namentlich des Pascha vor. Aber es fehlt ja an allem Beweise, daß das ערב, Abend, dem παρασκευή, Rüsttag, entspricht! Wie kann man doch so willkührlich seyn! Eben weil das Ereb von den Festabenden steht, der Rüsttag aber immer den Vortag des Sabbath bezeichnet, können die beiden Wörter, die auch in der Bedeutung nicht mit einander zusammentreffen, nichts mit einander zu thun haben. Der dem παρασκευή entsprechende jüdische Ausdruck ist ערובתא, was gar keine andere Bedeutung hat als die, Vortag und Vorabend des Sabbath und gradezu Name des Wochentages ist.*) Durch dies selbe Wort gibt der Syrische Übersetzer das Griechische παρασκευή wieder. Es bezeichnet im Syrischen so entschieden und ausschließlich den Freitag, daß die Syrer den Charfreitag den Rüsttag des Leidens nennen.**)

Man hat behauptet (vgl. Lücke S. 622., Winer S. 238.), es bleibe immer hart und sehe einem Nothbehelfe zu sehr ähnlich, wenn man den Rüsttag des Pascha von dem Rüsttag auf den Sabbath im Pascha verstehe. Allein diese Behauptung beruht nur auf der schon als nichtig nachgewiesenen Voraussetzung, daß das: Rüsttag, unbestimmt war. Sobald feststeht, daß Rüsttag ohne Weiteres = Vortag des Sabbath, Freitag, fällt jede Härte, jede Zweideutigkeit weg. Es treten dann die von Reland S. 271. beigebrachten Parallelstellen in volle Kraft.*) Ignatius in dem Briefe an die Philipper C. 13. redet von dem Sabbath des Pascha, s. v. a. der Sabbath, welcher in das Pascha fällt und Sokrates in der hist. eccl. von dem Sabbath des Festes.

Noch müssen wir aber die Behauptung berücksichtigen, es sey nicht denkbar, daß der erste Tag des Festes als Rüsttag bezeichnet werde. Wäre der erste Festtag schlechthin als Rüsttag bezeichnet, so würde dies allerdings etwas Befremdendes haben; denn seine Qualität als erster Festtag überwog unendlich die als Rüsttag. Aber man beachte, daß dasjenige, was dem Tage als erstem Festtage eigenthümlich, schon vorüber war, daß der Rest desselben in diesem speciellen Zusammenhange grade als Rüsttag in Betracht kam. Denn es soll schon hier die Grundlage zu der folgenden Erzählung gegeben werden, wie die Juden, damit die Leiber nicht während des Sabbath am Kreuze blieben, zu Pilatus kamen, und ihn baten, daß ihre Beine zerbrochen und sie abgenommen werden möchten.

Endlich hat man sich noch auf die jüdische Vorschrift berufen, wonach der erste Paschatag nie auf den zweiten, vierten und sechsten Wochentag fallen durfte, auf den letzten, den Freitag, nicht, weil sonst der erste Feiertag ein Rüsttag auf den Sabbath gewesen wäre. Dies Argument hat Ideler in Gang gebracht, Handb. der Chronol. 1. S. 521. und Lehrb. S. 216. 32. 40. Gegen den Einwand, jene Bestimmungen über Versetzung der Feiertage möchten vielleicht späten Ursprunges seyn, bemerkt er: „Es ist schwer zu glauben, daß die Urheber der cyklischen Rechnung in einem so wesentlichen Punkte, wie die Festsetzung der Wochentage ihrer Hauptfeste war, von einem uralten Herkommen abgewichen sind." Ideler's Autorität hat Mehreren so imponirt, daß sie es gar nicht wagen, an dem hohen Alter der jüdischen Vorschrift zu zweifeln. Man vgl. z. B. Glöckler über die Evangelien S. 770, der auf diesen losen Grund ein ganzes Gebäude von Hypothesen gegründet hat, und Paucker, die Osterrechnung, Riga 1837, S. 31. Es muß bei der gegenwärtigen Babylonischen Gefangenschaft der Theologie, die einst Königin war unter den Heiden, nun aber muß sie dienen, schon als etwas Großes betrachtet werden, daß Lücke sich vor der Autorität „unseres berühmten Chronologen" nicht unbedingt beugt, sondern die Besonnenheit

*) Vgl. Buxtorf lex. c. 1160.

**) Vgl. Castelli lex. ed. Michaelis p. 673.

*) Man sehe nur wie Winer S. 241. sich der gleich anzuführenden Stelle des Ignatius zu entledigen sucht: „Hier ist außer dieser Auffassung eine andere gar nicht denkbar, dagegen konnte παρ. τ. π. für Griechische Leser zunächst nur Vorbereitung auf das Pascha bedeuten." Also wenn nachgewiesen werden kann, daß das παρασκευή nicht die angenommene Unbestimmtheit hat, so ist von sprachlicher Seite nichts mehr gegen die Erklärung: Rüsttag im Osterfeste, zu erinnern.

behält zu bemerken (S. 613.): „Diese Bedenklichkeit hat freilich keinen hinreichenden historischen Grund, weil wir nicht wissen, wie alt und traditionell begründet jene Bestimmung des jüdischen Kalenders ist." Wir aber wollen dabei nicht stehen bleiben. Es mag für unseren berühmten Chronologen, welcher hätte bedenken sollen, daß die Theologen selbst schon ihren Markt mit Zweifeln und Widersprüchen überreich versorgen, schwer zu glauben seyn oder nicht, es ist längst festgestellt, daß jene jüdische Bestimmung zu Christi Zeit und noch Jahrhunderte später nicht vorhanden gewesen ist. Nachdem schon Baronius es behauptet, hat Bochart*) es gründlich erwiesen und an ihn hat sich Bynäus S. 47 ff. angeschlossen. Im Talmud wird mehrfach des Falles gedacht, wo ein Fest auf den Rüsttag des Sabbath fällt, und Abenesra sagt: „sowohl in der Mischnah als im Talmud ist zu sehen, daß das Pascha bisweilen kommt auf den zweiten, vierten und sechsten Tag." Auch aus Epiphanius läßt sich die Neuheit jener Bestimmung erweisen. An solchen Fällen möge man Vorsicht lernen!

4. Joh. 19, 31., wo Johannes die Forderung der Juden, daß die Leichname abgenommen werden sollten, also motivirt: „daß nicht die Leichname den Sabbath über am Kreuze blieben, weil es Rüsttag war, denn der Tag jenes Sabbath war groß." Man behauptet, aus den letzten Worten erhelle, daß jener Sabbath zugleich der erste Festtag war. Denn nur der sey groß wie der siebente und letzte, weil diese beiden im Gesetze heilig heißen, aber nicht jeder Tag des Festes. Allein es wird ja nicht gesagt, daß der Tag als Festtag groß gewesen; er trat nur aus der Reihe der übrigen Sabbathe heraus, weil zu seiner Heiligkeit als Sabbath noch ein Zuwachs dadurch kam, daß er zugleich Festtag war, wenn auch keiner der heiligsten Tage des Festes. Die Stelle beweist aber nicht nur nicht was sie beweisen soll, sie beweist auch grade das Gegentheil davon. Der Tag, von dem hier die Rede ist, kann gar nicht der erste Festtag seyn. Denn bei diesem, als dem wichtigsten Tage des ganzen Jahres, würde die Qualität als Festtag die Qualität als Sabbath überwiegen, während hier umgekehrt die Qualität als Sabbath die vorzüglichste ist, der Charakter als Festtag nur als ein herzutretender erscheint.

Wir haben bisher gesehen, daß die Relation des Johannes nichts darbietet, was mit der der drei ersten Evangelisten in Widerspruch stände, nichts wodurch ihre Angabe, daß der Heiland mit seinen Jüngern zugleich mit den Juden das Paschamahl gegessen, unsicher gemacht würde, daß im Gegentheil dies Resultat auch aus Johannes Bestätigung erhält. Man hat aber noch versucht, die drei ersten Evangelisten mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, hat behauptet, während ihre direkten Angaben auf ein eigentliches Paschamahl, führen ihre indirekten auf das Gegentheil. Denn a) der Heiland begebe sich mit seinen Jüngern außerhalb Jerusalems nach dem Garten Gethsemane; während nach 2 Mos. 12, 22. und nach jüdischen Satzungen Niemand sein Haus, wenigstens nicht die heilige Stadt, verlassen durfte, vgl. Lücke S. 614. b) Judas veranlasse die Hierarchen zur Gefangennehmung Jesu. Diese senden ihre Diener zur Verhaftung, nehmen ein Verhör vor und sprechen ein Urtheil, während es doch in der Mischnah ausdrücklich heiße: am Sabbath und an Feiertagen hält man kein Gericht. c) Jesus werde dem Pilatus zur Hinrichtung übergeben, da es doch am ersten Paschatage gewiß nicht erlaubt gewesen sey, hinzurichten.

Im Allgemeinen bemerken wir dagegen: Die drei ersten Evangelisten zeigen sich als so genaue Kenner jüdischer Sitte, daß eben, weil sie alles dies am ersten Festtage geschehen lassen, dasselbe nicht als unverträglich mit der damaligen Art und Weise seiner Feier betrachtet werden kann. Selbst wenn wir durch andere Gründe genöthigt wären, sie in Bezug auf den Tag des letzten Paschamahles des Irrthums zu zeihen, würden diese Gründe noch keine Bedeutung erlangen. Der Irrthum konnte gar nicht entstehen, wenn die Vorgänge, die sie auf den ersten Festtag verlegen, mit der Natur desselben schlechthin unverträglich wären. — In Bezug auf das Einzelne aber ist Folgendes zu bemerken.

Daß die Verordnung des Exodus von den Juden nicht als bindend betrachtet, vielmehr auf das erste Pascha in Ägypten beschränkt wurde, wie sie denn auch wirklich allein darauf zu beziehen ist, steht schon längst fest. *) Wollte man von Lightfoot (zu Marc. 14, 36.) die Vorschrift wegen des Übernachtens in Jerusalem entlehnen, so hätte man doch auch bemerken müssen, daß es nach ihm unter den Juden selbst streitig ist, um welche Nacht es sich hier handelt. Vor Allem aber sollte man seine Worte beherzigen: erlaube, daß der Löwe vom Stamme Juda sich durch jene Spinngewebe nicht fesseln läßt.**) Will man noch nicht nachgeben, so erweise man, daß Gethsemane nicht im weiteren Sinne zu Jerusalem gerechnet wurde. Daß wenigstens ein Theil des Ölberges zu Jerusalem gerechnet wurde, ist von Lightfoot gezeigt worden.***) In Bethphage, das am Ölberge lag, konnte man sogar das Pascha essen.

(Schluß folgt.)

---

*) Hieroz. 1. 562. ed. Rosenm. 638.

*) Vgl. Otto S. 499.: De Paschate in Aeg. dicitur: ne egrediamini domibus vestris usque ad mane. At non ita erat in sequentibus. — Olim ubi comedebant Pascha, ibi etiam diversabantur, at deinde in uno loco illud comedebant et in alio diversorium sive hospitium habebant.

**) Permitte leonem de tribu Judae telis istis arancarum non constringi.

***) Centur. Chorogr. Matthaeo praem. opp. II. S. 198. 99., vgl. S. 201.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 22. December. № 102.

Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften.

(Fortsetzung der Berichte vom Jahre 1835 und 1836.)

Der Verfasser gegenwärtiger Anzeige muß dieselbe mit dem Geständniß eröffnen, daß er ganz allein die Schuld trägt, wenn dieselbe dem gegebenen Versprechen zuwider über ein Jahr verspätet worden ist, ja daß er sogar Willens gewesen sey, dieselbe ganz zurückzuhalten, in der Meinung, er möchte damit etwas Überflüssiges thun, und es würden die werthvollen Jugendschriften auch ohne seine Empfehlung sich schon von selbst Bahn brechen durch die freilich unabsehbare Masse der entweder schädlichen und ganz gehaltlosen, oder doch für die religiöse Bildung unfruchtbaren Schriften. Weil aber von manchen christlichen Eltern der Wunsch einer Fortsetzung dieser Anzeige gegen die Redaktion ausgesprochen worden ist, so darf sich Ref. dieser Liebespflicht nicht entziehen; glaubt aber auch das Vertrauen christlicher Erzieher dahin in Anspruch nehmen zu dürfen, daß sie eine Vorerinnerung, die er zu machen, und einen brüderlichen Rath, den er zu ertheilen hat, ihrer aufmerksamen und gewissenhaften Erwägung würdigen.

Wer wollte sich nicht freuen, wenn er sieht, wie jetzt in so reichlicher Anzahl und in so verschiedenen Formen christliche Jugendschriften an das Licht treten. Sind sie doch wie Frühlingsblümchen, die es uns verkünden, daß die Eis- und Schneedecke, welche in einer kalten und glaubenslosen Zeit über alle Gebiete der Litteratur ausgebreitet war, an vielen Orten zu brechen beginne, oder bereits gebrochen sey. Zwar überfluthen noch immer viele unberufene Schriftsteller in unseliger Fruchtbarkeit mit süßlich fadem Geschwätz die liebe Kinderwelt, und in prächtig ausgestatteten Schriften aller Art wird der Jugend von Allem vorgeredet, von der Ceder auf Libanon bis auf den Ysop, der aus der Wand wächst, nur nicht von dem Gott, dem auch die Kindlein in der Taufe schon geheiligt wurden; aber neben dieser unberufenen Schriftstellerschaar ist schon ein schönes Häuflein von Männern aufgetreten, die nicht bloß ein Herz haben für die Kinderwelt, sondern auch Einsicht in das, was ihr frommt und schöne Gaben und Kräfte, um dem erkannten Bedürfniß abzuhelfen. Jedes Jahr bringt uns neue und immer reifere Früchte aus den gesegneten Händen dieser Männer, und während früherhin christliche Eltern kaum ein Buch finden konnten, das sie ihren Kindern ohne Bedenken in die Hände geben konnten und das denselben noch etwas mehr als einen bloßen Zeitvertreib gewähren mochte; so hat sich der Vorrath davon jetzt schon so gemehrt, daß Mancher wegen der Auswahl in Verlegenheit geräth. Doch müssen wir gestehen, daß unsere Freude darüber nur eine getheilte ist, und wir können nicht unterlassen, christliche Eltern zu bitten, daß sie doch ja nicht zu eilig nach allen diesen schönen Gaben greifen und sie nicht zu reichlich ihren Kindern in die Hände geben möchten. Diese Bitte ist wohl nicht ganz überflüssig. Es gibt wohlmeinende Eltern, die es mit großem Wohlgefallen wahrnehmen, wenn ihre Kleinen die ihnen dargebotenen christlichen Jugendschriften mit vieler Begierde lesen und manches Gute daraus auffassen und wiederzugeben wissen. Sie sehen dies ohne Weiteres als ein Zeichen einer durch den christlichen Gehalt des Buches erfolgten Anregung an und meinen, daß sie dieser erfreulichen Neigung ihres Kindes ungehinderte Befriedigung gewähren dürften. Späterhin aber nehmen sie vielleicht einmal gelegentlich wahr, daß das Kind ein anderes, aus einem ganz entgegengesetzten Geiste geschriebenes Buch, das ihm in die Hände gekommen ist, mit demselben Interesse verschlingt, und nun gehen ihnen die Augen darüber auf, daß das, was sie für ein Werk der Gnade gehalten haben, ein bloßes und wohl oft ziemlich bedenkliches Naturwerk gewesen sey, daß das Kind in jenen Schriften mehr durch das angenehme Beiwerk, als durch den eigentlichen Kern derselben angezogen worden sey, und sie nur als eine angenehme Unterhaltung liebgewonnen habe. Möchte diese Wahrnehmung nicht zu spät kommen, möchte in den Kleinen nicht bereits entstanden und genährt worden seyn eine *Lesesucht*, die — wir sagen wohl nicht zu viel — wie ein Wurm an dem gegenwärtigen Geschlechte frißt und einer gesunden christlichen Erziehung kein geringes Hinderniß in den Weg legt. Wir behaupten nämlich, und viele erfahrene Erzieher werden uns beistimmen, daß durch das viele und frühzeitige Bücherlesen junge Leute *von gewecktem Geiste* leicht eine schiefe Bildung erhalten, zu sehr in einer fremden Welt leben und für das gewöhnliche Leben wenig Blick und Schick gewinnen: sie lernen leichter witzige und geistreiche Bemerkungen über die Verhältnisse und Begebenheiten der Welt machen, als dieselben einfach und richtig auffassen. Bei *mäßigen* oder *beschränkteren Köpfen* dagegen, wo die Übung der Kraft doppelt nöthig ist, stumpft das viele und frühe Lesen das Urtheil ab und es entsteht die heut zu Tage unter den sogenannten Gebildeten fast noch mehr als unter der großen Masse des Volks so gewöhnliche, besonders durch das Zeitungswesen beförderte, widerliche Nachrederei und das oberflächliche Urtheilen, denn so sehr man die Bildung der heutigen Zeit — und damit seine eigene preist, so läßt sich doch, wenn man diese Gebildeten etwas näher untersucht, gar bald sehen, daß man eigentlich heut zu Tage das Geschäft des Denkens der freilich sehr zahlreichen Zunft der Schriftsteller, insbesondere der Journalisten überläßt, und sich begnügt, das nachzureden, was Andere vor-

geredet haben. Da nun die bei weitem größte Menge dieser Schriftsteller um die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen sich entweder gar nicht kümmern, oder gar darüber irrige, dem Worte Gottes offenbar widerstreitende Ansichten geflissentlich verbreiten, so ist es kein Wunder, wenn das von ihnen gegängelte Lesepublikum über Gegenstände des christlichen Glaubens und Lebens entweder gar kein oder ein ganz verkehrtes und verschrobenes Urtheil hat, und deshalb ist's allerdings nöthig, daß erleuchtete Männer sich der irregeleiteten Lesewelt annehmen und zwar allen Klassen derselben mit allen zu Gebote stehenden Mitteln beispringen, damit die krankhafte Lesesucht die Leute nicht verführe, zu den vielfach dargebotenen, süßlichen und Magen verderbenden, ja narkotischen und giftigen Nahrungsmitteln zu greifen. Aber eben weil diese Lesesucht, so wie sie sich heut zu Tage zeigt, denn doch etwas Krankhaftes ist, so bitten wir alle christliche Eltern recht dringend: Seyd vorsichtig und gebt euren Kindern auch von den Büchern, die wir mit bestem Wissen und Gewissen empfehlen können, nicht zu viel in die Hände. Eine geistige Diät ist eben so nöthig als eine leibliche, und man kann auf das Lesen unstreitig das alte Sprüchlein anwenden: Man lebt nicht um zu essen, sondern man ißt um zu leben; denn wo Lesen und Leben nicht in einem richtigen Verhältnisse stehen, da entstehen Büchermenschen. Meßt daher euren Kindern die Lektüre mit Weisheit zu, gebt ihnen auch Manches gar nicht in die Hände, sondern benutzt es für euch selbst, damit ihr Stoff habt, ihnen zu erzählen: da werden Zwiegespräche zwischen euch und den Kindern entstehen, die, wenn ihr sie nur einigermaßen zu leiten versteht, weit fruchtbarer seyn werden, als wenn die sich selbst überlassene leselustige Jugend die Bücher durchjagt. Wenn ihr aber ohne Maaß und Ziel die Lesesucht der Kleinen befriedigt — nur damit sie stille sitzen — so werden alle diese schönen Sachen nicht allein keine Frucht schaffen, sondern ihr werdet vielleicht sehen müssen, daß eure Kinder später mit derselben Wuth über Romane u. dgl. herfallen. Denkt nicht, es ist doch besser, als wenn sich die Kinder nutzlos herumtummeln; Lesesucht und Arbeitsscheu sind oft auch beisammen. Achtet auch darauf, daß durch diese Schriften — namentlich durch die am anmuthigsten geschriebenen Erzählungen — der Geschmack eurer Kinder nicht verwöhnt werde, so daß ihnen die einfache ungewürzte Nahrung nicht zusagt und sie über dem unterhaltenden Lesen das mühvollere Lernen versäumen. Bedenket endlich: Gottes Wort allein hat die Verheißung! Gebt euch also nicht etwa dem Wahne hin, mit diesen Schriften etwas wirken zu wollen, was Gottes Wort allein an den Herzen der Kinder wirken kann. Begnügt euch also nicht, die Kleinen durch das Lesen solcher Schriften anzuregen und ihnen — wie unter dem Zucker die heilsame Arzenei — so in dieser angenehmen Form etwas von der heilsamen Wahrheit beizubringen, sondern tragt vor Allem Sorge, daß sie aus und in Gottes Wort gründlich unterwiesen werden.

Bei dem Allen sollen die christlichen Jugendschriften in ihrem Werthe bleiben: sie füllen nicht allein Erholungsstunden auf eine nützliche Weise aus, sondern verschaffen auch von dem christlichen Leben eine concretere Anschauung, bringen den Kindern allerlei für's Leben nöthige Kenntnisse bei, die sie aus Bibel und Katechismus nicht lernen können, und lehren zugleich viele Lebensverhältnisse aus einem christlichen Gesichtspunkte betrachten.

Indem wir uns nun zur Sache selbst, das ist zur Berichterstattung wenden, halten wir uns zuvörderst an die im letzten Berichte unerledigt gebliebenen Rubriken und gedenken daher zuerst der

Monatsschriften.

Seit Weiße's Kinderfreund, welcher als Wochenblatt erschien, hat es nicht an Unternehmungen gefehlt, welche diese in allen Zweigen der Litteratur je mehr und mehr beliebt und üblich gewordene Form auch für die Jugend zu benutzen suchten, nur daß diese Jugendzeitungen, oder wie sie hießen, mehr oder weniger alle an den oft erwähnten Mängeln der anderen Jugendschriften litten. Sie sind eine nach der anderen wieder eingegangen, aber es haben sich an ihrer Stelle auch schnell wieder andere erhoben, so daß deren jetzt eine ganze Anzahl ist, und Ref. die meisten davon davon nur dem Titel nach kennt. Unter diesen Umständen war es gewiß nöthig, daß christliche Jugendschriftsteller das Bedenken, welches es für das christliche Gefühl hat, die Jugend schon an das Zeitungswesen und -lesen zu gewöhnen, überwanden und auch diese Form für ihren Zweck benutzten. Der erste, uns bekannte und durchaus nicht mißlungene Versuch dieser Art scheiterte an Mangel von Theilnahme. Es war der bei Felix Schneider in Basel erschienene Jugendfreund, eine äußerlich einfach aber recht sauber ausgestattete Zeitschrift in monatlichen Heftchen, welche etwa in der Weise der besseren, für die Jugend bestimmten Traktate lediglich für das religiöse Bedürfniß bestimmt schien. Fast zu gleicher Zeit erschien die wohl allen unseren Lesern bekannte Düsselthaler christliche Kinderzeitung, auf welche die Redaktion der Ev. K. Z. schon vor mehreren Jahren aufmerksam gemacht hat und welcher wir den, wie es scheint, noch immer ansehnlichen Absatz recht herzlich gönnen, obgleich sowohl das Äußere als der Inhalt noch Manches zu wünschen übrig läßt. Niemand erkennt dies auch williger an als der für das Heil der armen verwahrlosten Jugend so rastlos thätige Herausgeber, Graf von der Recke-Vollmarstein, und es ist nur zu wünschen, daß derselbe, wie er oft gebeten, von christlichen Kinderfreunden in der Herausgabe seines Blattes thätiger unterstützt werde, denn was die Zusammenwirkung treuer und geschickter Hände leisten kann, davon legen das schönste Beispiel ab die „Jugendblätter, eine Monatsschrift zur Beförderung wahrer Bildung, herausgegeben von C. G. Barth und L. Hänel, Stuttgart in Commission bei J. F. Steinkopf." *) Schon das im Juli 1836 erschienene Probeheft erregte die günstigsten Erwartungen und wenn Ref. die bis zum August

*) Es erscheint jeden Monat ein Heft zu fünf Bogen mit Abbildungen, deren Zahl je nach Erforderniß in den einzelnen Heften ver-

1838 ihm vorliegenden Hefte durchblickt, muß er bekennen, daß diese Erwartungen in jeder Hinsicht erfüllt worden sind. Obwohl diese werthvolle Monatsschrift bereits in den Händen vieler Leser seyn wird, so ist es doch Pflicht des Ref., durch eine genauere Anzeige diejenigen, welche sie noch nicht kennen sollten, darauf aufmerksam zu machen. Um bei dem Äußeren anzufangen, so ist dasselbe von der Art und diese Schrift also ausgestattet, daß sie mit den uns bekannten Pfennig- und Heller-Magazinen, denen sie äußerlich einigermaßen gleicht, getrost in die Schranken treten kann. Das Papier ist sehr schön, der Druck gedrängt, aber scharf und gut, und die Abbildungen (Holzschnitte oder Abgüsse), wenn auch nicht alle von gleichem Werthe, versinnlichen ihren Gegenstand meist recht gut und bilden das Auge. Die farbigen Umschläge sind auf der Rückseite zu kurzen, aber treffenden Anzeigen werthvoller Jugendschriften benutzt und den darin ausgesprochenen Urtheilen des erfahrenen und hiezu gewiß vor Vielen berechtigten Herausgebers, Pf. Barth, können christliche Eltern sicher vertrauen. Unter diesen Umständen ist der Preis dieser Monatsschrift nicht zu hoch zu nennen; obwohl es zu wünschen wäre, daß er bei der gewiß wachsenden Verbreitung noch etwas ermäßigt werden möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Zu dem Streite über das letzte Mahl des Herrn.

(Schluß.)

Die Stelle der Mischnah, auf die man sich beruft (vgl. Mischnah von Rabe Th. 2. S. 222.), sagt nur aus, daß die Sabbathe und Festtage keine gewöhnlichen Gerichtstage waren. In einer anderen Stelle des Talmud*) wird gesagt, daß die Mitglieder des hohen Rathes an den Sabbathen und Festtagen ein anderes Lokal haben als an den Werktagen, also vorausgesetzt, daß in dringenden Fällen auch an diesen Tagen Gericht gehalten wurde. Diese Stelle schließt sich an die der Mischnah genau an. Denn daß ein anderes Lokal gewählt wurde, bestätigt die Angabe der Mischnah, daß diese Tage keine gewöhnlichen Gerichtstage waren. Die Thatsache erklärt sich nur aus dem Streben, Form und Namen einer Gerichtssitzung zu vermeiden und doch die Sache beizubehalten. So mochte man auch noch in Bezug auf andere Punkte sich von der an Werktagen üblichen Form des Gerichts entfernen. Vor Allem enthielt man sich wahrscheinlich des Schreibens. In der Mischnah wird der Brauch, an den Festtagen kein Gericht zu halten, ausdrücklich so motivirt: man möchte sonst etwas dabei schreiben.**)

Was endlich die Hinrichtungen betrifft, so haben wir eine merkwürdige Stelle des Talmud auf unserer Seite,*) wonach ein hartnäckiger Irrlehrer nach Jerusalem, in die heilige Stadt gebracht werden mußte, und dort an den heiligen Tagen, den drei hohen Festen, getödtet wurde. Grade im Osterfeste wüthete Herodes, um sich den Juden gefällig zu machen, am heftigsten gegen die Bekenner Jesu. Lücke S. 614. zieht sich auf den schwachen Einwand zurück, es sey kein Beispiel oder Tradition vorhanden, daß am ersten Paschatage erlaubt war hinzurichten. In Bezug auf den Pfingsttag wenigstens, der in Bezug auf die Ruhe dem ersten Paschatage völlig gleich stand, können wir dies erweisen. Es ist in der Stelle des Talmud die Rede von den drei größeren Festen.**) Pfingsten aber ist nur eintägig. Außerdem führt auf die Haupttage der Feste der angegebene Zweck, auf eine große Menschenmenge Eindruck zu machen. Man beachtet nicht genug, daß die Hinrichtungen, namentlich religiöser Verbrecher, so wie auch das Gericht über sie, den Juden als gottesdienstliches Werk galten, durch Religionshandlungen aber die Festruhe nicht gestört wurde, vgl. Matth. 12, 16., Carpzov app. p. 392. Faßte man dies in's Auge, so würde man erkennen, daß grade je heiliger ein Tag, desto mehr er zu solchem Akte geeignet war. Darauf deutet, was man ganz übersehen hat, der Heiland selbst hin, wenn er Joh. 16, 2. sagt: Es kommt die Stunde, daß wer euch tödtet, meint, er thue Gott einen Dienst daran, δόξῃ λατρείαν προσφέρειν τῷ θεῷ. Diese Stunde, die für die Diener kommt, ist für den Herrn schon da. Wurde seine Tödtung als ein Gottesdienst betrachtet, so mußte man grade mit Absicht darauf ausgehen, ihn am Paschatage hinzuopfern, und es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß die Oberen des Volkes von ihrem Standpunkte aus grade den Paschatag für eben so geeignet hielten zu ihrem Werke, als der Heiland von seinem Standpunkt aus zu dem seinigen. Matth. 26, 5.: nicht am Feste, auf daß kein Lerm entstehe unter dem Volke, spricht nicht dagegen. Denn das: nicht am Feste, bezeichnet hier, wie das hinzugefügte: damit u. s. w. zeigt, nicht die Zeit des Festes, sondern den Zusammenfluß der Menschen an demselben, s. v. a. nicht auf offenem Feste. Griff man den Heiland vor den Augen des Volkes, so mußte man eine gewaltsame Befreiung desselben fürchten. Nachdem er den Römern überantwortet war, durfte man die Öffentlichkeit nicht mehr fürchten. — Es war Israel geboten, den Gottlosen auszutilgen aus seiner Mitte, vgl. z. B. 5 Mos. 13, 16., die Seelen auszurotten, welche den Bund des Herrn gebrochen, und zwar bei persönlicher Verantwortlichkeit des ganzen Volkes, bei Verlust der Bundesgnaden. Dieser Schuldigkeit erinnerte man sich besonders an dem Tage, wo die Bundesgnaden von neuem feierlich versiegelt wurden.

---

schieden, im Ganzen aber zu dreißig auf den Band (halben Jahrgang) angenommen ist. Preis halbjährig für Norddeutschland 1 Thlr. Preuß.

*) Gem. Sanhedrin c. 10., Sanh. et Maccoth ed. Coch. p. 296.

**) Zu vergleichen sind die gründlichen Erörterungen über diese Stelle des Talmud bei Selden, de Syned. Hebr. p. 805. Fcf.

*) Sanh. 10, 2. 4., Coch. p. 77., vgl. Otto S. 686. und besonders Selden S. 1078.

**) Diese allein wurden רגלים genannt, vgl. Buxt. c. 2203.

Wir sind jetzt zu Ende und glauben unsere Aufgabe gelöst zu haben. Von allgemeinen Betrachtungen sind wir ausgegangen und mit einer solchen wollen wir schließen. Wie seltsam ist doch der Widerspruch zwischen der Stellung, die man gegen die Führungen Gottes und gegen sein Wort einnimmt! Auch die ersteren bieten Schwierigkeiten in Menge dar, mächtige Steine des Anstoßes, auch bei ihnen gibt es genug Anlaß zu zweifeln. Aber mit Hülfe der Klarheiten überwindet man die Dunkelheiten. Man ist eifrig bedacht, Licht in sie hineinzubringen und wo dies nicht gelingt, da sucht man die Ursache nicht in Gott, sondern in der eigenen Verfinsterung, man spricht: „Da werd ich das im Licht erkennen, was ich auf Erden dunkel sah, das wunderbar und heilig nennen, was unerforschlich hier geschah," man trägt seine Zweifel nicht zur Schau, sondern betrachtet sie als eine partie honteuse, als ein Erzeugniß der Sünde, gegen das man anzukämpfen hat; man trägt, nach dem Ausdrucke jener Frau, die kein Brodt zur Stillung des Hungers ihrer Kinder hatte und der grade vor Thoresschluß noch geholfen wurde, seinen Gott nicht sogleich aus, sondern ist stille und hofft; so mächtig die Thatsachen sind, welche auf einen Dualismus hinführen, man gibt sich ihnen nicht gefangen, sondern kämpft gegen sie an. Ganz anders bei dem Worte Gottes. Statt auch hier wegen der herrlichen Klarheiten, die man erblickt, in Bezug auf das Dunkle und Schwierige zu glauben, zu hoffen, zu warten, sich zu bescheiden, zu beten und zugleich zu arbeiten im Schweiße seines Angesichtes, fährt man auf den geringsten Schein, den leisesten Verdacht sogleich zu mit der Behauptung von Widersprüchen und Unrichtigkeiten, macht sich ein Verdienst daraus, sie an die große Glocke zu hängen, ist leichtfertiger und träger, als wie man es sich bei Profanschriftstellern erlauben darf; und dann ist man dabei noch so naiv, daß man sich und Andere bereden will, die Schrift sey um so besser, jemehr in ihr Göttliches und Menschliches durcheinander gemengt sey. Statt die Schwierigkeiten dazu zu benutzen, wozu sie da sind, zur Übung des Glaubens, betrachtet man sie vielmehr als vortreffliche Vertheidigungsmittel für den Standpunkt der traurigen Mitte, den man einnimmt, als Ruhekissen für den Halbglauben.

In Summa, die Theologie muß weit vollständiger aus dem Glauben wiedergeboren werden, als dies bis jetzt geschehen ist. Dann wird in ihr der Begriff des Wortes Gottes, der ihr jetzt noch ziemlich entschwunden ist, wieder zu voller Kraft kommen. Wenn irgend einer Zeit, so ist dies gewiß der unsrigen nöthig, der Zeit der Ansichten, der Standpunkte, der Räsonnements, der Sprachverwirrung. Möchte ihr recht bald diese Leuchte auf ihren dunkeln Pfaden gewährt werden! Möchte

der, welcher der Lydia das Herz aufthat, auch unsere Herzen mehr und mehr aufthun!

Katharina, Churfürstin und Markgräfin zu Brandenburg. Zur Vorfeier des dreihundertjährigen Reformations-Jubiläums in der Mark Brandenburg. Berlin, 1838. In Commission bei Wilh. Besser. (Behren-Straße Nr. 44.) — 10 Sgr. *)

Frau Katharina, des Markgrafen und Churfürsten Joachim Friedrich zu Brandenburg Gemahlin, hat vor Zeiten als ein Zeugniß geleuchtet, „daß grade der Glaube, welcher der Gnade Gottes in Christo allein, und nicht zugleich den Werken, die Ehre gibt, die lieblichsten Werke und Früchte des Geistes wirket." Sie hat auch in unablässigem Liebeseifer für „die liebe Armuth" in Berlin gesorgt. Jetzt tritt sie, wie zur Vorfeier des bevorstehenden dreihundertjährigen Märkischen Reformations-Jubiläums, noch einmal unter uns auf, Almosen zu sammeln zu einer Weihnachtsbescheerung für arme Kinder, denen sonst keine Weihnachtsfreude leuchtet, zur Winterbekleidung und Nahrung für Nothleidende. — Wir dürfen hoffen, daß dieses frische Lebensbild alter Glaubenszeit zum Segen für die Armuth und nicht ohne Mahnung und neue Erweckung für die Leser, die ihr Scherflein dafür darbieten, unter uns erscheinen wird.

Die vorliegende kleine Schrift hat dieselbe wohlthätige Bestimmung, wozu in den nächstvergangenen Jahren die Lebensbilder der Churfürstin Henriette Luise, des großen Churfürsten und des Markgrafen Albrecht zu Brandenburg-Culmbach gedient haben und noch dienen können. Es ist zu wünschen, daß dieser kleine Kranz Fürstlicher Blüthen aus unserem hohen Königshause von Jahr zu Jahr reicher und voller erblühe. Eines Auszugs aus dem gegenwärtigen kleinen historischen Denkmale wird es nicht bedürfen, da sich sein reicher Inhalt allen Lesern dieser Zeitung selbst für ein geringes Scherflein anbietet. Hoffentlich wird uns künftig auch noch „das Gebetbüchlein" eröffnet werden, welches die Churfürstin Katharina in ihrem Sterbejahre 1602 „aus ehelicher und mütterlicher Treue ihrem herzgeliebten Herrn und fürstlichen Kindern zugeschrieben" und in Druck gegeben hat.

---

*) Wir dürfen wohl nicht fürchten ein Geheimniß zu verrathen, wenn wir bemerken, daß diese anziehende Schrift Herrn Geh. Ober-Justizrath Göschel zum Verfasser hat.

Anmerk. der Red.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Mittwoch den 26. December. № 103.

Antiprotestantismus des Herrn Dr. Strauß.

Wenn der kritische Prozeß, den Herr Strauß gegen die evangelische Geschichte angesponnen, zuerst von ihm in ernsterer Weise nur innerhalb des Forums der höheren Wissenschaft geführt werden sollte, so wird jetzt schon dieses Forum seinem ungeduldigen Eifer zu enge, und er fängt daher an, seine Resultate oder vielmehr seine Voraussetzungen leichteren Fußes in das allgemeine Publikum hinauszutragen. Dies thut er namentlich in einer allgemeinen Zeitschrift, die unter dem weiten Titel „der Freihafen, eine Gallerie von Unterhaltungsbildern aus den Kreisen der Litteratur, Gesellschaft und Wissenschaft" liefert, und in deren dritten Heft er in „Selbstgesprächen über Vergängliches und Bleibendes im Christenthum" ein solches Unterhaltungsbild zur öffentlichen Ausstellung bringt. Daß es in Selbstgesprächen geschieht, ist sehr bezeichnend; denn in der That, Herr Strauß denkt sich nicht in die Größe seines Gegenstandes selbstverläugnend hinein, sondern er spinnt seine Betrachtungen, seine Meinungen ganz subjektiv nur aus sich selbst heraus. Er liebt jene Dialektik der Frauen, welche in letzter Instanz immer auf die Eigenheit der Individualität zurückkommt, der sich dies oder das nicht aneignen, nicht vorstellig machen lasse. „Ich weiß mir diese Form des Bewußtseyns nicht anzueignen" S. 4., „dieses Hauptstück der apostolischen Lehre hat keine lebendigen Wurzeln mehr in mir" S. 12., das sind die weiblichen Argumente, womit der starke Geist aus Schwaben die Hauptstücke und Grundfesten der apostolischen Lehre umhauchen zu können meint. Zwar stehen diese unerschüttert und unerschütterlich vor solchem Wind; aber das windige Geschlecht dieser Zeit, das läßt sich doch nur zu leicht davon weghauchen, indem es solches loses Treiben mit dem Treiber selbst als Weisheit, Wissenschaft, Bildung der Zeit u. dgl. in eitler Leichtgläubigkeit ansieht. Es wäre unrecht, die Polemik, die Herr Strauß aus dem Freihafen, der überhaupt wenig Tiefe hat, und nur leichte Böte schaukelt, wider die Grundwahrheiten des Evangeliums treibt, der Hegelschen Philosophie aufzubürden; es ist vielmehr, was er überhaupt von Gründen aufbringt, nur dem ordinären Rationalismus entnommen, wie denn namentlich die Einwände gegen die Lehre vom Opfer Christi mit denen der Krit. Prediger-Bibliothek gleiches Maaß und Gewicht haben, und einen gänzlichen Mangel an Erkenntniß der Sünde und darum auch der Versöhnung an den Tag geben. Ganz in der Weise der eitelsten Aufklärung, welche sich selbst erhöhend von einer Spitze des Augenblicks auf die vergangene Menschheit, gleich als hätte die gegenwärtige ein anderes Fleisch und Blut, abschätzig herabblickt, heißt es S. 16.: „weil die Menschheit damals noch nicht stark genug sich fühlte, sich frei aus sich selbst durch Buße und Besserung ihrer Bürde zu entledigen, so ergriff sie das Opfer Christi" — aber „wir wissen jetzt, daß über den Erlaß unserer Schuld zwischen unserem Gemüth und Gott unmittelbar verhandelt werden darf und muß, daß Möglichkeit der Sündenvergebung nur der religiöse Name für die sittliche Freiheit ist u. s. w." Das ist die Wissenschaft des Herrn Dr. Strauß, die Grundfrage theologischer Wissenschaft, ob nämlich der Mensch stark genug sey, sich frei aus sich selbst durch Buße und Besserung ohne einen Erlöser der Bürde seiner Schuld und Sünde zu entledigen, niederzuschlagen durch ein apodiktisches: Wir wissen jetzt, daß er stark und frei genug ist. Woher weiß das der eitle Selbstsprecher? worauf gründet er sein keckes: Wir wissen jetzt? auf wissenschaftlichen Erweis? o nein; auf die Bildung der Zeit, oder auf die Thaten ihrer Stärke? auch nicht; denn es sind gar viele Gebildete, die mit starken Helden, neben denen die Tageshelden Schwächlinge sind, die mit den Reformatoren wie mit den Aposteln erkennen und bekennen, daß der Mensch nicht stark genug ist, daß er eines Erlösers bedarf, der ihn frei macht, Joh. 8, 36. Nein, nicht auf die Bildung, sondern auf seine eigene Einbildung gründet Herr Strauß sein: Wir wissen jetzt, daß wir keinen Mittler nöthig haben — und darum ist seine Wissenschaft auch nur eine eingebildete Wissenschaft und seine vermeintliche Stärke nur eine Schwachheit. Diese selbstische Einbildung, womit er sich Christo dem Mittler, der keines Mittlers bedurfte, gleichartig dünkt, die ist der Grund seines Mythenbuchs vom Leben Jesu, worin er das Leben des Eingeborenen vom Vater aus seiner Einzigartigkeit in die allgemeine „Gleichartigkeit alles Geschehenden" verschwemmt. O daß doch endlich den armen Leuten, die sich immer noch von dem Eigenlob des Rationalismus, von seinem Prahlen mit Wissenschaft, Licht, Kraft u. dgl. täuschen lassen, und seine Einbildungen alles Ernstes für Bildung halten, die Augen aufgehen möchten über die Selbsttäuschungen, worin solche Selbstgespräche, wie die des Dr. Strauß, sich bewegen.

Es ist nicht seine Schuld, wenn Jemand darin befangen bleibt; denn dieser Mann des gepriesenen Fortschritts hat doch noch, was wir mit Dank erkennen müssen, zu viel natürliche Aufrichtigkeit und Einsicht, um nicht einzusehen und einzugestehen, zu welchen enormen Rückschritten seine Richtung führt. Es sind in der That sehr merkwürdige, sehr überraschende Geständnisse, welche Herr Strauß im offenen Freihafen so laut vor der ganzen gebildeten Welt macht, daß sie sie nicht über-

hören, nicht vergessen kann. Der Held der Aufklärung gesteht es, daß seine moderne Theologie zum — Katholicismus, zum Heidenthum zurückführe. Wörtlich sagt er von ihr am Schlusse des ersten Theils der Abhandlung über das Vergängliche des Christenthums S. 32.: ein neuer Paganismus, ein neuer Katholicismus ist über das protestantische Deutschland gekommen; man hat an der Einen Menschwerdung Gottes nicht genug, und will nach Indischer Weise eine Reihe sich wiederholender Avatars haben; man will den allein stehenden Jesus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben, nur daß diese nicht lauter kirchliche Heilige sind u. s. w." Was ist also nach dem Verf. das Vergängliche des Christenthums? Der Protestantismus, der antiheidnische, antikatholische, evangelische Protestantismus, der mit klarster Glaubensentschiedenheit Jesum allein als den heiligen Herrn und Heiland der Welt erkennt, neben welchem alle Menschen, auch die größten, auch „der Mann auf der Vendomesäule, auch der Weimarsche Olympier" arme Sünder sind, die seiner Gnade bedürfen. Und was soll das Bleibende des Christenthums seyn? jene katholisirende Ansicht, welche Jesum mit einem Kranze von Heiligen umgibt, unter denen er vielleicht noch als ein Stern erster Größe glänzt, aber nicht mehr jenes Sonnenlicht ist, welches allein alle Welt erleuchtet und alle Sterne erbleichen macht. Es ist nicht etwas Neues, was wir aus diesen Geständnissen des Herrn Dr. Strauß lernen; die innere pelagianische Verwandtschaft des Rationalismus und Katholicismus ist längst nachgewiesen, und es ist auch durch sich selbst klar, daß, jemehr die göttliche Hoheit der Person des Erlösers oder die Allgenugsamkeit seines Verdienstes verkannt wird, und je höher der natürliche Mensch sich selbst mit seinen Kräften und Werken erhebt, um so mehr auch sowohl innerhalb als außerhalb der Christenheit sich Leute hervorthun, die Pares Christi zu seyn prätendiren, und ihm etwa nur die Ehre des Primus lassen, so weit dies ihr Pelagianismus oder Paganismus zuläßt. Auf diese Weise wird denn allerdings Christus gemein gemacht, verallgemeinert und in die Menschheit vervielfältigt; es ist dies aber eine solche Verallgemeinerung und Vervielfältigung, wie wenn des Abends viele kleine Lichter glänzen, die aber doch alle zusammen ein weit weniger allgemeines Licht geben als das Eine Tageslicht, als jener Eine, der von sich spricht: ich bin das Licht der Welt, wer mir nachfolget, wird nicht wandeln in Finsterniß, sondern das Licht des Lebens haben. Das ist evangelischer Protestantismus, an diesem Einen halten, in welchem alle Völker der Erde gesegnet werden sollen, in ihm allein, der reich ist über Alle, die ihn anrufen, Gerechtigkeit und Stärke haben, und dadurch in Glaubens- und Liebeskraft erlöset werden sowohl von der Selbstverknechtung, als von der Verknechtung an andere sündige Menschen. So nur werden wir durch das Evangelium, welches die Reformatoren wieder aufrichteten, emancipirt vom Dienst der Menschen und ihrer Satzungen, in den wir schimpflich zurücksinken, wenn wir jenes Evangelium, jenen Christus uns nehmen lassen, und dann vor vielen Kirchen- oder Weltheiligen uns beugen, und „Weimarsche Olympier" oder Napoleone veneriren. Herr Strauß weiß es in seiner Art zu würdigen, daß die Ev. K. Z. in solchem Dienst „ein Heidenthum" erkennt, „das ihrem (d. i. dem evangelischen) Christenthum Gefahr droht." Die Gefahr wird überwunden werden, wenn sie nur erst recht erkannt wird, und dazu hat Dr. Strauß durch seine offenherzigen Äußerungen das Seine beigetragen; denn seine unumwundene Erklärung, daß der moderne Rationalismus zu einem neuen Heidenthum und neukatholischem Heiligenthum führe, wird wohl Manchen zur Besinnung bringen. Gesagt ist dies zwar längst von treuen Protestanten; aber das ist merkwürdig und wichtig, daß es jetzt auch von dem Spitzführer der neuesten Aufklärung gesagt wird, was jene alten Rationalisten überaus verblüffen muß, welche bis dahin so gern sich und Andere belügen mochten, daß das evangelische Christenthum eigentlich katholisch sey. Der Ev. K. Z. bringt es nur Verketzerung ein, wenn sie eine theologische Richtung als heidnisch, pelagianisch, unevangelisch bezeichnet; nun aber werden die Schreier den Mund zuhalten müssen, wenn sie ihr eigener Prophet als Neukatholische oder Neuheidnische charakterisirt. Was aber ächte Protestanten sind, die werden in jenem offenen gegnerischen Wort eine neue Mahnung finden, sich gegen alles antichristliche und antievangelische Streben zur Linken und zur Rechten mit aller Entschiedenheit des Geistes auf Christum, den Sohn des lebendigen Gottes, als den einigen Grund- und Eckstein, zu gründen, außer welchem Niemand einen anderen Grund legen soll, noch kann, und sie werden diesen Felsengrund des Heils, worauf die Evangelische Kirche sich erbaut, in dem zwiefachen Gegensatz, der sie von Anfang an umgeben, d. h sowohl gegen die Romanisten als gegen die Schwarmgeister, mannhaft behaupten.

Lesefrüchte.

Die religiöse Dummdreistigkeit.

Dies die gebührende Aufschrift einer neuen Brochüre, die unter dem Titel: Der religiöse Stabilismus in Pabst's Verlag zu Darmstadt von demselben Pfarrer Wagner erschienen ist, dem wir schon im vorigen Jahrgang Nr. 92. einen beschämenden Spiegel vorgehalten, der aber doch nicht umhin kann, sich abermals vor einem litterarischen Publikum lächerlich zu machen. Wie schon dort bemerkt worden, so steckt dieser Mann zwiefältig in den Fehlern, die er Anderen einfältig vorrückt; er schreibt wider evangelischen Papismus, und ist selbst ein höchst unevangelisches Päpstchen; er schreibt wider religiösen Stabilismus, und ist selbst nur ein irreligiöser Stabilist oder Statist, der unbeweglich steht auf jener Bühne der Aufklärung, worauf weiland Dr. Bahrdt und seines Gleichen die ersten Rollen spielten. Solche Aufklärungs-Stabilisten verkehren dergestalt die Ordnung Gottes, wonach die Sonne als das Licht der Welt steht, und die dunkeln Planeten mit ihren Geschöpfen um sie fortwandeln, daß sie vielmehr, die kleinen Dunkelmänner, fix und

fest bleiben und begehren, daß das Licht der Welt sich um ihr Lämpchen drehe, daß die Sonne nach ihrer Taschenuhr gehe. Gewiß zwar harmoniren die Sonne und eine, wenn auch nur mittelmäßige Taschenuhr mehr mit einander, als der Geist Gottes und seines Wortes und der Ungeist solcher Männlein und ihres Geschwätzes; dennoch machen sie die Prätention, daß jener sich nach diesem richten, und wollen nicht sowohl ihre unweise Vernunft mit der Weisheit der Bibel, als vielmehr diese mit jener übereinstimmend machen, was eine große Verkehrtheit ist; wollen Meister der Apostel und Propheten seyn, statt Schüler, wollen den Herrn selbst überklügeln und übermeistern, obwohl sie nicht werth sind, seine Schuhriemen aufzulösen. Möchte doch ein solcher Famulus der Aufklärung, wie dieser Herr Wagner, einmal inne werden, wie unaufgeklärt er ist über sich selbst, über seine Vernunft, die er noch keiner reinen Kritik unterzogen hat, über seinen sittlichen Werth vor dem Gerichte Gottes, über seine Einsicht und Wissenschaft auch nur vor dem Gericht der Menschen. Es ist doch eine klägliche Selbstverblendung, wenn ein Mensch, der S. 2. selbst gesteht, daß er die Vielleserei, besonders bei dem schönen Geschlecht, zu dem er übrigens nicht gehört, für eine Krankheit halte, und daß er daher nur wenig lese, weil er wie bei dem Essen den Grundsatz habe: „wenig und gut verdaut," wenn ein solcher Mensch, der in der That wenig gute Bücher gelesen, doch dergestalt an cruder Vielleserei rationalistischer Journale und Schriften leidet, daß seine Schrift durch und durch voll großer, unverdauter, in Gänsefüße eingeklammerter Brocken solcher oberflächlichen Lektüre ist. Besonders treten darunter Citate aus dem Frankfurter Journal, der Allgemeinen Kirchenzeitung und dem Evangelischen Lichtfeind hervor, wozu wahrscheinlich der Verf. selbst seine Beiträge liefert. Etwas besonders Egenthümliches hat eigentlich nur die Neuigkeit, die er S. 2. nicht sowohl dem Dr. Sartorius — denn der scheint seine höchst zudringlichen Briefe nicht zu beachten — als vielmehr dem großen Publikum aus seinem Familienleben mittheilt, daß nämlich „er für seine Person stets gesund, seine Frau dagegen leider schon mehrere Jahre krank sey, wenn auch nicht so, daß sie zu Bette liegen muß, doch abwechselnd sehr bedeutend." Möchte doch der gute Mann lieber seine Frau pflegen, als Bücher schreiben. Wer so wenig von dem neueren Entwickelungsgang der Theologie unterrichtet ist, wer so unwissend ist, daß er nicht einmal weiß, welche Stellung Dr. Marheineke in der Kirche behauptet S. 218, der ist nicht zum theologischen Schriftsteller berufen. Wer so wenig Idee von einer wissenschaftlichen Widerlegung hat, daß er unfähig, eine Gegenansicht in ihrem inneren Zusammenhang zu erfassen und zu würdigen, nur einzelne Stellen aus den Schriften, die er widerlegen will, auspflückt, und daran nur lose Einfälle und Ausfälle und fremde Citate anflickt, der ist einer litterarischen Polemik nicht gewachsen, und sollte seinen bleiernen Degen in der Scheide lassen. Wer so unverschämt ist, notorische Fundamentallehren seiner Kirche, deren Brodt er ißt, wie namentlich die Lehren von der Erlösung und Rechtfertigung, unempfänglich für die

göttliche Kraft heiliger Liebe, die darin liegt, als unsittlich herunterzumachen, ist unwürdig eines Pfarramts in derselben, und wer so verwahrlost an Geist und Herz ist, die Wahrhaftigkeit der Worte des Herrn anzutasten, und einen Strauß überbietend, es für möglich zu halten, daß sein Charakter von Juden damaliger Zeit erdichtet sey S. 8 f., der mag wohl ein neumodischer Jude oder Heide seyn, aber ein Christ ist er nicht. Wie traurig steht es doch um die christliche Kirche in Hessen-Darmstadt, wo solche Lichtfreunde Tonangeber zu seyn scheinen.

Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften.

(Fortsetzung.)

Weiter wollen wir eine möglichst umfassende Übersicht des Inhalts geben. Vielen Raum nehmen ein geographische und ethnographische Mittheilungen, und zwar theils Scenen aus der alten Welt (als Sardes, Antiochien, Theben, die Memnonssäule, Tempeltrümmer von Phile, die Pyramiden, die Nadeln der Kleopatra, Babylon, Damaskus, Ninive, Tyrus, die Ruinen von Petra, der Libanon, Ephesus, Athen, Korinth, die Sündfluth, das Thal am Berge Sinai, Jerusalem, Heliopolis und Matarieh, letzteres von Schubert), deren viele zur Erläuterung der heiligen Geschichte dienen, theils aus neuer Zeit (z. B. Bilder aus Island und Grönland, Neuseeland, Neubrittanien und die Brittischen Nordpolarländer, die Indianer in dem Gebiet der Vereinigten Staaten, Neuspanien, die Südseeinseln u. s. w.), wobei die Missionsgeschichte vielfach benutzt und in's Auge gefaßt ist. Ferner findet sich Geschichtliches und Biographisches (Alfred d. G., Lavater's Kindheit, Columbus, Johann und Georg v. Müller, Thomas Clarkson, Alexander, Kaiser von Rußland, Konrad Widerhold, Hans Sachs), Naturgeschichtliches und Technologisches (z. B. die Thiere der Vorwelt, die gesellschaftlichen Triebe der Insekten, der Kampf des Menschen mit der Thierwelt, das Wallfischgerippe, der Adler, vergleichende Übersicht der Säugethiere Nordamerikas, Geschichte eines Baumwollenbaums u. s. w.), Schilderungen besonderer Lebenszustände und Verhältnisse (z. B. Seebilder, die Negersklaven, Geschicklichkeit der Blinden, die Seelenkrankheiten u. s. w.). Weiter sind manche Zweige der Wissenschaft fortlaufend und (relativ) vollständig behandelt: dahin gehören die durch viele Nummern gehenden Unterhaltungen über Physik und Chemie von Zeller und über Mechanik von Schleger, so wie der Aufsatz „mein Wohnhaus" von Abel Burkhardt, welcher Belehrungen über den Bau des menschlichen Körpers enthält. Auch stoßen wir noch auf Manches, was sich unter obige Rubriken nicht bringen läßt, und was man auch nicht leicht in den Jugendblättern suchen würde, z. B. über Bengalische Sprüchwörter, Ägyptische Hieroglyphen, Bauwerke des Mittelalters und die Baukunst der Griechen. Endlich fehlt es auch nicht an Erzählungen, größeren und kleineren oder soge-

nannten Anekdoten, Räthseln und Aufgaben verschiedener Art, auf deren Lösung der Vers. derselben allerlei Preise aus seinem reichhaltigen Raritätenkabinet setzt.

Man wird aus dieser Inhaltsübersicht ersehen, daß wie in den Pfennig-Magazinen ꝛc., so auch hier, das weitläufige Gebiet der sogenannten gemeinnützigen Kenntnisse besonders ausgebeutet worden ist, und es könnte allerdings das Bedenken erregt werden, es möchte auf diese Weise der heut zu Tage bräuchlichen Vielwisserei und Vieltreiberei gehuldigt werden. Der Ref. weiß dieses Bedenken auch nicht anders zu beseitigen als durch die Vermuthung, daß nicht Alles für alle Leser bestimmt sey; doch so viel glaubt er mit Grund der Wahrheit behaupten zu können, daß die Mannichfaltigkeit des Inhalts nicht auf Kosten der Gediegenheit erstrebt sey, und daß die verschiedenartigen Aufsätze nicht bloß, wie es anderwärts häufig geschieht, zusammengetragen, sondern von erfahrener Hand durchgearbeitet und für die Jugend bearbeitet sind. Eigentlich religiöse Aufsätze wird man nicht finden, denn die Herausgeber scheinen in ihrem richtigen Takte erkannt zu haben, daß dies nicht Sache einer Zeitschrift sey, daß vielmehr die Unterweisung zur Gottseligkeit dem eigentlichen Unterrichte überlassen bleiben müsse und die heilsame Wahrheit nicht nur, wie Manche wähnen, so nebenbei und spielend den Kindern beigebracht werden könne. Dagegen muß man ihnen bezeugen, daß überall ein christliches Urtheil waltet, und daß sie ungesucht die treffendsten Bemerkungen über und ernste Hinweisungen auf das Eine, was noth ist, einzustreuen verstehen. Und so glauben wir allerdings, daß diese Jugendblätter das leisten, was sie wollen und nicht bloß zu einer flüchtigen Unterhaltung, auch nicht bloß zur Belehrung über dies und das, sondern wirklich „zur Förderung wahrer Bildung" gereichen. Dazu kommt, daß die Sprache frisch und volksthümlich und doch — bis auf einige dem Ohre des Norddeutschen ungewohnte Idiotismen — correkt, und der Ton fast durchgängig sehr gut getroffen ist: hier findet sich nichts weder von dem trockenen Präceptorton, noch von dem faden und süßlichen Geschwätz, was kindlich heißen soll, wie in so vielen Jugendschriften, sondern es herrscht gepaart mit christlichem Ernst ein gemüthlich fröhlicher Sinn, eine durch die Gnade geheiligte Natürlichkeit, es spricht sich überall eine so tüchtige, kräftige Gesinnung aus, daß Ref. gewiß ist, diese Jugendblätter werden eben so viel und eben so gern von Erwachsenen gelesen werden als von der Jugend. Und allerdings ist nach Inhalt und Form so Manches darin, was über den Horizont selbst der reiferen Jugend — für welche die Blätter lediglich bestimmt scheinen — hinausgeht, sowohl weil zuweilen Vorkenntnisse zum Verständniß erfordert werden, die man selten bei den Kindern finden dürfte, als auch eine Continuität des Denkens und Schärfe des Auffassens, welche nicht vor den Jahren kommen kann. Eltern und Erzieher mögen sich daher gefaßt halten, über Vieles von den

Kindern gefragt zu werden *) und werden oft Veranlassung haben, das Verständniß des Gelesenen zu vermitteln. Ja manche Aufsätze können gradezu als Stoffe zu Lehrstunden, gleichsam als Lehrbücher dienen, und jedenfalls wird's, eben weil so Vielerlei geboten wird, unerläßlich seyn, über das Gelesene mit den Kindern zu sprechen, es sich von ihnen erzählen zu lassen und sie darüber zu befragen. Wie diese Übungen anzustellen seyen, kann der Lehrer zum Theil aus den Blättern selbst lernen. Die dialogische Form nämlich, welche in Jugendschriften so oft gebraucht oder vielmehr gemißbraucht wird, ist in mehreren Aufsätzen auf eine sehr geschickte Weise gehandhabt. Der Dialog soll ja nicht den Stoff breit treten, wie es gemeinhin geschieht, sondern ihn methodisch zerlegen, er soll nicht eine trockene Materie durch seine Form pikanter machen, sondern er soll das Nachdenken anregen und eine lebendige Ideenerzeugung wecken. Wer einen guten belehrenden Dialog schreiben will, muß nicht allein seinen Gegenstand beherrschen und nach allen seinen Beziehungen zu anderen Gegenständen kennen, sondern er muß auch in die Vorstellungen, in das Verständniß und Mißverständniß seiner Leser sich versetzen und eingehen können, und, weil er diese nicht in Voraus kennen kann, so heißt das eben so viel als — er muß einen guten psychologischen Blick besitzen; daneben auch Gewandtheit der Sprache. Dies Alles eben sind Eigenschaften, die auch einem guten Lehrer zukommen, und eben darum meinten wir, daß ein Lehrer aus gut geschriebenen Dialogen, wie sich deren in den Jugendblättern befinden, selbst lernen könne.

Es stehet zu hoffen, daß die Jugendblätter in der begonnenen Weise noch lange fortfahren werden, denn die Herausgeber haben tüchtige Gehülfen zur Seite. Den Preis aber müssen wir an unserem Theile dem unübertrefflichen Erzähler Karl Stöber (zweitem Pfarrer zu Weißenburg), auf dessen Erzählungen zurückzukommen wir später noch Gelegenheit haben werden, zuerkennen.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß unter den Räthseln und Preisaufgaben sich meist sogenannte biblische Räthsel und Aufgaben befinden, wie sie die Leser der Barthschen Kinderschriften aus denselben bereits kennen. Mit diesen wird sich Ref. nie verstehen können, und wenn der verehrte Herausgeber, aller schon dagegen vorgebrachten Bedenken ungeachtet, dieselben für unverfänglich hält, so muß auch Ref. fortfahren, so oft er Gelegenheit dazu hat, dagegen als gegen eine mit der Würde der heiligen Schrift unverträgliche Spielerei zu protestiren, und zu erklären, daß der gute Zweck, Bekanntschaft mit der heiligen Schrift zu befördern, nicht ohne Weiteres jedes Mittel dazu rechtfertigt.

(Schluß folgt.)

---

*) Besonders auch wegen der vielen Fremdwörter, an deren Stelle meist eben so gut Deutsche hätten können gebraucht werden.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

Evangelische Kirchen-Zeitung.

Berlin 1838. Sonnabend den 29. December. № 104.

Übersichtliche Anzeige christlicher Kinderschriften.

(Schluß.)

II. Heiliges Land und heilige Geschichte.

Das Bereich, auf welches wir jetzt zu sprechen kommen, wird in der neuesten Zeit zum Nutz und Frommen der lieben Jugend sehr fleißig angebaut, bietet aber noch für lange Zeit die reichste Ausbeute. Wir übergehen hier dem Plane gemäß die mehr zum Schulgebrauch bestimmten Bücher, und bleiben bei den eigentlichen Lesebüchern. Zuvörderst bringen wir zwei ältere hieher gehörige Schriften in Erinnerung. Sie sind zwar zunächst nicht grade für die Jugend bestimmt, es erfordert auch, namentlich die erstere, schon mancherlei Kenntnisse; eignen sich aber sehr zu einem Geschenke für die confirmirte Jugend und zum gemeinsamen Lesen in christlichen Familienkreisen, wo der Hausvater oder Lehrer durch mündliche Belehrung ergänzen kann, was wegen Mangels an historischen Kenntnissen den Jüngeren unverständlich bleibt. Es sind die zwei Schriften von Strauß.

1. Helon's Wallfahrt nach Jerusalem. Hundert und und neun Jahr vor der Geburt unseres Herrn. 4 Bändchen. Elberfeld bei Büschler, 1820.
2. Die Taufe im Jordan. Aus dem zweiten Jahrhundert der christlichen Kirche. Ebendas. 1822.

Für die, gewiß nur wenigen Leser, welche mit diesen Schriften noch nicht bekannt sind, eine kurze Angabe dessen, was sie darin zu suchen haben. Nr. 1. „enthält ein Gemälde von dem jüdischen Volke, wie wir uns sein kirchliches, bürgerliches und häusliches Leben in der Zeit, wo die Erscheinung unseres Herrn nahe war, vorstellen. Ein junger, in damaliger Griechischer Weisheit gebildeter Jude ist auf einem der höheren Wendepunkte des Lebens zum Gesetz Jehova's zurückgekehrt. Er will das Gesetz vollkommen erfüllen und da er meint, daß ihm das nur in dem Lande seiner Väter, vor dem Altare Jehova's gelingen werde, reiset er von Alexandrien, wo er geboren und erzogen wurde, mit seinem Oheim nach Jerusalem, hält sich das halbe Jahr, in das die Feste fallen, im gelobten Lande auf, wird Priester und Ehegatte und gelangt durch mannichfache Führungen und Erfahrungen zu der Überzeugung, daß der Friede der Seele nur in dem Glauben an den verheißenen Trost Israels zu finden sey." — „Es ist bekannt, daß der Mangel einer lebendigen Anschauung des Landes, des Volkes und der Zeit manche Leser der heiligen Schrift bald hindert, bald irre führt, bald gar zurückstößt. Möchte diese Schrift von dem Herrn dazu gesegnet werden, dem Buche der Bücher zu unserer Zeit mehrere und gewissere Leser zu gewinnen." Wir halten sie dazu wirklich für geeignet und finden die Verarbeitung des mächtigen Stoffes, den der Verf. zu überwältigen hatte, auch nach dem beschränkteren Plane, den er sich stecken mußte, gelungen; jedenfalls haben wir keine andere Schrift, welche einem größeren Lesekreise das gewähren könnte, was die vorliegende beabsichtigt.

Abgerundeter freilich und vollendeter ist die Schrift Nr. 2. Während Nr. 1. das Judenthum in seiner vom Herrn gebotenen Gesetzesübung und in der Person des Helon die höchste geistige Blüthe desselben, das Harren auf den Trost Israels darstellt, so zeigt dagegen diese Schrift in anschaulicher, fast dramatischer Darstellung, wie nach dem in Christo erschienenen Heil für das Israel aus dem Fleisch nur die Wahl blieb, sich entweder dieses Heil im kindlichen Glauben anzueignen oder ohne doch das Gesetz in Wahrheit noch ferner üben zu können, in den entschiedensten Gegensatz wider dasselbe zu treten. Schilderte die erste Schrift das Judenthum in seiner -- fast idealischen — Reinheit, so stellt es diese dagegen in seiner Entartung dar, zu welcher es durch jenen Gegensatz herabgesunken ist. Daneben aber auch die Eigenthümlichkeiten der aus den Juden gesammelten Christengemeinde gegenüber den Heidenchristen. Die Geschichte führt in die Jahre 134 bis 136 nach Christi Geburt, wo nach Erscheinung des falschen Messias die letzte Zerstreuung der Juden erfolgte. Ein verwaistes jüdisches Mädchen wird in dem Hause reicher Verwandten zu Tiberias hart behandelt. Bei der Nachricht von dem Auftreten des falschen Messias, Barkochba, geräth das ganze Haus, in welchem schon grimmiger Haß gegen die Römer glimmte, in fanatische Aufregung und in derselben wird Lea, die allein ein freies Gemüth in ihrer trüben Umgebung bewahrt hat, als Gotteslästerin und Nazarenerin verjagt. Sie ist Märtyrin für einen Glauben, der ihr noch ganz unbekannt und nach den Vorurtheilen, die sie von Jugend auf eingesogen, ein Gräuel ist. Auf ihrer angstvollen Flucht lernt sie den jugendlichen Trotz und den Widerspruchsgeist erkennen und bereuen, der in ihrer feindseligen Umgebung sich in ihr entwickelt und ihr Unglück hatte herbeiführen helfen. Eine alte Frau nimmt sie in ihre Hütte, die auf der Höhe über Cana, mit. Es ist eine Nazarenerin. Das stille friedliche Wesen dieser ihrer Pflegerin, die ihr bald eine Mutter wird, benimmt ihr bald ihre Scheu vor dieser Sekte; aus ihrem Munde vernimmt sie das, was einer Jüdin die Überzeugung gewähren muß, daß Jesus sey der Christ. Diese Überzeugung reift allmählig in ihr. Mit dem Blicke auf die Gegenden, wo der Herr wandelte, lesen beide zusammen das Evangelium Matthäi. Lea's ganzes Wesen wird anders. Unterdessen wüthet der Krieg im Lande und jüdische Räuber zerstören den Friedensaufenthalt der beiden Frauen. Ein christlicher Centurio sendet sie nach Pella zu der Gemeinde. Dort lernt Lea die Christengemeinschaft kennen und begehrt die Taufe. Sie empfängt sie am Osterfeste, und das Werk der Gnade schreitet mächtig in ihr fort. Aber zugleich nagt auch eine Krankheit an ihrer jugendlichen Kraft, und in dem Maaße, wie der Glaube und der himmlische Sinn in ihr wachsen, zerfällt die Leibeshülle und sie verstirbt im Glauben an den Messias der Elenden. — Man wird an diesem kurzen Abriß sehen, wie der Verf. sich vielfache Gelegenheit bereitet hat, an dem Faden dieser Erzählung die wichtigsten Züge aus der Geschichte sowohl des

vermutheilten ehemaligen Gottesvolkes als der neuen Gemeinde des Herrn anzureihen. Aber vorzüglicher noch als dies ist die schöne psychologische Entwickelung, vorzüglich in der Zeichnung der Lea und deren Veränderung durch den Christenglauben. Um deswillen ist diese Schrift besonders für die weibliche Jugend sehr zu empfehlen.

Volksbilderbibel in funfzig Darstellungen aus dem Neuen Testamente von Friedr. v. Olivier mit Text von Gotth. Heinr. v. Schubert. Gotha, bei Perthes. Preis 3 Thlr. 10 Sgr. (3 Thlr. 8 gGr.)

Vielfältig schon war das Bedürfniß einer guten Volksbilderbibel besprochen und der Mangel einer solchen gefühlt worden. Da erschien die erste Ankündigung der vorliegenden, und auch wer den theuren Zeichner noch nicht kannte, konnte aus der Art und Weise, wie er über das Werk sich aussprach, die freudige Hoffnung fassen, daß der rechte Mann dafür gefunden sey. Jetzt ist nun schon seit einiger Zeit das Werk vollständig erschienen, und obwohl es bereits in den Händen vieler unserer Leser seyn wird, so müssen wir doch, um derer willen, welche nicht Gelegenheit gehabt haben es zu sehen, und ehe sie es für ihre Kinder anschaffen, ein Urtheil darüber hören möchten, ganz kürzlich darüber berichten, aber auch nur berichten, denn eine Beurtheilung, die sehr in's Einzelne eingehen müßte, gestattet weder der Raum, auf den sich diese Anzeige billig zu beschränken hat, noch ist der Vers., als Laie in der Kunst, dazu berufen.

Diese funzig Blätter sollen sich in Ansehung des Formats dazu eignen, irgend einer größeren Bibelausgabe (etwa der Cansteinschen in gr. 8.) neben den entsprechenden Stellen beigebunden zu werden; indeß scheint uns das Format dafür schon etwas zu groß. Die Bilder (Kupferstiche) sind aus einem Sinn und Geist, und zeichnen sich, so viel darf auch ein Laie sagen, durch hohe Einfalt und Würde, ich möchte sagen, zum Theil durch einen kirchlichen Charakter, vor allen modernen Produkten aus. Sie sind historisch treu, ohne doch kirchliche oder vielmehr künstlerische Tradition ganz zu verachten, und eben deshalb können wir sie mit gutem Gewissen denjenigen Eltern empfehlen, welche den lebendigen Eindruck, den schon das Wort der heiligen Geschichte auf die Kleinen macht, durch das Bild verstärken und erhalten wollen. Der Vers. der funfzig Fabeln für Kinder (Superint. Hey in Ichtershausen) hat in dieser Beziehung den Bildern ein sehr ehrenvolles Zeugniß gegeben und den Erfolg gerühmt, welchen er von dem Gebrauch dieser Bilder in der Schule und bei sechs- bis siebenjährigen Kindern gesehen habe, und wir stimmen ihm ganz bei, wenn er sagt: „Diesen Erfolg glaube ich, neben der Wahrheit und Innigkeit der aus einem aufrichtig christlichen Herzen hervorgegangenen Bilder, hauptsächlich auch ihrer Sparsamkeit schuldig zu seyn, daß sie sich alles überflüssigen Beiwerks enthalten, sich möglichst auf die wirklich genannten und handelnden Personen beschränken und darum auch diese in einer dem kindlichen Auge zusagenden Größe geben können." *)

„Da für viele Andere, vielleicht für die Mehrzahl, zum Zwecke des Unterrichts ein, den Bildern und ihrer Eintheilung sich frei anschließender, schlicht erzählender Text ein Haupterforderniß bleibt," so ist ein solcher, nach der Harmonie der Evangelien abgefaßter, den Bildern beigegeben worden. Von diesem Texte nun billig auch noch ein Wort! Zu jedem Bilde ist eine Beschreibung des Bildes und eine Betrachtung beigegeben. Ohne zu wählen, geben wir als Probe den Text zu den beiden ersten Bildern.

*) Wer sich diese Bilder anschafft, der beachte, um für seine Kinder den rechten Gebrauch davon zu machen, doch ja, was der Schreiber der oben angeführten Worte in der jedem Exemplar beigelegten Anzeige darüber sagt.

I. Beschreibung. Luc. 1, 13.: „Fürchte dich nicht, Zacharia." Dieses Bild führt uns hinein in das Heilige des Tempels Gottes zu Jerusalem, an die Stätte des Rauchaltars, der vor dem Vorhang des Allerheiligsten steht. Es ist die Stunde des Räucherns. Zacharias, der hochbetagte, fromme Priester, steht mit dem Rauchfaß vor dem Altar, dessen vier Ecken von den Bildern der Cherubim getragen werden. *) Der Dampf steigt auf von dem entzündeten Rauchwerk; da erscheint an der rechten Seite des Altars Gabriel, der Engel, mit dem aufblühenden Stengel der Himmellilien in seiner Hand, und Zacharias erschrickt und fürchtet sich, da er den Engel sieht. — Betrachtung. Siehe da, die Pforten der unsichtbaren Welt gehen auf, ein Engel, ein starker Engel, der vor Gott, dem ewigen Könige, dem Unvergänglichen und Unsichtbaren (1 Tim. 1, 17.) steht, Gabriel tritt in Glanz gehüllt hervor. Was bedeutet diese Erscheinung? — Sie ist der Vorbote einer neuen Schöpfung, die nun bald mitten in der alten beginnen soll. Denn auch zu dieser neuen Weltschöpfung geht, wie beim Anfang der Tage, die erste Anregung aus der Welt des Unsichtbaren, aus Gott hervor, und ich würde gar nicht glauben, daß mit der Geburt von Christus, dem Herrn, eine neue Schöpfung mitten in der alten Natur begonnen habe, wenn sich nicht so kräftig, so offenbarlich, so unverkennbar die Welt des Unsichtbaren dabei geregt und bewegt hätte. — Aber warum erschrickt denn der alte Zacharias so heftig, da sich ihm die Pforten der unsichtbaren Welt aufthun und ein starker Glanz der Ewigkeit ihn umleuchtet? Bringt ihm doch der Engel nur die frohe Botschaft, sein Gebet, der Wunsch vieler vergangener Jahre, sey erhört; ein Sohn soll ihm geboren werden. — Es ist die alte Natur, es ist die Welt im Menschen, die von Gott abgefallen war, und die erst durch Christum zur Kindschaft in Gott wiedergeboren werden soll, welche so erschrickt. Denn dieser alten Natur erscheint das Angesicht des Unsichtbaren, wenn es sie nur anblickt mit den alldurchdringenden Feuerflammenaugen, nicht als das Angesicht eines Vaters, sondern als das eines Richters, der die Sündhaftigkeit der alten Natur straft. — Ich freue mich, daß mit Christus eine neue Schöpfung, eine neue Natur mitten in der alten erschienen ist, welche zu dem allmächtigen, ewigen, unsichtbaren Könige sagt: Abba, lieber Vater.

II. Beschreibung. Luc. 1, 38.: „Siehe, ich bin des Herrn Magd." Dieses zweite Bild zeigt uns abermals eine Erscheinung des Boten Gottes, Gabriel's, des erhabenen Engels, diesmal aber nicht im Heiligen des Tempels zu Jerusalem, sondern in dem einsamen kleinen Zimmer einer armen Jungfrau zu Nazareth, mit Namen Maria. Gabriel, der Engel, ist hier mit einer anderen milden Majestät angethan, als dort, wo er dem alten Zacharias erscheint; ein sanfter Glanz geht aus von seinem Angesicht; die Lilie in seiner Hand hat ihre duftenden Kelche noch weiter aufgethan, als bei der Erscheinung im Tempel. Der Anblick eines solchen Engels hat nichts an sich, vor dem man sich fürchten möchte, und die Jungfrau, welche hier vor Gottes Angesicht ihre Knie beugt, hat sich in ihrem Herzen mit der Welt der Engel schon längst bekannt und vertraut gemacht; sie fürchtet vor ihr sich nicht mehr.**) Darum nimmt sie ruhig, in stiller Ergebung die Botschaft des Engels an. „Mir geschehe," spricht sie, „wie du gesagt hast." — Betrachtung. Das Geheimniß, auf dessen Offenbarung die Völker seit Jahrtausenden mit bangem Sehnen geharret, die Väter der Verheißung in fester Zuversicht gehoffet hatten, wird hier enthüllet in klaren Worten: das große Geheimniß, daß der Sohn des Höchsten, daß Gottes Sohn, soll geboren werden aus einer Jungfrau. Selbst die heiligen Propheten,

*) Doch ist der Räucheraltar nicht der biblischen Beschreibung gemäß dargestellt.

**) Siehe aber Luc. 1, 29. 30 !

und David der Gesalbte, und Moses, haben, erfüllt von dem Geiste der Weissagung, von dem Geiste aus Gott, nur aus weiter, dunkler Ferne das geahnet, was hier der Engel einem geringen Weibe anvertraut. — Wer mag wohl die seyn, welcher vor allen Propheten und vor David und Moses solche Gnade widerfährt? — Sie nennt sich selber bei ihrem eigentlichen, rechten Namen. „Siehe," so sagt sie, „ich bin des Herrn Magd." — O schöner Name, des Herrn Magd, des Herrn Knecht zu heißen. So hat Moses geheißen, der treu Erfundene (4 Mos. 12, 7.), den der Herr erkannt hatte von Angesicht zu Angesicht; so hieß auch (nach Jes. 42, 1.) der, welcher gekommen war in die Welt, zu thun seines Vaters Willen. Ei du liebe Knechtschaft, deren Frucht die ist, daß der Mensch heilig werde und innig selig. Du bist die Einheit des liebenden Herzens mit dem Geliebten, des Ranken mit dem Weinstock, aus dessen Saft er lebt und gedeihet. — Laß das Herz nicht müde werden, zu ringen im Gebet und zu trachten nach einer solchen Knechtschaft.

Wer diese lieblichen Beschreibungen, diese innigen und sinnigen Betrachtungen liest, der erkennt bald die gesegnete Feder Schubert's, und unsere Leser werden schon nach dieser Probe die Texteszugabe zu den Bildern nicht missen wollen; sie werden aber auch ohne unsere Erinnerung sogleich bemerken, daß dieser Text etwas ganz Anderes enthält, als die Ankündigung versprochen. Die Beschreibung enthält zwar eine sehr schöne Deutung des Bildes, aber keinen „schlicht erzählenden Text," und die Betrachtung ist zwar sehr geeignet, den Beschauer des Bildes in die geistige Anschauung der dargestellten heiligen Geschichte einzuführen, aber „zum Zwecke des Unterrichts" wird sie nur entfernt förderlich seyn, wenigstens würde der sich sehr getäuscht finden, der einen unmittelbaren Gebrauch davon zu machen gedächte. Mit einem Worte, das was als Text ausgegeben wird, ist kein Text, sondern Glosse; das Bild verdient bei weitem mehr den Namen des Textes, es ist wenigstens eine möglichst treue Übersetzung des Urtextes der heiligen Geschichte in die Bilderschrift, und der Schubertsche Text ist eine schöne andeutende Randzeichnung zu diesem Bildertexte.

Der Preis dieses Werkes ist zwar im Verhältniß zu dem, was man dafür empfängt und im Verhältniß zu anderen Unternehmungen dieser Art billig zu nennen,*) indeß für eine Volksbilderbibel noch immer zu hoch, besonders wenn man erwägt, daß das A. T. hier noch ganz unberücksichtigt geblieben ist. — Da sich gewiß viele Eltern und Lehrer auch für dieses bildliche Darstellungen wünschen, so verweisen wir nochmals auf „das Reich Gottes in Bildern von Kügelgen," da dieses Werk, welches unserer Ansicht nach — einige weniger gerathene Blätter abgerechnet — dem eben angezeigten vollkommen an die Seite gesetzt werden kann, nicht die Unterstützung genossen zu haben scheint, die es verdient. Schon länger ist unseres Wissens kein Heft erschienen und die drei erschienenen erstrecken sich nur über die Geschichte des ersten Buch Mose.

Sieben und vierzig Stellen der heiligen Schrift, aus den Sitten und Gebräuchen des Morgenlandes erläutert und in schönen Holzschnitten bildlich dargestellt. Bern in der Redaktion des Christ und in Basel bei Spittler. 1836. 92 S.

Dieses Büchelchen, wahrscheinlich auch vornehmlich der Jugend bestimmt, ist wohlgemeint, und der zum Grunde liegende Gedanke ist auch sehr schön, nur ist die Ausführung weniger gelungen zu nennen, denn erstlich ist gar nicht abzusehn, was die Wahl grade dieser Stellen bestimmt habe: sie sind nach der Reihenfolge der biblischen Bücher geordnet und haben keinen weiteren Zusammenhang, so daß man auf die Vermuthung geräth, die Vignetten, welche man grade zur Hand gehabt hat, möchten die Wahl bestimmt haben. Zweitens enthält der Titel keine vollständige Wahrheit, denn viele Schriftstellen sind, wenigstens aus den Sitten des Morgenlandes, nicht erläutert, z. B. 1 Mos. 3, 14. Ps. 126, 5., Sprüchw. 30, 17., Jes. 48, 10., Matth. 5, 15. 16. Mitunter ist die Erläuterung auch sehr gewagt: z. B. wenn Röm. 7, 24. aus der Gewohnheit der Alten, die lebendigen Gefangenen an die Leichname gefallener Feinde also zu fesseln, daß sie dieselben immer mit herumschleppen mußten, erklärt wird.

Die Einrichtung ist folgende. Obenan steht die Vignette, darunter die bezügliche Schriftstelle und die Erläuterung; diese schließt mit einer Ermahnung oder Nutzanwendung, welche jedoch nicht immer ungesucht zu nennen ist (vgl. S. 13 u. 21.), und hierauf folgt gewöhnlich ein recht wohl gewählter Liedervers. Wir wollen einen der kürzeren Abschnitte zur Probe wählen:

S. 42. stellt die Vignette ein rings von Feuern umgebenes Lager dar, im Vordergrunde einen Tiger, der sich vor dem Feuer scheut. Darunter die Stelle: „Und ich will, spricht der Herr, eine feurige Mauer umher seyn und will darinnen seyn, und will mich herrlich darinnen erzeigen." Zach. 2, 5. Hiezu folgende Erläuterung: „Diese ermunternde Verheißung ward den Israeliten ertheilt, als sie noch in Babel gefangen waren [unrichtig, wenigstens ungenau!], und versicherte sie nicht nur ihrer Rückkehr nach dem theuren Jerusalem, sondern auch des göttlichen Schutzes und Segens in dieser neuzubauenden Stadt. Und sie bedurften allerdings solcher Verheißungen, um ihren Muth zur Rückkehr und zum Bau zu stärken; denn es fehlte ihnen nicht an Feinden, die sie davon abhalten und auf's Neue verderben wollten. — Ich will eine feurige Mauer umher seyn! Diese, für uns Europäer etwas sonderbar klingenden Worte spielen nämlich auf den Gebrauch der morgenländischen Hirten und Reisenden an, ihre Lager während der Nacht mit vielen Feuern zu umgeben, um die wilden Thiere davon abzuhalten, die nichts so sehr scheuen, als das Feuer. Also will der Herr seiner Gläubigen Schutz seyn." — Hierauf vier Verse des Liedes: Ach bleib mit deiner Gnade ꝛc.

Die Holzschnitte sind nicht zu verachten, aber es fehlt doch viel, daß sie „schön" genannt werden könnten; übrigens sind dieselben auch nicht neu, sondern aus England in Abgüssen zu uns herübergekommen und auch sonst schon mehrfach gebraucht worden.

Christliche Kirchengeschichte für Schulen und Familien, mit Abbildungen. 266 S. in 8. Fünfte verb. Ausg. 1835. Preis roh 15 Kr. geb. 18 Kr., in Partieen noch billiger.

Biblische Geographie für Schulen und Familien, mit Abbildungen und einer Karte des heiligen Landes. Dritte verb. Ausg. 1838. Preis roh 12 Kr., geb. 15 Kr.

Biblische Naturgeschichte für Schulen und Familien, mit Abbildungen. Dritte verb. Ausg. Preis roh 12 Kr. geb. 15 Kr.

Diese Schriften des Calwer Verlagsvereins haben durch ihre Zweckmäßigkeit und daneben außerordentliche Wohlfeilheit in kurzer Zeit so viele starke Auflagen und eine so weite Verbreitung erlebt, daß sie einer Anzeige und Empfehlung nicht erst bedürfen und daher nur der Vollständigkeit halber hier genannt werden sollen. Nur kann Ref. in Beziehung auf die christliche Kirchengeschichte den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte, so liebenswürdig auch größtentheils die Eigenthümlichkeit des Verf. ist, dieselbe in diesem Buche etwas zurücktreten, und die Geschichtserzählung, wie es ihr zusteht, eine mehr objektive Gestalt haben; es möchten ferner die Märtyrerscenen, die in dieser Zusammenhäufung der Kirchengeschichte eine gar zu düstere und blutige Farbe geben, etwas beschränkt werden; und es möchte endlich, was die Hauptsache ist, auf die Lehrunterschiede etwas mehr Gewicht gelegt werden. Mangelhaft in dieser letzteren Beziehung ist auch, obwohl sonst sehr zu empfehlen,

Die Geschichte der christlichen Kirche bearbeitet von W. Leipoldt, Pastor an der evangelischen Gemeinde Unterbarmen. Schwelm 1834,

überdem „zunächst für Schulen und Katechisationen" bestimmt.

Es bleibt daher immer noch zu wünschen, daß es neben der Barthschen eine Kirchengeschichte geben möchte, die recht eigentlich als Lesebuch der Jugend in die Hände gegeben werden möchte. Darin dürften unserer Meinung nach nicht zu viel Namen und Zahlen gehäuft, und es müßte mit Beseitigung aller Nebensachen in markigen Zügen aus dem Leben ihrer wahren Glieder die leidende und streitende, bekennende und ihrem Herrn nachfolgende Kirche Christi gezeichnet werden.

Insofern die heilige Geschichte, namentlich das Leben unseres Herrn, sich in dem Kirchenjahre und dessen Festen vor unseren Augen gleichsam

*) Wir gedenken z. B. der in Leipzig in der Baumgärtnerschen Buchhandlung erschienenen „Allgemeinen, wohlfeilen Volksbilderbibel, mit mehr als fünfhundert, in den Text eingedruckten Abbildungen," können aber dieselbe, obwohl sie nicht theurer seyn wird als die oben angezeigte, keineswegs empfehlen, denn die Abbildungen, Abgüsse von Pariser Holzschnitten, sind, mit geringen Ausnahmen, dem heiligen Gegenstande wenig entsprechend, offenbar aus den Händen von weltlichen, für solche Darstellungen ungeweihten Künstlern hervorgegangen, manchmal ganz ungehörig, überladen und karrikirt.

erneuert, so gehören unter das obenstehende Rubrum noch folgende zwei Büchelchen

1. Festbüchlein. Ein Geschenk für die christliche Jugend von M. G. Hochstetter, Pfarrer in Simmozheim. Stuttgart 1836. Balzsche Buchhandlung. 8. 58 S. 3 gGr.
2. Kleines Festbüchlein für Christenkinder. Herausgegeben von dem Calwer Verlagsverein. Mit Abbildungen. 64mo. 383 S.

Wer nach dem Titel dieser Bücher erwartet, daß darin die Idee des christlichen Kirchenjahres dargestellt und bei den einzelnen Festen die großen Thaten Gottes, die sie uns vorführen, und die ewigen Wahrheiten, die sie uns verkünden, erzählt und ausgelegt werden, also daß die Kinder schon lernen, die heiligen Feste mit der Kirche mitzufeiern,*) der wird sich in Beziehung auf Nr. 1. namentlich getäuscht finden, denn so findet sich darin nur etwa das Pfingstfest behandelt, übrigens aber greift der Verf. meist nur einen Festgedanken heraus und führt denselben, zwar oft recht geistvoll, aber auf eine Weise durch, daß man glauben muß, es sey sowohl der Erkenntniß als der Herzenserfahrung der Kinder zu viel zugemuthet. Die christlichen Feste machen nicht den Stoff des Buches aus, sondern geben vielmehr nur die Einkleidung her, und auf die bedeutsame Folge der Feste ist so wenig Rücksicht genommen, daß die Adventszeit sogar an den Schluß gesetzt ist. Mit einem Worte, wenn unser Urtheil darüber verlangt wird, das Büchlein ist recht anziehend im Einzelnen und größtentheils auch brauchbar für die Jugend; aber unbefriedigend im Ganzen.

Auch Nr. 2. kann ein Festbüchlein nur insofern heißen, als es die im Laufe des Jahres an uns vorübergehenden Festgeschichten in folgenden Abschnitten den Kindern erzählt: Das Jesuskind. Die Weisen aus dem Morgenland. Die Kinderjahre Jesu. Das Leiden Jesu. Die Auferstehung Jesu. Das Himmelfahrtsfest und das Pfingstfest. Wie schon die äußere Gestalt, so zeigt auch der Ton des Büchelchens, daß der Verf. dabei vornehmlich kleinere Kinder im Auge gehabt habe. So sehr wir nun aber auch einen kindlichen Ton zu schätzen wissen und uns aller unbilligen Mäkeleien darüber enthalten wollen, können wir doch wiederum nicht bergen, daß das Bestreben, recht anschaulich zu erzählen, den Verf. dieses Büchleins wie manchen Anderen schon verleitet hat, durch allerlei Ausschmückungen oder wenigstens Ausmalungen der Einfalt der biblischen Geschichte zu nahe zu treten. Die biblische Geschichte ist an und für sich anschaulich genug und wirkt gewiß am besten auf das Kinderherz, wenn sie möglichst mit den Worten der Schrift wiedergegeben wird; alle Erklärungen, welche nöthig, und Zwischenreden, welche ersprießlich erscheinen, müssen möglichst kurz seyn, und die zur Veranschaulichung dienenden Ausmalungen, wenn man sich derselben nicht besser ganz enthält, müssen wenigstens so gehalten seyn, daß selbst das Kind zu unterscheiden im Stande ist, was die heilige Geschichte selbst und was die menschliche Vorstellung davon sey. Jeder Lehrer wird die Erfahrung gemacht haben, daß die Kinder auch Neben- und Außendinge, und oft grade sie, bei den ihnen liebgewordenen Geschichten auffassen und wiedergeben; darum kann es bedenklich scheinen, dergleichen hinzuzufügen, wenn man den Kindern biblische Geschichten erzählt, denn einmal prägt man dieselbe auf diese Weise in einer, oft gewiß willkührlichen Form der Auffassung ihrem kindlichen Gemüthe ein, und sodann fühlt sich der Wahrheitssinn der Kinder verletzt, wenn sie in der Schrift selbst die Geschichten nicht ganz in der Art wiederfinden, wie sie ihnen erzählt worden sind. — Wenn nun in dem vorliegenden Buche die biblische Erzählung durch allerlei Zwischenreden oft weit auseinandergezogen und auch hie und da etwas zur Erläuterung gesagt wird, was bei kleinen Kindern wohl überflüssig war (z. B. daß die Herberge, worin Jesus geboren wurde, ein Khan oder Karawanserei gewesen sey, daß bei den Trümmern der Stadt Heliopolis ein Sykomorenbaum stehe, unter welchem, der Sage nach, Maria und Joseph sich über Nacht aufgehalten hätten u. s. w.), so ist wiederum auch manches Wichtige zu kurz behandelt. Wenn z. B. bei Erwähnung der Einsetzung des Abendmahls weiter nichts gesagt wird, als: „daher kommt es auch, daß in unseren christlichen Kirchen das heilige Abendmahl gefeiert und Brodt und Wein genossen wird zum Gedächtniß des Todes Jesu," so ist dies doch selbst für kleine Kinder, denen wir nicht etwa schon die ganze Abendmahlslehre vorgetragen wissen wollen, zu wenig, und muß ihnen eine Vorstellung vom heiligen Abendmahl erwecken, als sey dasselbe ein bloß äußerliches Ritus.

Hier verdient ein älteres, aber im Jahre 1828 von S. Elsner in Berlin neu aufgelegtes Festbuch mit aufgeführt zu werden:

Weihnachtsbüchlein. Ein Geschenk für Kinder, enthaltend ein und zwanzig Betrachtungen über Luc. 2, 1—40. und Matth. 2, 1—23. von Theodor Karl Georg Woltersdorf, weil. Ober-Consistorialrath und erster Prediger bei der St. Georgenkirche in Berlin.

Die einfachen, herzlichen und eindringlichen Betrachtungen dieses Buches können vorzüglich zur Vorlesung in Familienkreisen während der stillen heiligen Zeit vor und nach Weihnachten empfohlen werden, und es werden Eltern und Kinder daran sich erbauen können. Am Schlusse steht unter dem Titel: „Bethlehems erste Weihnachtsfeier." eine gleichsam dramatisirte Erzählung der Geschichte Luc. 2, 1—14., welcher der Verf. folgendes Vorwort vorauszuschicken für nöthig erachtet hat. „Wenn die biblische Geschichte so weitläuftig verfaßt seyn sollte, daß alle Nebenumstände, die dabei vorgefallen, ausführlich erzählt würden, so müßte sie ein Buch seyn, das nach der Versicherung Johannis „„die Welt nicht fassen könnte."" — Es kann also keine unnütze Beschäftigung seyn, wenn sich der Glaube manche ihm wichtige Begebenheiten mit denjenigen Umständen denkt, unter welchen sie vorgefallen seyn möchten, dabei sich in die Lage der Zeiten und Begebenheiten zu versetzen weiß, daß die Gesetze der Wahrscheinlichkeit nicht verletzt werden. Will er seine Vorstellungen nicht als Gewißheiten der Schrift an die Seite setzen, sondern bloß den Empfindungen des Glaubens gemäß denken, dann können solche Gedanken etwas Erweckendes in sich haben, was zu ähnlichen Gesinnungen ermuntern kann. — Und sollte die Geburt des Welterlösers nicht eine so wichtige Begebenheit seyn, um dem Nachdenken eines Christen Nahrung des Glaubens zu verschaffen? Hiezu und nicht zu einem spielenden Zeitvertreibe sind diese Zeilen von dem Verf. aufgesetzt; und man wird es in dieser Rücksicht nicht für einen Anachronismus oder Irrung in der Zeitrechnung ansehen, wenn den Bethlehemitischen Hirten bei ihren Anbetungen Verse aus unseren Gesängen in den Mund gelegt werden." Dem stimmt Ref. unbeschadet dessen, was oben über Darstellung der biblischen Geschichte gesagt worden ist, nun auch vollkommen bei, und er hat diese erste Weihnachtsfeier Bethlehems allezeit gern gelesen und lesen sehen; er bemerkt daher nur, daß dieselbe nur für Kinder geschrieben ist, welche die heilige Geschichte bereits genau kennen und nur angeleitet werden sollen, sich in die Zeit und Umstände, unter denen sie sich zutrug, zu versetzen. Ein schwieriger Versuch bleibt eine solche Darstellung aber immer, und auf strenge psychologische Wahrheit ist dabei noch viel mehr als auf historische Wahrscheinlichkeit zu achten.

Zum Schluß dieses Abschnittes nennen wir noch die

Biblische Poesien für Kinder vom Verf. des armen Heinrich. Mit Abbildungen. Zweite Sammlung. Stuttgart bei Steinkopf, 1838. 100 S. mit 48 Holzschnitten, steif brochirt 12 Kr.

Die erste Sammlung ist in Nr. 100. der Ev. K. Z. vom Jahre 1835 angezeigt; wir müssen aber gestehen, daß die zweite der ersten an Gehalt nicht so gleich kommt, wie dieselben äußerlich einander gleichen. Die Weise ist wohl noch dieselbe, aber die Poesie fehlt diesen Poesien zweiter Sammlung gar merklich und wir wüßten in derselben kein Gedicht, was den aus der ersten Sammlung zur Probe gegebenen an die Seite zu stellen wäre.

(Fortsetzung folgt später.)

*) Daß ein solches Buch auch nach und neben dem Krummacherschen Festbüchlein nicht überflüssig sey, wird man bei der sehr schmuckreichen und etwas weitgedehnten Darstellung dieses übrigens so werthvollen Buches anerkennen müssen. Ein solches Buch müßte nach unseren Gedanken, indem es die christlichen Feste an dem jungen Leser vorüberführt, demselben darin zugleich die ganze heilige Geschichte und den ganzen Rath Gottes zu unserer Seligkeit in einer Summa vorstellen, und zwar nicht als eine Geschichte der alten Tage und einen todten Buchstaben, sondern als etwas in der Gemeinde Christi Fortlebendes und Fortwirkendes. Wenn dieser jetzt nur der rechte Ton getroffen würde, so würde es, um es an ernstere Lektüre gewohnten Kindern lieb zu machen, nicht so vieles schmückenden Beiwerks bedürfen, als in dem Krummacherschen Buche sich findet.

Redakteur: Prof. Dr. Hengstenberg. Verleger: Ludwig Oehmigke. (Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.)

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 109568250